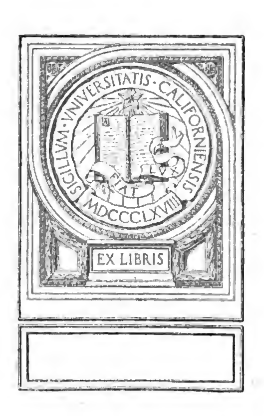
GLOBUS




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Neunundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1891.

Der **„Globus"** erscheint viermal im Monate in Nummern von je zwei Bogen, reich illustriert und mit Kartenskizzen, zum Subskriptionspreise von 12 Mark pro Band. Vierundzwanzig Nummern bilden einen Band.

Vollständige Exemplare von Band 4 — 24 können, soweit der Vorrat reicht, zum Preise von 9 Mark pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden, Band 25 — 59 zum Preise von 12 Mark pro Band. (Band 1 — 3 fehlen gänzlich.)

Friedrich Vieweg und Sohn.

Globus.

LIX. Band.

Globus.

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Neunundfünfzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1891.

Inhaltsverzeichnis des LIX. Bandes.

Europa.

Deutschland und Österreich-Ungarn. R. Andree, Die Grenzen der niederdeutschen Sprache. Mit Karte 29, 41. G. Mayer, Zur Volkskunde der Alpenländer 49. 68. Die Armenier der Bukowina 62. Deutsche Sprachinseln im ungarischen Erzgebirge 62. M. Gehre, Die Germanisierung der Litauer in Ostpreußen 110. A. Kirchhoff, Die unterste Saale keine Sprachgrenze 150. Franz Kraus, Eine elektrische Alpenbahn 158. Luserno in Tirol 160. Sophus Ruge, Die Etschquelle. Mit Karte 180. J. H. Kloos, Die Höhlen bei Rübeland im Harz. Mit Abbild. 195. 215. Die Bevölkerung von Deutschland 255. Warenverkehr Deutschlands mit seinen Kolonieen 255. B. Stehle, Münster im Gregorienthal. Mit Abbild. 264. M. Gehre, Die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen 273. Fortschritte des Deutschtums in Nordschleswig 288. H. J. Bidermann, Übersicht der Slavenreste in Tirol 292. 310. F. Kraus, Die Dollnen des Karstes. Mit Abbild. 163. F. S. Krauß, Die Fallenjagd in Bosnien 332. Die deutschen Gemeinden in Piemont 335. F. Kraus, Die Veränderungen in der Eishöhle am Beilstein. Mit Abbild. 344. B. Stehle, Volksglauben, Sitten und Gebräuche in Lothringen 377.

Großbritannien, Niederlande, Belgien, Schweiz und Skandinavien. Kaiserliche Nordfahrten. Mit Abbild. 89. H. Repsold, Die Basaltinsel Staffa. Mit Abbild. 136. J. Winkler, Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern 149. A. Pauwels, Der vlamische Sprachstreit 177. Y. Nielsen, Die lappische Völkerwanderung. Mit Abbild. und Karte 211. H. Gaidoz, Die Sprachverhältnisse in Luxemburg 246. Topographische Gestaltung des Genfer Sees 255. J. Höfer, Ein Ausflug nach Dublin. Mit Abbild. 295. 307. Die Rhätoromanen in Graubünden 384.

Frankreich, Italien, Spanien und Portugal. H. Gaidoz, Die französischen Thäler Piemonts. Mit Karte 3. Ermling, Die Sprachverhältnisse auf Malta 15. F. Koibler, Gegenwärtiger Zustand der deutschen Gemeinden am Südfuße des Monte Rosa. Mit Abbild. 38. Kultivierung der Landes in Frankreich 48. Ermling, Schädliche Winde auf Sardinien 144. Moderne Geißler in Sizilien 224. Pons y Soler, Prähistor. Bauten auf Menorca. Mit Abbild. 230. Diluviale Dünen in den Landes (Frankreich) 256. Erzherzog Ludwig Salvator über Menorca. Mit Abbild. 276. Wölfe in Frankreich 288. Aberglauben in Mittelitalien. Mit Abbild. 311.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. Die Albanesen in Griechenland 48. F. S. Krauß, Das Tättowieren bei den Südslaven mit Abbild. 72. Das Tschernosem Rußlands 109. Tschernyschows Forschungen im Petschoralande 111. P. v. Stenin, Die Tuschiner im Kaukasus 108. Spuren von Kannibalismus bei den Wotjaken 160. N. v. Seidlitz, Die Feier des Neujahrs bei den Grusinern 172. Geologisches von Thasos 191. Die Besermanen in Rußland 192. Der Hafen von Salonik 192. P. v. Stenin, Vorstellungen des russischen Volkes vom Tode 236. Missionsthätigkeit unter den Heiden Rußlands 240. Die deutschen Kolonieen in Rußland 290. Silbererzlager in Südrußland 304. F. Kanitz, Römisches und Mittelalterliches aus Kursumlje 305. Montenegros Flotte 368.

Asien.

Asiatische Türkei, Persien und Arabien. Die Juden von Tiberias 62. Das heutige Tarsus in Cilicien 94. Geologische Karte von Lesbos 174. J. P. Peters, Die Sarkophage von Sidon 250. Kieperts Spezialkarte vom westlichen Kleinasien 266. A. J. Cepp, Ein Besuch der Euphratquellen 349. Ramsays Forschungen in Kleinasien 383.

Asiatisches Rußland. Kirgisenbildnis von Krilow 21. Capus über die Vielweiberei in Russisch-Turkestan 56. V. Priklonski, Totengebräuche der Jakuten. Mit Abbild. 81. Marthe, Buddhistische Heilkunde in Sibirien 93. Prähistorisches von Ussuri 96. N. von Seidlitz, Der Selbstmord bei den Tschuktschen 111. Die große sibirische Eisenbahn 192. Russische Ansiedelungen an der Anadyrmündung 192. Aibughir redivivus 272.

Britisch-Indien. Frühreife der Hindumädchen 61. Straßen- und Eisenbahnbauten in Kaschmir 63. Aberglauben contra Aberglauben in Indien 64. Legenden und Fabeln aus Tschitral 48. Alte Goldbergwerke in Maisur 96. Der südindische Staat Maisur 176. Der Übergang Birmas vom Barrenverkehr zum Münzwesen 107. Todesfälle durch Schlangenbisse in Indien 124. Der Theebau auf Ceylon 144. Ph. Lenz, Indische Kinderheiraten 199. 240. Die Barbiere von Bombay 208. Die Kohlenfelder Birmas 208. Annektierung Maneils durch die Engländer 240. Die Einwohnerzahl Britisch-Indiens 286. Die Einwohnerzahl Birmas 288. Manipur 303. Das indische Mundschloß. Mit Abbild. 364. Die Schlangenverehrung in Indien 384. Vorgeschichtliches aus Maisur 384.

Siam. Der Hof von Siam und seine Kulturbestrebungen. Mit Abbild. 169. Eisenbahn auf der malaiischen Halbinsel 256.

Zentralasiatische Chanate. Littledales Reise über den Pamir nach Kaschmir 45. Die Künste bei den Siaposch 224. Grombtschewskis Reisen in Hochasien. Mit Karte 70.

Niederländisch-Indien und Philippinen. C. W. Pleyte, Indonesisches Feuerzeug. Mit Abbild. 52. Kropf und Kretinismus im Indischen Archipel 103. C. Roth, Die Pflanzen- und Tierwelt auf der Ostküste Sumatras 109. Die heidnischen Stämme der Inseln Panay und Samar 160. F. Blumentritt, Die Eingeborenen von Palawan und der Calamianen 166. 181. H. Sundermann, Der Kultus der Niasser. Mit Abbild. 370.

Chinesisches Reich. Chinesisches Urteil über europäische Wissenschaft 63. Nin Yuan, der neue Name für Kuldscha 64. Die Regierung in Tibet 144. Bonvalots Reise nach Tibet und quer durch Asien 145. Erste Eisenbahn auf Formosa 160. Kindbettaberglauben der Chinesen 175. Eine untergegangene Stadt in Ostturkestan 208. Aufklärung über das chinesische Wachsinsekt 223. E. F. Caspari, Die Grabstätte des Kaisers Yung-Lo. Mit Abbild. 248. Zentralasiatische Reise der Brüder Grum-Grschimailo 256. Schwierigkeiten des Telegraphenbaus in Yünnan 287.

Japan. W. Sievers, Beschreibung der japanischen Inseln von einem Japaner 15. Auf japanische Art 59. Das Leichenverbrennungssystem in Japan 96. Die Einwohnerzahl Japans 208. O. Warburgs Forschungen auf den Liu-kiu-Inseln 266. Die Zahl der Ainos auf Jeso 288. Reste des alten japanischen Christentums 304. Der wirtschaftliche Fortschritt Japans 320. Verkehr zwischen Japan und den Vereinigten Staaten 335. Reaktion in Japan 336.

Afrika.

Allgemeines. Die Farbenabstufungen der Neger 80. E. G. Ravenstein, Areal und Bevölkerung Afrikas 263. Katholische Missionen in Afrika 288. Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas. Mit Abbild. 325. Die Baumwollenkultur in den deutschen Kolonieen 352. Französische Expeditionen in Zentralafrika (Dybowski) 368.

Nordafrika und die Sahara. Französisch-arabische Mischsprache in Algerien 62. Das spanische Saharagebiet 143.

Die Spanier in Oran 160. F. Regel, Die Denudation der Wüste. Mit Abbild. 233. H. Seidel, Neue Portugiesische Kolonialkarten 234. Abkürzung der Schiffahrt im Suezkanal 304.

Senegambien und Westsudan. Die Schiffbarkeit des Niger 78.

Oberguinea mit Kamerun. Kälte in Kamerun 16. Repatriation westafrikanischer Neger 47. Zintgraffs Expedition im Hinterlande von Kamerun 127. 287. Ludwig Wolfs letzte Reise im Norden von Dahomé. Mit Karte 129. Der Haushund in Assinie 144. Kindermord in Assinie 176. Morgens Reise im Hinterlande von Kamerun 272. 367. Büttikofer über die Liberianer 253.

Niederguinea, Kongostaat, Portugiesisch-Westafrika. J. Cholets Reise auf dem Sangha. Mit Karte 58. Der Handel des Kongostaats 112. F. Blumentritt, Spanisch-Guinea 139. Die Entwickelung der Sinne bei den Gabunesen 224. A. Scobel, Die Erforschung der Wasserläufe des nördlichen Kongogebietes. Mit Karte 225. Crampels Besuch beim Zwergstamme der Bayaga 237. Katangas Metallreichtum 239. Reisen Valeros in Spanisch-Guinea 160. Die Fremden im Congostaate 368.

Südafrika. Das Rätsel von Simbabje. Mit Abbild. 13. Chinesen in Kimberley 64. Kamele in Südwestafrika 48. Südafrikanische Flußgeister 239. Holubs Reise zu den Maschukulumbe. Mit Abbild. 243. Bastardland 384.

Ostafrika, Abessinien, Ostsudan. Emin Paschas Elfenbein 32. Emil Mayr, Die Südgrenze von Deutsch-Ostafrika. Mit Karte 35. Die Tropfsteinhöhlen bei Tanga, Ostafrika 111. Brichettis Reise im afrikanischen Osthorn 127. Die Entwickelung Dar-es-Salams 143. Die Entwickelung Bagamoyos 143. Die deutsche Emin Pascha-Expedition unter K. Peters. Mit Abbild. 151. Lugards Reise im Hinterlande von Mombas 159. Jacksons und Gedges Reise nach Usoga 159. Der Rikwasee 224. Die englisch-italienische Einflußlinie in Ostafrika 255. 319. Maschkows Expedition nach Abessinien 256. R. Andree, Tippu Tip. Mit Bildnis 284. Die Missionen am Kilimandscharo 288. H. Meyers Ostafrikanische Gletscherfahrten 60. Eisenbahn von Tanga nach Usambara 336. Schwankungen des Tanganjikasees 336. Deutscher Dampfer auf dem Viktoriasee 368. Ethnographisches von den Negern am Niassasee 383. Die Steinzeit Abessiniens 383.

Madagaskar. Das Neujahrsbad der Königin 79. Catats und Maistres Reisen. Mit Karte 123. Besteigung des Ambondrombo 160.

Amerika.

Allgemeines. S. Ruge, Die äußersten Punkte der Neuen Welt. Mit Karte 1. Derselbe, Die äußersten Ostpunkte der Neuen Welt 270.

Britisch-Nordamerika u. Alaska. Fruchtbarkeit der französischen Kanadier 62. Verschwinden von Sable-Island 62. Franz Boas, Ein Besuch in Viktoria auf Vancouver 75. Politische Bewegung unter den Indianern Kanadas 80. Die Isländer in Manitoba 96. Die Hilfsquellen Alaskas 304.

Vereinigte Staaten. Walter J. Hoffman, Ursachen des Indianerkrieges 33. Zurückweichen der Niagarafälle 48. W. Kobelt, Der Monosee in Kalifornien 91. El Morro, ein Inschriftfelsen in Neumexiko. Mit Abbild. 104. 207. Dr. C. Steffens, Übersicht der nordamerikanischen Indianerkriege 106. Das Wort Irokese 112. Die Entstehung der großen Seen Nordamerikas 128. Der „große Geist“ der Indianer 174. Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten 175. Erforschung des Totentales in Kalifornien 207. Versunkene Wälder an der Ostküste Nordamerikas 239. Die Eisenerzeugung in den Vereinigten Staaten 320. Die Beziehungen der Neger und Rothäute 207. Ernst Krause, Die Wälder Virginiens unter dem Einflusse der Kultur 353. Zensus der Neger in den Vereinigten Staaten 366. Lieben die Amerikaner Blumen 383.

Mexiko und Mittelamerika. Der Name Anahuac 16. Hermann Strebel (Mexikanische Altertümer). Mit Bildnis 17. Die Cliff-dwellers in Chihuahua 96. D. G. Brinton, Das Heidentum in Yukatan 97. Die Altertümer Chiriquis. Mit Abbild. 219. 227. Die Revilla-Gigedo-Inseln 240. Schellhas Studien über Mayaaltertümer 256. H. Becker, Der Kanal von Nikaragua 331. Die Deutschen in Mexiko 336.

Westindien. Die Farbigen auf Haiti und Jamaika 158. Dr. W. Kobelt, Sharps Besteigung des Vulkans von St. Vincent 173.

Südamerika. Die erste transkontinentale Eisenbahn Südamerikas 80. Coudreaus Forschungen in Französisch-Guiana 80. Die Salpeterlager Chiles 95. W. Kobelt, Ameghinos Forschungen in den Argentinischen Pampas 113. 132. H. Polakowski, Chilenische Kolonieen im Araukanerlande 175. Aussätzige in Agua di Dios (Colombia) 192. H. Kunz, Die chilenische Provinz Tarapaca 241. Erforschung des Mar Chiquita (Argentinien) 256. Altperuanische Schädelmasken 320. W. Joest, Angebliches Mittel gegen Schlangengift in Surinam 358. Roussons Reise im Feuerland 383.

Australien und Ozeanien.

Das Festland. Albinos in Australien 32. Die Kaninchenplage in Australien 95. Einwanderung in die australischen Kolonieen 144. Die Vereinigten Staaten von Australien 287. Howitt, Über die Gruppenehe der Australier 346.

Die Inseln. R. Andree, Holzfiguren von den Salomoinseln. Mit Abbild. 6. Maori und Moa als Zeitgenossen 64. Dana, Über die Vulkane Hawaiis 45. Die Datumsgrenze in der Südsee 111. Tauben als Pflanzenverbreiter in der Südsee 112. H. Greffrath, Britisch-Neu-Guinea 1889 bis 1890 127. Derselbe, Der St. Josephs Distrikt in Britisch-Neu-Guinea 143. Meteorologische Stationen in der Südsee 208. H. Seidel, Das Atoll Nissan und seine Nachbarn 247. Lauterbachs Forschungen in Kaiser-Wilhelmsland 287. H. Seidel, Die Erforschung der Purdy-Inseln 303. Lord Howe-Insel 319. R. v. Lendenfeld, Das südneuseeländische Tafelland. Mit Abbildungen 356, 375. Einige Bemerkungen über die Fidschi-Inseln. Mit Abbild. 327. Handel der Samoainseln 336.

Polargebiete.

Wegweiser zum Nordpol 43. Deutsche Expedition nach Westgrönland 112. Die beabsichtigte Südpolarexpedition 116. Neue Fahrten zur See nach Sibirien 126. Pearys Expedition nach Nordgrönland 240. R. Andree, Die Skulpturen der Eskimos. Mit Abbild. 348. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland 352.

Hydrographie. Ozeane.

Tiefseeforschungen im Schwarzen Meere 31. Tiefseeforschungen im östlichen Mittelmeere 140. Planktonstudien 142. 205. Die Niveauschwankungen des Kaspischen Meeres 238. Die Wärmeverhältnisse des Mittelländischen Meeres 382. Das kalte Auftriebwasser an der Ostseite des Atlantischen und an der Westseite des Nordindischen Ozeans 382.

Meteorologie und Mathematische Geographie.

Blanford über die Entstehung tropischer Cyklone 45. Meteorologische Stationen in der Südsee 208. Prechts Synchronoskop 176. Schädliche Winde auf Sizilien 144. Kälte in Kamerun 16. van Bebber, Die Wettervorhersage 286. Wislicenus, Geographische Ortsbestimmungen 286. Die Datumsgrenze in der Südsee 111. Neue magnetische Aufnahme Österreichs 319.

Geologie.

A. Sauer, Gegenwärtiger Stand der Lößfrage in Deutschland. Mit Abbild. 24. Derselbe, Schwarzwaldgletscher und Lößbildung der oberrheinischen Tiefebene 204. Derselbe, Vordiluviale Glacialerscheinungen 59. Die Salpeterlager Chiles 95. Das Tschernosem Rußlands 109. W. Kobelt, Ameghinos Forschungen in den Argentinischen Pampas 113. 132. Dr. W. Sievers, Die Entstehung der Koralleninseln 125. Die ehemalige nördliche Ausdehnung des Kaspischen Sees 128. Das Alter des Uralgebirges 128. H. Repsold, die Basaltinsel Staffa. Mit Abbild. 136. F. Kraus, Die Dolinen des Karstes 163. Geologisches von der Insel Thasos 174. J. H. Kloos, Die Höhlen bei Rübeland im Harze. Mit Abbild. 195. 215. Schwefellager in Transkaspien 224. F. Regel, Die Denudation der Wüste. Mit Abbild. 233. Versunkene Wälder an der Ostküste Nordamerikas 239. Diluviale Dünen in den Landes (Frankreich) 256. Thätigkeit der geolog. Reichsanstalt in Wien 271. A. Kirchhoff, Tundren und Steppen im diluvialen Deutschland 65. Silbererzlager in Südrußland 304. Alte Goldbergwerke in Maisur (Indien) 96. Geologische Karte von Lesbos 174. Gürich, Geologische Karte von Schlesien 61. Toyokitsi Harada, Geologie Japans 15. Tropfsteinhöhlen bei Tanga (Ostafrika) 111. Dana über die Vulkane Hawaiis 45. Fossile Elefanten vom Mont Dol 320. R. v. Lendenfeld, Das südneuseeländische Tafelland. Mit Abbild. 356. A. Sauer, Eiszeit vor der Eiszeit. Mit Abbild. 363.

Botanik und Zoologie.

E. Roth, Pflanzen- und Tierwelt auf der Ostküste Sumatras 109. Tauben als Pflanzenverbreiter in der Südsee 112. Die Kaninchenplage in Australien 95. Heuschreckenschwärme über dem Roten Meere 96. Der Haushund in Assinie (Westafrika) 144. Die Steinböcke in Graubünden 176. Schlangenplage auf den Liu-kiu-Inseln 192. Podomostaceae in Britisch-Guiana 207. Aufklärung über das chinesische Wachsinsekt 223. J. v. Hoerne, Landferne Schmetterlinge über dem südatlantischen Ozeane. Mit Karte 209. Wölfe in Frankreich 288. Todesfälle durch Schlangenbisse in Indien 124. Kamele in Südwestafrika 48. Drudes Handbuch der Pflanzengeographie 60. Plankton-Studien (Haeckel und Brandt) 142. 205. Die Baumwollenkultur in den deutschen Kolonieen 352. Dr. Ernst Krause, Die Wälder Virginiens unter dem Einflusse der Kultur 353.

Anthropologie.

Seggets Brustmessungen bei bayerischen Soldaten 112. Die künstliche Verunstaltung der Köpfe in Europa. Mit Abbild. 118. Die angebliche Leichtigkeit des Gebärens bei den Naturvölkern 191. Anthropologie der Prostituierten 31. Albinos in Australien 32. Ammons Anthropol. Statistik von Baden 51. Frühreife der Hindumädchen 61. Fruchtbarkeit der französischen Kanadier 62. Die Farbenabstufungen der Neger 80. Entwickelung der Sinne bei den Gabunesen 224. Die Sterblichkeit französischer Soldaten in den Kolonieen 46. Die Vererbung der Taubheit 362. Neue Forschungen über die Dauerbarkeit der Menschenrassen 381.

Urgeschichte.

Dr. M. Hoernes, Zur Archäologie des Eisens in Nordeuropa 19. Altersfolge der Feuerzeuge 62. Preise prähistorischer Altertümer 62. Prähistorische trepanierte Schädel aus Dänemark 48. Prähistorisches vom Ussuri 96. Ameghinos Forschungen in den Argentinischen Pampas 113. 132. C. Mehlis, Vorgeschichtliches aus Reichenhall 171. v. Chlingensperg, Vorgeschichtliches aus Reichenhall 252. J. Pons y Soler, Prähistorische Bauten auf Menorca. Mit Abbild. 230. Die gefälschten Bronzen von Sinj 272. Die Knochenlager von Ixelles (Belgien) 286. Munro, Über die Pfahlbauten Europas 142. Hostmanns Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie 141. Die vorgeschichtliche Anlage Roms 320. M. Hoernes, Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur 321. B. Prikonski, Bronzenes Wildschaf aus einem Minusinsker Kurgane 364. Der Burgwall von Gornij Poplat. Mit Abbild. 365. J. H. Kloos, Jadeitbeilchen aus Braunschweig 374. Die Steinzeit Abessiniens 383. Vorgeschichtliches aus Maisur (Indien) 384.

Ethnologie und Soziologie.

G. A. Wilken, Die Ehen zwischen Blutsverwandten 8. 20. 35. Capus über Vielweiberei in Russisch-Turkestan 56. F. v. Hellwald, Der Tanz im Lichte der Völkerkunde 100. 120. M. Haberlandt, Die Litteraturen des Orients 85. A. Jacobsen, Nordwestamerikanisch-polynesische Analogieen 161. G. Schultheiß, Anthropologie und Geschichte 193. 211. 261. 280. Ph. Lenz, Indische Kinderheiraten 195. A. H. Post, Ethnologische Gedanken 289. H. Schurtz, Die Milderung des menschlichen Charakters vom Standpunkte der Ethnologie 299. A. H. Post, Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft 253. H. Schurtz, Über die Philosophie der Tracht 285. Howitt, Über die Gruppenehe der Australier 346. H. Sundermann, Der Kultus der Niasser. Mit Abbild. 369.

Spezielle Ethnographie.

R. Andree, Holzfiguren von den Salomoinseln. Mit Abbild. 6. Kirgisenbildnis von Kritow 21. 32. G. Meyer, Zur Volkskunde der Alpenländer 49. 70. C. M. Pleyte, Indonesisches Feuerzeug. Mit Abbild. 52. Die Juden von Tiberias 62. Maori und Moa als Zeitgenossen 64. F. S. Krauß, Das Tättowieren bei den Südslaven. Mit Abbild. 72. Y. Nielsen, Die lappische Völkerwanderung. Mit Abbild. u. Karte. 211. Die Altertümer Chiriquis. Mit Abbild. 219. H. J. Bidermann, Die Slavenreste in Tirol 292. F. S. Krauß, Slavische Feuerbohrer 140. 317. Spuren des Kannibalismus bei den Wotjaken 160. J. Blumentritt, Die Eingeborenen der Insel Palawan und der Calamianen 166. 181. Die Zahl der Indianer in den Verein. Staaten 175. Die Bessermianer in Rußland 192. Die Beziehungen der Neger und Rothäute 207. Die Künste bei den Siaposch (Zentralasien) 224. B. Prikonski, Totengebräuche der Jakuten. Mit Abbild. 81. R. v. Seidlitz, Der Selbstmord bei den Tschuktschen 111. Crampels Besuch beim Zwergstamme der Bayagas 237. A. Jakobsen, Amerikanische und sibirische Nephritgeräte. Mit Abbild. 314. Das Zeichnen der Naturvölker 320. Übertragung von Ornamenten von Volk zu Volk 320. R. Andree, Die Skulpturen der Eskimos. Mit Abbild. 348. Das indische Mundschloß. Mit Abbild. 365. Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken 383. Die Schlangenverehrung in Indien 384.

Volkskunde (Folklore).

Kaukasische Volkssagen von den Cyklopen 160. R. v. Seidlitz, Die Feier des Neujahrs bei den Grusinern 172. Der „große Geist“ der Indianer 174. Kindbettaberglauben der Chinesen 175. Kindermord in Assinie (Westafrika) 176. R. Andree, Die Flutsagen 187. F. v. Andrian, Der Höhenkultus 205. Gegen Nasenbluten und Blutflüsse 208. 304. Moderne Geißler in Sizilien 224. P. v. Stenin, Vorstellungen des russischen Volkes vom Tode 236. Südafrikanische Flußgeister 239. H. Wlislocki, Amulette und Zauberapparat der ungarischen Zeltzigeuner. Mit Abbild. 257. F. Kaibter, Die Leichenbretter. Mit Abbild. 184. Westfalens Schinken u. Pumpernickel 203. Aberglauben contra Aberglauben in Indien 64. Legenden und Fabeln aus Tschitral (Innerasien) 48. Brezvić südslavische Volkserzählungen 252. Böhmischer Jagdaberglauben 61. Karsikot, die entästeten Bäume in Finnland 313. Aberglaube in Mittelitalien. Mit Abbild. 341. Heilige Haine der Finnen 350. B. Stehle, Volksglauben und Sitte in Lothringen 377.

Sprachliches.

Der Tschinuk Jargon 47. Die Bedeutung des Wortes Tabak 78. Das Wort Irokese 112. H. Polakowsky, Eine spanische Ansicht über die Zukunft der spanischen Sprache 93. R. Andree, Die Grenzen der niederdeutschen Sprache. Mit Karte 29. 41. J. Winkler, Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern 149. A. Kirchhoff, Die unterste Saale keine Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch 150. A. Pauwels, Der vlamische Sprachstreit 177. Die Tiber oder der Tiber? 171. Verwendung des Phonographen bei der Aufnahme von Sprachen 239. Das Winnebago-Alphabet 239. H. Gaidoz, Die Sprachverhältnisse in Luxemburg 246. Französisch-arabische Mischsprache in Algerien 62. Der Name Anahuac 16.

Biographieen. Nekrologe.

Dr. Wilhelm Stricker † 272. Camille Colquihat † 272. R. Andree, Tippu Tip. Mit Bildnis 281. Hermann Strebel. Mit Bildnis 17. Professor H. Handelmann † 335. H. Strebel, Erinnerungen an Dr. Berendt. Mit Bildnis 337. Raimondis Nachlaß 352. J. E. Hilgard † 368. Denkmal für Sir R. Burton 384.

Karten.

Europa. Die französischen Alpenthäler Piemonts (1:1000000) 5. R. Andree, Die Südgrenze der niederdeutschen Sprache (1:1500000), Beilage zu Nr. 2. Y. Nielsen, Ehemalige Grenzen und Vordringen der Lappen in Norwegen (1:6000000) 213. Die Etschquelle (1:150000) 180.

Asien. Grombtschewskis Reisen in Hochasien von Emil Mayr (1:3500000) 71. Bonvalots Reise vom Lobnor bis Lhassa (1:10750000) 148.

Afrika. Der Sangha, Nebenfluß des Kongo (1:5000000) 58. Emil Mayr, Die deutsch-englische Grenze zwischen Niassa- und Tanganjikasee (1:2500000) 35. Catats und Maistres Reisen auf Madagaskar (1:10620000) 124. L. Wolfs Reise im Hinterlande des Togogebietes (1:4000000) 130. Der Ubangi Uëlle und andre nördliche Kongozuflüsse (1:6000000) 225.

Amerika. Der nördlichste Punkt Amerikas 2.

Allgemeine. Südatlantischer Ozean mit der Verbreitung landferner Schmetterlinge 269.

Abbildungen.

Europa. Gressoney mit dem Monte Rosa 39. Die Fälle von Gjegnalund, Norwegen 89. Briksdalebrae, Norwegen 89. Rödö, Norwegen 90. Wohnhaus auf Karlsö, Norwegen 90. Staffa von Süden 136. Staffa vom Gipfel aus 137. Die Fingalshöhle (Staffa) 138. Dolinen

des Karstes (3 Abbild.) 164. Leichenbretter im bayerischen Walde 185. Aus der Hermannshöhle im Harz (4 Abbild.) 196. 216. Lappischer Löffel, Lappischer Glockenkranz und Lappische Tasche 211. 212. Prähistorische Bauten auf Menorca (4 Abbild.) 230. 231. 232. Münster im Elsaß 265. Die Gruppe des Toro, Menorca 277. Mündung des Sta Galdana, Menorca 277. Formatjades, Menorca 279. Avias Cuaremas, Menorca 280. Das Auge Irlands, Bai von Dublin 296. Sackville-Street in Dublin 297. Der Liffey in Dublin 308. Die Kirche St. Patrick in Dublin 309. Die Eishöhle am Beilstein. Ansicht und Pläne 344.

Asien. Kirgisenbildnis 21. Indonesische Feuerzeuge 53. 54. 55. Jakutische Grabstätten 84. Der König von Siam 169. Die Königin von Siam 170. Der Kronprinz von Siam 170. Das Grab des Kaisers Yung Lo, China 249. Das indische Mundschloß 365. Häuptlingsthron von Nias 372. Opfernder Priester von Nias 373.

Afrika. Die Ruinen von Simbabje, Südafrika 13. Die Landschaft am Tana 152. Der Kenia 153. Die Teleki-Felsen 156. Dr. Peters auf dem Viktoriasee 157. Die Franz-Josefs-Berge im Maschukulumbelande 243. Maschukulumbetypen 244. Maschukulumbehütten 245. Kornbehälter der Maschukulumbe 245. Tippu Tip 284. Der Wißmannfall des Kassai 325.

Amerika. El Morro, Inschriftfelsen in Neu-Mexiko 105. Sintflutbericht der Algonquins 189. Altertümer von Chiriqui (12 Abbild.) 220. 228.

Australien und Ozeanien. Holzfiguren von den Salomoinseln 7. Fahrzeuge der Fidschi-Insulaner 328. Fidschi-Dorf 329. Fidschi-Insulanerin 330. Remarkable Mountains und Humboldt-Berg in Neuseeland 357. Der Franz Josephs-Gletscher, Neuseeland 376.

Geologisches. Kantengeschiebe 26. Unterelsässische Diluvialterrassen 28. Staffa, Basaltbildungen 136 bis 138. Dolinen des Karstes 164. 165. Partieen aus der Hermannshöhle im Harz 196. 216. Höhlenbär 217. Abtragung eines Gebirges in der Wüste 234. Pilzfelsen in der Wüste 234. Die Eishöhle am Beilstein, Ansicht und Pläne 344. Felde von Moränenkonglomerat am Varangerfjord 363. Moränenkonglomerat über Sandstein mit eisgeschrammter Oberfläche 363.

Urgeschichte, Anthropologie, Völkerkunde. Südslavische Tättowierungen 71. Schädelprofil einer Toulouserin 118. Profile von Franzosen mit künstlich verunstalteten Schädeln 119. Prähistorische Bauten auf Menorca 230 bis 232. Zigeunerische Amulette 258. Zigeunerische Dämonenbilder 260. Amerikanische und sibirische Nephritgeräte 316. Polnischer Feuerbohrer 318. Italienische Tättowierungen 342. Von Eskimos geschnitzte Köpfe 348. Bronzenes Wildschaf von Minusinsk 364. Burgwall von Gornij Poplat 365. Jadeitbeilchen aus Braunschweig 374.

Bildnisse. Hermann Strebel 17. Prinz Heinrich von Orléans 115. Gabriel Bonvalot 115. Tippu Tip 281. Karl Herm. Berendt 337.

Bücherschau.

Andrian, F. v., Der Höhenkultus 205.
Bebber, W. van, Die Wettervorhersage 286.
Brandt, K., Häckels Ansichten über die Plankton-Expedition 205.
Brinton, D. G., The American Race 351.
Büttikofer, J., Reisebilder aus Liberia 253.
Dana, J., Characteristics of Volcanoes 45.
Drude, O., Pflanzengeographie 60.
Greinz und Kapferer, Schnadahüpfeln 49.
Gürich, G., Geologische Karte von Schlesien 61.
Güßfeldt, P., Kaiser Wilhelms II. Reisen 89.
Hale, H., Oregon Trade Language 47.
Häckel, E., Plankton-Studien 142.
Holub, E., Ins Land der Maschukulumbe 213.
Hörmann, L. v., Grabschriften. Haussprüche 49.
Hostmann, Chr., Vorgeschichtliche Archäologie 141.
Jedina, L. v., An Asiens Küsten 169.
Inazo Nitobe, Intercourse between the U. S. and Japan 335.
Kiepert, H., Spezialkarte von Kleinasien 206.
Langenbeck, R., Entstehung der Koralleninseln 125.
Ludwig Salvator, Die Balearen 276.
Μηλιαράκης Ἀντών. Νεοελληνική γεωγραφική φιλολογία κτλ. Ἐν Ἀθήναις 367.
Meyer, H., Ostafrikanische Gletscherfahrten 60.
Munro, R., The Lake Dwellings of Europe 142.
Nansen, F., Auf Schneeschuhen durch Grönland 352.
Nehring, A., Über Tundren u. Steppen 65.
Neumann, L., Die deutschen Gemeinden in Piemont 335.
Observatorien, die königlichen, für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam 366.
Peters, K., Die Emin Pascha-Expedition 151.
Post, A. H., Allgemeine Rechtswissenschaft 253.
Russell, W. H., A Visit to Chile 95.
Sauer, A., Über die äolische Entstehung des Löß 25.
Schleinitz, v., Die Forschungsreise der Gazelle 333.
Schumacher, E., Bildung des oberrheinischen Tieflandes 25.
Schurtz, H., Philosophie der Tracht 285.
Strebel, H., Alt-Mexiko 18.
Steinmann, G., Pleistocän und Pliocän von Freiburg 201.
Tarnowsky, P., Étude anthropométrique sur les prostituées 31.
Toyokitsi Harada, Die japanischen Inseln 15.
Strčović, Narodne pripovijesti 252.
Walther, J., Die Denudation der Wüste 233.
Wislicenus, W., Geographische Ortsbestimmungen 286.
Wißmann, H. v., Zweite Durchquerung Afrikas 325.
Zibrt, Č., Myslivecké pověry 61.

Mitarbeiter.

Andree, R. 6. 29. 41. 60. 187. 251. 285. 334. 348.
Becker, H. 331.
Bidermann, H. J. 292. 310.
Blumentritt, F. 139. 166. 181.
Boas, F. 75.
Brinton, D. G. 97.
Caspari, C. F. 248.
Cepp, A. J. 319.
Ehlingesperg-Berg, v. 252.
Dahl, Fr. 205.
Emling 15. 144.
Gaidoz, H. 3. 246.
Gehre, M. 273.
Goerne, J. v. 269.
Greffrath, H. 127. 143.
Gruß, G. 286. 335.
Günther, S. 286.
Haberlandt, M. 85.
Hellwald, F. v. 109. 120.
Höfer, J. 295. 307.
Hoernes, M. 17. 321.
Hofmann, W. J. 33.
Jacobsen, A. 161. 314.
Joest, W. 358.
Kaidler, F. 38. 184.
Kanitz, F. 305.
Kirchhoff, A. 65. 150.
Kloos, J. H. 195. 215. 374.
Kobelt, W. 91. 113. 132. 173.
Kraus, F. 158. 162. 311.
Krause, G. 353.
Krauß, F. S. 61. 72. 140. 252. 332.
Kunz, H. 241.
Lendenfeld, R. v. 356. 375.
Lenz, Ph. 199.
Marthe, F. 93.
Mayr, E. 34. 63.
Mehlis, C. 171.
Meyer, G. 49. 70.
Nielsen, Y. 211.
Pauwels, A. 177.
Peters, J. P. 250.
Plehte, E. M. 52.
Polakowsky, H. 93. 176.
Pons y Soler, J. 230.
Post, A. H. 289.
Pritlonski, B. 81. 361.
Regel, F. 142. 243.
Repsold, H. 136.
Röll, J. 335.
Roth, F. 110.
Ruge, S. 1. 180. 269.
Sauer, A. 21. 59. 61. 204. 334. 363. 382.
Schultheiß, G. 193. 200. 261. 280. 286.
Schurtz, H. 299.
Seobel, A. 206. 225.
Seidel, H. 234. 247. 303. 325.
Seidlitz, N. v. 111. 173.
Sievers, W. 15. 125.
Stehle, B. 264. 377.
Stenin, P. v. 108. 236.
Strebel, H. 337.
Sundermann, H. 369.
Weigel, M. 141.
Wilken, G. A. 8. 29. 35.
Winkler, J. 149.
Wlislocki, H. v. 257.
Zaluski, Th. v. 32.

Bd. LIX. Globus. Nr. 1.



Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die äußersten Punkte der neuen Welt.

Von Prof. Sophus Ruge.

Der Ausdruck „Punkt" ist absichtlich gewählt, um vorläufig unentschieden zu lassen, ob damit ein Kap (Cabo) oder Point (Punta, d. h. Spitze), oder endlich ein Promontory gemeint ist. Es ist ferner noch unentschieden gelassen, ob die „Punkte" auf dem festen Lande oder auf benachbarten, zweifellos zu Amerika gehörigen Inseln liegen. Da in bezug auf diese äußersten Landesteile Amerikas noch jetzt mehr als bei den andern Erdteilen Unklarheiten herrschen, oder auch Irrtümer — und wäre es auch nur in der Schreibweise — mit unterlaufen, so will ich im folgenden diese „Punkte" bis auf die Zeit ihrer ersten Benennung zurück zu verfolgen suchen und die Berechtigung ihrer Ansprüche oder der auf ihren Namen erhobenen Ansprüche prüfen.

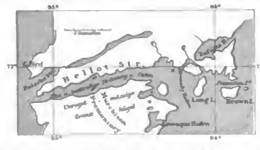
Wie man in Europa stets vom Nordkap als dem nördlichsten Vorgebirge spricht und seltener das auf dem festen Lande gelegene Nordkyn nennt, so ist es auch mit dem südlichsten Vorsprunge Amerikas bestellt. Alle Welt weis vom Kap Hoorn auf der Insel L'Hermite, aber selten wird die Südspitze Patagoniens genannt. Wir suchen dieses sogar auf der neuesten Karte Südamerikas (Stieler's Handatlas Nr. 89) vergebens. Da steht auch noch die falsche Schreibweise Horn. Ich glaube, es ist einer der verbreitetsten Fehler unter allen geographischen Namen, diesen südlichsten Felsenberg der neuen Welt bloß mit einem o zu schreiben. Dieses wild und grotesk aus dem Meere aufsteigende Kap ist 1616 von Le Maire auf einer denkwürdigen Erdumsegelung, auf der auch der heutigestages sogenannte Bismarckarchipel zuerst gesichtet wurde, entdeckt und zu Ehren der Vaterstadt des sie begleitenden Kapitäns Schouten nach der Stadt Hoorn in Nordholland benannt. Daß es nicht auf dem eigentlichen Feuerlande, sondern auf einer vorgelagerten hohen Felseninsel liegt, sah zuerst der holländische Admiral Jakob L'Hermite im Jahre 1624. Nach ihm erhielt die Insel ihren Namen.

Das südlichste Vorgebirge auf dem Festlande, also an der Nordseite der Magalhaensstraße, wurde 1587 von dem englischen Weltumsegler Thomas Cavendish Kap Froward getauft, d. h. das Trotzige. Die Franzosen haben dagegen, wie ich vermute, ursprünglich nur durch ein Versehen, eine Flüchtigkeit, Kap Forward daraus gemacht, was etwa mit dem vorderen oder äußersten Vorgebirge übersetzt werden könnte, also auch einen passenden Sinn giebt. Trotzdem muß man diese Namensform als eine unberechtigte bezeichnen. Sie findet sich schon bei Debrosses, der um 1756 schrieb. Auch der berühmte Dumont d'Urville (Voyage au Pôle Sud. Paris 1841) nennt es so und übersetzt Forward mit sourcilleux (hoch, schroff), was eher dem Ausdruck froward entspricht. d'Urville beschreibt dann (vol. I, p. 118) das Vorgebirge mit den Worten: „Le cap lui-même est un mont sourcilleux en forme de cône arrondi au sommet, s'élevant en pente très rapide du sein même de l'onde à une prodigieuse hauteur. Il est cependant dominé par des pics aigus, découpés, couverts de neiges éternelles. Der deutsche Übersetzer der Polarfahrt d'Urvilles, Külb (Darmstadt 1846, I, 149), übersetzt Forward mit „unfreundlich" und vermehrt die Konfusion, indem er auf die Karte Froward setzt. Sonst findet man in älteren Karten auch die entstellten Formen C. Frower, C. Fronart, und noch in neuerer Zeit schrieb ein englischer Admiral „Cape Frowards".

Wenden wir uns nun zum äußersten Norden des Landes. Da wird meistens als nördlichster Vorsprung des Festlandes Kap Barrow genannt. So im Lehrbuch von Guthe-Wagner (5. Aufl., 1882), Klöden (Handbuch, 4. Aufl., 1884). Stielers Handatlas hat im Laufe der Jahre seine Ansicht zweimal gewechselt. Auf den Karten aus den Jahren 1848 und 1850 (Gesamtausgabe 1851) lesen wir ganz konsequent Sp. Barrow; dagegen bürgert sich später, zuerst in Petermanns Mitteilungen 1869 (Taf. 19) und dann auch in Stielers Atlas die Form C. Barrow ein, so noch 1881 (Handatlas Nr. 78); gegenwärtig (Ausgabe 1890) ist man auf Nr. 6 zur Barrowspitze zurückgekehrt, hat aber auf Nr. 77 wieder Kap Barrow. Man sollte nun meinen, Kap Barrow sei mit Barrowspitze wiedergegeben, und es verlohne sich nicht der Mühe, darum zu streiten,

ob es so oder so heiße. Aber in diesem Falle ist es doch von Belang. Spitze entspricht dem englischen Point, der englische Name würde also Point Barrow, aber nicht C. B. sein. Es fragt sich doch vor allem, wie der Entdecker die Spitze getauft hat, und dieser — es war Kapitän Beechey 1826 — hat es Point Barrow genannt (Narrative of a voyage to the Pacific and Beering Strait I. 425), weil es eine flache Sandzunge (also kein Kap, kein Vorgebirge) ist, an der die Eisbänke sich anhäufen. An dem „low sand spit of Point Barrow" überwinterte Commandor Maguire 1851 (Osborn, discovery of the North-West-Passage, London 1856, p. 352). Wenn man sich nun noch die neueste Kartenskizze von der Umgebung des Point Barrow (Proceed. roy. geogr. Soc. 1884, p. 678) ansieht, möchte man fast fürchten, eine tüchtige Sturmflut könnte die ganze Barrowspitze wegspülen, so wenig festen Untergrund scheint sie zu haben. Auf eine solche Naturform paßt der Ausdruck Kap entschieden nicht.

Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß wir an derselben polaren Nordkante Amerikas schon ein echtes Kap Barrow besitzen und zwar am Coronationgolf östlich von der Mündung des Kupferminenflusses. Dieses Kap wurde im August 1821 von Franklin auf seiner ersten Polarreise gesehen und im Boot umfahren, ist also früher entdeckt als Point Barrow und behält seinen Namen mit vollem Recht, das andre vielgenannte darf nur Barrowspitze heißen. Warum aber wird



diese Sandspitze mit Vorliebe in den Büchern erwähnt? Ist sie der nördlichste Punkt des Festlandes? Keineswegs. Aber sie präsentiert sich so schön dem jetzt noch insellosen Eismeere gegenüber und fällt darum eher ins Auge, als der zwischen den östlicher gelegenen Arktischen Inseln versteckte nördlichste Vorsprung des amerikanischen Kontinents.

Dieser nördlichste Punkt liegt auf der Halbinsel Boothia, an der Bellotstraße. Dieser enge Sund ist 1852 durch Leutnant Kennedy entdeckt, den Lady Franklin in ihrem Schiffe Prince Albert aussandte und den der französische Leutnant Joseph René Bellot freiwillig begleitete, um die seit Jahren vermißte Expedition John Franklins aufzusuchen. Am östlichen Eingang dieser Straße war James Roß bereits 1829 gewesen und hatte Besitz von dem Lande an Possession Point genommen; aber er hatte die charakteristische Eigentümlichkeit der Gegend nicht erkannt. Während er sich von Norden her der Straße näherte, machte er die Bemerkung, man habe auch die Vermutung geäußert, daß hier zwischen unsrer Spitze (es ist Kap Garry gemeint) und dem festen Lande von Amerika ein offenes Meer sei. Am 16. August 1829 ging er an Possession Point mit allen Offizieren an die Küste, um das neu entdeckte Land förmlich in Besitz zu nehmen und um 1 Uhr wurde die Flagge mit gewöhnlicher Zeremonie gehißt. Dann stieg er auf einen etwa 30 m hohen Kalksteinhügel und erfreute sich an der schönen Aussicht über die Bai und die angrenzenden Küsten, nannte die davor liegende Insel nach der liebenswürdigen Schwester des Herrn Booth, der die Expedition ausgerüstet hatte, Brown-Insel, und das dahinter liegende Land Boothia. Daß es die nördlichste Halbinsel Amerikas sei, erkannte er nicht, nur das wurde an diesem und den folgenden Tagen festgestellt, daß die ganze Ostküste von Somerset und Boothia auf beiden Seiten der Straße niedriges, flaches, durch zahlreiche Buchten gegliedertes Land war, hinter dem das Binnenland einen vollkommenen Gegensatz bildete, indem es alle jene Schroffheit und unregelmäßige Oberfläche zeigte, die den Granit kennzeichnen.

Dreiundzwanzig Jahre später erschienen auf demselben Schauplatz Kennedy und Bellot. Ihr Schiff hatte in der Battybai an der Ostseite von Nordsomerset überwintert, und von hier aus unternahmen sie im April 1852 Schlittenexkursionen nach Süden und kamen am 5. April an den Possession Point. Alles lag in Eis und Schnee begraben, man konnte in dem flachen Terrain Meer und Land nicht genau unterscheiden. „Es war schwierig", schreibt Bellot (Journal d'un voyage aux mers polaires. 2e édit. Paris 1866, p. 251), „mitten in diesen flachen und überschwemmten Ebenen, die die Nordseite der Brentfordbai (so hatte Roß den östlichen Eingang zur Straße getauft) bilden, die wirklichen Inseln von den kleinen Halbinseln zu unterscheiden, die mit dem Festlande zusammenhängen. Nördlich von der Brown-Insel geht eine Einbuchtung gerade nach Westen ins Land. Ein dichter Nebel, der darüber lag, deutete auf offenes Wasser. Aber ehe wir uns davon überzeugen konnten, brach die Nacht herein und zwang uns, auf der Nordseite der Insel zu rasten. Das uns umgebende Land ist höher als weiter nordwärts; die Inseln scheinen aus Granit zu bestehen." Am nächsten Tage wurde nicht ohne Schwierigkeit eine Höhe von 30 m erklommen und von hier aus ein Überblick über die sogenannte Bai im Süden und Westen gewonnen. Zwischen den Inseln im Westen zeigte sich offenes Wasser, auf dem Eisschollen mit einer Geschwindigkeit von 5 Knoten weiter trieben. Leider war diese Wasserfläche nicht sehr groß. Als man sich am nächsten Tage diesen Stellen näherte, sah man, daß sich die Schollen in reißenden Strudeln sehr schnell vorwärts bewegten. Wie wir aus einer Inschrift auf M'Clintock's Karte erfahren, gehen Flut und beständige Strömung durch die Straße nach Osten. Kennedy schloß daraus sofort auf eine Wasserverbindung mit dem westlichen Meere; Bellot blieb unentschieden. „Ich liebe", sagt er, „in geographischen Dingen keine Konjekturen; ich glaube nur, was ich sehe. Kennedys Hypothese ist möglich, aber bis jetzt läßt sich noch nichts entscheiden." Man drang nun an der Long-Insel vorüber westwärts nördlich von der Straße vor. Heftiges Schneetreiben nötigte die Reisenden, am 10. April in einer schnell errichteten Schneehütte Schutz zu suchen. „Ein Europäer würde es kaum glauben, daß uns die Wärme darin oft lästig geworden ist." Erst am 12. April um Mittag konnte man es wagen, die Erforschung des Sundes fortzusetzen. Das Land war ganz eben und einförmig, ein einziger Hügel im Süden unterbrach diese Einförmigkeit. Es war Schneeluft, der Himmel bedeckt, man konnte nicht weit sehen. Leider entwickelte sich daraus am folgenden Tage ein so dichter Nebel, daß man nicht imstande war, einige Minuten lang dieselbe Marschrichtung festzuhalten. Dabei versagte die Magnetnadel den Dienst, „der Kompaß schlief". Der Hügel, den man am 10. April gesehen, lag 3 oder 4 Miles östlich vor ihnen. Man mußte wiederum für volle 4 Tage halt machen. Der Nebel war so dick, daß man sich nicht getraute, sich nur wenige Schritte von der Hütte zu entfernen, aus Furcht, man möchte sie nicht wiederfinden. Dabei zeigte das Thermometer — 27° C. Am 17. April schrieb Bellot in sein Tagebuch: „Unsre Ungeduld ändert an dem Stande der Dinge nichts, man mußte sich mit Entsagung waffnen. Die Pfeife ist die einzige Zuflucht unsrer

getäuschten Hoffnung, und wir rauchen, wir rauchen mit einer solchen Ausdauer und mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß man nicht auf die Uhr zu sehen braucht, um die Zeit zu wissen. „Wie viel Uhr ist es, Dickin?" — „So und so viel Pfeifen, Herr!" — „Das ist ebenso genau als die beste Uhr der Welt!" Endlich brach am 18. April die Sonne wieder hervor, und nun ging die mühsame Schneewanderung auf Nordsomerset weiter. Um den nach der Straße hinabziehenden Schluchten, die sich meist in nordsüdlicher Richtung zum Wasserspiegel senkten, auszuweichen, hielt man sich meist etwas nördlich vom 72° nördl. Br. Man mußte aber, da der Schnee unter der Einwirkung der Sonne bei Tage schon zu weich wurde, sich entschließen, von nun an nachts zu wandern und über Tag zu rasten. Aber schon nach 2 Tagen entschied sich Kennedy, gerade nach Norden zu gehen und richtete seinen Marsch nach der Nordostecke von Prinzwalesland, nach dem Kap Walker. Die Aufnahme der Bellotstraße blieb unvollendet und konnte unter den schwierigen Verhältnissen des Klimas nur in allgemeinen Zügen nachgewiesen werden.

Ich habe aber diese „Schlittenpartie" ausführlicher wiedergegeben, um zu zeigen, unter welchen Mühseligkeiten zum erstenmale das nördliche Festland der neuen Welt umwandert wurde.

Weit mehr wurde später MacClintock von Jahreszeit und Wetter begünstigt, als er am 21. August 1858 in die Bellotstraße hineinsegeln konnte. (M'Clintock, The voyage of the „Fox" en the Arctic Seas. London 1859, p. 180.) Als er von Furypoint her sich der Straße näherte, fühlte er, daß eine wichtige Entscheidung auf seiner Reise bevorstehe, und durfte sich noch die Frage vorlegen: Giebt es wirklich eine Bellotstraße? Und wenn dem so ist, ist sie eisfrei? Auf Possession Point war noch der von Roß auf dem höchsten Punkte aufgetürmte Steinhaufen (cairn) zu sehen. Unter Dampf und Segel durchlief er noch an demselben Tage die halbe Bellotstraße. Ihre westlichen Vorgebirge sind hohe Felsufer, die man bei klarem Wetter 50 Miles weit sehen kann; dazwischen ein breiter, freier Kanal, auf 5 oder 6 Miles mit schwerem Packeis besetzt, dem einzigen Hindernis bei der Weiterfahrt, und das bei eintretender Flut auch das Schiff wieder nach Osten zurückdrängte. Die Bellotstraße sieht gerade so wie ein Grönlandsfjord aus, ist 20 Miles lang und an der engsten Stelle kaum 1 Mile breit; aber es wurde auch etwa ¼ Mile vom Nordgestade die Tiefe noch zu 400 engl. Fuß gemessen. Die Granitküsten sind kühn und hoch, und für die nördliche Lage von 72° ganz ansehnlich mit Vegetation überstreut. Einige von den Hügelketten reichen 1500 bis 1600 engl. Fuß über die See empor. Der östliche Eingang der Straße ist durch die Longinsel verdeckt; ist man aber bis in die Mitte hineingesegelt, so kann man das Meer an beiden Seiten sehen. Endlich wurde nach mehreren vergeblichen Versuchen, ganz bis in die westliche See vorzudringen, durch anhaltenden Nordwind die Straße eisfrei und so segelte die „Fox" noch am 6. September ohne Schwierigkeit hindurch. Im nächsten Sommer wurde die Straße genau aufgenommen; dem äußersten nördlichen Vorgebirge (promontory) des Kontinents gab M'Clintock den Namen Murchison, nach dem berühmten Präsidenten der geographischen Gesellschaft in London.

Sieht man sich die Lage dieses Vorgebirges auf der Karte an, so muß man gestehen, daß es nicht den nördlichsten Punkt an der Straße bildet, denn dieser liegt am Osteingange in den Sund. Murchison Promontory bildet auch nicht eine Spitze des Landes, es erhebt sich vielmehr mitten an der Breitseite, gewissermaßen an der Stirn, und ist, was M'Clintock vergessen hat hervorzuheben, vermutlich der höchste Punkt an der langhingezogenen Felsenwand der Bellotstraße, und darum dürfte sich der auf der neuesten Nordpolarkarte (Stielers Handatlas, Nr. 6) angewandte Name Murchison-Spitze nicht empfehlen, weil er zu einer falschen Vorstellung verleiten könnte. Jedenfalls haben wir aber an der nördlichsten Breitseite der Halbinsel Boothia den äußersten Vorsprung des festen Landes vor uns, nahe am 72° nördl. Br. Über den äußersten Inselpunkt im Norden läßt sich noch nichts sagen, hier sind die Entdeckungen mit C. Washington in Nordgrönland noch nicht abgeschlossen. —

Die französischen Thäler Piemonts.

Von Prof. H. Gaidoz. Paris.

(Hierzu eine Karte.)

Das alte Königreich Sardinien vor 1859 war in ethnographischer Beziehung mit der Schweiz zu vergleichen. Nahm die italienische Sprache auch den ersten Rang ein, so war die französische doch keineswegs unterdrückt. Beide Sprachen, die französische und die italienische, hatten amtliche Geltung, jede in dem Teile des Landes, wo sie gesprochen wurde und außerdem hatte das Französische fast für die gesamte Monarchie offizielle Geltung. Die Gesetze wurden in beiden Sprachen verkündigt und im Parlamente zu Turin konnten sich Abgeordnete und Senatoren der einen oder der andern Sprache bedienen. Da alle gebildeten Leute in Piemont fließend französisch sprachen, so hatte dieses System in der Anwendung keine Schwierigkeit und die beiden Nationalitäten lebten friedlich in demselben Staate, der eine Art monarchischer Schweiz bildete.

Von dem Tage an aber, als Savoyen und die Grafschaft Nizza vom Königreich Sardinien abgetrennt wurden und letzteres durch seine Vergrößerungen ein großer Staat mit einer vorherrschenden Nationalität wurde, änderte sich die Sachlage für die Bewohner der Alpenthäler, deren nationale Sprache das bis dahin geachtete Französisch war.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Alpen zwischen Frankreich und Italien und namentlich der obere Teil der Thäler, die von den Alpen nach Piemont hinabsteigen, der französischen Sprache angehören und daß das Italienische erst in den unteren Teilen der Thäler beginnt. Die Sprache, welche zuweilen unbewußt durch eine instinktive und bezeichnende Benennung die Thatsachen angiebt, bezeichnet die Thatsache hier durch den Namen Piemont (Pedemontium), Land am Fuße der Berge, wodurch die Berge selbst ausgeschlossen sind.

Die französischen Thäler bilden drei miteinander nicht in Verbindung stehende Gruppen.

1. Im Norden, den nordwestlichen Winkel Piemonts bildend, das Thal der Dora Baltea (Thal von Aosta) mit zahlreichen Nebenthälern.

2. Im oberen Thale der Dora Riparia die ersten Dörfer vom Ausgange des Tunnels von Modane (Mt. Cenis) bis nach Susa.

3. Westlich von Pignerolo die Thäler des Pölis (ital. Pellice), des Angrogne und des Clusou (ital. Chisone), Waldenserthäler nach den hier wohnenden waldensischen Protestanten genannt.

4. Im Westen von Saluzzo (Salaces), südlich vom Monte Viso das obere Thal der Varaita.

Die Waldenser ausgenommen sind diese Alpenbewohner katholisch. Nach der letzten Aufnahme der Sprache (Statistica d'Italia. Torino 1862, III, 764) Piemonts redeten in den Bezirken:

	Italienisch	Französisch	Deutsch
Aosta	3 584	77 687	1014
Ivrea	161 756	130	18
Pignerolo	111 571	22 541	17
Susa	67 852	16 135	3
Turin	456 296	5 254	177
Zusammen	901 059	121 747	1229

Das Thal von Aosta. Die wichtigste französische Gruppe nimmt das Thal von Aosta (gesprochen Oste, Adjektiv: valdotanisch) ein. Der Name enstand aus Augusta Prätoria, weil es unter Augustus von Kolonisten angelegt wurde, die den prätorianischen Kohorten entnommen waren. Noch sind zahlreiche römische Überreste in Aosta vorhanden. Zwei bis vier Kilometer breit und ungefähr hundert Kilometer lang lehnt sich das Thal an die südlichen Abhänge des Mont Blanc bis nach Ivrea hin, durchströmt von der Dora Baltea. Pont Saint Martin beim Fort de Bard ist der letzte französische Ort. Im Jahre 1860 vergaß man das Thal, obgleich es einen natürlichen Anhang Savoyens bildet, Frankreich einzuverleiben. Allein bei der Unkenntnis der Franzosen in der Ethnographie und da der Präfekt, der von Paris nach Savoyen gesendet wurde, auf seinem Posten mit einer italienischen Grammatik und einem italienischen Wörterbuche bewaffnet erschien, darf es nicht wunder nehmen, daß man die 80 000 Franzosen jenseits der Alpen vergaß.

Aosta selbst sah sich aber 1860 mit Bedauern von Savoyen getrennt; die Gemeinsamkeit der Sprache und der Nationalität wiesen es auf die Vereinigung mit Frankreich hin. Die Volkssprache ist die savoyische, die Schriftsprache die französische und letztere war bis vor wenigen Jahren noch die amtliche, wie in Savoyen. Hierdurch war das Thal (und ebenso die weiter südlichen französischen Thäler) vor dem italienischen Einflusse bewahrt. Das Land ist also französisch, das Volk ganz französisch, wenn auch der Militärdienst es langsam an Italien kettet.

Das französische Element wurde von dem Tage an bedroht, wo die östlich der Alpenabhänge wohnenden Franzosen sich in verschwindender Minderheit im Königreiche Italien befanden. Das Vorhandensein einer französischen Bevölkerung an der Grenze Frankreichs schlug dem Nationalitätsprinzipe ins Gesicht, in dessen Namen Piemont sich allmählich zu Italien vergrößert hatte. Dieser Widerspruch mußte durch Italienisirung des Thales von Aosta und der andern Thäler behoben werden, um die übrigens Frankreich sich so wenig kümmerte, von deren Dasein es kaum Kunde hatte.

Seit dem Jahre 1861, also ein Jahr nach der Abtretung Savoyens und Nizzas, schlugen italienische Schriftsteller und Staatsmänner die Abschaffung der französischen Amtssprache in den Thälern vor, namentlich that dieses ein italienischer Parlamentsabgeordneter Vegezzi-Ruscalla in seiner Schrift Diritto e necessità di abrogare il francese come lingua ufficiale in alcune valli della provincia di Torino (Turin, Bocca, 1861). „Dieser Zwang, dieser Flecken auf der italienischen Nationalität muß verschwinden", schrieb er. Er verlangte auch, daß in den Volksschulen der Unterricht nicht französisch, sondern italienisch erteilt werden solle. Der Stadtrat von Aosta erwiderte in einer (namenlosen) Schrift, deren Verfasser ein Geistlicher, Bérard, war, welcher sich mit Wärme der angegriffenen französischen Sprache annahm. Ebenso vertraten die in französischer Sprache erscheinenden Zeitungen Aostas diesen Standpunkt. Noch einige Zeitlang entgingen die französischen Thäler Piemonts dieser Gefahr, aber es lag auf der Hand, daß die italienische Sprache ihnen aufgedrängt werden würde. Der letzte Streit ereignete sich im Jahre 1882, als der Rechtsanwalt Desey im Schwurgericht eine Verteidigung französisch begann, in seiner „Muttersprache, die seit Jahrhunderten im Thale galt und durch alte Vorrechte geduldet war". Da diese, so entschied der Minister, durch die Verfassung des Königreichs Italien abgeschafft seien, so wurden die Schwurgerichtssitzungen unterbrochen, trotz des Widerspruchs aller Anwälte (bis auf zwei). Seitdem werden aber die Angeschuldigten in der ihnen unverständlichen italienischen Sprache abgeurteilt. O italienische Gerechtigkeit!

Heute ist die italienische Sprache überall in amtlicher Geltung. Die Gerichte sprechen in ihr Recht und der Unterpräfekt verkehrt mit den Gemeinden italienisch. Gesetze und Verordnungen werden nur italienisch verkündigt; ebenso sind die Zivilstandsregister und Eheaufgebote italienisch, desgleichen der Unterricht in den höheren und Mittelschulen. In den Volksschulen ist die Unterrichtssprache gemischt. Von allen seinen alten Rechten hat das Französische nur zwei bewahrt: die Notare dürfen ihre Akten französisch führen und die Gemeindeveröffentlichungen sind noch in dieser Sprache.

Indessen hat die französische Sprache noch eine feste Zufluchtsstätte, aus der sie lange nicht verdrängt werden kann, das ist die Kirche. Die Kirche beschäftigt sich hier, wie in andern Staaten Europas, nicht mit der politischen Sprache des Staates, sondern redet mit dem Volke in seiner Muttersprache, sie predigt den Gläubigen, um verstanden zu werden und bedient sich daher der üblichen Landessprache. Die Überlieferungen der Kirche von Aosta sind französisch. Der Bischof von Aosta, selber dem Erzbischof von Chambéry unterstehend, ist jetzt jenem von Turin untergeordnet; die Bischöfe waren stets Valdotaner oder Savoyarden. In 76 Gemeinden der Diözese wird französisch gepredigt und seit einiger Zeit sogar in den beiden Gressoney am Südfuße des Monterosa, deren Bewohner Deutsche sind.

Die Waldenser-Thäler. Die Waldenser, wahrscheinlich nach dem Reformator Waldus (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) so benannt, spottweise von den Katholiken als vallées des barbets (Pudelthäler) bezeichnet, bewohnen die Thäler zwischen dem Mont Tabor und dem Monte Viso. Sie sind durchflossen vom Pélis (Pellice) und teilweise vom Cluson (Chisone), beide Nebenflüsse des Po. Hier haben die tapferen Alpenbewohner den Vernichtungskriegen widerstanden, die im Namen der katholischen Rechtgläubigkeit bald die französischen Könige, bald die Herzöge von Savoyen gegen sie führten. Ihre Geschichte weist ein langes, grausames Martyrium auf; nur ihren Bergen, ihrer besten Feste, haben sie es zu danken, daß sie, die schon vor der Reformation Protestanten waren, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ihre völlige Gleichstellung erfolgte erst 1848 unter Karl Albert von Sardinien.

Die Sprache der Waldenser ist ein provençalischer Dialekt; sie nehmen lebhaft Anteil an den litterarischen Bestrebungen Südfrankreichs. Heute umfaßt die Waldenserkirche 15 Gemeinden in diesen Thälern, deren französische Namen folgende sind: Angrogne, Bobi, Luserne, Massel, Périer, Maneille, Pomaret, Pral, Pramol, Prarustin, Rodovet, Rocà, Saint-Germain, la Tour-Pélis, Villar-Pélis, Villesèche. Außerdem giebt es in Turin eine und in Uruguay zwei Waldenser Gemeinden. Unter 25 000 Einwohnern giebt es 12 000 Waldenser, d. h. in die Kirchenregister eingeschriebene Mitglieder. Die Waldenserkirche

ist sehr streng und stößt Mitglieder, die sich schwerer Vergehen schuldig machten, aus. Im Jahre 1828 zählte man noch 19000 Waldenser, deren Zahl sich namentlich durch Auswanderung verringerte. Die Katholiken, unter denen die Waldenser leben, sind teils Nachkommen solcher, die unter den Verfolgungen vom Glauben abfielen, teils eingewanderte Piemontesen. Diese sprechen italienisch. Die Kirche und Schule haben daher dieses kleine französische Ländchen noch vor der Italienisierung bewahrt. Es giebt 190 waldensische Volksschulen, von denen geklagt wird, daß das Italienische in denselben mehr und mehr Platz einnehme; außerdem ein Collège, eine Lateinschule in Pomaret, zwei Normalschulen. Die Ausbildung der Geistlichen erfolgt auf einem besonderen theologischen Institute in Florenz. Trotz der immer innigeren Beziehungen zu Italien und der Kenntnis der italienischen Sprache sind die Waldenser dem Französischen, das in ihren Kirchen herrscht, treu geblieben.



Die französischen Alpentäler Piemonts

Maßstab: 1 : 1.000.000

------ Landesgrenze

Die übrigen Thäler. Diese bildeten bis zum Jahre 1713 einen Teil Frankreichs, das sie nach dem Vertrage von Utrecht an Savoyen austauschte (gegen das Thal von Barcelonette, Basses Alpes). Die Thäler sind: das von Bardonnèche, das obere Thal der Dora Riparia, das Thal von Pragelas oder von Fenestrelle (nämlich das obere Thal des Cluson) und das Thal von Chateau Dauphin (nämlich das obere Thal der Varaita).

Die politische Geographie scheint sich früher wenig um die Wasserscheiden gekümmert zu haben; die Verwaltungsgrenzen der Dauphiné überschritten die Alpen und erst der Vertrag von 1713 schuf hier Wechsel, indem tout ce qui est à l'eau pendante du costé du Piémont dem Herzoge von Savoyen gehören sollte und tout ce qui est à l'eau pendante du costé du Dauphiné Ludwig XIV. Der Name Piemont, welcher Land am Fuße der Berge bedeutet, wurde so bis auf den Kamm der Alpen ausgedehnt.

Die 1713 abgetretenen Thäler bilden zwei verschiedene Gruppen, die gesondert besprochen werden müssen.

Bardonnèche; Thal der Dora Riparia; Thal von Fenestrelle. Diese nicht sehr ausgedehnte katholische und französische Region liegt zwischen der französischen Grenze und den Waldenser-Thälern. Der Reisende durchfährt sie, wenn er aus dem Tunnel von Modane kommend nach Susa und weiter nach Turin fährt. Bardonnèche und Oulx sind Stationen. Cesana (Césanne) und Fenestrelle liegen weiter südlich; ersteres auf halbem Wege zwischen dem (französischen) Briançon und Oulx. Fenestrelle ist eine starke, das Thal des Cluson sperrende Feste. Zur Zeit der Abtretung, 1713, als das „Prinzip der Nationalitäten" noch nicht erfunden war, hatten diese Thalbewohner nicht zu leiden; auch waren die Herzöge von Savoyen so gut italienische wie französische Fürsten, da ihre Staaten teilweise französisch waren. Das Französische behielt sein altes Recht. Noch im königlichen Dekret vom 30. Juni 1854 wird den Kantonen Césanne und Oulx der amtliche Gebrauch der französischen Sprache zugestanden. Die Italienisierung begann 1861 und war hier leichter, als im Thale von Aosta, wo eine feste Masse entgegenstand. Außerdem standen diese Thäler unter italienischen Bischöfen. Der Unterricht und der Militärdienst bewirken

die Ausbreitung der Kenntnis der italienischen Sprache. In der Kirche herrscht das Französische und die italienischen Hirtenbriefe des Bischofs werden der Gemeinde übersetzt. Die Bewohner sind schon zweisprachig und das junge Geschlecht bevorzugt das Italienische. In Bardonnèche, wo jedermann französisch versteht, gewinnt das Italienische täglich an Boden; es ist hier eine italienische Sommerfrische.

Das Thal von Château Dauphin. Abseit von den Verbindungswegen bildet es, südlich vom Monte Viso, ein wenig besuchtes und wenig gekanntes Ländchen. Hier haben im oberen Thal der Varaita in Pont-Chanal, Bellino und Château Dauphin bis zum Jahre 1850 die Priester noch französisch gepredigt. Heute geschieht dieses in italienischer oder piemontesischer Sprache. Der letztere Dialekt wird von den Leuten besser verstanden, da er sich der lokalen Mundart nähert. Bis zu jenem Datum wurde das Französische auch in den Sitzungen der Gemeinderäte gebraucht. Das Volk spricht mit Vorliebe seine Mundart, doch findet man auch Leute, die fließend französisch sprechen und lesen. Die einheimische Bevölkerung lebt von Landwirtschaft und Viehzucht; sie ist arm und fleißig. Viele wandern auf Arbeit nach dem südlichen Frankreich.

In den höchsten Thälern der Maira und Stura sollen sich auch noch einige französische Elemente befinden.

Holzfiguren von den Salomoinseln.

Von Richard Andree.

Die ethnographische Abteilung des städtischen Museums zu Braunschweig enthält eine kleine Sammlung von Gegenständen aus Australien und der Südsee, welche Herr Gerhard Krefft in Sydney im Jahre 1871 hierher sendete. Darunter befinden sich, bezeichnet mit Nr. 49, 50 und 51, die hier abgebildeten drei Holzfiguren. Bei der vergleichsweisen Seltenheit ethnographischer Gegenstände von den Salomoinseln in unsern Museen und dem Interesse, welches sich an derartige Figuren aus Melanesien knüpft, hielt ich es für angezeigt, dieselben hier abzubilden und deren Bedeutung zu besprechen.

Nr. 49. Als Schiffsgötze bezeichnet, ist im ganzen 45 cm hoch und am oberen Ende 16 cm breit. Die Figur allein ist 26 cm hoch, steht in einem Rahmen, der mit einer Zickzackverzierung versehen ist und hält sich mit beiden Händen an diesem fest. Der Sockel ist, wie die Abbildung zeigt, vielfach ornamentiert. Die Figur erscheint, bis auf einen Gürtel um die Hüfte, unbekleidet; auf dem Unterleibe Striche, die wohl Tätowierung andeuten sollen. Der Kopf zeigt den echten Typus melanesischer Schnitzereien mit starker, langer Nase, weit vorspringendem Unterkiefer, breitem, mit vielen Zähnen besetzten Munde. Die Ohren, mit großen Ohrlappen, springen breit hervor. Um das Haar darzustellen, sind in dicht bei einander stehende Vertiefungen mit einer harzigen Masse kleine stachelige Samenkörner auf dem Kopfe dicht nebeneinander eingesetzt, welche wie einzelne Büschelchen aussehen. Das ganze ist aus einem einzigen Stücke harten Holzes gearbeitet. (Vergl. Fig. 1 u. 1 a.)

Nr. 50. „Götze". Weit roher als die vorige ausgeführte 11 cm lange Figur; im Gesichte Tätowierungsstriche. Das Haar wie bei Nr. 49 durch Samenkörner hergestellt. Desgleichen ein um Wangen und Kinn herumlaufender Bart. Der Mund ist klein. Die Augenbrauen und die Nase sind durch einen rohen zusammenhängenden Wulst gebildet. (Vergl. Fig. 2.)

Nr. 51. „Götze." Kleine Figur aus hartem Holz, nur ein Kopf auf glattem Stiele, das ganze 8,5 cm lang. Der Kopf zeigt den Typus wie Nr. 49. Die Augen sind durch zwei rautenförmige Perlmutterstückchen mit frei gelassener Pupille gebildet. Der Kopf trägt eine runde Bedeckung ohne Rand. Der Stiel ist seiner ganzen Länge nach ausgehöhlt; am Hinterkopfe führt die 1 cm breite Öffnung in denselben hinein, so daß diese Figur vielleicht zur Aufbewahrung eines Pulvers (beim Betelkauen?) diente. (Vergl. Fig. 3 a u. b.)

Ehe ich auf die Bedeutung dieser Figuren, die nach dem Einsender „Götzen" darstellen sollen, eingehe, will ich beibringen, was zur näheren Beleuchtung derselben dienen kann. Die Deutung der Striche auf dem Unterleib u. s. w. als Tätowierung gründet sich auf diese allgemein bei beiden Geschlechtern auf den Salomoinseln vorkommende Sitte (Guppy, The Solomon Islands and their Natives. London 1887, p. 135). Es ist dort ferner Sitte, daß die Ohrläppchen durchbohrt werden und die Löcher durch fortwährende weitere Ausdehnung bis zur Größe eines Zweimarkstückes gelangen, in die man Scheiben aus weißem Holz einsetzt oder in denen man Pfeifen aufbewahrt (Guppy, S. 133); daher die Bildung des Ohres bei Fig. 1. Von Interesse ist die kunstvolle Darstellung des Haares bei Fig. 1 u. 2, wodurch die Natur nachgeahmt werden soll. Man könnte glauben, daß hier längere Haare der Wirklichkeit mehr entsprächen, allein Guppy (S. 116) belehrt uns, daß das Haar auf den Salomoinseln sehr verschieden getragen wird: wollig, perrückenartig, teilweise buschig und ganz buschig und zwar bei beiden Geschlechtern. Offenbar haben wir bei unsern Figuren es mit der „wolligen" Form der Haartracht zu thun, welche ganz an die Neger erinnert und von der Guppy sagt, sie sei somewhat resembling that of the hair of the african negro, und vom Haare der „Buschleute" im Inneren sagt er (Seite 121), its surface has often a peculiar appearance from the hairs arranging themselves in little knobs. Also wie bei unsern Figuren.

Ähnliche Figuren sind schon anderweitig in unsre ethnographischen Museen gelangt. So finden wir auf Tafel I. der dritten Abteilung des anthropologischen Teils des Novarareisewerks (Wien 1868) unten ein „Idol von den Viti-Inseln", welches einen Kopf zeigt, fast ganz so, wie ihn bei uns Fig. 1 trägt. Es lassen sich auch auf der Photographie genau die kleinen stacheligen Samenkörner erkennen, welche das Haar vorstellen, und die Augen sind durch eingelegte Perlmutterschale gebildet, die charakteristisch für Arbeiten von den Salomoinseln ist. Bereits Schmeltz (Katalog des Museum Godeffroy 187) hat auf die fehlerhafte Bestimmung dieses Schnitzwerkes, als von Viti stammend, hingewiesen. Auf letzteren Inseln sind derartige Holzschnitzereien unbekannt.

Ganz dieser im Novarawerke abgebildeten Schnitzerei, welche nur das Bruststück einer Figur mit vorgeschobenen Armen wiedergiebt, gleicht ein „Schiffsgötze" bei Guppy (Seite 74, Fig. 10). Er zeigt im Profil viel Ähnlichkeit mit unsrer Fig. 1, hat ähnliche große Ohren, die Augen bestehen aus eingelegtem Perlmutter, ebenso verschiedene bogenförmige Verzierungen im Gesichte, gebildet aus aneinander hängenden Z-förmigen Ornamenten. Dieser „Schiffsgötze" stammt von der Bougainvillestraße. Guppy (Seite 149) sagt darüber: „Der Schnabel der Kähne ist, gerade über der Wasserlinie, oft mit einer kleinen mißgestal-



Holzfiguren von den Salomoinseln. Städtisches Museum in Braunschweig.

teten hölzernen Figur versehen, welche die kleine Schutzgottheit darstellt, die verborgene Felsen sieht und vor herannahenden Feinden warnt. Zuweilen ist die kleine Gottheit doppelköpfig, so daß sie wachsam nach hinten und vorne schauen kann, dann wird sie auf den hohen Schnäbeln der Kähne angebracht."

Es handelt sich nun um die Deutung der drei abgebildeten Figuren. Sind dieselben wirklich „Götzen", wie der

Einsender, Gerhard Krefft, sie bezeichnete? Sicher wurden sie ihm wohl von einem Schiffer, der Arbeiter von den Salomoinseln nach Australien brachte, unter dieser Bezeichnung übergeben. Allein dem stehen einige Bedenken gegenüber. Guppy, dem wir das schöne Werk über die Salomoinseln verdanken, lehnt es ab, auf die religiösen Verhältnisse der Eingeborenen einzugehen. Hier ist nun der beste Kenner Codrington (Religios beliefs in Melanesia. Journal Anthropological Institute X, 261 ff.), und dieser, der als Missionar Ursache hatte, auf Götzenbilder zu achten, weis von solchen auf den Salomoinseln nichts zu berichten. Er giebt uns sehr genaue Kunde von den Tindalos, den Ataros, den Geistern von Abgeschiedenen, die verehrt werden, aber diese sind stets unkörperlich gedacht. Er erzählt (Seite 302), daß die Geister wohl in Gestalt von Fischen, namentlich Haifischen gemalt werden, daß man Schlangen, Alligatoren, Haie, Steine als heilig verehre, daß man Opfer an Schweinen und Menschen darbringe, aber von hölzernen Götzen ist keine Rede. Ebensowenig finde ich dieselben bei dem katholischen Missionar Verguet erwähnt (Arossi ou San Christoval in Revue d'Ethnographie IV, 193).

Durch ganz Melanesien findet man geschnitzte Holzfiguren von verschiedenster Größe, welche sich mit den hier abgebildeten vergleichen lassen. Nur auf den Viti-Inseln scheinen sie zu fehlen, wenigstens sind von dort nur zwei kleine Doppelfigürchen aus Walfischzahn bekannt geworden, Unica, die mir ganz den Charakter eingewanderter Stücke zu tragen scheinen und an denen viel Unaufgeklärtes haftet, so daß sie einer neuen gründlichen Betrachtung wert wären. (Vergl. Kleinschmidt im Journal des Museum Godeffroy, Heft XV, S. 281 u. Tafel 16.)

Am nächsten stehen wohl unseren Figuren die Korwars aus dem westlichen Neu-Guinea, die aus dunklem Holze geschnitzten kleinen Bildnisse Verstorbener, bei deren Anfertigung durch den Zauberer (zugleich Arzt) die Verwandten zugegen sind und in denen der umherirrende Geist der Verstorbenen eingefangen wird. Der Korwar findet, als Gegenstand der Verehrung, sorgfältige Aufbewahrung (A. B. Meyer, Notizen über Glauben und Sitten der Papuas. Dresden 1875). Otto Finsch, dem wir über Neu-Guinea und Melanesien so treffliche Arbeiten verdanken, weist stets die Deutung der dort vorkommenden Holzfiguren als „Götzen" auf das Entschiedenste zurück. Die Telums, hölzerne Figuren an der Astrolabebai, deutet er als geschichtliche Denkmale berühmter Personen; auch die zahlreichen kunstvoll geschnitzten Figuren an den Dschelum (Tabuhäusern, ganz wie an den Tabuhäusern der Salomoinseln) des Friedrich-Wilhelmshafens, die Gabiangbildsäule am Finschhafen erklärt er nicht als Götzen, sondern faßt sie als Ahnenbilder auf. (Finsch, Samoafahrten. Leipzig 1888, S. 49 und 74.) Desgleichen hängen nach ihm die Kulap genannten bemalten Holzfiguren eigenen Stiles an den Tabuhäusern Neu-Irlands mit dem Ahnenkultus zusammen, sie stehen in Beziehung zum Geisterglauben, haben aber mit verehrten Götzen nichts zu thun. (Finsch in Annalen der K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Band III, 131. Wien 1888.)

Eine einzige andre Deutung erfuhr Elton von den Holzfiguren: sie wurden in den Tabuhäusern und Yamspflanzungen zur Abwehr böser Geister aufgestellt (Journ. Anthrop. Instit. XVII, 98), dienten also nach weltbekannter Sitte ähnlich wie die germanischen Neidstangen.

So sind wir auch geneigt, die kleinen Holzfiguren von den Salomoinseln nicht als Götzen aufzufassen, denen eine direkte Verehrung dargebracht wird, und die eine Gottheit, begabt mit besonderen Eigenschaften, darstellen, sondern eher als Ahnenbilder. Religiösen Inhalts entbehren sie darum nicht *).

*) Anmerk. Gerhard Krefft, der Einsender der Holzfiguren, war ein geborener Braunschweiger, der 1850 nach Melbourne kam, verschiedene Reisen in Australien zu naturwissenschaftlichen Zwecken unternahm und 1881 als Curator des Museums in Sydney starb.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

I.

In seinem Werke über die Ehen unter Blutsverwandten [1]) sagt Dr. Van der Stok: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß bei geschlechtlicher Vermischung beide Teile ihre ganzen erblichen Krankheiten und Gebrechen auf ihre Nachkommenschaft vererben. Das Kind ist das Ergebnis sowohl der guten als der schlechten Eigenschaften, der körperlichen wie der geistigen, die seinen Eltern zu eigen sind. Wenn nun die Eltern Blutsverwandte sind, ist dann die Blutsverwandtschaft als solche im stande schlechte Eigenschaften oder Gebrechen, welcher Art sie auch sein mögen, in der Nachkommenschaft zu erzeugen, ja zu schaffen? Können so, mit anderen Worten, Ehen zwischen Blutsverwandten, abgesehen von der gewöhnlichen krankhaften Vererbung, allein und ausschließlich durch die Weglassung fremden Blutes, eine besondere Ursache der organischen Degeneration der Nachkommen sein, einer Degeneration, die dann für ihr Teil schädlich wirkt auf die Fortpflanzung der Art?" Dieses die Frage, die Herr Van der Stok zu lösen bemüht ist.

Wenige Jahrzehnte sind erst darüber vergangen, daß sowohl bei Ärzten als bei Laien die Meinung allgemein gültig war, daß konsanguine Ehen schädlich seien: die Eltern sollten ihre guten Eigenschaften auf die Kinder nicht übertragen, dagegen aber — selbst wenn sie ganz gesund waren — die Gesellschaft mit schwachen, kränklichen, entarteten Kindern belasten, die dann später, wenn sie sich verheirateten, wiederum ein schwaches Geschlecht erzeugten. Indessen hat sich dieser Ansicht gegenüber langsam eine andre herangebildet. Im Gegensatz zu den Antikonsanguinisten, den Gegnern der Ehen unter Blutsverwandten, stehen jetzt die Konsanguinisten. Letztere behaupten, daß die Gefahr, die man in den Ehen unter Blutsverwandten für die Nachkommenschaft sieht, keineswegs besteht, daß der Vollzug solcher Ehen an und für sich nicht die Tendenz besitzt, Entartung zu erzeugen. Kommt jedoch bei konsanguinen Ehen wirklich ungünstig veränderte Nachkommenschaft vor, so ist dieses so zu erklären, daß die Konsanguinität in den Nachkömmlingen die individuellen — körperlichen oder geistigen — krankhaften Eigenschaften der Aszendenten verstärkt und zur Entwickelung bringt. Darum soll es, mit Rücksicht auf die Kinder, zuweilen selbst vorzuziehen sein, eine Blutsverwandte zu heiraten, als eine fremde, deren Gesundheitszustand man nicht kennt.

Ist es nun schon für den Arzt schwer, zwischen Konsanguinisten und Antikonsanguinisten zu entscheiden, wieviel mehr für den Laien. Doch ist in der letzten Zeit soviel

[1]) Huwelijken tusschen bloedverwanten, historisch-ethnographisch-kritisch beschouwd en getoetst aan de wetten der herediteit. s'Gravenhage, M. Nijhoff, 1888.

thatsächlicher Stoff zu Tage gefördert worden, daß die Ansichten der Konsanguinisten an Wert sehr gewonnen haben. Es ist zunächst hervorzuheben, daß, mit Rücksicht auf die Lehre von der Erblichkeit, sie auf einem festeren Boden stehen als ihre Gegner, die Antikonsanguinisten. Bei Lichte besehen ist die Ansicht der letzteren mit dieser Lehre im Widerspruch. Comment, ruft Boudin aus, voilà des parents consanguins, pleins de force et de santé, exempts de toute infirmité appréciable, incapables de donner à leurs enfants ce qu'ils ont, et leur donnant au contraire ce qu'ils n'ont pas, ce qu'ils n'ont jamais eu, et c'est en présence de tels faits que l'on ose prononcer le mot hérédité. Doch mit Redensarten, wenn sie auch noch so logisch sind, kann die Frage nicht gelöst werden. Nur auf Beobachtungen können wir uns da stützen. So haben denn auch die Konsanguinisten eine Reihe von Thatsachen gesammelt, aus denen die Unschädlichkeit konsanguiner Ehen hervorgeht. Ich will daher versuchen, hier einige dieser Thatsachen mitzuteilen.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Ansicht der Antikonsanguinisten richtig wäre, in den Gemeinden, die freiwillig oder gezwungen isolirt sind und deren Glieder stets untereinander heiraten, sich ein geistiger und körperlicher Rückgang der Menschen zeigen müßte. Dieses ist aber keineswegs der Fall, wie die Untersuchungen in solchen isolirten Gemeinden dargethan haben. Öfter schon erwähnt, selbst in Handbüchern der Völkerkunde, sind die Beobachtungen des französischen Arztes August Voisin in der Gemeinde Batz, die nördlich von der Loiremündung auf einer Halbinsel liegt und von Felsen umgeben ist. Die 3300 Einwohner haben einen äußerst beschränkten Umgang mit der Außenwelt und Ehen unter Blutsverwandten kommen sehr häufig vor. „Es bestehen, sagt Voisin, gegenwärtig (1864) 46 Ehen zwischen Blutsverwandten, nämlich 5 zwischen vollen Neffen und Nichten (vierter römischer Grad der Verwandtschaft), 31 zwischen Kindern von vollen Neffen und Nichten (sechster römischer Grad) und 10 zwischen Neffen und Nichten im vierten kanonischen (achten römischen) Grad.“ Trotzdem fand Voisin keinen einzigen Fall der Übel, die man gewöhnlich als den Ausfluß konsanguiner Ehen betrachtet; im Gegenteil, der Gesundheitszustand bei Alt und Jung war ein ausgezeichneter. Aus den 5 Ehen zwischen vollen Neffen und Nichten entstammten 23 Kinder, die sämtlich ganz gesund waren. Die 31 Verbindungen zwischen Kindern von vollen Neffen und Nichten (sechster römischer Grad) brachten 120 Nachkömmlinge hervor, sämtlich ohne angeborene Gebrechen. Dasselbe war der Fall mit den 29 Kindern, die aus den übrigen 10 Verwandtenehen hervorgegangen waren. Unter den 46 konsanguinen Ehen waren nur 2 kinderlos; die übrigen 44 besaßen zusammen 172 ganz gesunde Kinder. Cette étude, sagt Voisin am Schlusse seiner Abhandlung, m'a laissé convaincu, que la consanguinité n'est nullement préjudiciable aux enfants, lorsque le père et la mère n'ont aucune diathèse, aucune maladie héréditaire, sont de belle santé, de forte constitution, dans de bonnes conditions climatériques et hygiéniques, et que, dans ces cas la consanguinité ne nuit d'aucune façon au produit et à la race, mais, au contraire, exalte les qualités, comme elle ferait les défauts et les causes de dégénérescense.

Auch anderweitig sind solche Untersuchungen, wie Voisin sie in Batz anstellte, vorgenommen worden und stets hat sich die Unschädlichkeit der Verwandtenehen im höheren oder geringeren Grade ergeben. In Holland hat unter anderen Dr. Bolijn Büchner den Gesundheitszustand der 1859 geräumten Insel Schokland in der Zuiderzee eingehend untersucht. Diese Insulaner zeigten in bezug auf Körperbau und Gesichtszüge eine auffallende Übereinstimmung. Die alten Taufbücher und späteren Standesregister beweisen denn auch schlagend, daß die Schoklander seit Jahrhunderten immer untereinander geheiratet hatten. Dabei muß noch besonders hervorgehoben werden, daß die nur 600 bis 700 Seelen zählende Bevölkerung in Katholiken und Protestanten geschieden war, und daß die beiden Glaubensbekenntnisse es streng vermieden untereinander zu heiraten, wodurch natürlich der Kreis, in dem man heiratete, noch viel kleiner wurde. Was war nun das Ergebnis aus den im engeren oder weiteren Grade unter Blutsverwandten geschlossenen Ehen? Von irgend einer Entartung war keine Rede. Die Schoklander waren im Gegenteil, nach Dr. Büchners Beschreibung, sehr kräftige, breitschulterige, gesunde Menschen, ohne hervortretende Anlage für konstitutionelle Krankheiten. Auch die Kinder waren gesund und geistig gut entwickelt. Die zwei auf der Insel angestellten Lehrer versicherten Dr. Büchner, daß sie während ihrer 25 jährigen Wirksamkeit unter ihren Schülern nicht ein schwachsinniges oder einfältiges Kind gehabt hätten.

Nicht weniger belangreiche Auskünfte haben die Beobachtungen in einigen Fischerdörfern an der schottischen Küste geliefert. Die Bewohner an diesen Küsten bilden nach Huth [1]) eine besondere Rasse, die höchst selten mit den Bauern der Umgegend Ehen eingeht, aber so stark untereinander heiratet, daß in einer Gemeinde nur eine oder zwei Familien bestehen, die dann durch Spitznamen voneinander unterschieden werden. Aber eine klügere und kräftigere Menschenart als diese Fischer kann man sich kaum vorstellen. Merkwürdig ist, was Huth aus dem halbwegs zwischen Whitby und Saltburn gelegenen Dorfe Staithes mitteilt. Bis vor kurzem lebten dessen Bewohner in vollständiger Vereinzelung und so sehr waren sie darauf angewiesen gewesen, untereinander zu heiraten, daß alle mehr oder minder miteinander verwandt waren und dieselbe Familienähnlichkeit zeigten. Doch auch hier hatten die Blutsverwandtschaftsehen keinerlei übeln Einfluß gezeigt. Alle Männer wohlgebaut und kräftig, die Frauen schlank und gefällig, die Kinder so geweckt wie nur irgendwo im Vereinigten Königreiche.

Die hier aufgeführten Beispiele könnten vermehrt werden; indessen verweise ich dieserhalb auf die Werke von Van der Stok und Huth, um auf die bezüglichen Verhältnisse im Indischen Archipel überzugehen. Im Südosten von Lebak (Residentie Bantam, Westjava) wohnt in dem vom Tji-Udjung durchströmten Thale als lebendige Antiquität der Stamm der Baduwis. Es sind echte Sundanesen, die jedoch den Islam nicht angenommen haben, ein geringes Überbleibsel von dem Teile der Bevölkerung, der sich bei der Einführung der neuen Lehre in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dagegen hartnäckig auflehnte und mehr und mehr nach den unzugänglichsten Winkeln des Gebirges zurückzog. Doch nicht allein dem Gottesdienst ihrer heidnischen Vorfahren sind die Baduwis treu geblieben, auch die alten Sitten und Gebräuche sind von ihnen treu bewahrt worden. Die von diesen Menschen bewohnten Dörfer werden in Innen- und Außendörfer unterschieden. Die Bewohner der Innendörfer, die Djelema-dalem, halten sich streng gesondert. Nur die Frauen dürfen die Außendörfer besuchen, doch nicht länger als 24 Stunden. Umgekehrt dürfen die Fremden in die Binnendörfer nicht kommen; ausgenommen hiervon sind die Baduwis der Außendörfer, die Djelema-luwar, doch dürfen diese nur eine Nacht weilen. Diese Djelema-luwar bestehen namentlich aus solchen Leuten, die etwas verbrochen haben und deshalb aus den

[1]) Huth, The marriage of near kin considered with respect to the laws of nations, the results of experience and the teachings of biology. Zweite Auflage 1887.

Binnendörfern verstoßen sind. Außerdem findet man unter ihnen noch eine andere Klasse von Leuten. Die Anzahl der Djelema-dalem darf nun nie mehr als 40 Gesinde oder Hauswesen betragen. Wird diese Anzahl dadurch überschritten, daß durch Heirat ein neues Gesinde entsteht, so wird dieses zeitweise nach den Außendörfern verwiesen. Mischehen zwischen Baduwis und anderen kommen höchst selten vor. Ereignet es sich einmal, daß eine Baduwifrau einen Mohammedaner zum Manne nimmt, so tritt sie zum Islam über und geht damit für die Gemeinde verloren. Der umgekehrte Fall, daß ein Baduwi eine Mohammedanerin geheiratet hätte, ist noch nicht vorgekommen. Trotzdem nun, daß im Verlaufe von vier Jahrhunderten diese geringe Anzahl von Leuten, die aus nur 40 Gesinden besteht, sich nur in der engsten Konsanguinität fortgepflanzt hat, bilden sie eine kräftige Rasse. Die Männer, sagt Kruseman[1]), der sie kürzlich besuchte, sind alle kräftig gebaut und groß, mit regelmäßigen und freundlichen Gesichtszügen, stark gewölbter Stirn, während die Frauen einen kräftigen, schlanken Bau und ein offenes Gesicht haben. Gebrechliche und Mißgestaltete scheinen so gut wie gar nicht unter ihnen vorzukommen. „Ich sah, berichtet Kruseman, nur eine Frau mit Kropf und einen mit Elephantiasis behafteten Mann, die in dessen Familie erblich war.“ Außerdem, und dieses spricht auch nicht für eine Verschlechterung des Stammes, führen die Baduwis ein eingezogenes Leben und zeichnen sich durch Aufrichtigkeit und treuen Sinn aus; fast nie begehen sie Verbrechen; sie zahlen regelmäßig ihre Steuern und sind die gehorsamsten Unterthanen der Regierung.

Aus diesen Beispielen kann der Leser ersehen, wie es möglich ist, daß sich ein Menschengeschlecht, ohne Spuren von Entartung zu zeigen, während einer langen Zeit durch konsanguine Ehen fortpflanzen kann. Doch nicht nur, wie in den angeführten Fällen, wo es sich um abgesonderte Gemeinden handelt, die in der Verehelichung auf sich selbst angewiesen sind, kommt dieses vor. Man weiß, daß bei ganzen Völkern Ehebündnisse unter Blutsverwandten nicht allein nicht verboten sind, sondern geradezu gerne eingegangen wurden. Auch hier zeigt sich keine Entartung im Gefolge. Es ist ganz außer Zweifel, daß die alten Perser ein kräftiges Volk waren und doch bestanden bei ihnen keinerlei Verbote in bezug auf blutsverwandte Ehen. Nicht allein Brüder und Schwestern heirateten bei ihnen untereinander, selbst Vater und Tochter, Mutter und Sohn; ja für besondere geistliche Ämter wurden geradezu Personen verlangt, die aus solchen Verbindungen hervorgegangen waren[2]).

Ebensowenig kannten die alten Ägypter Ehehindernisse. Bei den Fürsten kamen Ehebündnisse mit den Schwestern vielfach vor, was namentlich im Geschlechte der Ptolemäer der Fall war. Nun hat man wohl den baldigen Verfall dieser Dynastie den konsanguinen Ehen zugeschrieben, allein nach Huth mit Unrecht. Dieser beweist aus einer genealogischen Tafel (Seite 35 seines angeführten Werkes), daß Sterilität und kurze Lebensdauer nicht die Folgen dieser Ehen waren. Auch zeigt uns die Geschichte keineswegs, daß die Glieder dieser Familie mehr Krankheiten unterworfen waren oder geringere geistige Gaben besaßen als andre. Im Gegenteil, einige von ihnen waren körperlich und geistig vorzüglich entwickelt. Man denke nur an Kleopatra, die die Tochter aus einer Bruder- und Schwesterehe war, die Urenkelin von einem andren Bruder- und Schwesterpaar, die Ururenkelin von Berenice, die gleichzeitig Nichte und Schwester ihres Ehegemahls war.

Bekannt ist ja auch, daß die alten Peruaner ohne Rücksicht auf Blutsverwandtschaft Mutter, Schwester und Tochter ehelichten. Die Kinder des ersten Inka heirateten untereinander und seit dieser Zeit war die erste Frau des Inka immer seine Schwester, damit das Blut des königlichen Stammes rein erhalten bliebe. Nach diesem königlichen Vorbilde sollen auch die Krieger ihre Schwestern geheiratet haben. Und fern davon, daß hierdurch ein geistiger und körperlicher Verfall verursacht worden wäre, fand man bei den alten Peruanern die schönen Künste zu einem hohen Grade entwickelt; das Volk widerstand mit solcher Tapferkeit und Kraft den spanischen Angriffen, daß die Eroberer mehr als einmal gefährlich in die Enge getrieben wurden.

Den vorstehenden, von Huth und Van der Stok angeführten und weiter bekannten Beispielen wollen wir noch einige andre hinzufügen. Was die Antikonsanguinisten an erster Stelle verurteilen, auch deswegen, weil die Gesetzgebung der meisten Länder dieses zuläßt, das sind die Ehen zwischen vollen Neffen und Nichten, Bruder- und Schwesterkindern. Es sind nun gerade diese Ehen, die bei einigen Völkern oft geschlossen werden. So, um einen Stamm aus dem indischen Archipel zu nennen, besteht bei den Bataks von Sumatra der Brauch, mit Vorliebe seine Base, die Tochter des Ohms von Mutterseite her, zu heiraten. Dieses war seit uralter Zeit die Regel und ist noch heute so allgemein, daß boru-ni-datulang, Tochter des Mutterbruders, der Ausdruck geworden ist, mit dem der Mann seine Verlobte oder Frau anredet, selbst wenn sie nicht in diesem Verwandtschaftsgrade zu ihm steht, während umgekehrt die Frau ihren Mann oder Geliebten „Sohn von Vatersschwester“, nämlich ibebere-nidamang nennt. Dennoch kommen die Krankheiten und Gebrechen, die im Gefolge konsanguiner Ehen auftreten sollen, wie Kretinismus, Idiotismus, Taubstummheit, Sterilität, bei den Bataks äußerst selten oder überhaupt nicht vor[1]); ja im allgemeinen kann von diesem Volke behauptet werden, daß es körperlich zu den entwickeltsten im Indischen Archipel gehört. Namentlich ist bei den Bewohnern des Hochlandes von Toba nach Junghuhns Zeugnis[2]) der Körper außergewöhnlich kräftig entwickelt, Arme und Beine rund und voll. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Bataks auf das günstigste von den Malayen in den Küstengegenden mit ihrem schwachen Körperbau, eckigen Formen und mageren Gliedmaßen. Unter den Männern, bemerkt Junghuhn weiter, sieht man viele, die anatomisch so wohl geformt sind, daß sie einem Praxiteles zum Modell hätten dienen können.

Ein andres Beispiel liefern die Araber. Ehen mit Basen, namentlich mit einer bint 'amm, Tochter von einem 'amm, Oheim von Vatersseite, ist bei ihnen, sowohl den Städtern als den Beduinen, seit alter Zeit Regel. Gerade so wie der Batak nennt der Araber auch seine Geliebte oder Frau „Base“, selbst wenn sie es nicht ist, während der Schwiegervater „Oheim“ genannt wird. Jahrhunderte lang haben die verschiedenen Stämme in Arabien sich so in Kon-

[1]) Enkele dagen onder de Baduwis. Indische Gids 1889. I, 113. Vergl. auch Veth, Java III, 123.

[2]) Daß die alten Perser ihre nächsten Verwandten heirateten, geht aus den untrüglichen Zeugnissen griechischer Schriftsteller hervor und ferner aus den Berichten einiger armenischer Autoren aus der Zeit, als die Armenier von den Lehren Zoroasters zu dem Christentum übergingen. Unrichtig scheint aber die Meinung zu sein, daß in den Avesta- und in den Pehlevi-Schriften dergleichen Ehen anbefohlen sind, da die Deutung der Ausdrücke Xwaêtvadaþa (Zend) und Xwêtûk-das (Pehlevi), auf die man sich beruft, unsicher sind. In keinem Falle können diese Wörter „Verwandtenheirat“ bedeuten (Hübschmann, Über die persischen Verwandtenheiraten. Z. D. M. G. 1889, 308).

[1]) Wiewohl Kröpfe in einigen Gegenden der Batakländer endemisch sind, kommt Kretinismus dort überhaupt nicht vor. Ich bemerke dieses ausdrücklich, da diese beiden Übel oft verschwistert sind, so sehr, daß man sogar einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden angenommen hat. Auch anderweitig im Archipel, wo Struma eine endemische Krankheit ist, kommt Kretinismus nicht vor.

[2]) Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra II, 7.

sanguinität fortgepflanzt; sie sind trotzdem in vieler Hinsicht kräftig und frei von Gebrechen geblieben. Nothwithstanding the affinity in all their wedlock there was none deformed or lunatic of these robust Hill-Beduins, bezeugt der kühne und tüchtige Reisende Doughty[1]). Auch Burton verweist auf die Thatsache, daß die vielen konsanguinen Ehen unter den Beduinen auf die Entwickelung des Volkes keine nachteilige Folgen ausgeübt haben[2]).

Eine schwache und kranke Nachkommenschaft, wonicht überhaupt Kinderlosigkeit soll, nach den Antikonsanguinisten, das Ergebnis der Ehen unter Blutsverwandten sein. Namentlich werden Kretinismus, Idiotismus, Taubstummheit, Blindheit, Rhachitis, Wasserkopf, Skrophulose, Albinismus *rc.* als Folgen solcher Verbindungen hingestellt. Wir haben aber bereits gesehen, daß diese Übel und Gebrechen gerade in jenen Gemeinden und Landstrichen nicht häufig sind, wo das Schließen konsanguiner Ehen die Regel ist. Doch hat man es bei diesen allgemeinen Wahrnehmungen nicht gelassen und statistische Angaben gesammelt, um den Folgen der Blutsverwandtenehen so gründlich als möglich nachzugehen. Auch aus diesen Untersuchungen ist die Unschädlichkeit jener Ehen hervorgegangen. Daß diese Folgerung scheinbar im Widerspruche mit dem steht, was viele im Kreise ihrer nächsten Bekannten beobachtet haben wollen, läßt sich leicht erklären. Es liegt auf der Hand, daß solche Ehen unter Verwandten, aus denen unglückliche Kinder hervorgingen, lange im Gedächtnis haften bleiben, während solche Ehebündnisse dieser Art, die keine ungünstigen Ergebnisse liefern oder durch nichts Besonderes sich kennzeichnen, schleunigst der Vergessenheit anheimfallen. Sucht man nun nach Beispielen, so kommen die ersteren in die Erinnerung, während die letzteren übersehen werden. Ja so sehr sind viele von der Schädlichkeit konsanguiner Ehen für die Nachkommen überzeugt, daß, wenn sie in einer Ehe tüchtige, gebrechenfreie Kinder sehen, sie es für ganz unnötig halten, die Frage nach der Blutsverwandtschaft der Eltern zu stellen.

Bei der Beurteilung des Wertes von Fällen, aus denen die schlechten Folgen von Ehen unter Blutsverwandten hervorzugehen scheinen, ist noch eins im Auge zu behalten. Wenn nämlich die Theorie von der Schädlichkeit richtig wäre, dann müßte auch aus allen Ehebündnissen zwischen Blutsverwandten eine schwache und kranke Nachkommenschaft hervorgehen. Immer ist die Ursache, die Konsanguinität, vorhanden, es sei denn, man wollte willkürlich annehmen, daß diese Ursache unsicher und ungleichmäßig wirkte. Jeder Fall einer konsanguinen Ehe mit gesunden Kindern ist ein Beweis für das Falsche der antikonsanguinistischen Ansichten. Umgekehrt aber beweist es nichts gegen die Konsanguinisten, wenn aus einer Verwandtenehe ein Kind mit den angeführten Gebrechen geboren wird; ist es doch möglich, daß diese Gebrechen Folgen von vorhandenen hereditären Krankheitskeimen oder anderen schädlichen Einflüssen sind, die mit der Konsanguinität nichts zu thun haben.

Für den ersten Fall führt Herr Van der Stok ein schlagendes Beispiel an. Unter den Antworten, die Dr. Sasse auf seine Anfragen an die Ärzte Hollands bezüglich der Schädlichkeit der Verwandtenehen erhielt, war auch eine sehr ungünstige, die sich auf eine Ehe zwischen Vetter und Base bezog. Aus dieser Ehe waren elf Kinder hervorgegangen und von diesen lebten nur noch ein Sohn und eine Tochter. Die letztere war sehr nervös und litt am Veitstanz in hohem Grade. Der Sohn war wenig entwickelt, geistig nicht mehr als mittelmäßig. Von den gestorbenen Kindern waren drei in früher Jugend den Masern erlegen; ein zwanzigjähriges an Endocarditis rheumatica, ein sechzehnjähriges an Myelitis; ein fünfzehnjähriges an Peripneumonia cum febre nervosa, ein ganz junges Kind starb an Krämpfen, während von den übrigen die Todesursache unbekannt blieb. Natürlich galt dieses als ein besonders wichtiger Beitrag für die Schädlichkeit der Ehen unter Blutsverwandten. Wie lagen aber die Dinge in Wirklichkeit? Dem Dr. Sasse selbst war eine andere Ehe zwischen Nichtverwandten bekannt, in der acht oder neun von einer großen Anzahl Kinder früh schon gestorben, während einige überlebende sehr schwach und kränklich waren. Es stellte sich jetzt heraus, daß der Mann aus der ersterwähnten konsanguinen Ehe ein Bruder der Frau aus der letzterwähnten Ehe unter Nichtverwandten war. Durch diese beiden war die Familienanlage für Krankheiten auf die Kinder übergegangen und dieses bei der Beobachtung einfach übersehen worden.

Es können gleichfalls, wo sich bei Blutsverwandtenehen schlechte Ergebnisse zeigen, diese die Folgen von allerlei schädlichen Ursachen sein, die mit Konsanguinität nichts zu thun haben. Es ist ja bekannt, wie das Nervenleben der Frau von großem Einflusse auf die Frucht ist. Wir haben hier das sogenannte „Versehen" im Auge, von dem viele Ärzte gut festgestellte Beispiele mitgeteilt haben. Dieses „Versehen" besteht in dem Erschrecken der Schwangeren vor einem Gegenstande, einem Tier oder einem Menschen; doch kann es auch die Folge sein von dem andauernden Denken an Etwas, der fortgesetzten Furcht vor Diesem oder Jenem. Die Leute welche länger in Niederländisch-Indien wohnten, werden sich des traurigen und merkwürdigen Falles erinnern, wie die gesunde Frau eines gleichfalls gesunden und wohlhabenden Mannes nacheinander drei blinde Kinder zur Welt brachte, nachdem eine alte eingeborene blinde Frau, der sie ein Almosen abgeschlagen, sie damit bedroht hatte. Die Furcht davor, daß die Drohung zur Wahrheit werden könnte, hatte deren Erfüllung zufolge. So ereignet es sich auch nicht selten, daß eine Schwangere, aus Angst, rothaarige Kinder zu bekommen, gerade solche zur Welt bringt, wenn auch diese Haarfarbe weder in ihrer noch ihres Mannes Familie vorkommt. Um nun, sagt Herr Van der Stok, zu begreifen, welchen Einfluß die Furcht haben kann und unzweifelhaft auch öfter hat, wo es sich um Nachkommenschaft in konsanguinen Ehen handelt, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, wie allgemein das Vorurteil gegen solche Ehen bezüglich der Gesundheit der daraus entstammenden Kinder ist. Was ist natürlicher als daß eine mit einem Verwandten verheiratete Frau, bestürmt von guten Freundinnen und von diesen mit Erzählungen von unglücklichen Beispielen aus Verwandtenehen versorgt, selbst sich wegen ihres Kindes ängstigt, sich während der Schwangerschaft alle die Krankheiten vor Augen führt und schließlich einem mit irgend einer solchen Krankheit behafteten Wesen das Leben giebt? Wenn nun dieses Unglück das erste Kind trifft, scheint die Wahrheit der Mitteilungen bewiesen, die Furcht nimmt zu und die folgenden Kinder sind auch mit Übeln behaftet. Auf diese Weise werden die Fälle vermehrt, die mit Unrecht zum Beweise der Schädlichkeit konsanguiner Ehen dienen.

Das Verbot von Blutsverwandtenehen kommt allgemein bei gebildeten wie ungebildeten, bei Kultur- und Naturvölkern vor. Nach dem Vorstehenden bedarf es wohl keines Beweises, daß der Glaube und die Überzeugung von den nachteiligen Einwirkungen der Konsanguinität für die Nachkommen nicht der Grund für dieses Verbot gewesen sein kann. Denn es würde dann von selbst sich die Frage ergeben: woher stammt diese Überzeugung, dieser Glaube? Auf empirischem Wege kann man doch nicht gut dazu gelangt sein. Es ist nicht anzunehmen, daß die Wilden oder die Völker des

[1]) Doughty, Travels in Arabia deserta I, 472.
[2]) Burton, A pilgrimage to El-Medinah and Meccah II, 84.

Altertums die weniger guten Ergebnisse aus Verwandtenehen, die, wenn sie da waren, doch wenig auffielen, bemerkt haben sollen. Daß die Verbote nicht auf Grund der Schädlichkeitstheorie ergingen, ergiebt sich auch daraus, daß — wie wir sehen werden — Ehen unter den einen Verwandten verboten, unter den anderen eben so nahen aber zugelassen wurden. In der That kommt denn auch der Glaube, daß Verwandtenehen schädlich für die Nachkommenschaft seien, bei nur wenigen Völkern vor. Im Altertum findet man bei Indiern, Hebräern, Griechen und Römern keine Spur davon. Und was die Naturvölker betrifft, so wird das, was die Antikonsanguinisten als Folge konsanguiner Ehen angeben, von ihnen ganz andern Ursachen zugeschrieben. Low sagt, daß das Vorkommen der häufigen Geisteskrankheiten bei den Dajaks wohl in der Gewohnheit dieses Volkes, im Stamme d. h. in der Familie zu heiraten, gesucht werden muß. Die Dajaks selbst geben aber eine andre Erklärung an. Sie betrachten die Geisteskrankheit als die Folge einer Übertretung der pemali- oder tabu-Gebote. Unerlaubt, tabu, ist das Essen von Hirschfleisch, und ein Mann, so versicherte man Low, wurde durch Vernachlässigung dieses Gebotes geisteskrank [1]). Auch Albinismus soll Folge konsanguiner Ehen sein. Nach dem Glauben der Niaser aber, der auch anderweitig im Archipel vorkommt, ist der Albino die Frucht aus dem Umgange einer Frau mit einem bela oder bösen Geiste.

Indessen kommt bei einigen wenigen Völkern die Schädlichkeitstheorie dennoch vor. Bei den Europäern ist sie jedoch erst in ziemlich später Zeit zur Begründung der Verbote gegen Verwandtenehen angewendet worden, da man diese anfangs auf ganz andre Weise zu begründen versuchte. Einige, sagt Huth, schreiben die Beschränkung der Furcht zu, daß die Verwandtschaft zu verwickelt werden kann; andre sehen darin eine Maßregel, die verhindern soll, daß die Liebe sich in einem zu engen Kreise konzentriere; andre wieder meinen, daß ohne ein solches Verbot die Ehen in zu jugendlichem Alter geschlossen würden, oder daß die Menschen, wenn ihnen dazu die Freiheit gelassen würde, stets in der Familie heiraten würden, um das Eigentum zusammenzuhalten; wiederum nach andern soll „natürliche Scham" der Grund sein, während nicht wenige sich einfach auf das göttliche Gebot berufen. Theodor Beza, der feurige Anhänger Calvins, verweist auf die Verwirrung, die in der Verwandtschaft entstehen müßte, wenn alle Ehen erlaubt wären, wenn z. B. Vater und Sohn zwei Schwestern, oder eine Tochter und deren Mutter heiraten könnten. Anders der englische Bischof Jeremias Taylor. Dieser legt vor allem Nachdruck auf das Widernatürliche der Verheiratung einiger Blutsverwandten, die er mit dem Zurückfließen eines Stromes nach seiner Quelle vergleicht. Der erste, welcher die Schädlichkeit der Blutsverwandtenehen für die Nachkommenschaft zur Begründung des Verbots derselben heranzog, scheint Papst Gregorius I. gewesen zu sein. An den zur Bekehrung der Angelsachsen ausgesandten Benediktinermönch Augustinus schreibt er um 605: „Ein weltliches Gesetz des römischen Staates läßt es zu, daß der Sohn und die Tochter von einem Bruder und einer Schwester oder von zwei Brüdern oder zwei Schwestern sich miteinander verheiraten. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß das Erzeugnis aus solchen Ehen nicht gedeihen kann." Noch deutlicher findet man die Schädlichkeitstheorie in den Capitularia Regum Francorum ausgedrückt. Hier heißt es, daß aus den Ehen unter Verwandten „Blinde und Krüppel, Krumme und

[1]) Low, Sarawak 305.

Triefäugige, oder mit ähnlichen andern Gebrechen Behaftete" hervorgehen. Anfangs nur durch einige Wenige verkündigt, ist dann diese Theorie allmählich allgemeiner geworden.

Die Lehre, daß konsanguine Ehen schädlich seien, die bei uns sich so langsam gebildet und festen Fuß gefaßt hat, kommt, gepaart mit dem Verbote gegen solche Ehen, auch bei einigen halb- und ungebildeten Völkern vor. Natürlich können wir auch hier annehmen, daß die Lehre nach dem Verbot entstanden und nicht, wiewohl dieses gewöhnlich so angenommen wird, diesem vorausgegangen ist. Nach der Schöpfung, so erzählen die Eingeborenen vom Cooper's Creek in Süd Australien, verheirateten sich Brüder, Schwestern und andre nahe Blutsverwandte untereinander, bis daß die schlechten Früchte solcher Ehen sich offenbarten und die Häuptlinge darüber berieten, was gethan werden müsse, um dem Übel zu wehren. Das Ergebnis war, man müsse sich an den großen Geist Muramura wenden. Dieser verordnete, daß das Volk in eine Anzahl von Stämmen geschieden werden solle, die durch besondere Namen sich auszeichneten, entlehnt von Tieren, wie Hund, Maus, Emu, Leguan u. s. w., und daß die Glieder desselben Stammes nicht untereinander heiraten dürften. So darf ein Emu-Mann eine Emu-Frau nicht heiraten, er muß sich ein Weib aus dem Hunde-, Maus- oder Leguanstamme nehmen [1]).

Wichtiger schon ist es, daß auch bei den Arabern die Schädlichkeitstheorie besteht. Ein Ausspruch im Hadith, der geweihten Überlieferung, lautet: „Heirate unter Fremden, damit du keine schwache Nachkommenschaft zeugst!" Die Araber meinen damit, daß Kinder, aus Ehen unter Blutsverwandten geboren, schwach und hager sind. Auch in den späteren Rechtsbüchern findet man dieser Ansicht Ausdruck gegeben, so thut dieses Badjuri in seinem Kommentar zum Ibn Qâsim. Will man, so sagt er, eine edle Zucht erlangen, dann muß man in die Fremde heiraten, wie man gute Früchte erhält von einem Zweige, der auf einen fremden Stamm gepfropft ist. Ebenso wird die Ehe mit der bint-ʿamm, der Tochter des Ohms von Vatersseite, abgeraten, wiewohl dieses, wie wir früher gesehen haben, seit alten Zeiten Regel und ohne schädlichen Einfluß für die Nachkommenschaft gewesen ist. „Er ist, so singt ein Dichter, um seinen Helden zu preisen, ein Jüngling, der nicht aus einer bint-ʿamm oder nahen Verwandten geboren ist, so daß er schwach wäre, denn nur die Sprößlinge aus Blutsverwandten sind schwach" [2]).

Endlich müssen auch die Chinesen noch erwähnt werden. Ein alter Brauch verbietet ihnen, jemanden zu heiraten, der denselben Familiennamen, sing, trägt. Alte arabische Reisende aus dem neunten Jahrhundert [3]), die von dieser Regel berichten, sagen, daß die Chinesen behaupten, durch Kreuzung würde eine bessere Frucht erzielt, mit kräftigerem Körper und längerer Lebensdauer, begabt auch mit andern Tugenden [4]).

[1]) Fison and Howitt, Kamilaroi and Kurnai 25.

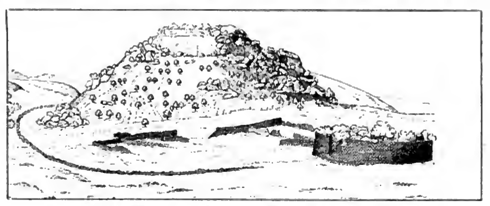
[2]) G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 38.

[3]) Masûdi (ed. Barbier de Meynard) I, 301.

[4]) Es ist jedoch angebracht, hier zu bemerken, daß diese Vorstellung nicht allgemein zu sein scheint. Der holländische Sinolog Dr. Schlegel versichert auch, in der Litteratur nichts darauf Bezügliches gefunden, noch mündlich darüber etwas gehört zu haben. Es wird deshalb meistens auch ein andrer Grund für das Verbot, Personen mit demselben Namen zu ehelichen, angeführt. Es soll dies ein Mittel sein, um zu verhüten, daß die Verwandtschaft in Verwirrung gerät, loan-lun, wie der chinesische Ausdruck lautet (loan = in Verwirrung bringen, lun = Blutsverwandtschaft).

Das Rätsel von Simbabje.

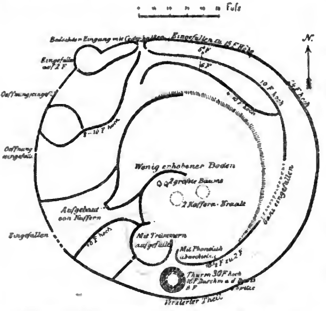
Die wunderbaren und großartigen Ruinen von Simbabje (Zimbabye, Zimbaoë) in Südafrika, deren Wiederentdeckung durch Karl Mauch vor zwanzig Jahren gerechtes Aufsehen erregte, sind in unsern Tagen mehrfach besucht worden; es sind jetzt zahlreiche Photographieen, Zeichnungen und Messungen aufgenommen worden, die noch der Veröffentlichung harren. Binnen kurzem wird viel Rede von diesen Bauten sein, die, wenn auch nicht vereinzelt, von allem abweichen, was wir über südafrikanische Bauten wissen; es werden abermals die widersprechenden Meinungen über deren Ursprung auf-



Gesamtansicht der Ruinen von Simbabje. Nach Mauch.

einandertreffen und vielleicht auch das salomonische Ophir mit denselben wiederholt in Zusammenhang gebracht werden. Es möge daher hier Umschau gehalten werden über die neuesten Besuche und über unser älteres Wissen von den Ruinen.

Im August 1890 sind die Ruinen, die nach Mauch in 21° 50′ südl. Br. und 31° 47′ östl. L. von Gr. liegen, von der großen Expedition besucht worden, welche die englische südafrikanische Gesellschaft zur Ausbeutung des Maschonalandes entsendet hat. Die Times vom 7. Oktober 1890 enthält darüber einen Artikel, in dem es heißt: „Es ist uns ein völliges Rätsel, was der Ursprung, die Geschichte und die Bedeutung dieser merkwürdigen Ruinen gewesen sein mögen, namentlich das runde Gebäude mit seinem kegelförmigen Turm. Die gelehrteren Elemente unter uns stehen schweigsam vor diesen vorgeschichtlichen Überresten und sind stumm vor Erstaunen über deren Großartigkeit und Festigkeit. Keiner war kühn genug, eine Lösung des Rätsels zu versuchen. Eines aber ist sicher, daß die Ausdehnung der Ruinen klar auf das Dasein eines alten, großen und halbzivilisierten Volkes deutet, zu einer Zeit, als Sklavenarbeit in unbegrenztem Maße zu haben war.“



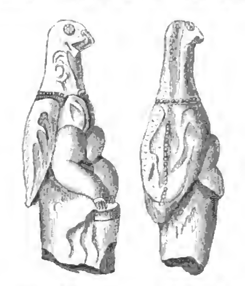
Grundriß des Hauptgebäudes von Simbabje. Nach Mauch.

Die Kaffernstämme der Umgegend wußten den Engländern nichts über den Ursprung der Ruinen zu berichten; gegenüber dem Enthusiasmus, welchen die weißen Besucher zeigten, beginnen sie den Zutritt zu den Ruinen bereits auszubeuten, indem sie Decken, Perlen u. s. w. für den Besuch verlangen.

Die Schilderung der Ruinen, welche der Berichterstatter der Times giebt, stimmt überein mit derjenigen Mauchs, dessen Wahrheitsliebe und Genauigkeit er bestätigt. Die Ruinen liegen am Fuße eines Granithügels (Kopje in holländischer Sprache), der von einem Maschonastamme unter dem Häuptlinge Moghabi bewohnt wird. Rings um das Kopje läuft eine 4 Fuß hohe Mauer, die sich wegen Gestrüpp und hohem Gras nicht genau verfolgen läßt. Dann folgt inmitten eines Labyrinths von Ruinen kleiner runder Bauten, südwestlich vom Kopje, das großartige Hauptgebäude (Mauchs Haus der Großfrau), eine runde, 30 bis 35 Fuß (feet) hohe Mauer, die eine Fläche von 80 Yards (= 73 Meter) umfaßt. Diese Mauer, am Grunde 10, oben 7 bis 8 Fuß stark, ist aus kleinen Granitblöcken, etwa doppelt so groß wie ein gewöhnlicher Ziegelstein, erbaut; sie sind alle schön behauen und ohne Mörtel regelmäßig aufgeschichtet. Von

Osten her führt ein enger Eingang hinein. Im Innern und beim Eingang und nahe bei der Mauer steht ein 35 Fuß hoher, am Grunde 18 Fuß Durchmesser haltender konischer Turm aus den gleichen behauenen Granitblöcken erbaut. Innerhalb der hohen Mauer verlaufen noch doppelte Zickzackschnörkel von Mauern, gleichfalls aus Granit. Auf dem Kopje befinden sich zahlreiche Überreste solcher runder Mauern, sind die Ruinen von wenigstens neun aufgemauerten Terrassen vorhanden und liegen, auf dem Gipfel, ungeheure Mengen der Granitblöcke, die zu einem Bau verwendet werden sollten.

Dieses die kurze neueste Schilderung des Berichterstatters der Times, die im allgemeinen mit jener Mauchs übereinstimmt. Wenn derselbe jedoch annimmt, seit Mauch habe kein Weißer die Ruinen gesehen, so ist dieses ein Irrtum. Im Jahre 1889 wurden sie von den Gebrüdern Posselt besucht (Petermanns Mitteilungen 1890, S. 22) und diesen verdanken wir eine wesentliche Ergänzung unsrer Kenntnis der Ruinen. Mauch hatte senkrecht aus den Mauern emporstehende Steinbalken von 8 bis 10 Fuß Höhe gesehen



Steinfigur (Papagei) in 1/4 natürl. Größe von Simbabje nach Posselt.

und bei näherer Untersuchung fand Posselt an denselben Verzierungen, unter andern drei aus Stein (Phyllit?) gemeißelte, 28 cm hohe Papageien, welche die Spitzen der Steinbalken bildeten. Während sonst die Ruinen, soviel wir bisher wissen, nur die aus einfach behauenen Granitsteinen bestehenden Mauern zeigen, tritt hier ein künstlerisches Moment hinzu, eine realistisch gehaltene Figur, deren Typus allerdings keine Anhaltspunkte darbietet, um sie mit Skulpturen irgend welcher Art in Zusammenhang zu bringen, die aber für die Bestimmung des Kulturgrades der Erbauer Simbabjes von Wert ist. (Vergleiche die Figur.)

Die Wiederentdeckung der schon den Portugiesen bekannten Ruinen erfolgte, wie erwähnt, durch Karl Mauch im September 1871. Sein erster Bericht befindet sich in Petermanns Ergänzungsheft Nr. 37. Sowohl der Entdecker als auch Aug. Petermann knüpften, gestützt auf die gleichzeitigen Goldentdeckungen Mauchs in jener Gegend, daran die Ansicht, hier sei das Salomonische Ophir gefunden. Es ist damals eine von verschiedenen Seiten mit vieler Gelehrsamkeit geführte Kontroverse über Ophir geführt worden, die aber immer noch keine Gewißheit über die Lage jener biblischen Örtlichkeit gebracht hat. Verneint muß aber der Zusammenhang jener Ruinen mit Phöniziern werden.

Ein ausführlicher Bericht Mauchs, der aber auch erst als „vorläufiger" bezeichnet ist, eine autographierte Mitteilung, begleitet von den hier wieder abgebildeten beiden Zeichnungen, ist erst 1876 in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Seite 186, erschienen. Dieser giebt die ausführlichste Beschreibung und stimmt sehr gut mit dem Berichte in der Times, ist aber namentlich wertvoll durch die Zeichnungen, die weit klarer als Schilderungen uns die Ruinen erkennen lassen.

Bis an seinen frühzeitigen, jähen, 1875 erfolgten Tod hielt Mauch, der kein Gelehrter war, an einem phönizischen Ursprung der Ruinen fest. So schrieb er noch 1873: „Bei Bestimmung der Erbauer, des Alters und Zweckes der von mir entdeckten Ruinen von Zimbabye sollte man vor allem Ruinen von Bauten, die erwiesenermaßen phönizischen Ursprungs sind, zum Vergleiche herbeiziehen; es müssen sich ja deren sehr viele in den von den Phöniziern gegründeten Kolonieen finden. Sodann dürfte sich manch Interessantes aus Schriften der Venezianer zur Zeit ihrer Handelsblüte finden lassen, das in bezug zu den Ruinen von Zimbabye steht. Ich vermute nämlich, daß der vielerwähnte Priesterkönig John oder Johannes, den man unsicher nach Abessinien versetzt und ihm christliche Prinzipien beilegen will, mit mehr Wahrscheinlichkeit in den fruchtbaren Distrikten zwischen Limpopo und Zambezi sein Reich besessen hat und jüdische Religionsgebräuche und Sitten ausübte."

Es ist nicht nötig, diese Ansichten Mauchs einer Kritik zu unterziehen. Die Verdienste des tüchtigen Mannes um die Geographie Südafrikas, seine Entdeckung der Goldfelder und der Ruinen Simbabjes bleiben ungeschmälert. Daß er die Ophirfrage nicht löste, ist nicht zu verlangen, nachdem die Gelehrten über Sofala (Quatremère, Movers, Merensky u. a.), über Indien (Lassen, Kiepert u. a.), über Arabien (A. Sprenger) als dessen Örtlichkeit zu keiner Einigung gelangten. Durchaus abweichend, und außerafrikanischen Einfluß bei der Erbauung der Ruinen von Simbabje verneinend, urteilt Professor Robert Hartmann (Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1876, 189), indem er die Bauten den Vorfahren der heutigen Bantuvölker zuschreibt. Damit nimmt er einen Rückfall der Kaffern aus ehemaliger Kultur an, für den sonst keine Beweise vorliegen. Aber richtig ist, worauf Hartmann hinweist, daß verwandte Bauten noch mehrfach in Südafrika vorkommen. Dahin gehören die von Hübner aufgefundenen alten Befestigungen im Matebeleland (Zeitschrift für Ethnologie III, 53) und der erwähnte Berichterstatter der Times giebt an, ähnliche, aber kleinere Ruinen am Lundiflusse gesehen zu haben.

Daß Mauch nur als Wiederentdecker gelten kann, zeigt die von Rob. Hartmann (Nigritier I, 26 ff.) behandelte Entdeckungsgeschichte der Ruinen. João de Barros schildert sie bereits in seinem 1552 zu Lissabon erschienenen Werke; er erwähnt den Mangel an Mörtel beim Bau, den Turm, spricht von Inschriften und sagt, solche Gebäude hießen bei den Eingeborenen Symbaoé, was Hofburg oder Residenz bedeute. Der Name Zimbabye, Symbaoé wird von portugiesischen Reisenden des vorigen und dieses Jahrhunderts in Südafrika noch öfter in der Bedeutung als Häuptlingsresidenz erwähnt.

Die bisherigen Lösungen des Rätsels befriedigen nicht; die alten Reste einer einstigen Halbkultur im Lande der Kaffern stehen noch ohne Verbindung da und sind schwerlich auch den Vorfahren der heutigen Bantu zuzuschreiben. Ob Vergleiche hier weiter helfen werden, muß sich zeigen, wenn die Aufnahme und Photographieen der Engländer veröffentlicht

werden. Jede, auch die leiseste Andeutung über die Zeit, aus der die Ruinen stammen, fehlt; wir wissen nur, daß sie zur Zeit der ersten Entdeckung schon als alt galten. Gewiß wird die Frage von Simbabje wieder auf die Tagesordnung gesetzt werden, zumal die Geogr. Ges. in London den Archäologen Th. Bent mit deren Erforschung jetzt beauftragte.

Beschreibung der Japanischen Inseln von einem Japaner.

Während die Japaner auf der einen Seite unablässig bemüht sind, europäisches Wissen, europäische Sitten und Gebräuche, ja sogar europäische Staats-Verfassung und Religion nach Japan zu übertragen, beginnen sie auf der andern schon wieder den Europäern zu entschlüpfen, indem sie nach erlangter Kenntnis in einem Fache dieses nun selbst glauben ausfüllen zu können, ja manchmal auch wirklich ausfüllen. Zu diesen Fächern, die sie bereits für sich allein in Anspruch genommen haben, gehört die Geologie; die früher von Deutschen (E. Neumann) geleitete geologische Landesaufnahme Japans wird jetzt schon fast durchaus von einheimischen Kräften betrieben. Und zu denjenigen Japanern, welche ihre verantwortliche wissenschaftliche Stellung ausfüllen, gehört ohne Zweifel Toyokitsi Hárada, welcher in Deutschland vorgebildet und durch Arbeiten über Südtirol bekannt geworden ist. Hárada bietet uns jetzt ein augenscheinlich groß angelegtes geologisches Werk über „Die Japanischen Inseln"; „eine topographisch-geologische Übersicht." Erste Lieferung, mit fünf Kartenbeilagen, Berlin 1890. 126 Seiten. Dieses von der Kaiserlich japanischen geologischen Reichsanstalt herausgegebene Werk dürfte der Geographie noch manches Brauchbare liefern.

Die bis jetzt vorliegende Lieferung giebt zunächst eine Übersicht über die Lage, die Meeresteile um Japan, über das Areal und die Bevölkerungszahl und -dichtigkeit des Japanischen Reiches, welche Zahlen jedoch von den uns zugänglichen neuesten Quellen abweichen bezw. dieselben noch nicht benutzt haben. So besitzen wir z. B. schon Bevölkerungsangaben vom 1. Januar 1888, während bei Hárada solche von 1886 verwendet sind. In der Tabelle sind die Quadrat-Ri Japans (zu 15,423 qkm) irrtümlich in Quadratmeter umgesetzt. Der Gegensatz der ozeanischen und kontinentalen Seite Japans wird hervorgehoben. Die hohle kontinentale ist gleich in der Küstenbeschaffenheit von der gewölbten ozeanischen verschieden. Die ozeanische Seite ist sehr stark gegliedert, die kontinentale einförmig. Die ozeanische Seite von Honshiu, der Hauptinsel, gewöhnlich Nipon genannt, ist doppelt so reich gegliedert wie die kontinentale. Dennoch sind die Küsten arm an guten Häfen. Flußhäfen fehlen fast ganz, und wo die Küste gute Häfen bildet, ist meist das Hinterland arm und öde. Nacheinander werden nun die Ost- und Südküste, dann die Gestade des Tung hai oder des Chinesischen Ostmeeres, sowie der Korea-Straße, ferner die Gestade des Japanischen Meeres und der Tsugaru-Straße, schließlich die Küsten von Hokkaidō, gewöhnlich Jesso genannt, abgehandelt, wobei auch die beiden andern größeren Inseln Shikoku und Kiushiu kurz betrachtet werden.

Für geographische Zwecke ist der interessanteste Absatz der Lieferung die „Kurze Übersicht der geotektonischen Gliederung Japans". Man erkennt gleich aus den ersten Sätzen, daß sich Hárada die Ansichten von Sueß über die Entstehung Ostasiens zu eigen gemacht hat. Wir lesen hier von der Kette der großen Gebirgsbogen, die gegen das Festland zu hohl sind, von den vier Gebirgsbögen der Kurilen, der Riu-Kiu-Inseln, von Südjapan und Nordjapan. Die beiden letzteren sind deutlich ein Faltungsgebirge, was bei den andern Bögen nicht mehr hervortritt. Im südjapanischen Bogen werden drei Zonen unterschieden, in der Mitte eine von altem Urgebirge, zu beiden Seiten daran gelehnt jüngere Ablagerungen. Auch der nördliche Bogen zeigt drei Zonen in derselben Anordnung, allein hier ist die Innenseite stark zertrümmert. Der südliche Bogen gilt als Fortsetzung des Gebirgssystems Chinas, der nördliche hing mit dem Festlande Koreas und den Amurländern zusammen: zwischen ihnen ist, wahrscheinlich nach der mittleren Jurazeit, das Japanische Meer als großer Kesselbruch entstanden. — Zahlreiche Brüche durchsetzen die Hauptinseln, besonders die Medianlinie, welche die Innen- und Außenseite trennt. Das Faltenland liegt auf letzterer, gefaltetes Gebirge, das Schollenland, vielfach eingebrochenes Land mit starken Eruptivmassen, auf ersterer. Auf der beigegebenen geotektonischen Karte tritt diese Scheidung durch die ganze Länge der Inselgruppe gut hervor. Mitten durch Honshiu zieht von Süd nach Nord die Fuji-Bruchzone mit zahlreichen Vulkanen, darunter der Fuji yama. Diese Spalte ist von Neumann Fossa magna, der große Graben, genannt worden. Es fällt unangenehm auf, daß Hárada, obwohl doch vielfach auf Neumanns Resultaten fußend, den Namen desselben in diesem ganzen Abschnitte nicht nennt, während er Sueß, von Richthofen, Pumpelly, erwähnt. Zwei weitere Bruchzonen durchschneiden Kiushiu und Hokkaidō ebenfalls von Süd gegen Nord und unter Begleitung zahlreicher vulkanischer Erscheinungen. Nachdem Hárada noch festgestellt hat, daß infolge der Zerstückelung der Inselgruppe eine zentrale Landschaft fehlt, beginnt er eine Aufzählung der unter Zugrundelegung des Baues der Inseln sich ergebenden natürlichen Landschaften, und eine ebensolche sämtlicher von ihm auf denselben unterschiedenen Gebirgsmassen; es sind deren ihrer nicht weniger als 45. Nach einer kurzen Übersicht der geologischen Formationen, welche Japan zusammensetzen, folgt dann in dem ganzen Rest des Buches eingehende Erörterung desselben. Von den beigegebenen Karten zeigt die erste den Stand der Landesaufnahme in Japan für 1890, die zweite bietet die schon erwähnte geotektonische Übersicht, die dritte zeigt das mesozoische Gebiet im Kitakamigebirge auf Honshiu, die vierte ist eine Skizze der Geologie des Sakavabeckens, und die letzte stellt Hokkaidō nach seiner Zusammensetzung dar. Verfasser dieser Karten sind verschiedene Assistenten bei der Landesaufnahme, ebenfalls Japaner. Dr. W. Sievers.

Die Sprachverhältnisse auf Malta.

(Aus einem Briefe des Herrn Dr. Ermling, La Valetta, 7. Nov. 1890.)

In den Städten und größern Ortschaften der Inselgruppe komme ich im Verkehr völlig mit Italienisch und Englisch aus. Sobald aber meine Untersuchungen sich auf das Innere Maltas und die Dörfer erstrecken, muß ich mein Arabisch zu Hilfe nehmen. Dabei liegen die Sprachverhältnisse hier gar nicht so einfach, wie man gewöhnlich glaubt, ja selbst Sprachenstreit ist hier zu finden, und man denkt im kleinen Maßstabe an die Zänkereien, die unter den Völkern der österreichisch-ungarischen Monarchie endlos sich fortspinnen.

Wollte man hier nach Prozenten berechnen, wieviel verschiedenes Blut in den Maltesern rollt, man würde kleine Bruchzahlen finden. Abgesehen von einer etwaigen Urbevölkerung, von der wir nichts wissen, folgten sich im Besitze der Inseln Phöniker, Griechen, Karthager, Römer, Vandalen, Ostgoten, byzantinische Griechen, Araber, Normannen, Franzosen, Spanier, die Johanniter, wieder Franzosen und zum Schluß (1800) die Engländer. Es fließt also semitisches, romanisches, germanisches und griechisches Blut in den Adern der Bevölkerung, indessen weit mehr bei den Städtern, als bei dem Landvolke.

Wie in den Hafenplätzen Dalmatiens, dessen Landbevölkerung ja slavisch ist, das Italienische Hauptgeltung hat und in der Verwaltung, im Verkehr und politischen Leben zur Geltung gelangte, so auch hier bis vor etwa sechs Jahren. Handel und Wandel ist großenteils in den Händen der italienisch redenden Städter; diese hatten im gesetzgebenden Körper auch die Mehrheit erlangt und es durchgesetzt, daß das Italienische zur Amtssprache erhoben wurde. Wie die Erhebungen des Gouverneurs aber gezeigt haben, sprechen von den 160000 Einwohnern der Inseln — abgesehen von der starken Besatzung — nur 15000 italienisch und etwa ebensoviel englisch als Muttersprache. Der große Rest redet maltesisch. Und dieser Rest fühlte sich natürlich durch den Erlaß bedrückt, geriet in Aufregung und wurde unter der Führung seiner Priester vorstellig bei der Regierung, die, nach angestellter Untersuchung, dahin entschied, daß fortan neben der englischen Sprache die maltesische Amtssprache sein, das Italienische aber offiziell fortfallen sollte. In Handel und Wandel besitzt das letztere jedoch noch immer seine hervorragende Bedeutung.

Es sind jetzt genau 800 Jahre vorüber vergangen, daß die arabische Herrschaft hier ihr Ende erreichte (1090), und seit dieser Zeit hat zwischen den Bewohnern Maltas und den Arabern keinerlei Verkehr mehr stattgefunden. Damals eroberten die Normannen unter dem Grafen Roger die Inseln. Trotz dieser langen Zeit ist das Arabische aber immer noch die herrschende Sprache, wiewohl in sehr verderbter Form, geblieben, und daß dem so ist, erklärt sich wohl nur aus der raschen Aufeinanderfolge der Eroberer, von denen keiner Zeit genug besaß oder Menschen genug nach den Inseln sandte, um seine eigene Sprache zur herrschenden zu machen. Am stärksten wurde die Sprache vom Italienischen beeinflußt, was in der ehemaligen politischen Zugehörigkeit zu Sizilien und durch das Christentum veranlaßt wurde. Verhältnismäßig am reinsten arabisch ist die Mundart von Gozo, welche am wenigsten italienische Beimischung zeigt. Bis zu welchem Grade aber die Sprache noch arabisch ist, beweisen die Malteser im Oriente; sie finden sich in vielen Hafenplätzen des östlichen Mittelmeeres und ich habe in Kairo wie in Alexandrien selbst beobachtet, daß sie sich leicht mit der arabisch sprechenden Bevölkerung zu verständigen vermochten.

Es scheint, als ob infolge des erwähnten Sprachenstreits die maltesische Mundart des Arabischen nun einen festeren Boden gewinnt und mehr Bedeutung in der Schule, und bei den gebildeten Insulanern erhält. Schulbücher mit lateinischer Schrift, die aber natürlich zur Bezeichnung der Laute nicht ausreicht, sind vorhanden, desgleichen solche in einer gemischten Schrift, mit lateinischen und arabischen Lettern. In den Priesterseminaren wird die Sprache am meisten gepflegt und dort hat sie ihren nationalen Halt, von dort stammt ihre Auflehnung und ihr Widerstand gegen das Italienische, dessen Herrschaft nun gebrochen ist. Ein in Deutschland wenig bekanntes Buch von George Percy Badger, das 1838 hier gedruckt wurde und den Titel führt „Description of Malta and Gozo", enthält die Volkslieder der Inseln. An und für sich interessant zeigen sie deutlich das arabische Gepräge der maltesischen Mundart und ihre italienischen Beimischungen.

Aus allen Erdteilen.

— Kälte in Kamerun. Das deutsche Gebiet von Kamerun ist mit Recht wegen seines Fiebers berüchtigt und gilt als ein sehr heißes Land; in der Ortschaft Kamerun betragen die mittleren Extreme der Temperatur 17° und 37° C. Allein je nach der Bodenerhebung herrschen auch in diesem großen Lande, das sich bis zum Binuë erstreckt, sehr verschiedene Klimate und namentlich scheinen die Hochlande im Innern, die erst neuerdings durch Dr. E. Zintgraff erforscht wurden, mit einem Klima begabt zu sein, welches dem südeuropäischen sich nähert. Auf der hoch gelegenen, von Zintgraff gegründeten Bali-Station, zwischen 6° und 7° nördl. Br., war das Durchschnittsminimum 12° bis 14° C. nachts (beobachtet wurde schon 9,5° C.) bei einem durchschnittlichen Maximum von 23° bis 26° C. Das sind europäische Wärmeverhältnisse, und Zintgraff ist daher der Ansicht, daß das Klima von Bali den Europäern zusagen wird. Dagegen bemerken wir, daß die hohe Lage allein in Kamerun nicht vor dem Fieber schützt, wie die hoch oben am Südabhange des Kamerungebirges angesiedelten Schweden beweisen, von denen einige der tückischen Krankheit erlagen (Buchner, Kamerun 83). In den höheren Lagen des Binnenlandes, so auf der 1550 m hohen Bergkette im Nordosten der Bali-Station, sind noch geringere Temperaturen keine Seltenheit. Zintgraff (Verhandl. der Ges. für Erdkunde zu Berlin XVII, 220) beobachtete dort ein mit Platzregen und Hagel verknüpftes Fallen der Temperatur bis 6° C. Ein Teil seiner Leute erstarrte und blieb am Wege liegen. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß infolge der Kälte sechzehn Menschen den Tod gefunden hatten. Schon früher hatten, nach Aussage der Eingeborenen, in dieser Gegend viele Leute infolge derartiger Wetter ihr Leben verloren. Die häufig mit Hagel verbundenen Gewitter, zusammen mit scharfem Nordwest, stehen in diesen Gegenden längere Zeit. Die Glieder der bis auf einen Schurz unbekleideten Leute waren sofort steif vor Frost, sie wankten wie Trunkene und nur wenige konnten sprechen, so klapperten ihnen die Zähne; die schwarze Hautfarbe hatte sich in ein schmutziges Aschgrau verwandelt.

— Die englischen Eisenbahnen reichen bis tief in Afghanistan hinein und damit befestigt sich Englands Machtstellung dort mehr und mehr. Man erkennt dieses aus einer Anekdote, welche kürzlich Homeward Mail mitteilte. Ein britischer Eisenbahnbeamter schlug dem in Chaman anwesenden afghanischen Gouverneur von Kandahar vor, doch einmal den neuen Tunnel anzusehen. „Sahib, antwortete der Gouverneur, lieber nicht. Wenn ihr Engländer einem Manne eine Kugel durch den Leib schießt, ladet ihr dann dessen Freunde ein, herzukommen und das Loch, welches die Kugel schlug, zu besichtigen?"

— Der Name Anahuac, als Bezeichnung für die Hochebene von Mexiko, wird durchaus unrichtig angewendet, wie Dr. Seler auf dem Amerikanistenkongresse zu Paris, Oktober 1890, zeigte. Anauac heißt „am Wasser", und das Wort wird von sämtlichen alten Autoren (Sahagun u. a.) nur im Sinne von „Küstenland" gebraucht. Anauac Ayotlan sei das pazifische Küstenland, Anauac Xicalanco das atlantische. Einzig Motolinia gebraucht das Wort anders, aber nicht für die Hochebene, sondern für ganz Neuspanien. Aber auch das ist nach Dr. Seler ein Irrtum, hervorgegangen aus der Bedeutung der Phrase cem anahuac, die im Sinne von „die ganze Welt" gebraucht wird. Die ursprüngliche Bedeutung dieser ist aber „das ganze Land bis zum Meer". Trotz dieser dankenswerten Aufklärung des besten Kenners des alten Mexiko wird sich der einmal eingebürgerte Name in seiner falschen Bedeutung schwer ausrotten lassen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Bd. LIX. **Globus.** Nr. 2.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Hermann Strebel.

Mit dessen Bildnis.

Es gereicht uns zur besondern Freude, den Lesern heute den Lebensgang und die markigen Züge eines Mannes vorführen zu können, der um die Erforschung der Altertümer Mexikos sich hervorragende Verdienste erworben hat und dessen Name für alle Zeiten mit der vorkolumbischen Geschichte dieses Landes verknüpft bleiben wird. Kein Gelehrter von Fach, kein ursprünglich mit dem modernen Rüstzeug der Wissenschaft versehener Reisender ist es, sondern ein im besten Sinne durch eigene Thatkraft gewordener Mann, ein Sohn aus dem Hamburger Bürgerstande, heute noch ein thätiger, umsichtiger Kaufmann seiner Vaterstadt und doch als Gelehrter von Fach auf beiden Seiten des Ozeans hochangesehen.



Der Mann, von dem wir reden wollen, Karl Wilhelm Hermann Strebel, wurde am 1. Januar 1834 in Hamburg geboren. Er besuchte die gewöhnliche Bürgerschule bis Ostern 1848, um dann die kaufmännische Laufbahn zu ergreifen, wozu ihn freilich mehr äußere Verhältnisse als innere Neigung brachten. Durch den Tod eines seiner beiden älteren Brüder, die in Mexiko als Kaufleute thätig waren, wurde ihm noch in demselben Jahre angeboten, in dessen Stellung einzutreten, und so verließ der erst Vierzehnjährige schon im August des Jahres 1848 Hamburg, wurde aber durch Schiffbruch an der Küste Yukatans längere Zeit in Campeche zurückgehalten, so daß er erst am 1. Januar 1849 in der Hauptstadt Mexiko ankam. Er verblieb daselbst bis zum Jahre 1853, siedelte dann nach der Hafenstadt Veracruz über, wo er 1857 mit der Leitung eines Handelshauses betraut wurde, sich verheiratete und bis 1867 verblieb, um dann, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, daselbst Mitbegründer eines Handelshauses zu werden, in dem er noch heute thätig ist.

Bei diesem, für Hamburger Bürgersöhne des Mittelstandes in den Hauptzügen typischen Lebenslaufe, bei dem weder die Schulbildung noch das Leben im Auslande und das Überwiegen pekuniärer Interessen, besondere Anregung zu höheren geistigen Interessen darboten, würde auch Strebel zu einer Bethätigung an solchen kaum vorgedrungen sein, wenn er nicht auch im Auslande seine Liebe zur Natur im ganzen und einzelnen, seine Neigung zu künstlerischer Thätigkeit durch entsprechende Ausnutzung seiner Mußestunden wach gehalten hätte.

Mehr aber noch verdankt er dem innigen Verkehr mit einem geistig hoch entwickelten und vielseitig gebildeten Manne, dem um die Kenntnis Mittelamerikas hochverdienten Dr. Hermann Berendt, damals praktischer Arzt in Veracruz, der während mehrerer Jahre Strebels Hausgenosse war und ihm entscheidende Anregung zu großer, günstiger Fortbildung und mehr zielbewußter Verwertung seiner Thätigkeit gab. Berendt verließ Veracruz mehrere Jahre früher als Strebel, um nach Mittelamerika zu gehen, wo er später der amerikanischen Wissenschaft so wertvolles Material zuführen, ihr leider aber zu früh durch den Tod entrissen werden sollte.

War es zuerst ausschließlich das Sammeln von Konchylien, dem sich Strebel, anknüpfend an eine Liebhaberei der Knabenjahre widmete, und an dem sich auch Berendt zeitweilig be-

teiligte, so trat doch nach und nach das Interesse an den geographischen, sprachlichen und besonders den historischen Forschungen Berendts (Alt-Mexiko betreffend) mehr in den Vordergrund, das später ausschließlich herrschen sollte. Der langjährige Aufenthalt Strebels im Lande, seine Reisen und sein vielseitiger genauer Verkehr mit Eingeborenen ermöglichten es ihm, reiche Sammlungen anzulegen und Beziehungen anzuknüpfen, die auch von Europa aus noch lebhaft unterhalten wurden. Nach Hamburg zurückgekehrt, wurde von ihm alsbald der Verkehr mit Fachleuten angebahnt und damit Gelegenheit gefunden, die Aufgaben und Methoden wissenschaftlicher Forschung genauer kennen zu lernen und sich anzueignen, so daß die wissenschaftliche Verwertung der reichen Sammlungen von ihm selbst in die Hand genommen werden konnte. Daneben widmete sich Strebel dem wissenschaftlichen Leben in den Vereinen seiner Vaterstadt, an deren Verwaltung er mehrfach beteiligt war, und wo er durch Vorträge das Interesse für seine mexikanischen Studien und Erfahrungen zu erwecken und lebendig zu erhalten wußte.

Eine Übersicht der hauptsächlichsten Arbeiten, welche Strebel veröffentlicht hat, möge den Schluß dieser Skizze bilden.

In den Jahren 1873 bis 1882 sind in Hamburg bei J. G. Herbst die Beiträge zur Kenntnis der mexikanischen Land- und Süßwasser-Mollusken, 5 Hefte, 4°, erschienen, welche zusammen 54 Bogen Text und 80 Tafeln Abbildungen enthalten, die nach den eigenen Zeichnungen und Photographieen des Verfassers hergestellt sind. An den letzten beiden Heften beteiligte sich für den anatomischen Teil Dr. Georg Pfeffer, jetziger Kustos am Naturhistorischen Museum in Hamburg. Diese Arbeit zeigt in dem ersten Hefte noch große Zurückhaltung, später wächst mit dem eigenen Zutrauen auch ihr Wert, so daß sie für das Studium der mexikanischen Mollusken-Fauna ein notwendiges Handbuch ist. Für die Systematik wurden darin durch Berücksichtigung der Veränderlichkeit der Arten, wie sie nur an einem großen Material zu Tage tritt, und eingehendes Prüfen und Abschätzen aller am Organismus auftretenden Merkmale gegenüber früherer Gewohnheit der beschreibenden Fachleute manche neue Gesichtspunkte gewonnen. Die zu Grunde liegende Sammlung ging in den Besitz des Naturhistorischen Museums in Hamburg über, als Strebel sich ganz der Archäologie widmen wollte, zusammen mit einer Sammlung einheimischer Land- und Süßwasser-Mollusken, die Strebel in Hamburg zusammengebracht hatte und worüber kleinere Mitteilungen in verschiedenen Fachblättern erschienen sind.

Die erste größere Arbeit auf archäologischem Gebiete galt nun der Beschreibung von Material aus der für Europa bisher einzig dastehenden Sammlung mexikanischer Altertümer, welche unter dem Titel „Alt Mexiko, Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner“ in zwei Teilen, groß 4°, 1885 und 1889 bei Leopold Voß in Hamburg erschienen ist. Den etwa 38 Bogen Text reihen sich 50 Tafeln Abbildungen in Lichtdruck nach Photographieen Strebels, 3 Tafeln in Farbendruck und 26 Abbildungen im Texte an. Es sind im ganzen 3135 Stück beschrieben, von denen aber nur 1690 abgebildet sind, weil Doubletten unberücksichtigt bleiben konnten. Dem ersten Teile ist noch eine Arbeit von Dr. R. Krause über Schädel und eine andre von Prof. Dr. Ferd. Wibel über Knochenreste aus Gräbern und chemisch-technische Untersuchungen über keramische Erzeugnisse angehängt, da Strebel bestrebt ist, überall, wo seine Kenntnisse nicht ausreichen, das Urteil von Fachleuten einzuholen. So ist auch bei den Beschreibungen der Erzeugnisse aus Stein mehrfach die petrographische Bestimmung von Fachleuten eingefügt worden. Die beschriebenen Gegenstände vertreten über 70 Fundstätten, welche zum größten Teile auf einer dem ersten Teile beigegebenen Karte verzeichnet sind, in welcher Strebel außerdem, soweit es ihm möglich war, die Verteilung der beiden in jenen Gebieten herrschenden Indianersprachen zum Ausdruck bringt. Der weitaus größte Teil dieser Funde hat durchaus zuverlässige Fundortsangaben, was bei älteren Sammlungen mexikanischer Altertümer selten der Fall ist, deren wissenschaftliche Verwertung daher auch wenig nutzenbringend sein konnte. Aber nicht nur dieser ersten und Hauptforderung entspricht das Strebelsche Material, sondern von manchen Fundorten sind neben der Fülle verschiedenartigen Materials auch noch Angaben über die Verhältnisse, unter denen das einzelne gefunden wurde, geboten, die zusammen mit den in den Text eingefügten Skizzen uns ein anschauliches Bild der untergegangenen Kulturstätte bieten. In der Einleitung zum ersten Teile und den Zusammenfassungen der Ergebnisse, welche beiden Teilen angefügt sind, giebt Strebel seine Anschauungen über Aufgaben und Methoden dieses Zweiges der amerikanistischen Forschung, und in ihrem Sinne verwendet Strebel nur ausreichendes Material für seine Schlußfolgerungen, alles andere minderwertige, besonders aus Einzelfunden bestehende Material vorläufig für solchen Zweck unberücksichtigt lassend.

Das Hauptergebnis der auf so gewissenhafter Methode vollzogenen Arbeit sind zwei gut unterschiedene Kulturgruppen, welche in den in der alten Provinz Totonacapan aufgefundenen Erzeugnissen zu Tage treten, und von denen die eine sich an schon bekannte Kulturformen des Hochplateaus, speziell Cholula, durch örtlich und sachlich vermittelnde Formen anschließt. Die Bezeichnung dieser Kulturgruppen, Cerro montoso und Ranchito de las Animas, hat Strebel nach denjenigen Fundstätten gewählt, die für den Typus das reichhaltigste Material liefern. Dafür, daß diese Bezeichnung anstatt einer ethnisch bestimmenden gewählt wurde, giebt Strebel ebenfalls seine Gründe in folgendem an. Der Arbeit ist eine Zusammenstellung der historischen Überlieferungen über die Bewohner der hauptsächlich durchforschten Gebiete vorangestellt, deren Ergebnis dann mit denen der archäologischen Forschung verglichen werden. Hieraus ergeben sich Widersprüche, über deren Ausgleich Vermutungen aufgestellt werden, die aber zur Zeit keine Entscheidung gestatten, welche Strebel erst dann endgültig für möglich hält, wenn in gleicher Weise immer weitere Gebiete Mexikos und der angrenzenden Länder archäologisch durchforscht sind und für die daselbst überhaupt vertreten gewesenen Kulturformen ebenso feste Anhaltspunkte geboten sind, wie Strebel sie jetzt für ein beschränktes Gebiet aufstellt. Zu bemerken ist noch, daß der in dieser Arbeit beschriebene Teil der Strebelschen Sammlung in den Besitz des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin übergegangen ist.

Eine teilweise notwendige Ergänzung zu der eben genannten größeren Arbeit Strebels ist in Aufsätzen geboten, die sich unter dem Titel 1) „die Ruinen von Cempoallan, 2) Mitteilungen über die Totonaken der Jetztzeit, 3) Ruinen aus der Misantla-Gegend“ in den Abhandl. des Naturw.-Vereins in Hamburg, Bd. VIII, Teil 1, befinden, wo hierher gehörige Pläne und Beschreibungen von alten Bauwerken bei Cempoallan und in der Misantla-Gegend gegeben werden, denen auch historische Überlieferungen vorangestellt sind. Der Aufsatz über die Totonaken enthält interessante Mitteilungen über Sprache, Sitten und Gebräuche der jetzigen Indianer. Diese kleineren Arbeiten fanden eine Fortsetzung unter dem allgemeinen Titel „Archäologische und ethnologische Mitteilungen aus Mexiko“, die ebendaselbst in Bd. XI, Heft 1, erschienen sind.

Die letzte Arbeit Strebels ist im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. III, Leiden 1890, unter dem Titel „Studien über Steinjoche" erschienen. Strebel hatte schon in „Alt-Mexiko" gelegentlich der Beschreibung einiger dieser interessanten und gemeiniglich unter dem Namen Opferjoche bekannten Gebilde die Meinung ausgesprochen, daß diese Bezeichnung eine falsche sei, mußte aber damals die Begründung dieser Ansicht, so wie die richtige Deutung vertagen, weil dazu ein größeres Material notwendig war. Strebel hat sich inzwischen dieses Material beschafft und bietet nun eine Studie dar, welche zuerst unter Anführung der Belegstellen aus der maßgebenden Litteratur nachweist, daß diese Steinjoche nicht in dem Sinne eines Gerätes bei den Menschenopfern gebraucht sein können, und wie alle bisherigen in diesem Sinne, wenn auch verschiedenartigen Deutungen unbegründet sind, daher künftig aus der Litteratur verschwinden sollten. Er beschreibt dann über 40 solcher Steinjoche, die auch zum größten Teile abgebildet werden und versucht nun an der Hand ihrer äußeren Merkmale und der Art ihres Vorkommens feste Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage nach Bedeutung und Benutzungszweck zu gewinnen, die er dann wie folgt zusammenfaßt. „Diese Steinjoche waren Prunkstücke, welche als besondere Auszeichnung für bestimmte, hochgestellte Persönlichkeiten, etwa höchste Rangstufen des Priester- oder Militäradels dienten und diesen im Leben und darüber hinaus als Totenbeigabe gemacht wurden. Die Bedeutung dieser Steinjoche war eine allgemeinere, die in der Joch- oder Bogenform liegt, und mehreren besonderen, die in sich unterordnender Weise in den Skulpturen zum Ausdruck kommen. Beide Arten der Bedeutung dienten zunächst menschlichen Verhältnissen, mögen sich diese nun in weiteren (Stammes) oder engeren (individuellen) Kreisen bewegen, wobei nicht nur die Sagen über Abstammung, besondere Schicksale und Erlebnisse, besondere Thaten, soziale oder religiöse Bauverhältnisse, sondern auch Beziehungen zu Göttersagen und der Einfluß religiöser Anschauungen überhaupt symbolischen Ausdruck fanden."

Es ist zu erwarten, daß wir von Hermann Strebel noch weitere Arbeiten erhalten, die zur Aufklärung des mexikanischen Altertums beitragen werden.

Zur Archäologie des Eisens in Nordeuropa.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Schon bei Homer heißt das Eisen „mühevoll" (πολύκμητος), und das kann sich nicht auf die Arbeit mit demselben beziehen, welche vielmehr im Vergleich zur Arbeit mit Bronze-, Kupfer- oder gar Steinwerkzeugen eine leichte genannt werden müßte; wohl aber paßt das Epitheton auf die Gewinnung und Bearbeitung des Metalles selbst, welches mit Ausnahme des Meteoreisens nur in vererztem Zustande vorkommt und ebenso kräftiger als kundiger Hände bedarf, um im Haushalte des Menschen die ihm gebührende Stelle anzutreten.

Nur barer Unverstand wird sich die Frage vorlegen, ob das Eisen völlig unbekannt gewesen sei, als man — in den verschiedenen Länderräumen Europas, Asiens und Nordafrikas zu ungleicher Zeit — von der Bronze, immerhin merkwürdigerweise, den ausgedehntesten Gebrauch gemacht hat. Ich finde, daß man mit Unrecht den ehrwürdigen alten Namen der jüngsten Bronzeperiode aufgegeben hat und dafür allgemein erste Eisenzeit sagt. Nur so kann die Frage gestellt werden: ob Länder, welche Metall erzeugten, zur Zeit der ausgebreiteten Bronzefabrikation neben diesem Erzeugnis auch Eisen in einem nennenswerten Verhältnis hervorbrachten oder verwendeten, und ob andre Länder, welche Metall nicht erzeugten, neben der Bronze auch gleich Eisen durch die Einfuhr erhielten. Waren die Gewinnung und der Gebrauch des Eisens in jenen ersteren Ländern sehr beschränkt, für den allgemeinen Kulturstand gleichgültig, und war die Einfuhr des Eisens nach jenen andern Ländern aus eben diesem Grunde ungebräuchlich, so entsteht die weitere Frage: wann und wie das als Kulturmittel jüngere Metall neben der Bronze seinen Aufschwung genommen und im Handel und Gewerbe neben ihr seinen Platz errungen hat.

Solche chronologisch-kulturhistorische Feststellungen können immer nur auf einem engbegrenzten Gebiet und nach den genauesten Untersuchungen gewagt werden. Es war eine irrige Vermutung O. Schraders, daß zuerst unter den Metallen das Eisen einen bedeutenden Einfluß auf die Kulturverhältnisse des europäischen Nordens gewonnen habe. Er glaubt diese Annahme durch linguistische Zeugnisse stützen zu können und meint, die Archäologie sei hier „in der schwierigen Lage, oft nicht entscheiden zu können, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Kulturschichten der Unbekanntschaft der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei" (Sprachvergl. und Urgesch., II. Aufl., S. 292). Diese Behauptung hört man häufig von solchen, welche die Priorität des Eisens vor der Bronze in Mittel- und Nordeuropa erweisen möchten. Sie ist aber völlig grundlos und beweist mir nur, daß die betreffenden Autoren prähistorische Fundstätten frühmetallischen Charakters entweder gar niemals oder wenigstens nicht mit gehöriger Sorgfalt selbst aufgeschlossen haben. Wohl konservieren sich die Eisensachen in der Erde viel schlechter als die Bronzen; sie gewinnen nur zu oft ein trauriges Ansehen von Zersetzung und Zerbröckelung, aber niemals verschwinden sie ganz bis auf die letzten schlackenartigen Eisenknöllchen und Rostspuren. Wer solche Anzeichen nicht beachtet, der hat sich den Schaden selbst zuzuschreiben, darf aber nicht der archäologischen Beobachtung überhaupt mißtrauen. Man pflegt jetzt insgemein schärfer zuzusehen als früher, und gerade die neuesten Untersuchungen haben das Dasein einer reinen, eisenfreien Bronzeperiode auch für solche Länder nachgewiesen, welchen man früher die Bekanntschaft mit dem Eisen gleich vom Beginn der Metallzeit an zuzugestehen geneigt war.

Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir die Daten betrachten, welche uns von Geschichtschreibern und Sprachforschern über das erste Auftreten des Eisens bei den Völkern Europas beigebracht werden. Daß dem Heroenzeitalter Griechenlands bronzene Waffen statt eiserner eigentümlich waren, hat man durch das ganze Altertum hindurch als sichere Thatsache festgehalten. So fanden sich auf der Insel Skyros angeblich die Gebeine des Theseus. Wie riesenhaft auch das Skelett des uralten Königs war, so diente es doch zu erwünschter weiterer Bestätigung seiner Echtheit, daß neben ihm eine Lanzenspitze und ein Schwert aus Bronze lagen. Andre Beispiele von Heroenwaffen aus Erz, welche in Tempeln als Reliquien aufgehängt waren, citiert Pausanias und vergißt nicht, das bekannte Zeugnis Homers dafür geltend zu machen. Daß die Römer verhältnismäßig schneller den Gebrauch der Bronze zu Waffen und Werkzeugen aufgaben, schließe ich aus zwei Gründen. Erstlich behielten sie nicht den Erznamen zur Bezeichnung des Schmiedes (χαλκεύς), sondern nannten ihn von Hause aus

Eisenarbeiter: faber ferrarius. Zweitens hielten sie die Liguren im Nordwesten ihrer Halbinsel für ein Volk griechischen Ursprungs, bloß weil sich dieselben noch in geschichtlicher Zeit bronzener Lanzenspitzen bedienten. Man klagt immer darüber, daß uns aus dem klassischen Altertum so wenig Stimmen über die archaischen Kulturstufen der mitteleuropäischen Bevölkerung geblieben sind. In den häufigen Nachrichten über verirrte achäische oder flüchtige troische Helden, die bald da bald dort einen Stamm, einen Staat gegründet haben sollen, glaube ich eine solche Stimme zu vernehmen, die allerdings nichts plastisch greifbares aussagt, aber darum doch nicht unbesehen, wie man es jetzt gerne thut, verworfen werden sollte. Die alten Autoren kannten ihren Homer sehr genau, und wenn sie irgendwo Bronzewaffen, reichen Bronzeschmuck, vielleicht auch Streitwagen und dergleichen schöne altertümliche Dinge fanden, so faßten sie sich kurz und ließen den Antenor oder Diomedes oder sonst einen der erbitterten Kämpfer für oder wider Ilios dort als Pionier einer längst verschollenen Kultur auftreten.

Noch sicherer wird die Unkenntnis des Eisens während einer langen unzeitlichen Epoche, wenn wir uns den Nordvölkern Europas, den Bewohnern des breiteren festländischen Gürtels unsers Erdteils, zuwenden. Zu den zahlreichen Thatsachen, welche durch archäologische Funde festgestellt sind, treten hier auch geschichtliche Zeugnisse aus verhältnismäßig später Zeit auf, die zum Teil recht merkwürdig, recht beherzigenswert sind. Noch Tacitus hebt die Seltenheit des Eisens bei den Germanen hervor. Als Cäsar zuerst den Fuß nach Britannien setzte, fand er dort seltsame Zustände. Die Insel war außerordentlich dicht bevölkert; Vieh gab es in Überfluß, auch Geflügel, das man zum Vergnügen hegte, aber zu genießen für unerlaubt hielt. Anstatt Geldes gebrauchte man kleine Barren bestimmten Gewichtes von Erz oder Eisen. Im Innern des Landes wurde Zinn, an der Küste Eisen gewonnen. Die Ausbeute an letzterem war aber sehr gering, und die Legierung des ersteren mit Kupfer verstanden die Einwohner nicht (oder nicht mehr), so mußten sie ihre Bronze von auswärts beziehen: aere utuntur importato — Jahrhunderte nach dem Beginne der Zinnausfuhr! Die damaligen Anwohner der britannischen Küsten waren keltische Stämme, welche aus Abenteuerlust, wie später die Angelsachsen und noch später die Normannen, aus Gallien und Belgien hinübergezogen waren und ihre heimischen Stammnamen beibehalten hatten. Sie trieben Ackerbau und hatten im Kriege Streitwagen. Im Innern der Insel wohnten eingeborene Völkerschaften, welche kein Getreide bauten, sondern von Milch und Fleisch lebten und in Felle gekleidet gingen. Dieses Kulturbild, das wir dem größten Manne des Altertums verdanken, zeigt uns, wie langsam die Aneignung fremder Errungenschaften in entlegenen Gebieten der alten Welt vor sich ging (oder wie rasch sie wieder verfiel), auch wenn es an den Bedingungen eines regeren Völkerverkehrs, wie hier durch den Besitz der Zinngruben, nicht fehlte.

Noch schlimmer sah es im Nordosten Europas aus. Die Äistier, ein preußisch-lettischer Stamm, bedienten sich noch hundert Jahre nach unsrer Zeitrechnung selten des Eisens, häufig der Holzkeule; die Finnen befestigten um dieselbe Zeit knöcherne Spitzen an ihren Pfeilen, weil sie kein Eisen hatten (inopia ferri, Tac. Germ.). Eine höchst merkwürdige, nahezu unbeachtet gebliebene Notiz überliefert der byzantinische Geschichtschreiber Simocatta (VI, 2) aus der Zeit der ersten Ausbreitung slavischer Stämme auf europäischem Boden um 600 nach unsrer Zeitrechnung. Als der oströmische Kaiser Mauritius im neunten Jahre seiner Regierung (591 n. Chr.) bei seinem Heerzug gegen die Avaren an den Ufern des Marmarameeres lagerte, wurden ihm eines Tages drei unbewaffnete Männer fremdartigen Ansehens vorgeführt, welche außer einem lautenartigen Instrumente nichts mit sich führten. Sie sagten, sie wären vom Volke der Slaven (deren südliche Stämme damals schon mit Mord und Brand im Donaugebiet an die Pforten des Reichs klopften) und hätten ihre Heimat an der äußersten Grenze des westlichen Ozeans. *Οἱ δὲ τὸ μὲν ἔθνος ἔφασαν πεφυκέναι Σκλαβηνούς, πρὸς τῷ τέρματι τε τοῦ δυτικοῦ ᾠκηνέναι Ὠκεανοῦ* sagt der Historiker; gemeint ist doch wohl nur die Ostsee. Sie seien als Gesandte zum Chan der Avaren gegangen, der auch ihren Stamm zum Kriegszug gegen Byzanz aufgefordert habe. Aber das wäre nicht nach ihrem Geschmack; ihre Beschäftigung sei das Lautenspiel; sie verständen nicht den Körper mit Waffen zu beladen. In ihrer Heimat kenne man das Eisen nicht und bringe das Leben in Ruhe und Frieden hin. Aus dieser Anekdote gewinnen wir Einblick in die Verschiedenheit der Zustände bei den nördlichen und südlichen Slaven während einer sehr aufgeregten Zeit. Die Geschichte zeigt uns die letzteren in den Strudel der Weltbegebenheiten hineingerissen, voll wilder, roher Leidenschaften, die letzte aber auch die härteste Geißel des europäischen Orients, weil sie noch heute über demselben schwebt; — während die ersteren angeblich noch nicht einmal das Eisen kennen gelernt hatten und sich für die Aufforderung zur Teilnahme an allen Greueln der Verwüstung höflich aber entschieden unter Lautenspiel bedankten. Überlegt man das, so wird man vorsichtig, zu sagen: die Kelten, die Germanen oder die Slaven besaßen um diese oder jene Zeit das eine oder andre Metall, oder sie besaßen es nicht. Denn so ist es im Grunde mehr oder weniger zu jeder Zeit gewesen. Als die Kelten nach 400 v. Chr. verheerend weite Länderstriche Europas durchzogen, warfen sie höhnisch ihr Schwert in die Wagschale der zitternden Besiegten, und ihr junges Eisen gab einem großen Teile des Kontinents für Jahrhunderte das Gesetz. Dabei blühte eine ihnen eigentümliche Schmuckindustrie und Waffenschmiedekunst, deren Formen weit über die Grenzen der keltischen Seßhaftigkeit hinaus zur Herrschaft kamen. Und wenige Jahrzehnte vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung, als die Uhr der festländischen Keltenherrlichkeit schon nahezu abgelaufen war, heißt es von den Kelten Britanniens: sie lassen sich ihre Bronze von auswärts besorgen. Dadurch werden wir, glaube ich, hinlänglich belehrt, in archäologischen Fragen mehr auf Kulturzonen als auf Völkergrenzen, mehr auf Fundthatsachen als auf linguistische Zeugnisse zu achten.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

II.

„Die scheinen mit der leichtesten Mühe abzukommen, die sich auf einen natürlichen Schauder (horrorem naturalem) für den allzunahen Heyrathen berufen“, bemerkt schon Michaelis in seiner 1768 veröffentlichten „Abhandlung von den Ehegesetzen Mosis“. „Allein“, so fährt dieser Schriftsteller in seiner eigenartigen Weise fort, „hoffentlich wird



Bildnis eines Kirgisen.
Nach einer Zeichnung des russischen Malers Krilow. (Vergl. S. 32.)

auch erlaubt sein zu fragen, ob wir denn wirklich einen solchen natürlichen Trieb oder Abscheu haben? und es ist nicht genug, ihn bloß vorzugeben. Die Untersuchung ist auch leicht, denn soll etwas ein natürlicher Trieb sein, so muß ihn jedermann bei sich deutlich wahrnehmen, ja er muß sich nicht bloß bei diesem oder jenem finden, sondern dem menschlichen Geschlechte allgemein sein: wo dies nicht ist, da wird man ihn nicht für einen natürlichen Trieb, sondern für eine Folge der Erziehung halten müssen." Nun giebt es wirklich Völker — wir nannten oben bereits die Perser, Ägypter und Peruaner — welche allgemein keine Eheverbote kennen, ja Ehebündnisse in der allernächsten Verwandtschaft zuließen. An eine Verschlechterung ist hierbei nicht zu denken; diese würde schwerlich in Übereinstimmung zu bringen sein mit der hohen Stufe sittlicher Entwickelung, worauf alle diese Völker — und es gilt dies thatsächlich von den drei genannten — stehen. Wir haben es hier mit primitiven Zuständen zu thun, wie jede Gesellschaft deren gekannt hat. Auf solche Vorzeit mit herrschendem Inzest weisen denn auch die mythologischen Erzählungen von Vereinigungen von Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bruder und Schwester hin, worüber jeder sich leicht Beispiele sammeln kann. Hier ist es Aufgabe darauf hinzuweisen, wie auch in den Sagen der Naturvölker oft von solchen Ehen die Rede ist. So stammen die Alfuren der Minahassa nach der Überlieferung von Lumimuut ab, die sich mit ihrem Sohne Toar verband, während auch die Kalangs auf Java und die Niaser aus einer solchen Vereinigung von Mutter und Sohn hervorgegangen sind, und die Savunesen ihre Abkunft von einem Bruder- und Schwesterpaar ableiten. Und wiewohl nun diese und andre ähnliche Erzählungen als Naturmythen erklärt werden, sind sie darum nicht minder ein treues Abbild der Sitten und Denkart alter Zeit. Übrigens trifft man häufig genug auf Gewohnheiten, die notwendigerweise aus einer Zeit stammen müssen, als noch keine Eheverbote bestanden. Dahin gehört, um nur ein charakteristisches Beispiel anzuführen, der Brauch der Balinesen höherer Kaste, Zwillinge, wenn sie verschiedenen Geschlechts, nach erreichter Mannbarkeit miteinander zu verheiraten. Wiewohl dieses heutzutage nicht mehr geschieht, pflegt man doch noch solche Zwillinge Kembarbuntjing, d. h. verlobte Zwillinge, zu nennen. Es liegt auf der Hand, daß nur in einer Umgebung, wo Ehebündnisse in der nächsten Blutsverwandtschaft erlaubt waren, ein solcher Gebrauch aufkommen konnte.

Abscheu vor Blutsverwandtenehen ist daher dem Menschen von Natur aus nicht eigen. Dieses schließt nicht aus, daß unter dem Einfluße des Verbots gegen solche Ehen der Abscheu sich allmählich gebildet hat, und inzestuöse Vermengungen aufgehört haben. Diese gelten daher auch nicht allein bei den Kultur-, sondern auch bei vielen Naturvölkern, so z. B. im Indischen Archipel, als ein schweres Verbrechen gegen die gute Sitte. Hat eine solche Verbindung stattgefunden, dann ist das Land besudelt und nur der Tod der Schuldigen kann die Schmach ablöschen. Mißrät irgendwo die Ernte, schreibt Kooreman von den Makassaren und Buginesen, so ist dieses ein sicheres Zeichen, daß ein Inzest vorgekommen ist und die Geister beleidigt sind. Als z. B. 1877 und 1878 der Westmonsun ganz ausblieb, der Reis nicht gedieh, tausende von Büffeln der Viehseuche erlagen, befand sich im Gefängnisse zu Takalar, wo Kooreman als Kontrolleur angestellt war, ein Sträfling, der früher wegen Inzests beschuldigt war. Ein Teil der Bevölkerung des Distrikts, dem der Verbrecher angehörte, verlangte dessen Auslieferung, da nach der allgemeinen Überzeugung des Elends kein Ende sein würde, wenn der Schuldige nicht seine gerechte Strafe erlitten haben würde. Ich hatte alle meine Überredungsgabe nötig, sagt Kooreman, um die Leute zu bewegen, in ihre Dörfer zurückzukehren, und als der Verurteilte kurz darauf, wegen Ablauf seiner Strafzeit, entlassen wurde, gab ich ihm Gelegenheit, mit einer Prau zu entfliehen, da er sich im Lande nicht mehr sicher fühlte.

Durch die höheren Mächte wird also die Bestrafung derjenigen verlangt, die einen Inzest begangen haben. Diese Bestrafung besteht bei den meisten Völkern im Indischen Archipel im Ersäufen der Verbrecher, die zusammen in einem Sacke oder Korb mit Steinen beschwert ins Wasser versenkt werden. Sind es fürstliche Personen, die sich so vergangen haben, so werden sie, wenigstens bei den Buginesen, auf ein Floß aus Bananenstengeln gesetzt und so ins Meer getrieben. Auch das lebendig Begraben und lebendig Verbrennen kommt bei einigen Stämmen als Strafe des Inzestes vor. Bei den Pasemahers in den Palembangschen Hochlanden von Sumatra wurden die Schuldigen, Rücken an Rücken gebunden, in eine tiefe Grube gethan und einem jeden ein hohles Bambusrohr in den Mund gesteckt, das mit der Luft in Verbindung stand. Wenn nach sieben Tagen die Grube geöffnet wurde und einer der Verurteilten noch nicht tot war, so war ihm das Leben geschenkt [1]). Zuweilen, so bei einigen Dajakstämmen, wird aber die Todesstrafe nicht ausgeführt. In diesem Falle muß ein Büffel geopfert werden, den man schlachtet und dessen Blut man in die Runde spritzt, auch ein wenig gegen die Sonne, damit diese nicht mehr zürnt. Aus dem Fleisch wird ein Versöhnungsmahl zugerichtet, an dem die Gemeinde und auch die Schuldigen teilnehmen. Diese letzteren müssen dabei noch einen eigenen Schimpf über sich ergehen lassen. Die für sie bestimmten Speisen werden nämlich in einen bereits gebrauchten Schweinetrog gethan, gegen den einer der Anwesenden klopft, in derselben Art, wie die Schweine zum Füttern durch Klopfen gerufen werden. Auf dieses Klopfen hin muß das schuldige Paar sich nach dem Troge begeben und daraus essen. Die Bedeutung dieses Schimpfs ist deutlich genug.

So verschieden die Gesetze gegen Heiraten in der Verwandtschaft bei den Naturvölkern auch sind, entdeckt man doch bei näherer Prüfung einige allgemeine Regeln, die deshalb eine besondere Beachtung verdienen. Hierhin gehört an erster Stelle die **Exogamie**, nämlich das Verbot des Heiratens im Stamme. Wo diese Einrichtung besteht, ist es niemandem erlaubt, ein Mädchen aus dem eigenen Stamme zu heiraten, er muß sich ein solches aus einem fremden nehmen. Ein Beispiel hierfür wurde bereits oben bei den Australiern vom Coopers-Creek angeführt, ebenso gehört hierher die Sitte der Chinesen, keine Person zu heiraten, die denselben sing oder Familiennamen trägt. Übrigens trifft man diese Einrichtung bei sehr vielen Völkern in verschiedenen Gegenden der Erde, z. B. im Indischen Archipel auf Sumatra bei Malayen und Bataks. Beide Völker sind in eine Anzahl Stämme geschieden, die bei ersteren suku, bei letzteren marga heißen, jeder mit eigenem Namen. Den Suku- und Markagenossen ist es verboten, untereinander zu heiraten oder Gemeinschaft zu haben, denn dieses wird als Inzest betrachtet. Bei den Bataks werden die Schuldigen getötet und aufgefressen, eine Strafe, die, wie bekannt, bei diesem Volke auf einigen schweren Vergehen steht.

Es hat nicht an Mutmaßungen über den Ursprung der merkwürdigen Sitte der Exogamie gefehlt. Lubbock sucht sie aus der Hypothese einer ursprünglich kommunalen Ehe zu erklären. Alle Frauen des Stammes waren anfangs

[1]) G. A. Wilken, Het strafrecht bij de volken van den Indischen Archipel, 33.

allen Männern gemeinsam; niemand konnte daher eine Frau aus dem Stamme für sich allein haben, mit ihr eine individuelle Ehe eingehen, denn dadurch würde er die Rechte anderer beeinträchtigt haben. Hier war, um mit Proudhon zu reden, Eigentum Diebstahl. Doch mit einer aus fremdem Stamme geraubten Frau war dieses nicht der Fall. Auf eine solche Frau hatte der Stamm kein Anrecht und derjenige, der das Weib sich geraubt, konnte es für sich allein behalten. Durch die Macht der Gewohnheit blieb das Heiraten außerhalb des Stammes bestehen, auch als die Notwendigkeit dafür nicht mehr vorhanden war, womit zu gleicher Zeit sich ein Vorurteil gegen das Heiraten innerhalb des Stammes heranbildete. So entstand die Exogamie. Indessen ist der Ausgangspunkt Lubbocks nicht sicher, denn die Hypothese einer ursprünglichen kommunalen Ehe steht ohne vollgültige Beweise da.

Anders erklärt daher auch Mac Lennan die Exogamie. Nach diesem Forscher soll der Kindermord (von Mädchen) hierzu Anlaß gegeben haben, wodurch die Frauen im Stamme selten werden und die Notwendigkeit entsteht, sich Weiber aus einem andern Stamme zu nehmen. Nun kommt noch heute Kindermord bei rohen Völkern vor und in früheren Zeiten war derselbe noch viel weiter verbreitet. Die Ursache war sicher die, daß die Wilden bereits früh die Unmöglichkeit einsahen, alle Kinder, die geboren wurden, zu unterhalten, und da ist es auch erklärlich, daß sie thatsächlich dazu kamen, mehr Mädchen als Knaben zu töten. Tapfere Krieger und kühne Jäger waren, wie Mac Lennan betont, für den Stamm von großem Nutzen und daher hoch geachtet; es war daher von Belang, gesunde, kräftige, männliche Kinder aufzuziehen. Frauen aber gereichten dem Stamme nicht zum Vorteil, sie waren nicht im stande, sich selbst zu unterhalten und zum allgemeinen Wohlsein beizutragen. Außerdem waren sie ein Quell der Versuchung für andre Stämme. Zuviel Mädchen aufzuziehen taugte also zu nichts, und so kam man darauf sie zu töten. Ein Beispiel dafür finden wir bei den alten Arabern, bei denen man die Mädchen nach der Geburt lebendig zu begraben pflegte, was sogar in Sprichwörtern gepriesen wird: „Lebendigbegraben der Töchter gehört zu den edlen Thaten." Dieses Lebendigbegraben der Mädchen geschah, wie die Kommentare zum Koran erkennen lassen, teilweise um sich der Sorgen der Erziehung zu entledigen oder auch um — bei den zahlreichen Stammesfehden — die Mädchen vor Gefangenschaft und Entehrung zu bewahren. Erst durch Mohamed wurde dieser Gebrauch abgeschafft[1]). Ist es so nicht zu verkennen, daß der Kindermord mehr beim weiblichen als beim männlichen Geschlechte ausgeübt wird, so ist es eine andre Frage, ob dieses, wie Mac Lennan will, eine Verminderung der Weiber im Stamme verursacht, und die Antwort hierauf kann nicht anders als verneinend lauten. Jedoch hat es Mac Lennan versäumt, hier mit einer allgemein gültigen Thatsache zu rechnen, die den Namen eines wesentlichen sozialen Naturgesetzes verdient, nämlich, daß obgleich in jedem Jahre mehr Knaben als Mädchen geboren werden, doch die Frauen überall und zu allen Zeiten einen größeren Teil der Bevölkerung ausmachen als die Männer. Dieser scheinbare Widerspruch wird dadurch gelöst, daß in den ersten Lebensjahren die Sterblichkeit bei den Knaben größer als bei den Mädchen ist und ferner dadurch, daß die erwachsenen Männer weit mehr Gefahren als die Frauen ausgesetzt sind, wie dieses Darwin in seinem Descent of man hervorhebt. Auch bei rohen Völkern gilt sicher dieses Gesetz, ja, wenn man die Bemerkung Darwins im Auge behält, ist es bei ihnen noch eher zu erwarten als bei Gebildeten. Bei Wilden, die untereinander stets im Kriege sind, die mit allerlei Mühseligkeiten zu kämpfen haben, nur um sich die notwendigsten Bedürfnisse zu verschaffen, ist die Sterblichkeit der Männer weit größer als die der Frauen. In der Gesellschaft der Wilden besteht daher auch ein natürlicher Überschuß der Frauen über die Männer. So sagt Morgan von den nordamerikanischen Indianern: The femals are usually more numerous than the males from the destruction of the latter in war. In some nations, as the Blackfoot and the Shiyann, they are said to be two to one[1]). Wurden so — um auf das vorangehende den Fall von Kindermord anzupassen — Mädchen getötet, während Knaben am Leben blieben, so hatte dieses höchstens zur Folge, daß das Verhältnis zwischen den Geschlechtern gleich blieb, in einigen Fällen konnten die Männer das Übergewicht über die Frauen erlangen, doch sicher entsprang daraus nicht eine Seltenheit der Frauen. Die Folgerung Mac Lennans ist daher unrichtig und seine Erklärung der Exogamie zu verwerfen. Doch auch angenommen, daß gegen die Folgerung nichts einzuwenden sei, so kann man doch die Erklärung nicht annehmen, da sie einen Widerspruch in sich enthält. Mag auch der Mädchenmord zur Spärlichkeit der Weiber im Stamme und damit zur Exogamie führen, so macht doch derselbe Mord, in einem andern Stamme ausgeübt, dieselbe bei der damit verursachten Spärlichkeit der Weiber wieder unmöglich.

Können somit weder Mac Lennans noch Lubbocks Theorien vor der Kritik bestehen, so ist dieses noch weniger bei Morgan der Fall. Nach diesem[2]), und Maine stimmt ihm darin bei[3]), muß die Exogamie als eine Reformmaßregel erklärt werden, durch welche den Ehen zwischen Blutsverwandten ein Ende bereitet wird, nachdem man erkannt hatte, daß sie schädliche Folgen hatten. Angenommen einmal, daß wirklich schädliche Folgen bestanden und daß der Urmensch diese erkannt hatte, so bleibt doch von diesem Gesichtspunkte aus die Exogamie unerklärt. Wenn Mann und Frau aus verschiedenem Stamme, so sind nur zwei Dinge möglich: entweder folgen die Kinder dem Stamme des Vaters oder dem Stamme der Mutter. In dem ersten Falle, in welchem der Vater die Stammeszugehörigkeit bestimmt, gehören allein die Abkömmlinge in der männlichen Linie zum Stamme, sind Glieder des Stammes diejenigen, die ihre Abkunft ausschließlich in der Linie von demselben Stammvater ableiten. Im andern Falle, wobei die Mutter die Stammeszugehörigkeit bestimmt, gehören allein die Abkömmlinge in der weiblichen Linie zum Stamme, sind diejenigen Glieder des Stammes, die ihre Abkunft ausschließlich in dieser Linie von derselben Stammesmutter ableiten. Man sieht also, daß durch die Exogamie selbst eine Verminderung in der Zusammensetzung des Stammes hervorgerufen wird, wodurch die Absicht vereitelt wird, um derentwillen sie gerade ex hypothesi eingeführt wurde. Nicht alle konsanguinäen Ehen werden dadurch verhütet, sondern allein die in der Gruppe der Abstammungen der männlichen oder der weiblichen Linie. Kommt man außerhalb dieser Gruppe, dann sind Ehebündnisse in der allernächsten Verwandtschaft möglich. Daß sie auch wirklich stattfinden, wollen wir an ein paar Beispielen erläutern.

Matriarchat heißt die auf die Mutterschaft begründete Stammeseinrichtung, wie diejenige, welche die Vaterschaft zur Grundlage hat, *Patriarchat* genannt wird.

---

1) G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 36.

1) Morgan, Systems of consanguinity etc. 477.
2) A. a. O. 484, 490.
3) Maine, Dissertations on early law and custom, 227.

Es liegt auf der Hand, daß beim Matriarchat Halbbrüder und Halbschwestern von Vatersseite, Kinder desselben Vaters, doch von verschiedenen Müttern, weil sie von verschiedenen Stämmen sind, sich miteinander verheiraten können. In der That findet sich diese Art von Ehebündnissen bei verschiedenen Völkern, selbst bei denen, welche die Exogamie schon aufgegeben oder auf eine kleine Unterabteilung des Stammes beschränkt haben. Bei den Howas von Madagaskar sind Ehebündnisse zwischen Abkömmlingen in der weiblichen Linie bis ins sechste Glied nicht erlaubt. Bruder und Schwester können sich einander ehelichen, nur dürfen sie nicht dieselbe Mutter haben; ein Fall, für den es bei den Völkern des Altertums gleichfalls nicht an Beispielen fehlt. Als Solon zu Athen die Ehe mit einer Halbschwester von Vatersseite zuließ, die mit einer Halbschwester von mütterlicher Seite aber verbot, bestätigte er einfach einen noch aus der Zeit, da Exogamie und Matriarchat herrschten, übrig gebliebenen Brauch. Ganz so finden wir bei den alten Hebräern Ehen mit Halbschwestern von väterlicher Seite als Überbleibsel ursprünglicher Exogamie mit Matriarchat. Nöldeke weist, zur Bestätigung der Allgemeinheit solcher Ehen, auf den oft im Hohen Liede vorkommenden Ausdruck „Meine Schwester, o Braut!“ hin. Jedenfalls klingt das wunderbar und Schwesterliebe pflegt man doch anders zu bezeichnen als in der naiv-sinnlichen Art, wie die Liebe zwischen Mann und Frau im Hohen Liede dargestellt wird. Sieht man sich aber danach um, was anderwärts geschieht, so findet man eine Erklärung dafür. Wie wir oben schon sahen, heiratet der Araber mit Vorliebe seine bint-âmm, d. h. Tochter vom Vatersbruder, und benennt so auch seine Geliebte, selbst wenn sie nicht in diesem Verwandtschaftsverhältnisse zu ihm steht. Auf dieselbe Art ist boru-nidatulang, d. h. Tochter vom Mutterbruder, bei den Bataks die Bezeichnung für die Geliebte geworden, weil man gewohnt war, diese Verwandte zu heiraten. Wenn daher im Hohen Liede die Braut „Schwester“ genannt wird, so weist dieses auch darauf hin, daß man bei den alten Hebräern Halbschwestern zu freien pflegte, wie die Beispiele ja auch lehren. So war Sara eine Halbschwester Abrahams. „Auch ist sie wahrhaftig meine Schwester, denn sie ist meines Vaters Tochter, aber nicht meiner Mutter Tochter und ist mein Weib geworden[1].“ Tamar hätte den Amnon heiraten können, wiewohl sie gleich diesem ein Kind Davids war, aber eine andre Mutter hatte. „Rede mit dem Könige, der wird euch dies nicht versagen“, sprach sie[2]). Noch in späterer Zeit müssen solche Verbindungen vorgekommen sein, denn Hesekiel[3]) verwies dieses seinen Landsleuten und erst nach der Verbannung wurden sie in der priesterlichen Gesetzgebung verboten[4]).

Anfangs waren somit Ehen in der weiblichen oder in der männlichen Linie ausgeschlossen, je nachdem dem Matriarchat oder Patriarchat gehuldigt wurde. Von diesen beiden Stammeseinrichtungen ist das Matriarchat das ursprünglichere. Die Thatsache, daß die Frau die Abstammung regelt, daß das Kind als der Mutter und nicht dem Vater gehörig betrachtet wird, mag oberflächlich betrachtet als sonderbar erscheinen, so ist es dieses doch keineswegs und hat seine natürlichen Gründe. Diese liegen einesteils in der Unsicherheit der Vaterschaft, oft selbst in einer besser geordneten Gesellschaft, als jene war, in welcher die Einrichtung des Matriarchats seinen Ursprung genommen haben muß. Ohne selbst eine völlig ehelose Vorzeit anzunehmen, wie dieses einige thun, kann man doch mit gutem Grunde sagen, daß die Ehebande anfangs nicht die festen Formen besaßen, die wir jetzt kennen. Wie dieses jetzt noch bei vielen Naturvölkern der Fall, muß die Beziehung zwischen Mann und Frau ursprünglich von keiner dauernden Art gewesen sein. Bei solchem Stande der Dinge kann das Erzeugnis nur allein der Mutter angehören. Andrerseits kommt zu dieser Unsicherheit der Vaterschaft die urwüchsige Anschauung von dem Prozeß der Befruchtung, welche zur Aufrechterhaltung, wenn nicht einigermaßen zum Entstehen des Matriarchats mitgewirkt hat. Wilde können natürlich nicht die richtige Vorstellung von diesem Prozesse haben, die wir davon besitzen und das positive Wissen, daß dadurch das Kind die Eigenschaften von beiden Eltern erbt, beiden dem Blute nach gleich steht, ist bei ihnen schwerlich zu erwarten. Im Gegenteil, die für jedermann sichtbaren physischen Bande, welche die Nachkommenschaft an die Mutter bindet, muß den Wilden zu der Meinung bringen, daß die Frau bei der Zeugung von größerer Bedeutung ist, als der Mann, daß das Kind dadurch mehr die Eigenschaften von der Mutter und den mütterlichen Verwandten hat, als vom Vater. Als Beleg hierzu können wir auf die Araber verweisen. Nach der bei ihnen bestehenden Anschauung hat niemand den Charakter von seinem Vater, wohl aber von seinem Châl, seinem Oheim mütterlicherseits. Allein von diesem hat er den Trieb geerbt, Gutes oder Böses zu thun. Beim Anhören einer Erzählung von einer guten oder bösen That ist es denn auch eine gewöhnliche Erscheinung, daß es nicht der Thäter selbst ist, der deshalb gepriesen oder getadelt wird, sondern sein Châl. Daher die vielfach vorkommenden Ausrufe „Gott segne seinen Châl!“ und „Gott verfluche seinen Châl!“. So sagt auch ein arabisches Sprichwort: „Wenn jemand sittlich zu Grunde geht, gehört er zu zwei Dritteln seinem Châl.“ Damit soll gesagt sein: Zwei Drittel seiner Schlechtigkeit hat er von seinem Oheim und ein Drittel durch sich selbst[1]). Wilde werden die Frage, ob das Kind mehr der Mutter oder dem Vater gehört, selbstverständlich im ersteren Sinne beantworten. Ajam djantan tida bèrtë lor, d. h. ein Hahn legt keine Eier, sagt daher auch der Malaye von Sumatra zur Erklärung der bei ihm bestehenden matriarchalen Einrichtungen[2]).

[1]) Genesis XX, 12. — [2]) 2 Samuel XIII, 13. — [3]) Hesekiel XXII, 11. — [4]) Levit. XVIII, 16 und XX, 21.

[1]) G. A. Wilken, Het matriarchaat bij de oude Arabieren 30.

[2]) G. A. Wilken, De verbreiding van het matriarchaat op Sumatra 11, 19 ff.

Gegenwärtiger Stand der Lößfrage in Deutschland.

Von A. Sauer, Landesgeolog.

Die besonders in den letzten beiden Jahrzehnten auf dem Gebiete der Diluvialforschung lebhaft entfaltete Thätigkeit der Geologen hat wiederum eine Frage in den Vordergrund der Erörterung gerückt, welche, wie wenig andre in der Geologie, die allerverschiedenste Beantwortung erfahren hat. Das ist die Frage nach der Entstehung des Löß.

Typischer Löß ist ein so charakteristisches und gleichzeitig so einförmig entwickeltes Gebilde, daß es überaus leicht ist, einmal bekannt damit, dasselbe stets wieder zu erkennen, mögen die Proben desselben aus China, Persien, Galizien, Böhmen, Sachsen, Thüringen oder dem Rheinthale stammen. Man ist sich demzufolge gegenwärtig, trotz

der abweichendsten Ansichten über die Entstehung des Löß, vollständig klar darüber, was man in petrographischer Hinsicht unter Löß zu verstehen habe. Löß ist ein diluvialer, kalkhaltiger, gleichmäßig-feiner, lichtgelber, mehlartig abfärbender Lehm, der außerdem durch eine bestimmte Landschneckenfauna gekennzeichnet ist. Sowohl zahlreiche ihn durchziehende feinste Kanälchen als auch eine lockere, fast tuffartige lose Aneinanderfügung seiner mineralischen Bestandteile, befähigen den Löß, Wasser leicht in sich aufzunehmen und durchzulassen. Seiner mineralogischen Zusammensetzung nach kann man den Löß als einen überaus feinen mäßig mit Thonsubstanz und mit mehr oder minder stark verwitterten Silikatteilchen gemischten, kalkhaltigen Quarzstaub bezeichnen, dessen Korngröße etwa zwischen 0,05 bis 0,01 mm liegt.

Trotz vielfacher gegenteiliger Angaben ist hervorzuheben, daß die Form der Quarzkörner nicht die rein eckig-splitterige, sondern durchweg deutlich kantengerundete, zuweilen vollkommen runde ist. Vermöge seiner überaus günstigen physikalischen Eigenschaften mit bezug auf Kapillarthätigkeit, Erwärmungsfähigkeit und Durchlässigkeit liefert der Löß für die Pflanzenkultur geradezu einen Normalboden. Seine mürbe und lockere Beschaffenheit, welche der Bearbeitung mit den einfachsten Gerätschaften die geringsten Hindernisse entgegenstellt, war jedenfalls nicht ganz ohne Einfluß auf die Entwickelung und Ausbreitung des Ackerbaues.

Die erste wissenschaftliche Untersuchung über Löß gab, wie bekannt, Alexander Braun schon im Jahre 1823, und zwar über solchen des Rheingebietes. Von dort stammt auch die Bezeichnung: „Löß" (offenbar von los, locker abzuleiten). Seit jener Zeit hat man sich viel mit der Untersuchung des Löß beschäftigt, wichtige Beiträge für seine Zusammensetzung und Verbreitung über der Erdoberfläche geliefert, aber auch die verschiedensten Ansichten über seine Entstehung ausgesprochen. Wenn man von den der neueren und neuesten Zeit angehörigen Anschauungen von Richthofens und Nehrings über die Entstehung des Löß absieht, so gingen alle anderen Versuche, die Bildung des Löß zu erklären, von der Voraussetzung aus, daß hierzu die Mitwirkung von Wasser in irgend einer Art als Hauptfaktor nötig gewesen sei. Und so hat man dem Löß nacheinander jede nur mögliche Art der sedimentär wässerigen Entstehung zugeschrieben; man betrachtete ihn als Ablagerung eines Seebeckens, ja sogar als eine Art Brackwasserbildung, als Hochflutschlamm von Flüssen, als Niederschlag der Gletschertrübe in einem Staubecken, als ein durch Schlagregen aus der diluvialen Grundmoräne ausgespültes Erzeugnis, ja selbst als unmittelbares Verwitterungsprodukt älterer Gesteine (z. B. glaukonitischer Sandsteine). Daß die Ansichten über die Entstehung des Löß hauptsächlich in dieser Richtung sich entwickelten, darf nicht wundernehmen, wenn man berücksichtigt, daß die Erörterung vom Rheingebiet ausging und immer wieder anknüpfte an die Lößablagerungen des Rheingebietes, wo allerdings neben echtem Plateaulöß zweifellos fluviatil geschichtete, dem Löß überaus ähnlich werdende und allmählich in Löß übergehende, strichweise ziemlich mächtige Bildungen vorkommen. Man übersah jedoch dabei oder erachtete für unwesentlich, daß die geschichteten Löße eine gemischte Land- und Süßwasserschneckenfauna, die typischen Plateaulöße aber ausschließlich Landschnecken führten, daß also beide Ablagerungen schon in dieser Hinsicht streng auseinander zu halten seien.

Mit den Epoche machenden Forschungsresultaten von Richthofens über den chinesischen Löß und den fast gleichzeitig und unabhängig davon durch Nehring gewonnenen Ergebnissen der Untersuchungen über die im Löß von Thiede und Westeregeln eingeschlossene Wirbeltierfauna wurden neue große Gesichtspunkte für die Vorgänge am Schlusse der Diluvialzeit gewonnen. Ein nach seinen Wirkungen bisher gänzlich unterschätztes geologisches Agens, der Wind, wurde für die Geologie entdeckt. Mit überzeugender Klarheit lieferte von Richthofen für die ungeheuren 500, ja bis 700 m mächtigen Lößablagerungen Chinas den Nachweis, daß dieselben fast ausschließlich durch Windthätigkeit aufgehäuft seien und es sah sich Nehring nach dem Charakter der Wirbeltierfauna von Thiede und Westeregeln zu dem Schlusse gedrängt, daß zur Zeit der Lößbildung in Deutschland ein Steppenklima geherrscht haben müsse.

Obwohl nun Richthofen seine in China gewonnenen Anschauungen über die Entstehung des Löß auch auf die deutschen, beziehungsweise europäischen Vorkommnisse übertragen zu müssen glaubte, fand die Richthofensche Theorie unter den Geologen selbst, die sich vorübergehend oder speziell mit Lößstudien beschäftigten, merkwürdigerweise wenig Anklang, ja man hielt, zäher denn je, an der fluviatilen Entstehung des Löß fest. Tietze, einer der wenigen Anhänger der Richthofenschen Theorie unter den Geologen, der auf Grund seiner Untersuchungen in den großen galizischen Lößgebieten auf das durchaus Unwahrscheinliche einer fluviatilen Entstehung des Löß in den dortigen Gebieten wiederholt hingewiesen hatte, sagt scherzweise, doch mit Recht, es spräche aus den Schriften mancher Geologen die Überzeugung heraus, „für Asien und die Chinesen sei die Theorie von der subaërischen Entstehung des Löß gerade gut genug, für das um so viel länger und genauer studierte Mitteleuropa brauche man dergleichen Hypothesen nicht".

Daß man die deutschen Lößablagerungen, selbst die vielfach untersuchten des Rheinthales aber entfernt nicht so genau kannte, als es den Anschein hatte und es nötig war, um ein sicheres Urteil über die Entstehung des Löß zu gewinnen, beweisen mehrere, unlängst erschienene Abhandlungen, aus welchen hervorgeht, daß für die deutschen Löße dasselbe gilt wie für die chinesischen, d. h. daß beide im wesentlichen Produkte äolischer Thätigkeit sind.

Es dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein, die Beobachtungen in Kürze kennen zu lernen, welche zu diesem Resultate geführt haben. Die hier zu besprechenden Arbeiten sind chronologisch nach ihrem Erscheinen geordnet die folgenden:

1. A. Sauer: Über die äolische Entstehung des Löß am Rande der norddeutschen Tiefebene (Vortrag, gehalten auf der 62. Versammlung deutsch. Naturf. u. Ärzte, Heidelberg, September 1889. Ztschr. f. Naturw., 1889, Bd. 62, 1 bis 28).

2. A. Sauer und C. Chelius: Die ersten Kantengeschiebe im Gebiete der Rheinebene und: Zur Lößfrage. Neues Jahrb. f. Mineralogie &c., Mai 1890, Bd. II. Briefl. Mitt., S. 1 bis 8.

3. E. Schumacher: Die Bildung und der Aufbau des oberrheinischen Tieflandes. Mitt. der geol. Landesuntersuchung von Elsaß-Lothringen. 1890 (September), Bd. II, S. 194 bis 401.

4. C. Chelius und C. Vogel: Zur Gliederung des Löß. Neues Jahrb. f. Mineralogie, 1890. (Briefl. Mitt. vom 15. Okt.)

Die erstgenannte Abhandlung bezieht sich auf das zwischen Meißen und Lommatzsch ostwestlich sich ausdehnende, sogenannte Elblößgebiet des nördlichen Sachsens, welches immer als ein Typus fluviatil entstandener Lößablagerungen angesehen wurde. — Der Löß besitzt hier die bekannte typische Ausbildung und Mächtigkeiten bis zu 20 m. Die Form seiner Quarzkörner ist nicht eckig-splitterig, sondern deutlich gerundet. Lößkindel sind weit verbreitet, ebenso die be-

kannten drei Lößschnecken (Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga), die letzteren doch nicht völlig gleichmäßig, auch nicht in Zeilen, d. h. in Schichten angereichert, vielmehr unvermittelt an einer Stelle der Lößablagerung und dann gleich in großer Häufigkeit und durch die ganze Mächtigkeit des Löß an der betreffenden Lokalität auftretend.

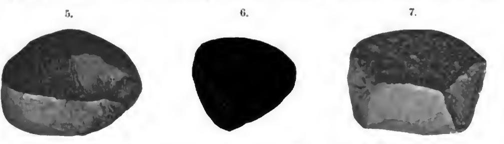
Demgemäß stellt das Verbreitungsgebiet schneckenführender Lößpartieen gewissermaßen pfeilerartige Durchragungen durch den schneckenfreien Löß dar. (Auf eine durchaus ähnliche Verteilung der Lößschnecken im galizischen Löß machte Tietze aufmerksam.)

Obwohl genannte drei Schneckenarten im typischen Löß am häufigsten zusammen vorkommen, so kann doch plötzlich, aber nur lokal, die eine oder andre Art einmal fehlen, oder es treten selbst auch einmal geringe Abweichungen in der Größe hervor, die gleichmäßig alle Individuen der betreffenden Örtlichkeit zeigen. Alle diese Erscheinungen sind unvereinbar mit der Vorstellung, daß die Schnecken mit samt dem Löß von einer großen Hochflut herbeigeführt und abgelagert wurden; sie beweisen vielmehr, daß die Schnecken da, wo sie jetzt im Löß sich finden oder doch ganz in der Nähe, lebten und ihre günstigsten Lebensbedingungen fanden. Sehr bezeichnender Art sind auch die Beziehungen des Löß zu seinem Untergrunde, besonders da, wo dieser aus zerrüttetem Felsgestein besteht; an der Grenze zwischen diesem und dem Löß beobachtet man immer eine Art Übergang, indem die eckigen



1—4. Kantengeschiebe aus der Galalawüste. Nach Dr. Joh. Walther.

Gesteinsfragmente sich ganz allmählich in der überlagernden Lößmasse verlieren; es fehlen also hier an der Grenze zwischen Löß und Gesteinschutt jegliche Spuren einer ausebnenden Thätigkeit, wie sie doch eine große für die Lößablagerung in Anspruch genommene Stauflut hätte zurücklassen müssen. Einlagerungen grober Bestandteile im typischen Löß sind im allgemeinen nicht selten, aber fast nur da anzutreffen, wo sich kuppenförmige Durchragungen älterer Gesteine finden. Es treten da förmliche bis 0,3 m mächtige Gesteinsschuttbänke im typischen Löß auf, deren Ursprung sich meist mit Sicherheit auf die benachbarte Gesteinskuppe zurückführen läßt. Diese Schuttstreifen, wie sie auch v. Richthofen aus



5—7. Kantengeschiebe aus der norddeutschen Ebene. Nach Dr. Berendt.

dem chinesischen Löß beschrieben hat, wurden offenbar durch lokale Regengüsse von der noch lößfreien Gesteinskuppe dem schon mit Löß bedeckten Gehänge zugeführt.

Typischer Löß geht in Sachsen bis zu einer Höhe von nahe 300 m, nicht aber, wie sich auch angegeben findet, nur bis 200 m. Beim Verfolgen der Lößablagerungen nach dem Gebirge hinauf findet man, daß dieselben allmählich ihren typischen Charakter einbüßen, insbesondere an Mächtigkeit und auch gänzlich ihren Kalkgehalt verlieren. Schließlich nehmen diese höher gelegenen bis zu 400 m Höhe hinaufgehenden Lößlehme eine so äußerst feinstaubartige Beschaffenheit an, daß sie in physikalischer Hinsicht eher an einen thonreichen Lehmboden, denn an einen degenerierten Abkömmling des Löß erinnern, und doch konnte durch chemische Analysen dargethan werden, daß, von dem Mangel des nachträglich entfernten kohlensauren Kalkes abgesehen, dieser Lößlehm einen gleich hohen Kieselsäuregehalt, wie auch im übrigen gleiche chemische und mineralogische Zusammensetzung besitzt wie der Löß. Der Lößlehm vom Freiberger Gneisplateau, typischer Löß aus Mittelsachsen und der aus glazialem Geschiebelehm Nordsachsens gewonnene, der Lößkörnung genau entsprechende Feinerdeanteil führen die gleichen charakteristischen mikroskopischen Schwergemengteile, welche z. B. dem reinen Gneisverwitterungslehme fehlen. Hierdurch, wie durch den geologischen ununterbrochenen Zusammenhang wird bewiesen, daß dieser Plateaulehm und der typische Löß der gleichen Formation angehörige Bildungen sind; nur ist der Lößlehm, wohl seiner höheren Gebirgslage zufolge, entkalkt und ist die Korngröße seiner Bestandteile noch eine feinere als im Löß. Wandert man vom Gebirge abwärts quer durch die typische Lößzone hindurch dem Flachlande zu, so sieht man gleichfalls nur allmähliche Wandlung in der Beschaffen-

heit des Löß sich vollziehen, jedoch in andrer Richtung, denn das Material des Löß wird allmählich gröber und gröber, man gelangt aus dem reinen Löß zuerst in sandigen Löß, zuletzt in reinen Sand vom Charakter des Flugsandes.

In diesem Gebiete am südlichen Rande der norddeutschen Tiefebene gliedert sich also die Lößformation vom Flachlande nach dem Gebirge hinauf in drei eng miteinander verbundene, annähernd westöstlich streichende Zonen von Sand und Lößsand, typischem Löß und feinstem Lößlehm. Auch diese zonare Dreigliederung widerspricht auf das deutlichste der wässerigen Sedimentation des Löß aus einem großen Staubecken. Hätte sich der Löß aus einem solchen niedergeschlagen — das nebenbei erwähnt im nördlichen Sachsen eine Tiefe von mindestens 300 m besessen haben müßte, so müßte die zonare Verteilung der drei Lößfazies gerade die umgekehrte sein, d. h. wir müßten das feinste Material im Beckentiefsten und nicht am Rande oder Strande des Beckens abgelagert finden und umgekehrt. Dagegen steht diese Anordnung der Lößzonen im besten Einklange mit einer äolischen Ablagerung, mit einer Anblasung durch von Norden herwehende Winde.

Die zwischen dem älteren diluvialen Untergrunde (insbesondere Geschiebelehm) und den Ablagerungen der Lößformation in gewissem Niveau (im Elbgebiete bei Meißen und abwärts davon erst bei 150 bis 180 m Meereshöhe) sich einstellende sogenannte Steinsohle, d. h. die Anreicherung von größeren Geschieben zu einer Art Pflaster, hat man vielfach als Beweis, als eine Begleiterscheinung der Schwemmthätigkeit der Lößstauflut angeführt. Auffällig ist hierbei schon, daß diese Steinsohle im eigentlichen Lößgebiet sich nur relativ untergeordnet entwickelt zeigt und erst da charakteristisch in die Erscheinung tritt, wo der Löß in Lößsand und zuletzt in reinen Sand übergeht. Die höchst eigentümliche Gestaltung der meisten, diese Steinsohle bildenden Geschiebe beweist aber direkt, daß Schwemmthätigkeit sie sicher nicht geschaffen hat, denn diese Geschiebe zeichnen sich durch eigentümliche Modellierung aus, welche denselben die Bezeichnung der **Kantengeschiebe** oder Dreikanter eingetragen hat.

Diese Kantengeschiebe sind in der norddeutschen Tiefebene weit verbreitet. Nachdem man sie früher in verschiedener Weise erklärt hat, ist man jetzt so ziemlich einig darüber, daß sie nur Sandanblasungen ihre Entstehung verdanken können; aber daran, sie mit der Entstehung des Löß in Verbindung zu bringen, hatte man nicht gedacht, und doch weist ihre Lagerung an der Basis der Löß- und diluvialen Dünensande ihnen, wenigstens in diesem Teile der norddeutschen Tiefebene, ein entschieden diluviales Alter zu. Daß dieselben auch noch gegenwärtig entstehen können, beweisen die Beobachtungen Walthers aus der Galalawüste, wo dieser gewissermaßen die Natur bei ihrer Modellierarbeit belauschte. Wie sehr die Produkte der Sandanblasungen der Gegenwart in der Wüste jenen aus der Steppenperiode der Diluvialzeit gleichen, lehrt ein Blick auf beistehende Abbildungen, von denen Fig. 1 bis 4 Kantengeschiebe der Galalawüste darstellen, Fig. 5 bis 7 solche aus der norddeutschen Tiefebene. Es bilden also diese Kantengeschiebe gewissermaßen die greifbarsten Belege für eine am Schlusse der ersten großen Vereisung Nordeuropas stattgehabte energische äolische Thätigkeit, durch welche der alte kalkreiche Gletscherboden Norddeutschlands aufgearbeitet wurde und die Produkte der äolischen Saigerung nach Maßgabe ihrer Korngröße sich am Rande der Tiefebene und höher hinauf auf den Abhängen der Gebirge ablagerten. Zu dem gleichen übereinstimmenden Schlusse, daß die Lößablagerungen am südlichen Rande der norddeutschen Tiefebene als Produkte äolischer Thätigkeit aufzufassen seien, führen aber auch alle übrigen oben mitgeteilten Beobachtungen.

Die zweite neuere Arbeit über Löß: E. Schumacher: **Bildung und Aufbau des oberrheinischen Tieflandes**, verfolgt im allgemeinen den Zweck, in ausführlicher Form eine geologische Skizze der Umgebung von Straßburg und des Unterelsaß zu geben. Deshalb beginnt die Arbeit mit orientierenden tektonischen Erörterungen, mit Darlegungen über die Bildung der Rheinthalspalte, die Lagerungsverhältnisse des Grund- und Flötzgebirges der angrenzenden Gebiete u. s. w. Hieran schließt sich als Hauptteil der Arbeit die Beschreibung der Diluvialbildungen der Umgegend von Straßburg und des Unter-Elsaß. In diesen Kapiteln nun finden wir das Interessanteste niedergelegt, was uns je bisher an Beobachtungen über Diluvialbildungen des Rheinthales geboten wurde. Gerade diese Mitteilungen Schumachers beweisen, was oben schon angedeutet wurde, daß die angeblich genau gekannten Lößablagerungen des Rheingebietes, insbesondere diejenigen von Straßburg abwärts bis in die Pfalz hinein, im Grunde genommen doch noch eine terra incognita waren.

Um zunächst einen Überblick über die Gliederung des Diluviums dieser Gegend zu gewinnen, dürfte es sich empfehlen, die Lagerungsverhältnisse und Aufeinanderfolge des betreffenden Diluvialgliedes an der Hand des vom Verf. gegebenen, umstehend wiedergegebenen Idealprofiles sich zu vergegenwärtigen, welches man sich quer durch ein größeres, in die Rheinebene mündendes Thal gelegt zu denken hat.

Zu unterst liegen mit *G S* bezeichnet altdiluviale Kiese und Sande, die wohl den gegenwärtig in 300 m Höhe anzutreffenden Taunusschotter im Alter gleichgestellt werden. Hierher im Alter gehören wohl auch die tiefsten Schichten der, wie wir aus Tiefbohrungen wissen, bis 100 m mächtigen Rheinkiese. Auf die altdiluvialen Kiese folgen eigentümliche glimmerreiche graue Sande, dieselben sind kalkhaltig, reich an Glimmer und Schneckenschalen; sie bilden in dem prächtigen Diluvialprofile von Hangenbieten die tiefsten Schichten, führen zuweilen in gleichmäßiger Verteilung oder in Fetzen Lößmaterial und stellen wahrscheinlich bereits ein Glied der Rheinlößformation dar. Eine noch engere Verknüpfung mit Lößablagerungen lassen Sande und Kiese andrer Art, anscheinend mehr lokaler Herkunft erkennen, das sind die Vogesensande und Kiese, die über diesen grauen Sanden liegen. Die Lößablagerungen selbst lassen eine deutliche Zweigliederung zu, in älteren und jüngeren typischen Löß, welche beide durch eine, nach dem Verfasser längere Periode des Stillstandes in der Lößablagerung getrennt sind. In dieser Zwischenzeit wurde die Lößoberfläche (*L'*) bis zu ansehnlicher Tiefe entkalkt (*l'*) und durch energisch erwachte Erosion reduziert. (Umlagerung normalen alten Lößes und Bildung von Sandlöß.) Was nun die nähere Zusammensetzung dieser Diluvialglieder betrifft, so sind die Vogesensande, meist lebhaft braun gefärbt, vorwiegend aus Porphyr-, Granit-, Buntsandsteinmaterial gebildet, treten zusammen mit Sandlöß Terrassen bildend auf und führen gelegentlich Reste von Rhinozeros, Hyäne, Bos primigenius und roh bearbeitete Steinwerkzeuge.

Der Sandlöß ist eine oft äußerst feingeschichtete und geflammte, bisweilen äußerlich nur wenig (durch dichteres Gefüge) vom typischen Löß sich unterscheidende Bildung, welche jedoch häufig Sandlagen und Schmitzen eingeschaltet zeigt. Charakteristische Schnecken sind: Limnäa palustris (nord. Varietät) und Pupa columella neben den drei Hauptschnecken des Plateaulöß (Helix hispida, Pupa muscorum, Succinea oblonga). In den sandigen Lagen sind die Schneckenschalen gewöhnlich am häufigsten, doch meist zerbrochen (während dagegen im Plateaulöß die zartesten Schalen erhalten blieben). Daß die Bildung des Sandlöß durch einen Akt fluviatiler Thätigkeit herbeigeführt wurde,

unterliegt wohl keinem Zweifel. Nordwestlich und südwestlich von Straßburg setzt der Sandlöß zwei durch Breuschalluvium getrennte ziemlich ausgedehnte Terrassen, diejenige von Schiltigheim und Lingolsheim, zusammen, wurde aber auf der linken Rheinseite noch weit nördlich bis in die Pfalz hinein verfolgt; seine Mächtigkeit erreicht 19 m (bei Lauterburg) und sinkt bei Hangenbieten bis auf 2,5 m herab. Nicht unwesentlich für die Stellung des Sandlöß zur ganzen Lößformation ist der Umstand, daß, je näher dem Hauptthale, seine Mächtigkeit wächst, je entfernter davon dieselbe und gleichzeitig der Sandgehalt abnimmt. Im Sandlöß des Gebietes waren mehrfach Spuren menschlichen Daseins in Gestalt von Steinwerkzeugen nachzuweisen. Der typische Plateaulöß ist hier im Elsaß im allgemeinen wie sonst anderwärts entwickelt; bei Hangenbieten wird er 21 m mächtig, zeigt zuweilen eine Art Bankung, bei welcher je eine wenig mächtige dunkle Zone und eine lichtere zusammen eine Bank bilden, welche bei merklich geneigtem Terrain nicht horizontal, sondern gemäß der Terrainneigung verläuft. Die Verteilung der Lößschnecken ist eine ähnliche, wie sie für den sächsischen Löß geschildert wurde, auch fehlt jede Spur einer Süßwasserschnecke. Entkalkung färbt den Löß dunkler, fast rostbraun und macht ihn zäher. Wie schon bemerkt, vollziehen sich die Entkalkungserscheinungen nicht bloß gegenwärtig, sie haben auch schon innerhalb der Lößperiode und anscheinend in solcher Intensität stattgefunden, daß sie geradezu einen Ruhepunkt der Lößablagerung in derselben bezeichnen. Auf Grund dieser Erscheinung und einer gleichzeitig dazwischen fallenden Erosion, ist, wie schon bemerkt, Verf. geradezu geneigt, zwei getrennte Lößperioden anzunehmen. Doch dürften wohl zur weiteren Begründung Untersuchungen besonders über die horizontale Verbreitung der entkalkten alten Löße nach dem Gebirge zu abzuwarten sein. Älterer Löß mit entkalkter Oberfläche und Gehängebildung durch jüngeren typischen Löß überlagert wurde mehrfach beobachtet. Es sei hier auf ein schönes Profil hingewiesen, welches in dieser besonders, aber auch noch in andrer Hinsicht von Interesse ist, es ist dasjenige in der Hurstschen Grube in Achenheim. Hier sieht man zuoberst etwa 5 m mächtigen, typischen Löß, oberflächlich etwas entkalkt, dieser

Die quartären Bildungen (Diluvium und Alluvium) der unterelsässischen Diluvialterrassen, erläutert an einem idealen Querschnitt durch das Zorn-Thal bei Mommenheim.

S. — N.

Horizontale — Horizontale

- = Alluvium.
- l'' = Fluviale Lehmdecke (Verwitterungsrinde) des jüngeren Deckenlöss.
- L'' = Jüngerer Deckenlöss.
- (SL'') = Tiefere und randliche sandige Facies des jüngeren Deckenlöss.
- [SL''] = Durch die Erosion wieder weggewaschene sandige Randfacies des jüngeren Löss.
- SL'' Typischer Sandlöss (Menschenspuren).
- [SL'] = Bei der Neubildung des Thals wieder weggespülte Fortsetzung des Sandlöss.
- SL'' = Sandlöss eines Nebenthales mit sandigem und anderem Material aus dem Jungtertiär oder dem älteren Diluvium (Menschenspuren).
- SL' = Geschichteter Löss eines Nebenthälchens, Äquivalent des Sandlöss des Hauptthales.
- l' = Fluviale Lehmdecke des älteren Deckenlöss (Menschenspuren).
- L' = Älterer Deckenlöss.
- VS = Vogesensand (Menschenspuren).
- Vs = Wieder weggewaschene Fortsetzung der Vogesensandschichten.
- Vg = Vogesenkies.
- GS = Altdiluviale und jungtertiäre (Hagenauer) Kiese und Sande.

geht im Liegenden in wohlgeschichteten, doch nicht sandigen (doch der Sandlößstufe angehörigen) Löß über, der gleichfalls etwa 5 m mächtig aufgeschlossen ist und sich überdies durch massenhafte Einlagerung winziger, kalkiger, kugeliger Konkretionen auszeichnet. Dieselben sind auch anderwärts noch mehrfach, aber immer nur im Sandlöß anzutreffen. Unter diesem liegt diskordant, eine deutlich schräg angeschnittene, mit 35° einfallende Oberfläche bildend, dunkelbrauner Lößlehm. Nach Analogie andrer Profile ist mit Sicherheit anzunehmen, daß unter diesem Lößlehm der intakte ältere Löß folgt, doch war dieser hier nicht mehr aufgeschlossen. In diesem Lößlehm, und zwar in einer Gesamttiefe von 17,3 m unter der Oberfläche, fanden sich reichliche Spuren menschlicher Thätigkeit, zahlreiche Bröckchen von Holzkohle, ein zugehauener Stein, sowie Knochen vom Rind und Pferd. An einem andern Punkte dieses Aufschlusses, etwas höher und zwar genau an der Grenze zwischen Lößlehm und geschichtetem Löß eine dünne Schicht von Asche und Kohle (also eine alte Feuerstätte!). An andern Stellen des Gebietes, z. B. bei Hochfelden, hat der alte Lößlehm (von Sandlöß überlagert) durch reichliche Imprägnation mit Humussubstanz ein an Schwarzerde erinnerndes Aussehen angenommen, welches darauf hinweist, daß die alte Oberfläche zeitweise von dichter Vegetation bedeckt war.

Auch der berühmte von Faudel beschriebene Schädel von Egisheim stammt nach Ansicht des Verf. aus dem älteren Löß bezw. Lößlehm.

Auffallend ist es, um gleich kurz mit auf die Resultate einer unter 5) zitierten kleinen Abhandlung hinzuweisen, daß in den Lößkomplexen nördlich von Darmstadt, welche eine höchst auffallend übereinstimmende Gliederung mit denjenigen des Elsaß ergeben haben, ebenfalls in der älteren Lößlehmschicht sich mehrfach Bröckchen von Holzkohle aufgefunden haben.

Beachtenswert ist auch nach Schumacher und wohl mit der Gegenwart des Menschen in der Lößperiode in Zusammenhang zu bringen, das ganz unvermittelte Auftreten isolierter größerer Gerölle inmitten typischen feinen Lößes, das kaum anders als nur durch künstliche Verschleppung erklärt werden kann.

Mit bezug auf eine wahrscheinlich größere Verbreitung der Lößlehme (also der entkalkten Löße) deutet übrigens der Verf. noch mehrfach an, daß sich die besonders in Lothringen und der Pfalz weit verbreiteten Plateaulehme wohl einmal als zur Lößformation gehörig herausstellen werden.

Es würde zu weit führen, auf fernere Einzelheiten dieser ergebnisreichen Untersuchungen einzugehen. Doch sei am Schlusse der Besprechung dieser Arbeit noch darauf hingewiesen, daß Verf. glaubt, daß die von ihm mitgeteilten Er-

scheinungen über Zusammensetzung, Verband- und Lagerungsverhältnisse der Elsässer Lößformation sich nur vom Gesichtspunkte einer äolischen Entstehung der letzteren befriedigend erklären lassen, das ist ein Ausspruch, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als der Verf. vor nicht zu langer Zeit, da ihm die in seiner Arbeit geschilderten Verhältnisse noch nicht genügend bekannt waren, ein eifriger Vertreter der fluviatilen Entstehung des Löß war.

Die Grenzen der niederdeutschen Sprache.

Von Richard Andree.

(Mit einer Karte.)

Verschiedene in den letzten Jahren erschienene zerstreute Abhandlungen und Karten haben dazu beigetragen, uns ein richtigeres Bild der Grenzen der niederdeutschen Sprache zu geben, als dieses noch vor kurzem der Fall sein konnte. Die älteren kartographischen Darstellungen von K. Bernhardi (Sprachkarte von Deutschland. Kassel 1843. Zweite Auflage von Stricker. 1849), Hubert Vandenhoven (La langue flamande. Brüssel 1844), H. Berghaus (in dessen physikalischem Atlas, Abteilung 8, Tafel 9), H. Kiepert (Völker- und Sprachenkarte von Deutschland. Berlin 1867) und R. Andree (in Andree und Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. Bielefeld und Leipzig 1878, Tafel 10) sind, wenn jede spätere auch gegenüber den früheren einen Fortschritt verzeichnete, doch heute wieder der Verbesserung fähig. Eine neue Karte wird in vielen Gegenden ein sehr verändertes Bild zeigen. Aus diesem Grunde will ich es versuchen, abermals einen Gesamtüberblick der niederdeutschen Sprachgrenzen zu geben, wobei ich vor allem das geographische Bild im Auge habe, ohne hier auf nähere sprachliche Begründung einzugehen, die in den angeführten Quellenschriften enthalten ist. Die niederdeutsche Sprache wird (abgesehen vom Meere) im Norden begrenzt von der dänischen und friesischen, im Süden von der französischen, wallanischen, mitteldeutschen und polnischen, im Nordosten von der litauischen.

1. Nordgrenze gegen das Dänische und Friesische. Die ältere Litteratur ist verzeichnet bei Andree-Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. Bielefeld und Leipzig 1876, S. 27. — P. Langhans, die Sprachgrenze in Schleswig. Petermanns Mitteilungen 1890, S. 247. Mit Karte. — H. V. Clausen, Sprogkårt over Sonderjylland. Beilage zu verschiedenen dänischen Zeitungen 1889. — E. Wasserzieher, die Sprachgrenze in Nordschleswig. Sonderabdruck aus den Berichten des freien deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1890. Heft 2. — P. Langhans, Sprachkarte von Schleswig auf Velhagen und Klasings Heimatskarte von Schleswig-Holstein. Leipzig 1889. — O. Bremer, das föhringer Plattdeutsch. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. 1886. S. 123.

Während an ihrer Südgrenze die niederdeutsche Sprache nur Verluste an die mitteldeutsche aufzuweisen hat, tritt sie im Norden im Verein mit der durch die Kirche und Schule eingeführten hochdeutschen erobernd auf, und es haben hier, auf Kosten der dänischen und friesischen Sprache, gerade in unserm Jahrhundert nicht geringe Verschiebungen stattgefunden. Gegenüber dem Friesischen hat das Niederdeutsche ganz Eiderstedt, das nordwestliche Dithmarschen, Nordstrand, Pelworm und einen schmalen, nach Süden zu sich verbreiternden Streifen am Rande der heutigen friesischen Sprachgrenze schon früher gewonnen. Desgleichen ist der östliche Teil der Insel Föhr heute niederdeutsch. Ebenso macht sie auf dem Mittelrücken Schleswigs gegenüber dem Dänischen Fortschritte und in der Landschaft Angeln hat sie im Verlaufe unsers Jahrhunderts dem Dänischen 14 Quadratmeilen mit 60 000 Einwohnern abgenommen.

In bezug auf die gegenwärtige Abgrenzung ist Langhans die beste, unparteiische Autorität; nur bei ihm allein findet sich auch die richtige Begrenzung des Friesischen, auf die ich verweise.

Die Grenze der niederdeutschen Sprache in Schleswig folgt ungefähr einer Linie, die von Husum nach Flensburg führt; alles, was südlich und östlich von derselben liegt, ist niederdeutsch. Zum Niederdeutschen gehören auch Bredstedt mit einem kleinen bis ans Meer reichenden Gebiete und die Inseln Pellworm und Nordstrand. Nach Nordwest lagert sich vor das Niederdeutsche ein Mischgebiet, welches bei Bau (nördlich Flensburg) im Osten beginnt und in mehr oder minder starker dänischer oder niederdeutscher Schattierung nach Westen bis südlich von Tondern und Hoyer reicht. Nördlich von diesem Mischgebiete wird dänisch gesprochen, abgesehen von den Orten Hoyer, Tondern, Lügumkloster, Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld, Sonderburg, Augustenburg und Norburg auf Alsen, wo das Deutsche teils vorherrscht, teils starke Minderheiten aufweist.

Friesisch ist heute noch ein mehr oder minder breiter Strich an der Westküste Schleswigs von Bredstedt im Süden bis Hornsbüll im Norden; von den Inseln sind die Halligen, das westliche Föhr, Amrum und Sylt friesisch, doch ist von letzterer Insel die Nordspitze mit List dänisch. Romö ist dänisch. Außer diesen Friesen kommen noch die Wangerooger und die Bewohner des Saterlandes in Oldenburg in Betracht, deren Sprachreste Ehrentraut und Minssen behandelten [1]). Im heutigen Ostfriesland wird nur niederdeutsch gesprochen, in dem noch eine Anzahl friesischer Wörter sich finden. In einzelnen abgelegenen Dörfern dieses Landes herrschte im Beginn des vorigen Jahrhunderts noch die friesische Sprache. Im allgemeinen aber kann man behaupten, daß schon im 15. Jahrhundert im Kreise der Gebildeteren dort das Friesische dem Holländischen und Niederdeutschen wich. Alle Urkunden seit Beginn des 15. Jahrhunderts sind in niederdeutscher Sprache abgefaßt. Auch der älteste Geschichtsschreiber, der Drost Beninga († 1562), schrieb sein Werk schon in niederdeutscher Sprache. Friesisch wird noch in der Provinz Friesland des Königreichs der Niederlande geredet, es ist hier auf Leeuwarden, Hindeloopen und Bolsward nebst Umgegend beschränkt. Ringsum herrscht die vordringende niederdeutsche Sprache.

2. Grenze gegen die französische Sprache. Litteratur: Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Tabelle 9. — J. Winkler, Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon. 's Gravenhage, 1874, II. 390. — H. Suchier, die französische und provenzalische Sprache (in Gröbers Grundriß) 36. — Andree, die Völkergrenzen in Frankreich. Globus XXXVI. (1879). — Elisée Reclus, Nouvelle géographie universelle II, 781.

Die nördlichste Spitze Frankreichs am Kanal trägt den Namen Französisch-Flandern und besteht aus den Arrondissements Dünkirchen und Hazebrouk des Departement du

[1]) Für Wangeroog siehe Friesisches Archiv von Ehrentraut I, 3, 338 und II, 1; für das Saterland daselbst II, 135 (Oldenburg 1847—54).

Nord. Hier, sowie in vier Gemeinden des Departements Pas-de-Calais, wird noch niederdeutsch geredet; letztere sind die beiden Vorstädte Hoogbrugge und Lijzel von St. Omer, ferner die in der Nähe dieser Stadt gelegenen Orte Clairmarais und Ruminghem. Die äußerste Grenze der niederdeutschen Sprache bilden die Gemeinden Dünkirchen, Groot-Sinte, Mardijk, Loon, Kraaiwijk, Voerburg, St. Pieters Broek, Watten, St. Momelin, Renescure, Blaringhem, Boeseghem, Steenbeck, Moerbeck, Oud Berkijn, Belle (Bailleul). Alle diese Orte sind bereits zweisprachig. Die Gesamtzahl der vlämischen Gemeinden in Frankreich beträgt (1870) 106 mit 176 860 Einwohnern. Einst reichte die niederdeutsche Sprache viel weiter nach Süden und Westen im heutigen Frankreich. Die Grenze bildete im 17. Jahrhundert eine Linie von Boulogne nach St. Omer, das noch im 16. Jahrhundert vorwiegend vlämisch war.

3. Grenze gegen das Wallonische in Belgien. Litteratur: Suchier a. a. O. — Andree und Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. S. 28. — R. Böckh, die Sprachgrenze in Belgien. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde III, Tafel 2 (1854). — K. Brämer, Nationalität und Sprache im Königreich Belgien. Mit Karte der Sprachgrenze für 1880. Stuttgart 1887.

Die Grenze zwischen Frankreich und Belgien bildet die Lys, welche einen kleinen Teil von der belgischen Stadt Warneton (Waesten), die der Sprache nach überwiegend wallonisch ist, Frankreich, einen kleinen Teil der französischen Stadt Comines (Komen), die in sprachlicher Hinsicht über die Hälfte französisch ist, Belgien zuweist. Die Sprachgrenze verfolgt nun, wie aus der Karte ersichtlich, eine ziemlich gerade Linie von Westen nach Osten. Von Westflandern sind wallonisch die an der französischen Grenze gelegenen Orte Mouseron, Luinghe, Herseaux, Dottignies, Espierres. Reckem ist gemischt; von Houthem ist die Hälfte wallonisch. Die Sprachgrenze trifft die Schelde bei Helchin und fällt dann zusammen mit der Grenze zwischen Ostflandern und Hennegau: dort ist wallonisch nur die Gemeinde Orroir; hier sind vlämisch Everbecq, Bievène, Edingen (Enghien, vom Volke Ingen genannt). Die Dender wird bei dem gemischten Akkeren überschritten und bei Enghien tritt die Sprachgrenze nach Brabant über, geht weiter auf die Senne zu, die bei Tubize (Tweebeck) überschritten wird und verläuft weiter nördlich von den drei wallonischen Ortschaften Braine, über das wallonische Waterloo, über Ter Hulpe, Wavre, Arken, Boschuit, Bevekon auf Sluize (l'Écluse).

Hier im Gebiete des großen Geeteflusses endigt die Berührung zwischen der wallonischen und niederdeutschen Sprache. Wohl ist hier die deutsch-wallonische Grenze innerhalb Belgiens noch nicht erschöpft (und auf der Karte auch weiter nach Osten bis zur Grenze der Rheinlande verzeichnet), aber ein mitteldeutscher Dialekt, der ripuarische, löst in der Gegend der Geete den niederdeutschen ab. Dieser über Teile Belgiens, der Niederlande und der Rheinprovinz sich erstreckende Dialekt, welcher nach Westen einen allmählichen Übergang in die niederländische, nach Norden und Nordosten hin in die niederdeutsche Sprache (und nach Süden ins Hochdeutsche) vermittelt, macht die kartographische Begrenzung schwer, was auch auf der Karte sich durch die einfacher gezogene Grenzlinie ohne näher bestimmende Orte ausdrückt.

Das Niederdeutsche hat gegenüber dem Wallonischen in Belgien vielfach an Boden verloren und die Zahl der Zweisprachigen ist auf der vlämischen Seite heute noch vielfach größer als auf der wallonischen (Brämer). Die Namen der jetzt wallonischen Orte von Südbrabant und Limburg beweisen, daß diese Provinzen früher einmal ganz dem deutschen Sprachgebiet angehörten. In Limburg handelt es sich jedoch nur um eine kleine Anzahl von Ortschaften (Suchier).

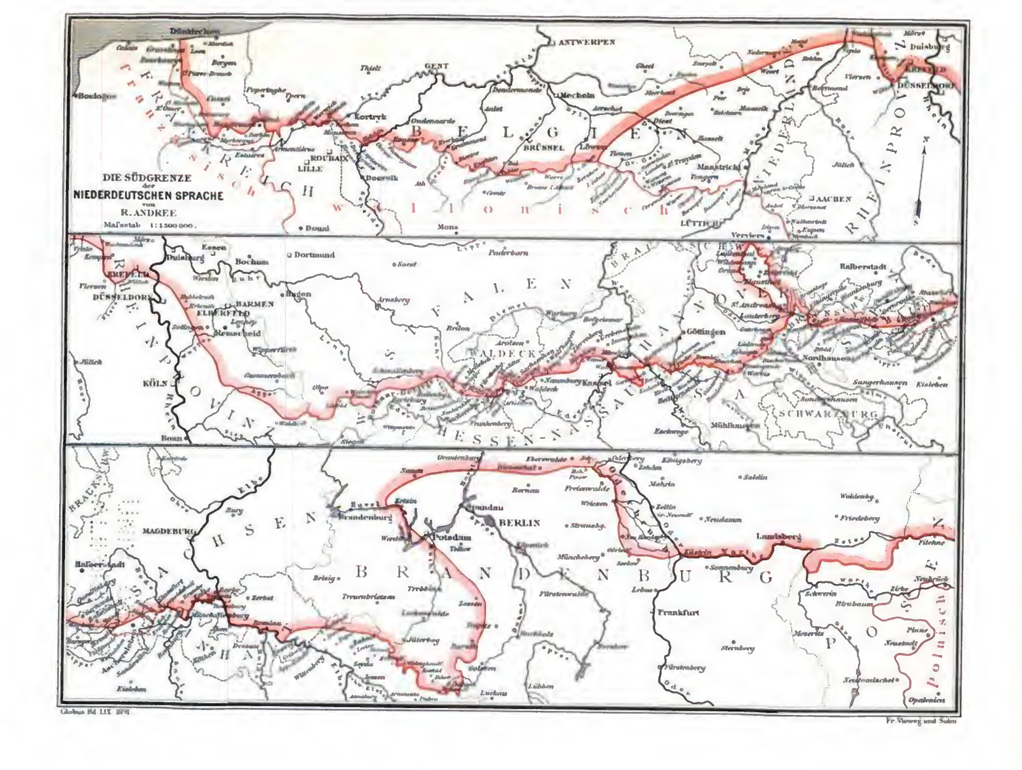
4. Grenze gegen das Mitteldeutsche bis zur Weser. Litteratur: K. Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland. — K. Weinhold in Andree und Peschel, Physikalisch-Statistischer Atlas des Deutschen Reiches. S. 28. — Wernecke, die Grenze der sächsischen und fränkischen Mundart zwischen Rhein und Weser. In Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde XXXII (Münster i. W. 1874). — W. Crecelius, Über die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1876, 1—10.

Von Belgien gehören Tongern, St. Truijen, Hasselt, Diest, Tienen, also das Gebiet der Demer bis Diest, noch zu der eben erwähnten ripuarischen Mundart und nicht zum vlämischen. Es ist dieses also die belgische Provinz Limburg und der nordöstliche Winkel von Brabant. Ebenso ist die holländische Provinz Limburg fast ganz zu diesem Dialekt zu rechnen. Die Sprachgrenze verläuft also von dem Gebiete der Gr. Geete bei Sluize (l'Écluse) auf Diest, nordöstlich über Weert nach Venloo, wo sie in das Gebiet des Deutschen Reiches (Kreis Geldern) tritt. Sie verläuft aufwärts der Niers bis in die Gegend von Willich, geht auf Krefeld und nördlich von Düsseldorf über den Rhein (Weinhold).

Vom Rhein bis zur Weser verzeichne ich die Grenze nach Wernecke, wobei sich auch auf der Strecke bis zum Rothaargebirge dieselbe Schwierigkeit ergiebt, welche die ripuarische Mundart westlich des Rheins für die kartographische Abgrenzung erzeugte. Auch auf der eben genannten Linie ist die Grenze im einzelnen noch sehr der Untersuchung bedürftig, sie ist nicht scharf bestimmt, oft verwischt und undeutlich, infolge der Vermischung ober- und niederdeutscher Elemente in der Sprache. Je näher ein Ort dem Rhein oder der Sieg und je tiefer er im Thale liegt, desto mehr tritt das Ripuarische hervor; je näher dem Sauerlande oder der Grafschaft Mark und je höher er auf dem Bergplateau liegt, desto mehr ist der niederdeutsche Charakter vorherrschend.

Die Schwierigkeiten der Abgrenzung beider Sprachen, bei der selbst in bezug auf die Lautverschiebung sich Anstände erheben, hat Crecelius auseinandergesetzt. Er schiebt dieses auf die frühe Mischung der fränkischen und sächsischen Stämme in der in Rede stehenden Gegend, wodurch „hier eine reinliche Sonderung der Mundarten unmöglich ist; daher das Auftreten der zahlreichen Mittelstufen zwischen Niederdeutsch und Mittelfränkisch, wie wir sie im Ruhr- und Keldagau finden. Eine Stammmischung mag auch auf der linken Rheinseite die ähnliche Erscheinung im Mülgau herbeigeführt haben." Crecelius schlägt daher vor, hier keine scharfe Grenze, sondern Gürtel, Zonen, von zwei oder mehr Zwischenstufen, zu ziehen, je nach den vorwiegenden Momenten ihrer Stellung innerhalb des Mittelfränkischen oder Niederdeutschen. Ungefähr aber kann folgendes festgestellt werden:

Nachdem zwischen Krefeld und Düsseldorf die Grenze den Rhein überschritten hat, verläuft sie gegen Südost. Hier werden Erkrath und Hubbelrath in der Bürgermeisterei Gerresheim von Firmenich (bei Bernhardi) als äußerste Grenze des Niederdeutschen angegeben. Wesentlich niederdeutschen Charakter tragen die bergischen Kreise Elberfeld, Solingen und Lennep, dasselbe ist der Fall bei den weiter südöstlich liegenden Kreisen Wipperfürth und Gummersbach, welche an Westfalen grenzen. Der südliche Teil des nun in Betracht kommenden Kreises Waldbroel und dieser Ort sind mitteldeutsch, der östlich angrenzende westfälische Kreis Olpe niederdeutsch. Kreis Siegen ist mitteldeutsch. An der Eisenbahn, die im Norden dieses Kreises aus dem Lennethal ins Siegthal führt, liegt die Grenze zwischen den Dörfern Welschenen-


DIE SÜDGRENZE
der
NIEDERDEUTSCHEN SPRACHE
von
R. ANDREE
Maßstab 1:1500000.
ANTWERPEN
GENT
Kortryk
Mecheln
BRÜSSEL
Löwen
LILLE
ROUBAIX
Doornik
Dünkirchen
Boulogne
Calais
Maastricht
AACHEN
LÜTTICH
Verviers
Douai
Mons
B E L G I E N
F R A N K R E I C H
französisch
w a l l o n i s c h
NIEDERLANDE
RHEINPROVINZ
Duisburg
DÜSSELDORF
KREFELD
Essen
Bochum
Dortmund
BARMEN
ELBERFELD
Remscheid
KÖLN
Bonn
Paderborn
Arnsberg
Brilon
Göttingen
Nordhausen
Halberstadt
Sangerhausen
Mühlhausen
WALDECK
SCHWARZBURG
HESSEN-NASSAU
MAGDEBURG
Brandenburg
Potsdam
Spandau
BERLIN
Landsberg
Frankfurt
Küstrin
Jüterbog
Wittenberg
B R A N D E N B U R G
P O S E N
Polnisch
Globus Bd. LIX 1891
Fr. Vieweg und Sohn

ueft (niederdeutsch) und Litfeld (mitteldeutsch) auf der Wasserscheide, wo ein mächtiger Tunnel unter derselben herführt. Die fränkischen Litfelder können ihre Nachbarn nicht verstehen, wenn diese in ihrem sauerländischen Dialekt untereinander reden.

Weiter östlich bleibt nun die Sprachgrenze auf der Höhe des Rathaargebirges. Der Knoten des kahlen Asten (830 m), von dem Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke herabfließen, ist eine fernere Scheide, indem nur das Thal des letztgenannten Flüßchens mit Hallenberg (südlicher Teil des Kreises Brilon) mitteldeutsch ist, dagegen sind Hesborn, Berge, Dreislar und Medebach in demselben Kreise niederdeutsch. Wir gelangen damit an die Grenze von Waldeck.

Die Sprachgrenze zieht sich mitten durch Waldeck hindurch, das Ländchen in einen kleinern südlichen, mitteldeutschen und einen größern nördlichen, niederdeutschen Teil zerfällend, entsprechend (wie Wernele zeigt) der Zusammensetzung aus drei alten Gauen, dem fränkischen Hessengau und dem sächsischen Hessengau und sächsischen Ittergau. An der Sprachgrenze herrscht hier vielfach eine Mischsprache, so z. B. in Sachsenberg, das ursprünglich ganz niederdeutsch war. Auch der nördliche Zipfel des hessennassauischen Kreises Frankenberg, der zwischen das südliche Waldeck im Thale der Eder einschneidet, ist teilweise noch niederdeutsch. Die einzelnen Grenzorte sind auf der Karte nach Wernecke eingetragen.

Östlich von Waldeck bis zur Weser kommt für das Gebiet der niederdeutschen Sprache nur der nördlichste Teil des ehemaligen Kurfürstentums Hessen in Betracht, Teile der Kreise Wolfshagen, Kassel, Witzenhausen und der ganze Kreis Hofgeismar. An der waldeckisch-hessischen Grenze liegt der mächtige Basaltkegel des Weidelskopfes, der als Sprachscheide erscheint, denn das Dorf Ippinghausen an seinem Nordfuße ist niederdeutsch, Naumburg aber südlich davon fränkisch. Beide Orte liegen an demselben Flüßchen, der Elben. Wolfshagen, Altenhasungen, Zierenberg, Grebenstein und Immenhausen bilden die nächsten niederdeutschen Grenzorte in östlicher Richtung. Der mächtige Wall des Habichtswaldes bildet die Scheide, und zwar so, daß das Dorf Weimar, dessen Gewässer nach Osten, der Fulda zu fließen, noch dem mitteldeutschen Gebiete angehört; dagegen das nahe gelegene Dörnberg auf der Westseite des Kammes zum niederdeutschen. Südlich von Immenhausen stößt bei Wahnhausen (niederdeutsch) die Sprachgrenze auf die Werra. Der nun nach Osten zu folgende ehemals hannoversche Winkel am Zusammenflusse der Werra und Fulda mit der Stadt Münden ist niederdeutsch. Jenseit der Werra ist das hannoversche Hedemünden wieder niederdeutsch; das hessische, eine Stunde oberhalb an demselben Flusse liegende Gertenbach aber oberdeutsch. Beide Orte bezeichnen auch die ehemalige Grenze zwischen dem ober- und niedersächsischen Kreise. Auf der ganzen Strecke der Sprachgrenze vom Rhein bis zur Weser zeigt sich, daß nicht die Flußläufe, wohl aber Gebirge und Wasserscheiden die Grenze bilden. (Schluß folgt.)

Anthropologie der Prostituierten.

Über den Wert, den die anthropologischen Messungen zur Beurteilung der Verbrecher haben, sind die Ansichten sehr geteilt. Indessen hat sich hier, geführt von dem Italiener Lombroso, eine förmliche Schule gebildet, die vielfach Beachtung findet.

Eine besondere Gruppe von Verbrecherinnen, die Prostituierten und Diebinnen, hat vor kurzem eine Russin, Pauline Tarnowsky, die den Grad eines Doktors der Medizin erlangt, zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht. Ihre 226 Seiten umfassende Schrift führt den Titel Étude anthropométrique sur les prostituées et les voleuses (Paris 1889); dieselbe beschränkt sich nur auf Frauen aus großrussischem Stamme, unter Ausschluß aller Fremden; die angewendete Methode ist jene Brocas, der nicht weniger als 400 Frauen unterworfen wurden und an jeder wurden 30 Messungen vorgenommen. Es sind 150 Prostituierte und 100 Diebinnen, welche Frau Tarnowsky gemessen hat, und zum Vergleiche zog sie 150 ehrbare Frauen heran, unter diesen 100 Bäuerinnen und 50 Gebildete. Es ergiebt sich hieraus, daß die sorgfältige Arbeit jedenfalls für die anthropologische Beurteilung der großrussischen Frauen von Bedeutung ist, wenn man auch den Messungen keinen kriminalistischen Wert zugestehen will. Die Mittelwerte der Schädelmessungen gaben allerdings Unterschiede bei Prostituierten, Diebinnen, Bäuerinnen und gebildeten Frauen, welche diejenigen, die Interesse an der Sache haben, in der Abhandlung finden werden. Von Belang erscheint auch, daß sich bei den untersuchten Frauen eine große Verschiedenheit in bezug auf die Farbe der Haare und der Augen ergeben hat, die auf eine anthropologische Mischung der Großrussen hindeutet und zwar mit blonden Finnen. Es befanden sich unter hundert untersuchten Frauen:

Dunkelhaarige	49,4	Dunkeläugige	33,7
Blondhaarige	40,0	Helläugige	55,7
Rothaarige	1,6	Grünäugige	10,6

Die allgemeinen Schlüsse, welche die Verfasserin aus ihrer Arbeit zieht, sind folgende: „Die Prostituierten und die Diebinnen gehören zu einer Klasse von abnormen Frauen, die degeneriert oder in der Entartung begriffen sind. Die gewohnheitsmäßigen Prostituierten sind unvollständige Wesen, die in ihrer Entwickelung eine Hemmung erlitten haben, sie sind behaftet mit einer krankhaften Erblichkeit und zeigen Spuren von geistiger und körperlicher Entartung im Zusammenhang mit ihrer unvollkommenen Entwickelung. 41 von 100 zeigten Anomalien des Schädels, 42 von 100 Anomalien im Gesicht, 42 von 100 Anomalien der Ohren und 54 von 100 hatten schadhafte Zähne. Die Diebinnen, wiewohl auch sie eine große Anzahl Merkmale geistiger und körperlicher Art zeigen, die sie von ehrbaren Frauen entfernen, sind doch vom Typus der normalen Frauen weniger verschieden als die Prostituierten." v. S.

Tiefseeforschungen im Schwarzen Meere.

In den Monaten Juni und Juli 1890 hat im Auftrage der russischen Regierung ein Kanonenboot, auf dem sich die Herren Spindler, von Wrangel und Andrussow als wissenschaftliche Kommission befanden, das Schwarze Meer zum Zwecke von Tiefseeforschungen befahren. Wie die „Allgem. Zeitung" berichtet, schiffte sich die Expedition in Odessa ein, fuhr von da durch den wenig tiefen nordwestlichen Teil des Meeres nach Sewastopol, von da in den Bosporus, dann längs des anatolischen Ufers bis zum Meridian der Krim, nach Feodosia, Sebastopol, Batum, dann wiederum längs des östlichen Ufers des Meeres und durch dessen mittleren, tiefen Teil zur Krim, von da nach Südwesten nach Varna, dann zurück nach Odessa. Große Tiefen wurden fast allenthalben unfern des Ufers beobachtet mit Ausnahme des nordwestlichen Teils des Meeres, der durch die Linie Varna-Eupatoria begrenzt ist. Auf großen Strecken erreicht die Tiefe mehr als 1000 Saschen (der See-Saschen = 6 Fuß), in der Mitte zwischen der Krim und dem anatolischen Ufer über 1200 Saschen. Die Temperatur des Wassers bis zu 5 Saschen war über 20° C., fiel aber dann rasch bis zu 25 und 30 Saschen, wo sie 7° erreichte, in einer Tiefe von 100 Saschen war sie wieder um mehr als 1° höher (8,8° C.), bei 900 Saschen 9° und in den größten Tiefen 9,2°. Die

größere Wärme des Wassers in einer größeren Tiefe als 30 Saschen erklärt sich durch den größeren Salzgehalt. Tiefer als 200 Saschen wurde kein Leben mehr beobachtet und das Wasser enthielt eine bedeutende Menge Schwefelwasserstoff, eine Wahrnehmung, die bis jetzt in keinem Meere gemacht worden ist. Zwischen 100 und 200 Saschen war die Menge des Schwefelwasserstoffes geringer, bei 75 Saschen fehlt er ganz. Von 200 bis 1000 Saschen wurde eine Menge Brackwassermuscheln aufgefangen, wie Dreyssena, Cardium, Polymorpha. Der Schlamm war in diesen Tiefen spärlich und von schwarzer Farbe. Tiefer hatte der Schlamm graublaue Farbe, und es fanden sich in demselben Knochen von Fischen, aber keine Muscheln vor. Bis 35 Saschen ist in der Mitte des Meeres dieselbe Fauna beobachtet worden, wie in der Nähe des Ufers. Andrussow erklärt den Mangel an Leben in geringen Tiefen und das Vorhandensein von Schwefelwasserstoff wie folgt: In der Pliocen-Epoche war das Schwarze Meer ein Binnensee mit schwachem Salzgehalt und einer Tiefe bis zu 500 Saschen, in welchem Brackwasserschnecken lebten. Der Durchbruch des Bosporus und der Zufluß des mehr salzhaltigen Wassers aus dem Mittelmeer hat diese Fauna vernichtet oder in die Flußmündungen verjagt; an ihre Stelle trat die Fauna des Mittelmeeres, aber nur Tiere, welche in geringen Tiefen leben, da der Bosporus nicht tief ist. Das Faulen organischer Wesen erklärt das Vorhandensein des Schwefelwasserstoffes. Der Fäulnisprozeß ging im salzigen Wasser langsam vor sich, die sterbenden Tiere senkten sich auf den Grund und verfaulten dort, während sie im Ozean von den Tieren des Tiefwassers verzehrt werden. Das Vorhandensein des Schwefelwasserstoffes erklärt sich auch durch das völlige Stillstehen des Wassers in der Tiefe. Aus dem Bosporus dringt jährlich tausendmal weniger Wasser ein, als sich im Schwarzen Meere befindet, so daß zu einer völligen Erneuerung des Wassers ein Zeitraum von 1000 Jahren nötig wäre, wenn sich der Zufluß aus dem Bosporus gleichmäßig verteilen würde, was natürlich nicht der Fall ist, denn ein bedeutender Teil tritt wieder in den Kreislauf der früheren Wasser des Meeres ein.

Aus allen Erdteilen.

— Emin Paschas Elfenbein. Man weiß, daß von Gefährten Stanleys diesem vorgeworfen ist, er habe in gewinnsüchtiger Absicht die „Befreiung" Emins unternommen. Namentlich habe der ungeheure Elfenbeinvorrat Emins ihn gereizt, dessen Wert nicht allein die ganze Expedition gedeckt haben, sondern dessen Besitz auch noch einen großen Gewinn abgeworfen haben würde. Wie es mit diesem Elfenbeinvorrate aussah, erfahren wir jetzt durch Stanleys Offizier M. Jephson, der in seinem Werke „Emin Pascha und die Meuterei in Äquatoria" (Leipzig 1890) schildert, wie er in Wadelai die ungeheuren Vorräte an Elfenbein in eigenen Vorratshäusern aufgestapelt sah. „Ich bemerkte dort einen Elefantenzahn, der 70 kg wog und der größte war, den ich je in Afrika gesehen. Emin erzählte mir, es seien auch in Dufilé große Elfenbeinvorräte und außerdem habe er in Monbuttu etwa 1000 Zähne gelassen. Der Wert des in den Regierungshäusern lagernden Elfenbeins betrug nach seiner Behauptung $1^1/_2$ Millionen Mark. Bei dieser Schätzung ist der Preis des Elfenbeins mit acht Mark pro Pfund angenommen; da indes der Preis an der Küste gegenwärtig zwölf Mark beträgt, so würde der Wert jenes Elfenbeins sich in Wirklichkeit auf $2^1/_4$ Millionen Mark stellen. Der Pascha erzählte mir, er habe das Sammeln von Elfenbein seit drei Jahren aufgegeben; hätte er aber noch weiter gesammelt, so würde er den doppelten Vorrat gehabt haben."

Dieses ganze wertvolle Elfenbein ist durch die Meuterei und Emins Abzug verloren. Es muß nach solchen Berichten doch mit der oft behaupteten starken Abnahme der Elefanten nicht ganz so schlimm aussehen. Jephson sah auch (S. 85) am Weißen Nil eine ungeheure, 200 Stück zählende Elefantenherde; über einen Raum von dreiviertel Kilometer verteilt wirkte der Anblick „geradezu überwältigend".

— Albinos in Australien. Während auf den umliegenden Inseln häufig Albinos vorkommen, waren solche bis in die jüngste Zeit auf dem australischen Festlande nicht nachgewiesen worden, so daß Brough Smith in seinem großen Werke über die Eingeborenen Viktorias noch sagen konnte, ihm sei kein einziger Fall von Albinismus unter den Eingeborenen Australiens bekannt geworden. Sollten die sonst bei allen Völkern vorkommenden Albinos bei den Australiern fehlen? Eine solche Ausnahme wäre durch nichts begründet gewesen und sie ist auch thatsächlich nicht vorhanden, denn das Jahr 1890 hat uns mit zwei echten australischen Albinos bekannt gemacht. Im Februar wurde ein solcher, aus Westaustralien stammend, im Panoptikum zu Melbourne ausgestellt und die Zeitschrift „Colonies and India" vom 1. Oktober 1890 meldet folgendes: Bei den Schwarzen in Maytown (Queensland) befindet sich ein echtes Albinokind. Das „Picanniny" ist sehr hell, mit weißem Haar und Augenwimpern, und etwa sechs Monate alt.

— Kirgisenbildnis. Das auf S. 21 mitgeteilte Porträt eines Kirgisen erhalten wir mit folgender Zuschrift: „Der russische Maler Krilow hat seit längerer Zeit es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die verschiedenen Völkertypen des Russischen Reiches in charakteristischen Porträts nach der Natur aufzunehmen. Er hat zu diesem Zwecke weite Reisen, bis nach Turkestan hinein, unternommen und eine kleine Gallerie zusammengebracht, deren Charakterköpfe sich mit jenen Wereschtschagins messen können. Eines dieser Bildnisse ist der beifolgende Kirgise, welcher um deswillen von Interesse, weil er anthropologisch genommen ganz entschieden mongolische Züge trägt, während doch, wie bekannt, die Kirgisen zu den Turkvölkern gerechnet werden, was vom linguistischen Standpunkte aus auch ganz zutreffend ist. Aber ebenso richtig ist auch das Vorwiegen mongolischer Typen bei ihnen, was Lewschin damit erklärt, daß die Kirgisen seit langem kalmückische Weiber nehmen; Radloff dagegen glaubt, die Vermischung mit Mongolen sei noch viel älteren Datums und einzelne Stämme, wie z. B. die Naiman, sind ganz von mongolischer Abkunft. Eine Schilderung der Kirgisen ist hier nicht beabsichtigt, nur zur Erläuterung des Krilowschen Portraits sei bemerkt, daß es einen Kasak-Kirgisen darstellt; dieses Volk nennt sich selbst Kasaken, den Namen Kirgisen haben sie von den Russen. Ihre Wohnsitze sind die weiten Steppen von der Wolgamündung bis zum Irtisch. Unser Kirgise erscheint in dem durch ganz Mittelasien gehenden faltenreichen Schapan, dessen Ärmel bis zu den Fingern reichen, dessen Stoff je nach dem Reichtum des Besitzers vom Samt bis zum groben Kamelhaartuche wechselt. Er trägt den hohen Filzhut, welcher mit Pelz vom Fuchs oder Schaf rundum in weitem Bausch besetzt ist und hinten, sowie beiderseits herabfällt. Der Hauptwert des Krilowschen Bildes liegt in der charakteristischen Auffassung der Züge; die Zeichnung vermag dieses besser als die Photographie." Th. v. Zalnski.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 3.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ursachen des gegenwärtigen Indianerkrieges.

Von Dr. Walter J. Hoffman[1]). Washington.

Obgleich viele von den Zeitungsberichten über die gegenwärtige Erhebung der Indianer einige der Ursachen berühren, welche den Ausbruch der Feindseligkeiten zu so ungünstiger Jahreszeit herbeigeführt haben, so liegen doch für den Indianer noch gewichtigere Gründe vor, als die bloße Unzufriedenheit über Nahrungsmangel, die Aneignung seiner Ländereien durch den Weißen und die erwartete Erscheinung des Messias. Auf Grund meiner Kenntnis der Weltanschauung und des Charakters der Indianer, welche auf 20 jähriger Erfahrung in amtlicher und wissenschaftlicher Stellung beruht, habe ich gefunden, daß allen ihren großen und wichtigen Bewegungen meist abergläubische und religiöse Motive zu Grunde liegen. Zur richtigen Würdigung dieser Thatsache ist es notwendig, dem Leser in Kürze ein Bild von der sozialen Organisation der Indianerstämme, der Stellung und dem Einfluß der leitenden Persönlichkeiten und ihren religiösen Anschauungen zu entwerfen.

Unter gewöhnlichen Umständen würde es sonderbar erscheinen, daß verschiedene Stämme von gesonderten Sprachfamilien gemeinschaftliche Sache machen, besonders wenn viele von ihnen seit undenklichen Zeiten einander feindlich gesinnt waren.

Es giebt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten mehr als 50 Sprachfamilien unter den Indianern, die unter sich nach Sprache, Sitten, Überlieferungen und religiösen Anschauungen verschieden sind. Diese Sprachfamilien zerfallen ihrerseits in Stämme, deren jeder seine eigene Mundart hat, zusammen etwa zweihundert. Die Stämme teilen sich wieder in einzelne Totems (Sippen), deren Mitglieder als blutsverwandt, d. h. als Nachkommen eines gemeinsamen Vorfahren, betrachtet werden. Die Sippe wird gewöhnlich bildlich nach einem größeren Tiere oder Vogel, manchmal sogar nach einem leblosen Gegenstande benannt, so daß ein Indianer nicht immer an seinem eigenen persönlichen Namen erkannt wird, sondern an dem seiner Sippe, etwa als Bär, Wolf oder Panther. Heiraten zwischen Angehörigen derselben Sippe sind verboten, aber die Mitglieder einer Sippe dürfen in eine andre hineinheiraten. So sonderbar es auch scheinen mag, die Angehörigen einer gewissen Sippe eines Stammes glauben auch mit der gleichbenannten Sippe eines gänzlich verschiedenen Stammes in verwandtschaftlichem Verhältnis zu stehen. Da das Matriarchat gilt, so kommt es zuweilen vor, daß eine Frau die Begründerin einer Sippe mit ihrem eigenen Namen in dem Stamme wird, in welchen sie hineingeheiratet hat, vorausgesetzt, daß der Name einer solchen Sippe nicht schon in demselben vertreten war. Unter diesen Umständen werden manchmal die Leute ihrer früheren Sippe und ihres Stammes aufgefordert, dem Stamme, der sie adoptierte, zu helfen, obgleich die beiden Parteien sonst vielleicht in Feindschaft miteinander leben.

Dies ist einer der Gründe, weshalb die Indianer von außen her Hilfe erhalten, was für diejenigen nicht immer verständlich ist, welche mit jener eigentümlichen Sitte nicht bekannt sind.

Wenn Krieger um Hilfe gebeten werden, so unternehmen sie keinen Kriegszug, ohne ihr Anliegen dem „Medizinmanne“ vorgetragen zu haben. Erst seine Einwilligung und Beihilfe sichern den Erfolg. Es giebt mehrere Klassen von Medizinmännern, von denen wir jedoch hier nur zwei besonders hervorheben wollen. Die erste heilt angeblich Krankheiten durch Geisterbeschwörung, d. h. durch Austreibung der bösen Geister, welche die Krankheit verursachen. Die andern nennt man gewöhnlich „Juggler“ (Taschenspieler). Sie sind Propheten und Seher; sie versetzen sich angeblich in einen ekstatischen Zustand, in welchem ihr Geist mit den vielen andern Geistern verkehrt, welche sie umgeben und von denen die Luft erfüllt ist. Der Seher ruft seinen Schutzgeist an, um sich dessen Hilfe bei der Vernichtung der Feinde zu sichern. Sie liefern die Fetische, Zaubermittel oder Amulette, mittels welcher derjenige, der sie trägt, gegen jeden Schaden gefeit ist. Der unerschütterliche Glaube an diese Amulette erklärt die verwegene Tapferkeit der Indianer,

[1]) Der Herr Verfasser, Mitglied des Bureau of Ethnologie, welcher als Militärarzt im Gebiete der Sioux thätig war, ist genau mit diesen Indianern bekannt; er wurde Mitglied einer ihrer Gesellschaften, der Buffalo-Society. R. A.

welche im Besitze derselben sich gegen Verwundung gesichert wähnen.

Die Leistungen einiger dieser Seher sind wahrhaft verblüffend, selbst für den verständigen Beobachter; und es ist nicht überraschend, wenn die Berichte der Jesuiten und andre ältere Werke über die Indianerstämme an den Großen Seen und in Kanada ausführlichere und wunderbare Erzählungen von der Macht dieser Leute enthielten. Ein Stamm am Ottawaflusse hieß geradezu „die Zauberer“.

Häufig sind die Eigenschaften des „Medizinmannes“ und des Sehers in einer Person vereinigt, und wegen der Furcht und Achtung, die man einem solchen Magier im ganzen Stamm entgegenbringt, sind sie im stande, die Handlungen der obersten Gewalthaber und der Kriegshäuptlinge zu kontrollieren; gar oft bringen sie einen Stamm durch Verkündigung angeblicher Visionen und Prophezeiungen in Verwickelungen mit den Behörden. Das Beispiel Sitting Bulls vom Stamme der Sioux wird genügen. Er war kein Häuptling im wahren Sinne des Wortes, sondern nur ein Häuptling von Medizinmännern. Der Tanz, der jetzt als „Träumertanz“ bezeichnet wird, ist nur eine Versammlung von Medizinmännern und Kriegern, bei der die anerkannten Führer als Seher auftreten, um angebliche Visionen von den Geistern und durch diese von dem großen Geiste zu erlangen. Die Visionen selbst sollen ihnen die zur Ausführung gewisser Pflichten und Handlungen erforderlichen Weisungen erteilen. So lassen sich die Indianer oft von solchen Führern täuschen, die nur persönliche Gründe im Auge haben.

Zum religiösen Glauben der Indianer gehört auch die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres früheren Landbesitzes mit seiner Fülle von Wild und andern Hilfsmitteln. Die Weißen müssen in eine andre Sphäre verdrängt werden und ihre Waffen werden ihnen nichts nützen, wenn erst das tausendjährige Reich der Indianer anbricht. Dieser Glaube ist gepredigt worden und seitdem das christliche Dogma von der Ankunft Christi ihnen gelehrt worden ist, sehen sie eine solche Glaubenseinheit in beiden Religionen, daß sie nur noch fanatischer an die Wahrheit ihrer eigenen glauben.

Bei der Gefangennahme Sitting Bulls im Jahre 1881 schwor er Rache gegen die Weißen und verkündete seinen dauernden Widerstand gegen jeden Versuch der Regierung, die Indianer geistig zu heben; denn er sah, daß dieselben selbständig und zivilisiert wurden; dadurch war seine Mission zu Ende. Auch verbitterte ihm seine Niederlage das ganze Leben. Es gab viele, die sich ihm anschlossen, lediglich aus Furcht vor seinen geheimnisvollen Kräften.

Sitting Bull, die Hauptseele des neuen Aufstandes der Indianer, welcher sich nicht nur auf die Sioux, sondern auch auf die Arapahoes und Apaches u. a. erstreckt, bei denen die Geistertänze und der Glaube an den Messias des roten Mannes um sich griffen, Sitting Bull ist im Dezember 1890 im Kampfe gegen die Polizei und Kavallerie der Vereinigten Staaten gefallen. Sein Andenken als großer indianischer Staatsmann, dem es gelang, mit seinem Kriegshäuptlinge Crazy Horses zusammen den General Custers mit seinen Truppen in dem vorigen Aufstande zu vernichten, wird unter den Indianern fortleben.

Die Südgrenze von Deutsch Ost-Afrika zwischen Njassa- und Tanganika-See.

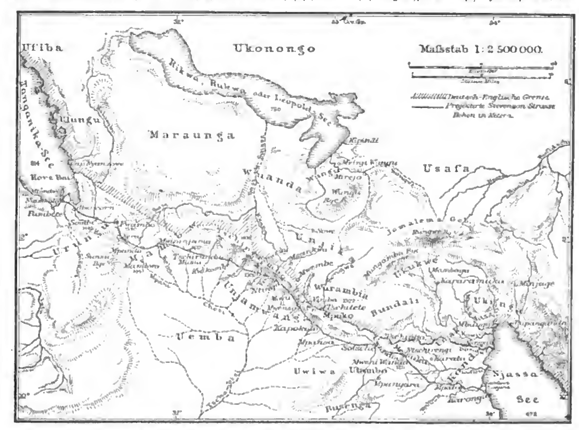
Von Emil Mayr.

„In Ostafrika wird das Gebiet, welches Deutschland zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wird, im Süden begrenzt durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma bis zu dem Punkte folgt, wo der M'sinjefluß in den Rovuma mündet, und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Njassasees läuft. Dann sich nordwärts wendend, setzt sie sich längs den Ost-, Nord- und Westufern des Sees bis zum nördlichen Ufer der Mündung des Songweflusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 33. Grad östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem neunten Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorhergedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem 32. Grad östlicher Länge, sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarmes des Kilamboflusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Taganikasee folgt.“ So lautet der Absatz 2 des Artikels 1 des deutsch-englischen Abkommens vom 1. Juli 1890, womit ein Gebiet in feste Grenzen gelegt wurde, das beiden kontrahierenden Teilen als gleichmäßig begehrenswert erscheinen mußte.

Seit Livingstone 1867 ist das Land zwischen Tanganika- und Njassasee vielfach, meist von Engländern, aber auch von Franzosen und Deutschen durchzogen oder berührt worden. Die Schilderungen der Reisenden stimmen alle darin überein, daß besonders das Hochland nördlich am Njassasee, das nunmehr zur deutschen Interessensphäre gehört, ein ebenso schönes, als gesundes und fruchtbares Gebiet ist, welches eine kräftige und wohlentwickelte Bevölkerung ernährt, wo Thee und Kaffee ebenso gut wie Getreide und alle halbtropischen Gewächse gedeihen können und zahlreiche Rinder- und Büffelherden auf üppigem Grasboden ihre Nahrung finden. Ja Konsul Elton bezeichnet schlechthin das hier durchzogene Land als den schönsten Teil Afrikas, den er gesehen, und sagt, daß Natal, der berühmte „Garten von Afrika“, weder die Fruchtbarkeit, noch solche Grasländereien aufzuweisen hat.

Leider ist die kartographische Darstellung dieses Gebietes bisher eine ziemlich unvollkommene, sich häufig widersprechende geblieben und daher ist es der Redaktion der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ als besonderes Verdienst anzurechnen, daß sie im dritten Bande dieser Zeitschrift eine neue „Karte des deutsch-englischen Grenzgebietes zwischen Njassa- und Tanganikasee 1:1000000“ veröffentlicht und mit kritischen Bemerkungen erläutert hat. Dieser Karte, welche wir zu unsrer obigen Skizze verwertet, liegt hauptsächlich eine englische Kartenskizze zu Grunde, welche bei den deutsch-englischen Grenzverhandlungen als Unterlage diente und ihrerseits wieder auf den Forschungsergebnissen des englischen Konsuls H. H. Johnston beruht. Die im Scottish Geogr. Magazine, Juniheft 1890, publizierte Karte des „Stevenson Road Country“ wurde für den Teil nordwestlich vom Njassasee mit benutzt. Johnstons Bericht

(Proceedings Geogr. Soc., Dezember 1890) lobt auch das Land am Nordende des Njassa mit seinen neun perennirenden Strömen und seinem ewigen Frühling: „Es ist ein echtes afrikanisches Arkadien“, ruft er aus. Bananen, Mais, Hirse, Reis, Kassave, alles fand er in üppigster Fülle. Noch herrlicher aber, sagt er, sei das Bergland Bundali, das auch innerhalb der deutschen Grenzen liegt; im Thale des Songwe (des Grenzflusses) „fließe thatsächlich Milch und Honig“. Unjika, das Land nordwestlich vom Songweflusse, schildert Johnston gleichfalls als schön; es ist im Norden



Die deutsch-englische Grenze zwischen Njassa- und Tanganika-See.

von den 2000 m hohen Wungubergen begrenzt, von denen man hinab schaut in die Ebene, die sich bis zum Rukwasee hinzieht. Im Gegensatze zu den früher durchzogenen Landschaften fand Johnston hier eine mit dornigem Gestrüpp bedeckte Hochebene, die sich mit jähen wasserlosen Flußrissen zum Rukwasee hin erstreckte. Hier war alles traurig und ohne Ackerbau, „ein Land des Hungers“, in dem die Eingeborenen von den Nilpferden und Krokodilen des Rukwasees zehrten. Der Gegensatz zu den früher geschilderten Landschaften kann nicht grell genug gedacht werden. Erstere aber machen einen wertvollen Teil unserer ostafrikanischen Besitzungen aus.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten.

Von Prof. G. A. Wilken.

III.

Die matriarchale Einrichtung des Stammes ist also die ursprüngliche, ja sie ist vermutlich ein Stadium, welches das Familienleben überall in seiner Entwickelung durchlaufen hat. Beim Übergange zum Patriarchat wird so das Eheverbot von der Gruppe der Abkömmlinge in der weiblichen Linie auf die von den Abkömmlingen in der männlichen übertragen. Verbindungen, die unter den alten Gesetzen als Inzest, jedenfalls aber als unerlaubt galten, konnten bei der neuen Einrichtung ohne Beschwer stattfinden. Mehr noch als dieses unter dem Matriarchat der Fall war, konnten die Parteien dabei auf das nächste miteinander verwandt sein. Um dieses zu zeigen, ist eine kleine Abschweifung hier nötig.

Es ist namentlich hervorzuheben, daß da, wo das Patriarchat sich kürzlich aus dem Matriarchat entwickelte, dieses nicht auf den Begriff der Blutsverwandtschaft zwischen Vater und Kind begründet ist, sondern daß die Grundlage dafür die Gewalt des Vaters über die Mutter ist. Diese Gewalt wird anfangs dadurch erlangt, daß der Mann die Frau von ihren Eltern oder Verwandten kauft. Doch gab es hierzu noch ein andres Mittel: die Entführung. Viele glauben, daß diese ursprünglicher als der Frauenkauf ist, daß eigentlich der Raub, die gewaltsame Überführung der Frau aus ihrem Stamme in denjenigen des Mannes die Ursachen gewesen sind, aus denen sich das Patriarchat entwickelt hat. So sagt Prof. Kohler in Berlin, einer der

eifrigsten und kenntnisreichsten Vertreter der vergleichenden Rechtswissenschaft: „Der Erste, welcher die Ehefrau in slavische Abhängigkeit brachte und damit die Periode des eheherrlichen Mundiums inaugurierte, der Erste, welcher vor Tausenden von Jahren eine Frau raubte, war wider Willen ein Wohlthäter der Menschheit, denn er hat die Kluft übersprungen, welche das Mutterrecht vom Vaterrechte trennt [1]). Erst später, so nimmt man weiter an, muß statt des Frauenraubes der mehr geregelte Frauenkauf Platz gegriffen haben [2]).

Dem Manne nun, welcher Herr der Frau ist, die er gekauft hat, gehören auch die Kinder. So ist es noch stets bei den Völkern im Indischen Archipel. Ehebündnisse werden bei ihnen nur gegen das Aufbringen des Brautschatzes geschlossen, der im buchstäblichen Sinne des Wortes ein pretium puellae ist. Deutlich erkennen wir nun, wie allein mit der Gewalt über die Frau auch jene über die Kinder erworben wird. Ein geregeltes eheliches Zusammenleben greift oft schon Platz, noch ehe der Mann durch die Bezahlung des geforderten Preises Besitz von dem Mädchen erlangt. Dabei ist denn vielfach Regel, daß die Kinder, die während dieser Zeit geboren werden, dem Vater gehören, sobald dieser später den Preis bezahlt. Auf den Molukken ist dieses jedoch nicht überall der Fall, doch gilt dort das sicher ursprünglichere Gesetz, daß allein diejenigen, die nach der Bezahlung des Brautschatzes geboren werden, dem Manne gehören, während die Kinder, die er vor dieser Zeit zeugte, dem Geschlechte der Mutter verbleiben. Zuweilen auch findet eine Verteilung der Kinder zwischen beiden Eltern statt, wenn nur ein geringer Brautschatz gezahlt wurde, oder bisweilen geschieht dieses auch, wenn nichts bezahlt wurde, als Ausnahme von der Regel, daß in diesem Falle die Kinder ausschließlich der Mutter zukommen. Ein Beispiel hierfür bieten die Pasemahers in den Palembangschen Oberlanden (Sumatra). Diese haben, wenn man so sagen kann, eine lokale Exogamie: Bewohner desselben Dorfes oder Dusun dürfen sich nicht untereinander verheiraten. Bei einer Verheiratung mit Brautschatz gehören die Kinder dem Dusun des Vaters, wird kein Brautschatz gezahlt, dann werden die Kinder zu gleichen Teilen zwischen den Dusuns der beiden Eltern geteilt [3]).

Nach dieser Abschweifung wird es klar werden, wie unter der Herrschaft der Exogamie und des Patriarchats, wenn nicht Gesetze es verhindern, Ehen zwischen nahen Blutsverwandten, ja zwischen Bruder und Schwester stattfinden können. So berichtet Piedrahita, daß bei den Panches von Bogota in Neu-Granada Ehen zwischen den Bewohnern desselben Dorfes verboten waren, da alle sich als Verwandte ansahen, doch, daß ihre Unwissenheit so groß war, daß Bruder und Schwester sich heiraten konnten, wenn sie in verschiedenen Dörfern geboren waren. Offenbar haben wir es hier mit einem Falle von lokaler Exogamie mit Patriarchat zu thun, während das, was der spanische Schriftsteller als Unwissenheit ansieht, nichts andres ist als ein Ausfluß der Regel, daß nicht die Abstammung vom Vater, sondern die Gewalt über die Mutter, der Umstand, ob die Mutter bei der Geburt des Kindes sich noch in patria potestate befinde oder ob sie durch die Bezahlung des Brautschatzes in manum mariti bereits übergegangen sei, die Gruppe bestimmt, zu der das Kind gehört und in der es später nicht heiraten darf. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nicht allein germani, volle Brüder und Schwestern, sondern auch consanguinei und uterini, Halbbrüder und Halbschwestern von väterlicher und mütterlicher Seite, auf diese Art, durch Geburt aus Ehen mit und ohne Brautschatz, cum manu und sine manu zu zwei verschiedenen Stämmen gehören und so miteinander sich verheiraten können. Ausschließlich aus Ehen mit Brautschatz, cum manu, geboren, müssen aber consanguinei stets Stammesgenossen sein, so daß Ehen zwischen ihnen von selbst ausgeschlossen sind. Auch mit uterini muß dieses der Fall sein. Man behalte doch im Auge, daß die gekaufte Frau dadurch in den Stamm ihres Mannes kommt, in dem Sinne, daß sie bei dessen Tode nicht außerhalb des Stammes sich verheiraten darf, sofern sie nicht selbst als Erbstück an einen der nächsten Blutsverwandten übergeht, ähnlich wie bei der bekannten Einrichtung des Levirats. Wenn dieses aber nicht geschieht und die Frau zum zweiten Male in einen andren Stamm heiratet, können Ehebündnisse zwischen ihren Kindern — die ja nicht Stammesgenossen sind — möglich sein und sich auch vollziehen. Wir finden dieses von den Indianern Guatemalas berichtet [1]), während, wenn wir Philo glauben dürfen, die alten Spartaner Ehen mit uterinen Schwestern gekannt haben müssen.

Die uralte Einrichtung der Exogamie ist zunächst durch die Macht der Gewohnheit bis auf den heutigen Tag bei vielen Völkern in allen Teilen der Erde in Kraft geblieben. Es kommt dazu noch eine andre Ursache, welche zur Aufrechterhaltung derselben mitwirkte; die Exogamie ist nämlich häufig verbunden mit einer andren Einrichtung: dem Totemismus, ein Ausdruck, der bekanntlich den nordamerikanischen Indianern entlehnt ist. Hier hat jeder Stamm ein ihm heiliges Tier, das Totem heißt, nach dem der Stamm sich benennt und von dem seine Mitglieder sich herleiten. Die Rothaut, welche den Wolf als Totem hat, erkennt diesen auch als ihren Schirmgeist, trägt dessen Namen und betrachtet sich mit den Wölfen verwandt. Insofern sind nun Exogamie und Totemismus gepaart, als die Personen, die sich nicht miteinander verheiraten dürfen, da sie ja aus demselben Stamme sind, auch dasselbe Totem haben. Dieses ist nicht allein bei den nordamerikanischen Indianern, sondern auch bei andren Völkern der Fall. So sind die exogamen Stämme, in welche die Eingeborenen vom Cooper's Creek in Australien verteilt sind, Totem-Stämme. Auf diese Weise hat der Gottesdienst dazu beigetragen, die Exogamie zu verschärfen, zu verstärken und ihr Fortbestehen zu sichern.

Nicht überall wird jedoch die Einrichtung der Exogamie so streng gehandhabt, als wo sie mit Totemismus verknüpft ist. Anfangs sich über alle Stammesgenossen erstreckend, über alle Abkömmlinge der männlichen oder weiblichen Linie in infinitum, ist bei nicht wenig Völkern das Verbot allmählich beschränkt worden. Ich will hier im voraus bemerken, daß, nach den neuesten Anschauungen, nicht die Familie, sondern der Stamm die ursprüngliche Form im Gesellschaftsleben gewesen ist, und daß innerhalb desselben sich langsam die Familie entwickelte. Dabei haben wir vor allem auf eine Besonderheit zu achten, nämlich auf die Festigkeit der Familienbande in alter Zeit. Man kann sich in der That diese Bande nicht eng genug vorstellen. Die Glieder eines Gesindes wohnten nicht nur beisammen, sondern hatten auch gemeinschaftliche Belange, bildeten ein Ganzes,

[1]) Kohler, Die Ehe mit und ohne Mundium, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft VI, 321.

[2]) Ausführlicheres: Wilken, De vrucht van de beoefening der ethnologie voor de vergelijkende rechtswetenschap 21, und Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den Indischen Archipel 28.

[3]) Vergleiche Wilken, Oostersche en Westersche Rechtsbegrippen. Bijdragen tot de T. L. en Vk van Nederlandsch Indië. 1888, 127, und Over de verwantschap en het huwelijks-en erfrecht bij de volken van het Maleische ras 64, 67.

[1]) Stoll, Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala 7.

sowohl im administrativen als wirtschaftlichen Sinne, wenn diese modernen Ausdrücke hier erlaubt sind. So verteilte sich allmählich der Stamm in eine Anzahl Familiengruppen und auf diese beschränkt sich zuerst das Eheverbot, nachdem die Gruppen zu völliger Selbständigkeit gelangt und dadurch der Begriff der Stammeseinheit mehr in den Hintergrund getreten war. Ein Beispiel solcher Beschränkung haben wir weiter oben bei den Howas von Madagaskar bereits kennen gelernt, die ihr Verbot nicht weiter als bis auf das sechste Geschlecht aus der Abstammung in weiblicher Linie ausdehnen. Hier wollen wir noch auf die Malayen von Sumatra, namentlich im Padangschen Oberlande, verweisen, die wir bereits unter den exogamen Völkern des Indischen Archipels nannten. Bei ihnen heißt der Stamm, dessen Glieder nicht untereinander heiraten dürfen, Suku. In einigen Gegenden nun wird dieses Verbot nicht mehr streng gehandhabt, heiratet man bereits im Suku, vorausgesetzt, daß die Frau aus einer andern perut, Familie, ist. Auf diese peruts, in die der Stamm sich allmählich aufgelöst hat, ist also das Eheverbot übertragen. Dieses schließt nicht aus, daß das Heiraten außerhalb des Stammes noch insofern als Adat, Gesetz, betrachtet wird, daß man nicht im Stamme heiraten darf ohne vorher den Angehörigen ein Fest gegeben und eine Summe bezahlt zu haben, um dadurch die Übertretung zu sühnen [1]).

Zuerst auf die Familienvereinigungen im Stamme übertragen, ist es mit der Beschränkung des Eheverbots nicht dabei geblieben. Auf einer höheren Entwickelungsstufe sieht man die Familienvereinigungen sich allmählich auflösen. Im Anfange steht der individuelle Mensch ohne alle Selbständigkeit da; er geht auf in der Gruppe, zu welcher er gehört, und nur allmählich tritt er als Person in den Vordergrund, entledigt er sich der Bande, die ihn fesselten, so daß die Gruppe, in der er früher mit seinem ganzen Wesen aufging, ihren ursprünglichen Charakter verliert und völlig zu Grunde geht. Mit dieser Auflösung der alten Familienvereinigungen wurde der Familienring von Individuen, die sich untereinander als verwandt ansahen, enger und enger und das Eheverbot folgte mit der Beschränkung, anfänglich sich wohl nur so weit erstreckend, als der Ring reichte, um zum Schlusse sich auf die Personen zu beschränken, die sich im Blute am nächsten standen.

So aufgefaßt, soll das Verbot gegen Blutsverwandtenehen aus der Exogamie fortgekommen sein. Inzwischen ist der Entwickelungsgang sicher nicht so einförmig gewesen, wie die gegebene Darstellung es vermuten läßt. Ich will dieses dadurch nachweisen, daß ich kurz die Regeln bespreche, die bei den Ehen zwischen Neffen und Nichten, Bruder- und Schwesterkindern, herrschen. Diese sind in allen Hinsichten sehr lehrreich [2]).

Daß bei der Exogamie Ehen zwischen Neffen und Nichten, Kindern von Bruder und Schwester, erlaubt sind, liegt auf der Hand. Diese Kinder gehören da stets zu zwei verschiedenen Stämmen, einerlei ob man dem Patriarchat oder dem Matriarchat huldigt. Solche Ehen werden bei einigen Völkern sogar mit Vorliebe geschlossen, wie dieses oben von den Bataks gezeigt wurde. Anders ist es mit solchen Neffen und Nichten, die Kinder von zwei Brüdern, oder zwei Schwestern sind. Unter dem Patriarchat sind die ersteren, unter dem Matriarchat die letzteren Stammesgenossen, dürfen sich daher nicht heiraten. Solche Bestimmungen blieben nicht selten bestehen, auch nachdem man die Exogamie preisgegeben hatte, z. B. bei den Letinesen und den Aru-Insulanern im Indischen Archipel. Bei jenen findet man die Bestimmungen, die sich an Exogamie mit Matriarchat, bei diesen die sich an Exogamie mit Patriarchat knüpfen. Bei den Letinesen sind Ehen erlaubt: Zwischen den Kindern von zwei Brüdern und zwischen den Kindern eines Bruders und einer Schwester. Verboten: Zwischen den Kindern von zwei Schwestern. Bei den Aru-Insulanern dagegen erlaubt: Zwischen den Kindern von zwei Schwestern und von Bruder und Schwester. Verboten: Die Ehe zwischen Kindern von zwei Brüdern.

Wieder anders als bei den Letinesen und Aru-Insulanern sind die Gesetze, die wir z. B. auf Süd-Flores bei den Endehnesen antreffen. Es liegt auf der Hand, daß bei Exogamie mit Patriarchat die Kinder von zwei Schwestern, mit Matriarchat aber die Kinder von zwei Brüdern sich heiraten können, wenn im ersteren Falle die Schwestern, im andern die Brüder in verschiedenen Stämmen verheiratet sind. Dieses ist aber gewöhnlich eine Ausnahme. Bei den die Exogamie übenden Völkern sieht man bekanntlich nicht selten die Stämme paarweise durch das jus connubii verbunden. Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß dieser Umstand dazu beigetragen hat, daß — beim Übergange vom Matriarchat zum Patriarchat — das alte Eheverbot zwischen den Kindern von zwei Schwestern nicht verloren ging, sondern neben dem neuen zwischen den Kindern von zwei Brüdern gehandhabt wurde. Dieses nun ist das Gesetz, welches wir bei den Endehnesen treffen. Bei ihnen sind nur die Ehen zwischen den Kindern von einem Bruder und einer Schwester erlaubt, ja diese kommen sehr häufig vor. Ehen zwischen Kindern von zwei Brüdern oder von zwei Schwestern sind dagegen unerlaubt.

Zu allen Zeiten, erst unter dem Matriarchat, dann unter dem Patriarchat, müssen Ehen zwischen Kindern eines Bruders und einer Schwester erlaubt gewesen sein. Jedoch finden wir hier und da eine sehr merkwürdige Beschränkung dieser Regel. Während nämlich, um ein Beispiel anzuführen, bei den Bataks, wie wir sahen, mit Vorliebe die boru-ni-datulang, d. h. die Tochter des tulang oder Oheims von Mutterseite, geheiratet wird, ist es ein Verstoß gegen den Adat, ein boru-ni-ambo, eine Tochter der ambo, d. h. Tante von Vaterseite, zur Frau zu machen. „Ist es möglich", fragt der Batak, um das Widernatürliche einer derartigen Verbindung auszudrücken, „daß das Wasser nach seiner Quelle zurückfließt?" oder wie es in seiner Sprache lautet: marsuntjang do aek pahulu? Das Sonderbare dieser Bestimmung springt noch stärker in die Augen, wenn man sie so formuliert, daß die Ehe zwischen einem Schwestersohn und einer Brudertochter erlaubt, aber zwischen einem Brudersohn und einer Schwestertochter verboten ist.

Wie sollen wir uns dieses nun erklären? Nach unsrer Ansicht ist auch bei den Bataks — wiewohl sie nur eine streng patriarchale Stammeseinrichtung haben — ursprünglich Matriarchat anzunehmen. Erinnern wir uns dabei daran, daß bei dieser Einrichtung der Verwandtschaft nicht der Mann das Haupt der Familie seiner Frau und Kinder ist, sondern der älteste Bruder der Mutter. Dieser, der Oheim von Mutterseite, ist der natürliche Herr und Schirmer der Kinder seiner Schwester, seiner Neffen und Nichten, beaufsichtigt sie und nimmt ganz die Stelle des Vaters ein. Versetzen wir uns nun in die Zeit zurück, in welcher das Patriarchat bestand, das Kind also dem Vater gehörte, jedoch die mütterlichen Einrichtungen noch in allen Beziehungen ihre Nachwirkungen ausübten, dann können wir uns vorstellen, daß der Bruder, wie zu Zeiten des Matriarchats, noch immer auf seine Schwesterkinder wie auf seine eigenen herabblickte, die Schwester aber keineswegs eine derartige An-

[1]) Wilken, De verbreiding van het matriarchaat op Sumatra 20. Anmerkung 68.

[2]) Vergl. Wilken, Plechtigheden en gebruiken bij verlovingen en huwelijken bij de volken van den Indischen Archipel 5.

schauung von ihren Bruderkindern hatte, die bei der früheren Einrichtung für sie fremd waren und dieses nun auch blieben. Bei einer solchen Ordnung der Dinge werden von seiten der Schwesterkinder keine Gründe gegen eine Verbindung mit Bruderkindern bestanden haben, wohl aber umgekehrt. Während nun die Schwestersöhne fortfuhren, Brudertöchter zu ehelichen oder mit Gewalt zu entführen — wie wir schon beim Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat eine der Arten die Frau in manum mariti zu bringen — mieden dagegen die Brudersöhne die Verbindungen mit Schwestertöchtern, woraus dann allmählich die Anschauung sich entwickelte, daß die erstere Verbindung eine vollkommen passende, die letztere aber durchaus unerlaubt sei.

Man erkennt also in Übereinstimmung mit dem unter der Exogamie geschehenden, nachdem diese Einrichtung verlassen, wie die Ehe zwischen Bruder- und Schwesterkindern zugelassen, während die zwischen Bruderkindern untereinander oder Schwesterkindern untereinander verboten werden. Es läßt sich aber hören, daß man bei einigen Völkern sehr bald dazu gekommen ist, um, nach dem Vorbilde dieser letzten Verbindungen, auch die erstere als unerlaubt zu betrachten und so die Ehen zwischen allen Neffen und Nichten zu verbieten. So ist dieses unter anderem bei den Alfuren der Minahassa der Fall. Doch auch das Umgekehrte wird sich ereignet haben; nach dem Vorbilde der erlaubten Verbindungen zwischen Bruder- und Schwesterkindern wird man hier und da allmählich auch die Ehen zwischen Bruderkindern untereinander und Schwesterkindern untereinander zugelassen haben. Wahrscheinlich kam es durch einen solchen Vorgang, daß bei den Dajaks, die am unteren Laufe des Barito wohnen, das Eheverbot in der Seitenlinie sich nicht weiter erstreckt als zwischen Oheimen und Tanten oder Nichten und Neffen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dieser Vorgang von Ausbreitung oder Einschränkung des Eheverbotes sich namentlich bei jenen Völkern entwickelt haben muß, die, wie die hier genannten, bereits sehr früh die Exogamie aufgegeben haben und bei denen infolgedessen die matriarchale und patriarchale Familie, die Familie ausschließlich in der weiblichen oder männlichen Linie bereits für die parentale Familie, die Familie in beiden Linien, Platz machte und somit alle Neffen und Nichten in bezug zu einander gleich verwandt wurden.

Dadurch, daß man einfach auf die Exogamie zurückgeht, diese an den Anfang stellt, lassen sich die verschiedenen und auch auseinandergehenden Bestimmungen gegen die Ehen zwischen Neffen und Nichten auf eine befriedigende Weise erklären. Dieses schließt nicht aus, daß Gründe besonderer Art wohl einmal, wenn nicht zur Einrichtung, so doch sicher zur Verschärfung und Erhaltung dieser Verbote beigetragen haben müssen. Ein den Javanen entlehntes Beispiel möge dieses zeigen [1].

Ehen zwischen Neffen und Nichten sind bei den Javanen verboten. Eine solche Ehe führt zu resah, das ist Unordnung, Unregelmäßigkeit. Wenn der Javane dieses sagt, hat er dabei ein natürliches Verhalten der Kinder untereinander im Auge, das auf der Gewohnheit beruht, die auch in der Sprache Ausdruck findet, daß ältere und jüngere Blutsverwandte einander nach Rang und Zeitfolge der Geburt, die auch bei der ferneren Abstammung in Kraft bleiben, durch bestimmte Anreden als ältere und jüngere ehren. Bei den Javanen heißt nämlich ein älterer Bruder kakang, ein jüngerer adi. Wenn sich nun zwei Brüder oder ein Bruder und eine Schwester, also ein kakang und ein adi, verheiraten und Kinder bekommen, behalten diese untereinander die Gewohnheit der Eltern bei, so daß die Kinder des kakang von den Kindern des adi als kakang angesehen und behandelt werden. Selbst wenn ausnahmsweise der adi eher als der kakang heiratet und demzufolge die Kinder des adi älter als jene des kakang sind, bleibt diese Regel bestehen. Durch keinerlei Umstände kann der kakang ein adi und ebensowenig der adi ein kakang werden. Jetzt wird man es verstehen, weshalb Ehen zwischen Neffen und Nichten unerlaubt sind. Angenommen, daß der Sohn eines kakang sich mit der Tochter seines, des kakangs, adi verheiraten wollte, dann würde diese Tochter, eine adi, also eine jüngere, durch diese Heirat notwendigerweise die boq-aju (das ist für Frauen die gleichartige Bezeichnung wie kakang für Männer) der Brüder ihres Mannes werden, die ja für sie alle kakangs sind. Aber wie — so fragt die Unmöglichkeit des Falles andeutend der Javane — aber wie kann ein jüngerer zugleich ein älterer und ein älterer zugleich ein jüngerer werden? Das wäre doch die Dinge auf den Kopf stellen, die Geburt und Abstammung willkürlich ändern, wenn überhaupt möglich; das wäre wie ein Zugtier verkehrt vor den Wagen gespannt, das Gefahr liefe, sich die Kehle zuzuschnüren und sich zu erwürgen.

Meine Skizze kommt zum Schlusse. Wiewohl ich mich auf allgemeines beschränken mußte und wenig mehr als einige Hauptsachen anführen konnte, wird doch das Mitgeteilte, wie ich hoffe, den Leser davon überzeugt haben, wie nützlich das Studium der Ethnologie für die Kenntnis der Entwickelungsgeschichte der Eheverbote ist. Die Frage nach dem Ursprung dieses Verbotes haben wir so auf seine einfachste Form zurückgeführt. Wenn die Verbote stets aus der Exogamie zu erklären, so bleibt nur die Untersuchung über das Entstehen der letzteren übrig. Ob es der Ethnologie einst glücken wird, auch eine vollständige Lösung dieser zu finden? Die Beantwortung dieser Frage möge der Zukunft überlassen werden. In bezug auf einen Punkt aber hat uns die Völkerkunde bereits völlige Sicherheit verschafft, daß nämlich die Verbote ursprünglich nicht das Ziel gehabt haben, die wirklichen oder vermeintlichen schädlichen Folgen von Ehen zwischen Blutsverwandten für die Nachkommenschaft abzuwehren und daß hierin der Ursprung der Verbotsbestimmungen nicht gesucht werden darf.

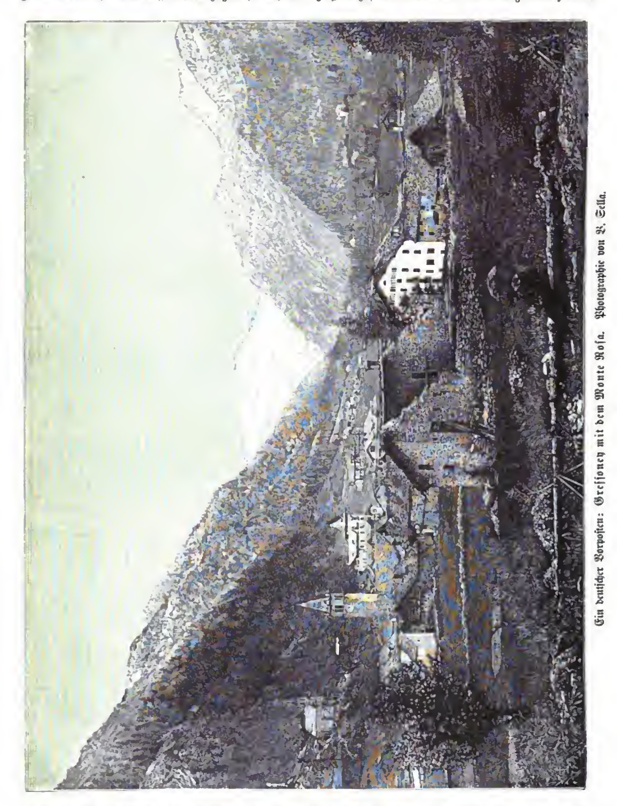
[1] Vergl. Poensen, Dadoeng-kapoentir, Mededeelingen van wege het Nederl. Zendelinggenootschap XXXI, 26.

Gegenwärtiger Zustand der deutschen Gemeinden am Südfuße des Monte Rosa.

Von F. Kaibler.

„Seit einigen Jahren predigt man auch in zwei Gemeinden der Diözese Aosta, deren Sprache deutsch ist, französisch. Sie liegen im obern Teile des Gressoneythales am piemontesischen Abhange des Monte Rosa; es sind dieses Gressoney-la Trinité und Gressoney-St. Jean. Die Priester dieser Dörfer waren meistens Landeskinder oder aus Bayern gekommene Priester; gegenwärtig sind es zwei Valdotaner, welche französisch predigen. Das Französische wird in diesen

zwei Dörfern verstanden; die Bevölkerung ist dort intelligent, gebildet und reich. Aus Rasseninstinkt zeigten sie während des Krieges 1870 bis 1871 deutsche Sympathieen. Eine große Anzahl unternimmt weite Wanderungen aus Handels-



Ein deutscher Vorposten: Gressoney mit dem Monte Rosa. Photographie von V. Sella.

rücksichten und die Kenntnis des Deutschen, Französischen und Italienischen ist ihnen sehr wertvoll. Man sieht in Gressoney-St. Jean mehr als 20 Villen, die von reich aus der Fremde zurückgekehrten Landeskindern erbaut wurden."

So schreibt Professor H. Gaidoz in Paris in den Annales de l'école libre des Sciences politiques 1887 und man erkennt daraus, daß diese französische Predigt keineswegs zur Stärkung des ohnehin schwachen Nationalgefühls der Bewohner Gressoneys beitragen kann. Die italienische Geistlichkeit ist es gewesen, der wir bisher die Abnahme und das Eingehen des deutschen Elements in den Dörfern am Monte Rosa zu danken haben. In diesem Falle aber arbeitet der Bischof von Aosta wenigstens nicht an der Italienisierung, wenn er der deutschen Gemeinde französische Priester schickt.

Wie von Norden her, wo deutsche Walliser wohnen, ist der Monte Rosa ursprünglich auch an der Süd- und Ostseite vom deutschen Sprachgebiete umschlossen und nur von Westen her reicht eine provençalische Mundart an ihn heran. Auch hier war es früher anders, denn am Levinzon ertönte einst die deutsche Sprache; noch sind in der Kaplanei St. Jaques d'Aya viele Gemeindegüter deutsch benannt und der Strich aufwärts von Ayas heißt Canton des Allemands. Der Monte Rosa ist somit als ein deutscher Berg zu betrachten, der in unsrer Litteratur mit seinem bei den Umwohnern heimischen Namen „Gornerhorn“ zu benennen wäre. Monte Rosa (= Rosenberg) ist nur eine Verstümmelung aus Monte rosso (= roter Berg), von der gelbroten Farbe seines Gesteins (A. Schott).

Die sieben in Frage kommenden Gemeinden sind: Die beiden Gressoney und Issime (mit Gabi) im Lysthale; Alagna, Rima San Giuseppe und Rimella im obern Thale der Sesia und deren Nebenbächen; Macugnaga (mit Burca und Pescarena) im Anzascathale[1]). Die Gesamtbevölkerung dieser Gemeinden betrug am Ende des Jahres 1878 nach amtlicher Quelle 5172 Seelen.

In Gressoney hat sich die deutsche Sprache am besten erhalten. Als Krämer, Maurer, Steinhauer, Zuckerbäcker ziehen die Einwohner weithin in deutsche Lande, um dort ihr Brot zu suchen. Deshalb nennt Sebastian Münster ihr Thal schon Krämerthal. Die Gressoneyer Firmen (namentlich Tuchgeschäfte) in Zürich, Winterthur, St. Gallen, Frauenfeld, Luzern, Konstanz, Augsburg und an andern Orten sind sehr angesehen. Meist kehren die Gressoneyer wohlhabend in die Heimat zurück, aus der sie auch ihre Frauen nehmen. Es ist ein schöner, blonder, fleißiger und tüchtiger Menschenschlag, welcher vortreffliche Soldaten liefert, während es im nahen kropfreichen Aostathale ganze Dörfer giebt, die jahrelang keine Rekruten liefern.

Alagna redet auch noch deutsch. Für die Alagnesen ist der Italiener der „Wailschu“. Es ist jetzt eine vielbesuchte italienische Sommerfrische und aus diesem Grunde nimmt die italienische Sprache mehr und mehr zu, bis sie, über kurz oder lang, die allein herrschende sein wird. Die Schule ist italienisch und so sind auch die Kinder.

Macugnaga ist ein Sammelname für folgende sechs Ortschaften: Pestarena, Burca, in der Stapf, zum Strich, auf der Rive, Zertannen. In dem untersten Weiler Pestarena ist das Deutsche ganz, in Burca größtenteils verschwunden. In den übrigen Dörfern dagegen ist Sprache, Holzbau und Frauentracht noch deutsch. Die Predigt ist hier italienisch, die Kinderlehre deutsch, die Schule ist italienisch, so daß auch hier das Eingehen des Deutschen vorauszusehen ist.

Issime hat noch deutsche Volkssprache beim alten Geschlecht. Schule und Kirche sind aber, wie Studer anführt, französisch. So auch in Gabi.

[1]) Im Thale des Toce ist Pommat (Formazzo) heute noch deutsch; die weiter abwärts liegenden Orte Miggiandone und Ornavasso sind verwelscht. Sie gehören aber nicht zu den deutschen Orten am Monte Rosa.

In Rimella wird wegen der älteren Leute noch deutsch gepredigt. Die Schule ist schon seit 1829 italienisch.

Rima mit italienischer Schule und Kirche ist so gut wie verwelscht.

Schon der Ausdruck „Altwibersproach“ für das Deutsche zeigt, daß es auf dem Aussterbestand steht und nur Gressoney hat, durch die ins deutsche Sprachgebiet führenden Wanderungen seiner Einwohner, noch einigen Halt.

Fest steht, gegenüber andern Ansichten und Phantasieen, daß diese Deutschen am Monte Rosa, wie die Sprache beweist, von Wallis über die Alpen herüberkamen, und daß auch sie ein Teil der großen Kolonisationsarbeit der Walser sind. Die sprachlichen Untersuchungen von Schott haben dieses dargethan. Die historische Untersuchung (Breßlau) unterstützt dieses völlig. Die Ansiedelungen im Lysthale sind bereits vor dem 13. Jahrhundert, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet worden; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen, legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimat vertraut gewesen waren. Bei Macugnaga trifft man die Weilernamen: In der Stapf, Zum Strich, Zur Tanne; bei Gressoney findet man Grazmattaz, Lohmattaz, Boden, Biel, Wald, Staffel. Häufige Familiennamen, die in Wallis wiederkehren, sind Lochmatter, Zumstein, Biener, Zimmermann, Beck, Dreißig, Schwarz, Thüringer. Vielfach klingen noch deutsche Sitten durch; die Tracht der Frauen im Lys- und Sesiathale ist noch deutsch; namentlich aber unterscheidet die Dörfer der in ihnen herrschende Holzbau von den italienischen Steinbauten. Das allmähliche Eingehen des Deutschtums ist bei allen zu erwarten.

Der Entdecker der Deutschen am Monte Rosa ist Saussure, der sie 1789 besuchte. Une espèce de garde allemande occupe le pied du Mont-Rose, je veux dire ces villages allemands (Macugnaga, Alagna und Gressoney waren ihm bekannt), qui ne sont pas une des singularités de cette montagne les moins dignes de l'attention d'un voyageur, schreibt derselbe im achten Bande seiner Voyages dans les Alpes (Neuchatel 1796).

Im Jahre 1822 fügte Freiherr v. Welden (Der Monte Rosa. Wien 1824) noch zu den durch Saussure bekannt gewordenen drei Gemeinden jene von Rima hinzu.

Max Schottky schilderte (Ausland 1836, Nr. 92 u. 95) „das Thal von Rimella und seine deutschen Bewohner“ und beschäftigte sich zum ersten Male mit der Sprache. Er erwähnt, daß auch Issime deutsch sei.

Die grundlegende Arbeit über „Die Deutschen am Monte Rosa“ veröffentlichte (Zürich 1840) der Oberlehrer Albert Schott, der Gabi als deutsch nachwies, wiewohl dieses (zu Issime gehörig) damals schon zu einem Viertel verwelscht war. Die beiden Gressoney und Issime waren ganz deutsch. Desgleichen damals noch die heute verwelschten Rima und Rimella; selbstverständlich fand Schott damals auch noch Macugnaga und Alagna deutsch. Ausführlicher noch als in der ersten Schrift handelt Schott in seiner zweiten über „Die deutschen Kolonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und ihre Herkunft“ (Stuttgart u. Tübingen 1842).

Die geschichtlichen Verhältnisse (meist nach Bianchetti und Gremaud) aufgeklärt zu haben, war schließlich das Verdienst H. Breßlaus: „Zur Geschichte der deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale“ (Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin XVI, 173).

Eine gute Übersicht bietet auch die Schrift von Julius Studer: „Walliser und Walser, eine deutsche Sprachverschiebung in den Alpen“ (Zürich 1886).

Noch ist ein sprachlicher Beitrag aus den deutschen Gemeinden demnächst zu erwarten. Der vor Kurzem verstorbene, hochverdiente italienische Alpenforscher Dr. Giovanni Giordani hat ein sehr umfangreiches Wörterbuch nebst Grammatik des Dialektes von Alagna hinterlassen, dessen Veröffentlichung die Sektion Varallo des italienischen Alpenklubs in die Hand genommen hat.

In bildlicher Beziehung sind die deutschen Gemeinden teilweise in dem neuen Photographicalbum von Vittorio Sella (Biella 1890, 15 Lire) dargestellt worden. Ihm ist unsre Abbildung von Gressoney entnommen, welches in den letzten Jahren wiederholt Sommerfrische der Königin von Italien war.

Die Grenzen der niederdeutschen Sprache.

Von Richard Andree.

(Schluß.)

5. Grenze von der Weser bis zur Elbe. Litteratur: F. Winter, Eiko von Repgow und der Sachsenspiegel. In Forschungen zur deutschen Geschichte XIV, 333 (Göttingen 1874). — B. Haushalter, die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode. Mit Karte. In den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1883, 31 bis 51.

Bei Hedemünden, Kreis Witzenhausen, überschreitet die Sprachgrenze mit der hessischen Landesgrenze die Werra. Die folgenden niederdeutschen Orte bezeichnen dann die weitere Grenze in ihrem Verlauf von Westen nach Osten: Mollendorf, Hermannroda, Hebenhausen. Sie folgt dann der Nordgrenze des Kreises Heiligenstadt, so daß Niedergandern, Reisenhausen, Lichtenhagen, Ischenrode, Bischhausen, Weißenborn des Kreises Göttingen niederdeutsch sind, ebenso noch Glasehausen des Kreises Heiligenstadt. In den Kreis Worbis eintretend schneidet sie dessen nordwestlichen Teil als niederdeutsch ab, so daß Neuendorf, Berlingerode, Hundeshagen, Winzingerode, Holungen, Kloster Gerode, Lüderode, Weilrode die niederdeutschen Grenzdörfer dieses Kreises sind. Nun in das Amt Herzberg übertretend ist Osterhagen niederdeutsch, während Nixei und Steina mitteldeutsch sind. Hier berührt die Grenze den Oberharz und folgt der Wasserscheide zwischen Oder (niederdeutsch) und Wieda und Zorge (mitteldeutsch). Braunlage ist nieder-, Hohegeiß mitteldeutsch.

Mit geringen Ausnahmen (Stiege und Allrode) ist nun das Gebiet der Bode bis Staßfurt niederdeutsch. Die südlichen Grenzorte sind nach Haushalter: Braunlage, Voigtsfelde, Sorge, Benneckenstein, Hasselfelde, Friedrichsbrunn (gemischt), Gernrode, Ballenstedt, Maisdorf, Ermsleben, Staßfurt. Von Maisdorf bis Staßfurt lagert sich südlich im Gebiete der Wipper ein gemischtes Gebiet vor das rein niederdeutsche, dem die Stadt Aschersleben angehört, eine Eroberung der mitteldeutschen Mundart in den letzten 20 bis 30 Jahren. Hier dringt, wie Haushalter gezeigt hat, das mitteldeutsche rasch vor; es ist die Fortsetzung eines Jahrhunderte langen Prozesses, der die gange Landschaft zwischen Helme, unterer Unstrut, Saale, unterer Bode, Wipper und Harz Schritt für Schritt aus niederdeutschem zu mitteldeutschem Gebiete gemacht hat.

Von Staßfurt bis zur Elbe verläuft nach Winter die Grenze folgendermaßen: Zwischen Hohen-Erxleben und Staßfurt überschreitet sie die Bode und überweist die an der Bode liegenden Orte Löbnitz, Hohendorf und München-Nienburg dem Mitteldeutschen, während die nördlicher gelegenen Dörfer Förderstedt, Ülnitz und Brumby niederdeutsch reden. Indem so die Sprachscheide nördlich von Nienburg auf die Saale stößt, wird dieser Fluß von da bis zu seiner Mündung in die Elbe die Grenze beider Sprachen. Wedlitz, Wispitz, Schwartz, Trebitz, Rosenburg sind mitteldeutsch, die auf dem linken Saaleufer liegenden Orte niederdeutsch. In den Städten Barby und Kalbe ist das Mitteldeutsche bereits zum Siege gelangt und finden sich nur wenig niederdeutsche Sprachreste.

Erwähnen wollen wir an dieser Stelle, daß im Unterharze eine mitteldeutsche Sprachinsel liegt, bestehend aus den Bergstädten Klausthal, Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal und Andreasberg, Altenau und Grund. Dazu kommen dann noch die Dörfer Ober- und Unter-Schulenberg. Grund und Lautenthal sind jedoch gemischt. Die herrschende Mundart ist die erzgebirgische, da erzgebirgische Bergleute den dortigen Bergbau zur Blüte brachten [1].

6. Grenze von der Elbe bis zum polnischen Sprachgebiet. Litteratur: Stier, die Abgrenzung der Mundarten im sächsischen Kurkreise. Programm des Wittenberger Gymnasiums von 1862, Seite 14. — Winter, die Sprachgrenze zwischen Platt- und Mitteldeutsch im Süden von Jüterbogk. In den „Neuen Mitteilungen“ des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Altertums IX, 2. Heft, Seite 8. Halle 1860. — B. Haushalter, die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Rudolstädter Programm. Mit Karten. Halle 1886.

Von der Mündung der Saale bildet das rechte Elbufer aufwärts nach Osten zu die Grenze der Sprachscheide bis zur anhaltischen Grenze bei Griebau. Hier verläßt sie, nach Stier, die Elbe und in einem Bogen geht sie die Landesgrenze hinauf, indem sie Apollensdorf, Wittenberg, Dobin, Rudersdorf, Euper und Zahna dem Mitteldeutschen überläßt. Weiter östlich, also im Süden von Jüterbogk, ist der von Vlamländern 1133 bis 115 besiedelte Flemming niederdeutsch, der südlich daran stoßende „Busch“ aber, eine waldige und haidige Gegend der Kreise Wittenberg und Schweinitz, mitteldeutsch. Die südlichsten niederdeutschen Dörfer sind hier nach Winter: Zalmsdorf (östlich von Zahna), Möllnitz, Morxdorf, Oehna, Zellendorf, Körbitz, Welsickendorf, Greifendorf, Reinsdorf, Nonnendorf, Waltersdorf, Nieder- und Hohen-Seefeld, Ihlo, Mehlsdorf, Bollensdorf bei Dahme. Nach Stier liegt die Grenzlinie jedoch etwas südlicher als Winter sie angiebt oder vielmehr ein Mischgebiet lagert sich im Kurkreise südlich vor das noch rein niederdeutsche Gebiet. Diese südlichere Grenze geht von Zahna auf Leeza, Zemnick, Jessen, überschreitet hier die Elster, auf Annaburg, geht bei Arnsneste zurück auf das rechte Elbufer, auf Dubro, Werchau und bei Proßmarken an die Provinzialgrenze. Dieses zwischen den Angaben von Stier und Winter liegende Gebiet ist Verlust der niederdeutschen Sprache. In Wittenberg, das ja niederdeutschen Namen führt, wurde das städtische Gerichtsbuch bis 1416 niederdeutsch geschrieben.

Seit den Mitteilungen Stiers und Winters sind dreißig Jahre verflossen und diese Zeit scheint gerade in dem Gebiete

[1] Haushalter, die Mundarten des Harzgebirges, Mitt. d. Vereins für Erdkunde zu Halle 1884, 89.

bei Wittenberg für die niederdeutsche Sprache weiter schädlich gewirkt zu haben, denn nach den Erkundigungen Haushalters ist auch die anhaltische Stadt Koswig nebst Umgebung jetzt zum mitteldeutschen Sprachgebiete zu rechnen.

Wir gelangen nun zur Provinz Brandenburg, in welcher die niederdeutsche Sprache seit der Reformation gewaltige Einbußen erlitten hat, von der aber einige Gegenden (das germanisierte wendische Gebiet von Beeskow-Storkow, die Niederlausitz ꝛc.) niemals niederdeutsch sprachen. Sämtliche bisherige Karten geben der niederdeutschen Sprache ein viel zu großes, zu weit nach Südost reichendes Gebiet und schließen Berlin nebst Umgebung ein. Dieses zeigt sich, nach Haushalters Erkundigungen, heute als unzutreffend. Letztere beruhen auf Anfragen bei den Landräten, Bürgermeistern, einzelnen Pastoren und Lehrern und geben wohl ein im ganzen richtiges Bild, vertragen aber noch eine Ausarbeitung im einzelnen nach Aufnahmen an Ort und Stelle.

Zunächst angrenzend an die bis Dahme beschriebene Sprachgrenze liegt der Kreis Jüterbogk, welcher ganz niederdeutsch ist. Der nächste in Betracht kommende Kreis, Teltow, ist nur noch in seinem südlichen und westlichen Teile niederdeutsch, namentlich bis Zossen hin, während bei Teupitz bereits germanisierte Wenden wohnen, die nur hochdeutsch reden. Während Kreis Westhavelland noch niederdeutsch ist, geht die Sprachgrenze bereits durch den Kreis Osthavelland mitten hindurch, über Nauen nach Oranienburg an der Havel, den südlichen Teil dem Mitteldeutschen überlassend. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den beiden im Osten folgenden Kreisen Nieder- und Ober-Barnim, deren nördlicher Teil dem niederdeutschen Sprachgebiete angehört. Haushalter zieht die Grenze von Oranienburg über Biesenthal zur Oder hin, so daß Freienwalde noch dem Hochdeutschen verbleibt. Der ganze weiter östlich gelegene Kreis Königsberg (Neumark) ist niederdeutsch, ebenso der Oderbruch bis Küstrin, also auch der nördlichste Teil des Kreises Lebus, in dem sonst das Niederdeutsche rasch abstirbt, so daß in den Orten Neu-Hardenberg, Görlsdorf und Marxdorf (nordöstlich von Müncheberg) nur noch alte Leute dasselbe sprechen. Der Kreis Landsberg ist niederdeutsch, so daß hier die Warte die Südgrenze bildet; ferner nach Osten ist der Kreis Friedeberg niederdeutsch, wo das Niederdeutsche auch über die Netze nach Süden hinausgreift.

Die Provinz Brandenburg weist den größten Gebietsverlust der niederdeutschen Sprache auf. Bis gegen den Ausgang des Mittelalters ist, wie die Untersuchungen von Haushalter ergaben, fast die ganze Mittelmark (Beeskow-Storkow ausgenommen) niederdeutsch gewesen. Insbesondere war die Geschäftssprache in den Städten bis Ende des 15. Jahrhunderts das Niederdeutsche. Der Kreis Lebus, der überhaupt zweifelhaft niederdeutsch war und die Stadt Frankfurt a. O., büßten zuerst die niederdeutsche Sprache ein; das Land Sternberg wahrscheinlich schon im Beginn des 15. Jahrhunderts. Berlin wurde durch den Einfluß der hochdeutschen Hofhaltung der Hohenzollern eine wesentlich hochdeutsche Stadt, einem Zuge, dem nun allmählich die übrigen Städte der Mark folgten, in denen zuerst das Niederdeutsche als Geschäftssprache wich. Der große Verkehr der Neuzeit begünstigt dieses im Steigen befindliche Schwinden, und an den Rändern des noch niederdeutschen Gebietes findet mehr und mehr Abbröckelung statt, die auf den Einfluß der Hauptstadt zurückzuführen ist.

7. Grenze gegen die polnische und litauische Sprache. Böckh, Sprachkarte vom Preußischen Staate nach den Zählungsaufnahmen 1861. Berlin. — Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Berlin 1869. — B. Haushalter, Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Halle 1886.

Die Abgrenzung der deutschen Sprache gegenüber der polnischen, auf welche wir nunmehr weiter nach Osten hin stoßen, ist, mangels späterer Aufnahmen, noch immer am besten zu ersehen aus der Böckhschen Sprachkarte. Was zunächst die jetzige Provinz Posen betrifft, so ist der nördliche Strich derselben, nämlich die Kreise Czarnikau, Kolmar (Chodziesen), Wirsitz, Schubin, Land und Stadtkreis Bromberg und Inowrazlaw, dem niederdeutschen Sprachgebiete nach Haushalters Erkundigungen zuzurechnen. Dieser, bei der ersten Teilung Polens preußisch gewordene Strich wurde von Friedrich dem Großen mit Kolonisten aus niederdeutschen Gebieten besiedelt, deren Sprache sich zumeist erhalten hat. Die südlicher gelegenen Kreise der Provinz Posen reden, soweit sie nicht polnisch sind, hochdeutsch.

Die Provinz Westpreußen spricht, abgesehen von den polnischen Teilen und abgesehen von dem Hochdeutschen der Städter, niederdeutsch.

In der Provinz Ostpreußen liegen die Verhältnisse ebenso, nur ist hier auf eine hochdeutsche Sprachinsel aufmerksam zu machen, auf die Dr. Lilienthal zuerst 1842 hinwies. Diese Sprachinsel, von Schlesiern besiedelt, hat zur Westgrenze den Passargefluß und zur Nordgrenze die Dörfer Wusen, Stegmannsdorf, Heiwickau, Paulen (zwischen den Städten Mehlsack im Norden und Wormditt im Süden). Sie umfaßt alsdann den ganzen Kreis Heilsberg und den westlichen Teil des Kreises Rössel, wo sie bei Lauteren auf die masurische Sprachgrenze stößt. Wormditt, Heilsberg, Guttstadt, Seeburg sind die größeren Orte dieses „breslauisch“ sprechenden Gebietes.

Im Osten der Provinz Ostpreußen grenzt die niederdeutsche Sprache mit der litauischen. Von einer einheitlichen Grenze kann hier nicht die Rede sein, da die Mischungs- und Wohnungsverhältnisse der preußischen Litauer (Letten) so durcheinander gehen, das eine genaue Aussonderung nur statistisch, und dieses schwierig, möglich ist. Wirklich ungemischte litauische Landesteile giebt es innerhab der deutschen Grenze nicht mehr.

Ueber die geschlossenen Grenzen hinaus hat sich aber, dem Zuge der Besiedelung folgend, die niederdeutsche Sprache auch nach Kurland, Livland und Esthland verbreitet, wo sie im Mittelalter die herrschende bei den Kolonisten war und dann allmählich dem Schriftdeutschen, wenn auch Reste hinterlassend, gewichen ist.

Schluß. Der verhältnismäßig kleine Maßstab, in welchem die Karte gezeichnet ist, läßt die Sprachgrenze schärfer erscheinen, als dieselbe wirklich aufgenommen ist. Für die Strecke vom Rothaargebirge bis zur Elbe, sowie in französisch Flandern und Belgien ist dieselbe als genau festgelegt zu betrachten. Zu beiden Seiten des Rheins aber bereitet die Übergangsmundart des Ripuarischen Schwierigkeiten. Es liegt hier eine Vermischung vor, die in der einfachen kartographischen Art, die bei unsrer Karte angewendet ist, sich nicht kennzeichnen läßt, auch wenn der genügende unterscheidende Sprachstoff vorläge. Desgleichen liegt die Bestimmung der Sprachgrenze östlich der Elbe nur in größeren Zügen vor. Abgesehen davon, daß hier in neuer Zeit keine Aufnahme von Ort zu Ort stattfand, bereitet das schnelle Vorschreiten der hochdeutschen Sprache und der entsprechende Verlust des Niederdeutschen an der Grenze hier Schwierigkeiten. Die Gebirge und Wasserscheiden, welche weiter im Westen schützend für das Niederdeutsche wirken, fehlen hier; auch scheint es, als ob auf dem kolonisierten, den Slaven abgenommenen Boden in Ostdeutschland das Niederdeutsche nicht dieselbe Zähigkeit bewahrt hat, wie auf alt niedersächsischem Boden weiter westlich. Denn gerade im Osten treffen wir auf die größten Gebietsverluste. Auf dem altsächsischen Boden von Westfalen bis zum Harze ist aber die Grenze im ganzen noch dieselbe,

wie sie zur Zeit Karls des Großen war, wiewohl seitdem mehr als tausend Jahre verflossen sind.

Das Ideal einer Karte der niederdeutschen Sprache hätte noch manches zu berücksichtigen, was aus Mangel an vorbereitetem Stoff heute graphisch noch nicht dargestellt werden kann [1]); wo der Text mit umschreibenden Worten, Andeutungen und Möglichkeiten sich zu behelfen vermag, muß der Kartenzeichner bestimmt vorgehen. Von Süden her dringt mehr und mehr das Hochdeutsche in das niederdeutsche Gebiet ein; es hat innerhalb des Deutschen Reiches die Städte des Gebietes fast vollständig erobert und am Rande bröckelt eine Stadt nach der andern ab. Im heutigen Frankreich ist ein weites, ehemals deutsches Gebiet, nördlich der Linie Boulogne–St. Omer, jetzt ganz französisch, ein weiteres (gestrichelt angegebenes) bereits zweisprachig. Im Süden Brabants weisen zahlreiche Ortsnamen auf ehedem niederdeutschen Besitz. Starke Verluste ergaben sich, wie gezeigt wurde, in der Gegend südlich vom Harze; bei Aschersleben haben wir gemischtes Gebiet. In der Wittenberger Gegend schreitet das Hochdeutsche vorwärts. Die Stadt Magdeburg hat in den dreißiger Jahren unsres Jahrhunderts bereits ihre niederdeutsche Sprache zu Gunsten der hochdeutschen aufgegeben und nur noch Fischer und Schiffer reden sie daselbst. Auch in den kleineren Städten der Magdeburger Gegend herrscht schon das Hochdeutsche und selbst bei den reichen Bauern der „Börde“ nimmt sie mehr und mehr überhand. Hier ist also innerhalb des geschlossenen niederdeutschen Sprachgebietes eine bereits im sprachlichen Übergange zum Hochdeutschen befindliche Gegend [2]). In Halle wurden die Urkunden und Schöppenbücher bis in das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts niederdeutsch geschrieben [3]), womit freilich noch nicht bewiesen ist, daß alles Gebiet zwischen Halle und der heutigen Sprachgrenze niederdeutsch war. Der große Verlust des niederdeutschen Sprachgebietes in der Provinz Brandenburg ist hervorgehoben und auch in großen Zügen von Haushalter (a. a. O.) kartographisch dargestellt worden.

In der Frage, ob die alten Gau- und Diözesengrenzen mitbestimmend bei der Sprachgrenze gewirkt haben, besteht Meinungsverschiedenheit. Eine Einzeichnung derselben, verbunden mit den, größtenteils noch erst zu ermittelnden ehemaligen Sprachgrenzen, würde hier Klarheit verschaffen und wohl zu dem Ergebnis führen, daß eine Verallgemeinerung hier nicht am Platze ist, sondern daß dieselben hier von Einfluß waren, dort aber nicht bestimmend wirkten.

Haushalter verwirft das Zusammenfallen der Gau- und Sprachgrenzen. Allein Wernecke (a. a. O.) bringt dafür schlagende Beispiele bei. Und selbst **innerhalb** der niederdeutschen Sprache weist die scharfe Abgrenzung der Gebiete, in welchen einerseits mi und di, anderseits mik und dik (mek und dek) gesprochen wird, auf ein Zusammenfallen von Gau- und Dialektgrenzen hin, wie dieses W. Seelmann und H. Babucke gezeigt haben [4]).

[1]) Im Jahre 1885 verlangte in einer Preisaufgabe die Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Haushalters erwähnte Arbeit wurde von derselben mit einem Accessit ausgezeichnet.

[2]) Fr. Hülße, Über das Zurücktreten des Niederdeutschen in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land. Magdeburg 1878, 150.

[3]) Vergl. die belangreiche Abhandlung von Rich. Löwe: die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiete. Jahrbuch des Ver. für niederdeutsche Sprachforschung 1888.

[4]) Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1881, 71.

Wegweiser zum Nordpol.

Es handelt sich hier um eine Hose und um ein Wurfbrett.

Als in den sechziger Jahren August Petermann seine rege Wirksamkeit für die Aussendung einer deutschen Nordpolexpedition eröffnete, zeichnete er auch verschiedene Karten, welche in verlockender Weise die Wege zeigten, auf denen der Nordpol erreicht werden könne. Rote Pfeile gaben die Richtung an, in der die Forschungsschiffe vordringen sollten. Da waren das ostgrönländische Meer und die Spitzbergensee, der Smithsund und die Beringstraße mit solchen nach Norden weisenden Pfeilen geziert. Die Vorteile und Nachteile eines jeden Weges wurden sorgfältig abgewogen und das ostgrönländische Meer schließlich als die beste Route bezeichnet.

Von den Expeditionen, die im Eismeere zwischen Grönland und Sibirien nach Norden vordrangen, gelangte die zweite deutsche unter Koldewey 1870 mit Schlitten bis 77° n. Br. und die zweite österreichische unter Payer 1874 bis 82° 5′, während schon 1827 Parry mit Booten und Schlitten eine Höhe von 82° 45′ erreicht hatte. Der Pol wurde auf diesem Wege nicht erreicht.

Fast noch zahlreicher waren die Expeditionen, die durch den Smithsund im Westen Grönlands dem Nordpole zustrebten und die 1818 mit John Roß in einem Segelschiffe begannen. Dieser gelangte bis 77°, während unter seinen Nachfolgern Nares (Markham) im Jahre 1876 die höchste Breite 83° 20′ erreichte. Es blieb also auch im Norden des Smithsundes noch eine bedeutende Lücke bis zum Nordpol auszufüllen.

Die dritte Pforte zum Nordpol soll durch die Beringstraße führen. Zwar sind schon oft Fang- und Expeditionsschiffe nördlich von derselben vorgedrungen, doch den ausgesprochenen Zweck, von hieraus zum Nordpol zu gelangen, hat bisher nur das amerikanische Schiff „Jeanette“ gehabt, welches 1879 Kalifornien verließ, um dem damals verschollenen Nordenskiöld im sibirischen Eismeere Hilfe zu bringen; dann aber, auf dem Wege durch die Beringstraße, zum Nordpol vordringen sollte. Die „Jeanette“ ist nach einem zweijährigen Eistreiben im Juni 1881 unter 77° 15′ bei den neusibirischen Inseln zu Grunde gegangen. Nur wenige von der Mannschaft vermochten sich nach der sibirischen Küste zu retten und so blieb auch diese Expedition ihrem angestrebten Ziele, dem Nordpol, fern.

Aber ein seltsames Überbleibsel derselben sollte einen Fingerzeig geben, daß die „Jeanette“ sich auf dem richtigen Wege befunden hatte. Dieses ist wenigstens die Ansicht des Dr. **Frithjof Nansen**, welcher durch seine kühne und erfolgreiche Durchquerung Grönlands sich Geltung als Kenner der nordpolaren Verhältnisse erworben hat.

Drei Jahre nach dem Untergange der „Jeanette“ trieb nämlich an der grönländischen **Westküste** bei Julianehaab eine Eisscholle an, auf der sich festgefroren eine geölte **Matrosenhose** befand und diese Hose war gezeichnet mit dem Namen eines Matrosen der „Jeanette“. Wie war sie nun dorthin getrieben? Wenn der Leser auf eine Nordpolarkarte schaut, so wird er, unter Berücksichtigung der herrschenden Strömungen, finden, daß hier drei Wege in Betracht kommen.

1. Sie hat den weiten Weg nach Westen genommen, im Norden von Sibirien, zwischen Nowaja Semlja und Franz-Josefs-Land durch, südlich von Spitzbergen nach der grönländischen Ostküste hin und entlang dieser mit der dort herrschenden Strömung nach Süden, um das Kap Farewell herum. Indessen von einer nach Westen gehenden Strömung im sibirischen Eismeere ist, soviel wir wissen, nichts bekannt und die ungeheure Ausdehnung läßt diesen Weg auch außer Betracht bleiben.

2. Die Hose ist vom Untergangspunkte der „Jeanette“ unmittelbar nach Norden getrieben worden, durch gänzlich unbekannte Regionen bis zum Smithsunde und durch diesen nach Süden an die Westküste Grönlands bis zu dem nahe dem Südende liegenden Julianehaab. Dieser Weg, der nach dem Blicke auf die Karte sehr einfach erscheint, ist aber um deswillen nicht möglich gewesen, da die kalten, von Norden kommenden Strömungen nach dem arktischen Gebiete Amerikas hinführen, wo die Hose also angetrieben sein müßte. Dagegen fließt an Grönlands Westküste eine warme Strömung von Süden nach Norden, also entgegen der angenommenen Richtung, aus welcher die Hose gekommen sein soll.

3. Die Hose hat zunächst den eben angegebenen Weg durch die unbekannte Region über den Nordpol oder dicht an diesem vorbei genommen, ist alsdann aber an die Ostküste Grönlands geraten, und an dieser südlich mit der dort herrschenden bekannten Strömung um das Kap Farewell herum und von da mit der warmen Strömung nach Julianehaab geschwommen.

Diese letztere Route, unmittelbar über den Pol hinweg, hält Herr Dr. Nansen für die wirklich von der Hose zurückgelegte und hierauf gründet er einen Plan, durch die Beringstraße und das unerforschte Gebiet zum Nordpol vorzudringen.

Indessen die Hose ist nicht das einzige Beweismaterial für das Vorhandensein eines offenen Meeres und einer Strömung am Nordpol geblieben. Sie hat in einem Wurfbrett einen Genossen von vieler Beweiskraft erhalten. In der norwegischen Zeitschrift „Naturen“ (X, Nr. 11, S. 176) erschien die Notiz, daß unter dem Treibholz, welches in Godthaab an der grönländischen Westküste angeschwemmt sei, sich auch ein Wurfbrett oder Harpunenwerfer befunden habe, welches seiner Form nach in Grönland unbekannt sei, aber mit den Wurfhölzern Alaskas übereinstimme.

Es zeigt sich in diesem Falle recht deutlich, von wie großem Werte für die Wissenschaft ein unscheinbar ethnographischer Gegenstand sein kann, der durch seine Gestalt gut charakterisiert ist. Das Wurfbrett, Wurfholz, Pfeil- oder Lanzenschießer, Harpunenwerfer, ist ein Instrument, welches dazu dient, die Lanze oder den Pfeil aufzulegen und diese in eine bestimmte Ebene zu bringen, in welcher man sie schleudern will. Die Verbreitung des Gerätes ist eine eigentümliche. Es kommt vor in Australien, in Neu-Guinea, auf den Pelau-Inseln, Marianen und bei den Giliaken Sachalins. Dann wieder bei den Eskimos; es fehlt bei den nordamerikanischen Indianern, die es vielleicht früher kannten, ist in einigen Gegenden Mexikos und Mittelamerikas bekannt und endlich bei den Indianern Südamerikas [1].

John Murdoch in Washington hat nun das 1886 von Dr. Rink bei Godthaab gefundene Exemplar eines Harpunenwerfers näher untersucht und gefunden, daß es mit den auf der Koviak-Halbinsel, am Norton-Sund und im Yukondelta Alaskas gebrauchten Wurfhölzern, namentlich mit den ersteren, völlig übereinstimmt. (American Antropologist III, 233.) Diese Form ist aber eine so bezeichnende, daß sie mit derjenigen der Wurfhölzer aus andern Gegenden, namentlich nicht mit der ostgrönländischen, verwechselt werden kann. Auch Adrian Jacobsen, der die Eskimos von Alaska, Grönland und Labrador genau kennt und unter ihnen ethnographische Gegenstände sammelte, erklärt, daß das Stück aus Alaska stamme.

[1] Über dieses ethnographisch wichtige Gerät schrieben: Uhle, Über die Wurfhölzer der Indianer Amerikas. Mitt. d. Anthropol. Ges. in Wien XVII, 107 u. Tafel 4. — Mason, Throwing-sticks in the National Museum. Smithsonian Report, 1884, II, 279, mit Abbildungen. — Bahnson, Über südamerikanische Wurfhölzer. Internationales Archiv für Ethnographie II, 217 u. Tafel 13, Fig. 1 bis 4, und Seler, daselbst III, 137. — Virchow in Verhandl. Berl. Anthr. Ges. 1880, S. 269.

Von Alaska aus muß aber der Harpunenwerfer, um nach Godthaab an Grönlands Westküste zu gelangen, denselben Weg über den Nordpol gemacht haben, wie die Matrosenhose von der „Jeanette“; es ist dieses Holz daher ein neuer Beweis für eine von der Beringstraße durch die unbekannte Region am Nordpol führende Strömung, für offenes Meer an demselben und somit auch für die Möglichkeit, auf diesem Wege das längst ersehnte Ziel zu erreichen. A.

Littledales Reise über den Pamir nach Kaschmir.

(Sommer 1890.)

Eine auch in geographischer Beziehung interessante Reise über den Pamir und Hindukusch nach Kaschmir, die eigentlich der Aufsuchung des Bergschafes (Ovis Poli) in jenen Gegenden galt, vollführte jüngst der Engländer Littledale mit seiner Frau; letztere ist somit die erste Europäerin, die den Hindukusch überschritt. Die Reise begann im Mai 1890 in Osch, wo die Karawane ausgerüstet wurde.

Der Weg führte zunächst den Gultschafluß entlang, und da der Terek-Paß durch Schnee gesperrt war, über den Taldyk-Paß, 3650 m, an den Kisil-su und sodann über den Kisil-art-Paß, 4400 m, wo kein Schnee mehr angetroffen wurde, nach dem Ostufer des Kara-kul. Von hier aus wurde über den Tujuk-Paß die Wasserscheide zwischen Kara-kul und Murgab (Ak-su) erreicht. Die Gesellschaft wandte sich dann über den Neso-tasch-Paß, 4300 m, nach dem Alitschur Pamir und erreichte Tschatar-tasch oder das „Steinhaus“. Von hier aus wurde versucht, über den 5000 m hohen Baschgumbas-Paß zu gelangen. Da dies aber des Schnees wegen nicht möglich war, so zog man den Alitschur-Fluß entlang, bis man den Jeschil-kul in der Ferne erblickte und kam über den Kargosch-Paß, 4400 m, an den Pamirfluß, der sich bei Kila-Pandschah in Afghanistan in den Wachanfluß ergießt. Nun ging es aufwärts nach dem Victoria-See (gr. Pamir-See) und einem kleineren See (Kurkuntei-See? d. R.), die beide, obwohl schon spät im Juni, zu drei Viertel gefroren waren. Hier auf dem gr. Pamir sah Littledale einige Exemplare von Ovis Poli, konnte aber keines erbeuten, was ihm erst auf einem kurzen Abstecher nach dem Kudschigit-Paß gelang. Littledale zog nun den Andamiufluß aufwärts und über den Paß gleichen Namens, 4700 m, nach dem kleinen Pamir und am Wachan abwärts nach Sorhod, wo er am 12. Juli eintraf.

Hier befand er sich auf afghanischem Gebiete und sollte dessen auch bald gewahr werden. Auf der Jagd nach Steinböcken (Ibex) begriffen, bemerkte er 10 Meilen von Sarhad eine Gruppe Bewaffneter, die er anfänglich für kandschutische Sklavenjäger hielt und schickte sich an, ihnen einen warmen Empfang zu bereiten; allein es stellte sich bald heraus, daß es Kundschafter waren, die von Sarhad geschickt wurden, um die Reisenden zu beobachten. Der kommandierende afghanische Offizier war freundlich und sorgte für Schafe und andre Lebensmittel, allein er verlangte Verhaltungsmaßregeln von Faisabad, der Hauptstadt von Badachschan, und bald darauf erschien der Gouverneur von Kila-Pandschah und nach ihm derjenige von Wachan auf der Bildfläche. Die Anwesenheit einer Dame überzeugte jedoch allem Anschein nach die Afghanen, daß die Gesellschaft nicht zur Spionage ausgesandt war, und nach einem Aufenthalt von 10 Tagen waren die Vorbereitungen zur Überschreitung des Hindukusch getroffen. Nachdem der Wachan und der Mastugfluß überschritten, erreichten die Reisenden über den Baraghil und Darkot-Paß glücklich am 28. Juli Jasin und am 8. August Gilgit, lebhaft begrüßt vom britischen Agenten Lieutenant Mon-

ners-Smith. Langsam zogen sie nun nach Srinagar und von da nach Simla, von wo im Spätherbst die Heimreise angetreten wurde. (Nach dem Allahabad Pioneer, 2. Nov. 1890.) E. M.

Blanford über die Entstehung tropischer Cyklone.

H. F. Blanford bringt in „Nature" (27. Nov. 1890) einen sehr belangreichen Beitrag über die Entstehung der tropischen Cyklone. Er ist der Ansicht, daß die Hannsche Cyclon-Theorie auf die Wirbelstürme von Bengalen keine Anwendung finden könne. Früher glaubte man allgemein, daß die Cyclonen (um Barometerminima) und die Anticyclonen (um Barometermaxima) sowohl in den Tropen wie in der gemäßigten Zone durch Erwärmung und Aufsteigen (Cyklon), und Abkühlung und Herabsinken (Anticyklon) der Luft in der Mitte des Wirbelsturms veranlaßt würden. Aber Hanns Untersuchungen über die Temperatur und den Luftdruck hochgelegener Stationen haben diese Annahme sehr unwahrscheinlich gemacht. Hann betrachtet die Wirbelstürme, speziell der gemäßigten Zone, als integrierende Bestandteile der allgemeinen polar-tropischen (Passat) und tropisch-polaren (Antipassat) Zirkulation der Atmosphäre. Der hochwehende Antipassat muß auf seinem Wege nach den Polen konzentrischen Bahnen folgen. Diese Konzentrizität der Bewegung verursacht seitlichen Druck, weil um so weniger Platz für die Luft vorhanden ist, je mehr sie sich vom Äquator entfernt. Die offenbare Folge dieses seitlichen Druckes in den antipassatischen Luftmassen ist ein Ausweichen derselben nach oben und nach unten. Das Ausweichen der Luft nach unten veranlaßt die Barometerschwankungen und Wirbelstürme der gemäßigten Zone, wobei Temperatur und Feuchtigkeit der Luft nur eine nebensächliche Rolle spielen.

Blanford scheint nicht abgeneigt, diese Ursache für die Wirbelstürme der gemäßigten Zone gelten zu lassen, er meint aber, daß für die Wirbelstürme der Tropen deshalb eine andre Ursache gesucht werden müsse, weil hier der Seitendruck der antipassatischen Luftmassen ein ganz minimaler sei, und trotzdem ganz gewaltige Wirbelstürme zu Stande kommen. Um der wahren Ursache der tropischen Wirbelstürme auf den Grund zu kommen, unterwirft Blanford die Stürme von Bengalen einer eingehenden Untersuchung. Diese Stürme entstehen über der Bai von Bengalen zwischen 8. und 18. Grad nördl. Br. Nur ganz ausnahmsweise bilden sie sich über dem benachbarten Lande. Mit dem Wechsel der Jahreszeiten wandert der Sturmherd von Süd nach Nord und zurück. Die Barometerstände sind während der Entstehung des Sturmes im Herde und außerhalb desselben nicht wesentlich verschieden. Stets liegt der Sturmherd an der nördlichen Grenze des Südmonsum.

Im Sturmherd ist die Temperatur zwei Grad höher wie in der Umgebung. Dies bedingt ein Emporsteigen der Luft mit $^1/_{300}$ der Acceleration der Schwere. Einige Tage vor Ausbruch des Sturmes ist das Wetter im Sturmherdgebiete unbeständig, Regenschauer und Windstöße werden häufiger und heftiger. Diese führt Blanford darauf zurück, daß die warme Luft mehr oder weniger stoßweise aufsteigt. Jeder solche Stoß wäre dann Ursache eines Regenschauers. Endlich bemächtigt sich der ganzen Luftmasse über dem Herde die Bewegung nach aufwärts und der Cyklon ist fertig. Unter den Gründen, welche Blanford für die Richtigkeit seiner Anschauung anführt, verdient besonders die Thatsache Beachtung, daß die großen Wirbelstürme von Bengalen durch verhältnismäßig niedrige Bergketten aufgehalten werden, was nicht der Fall sein könnte, wann ihr Herd in den hohen antipassatischen Luftmassen läge.

Die Stürme des nördlichen Indiens entstehen nicht auf dieselbe Weise wie die bengalischen Cyklone. Sie mögen wohl, so meint Blanford, der Hannschen Theorie gemäß zu Stande kommen. v. L.

Dana über die Vulkane Hawaiis.

Es ist gerade ein halbes Jahrhundert darüber verflossen, seit James Dana, damals ein junger Naturforscher in der Forschungsexpedition von Kapitän Wilkes, zuerst seinen Fuß auf den Boden der Sandwichinseln setzte. Bis zu jener Zeit war wissenschaftlich nicht über die wunderbaren Vulkane Hawaiis geschrieben worden und Danas Bericht im geologischen Teile des großen Reisewerks von Wilkes (United States Exploring Expedition) besaß einen besondern Wert. Seitdem sind 41 Jahre vergangen, die Lehre von den Vulkanen hat Fortschritte gemacht, ist großen Änderungen unterworfen gewesen und aus diesem Grunde beschloß der für seine Wissenschaft begeisterte Greis, nochmals die Stätte seiner Jugendwirksamkeit aufzusuchen. Im Jahre 1887 betrat er abermals den Boden Hawaiis, nachdem er eine Reise von 10000 englischen Meilen zurückgelegt, und die Frucht dieser Reise ist ein Werk, welches den Titel führt: Characteristics of Volcanoes. With contributions of facts and principles from the Hawaiian Islands. (London, Sampson Low, 1890.) Es ist ein Zeichen der geistigen Frische des betagten Gelehrten, der mit vollstem Eifer den dunkeln Problemen des Vulkanismus zu Leibe geht.

Die beiden gewaltigen Mittelpunkte der vulkanischen Thätigkeit Hawaiis, der Mauna Loa und der Kilauea, liegen nahe bei einander auf einer großen Bergerhebung. In ihrer eruptiven Thätigkeit verhalten sich diese beiden vulkanischen Nachbarn einander gegenüber ganz unabhängig, und da der Mauna Loa (13760 feet) fast 10000 Fuß höher als der Kilauea (3970 feet) liegt, so scheint die Annahme, daß die Foci beider unabhängig voneinander sind, gut begründet. Dieses ist auch die von verschiedenen Autoren vertretene und bisher gültige Ansicht. Professor Dana ist aber stets für die Abhängigkeit beider voneinander eingetreten, indem er den Kilauea nur als ein Anhängsel des Mauna Loa ansieht, eine Ansicht, die durch die neuen petrographischen Untersuchungen seines Sohnes, Prof. E. S. Dana, wesentliche Stützen erhält. Dieser hat gefunden, daß die Laven beider Krater in ihren Bestandteilen sich so gleich sind, daß sie ihren Ursprung aus der gleichen Quelle haben müssen.

Die Hawaiischen Laven gehören zur typischen Basaltklasse und sind deshalb sehr leicht schmelzbar. Es ist eine häufige Anschauung, daß die Schmelzbarkeit der Gesteine mit ihrer Basizität in bestimmtem Zusammenhange stehe; allein Dana erinnert daran, daß Anorthit, der basischste aller Feldspate, weit leichter schmilzt als der Orthoklas, das sauerste Mineral dieser Gruppe, während Olivin, der ultra-basische Bestandteil der Laven, geradezu unschmelzbar ist. Die Basalte Hawaiis schmelzen sehr leicht, nicht aber weil sie basisch sind, sondern weil ihre Hauptbestandteile, Labradorit und Augit, leicht schmelzen. Wahrscheinlich genügt eine Temperatur von 2000° F., um sie flüssig zu machen, und diese Temperatur ist unter den Kratern Hawaiis vorhanden. Die Laven, ferne davon zähe oder pastös zu sein, wie dies bei trachytischen Laven oft der Fall, sind völlig beweglich und fließen mit großer Schnelligkeit, sie kommen daher unter einem sehr stumpfen Winkel zur Ruhe; die durchschnittlichen Abhänge der Hawaiischen Lavafluten haben nur zehn Grade. Die vergleichsweise Flachheit ist daher ein kennzeichnender Zug des Profils dieser Berge, gegenüber der sonst meist sehr steilen Kegelform der Vulkane. Auch der Krater ist eigentümlich, er hat die Form eines ungeheuren breiten Schlundes mit

senkrechten Wänden von geschichteter Lava, doch nicht umgeben von einem Endkegel. Man hat daher diese Art Krater auch als Caldera bezeichnet. Die Oberfläche der Lava am Grunde des Kraterschlundes bildet, wenn sie zu einer Fläche erhärtet ist, eine weite Ebene, in der hier und da glühende Lavatümpel stehen, ungeheuren Bädern von geschmolzenem rotglühenden Metall vergleichbar. Diese Flüssigkeit ist von einer ungewöhnlichen Beweglichkeit, denn wirft man etwas hinein, so spritzt sie in einem feurigen Regen empor, den man als ein „Netzwerk von Blitzen" geschildert hat. Zur Zeit der eruptiven Thätigkeit werden solche Strahlen viele 100 Yards hoch emporgeschleudert. Doch die Eruptionen sind gewöhnlich so harmlos, daß der Beobachter, ohne jede Gefahr zu laufen, dicht am Rande des Kraters die erleuchteten Fontänen und ungeheuren Dampfsäulen beobachten kann, die den feurigen Wogen entsteigen. Erscheinungen, die anderwärts mit Grausen betrachtet werden, sieht man hier wie ein Schauspiel an; die Eingeborenen stehen dabei, wie wir bei einem Feuerwerke. Wenn die eingeschlossenen Kräfte Erleichterung durch den ruhigen Erguß der Lava finden, so sinkt die durch den Verlust von Stoff unterhöhlte Flur des Kraters allmählich, scheinbar einer sinkenden Säule von Lava folgend, bis endlich der harte Boden des Schlundes kein Zeichen vulkanischer Thätigkeit mehr aufweist, ausgenommen die flockigen Dämpfe, die massig aus den Klüften und Spalten aufsteigen.

Die Eingeborenen unterscheiden mit den Namen pahoehoe und aa zwei Arten von Lavaströmen; die ersteren besitzen eine glatte Oberfläche, obgleich die Lava selbst gerunzelt und gefaltet ist, während die letzteren aus getrennten Massen von unregelmäßiger Größe und Gestalt in großer Verwirrung aufgehäuft ist. Von Interesse ist das Vorkommen großer Höhlen in den Lavaflüssen, deren Wände und Decken zuweilen reich mit vulkanischen Stalaktiten, schlank wie Pfeifenrohre, doch merkwürdig ineinander verwickelt, bedeckt sind, während der Boden vulkanische Stalagmiten zeigt. Es scheint, als ob diese Stalaktiten nicht, wie man leicht annimmt, durch herabtropfende zähflüssige Lava gebildet, sondern durch eine sekundäre Thätigkeit entstanden sind, welche Dana als „Wiederkristallisierung des Basalts" bezeichnet, d. h. die mineralischen Bestandteile der basaltischen Lava sind wieder kristallisiert, so daß die Stalaktiten Kristalle von Augit, Labradorit und Magnetit aufweisen. Prof. Dana der Jüngere giebt eine wertvolle Beschreibung dieser Bildungen, die er auf die Wirkungen von Solfatoren zurückführt, wobei die Lava unter dem Einflusse überhitzter Dämpfe einer Auflösung zugeführt wurde, welche den sie konstituierenden Mineralien gestattete, aufs neue zu kristallisieren.

Die Sterblichkeit der französischen Soldaten in den Kolonieen.

Über diesen Gegenstand hat der französische Arzt Dr. Gustav Lagneau der Académie de médecine in Paris eine statistische Studie vorgelegt, welche einmal einen sehr großen Unterschied in bezug auf die Sterblichkeit der Soldaten in den Kolonieen Fankreichs zeigt, andererseits aber auch eine Verminderung der Sterblichkeit in übel verrufenen Gegenden erkennen läßt.

Die gewöhnliche jährliche Sterblichkeit unter den jungen Leuten von 20 bis zu 30 Jahren in Frankreich ist 8 bis 10 auf 1000. Trotzdem nun nur Gesunde zum Militär genommen werden, ist bei diesem die Sterblichkeit in der Heimat schon größer als der Durchschnitt, denn sie beträgt 9 bis 11 von 1000, was Lagneau namentlich der Überfüllung der Kasernen zuschreibt.

Die Reihe der Kolonieen beginnt Lagneau mit Algerien, wo sich im Laufe der Jahre eine gewaltige Verbesserung in den Gesundheitszuständen der Armee gezeigt hat; denn bald nach der Eroberung, in den Jahren 1837 bis 1848, betrug die Sterblichkeit der Soldaten noch 77 von 1000, während sie jetzt fast den normalen Stand des Mutterlandes, nämlich 11 bis 12 von 1000 erreicht hat. Etwas Ähnliches, nur viel rascher, zeigt sich in Tunis, wo im Jahre 1881 noch 61 von 1000 starben und jetzt nur noch 12.

In den Südseebesitzungen Frankreichs sind die Gesundheitsverhältnisse des Militärs äußerst günstige, denn sowohl in Tahiti als Neu-Kaledonien beträgt die jährliche Sterblichkeit desselben nur 8 bis 9 von 1000.

Wiewohl die Sterblichkeit auf den französischen Antillen sich sehr vermindert hat — sie betrug in den Jahren 1819 bis 1855 noch 91 von 1000, also ein Elftel — ist dieselbe dort heute doch immer noch doppelt so groß wie in Frankreich, und wenn das gelbe Fieber auftritt, erhöht sie sich noch wesentlich.

Wiewohl die Sterblichkeit unter den Soldaten in Französisch-Guiana (Cayenne) weit geringer ist, als unter den ackerbautreibenden Ansiedlern, ist sie doch noch eine sehr große, namentlich wenn das gelbe Fieber herrscht. Sie ist im Jahre 1855 auf 237 von 1000 gestiegen, so daß mehr als der vierte daran starb.

Ungünstig ist auch die Sterblichkeit in der französischen Kolonie Ostindiens, in Pondichery, sie beträgt dort 37 von 1000.

In Kochinchina war die Sterblichkeit in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung eine hohe, nämlich 115 von 1000 (1861), also ein Neuntel der Mannschaft. Seitdem aber haben sich die Verhältnisse allmählich gebessert und gegenwärtig ist dieselbe etwa doppelt so groß wie im Mutterlande. Doch ist auch diese Zahl trügerisch, denn es läßt sich in Kochinchina überhaupt die Sterblichkeit der Truppen während ihres Aufenthalts in der Kolonie nicht genau bestimmen, weil sehr viele Kranke von dort in die Heimat zurückgeschickt werden, die dort dann später sterben.

Tonkin würde wohl gesunder in bezug auf die Truppen erscheinen, wäre deren Zahl dort gegenüber den auferlegten Anstrengungen nicht zu gering; so betrug in den Jahren 1881 bis 1885 die Sterblichkeit noch immer 40 von 1000 und sie stieg im Cholerajahr 1885 sogar auf 96 von 1000.

Die Insel Réunion im Indischen Ozean zeigt an und für sich nicht gerade ungünstige Sterblichkeitsverhältnisse; da jedoch die Kranken von Madagaskar und dessen Nachbarinseln in die Spitäler von Réunion übergeführt werden, so steigerte sich die gewöhnliche Sterblichkeit von 29 oder 30 auf 1000 bis zu 70 und 113 auf 1000 in Jahren, wo auf Madagaskar Feldzüge geführt wurden.

Unter den ungesunden Kolonieen Frankreichs ist Senegambien die fürchterlichste. Die mittlere Sterblichkeit, 148 auf 1000 in den Jahren 1832 bis 1837, hat sich gegenwärtig auf 73 von 1000 vermindert, was aber namentlich dem kürzeren Aufenthalt der Truppen und der schnellen Rückbeförderung der Kranken in die Heimat zuzuschreiben ist, wo sie trotzdem noch häufig sterben oder siech bleiben. In diesen westafrikanischen Kolonieen rafft das gelbe Fieber zuweilen die Hälfte der Europäer hin; in den Jahren 1830, 1859 und 1878 starben je 573, 610 und 526 von 1000 Europäern.

Um die Krankheiten und die Sterblichkeit der Truppen zu verringern, verkürzt man häufig ihren Aufenthalt in den ungesunden Kolonieen und schickt sie in Gesundheitsstationen von mehr oder weniger hoher Lage, auf Inseln, die unter dem Einflusse der Meereswinde eine gesundere Luft besitzen; auch ist die Rückbeförderung der Erkrankten in die Heimat überall eingeführt. Trotz alledem muß man mehr und mehr

zum Ersatz durch eingeborene Truppen greifen, welche acclimatisiert sind, gegenüber den Europäern, deren Acclimatisierung schwierig ist.

Während die britische Regierung statistische Nachrichten über die Sterblichkeit der Truppen in den Kolonieen veröffentlicht, ist dieses bei Frankreich nicht der Fall. Dr. Lagneau hat daher seine Data aus ärztlichen Einzelschriften, aus Berichten über Feldzüge u. s. w. zusammentragen müssen. Die französische Regierung beharrt darauf, keine Statistik der Truppensterblichkeit in den Kolonieen zu veröffentlichen. (Bulletins de la société d'Anthropologie, 1889, 157—161.)

Der Tschinuk Jargon.

An verschiedenen Punkten unsrer Erde hat sich aus dem Verkehrsbedürfnisse heraus eine ganze Reihe von Handelssprachen gebildet, die zum Teil nur rohe Mischungen verschiedener Idiome sind, aber für den praktischen Gebrauch genügen. Es gehören dahin z. B. das bekannte Pitschen-Englisch in China, das seinen Namen von der chinesischen Aussprache des englischen Wortes business, Geschäft, erhalten hat. An der westafrikanischen Küste hat sich ein Neger-Englisch im Handel entwickelt, in den Häfen an den Küsten des Karibischen Meeres redet man das Papiamento, ein Gemisch von barbarisch zugestutztem Englisch, Französisch, Holländisch und Kreolisch u. s. w.

Eine andre Sprache dieser Art, die Oregon Handelssprache oder Tschinuk Jargon ist jetzt von einem amerikanischen Sprachforscher, Horatio Hale, wissenschaftlich behandelt worden. Sein Werk führt den Titel: The Oregon Trade Language or „Chinook Jargon". (London, Whittaker and Co. 1890.) Es giebt uns einen klaren Einblick in dieses merkwürdige Kauderwelsch, das, zur Befriedigung eines Bedürfnisses erfunden, bereits eine kleine Geschichte hat. Der Indianerstamm der Tschinuk, nach dem es benannt ist, sitzt am unteren Laufe des in den Stillen Ozean mündenden Kolumbiaflusses bis zu den sogenannten Dalles oder Wasserfällen, die stets als ein Zusammenkunftsort der Küstenstämme und der Indianer des Innern zu Handelszwecken galten. Die Stämme, welche hier zusammentrafen, redeten sehr verschiedene Sprachen, über welche aber das Tschinuk, als jene des handelstüchtigsten Stammes, eine Art Übergewicht erhielt. Noch mehr wurde dieses der Fall, als die Weißen ihren Verkehr bis an den Nutkasund erstreckten und hier mit den Tschinuk in Handelsverkehr traten, den sie später den Kolumbia aufwärts ausdehnten. Im Jahre 1811 gründete J. J. Astor aus Walldorf bei Heidelberg den Ort Astoria an der Kolumbiamündung behufs des Pelzhandels und damit erhielt für den Verkehr nach dem Innern das Tschinuk erneute Bedeutung. Tschinuk war den Europäern an der Küste am geläufigsten und auch die Stämme im Innern verstanden es; so wurde es die vermittelnde Sprache und die Grundlage des sich allmählich ausbildenden Handelsjargons.

Nach den Untersuchungen, die Hale angestellt hat, ist das im Handel gebrauchte Wörterbuch dieser Sprache ein keineswegs reiches. Sie kommt im ganzen mit 252 Wörtern aus und diese genügen, um den Handel zu treiben und den Verkehr mit den Eingeborenen zu unterhalten. Diese geringe Wörterzahl darf nicht auffallen, wenn man sich daran erinnert, daß, wie Max Müller berichtet, englische Taglöhner auf dem Lande noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuche haben; der gebildete Engländer gebraucht nur 3000 Wörter. Von jenen 252 Wörtern des Jargons gehören 111 dem Tschinuk an, 18 dem Nutka, 41 sind englisch, 34 französisch, 10 sind klangnachahmend (onomatopöia) und der Rest ist zweifelhaften Ursprungs. Zur Kennzeichnung der Verunstaltung der nichtindianischen Wörter geben wir hier einige Proben. Aus dem Englischen wurde gebildet: Bostun, Amerikaner, nach der Stadt Boston. Hakatschum, handkerchief, Taschentuch. Kol, cold, kalt. Lam, Rum. Oluman, old man, alter Mann. Sno, snow, Schnee. Tala, Doller. Aus dem Französischen sind gebildet: Kapo, capot, Rock. Labusch, la bouche, Mund. Lamestin, la médecine, der Arzt. Lamontai, la montagne, Gebirge. Pulati, poudre, Pulver. Mula, moulin, Mühle. Lebeskwi, le biscuit. Tense, danser, tanzen. Siapot, chapeau, Hut. Sawasch, sauvage, Wilder. Onomatopöia sind folgende: tumwata, Wasserfall, hau hau hurra, rasch, he he, lachen, lip lip, finden, po, schießen, tik tik, Uhr.

Das so gebildete und langsam vermehrte Wörterbuch wurde mit wenigen grammatischen Regeln versehen und entsprach völlig seinem Zwecke. Es ist nun hundert Jahre alt und hat nicht nur im Handel, sondern auch zur (nominellen) Bekehrung der Indianer gedient. Auch einige Hymnen und Predigten in dieser Sprache teilt H. Hale mit, die an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Aus allen Erdteilen.

— „Repatriation" der westafrikanischen Neger. Im August 1890 hat der Gouverneur der britischen Kolonie Lagos am Guineabusen, Sir Alfred Maloney, eine Abordnung von Farbigen aus Brasilien und Havanna empfangen, die demselben einen eigentümlichen Wunsch vortrugen. Senhor Ferreia, Senhor Agasta Mendez, Senhor Da Costa, dieses waren die dunkelfarbigen Herren, deren Wiege in Brasilien und der Havanna stand, trugen dem genannten Gouverneur vor, daß ihre Brüder in der Neuen Welt den heißesten Wunsch hegten, wieder in ihr altes „Vaterland" Afrika zurückzukehren; allerdings sei dieser Wunsch stärker bei den Alten, die als Sklaven über den Ozean gekommen seien, als bei den drüben geborenen „Kreolen". Nur Armut verhindern die Leute, wieder ihr Vaterland aufzusuchen und der Gouverneur möge, im Interesse der britischen Besitzungen in Westafrika etwas dafür thun, diese Bewegung zu unterstützen. Sir Alfred verhielt sich gegenüber den farbigen Gentlemen entgegenkommend und versprach, für billige Überfahrtspreise auf dem zwischen Lagos und Brasilien verkehrenden Dampfer zu wirken. Der Handel könne dabei nur gewinnen und westafrikanische Neger könnten sich als Arbeitskräfte zeitweilig in die brasilianischen Plantagen verdingen, und dann mit ihren Ersparnissen heimkehren; mit ihren drüben erlangten Erfahrungen in dem Anbau von Kolonialpflanzen würden sie Lagos, das nur Palmöl hervorbringt, von Nutzen sein. So berichten englische Zeitungen.

Es ist höchst auffallend, daß plötzlich in den Millionen Negern Brasiliens und Westindiens ein platonisches Gefühl nach dem „Vaterlande" erwacht sein soll, daß sie, wie jener Freiligrathsche Neger, denken an den Niger, wo er gejagt den Löwen, den Tiger, daß sie, die heute zumeist spanisch und portugiesisch reden, wieder in einem Lande leben wollen, wo Negersprachen herrschen und wo ihrer gewiß soviel Arbeit wartet, wie in Brasilien. Ob solche nach Afrika zurückkehrende Neger ein Segen für das Land sind, erscheint fraglich, namentlich mit dem Beispiele Liberias vor Augen, das trotz aller

Beihilfe der Amerikaner nur als ein völlig mißglückter Versuch zu betrachten ist. Den größten Segen von einer vollständig durchgeführten Repatriation würden wohl die Vereinigten Staaten empfinden.

Wir hören soviel von hochgebildeten Negern in Amerika, die bis zu den höchsten Staatsämtern sich emporgeschwungen haben und hier und da von wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen derselben. Bei der Erforschung des schwarzen Erdteils, die uns hier zunächst von Belang ist, haben die gebildeten Neger jedoch in nur verschwindendem Maße mitgewirkt, dieses Werk vielmehr den Weißen überlassen. Und doch könnten sie, leisteten sie, was man vorgiebt, gerade hier am ersten erfolgreich wirken; hier ließen sich ideale Gefühle, falls sie vorhanden, zuerst im Dienste der Wissenschaft und der Kultur Afrikas bethätigen. Was zu verzeichnen auf diesem Gebiete ist in der That sehr gering: Bischof Crowthers Wirksamkeit am Niger ist erwähnenswert; der liberianische Schwarze Anderson lehrte uns 1868 durch seinen Vorstoß nach Musardu das Hinterland jener Republik kennen und im Dienste der Franzosen in Senegambien und in der westlichen Sahara waren einige Farbige als Pionierreisende thätig.

— Niagarafälle. Die State Commissioners am Niagarafalle haben am 8. Dezember 1890 darüber berichtet, daß die Fälle seit ihrer ersten Aufnahme im Jahre 1742 bis jetzt 101 Fuß 6 Zoll (ungefähr 32 m) am Hufeisenfalle zurückgewichen sind. Die größte Zurückweichung beträgt 270 Fuß (82 m), die geringste (der Amerikan falls 10 m. Die Gesamtfläche, welche das Zurückweichen an den Amerikan falls einnimmt, beträgt 32 900 Quadratfuß, am Hufeisenfalle 275 400 Quadratfuß. (Nature).

— Die Kultivierung der übelberüchtigten Landes zwischen Bordeaux und Bayonne hat, seit sie 1860 in Angriff genommen wurde, große Fortschritte gemacht. An Stelle der öden Haiden, in denen typische Stelzenläufer umhergingen, und der ausgedehnten Sümpfe sieht man Kiefernwälder und Weingärten. Man hat dort entwässert, aufgeforstet, Brunnen gegraben und Straßen angelegt. Der Wert des Grund und Bodens ist auf das Zehnfache gestiegen und das „Departement des Landes“, früher eines der ungesundesten in ganz Frankreich, gehört nun zu den gesunden. Die Zahl der Geburten überstieg im Jahre 1889 die der Sterbefälle um 1412. Hauptursache aller dieser Wirkungen ist die ausgedehnte Anpflanzung von Kiefern. Nicht nur ist dadurch die fremde Einfuhr von Nutzholz in Südwestfrankreich verdrängt worden, sondern die Landes führen auch Holz aus; das in den Kiefernwäldern gewonnene Terpentin wirft einen bedeutenden Ertrag ab. Wein wird seit 6 oder 7 Jahren aber nur in bestimmten Gegenden gebaut. Der ganze physikalische Charakter des Departements ist durch die Aufforstungen geändert worden; als kennzeichnendes Bild einer öden Haidelandschaft muß es nun aus unsern geographischen Lehrbüchern verschwinden.

— Der Versuch, Kamele als Lasttiere von Teneriffa aus in das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika einzuführen, ist von Herrn Dominicus unternommen worden. Die Anregung zu der Kamelzucht in Otjimbingué geht vom Hauptmann von François aus, welcher bereits ein Kamel probeweise dorthin brachte, wo es vortrefflich gedieh.

— Die Albanesen in Griechenland. Wiewohl die zweite Nationalität im Königreich Griechenland, die albanesische, von Seiten der Hellenen gern totgeschwiegen wird, dieselbe auch teilweise in der Hellenisierung begriffen ist, erscheint sie doch noch sehr stark vertreten: der elfte Mensch im Königreich ist ein Albanese. Über die Sitze und Verbreitung dieses eigentümlichen Volkstammes innerhalb Griechenlands sind wir jetzt durch den deutschen Geologen A. Philippson genügend unterrichtet worden. Auf seinen zwölfmonatlichen Reisen im Peloponnes (1887 bis 1889) zog er genaue Erkundigungen über die dortigen Albanesen ein, deren Anzahl er auf 90 000 (12,3 Proz. der Gesamtbevölkerung) gegenüber 640 000 Griechen (87,7 Proz.) angiebt. In Argolis machen die Albanesen sogar über die Hälfte (55,6 Proz.) der Einwohner aus; in Achaia 2,5 Proz., in Lakonien 7,6 Proz., in Messenia 5 Proz. (vergl. Philippsons Abhandlung in Petermanns Mitteilungen 1890, 33 nebst ethnographischer Karte 1 : 1 000 000).

Was das 1890 von Philippson besuchte Mittelgriechenland betrifft, so vermochte er hier die Sprachgrenze nicht so genau festzustellen wie im Peloponnes. Doch ist der ganze Osten, die größeren Städte ausgenommen, albanesisch, namentlich sind die Eparchien Attika, Megaris, Theben albanesisch. Die Sprachgrenze verläuft von Martino nach Süden durch den Kopaissee und von da zur Bai von Asprapitia. Die Zahl der Albanesen in Mittelgriechenland beträgt 84 000 oder 18,6 Proz. der Gesamtbevölkerung. (Vergl. Zeitschr. der Ges. für Erdkunde zu Berlin XXV, 402.)

Zu den 90 000 Albanesen im Peloponnes und den 84 000 in Mittelgriechenland kommen noch 40 000 in Südeuböa u. s. w., 10000 in Nordandros u. s. w., so daß Griechenland 224 000 Albanesen, 11,3 Proz. der Gesamtbevölkerung, zählt.

— Prähistorische trepanierte Schädel aus Dänemark. Prunières und nach ihm Broca haben die prähistorische Trepanation seit 1873 an Schädeln aus den Dolmen von Lozère nachgewiesen und die ausgeschnittenen Schädelteile als „Rondelle“ bezeichnet; Broca führte auch den Nachweis, daß die Operation nicht eine posthume war, sondern zu Lebzeiten ausgeführt wurde. Man nimmt an, daß dieser Eingriff ausgeführt wurde, um dem bösen Geiste, von dem man den Kranken besessen wähnte, einen Ausweg aus dem Schädel zu öffnen. Seit der Entdeckung Prunières sind noch vielfach trepanierte Schädel aus neolithischer Zeit aufgefunden worden. Auch in Nordamerika wurden sie nachgewiesen, desgleichen in Peru (durch Squier aus Inkafriedhöfen), in Böhmen (durch Dudik und Wankel), bei Giebichenstein (durch Virchow) u. s. w.

Hierzu gesellen sich nun vier dänische vorgeschichtliche trepanierte Schädel, die S. Hansen in den Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1889, S. 170 beschreibt. Der erste von der Insel Falster aus der Steinzeit hat eine 53 und 43 mm große Trepanationsöffnung; der zweite von der Insel Aerö hat ein 30 mm großes rundes Loch, der dritte aus einem Bronzezeitgrabe in der Gegend von Kopenhagen hat einen 9 und 12 cm großen Ausschnitt, also ein ganz bedeutendes Loch; der vierte stammt aus der Eisenzeit von der Insel Seeland. Wie die Beschaffenheit der Ränder zeigt, scheinen die Besitzer der ersten beiden Schädel die Operation längere Zeit überlebt zu haben, was bei jenen der beiden letzten nicht der Fall gewesen sein dürfte. Abgesehen von der oben angegebenen Erklärung — Hervorbringen einer Öffnung, aus der der Dämon entweichen konnte — nimmt Hansen auch nach dem Befunde an, daß die Trepanation zur Heilung eines Leidens diente, das durch Verletzung des Schädels (Hiebwunden) entstand. Zwei jener vier Schädel sprechen dafür.

— „Legenden, Fabeln und Gesänge aus Tschitral“ ist der Titel einer Abhandlung in der Asiatic Quarterly Review, Januar 1891. Verfasser ist Seine Hoheit der Sirdar Nizam-el-Malk, der Radscha von Yasin. Dieses zentralasiatische Bergland im Nordwesten Vorderasiens zwischen den russischen und englischen Besitzungen ist gegenwärtig noch unabhängig; daß der regierende Fürst einen belangreichen folkloristischen Beitrag für eine englische Zeitschrift liefert, ist als Zeichen des dort wachsenden englischen Kultureinflusses aufzufassen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 4.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Zur Volkskunde der Alpenländer.

Von Gustav Meyer. Graz.

I.

Goethe erzählt in seiner „Kampagne in Frankreich“ gelegentlich eines Besuches in der Galerie in Düsseldorf: „Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraus traten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schänke in gute Gesellschaft käme?“

Wen ein ähnliches Gefühl der Erleichterung ergreift, wenn er von der Lektüre einer Sammlung Volkslieder zu den Goldschnittbändchen unsrer Salonlyrik zurückkehrt, dem wollen wir seine Kreise nicht stören. Goethe hatte trotz seiner Begeisterung für italienische Kunst auch offenen Sinn für den Realismus der Niederländer und fand in ihren Studien, wie er sich ausdrückte, „Gewinn fürs ganze Leben“. Daß er auch für die Bedeutung der Volksdichtung tiefstes Verständnis hatte, ist bekannt genug. Heutzutage ist Kenntnis des Volksliedes und Liebe zu demselben nicht allzu häufig anzutreffen, wenigstens im größern Publikum. Für die wenigen, welche zu dieser Gemeinde gehören, werden die fünf Sammlungen, welche die bekannte Verlagsbuchhandlung von Liebeskind in Leipzig in allerliebsten Elzevir-Ausgaben vor kurzem veröffentlicht hat, eine freudig begrüßte Gabe sein [1]).

Die Gattung der Vierzeilen, der sogenannten Schnadahüpfeln, ist hier durch zwei Bändchen vorzugsweise reich vertreten. Sie regen zu mannigfachen Gedanken an, die schließlich weit über die Grenzen Tirols und der Alpenländer überhaupt hinaus führen. Das Hauptgebiet des Schnadahüpfels gehört dem bayrischen Sprachgebiete an. Bayrisch wird gesprochen in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, in Teilen von Ober- und Mittelfranken, im Egerlande und an den böhmischen Abhängen des Böhmerwaldes, ferner in Österreich ob und unter der Enns, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten, endlich an der ungarischen Grenze. Hier ist diese vierzeilige Dichtungsart überall zu Hause, unter mannigfachen Namen immer ein und dieselbe, sei es nun, daß man sie Gsangln und Gstanzln nennt, wie in Niederösterreich, oder Plapperliedln, wie in Kärnten, oder Schnadahüpfeln, wie in Bayern, Tirol und Steiermark, oder schlechtweg Vierzeilige, wie im Egerlande. Von da greift diese Dichtungsart hinüber nach Westen in alemannisches Sprachgebiet; sie ist in Vorarlberg lebendig und unter verschiedenen Bezeichnungen in der deutschen Schweiz; wir treffen sie als Schelmenliedle in Schwaben an, und einzelne Strophen sind bis in das Elsaß verschleppt worden. Nach Norden zu ist sie im fränkischen Vogtlande vollständig eingebürgert; die Rundâs in der Sammlung von Dunger sind dutzendweise identisch mit vielen unsrer gangbarsten Schnadahüpfeln. Auch im Koburgischen sind sie als Schlumperliedeln noch lebendig; weiter hinauf, in Thüringen und Dessau, erscheinen sie als versprengtes Gut. Ebensowenig haben sie im österreichischen und preußischen Schlesien das volle Heimatsrecht erworben. Am merkwürdigsten ist ihr Vorkommen im äußersten Nordosten des deutschen Sprachgebietes, in der preußischen Provinz Preußen. In Ostpreußen ist z. B. folgendes echte und rechte Schnadahüpfl bekannt, das auch in den Alpenländern, in Schwaben, dem Sonnebergischen und dem Vogtlande in verschiedenen Varianten gesungen wird:

Vier Ochsen, drei Kälber,
Eine bucklige Kuh,
Das giebt mir mein Vater,
Wenn ich heiraten thu'.

[1]) Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889.
Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1890.
Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889.
Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.
Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.

In der Sammlung von Greinz-Kapferer lautet es (I, S. 99):

An schwarzbraunan Ochs'n
Und a tschetati Kua,
Dö geit ma mei' Vota,
Wenn i heirat'n thua!

Hier in Preußen können wir ungefähr erraten, woher und wie die Vierzeilen eingewandert sind. Wir dürfen sie ohne Zweifel an die schwäbische Kolonie in Westpreußen anknüpfen, welche Friedrich der Große dort angesiedelt hat. Gerade mit schwäbischen Schelmenliedchen decken sich einige der noch heute dort gesungenen Vierzeilen vollständig. Mit Tracht und Sitte, mit Glauben und Sprache, mit Sagen und Märchen ist auch das Schnadahüpfl mitgewandert aus der alten Heimat in die neue; aber während Tracht und Sitte vergessen werden, während die Mundart aufgeht in derjenigen der Umwohner, bleibt das Schnadahüpfl zäher, und wenn es auch nicht mehr in der üppigen Fülle wuchert, wie daheim, so entgehen doch einzelne Exemplare durch beständige Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder der Vergessenheit. Es ist so anspruchslos und so liebenswürdig, daß es auch den Fremden sich wert zu machen versteht. Es wird in fremde Mundart übersetzt — das oben angeführte Liedchen von der buckligen Kuh ist in Pommerellen wie in Lippe auch plattdeutsch bekannt —, ja, es hat bei der Einfachheit seiner Form und der Faßlichkeit seiner Pointierung die erstaunlichste Fähigkeit, nach wenigen Mustern immer neue und neue Strophen erzeugen zu lassen.

Auch der lustigste und liebenswürdigste Wanderbursche wird heute nach seinem Paß gefragt. Unser Schnadahüpfl wandert seit einer Zeit, wo das Herumstreifen auf den Landstraßen noch nicht durch so feste Ordnung beschränkt war. Darum vermag so recht mit Bestimmtheit niemand zu sagen, wo es eigentlich zu Hause ist. Die Alpengebiete Bayerns und Österreichs scheinen das größte Anrecht darauf zu haben, für seine Heimat zu gelten. Hier mag die vierzeilige Strophe mit den zwei Hebungen in jeder Zeile zuerst vorzüglich als Tanzweise erklungen sein; darauf scheint der Name Schnadahüpfl hinzudeuten. Auch heute ist dieser Charakter noch nicht verwischt: wenn der Bauernbursche seinem Schatz einen Tanz zahlen will, tritt er mit ihm vor, wirft den Musikanten Geld hin und singt einen Vierzeiligen nach bekannter Melodie, die dann von der Musik nachgespielt wird. Aber das Schnadahüpfl ist nicht auf den Tanzboden beschränkt. Jedesmal, wenn sich im Leben des Gebirgsvolkes Fröhlichkeit und Glück, Übermut und Ausgelassenheit Luft machen will, da ist es als bequemste Sangweise und als leichteste Improvisation zur Hand; und nicht minder stellt es sich dem Kummer betrogener Liebe und trotzigem Hohn gegen das treulose Liebchen zur Verfügung und die Herausforderung, die nicht selten mit blutiger Rauferei endet, spielt sich — besonders in Tirol — in dem Rahmen eines Wettgesanges mit Vierzeilen ab; und auf einsamem Gebirgspfade, wo der Bursch zum Fensterln geht oder wo der Jäger dahinzieht, da ertönt das Liedchen, und der Überschuß der Empfindung klingt in lang nachziehendem Jodler aus.

Es ist mit dem Schnadahüpfl wie mit aller Volksdichtung. Es ist uralt, und dabei doch immer wieder jung und neu. Gelehrte Forschung verfolgt seine Spuren bis ins hohe Mittelalter zurück; sehr viele der heute gesungenen Strophen sind gewiß vor mehreren hundert Jahren zum erstenmale gesungen worden. Jede Vierzeile ist einmal zuerst von einem bestimmten Sänger erdacht und vorgetragen worden. Gefiel sie, dann war sie rasch in aller Munde, ward hinausgetragen über die Gemarkung des Dorfes, über die Grenzpfähle des Landes, weit hinaus, so weit überhaupt derartige Kunstübung blühte, und, wir haben es gesehen, noch viel weiter. So kommt es, daß wir hunderten von Schnadahüpfln auf dem ganzen Gebiete dieser Dichtungsart begegnen, in Tirol wie im Vogtlande, in Schwaben wie in Steiermark, überall gleich und doch anders gestaltet nach Mundart und leiser Nüancierung des Ausdrucks. Aber auch da, wo die einzelne Strophe zuerst entstanden ist, bleibt ihre Form keine feste; jeder, der sie singt, singt sie anders, mit kleineren oder größeren Abweichungen, und so wird sie in stets frisch schaffender Improvisation immer gleichsam von neuem geboren. In feststehender Grundform die größte Beweglichkeit — das ist die Signatur der Volksdichtung überhaupt, die man nirgends besser studieren kann als am Schnadahüpfl und an den verwandten Liedformen andrer Völker.

Wer die kärntnerischen Alpen hinuntersteigt und durch Friaul nach dem Venezianischen hineinwandert, der hört auch dort allenthalben vierzeilige Liedchen, mit einheimischem Namen Villotte benannt. Ihre Form ist derjenigen der Schnadahüpfln ungemein ähnlich: die Zeile beginnt mit einem Auftakt und gipfelt in zwei Hebungen; die zweite und vierte Zeile reimen, die erste und dritte sind nicht gereimt. Das ist die normale Form, von der selten Abweichungen vorkommen, die auch beim Schnadahüpfl nicht ganz fehlen. Von den ihrem innern Wesen nach so nahe verwandten Ritornellen und Rispetten Mittel- und Süd-Italiens heben sich diese Villotte durch ihre Form in charakteristischer Weise ab. Ist das durch die lokale Nähe des Schnadahüpfls hervorgerufen — auch die Slovenen in Steiermark singen vierzeilige Vize (Weisen) — oder durch eine gemeinsame Grundlage bedingt? Und ist diese Grundlage nichts weiter als eine gleiche Anlage des menschlichen Geistes oder eine bestimmte ethnologische Thatsache?

Man hat an das letztere gedacht. Der Umstand, daß das kymrische Volk in Wales ähnliche Vierzeilen besitzt, hat zu der Annahme geführt, daß die vierzeiligen Liedchen der Alpenländer und Oberitaliens in ihren Ursprüngen den Kelten zuzuschreiben seien, welche nachweislich einmal in diesen Gegenden gewohnt haben. Man fand eine Unterstützung für diese Ansicht darin, daß auch auf der pyrenäischen Halbinsel eine ähnliche Dichtungsart — die spanischen Coplas, die portugiesischen Cantigas — heimisch ist. Wie in sonst unverwandten Sprachen gemeinsame Erscheinungen auftreten, die dem ethnologischen Einflusse einer ältern, auf dem Gebiete jener Sprachen einst gesprochenen Sprache zugeschrieben werden müssen, so glaubte man hier einer ähnlichen Thatsache auf dem Gebiete der Volksdichtung auf der Spur zu sein. Aber ist man nicht hier etwas zu vorschnell mit der Schlußfolgerung gewesen? Wenn sich herausstellt, daß auch in andern Gegenden, in welche niemals ein Kelte seinen Fuß gesetzt hat, Liedchen von ähnlicher Form und verwandtem Inhalte vorhanden sind, ist es dann gestattet, hier auf engerem Gebiete die Kelten dafür verantwortlich zu machen?

Und in der That, die vierzeilige Strophe ist eine allenthalben, wo es Volkspoesie giebt, mit Vorliebe verwendete Form, um subjektives Empfinden in augenblicklicher Improvisation auszusprechen. Sie ist bei den arischen Indern so wenig unbekannt, wie bei den semitischen Syriern. Die malayischen Pantuns sehen den Schnadahüpfln zum Verwechseln ähnlich; schon Chamisso hat bemerkt, wie hier, ganz ähnlich wie bei uns, ein sinniger Gedanke durch einen Vergleich aus der Natur vorbereitet wird. Die lettische Volksdichtung besteht wesentlich aus vierzeiligen Liedchen in trochäischem Rhythmus, wie im Spanischen. Ganz reizend sind zum Teil die russischen und polnischen Tanzliedchen, auch sie nicht selten ein Naturbild mit einem erotischen

Gedanken verknüpfend. Die tschechischen Vierzeilen will Helfert auf polnischen Einfluß zurückführen; ich weiß nicht, mit welchem Rechte. So kann man die Vierzeile über Schweden durch plattdeutsches Sprachgebiet verfolgen, bis wir in Frankreich wieder auf keltischem Boden ankommen. Und schließlich ist es wahrscheinlich, daß auch das dreizeilige Ritornell wie das achtzeilige Rispett aus vierzeiliger Strophenform entstanden sind.

Das alles ist merkwürdig genug. Es giebt dafür kaum eine andre Erklärung als die aus der überall wesentlich gleichen Anlage des menschlichen Geistes. Nicht anders ist es, wenn dasselbe primitive Ornament in den Anfängen der orientalischen und griechischen Kunst und bei südamerikanischen Stämmen gefunden wird. Nähere Zusammenhänge sind daraus nicht zu folgern. Auch aus dem Inhalte nicht. Er ist überall vorzugsweise die Liebe. Daß hier, wo das Gefühl mit allen seinen Stufen, Wandlungen und äußeren Verhältnissen auf dem ganzen Erdball wesentlich das gleiche ist, mitunter an den entlegensten Orten der gleiche Gedanke in überraschend ähnlicher Pointierung auftritt, wen darf dies wundern? Giebt es doch auch auf litterarischem Gebiete die seltsamsten Begegnungen schöner Geister. Wenn es im Schnadahüpfl heißt:

A scheans Diandl liabn
Is sei Lebta koa Sünd;
Das hat ja da Pfarra
Von da Kanzl vakündt,

so heißt es entsprechend im italienischen Rispett:

Ich sprach den Pabst in Rom und fragt' ihn frei,
Ob denn das Lieben eine Sünde sei.
Er sagte: Nein, liebt nur in Gottes Namen,
Doch, wohl gemerkt, nur schöne Mädchen. Amen!

Sehr verbreitet ist allenthalben in mannigfacher Version das Schnadahüpfl:

Mei Herz ist vaschlossen,
Is a Vogenschloß dran,
Is an anziges Büabl,
Das 's afmachen kann.

Man schreibt gerade diesem Liedchen wegen des Zusammentreffens mit einer Strophe Werners von Tegernsee hohes Alter zu. Ganz ähnlich lautet eine portugiesische Cantiga:

Meu coração abre e fecha,
Sem ser arca nem bahu,
Está fechado para todos,
Aberto só para um.

Ich stehe davon ab, weitere Ähnlichkeiten vorzuführen, wie sie sich zum Beispiel in dem Wunsche junger Mädchen, zu heiraten, in der Beurteilung der verschiedenen Stände für die Ehe, in der Abneigung gegen die Heirat mit einem alten Manne u. s. w. reichlich zeigen. Weit überwiegend gegenüber der Übereinstimmung ist doch die Verschiedenheit. Es ist wahrhaft erstaunlich, bei einem Überblick über die verschiedenen Volkslitteraturen zu sehen, welcher geradezu grenzenlosen Mannigfaltigkeit des Ausdrucks das Gefühl der Liebe fähig ist. Daß die Verschiedenheit des Volkscharakters dabei zur durchgreifendsten Geltung kommt, ist selbstverständlich, und es wäre eine höchst interessante Aufgabe, die verschiedenen Völker gerade an der Hand der Vierzeilen zu zeichnen. In der endlosen Fülle dieser Produktion ist nicht alles von gleichem Werte. Es ist wie eine Wiese, die in weiter Ausdehnung mit einer Fülle bunter Blumen bedeckt ist und dem Auge so den erfreulichsten Anblick bietet; geht man näher und pflückt die Blumen ab, so findet man viel gewöhnliche und unscheinbare Pflanzen darunter.

Ammons anthropologische Statistik von Baden.

Die anthropologische Untersuchung der Wehrpflichtigen in Baden erstreckt sich jetzt über mehr als 18000 Mann und ergiebt manche beachtenswerte Resultate bei dem Umstande, daß neben Körpergröße und Brustumfang auch die Schädelform und Haar-, Augen- und Hautfarbe festgestellt wurden. Wir erhalten z. B. eine Aufklärung, wie weit die Annahme von der Identität großer Leute mit blonden Langköpfen und kleiner Leute mit brünetten Kurzköpfen berechtigt ist. Auf Beobachtungen innerhalb kleinerer Bezirke, auf die Angaben alter Schriftsteller über die Körperbeschaffenheit von Germanen und Kelten hat man die Meinung mit großer Zähigkeit festgehalten, die Blonden müßten groß und langköpfig sein. Die Untersuchungen zeigen, daß immerhin einiges von dieser alten Behauptung richtig ist. Unter den Langköpfen kommen bis zu 40 Proz. Große und 17 Proz. Kleine vor; bei den Kurzköpfen findet sich nahezu das umgekehrte Verhältnis, nämlich nur 16 Proz. Große, aber dafür 39 Proz. Kleine. Es sind nun freilich nicht alle Langköpfe groß, und alle Kurzköpfe klein, allein es besteht doch eine nahe Verwandtschaft zwischen Körpergröße und Kopfform. Wie weit nun germanische und keltische Völker in diesen Lang- und Rundköpfen stecken, soll hier unerörtert bleiben. Von einer Entscheidung sind wir noch ziemlich weit entfernt.

Die Erhebungen in dem Großherzogtum Baden scheinen auch für die Vererbung körperlicher Merkmale wertvolle Thatsachen zu liefern. Der Berichterstatter, Herr O. Ammon, teilt mit, daß bei der häufigen Vermischung der Blonden mit den Brünetten die Merkmale einzeln auf die Nachkommen vererbt werden. Einige der Kinder gleichen mehr dem Vater, andre mehr der Mutter; dabei werden Größe und Kopfform von einem der beiden vererbt, Augen-, Haar- und Hautfarbe von dem andern. Bei einzelnen Individuen werden aber auch Größe und Kopfform, sowie Augen-, Haar- und Hautfarben übertragen. Der Schwerpunkt der statistisch festgestellten Art der Übertragung liegt in dem Ergebnis, daß einzelne Merkmale aus dem Organismus gleichsam herausgenommen werden und sich in den andren verpflanzen. Man dachte früher sich den ganzen Prozeß der Vererbung anders und verglich denselben mit einer chemischen Mischung. Mehr und mehr stellt sich aber jetzt heraus, daß Vererbung zum großen Teil einer mechanischen Mischung gleicht, sie liefert ein Mosaikbild, in welchem die einzelnen das Bild zusammensetzenden Steine von dem Vater und der Mutter, von Groß- und Ureltern stammen und aus unbekannten Bedingungen in höchst verwickelter Anordnung sich durchdringen können.

Neuerdings glaubt der badische anthropologische Verein noch nach einer andren Seite einen wertvollen Gewinn bezüglich des schwierigen Problems der Vererbung erreicht zu haben, wir berichten hier darüber nach einem Artikel in der Beilage der Allgemeinen Zeitung [1]), ohne jedoch die Ansichten des Verfassers zu den unsrigen zu machen. Wir selbst glauben zwar mit ihm an eine Vererbung geistiger Eigenschaften, allein der Sachverhalt bedarf wohl noch umfassen-

[1]) München, den 29. Okt. 1890, Nr. 300. „Ein Beispiel der natürlichen Selektion beim Menschen.“

derer Beobachtungen. „Die Städte, beziehungsweise die Mittelschulen sollen in größerem Maße die blauäugigen Langköpfe anziehen als die braunäugigen Kurzköpfe.“ Das ist ein Ergebnis seiner Statistik[1]). Dieser vermehrte Zugang von blauäugigen Langköpfen wird nun als eine natürliche Selektion im Sinne Darwins aufgefaßt, weil die Kurzköpfe trotz entsprechender Zahl schließlich in den Städten aufgerieben werden sollen, da sie in ihnen weniger gut gedeihen. „Aber nach und nach gewinnen die Kurzköpfe doch die Oberhand, weil sie den andren an Zahl überlegen sind.“ Die angebliche Selektion bestände nun darin, daß die blonden Langköpfe die Mittelschulen (jetzt wenigstens) mehr frequentieren, weil jede höhere Befähigung mit ihrer Schädel- und Hirnform zusammenhängen soll (!?).

Der naheliegende Gedanke, bestimmte Fähigkeiten an bestimmte Kopfformen zu knüpfen, ist wohl von keinem Gelehrten mit größerer Thatkraft verfolgt worden, als jüngst von dem Franzosen de Lapouge. Ihm zufolge entspringt jede höhere Befähigung den blonden Langköpfen, welche Arier genannt werden, und von denen die Germanen ein Zweig sind. Auf die Anwesenheit von arischem Blut ist die höhere Gesittung und Thatkraft aller (? Ref.) Völker zurückzuführen, welche in der Geschichte eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Die Arier sind die Pioniere der Menschheit, die Bahnbrecher des Fortschritts, während die Rundköpfe und die ihnen nahestehenden Kreuzungsprodukte die Träger des Stillstandes sind.

Das, was de Lapouge von den Ariern sagt, ist ungerecht gegen die Kultur im Reich der Pharaonen, der Perser und der Inder und noch vieler andrer Völker, welche die unwiderleglichsten Beweise „höherer Befähigung“ gegeben haben. Wo ist mehr „höhere Gesittung und Thatkraft“ zu finden, als in der Geschichte der Griechen und Römer, von denen weder die einen noch die andern von blonden Langköpfen abstammen. Und die Phöniker und die Araber, denen Montpellier, die Heimath des Herrn Lapouge, seine Entstehung und seine Förderung verdankt? Die Behauptungen Lapouges sind nicht bloß ungerecht, sondern auch irrig; wir bestreiten des bestimmtesten die Annahme, als ob nur die Langköpfe Arier gewesen wären. Die Kurzköpfe sind es nicht minder. Sind es die einen, so sind es auch die andern. Sie sind alle zu gleicher Zeit in Europa angekommen, sie lebten schon miteinander in den ältesten Pfahlbauten vor der Entdeckung der Metalle und paarten sich friedlich, als sie noch ihre Werkzeuge aus Feuersteinen zurechtschlugen. Das hat die Kraniologie schon längst bewiesen und an dieser Thatsache scheitern alle Ergebnisse der Statistik, welche zwischen Ariern und Nicht-Ariern in dieser Weise unterscheiden wollen. Rassenmerkmale halten wir überdies für den Kulturfortschritt für bedeutungslos. Er ist durch die Arbeit des Gehirns bedingt und nicht durch die Form der Schädelkapsel. Deshalb bekennen wir uns auch zu der Lehre der Kraniologie, welche da sagt: „Es giebt keine Bauernschädel, obgleich diese Bevölkerungsklasse durch lange Reihen von Generationen ihre Beschäftigung nicht wechselt. Gerade die bäuerliche Bevölkerung zeigt die reichste Abwechslung in ihren Schädelformen, von der extremsten Brachykephalie bis zu der der Reihengräberform ähnlichen Dolichokephalie. Aber es giebt auch keine Handwerker-, Beamten-, Schriftgelehrten- oder Faulenzerschädel, obgleich die Thatsache feststeht, daß in vielen Familien die eine oder andre dieser Beschäftigungsweisen seit vielen Generationen auf einzelne Familienglieder vererbt wird.“

Die Thätigkeit des Gehirns ist von dem Reiz, d. i. der Anregung abhängig im weitesten Sinn, das lehrt die Geschichte der Zivilisation in überzeugender Sprache. Wir sind nicht Sklaven, sondern Herren unsrer Rassenmerkmale, sicherlich derer, die am Hirnschädel vorkommen. Sie bestimmen freilich die Form des Gehirns nach Länge und Breite, allein nicht den Grad der Intelligenz. Der Intellekt ist mindestens in Europa diesen Rasseneigenschaften am Schädel niemals Unterthan gewesen. — o —

[1]) Hier einige Zahlenangaben und Erklärungen hierzu, die wörtlich dem betreffenden Artikel entstammen.

„Bei den Wehrpflichtigen in der Stadt Karlsruhe waren 30,0 Proz. Langköpfe, im Landbezirk nur 11,5 Proz.; in Mannheim Stadt 33,8 Proz., Land nur 23,9 Proz. Umgekehrt waren die Rundköpfe auf dem flachen Lande zahlreicher. Sie betrugen in Karlsruhe Stadt 18,5 Proz., Land 35,9 Proz., Mannheim Stadt 12,4 Proz., Land 24,6 Proz. Vergleicht man die absoluten Maße, so findet man dem Vorstehenden entsprechend die Stadtköpfe länger als die Landköpfe, aber letztere breiter als erstere. Dieses Resultat, welches in einigen andern Städten sich in ähnlicher Weise wiederholte, giebt zu denken. Wenn wir von der feststehenden Thatsache ausgehen, daß das städtische Leben unmöglich eine Umformung der Köpfe bewirken kann, so werden wir zu dem Schlusse gedrängt, daß zu der fortdauernden Einwanderung nach den Städten die langköpfigen Bestandteile der Bevölkerung einen größeren Anteil stellen, als die rundköpfigen. Hinter diesem Schlusse erhebt sich aber gleich der weitere, daß den Langköpfen in höherem Grade als den Rundköpfen diejenigen Eigenschaften innewohnen müssen, welche zu einem regsameren Leben, wie es die Stadt bietet, hindrängen und befähigen. Unter Langköpfen sind alle mit einem kleineren Index als 80 verstanden, unter Rundköpfen alle mit Index 85 und mehr. Die früher veröffentlichten Ziffern von Karlsruhe und Mannheim haben behufs Erlangung der Vergleichsfähigkeit mit den später folgenden eine kleine Korrektur erfahren müssen, weil zwei verschiedene Beobachter nicht ganz die gleiche Messungsmethoden angewandt hatten.“

Dieses ganze Resultat ist vielleicht dadurch herbeigeführt, daß selbst Leute mit dem Kopfindex von 76 bis 80 zu den Langköpfen gezählt wurden, was kraniologisch nicht gerechtfertigt erscheint. Übrigens ist der Schluß auf die höhere Intelligenz der Langköpfe, weil sie zahlreicher die Städte aufsuchen, nach unsrer Ansicht auch durchaus nicht zwingend.

Indonesisches Feuerzeug.

Von C. M. Pleyte Wzn. Amsterdam.

Auf die Verlesung einer Mitteilung von Skertchly[1]) im Anthropological Institute im Dezember 1889, welche sich mit den Geräten zur Feuerbereitung in Nordborneo beschäftigte, folgte eine Diskussion, in welcher einige Beispiele des Feuermachens aus Australien und dem Arktischen Amerika angeführt wurden, aber kein einziges aus Indonesien, obwohl der Gebrauch von Feuergeräten gerade dort sehr allgemein ist. Es möge daher gestattet sein, hier auf diese Lücke einzugehen.

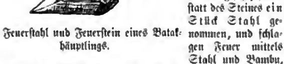
Wenn auch die westliche Kultur in dem Ostindischen Archipel immer weiter vordringt, und die Eingeborenen schon mit Zündhölzern bekannt gemacht hat, ist sie doch noch nicht im stande gewesen, die alten Feuerzeuge zu verdrängen. Noch heute benutzt der Malaie wie der Melanesier im Notfalle oder bei Mangel an Zündhölzern sein altes vererbtes Feuergerät, und zwar noch ebenso geschickt wie früher, wo er unsre Methode des Feuermachens noch nicht kannte.

Als die älteste in Indonesien ausgeübte Weise, Feuer zu erzeugen, muß wohl das Feuerschlagen mittels eines Steines gegen ein Stück Bambu betrachtet werden[2]); dies geht hervor aus dem Umstande, daß der noch in primitivem Zustande dahinlebende Eingeborene beim Hacken von Bambu

mehrmals bemerkt haben mußte, daß glühende Splitter von seiner Steinart absprangen. Dabei bemerkte er auch, daß diese Funken im stande waren, trockenen Schwamm, der etwa in der Nähe lag, zu entzünden. Was also zufälligerweise geschah, brachte ihn auf den Gedanken, absichtlich mittels eines Steines, eines Stückes Bambu und Zunder oder trockener Faser Feuer zu schlagen. Auf die so erhaltene glühende Masse häufte er trockene Blätter und Holz, eine Flamme loderte auf, und so gelangte er zur Erfindung des Feuergerätes.

Noch heutzutage wird solchergestalt verfahren von den Alfuren von Halmaheira [3]), von den Bewohnern der Ceramlawut-Inseln [4]), von den Kissaresen, von den Papuas der Insel Waigeu [5]), von einzelnen Dajakstämmen, und von einigen Malaien der Philippinen. Boyle z. B. berichtet, daß ein Dajak von Nord-Borneo aus seiner Siridose ein Stück Bambu, eine Scherbe von einem Krug und etwas Zunder nahm, den er auf die Scherbe legte und an die er nun scharf mit dem Bambu schlug, um sofort Feuer zu erhalten [6]).

Fig. 1.



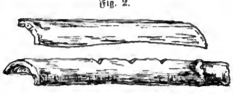
Feuerstahl und Feuerstein eines Batakhäuptlings.

Guillemard beobachtete dieselbe Methode auf Waigeu, nur wurde auch statt eines Feuersteins ein Stück von einem zerbrochenen Topfe verwendet, gerade wie uns dies von Halmaheira berichtet wird. Wie hieraus hervorgeht, haben mehre Stämme ihr ursprüngliches Feuerzeug unverfälscht bewahrt; andre dagegen, mehr dem Einfluß der Zivilisation ausgesetzt, haben statt des Steines ein Stück Stahl genommen, und schlagen Feuer mittels Stahl und Bambu, wie z. B. die Bewohner des Goram-Archipels. Wieder andre, z. B. die Batak auf Sumatra, gaben auch den Bambu preis und nahmen dafür den Stein wieder. Es würde zu weit führen, alle Stämme zu nennen, die aus Stahl und Stein Feuer schlagen. Zur Vervollständigung unsrer Skizze wollen wir nur die Bataks erwähnen, und dabei einen Batakschen Feuerstahl abbilden (Fig. 1).

Außer durch Schlagen versteht der Indonesier noch auf dreierlei Art Feuer zu entwickeln; durch Reiben von zwei Stücken Bambu oder Holz aufeinander, durch Drehen eines Stückes Holz in einem andern, und mittels der Feuerpumpe. Diese drei Methoden werden wir jetzt näher betrachten.

Zum Feuerreiben werden auf den meisten Inseln zwei Stücke Bambu gebraucht. Man sucht dazu ein vollkommen trockenes Stück aus und spaltet es der Länge nach in zwei Hälften, schabt aus dem Inneren die silberglänzende, weiße Haut und das weiche Holz so fein wie möglich, heraus und rollt das Geschabsel zu einer losen Kugel zusammen, die auf den Boden gelegt und mit der einen Hälfte des Rohrs bedeckt wird, so daß sie oben gegen die Wölbung drückt. Von der andern Hälfte spaltet man dann noch einen lattenförmigen Streifen zurecht, dessen eine Seite zugeschärft wird. Mit dieser Seite sägt oder geigt der Feuermacher nun wie mit einem Bogen auf dem Bambu, der von einem Begleiter oder einem Pflocke festgehalten wird, gerade über der Stelle, wo das feine Geschabsel liegt, hin und her, indem er allmählich den Druck und die Geschwindigkeit steigert. Es entsteht ein Einschnitt quer durch die Längsfasern, die Wärme wächst bei der starken Reibung sehr schnell, und in dem Augenblick, wo das Gewölbe durchschnitten ist, entzündet sich das verkohlte Holzpulver zu Funken, die in den darunter liegenden Faserballen fallen und durch vorsichtiges [7]) Blasen allmählich zu einem Flämmchen genährt werden. (Vergl. Fig. 2.) So z. B. verfahren im Westen des Ostindischen Archipels die Orang Benua, des Riouw-Lingga-Archipels [8]) und die eingeborenen Stämme Peraks und Selanggors auf der Halbinsel Malakka [9]). Auf Sumatra wurde bis vor kurzem [10]), vielleicht auch noch jetzt Feuer gerieben [11]). Die Javanen, besonders die Bewohner des westlichen Teiles der Insel, die Sundanesen, kennen dieses Feuerreiben unter dem Namen Miruha [12]). Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß sie kein Bambugeschabsel beim Reiben verwenden, sondern ein wenig Zunder, Kawul genannt [13]), den sie auf das untere Stück legen, nachdem sie vorher in dieses einen Querschnitt gemacht haben. Solchergestalt wird auch von den die nördlichen Striche Borneos bewohnenden Dajaks [14]), den Cajagus der Suluinseln [15]), von

Fig. 2.



Bambus zum Feuersägen von den Kei-Inseln.

den Apojaos [16]), den Guinanen, den Tinguianen, den Igorotten, nebst den die Gran Cordillera Central, östlich von Abra, bewohnenden Stämmen, sowie von den Negritos und den Bontok-Leuten und Bagobos verfahren [17]). Die Alfuren der Minahassa [18]) und die Talaut-Insulaner thun dasselbe [19]). Mehr östlich in Indonesien waren es, bevor sie zum Christentum bekehrt wurden, die Ambonesen, welche aus Bambu Feuer rieben [20]); heutzutage verfahren so noch die Bewohner der Insel Kaisa [21]) und die des Goram- und Ceramlawut-Archipels, die Kei-Insulaner [21]), die Bevölkerung der Luang Sermata-Gruppe, die Eingeborenen von den Inseln Wetter und Kisser [22]) und die Timoresen. Bisweilen wird von den oben genannten Stämmen Holz statt Bambu angewendet; in diesem Falle erfordert das Reiben, bis Feuer entsteht, ein wenig mehr Zeit.

Wir wenden uns nun der Methode zu, nach der durch Quirlen oder Drehen Feuer erzeugt wird. Vorausgeschickt muß hierbei werden, daß Feuerdrehen nur mittels zweier Holzstücke in Verbindung mit ein wenig Zunder ausgeführt werden kann. Die Malaien nennen das Feuerdrehen mĕmusar-api, die Batak mamusar-api; beide Wörter, mĕmusar und mamusar, sind abgeleitet von dem Grundworte pusar = Drehung, speziell schraubenförmige Drehung [23]). Mĕmusar-api bedeutet also Feuerdrehen oder Feuerquirlen, das ganze Instrument wird pusaran = Feuerquirl genannt. Die Olo-Ngadju-Dajaks von Borneos Südost-Abteilung sprechen das Grundwort pusăh aus [24]). Außer von diesen wird der pusaran noch von den Maduresen benutzt [25]). Das eine der zum Feuerquirlen benutzten Holz-

stücke, das beim Drehen unten liegt, bildet ein längliches, viereckiges, flaches Holzbrettchen (Fig. 3 b), bei den Malaien ibu oder pĕrampuwan und bei den Dajaks lisong genannt. In dieses Brettchen werden auf der einen Seite einige nach unten zu kegelförmig verlaufende Löcher gemacht. Das andre Stück stellt ein rundes Stäbchen dar, am untern Ende stumpf zugespitzt; dieses Stäbchen nennen die Malaien anak oder laki-laki (Fig. 3 a), die Dajaks halo. Wenn jetzt Feuer gedreht werden soll, legt der Eingeborene ein wenig Zunder auf eines der Löcher des Brettchens, und nimmt das Stäbchen zwischen beide Hände. Darauf stellt er dieses senkrecht auf das mit Zunder belegte Loch des Brettchens, und fängt an, es langsam zwischen den Händen zu drehen, später die Bewegung allmählich verschnellernd, indem er einen sanften Druck nach unten ausübt. Natürlich gleiten seine Hände allmählich nach unten; wenn sie aber dicht bei dem Brettchen angelangt sind, hält er einen Augenblick inne und faßt das Stäbchen schnell wieder beim oberen Ende (das Stäbchen steht also so lange still). Nachdem er diese Arbeit ungefähr eine Minute fortgesetzt hat, fangen Zunder und Holz zu glühen an. Selbstverständlich kann jede Öffnung nur einmal gebraucht werden. Außer von den obengenannten Malaien, Dajaks und Bataks wird diese Methode des Feuerdrehens noch von den Dajaks von Nord-Borneo [26]) und einigen Stämmen der Philippinen, wie z. B. den Apoyaos von Nord-Luzon [27]), den Guinanen und Tinganen [28]) den Cerammers, den Luang Sermata-Insulanern und den Weteresen [29]) ausgeübt.

Wie schon gesagt, nennen die Malaien das Brettchen ibu oder pĕrampuwan, das Stäbchen anak oder laki-laki. Die beiden ersten Wörter bezeichnen Mutter und Weib, die beiden letzten Kind und Mann. Es läßt sich wohl nach diesen Benennungen annehmen, daß sie nach den Vorgängen beim Akte der Kopulation auf die beiden Holzstücke übertragen wurden.

Der Olo-Ngadju-Dajak dagegen hat bei der Benennung der beiden Teile des Feuerzeuges an seinen Reisstampfblock gedacht; er nennt das Brettchen lisong (mal.) lësung (Reisstampfblock) und das Stäbchen halo (mal.) alu (Stampfer).

Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.



Feuerbohrer von Madura. Feuerbohrer der (Niassernach Modigliani). Feuerbohrer von Madura.

Weil aber das Drehen zwischen den Händen ziemlich anstrengend ist, und eine gewisse Geschicklichkeit erfordert, war der Eingeborene darauf bedacht, erstens die Handhabung zu erleichtern, zweitens auch ein Gerät herzustellen, das für jede Hand brauchbar war. Dieses Gerät fand er in einem Bohrer, der mittels eines Bindfadens gequirlt werden kann. Es gelang den zur malaiisch-polynesischen Rasse gehörigen Huwas auf Madagaskar [30]), den Nias-Insulanern und den Maduresen, solch einen Bohrer zu verfertigen. Modigliani beschreibt uns in seinem Werke über Nias das Feuerbohren folgendermaßen:

„Ein abgerundeter Stab von hartem Holz wird auf der einen Seite von einem Stück trockenen, faserigen Holzes, in dem sich eine Vertiefung befindet, auf der andern von einem Stück Bambu festgehalten, das in der Mitte ein Loch hat, um die Spitze des Stäbchens aufzunehmen. Um Feuer zu erhalten, lassen sie den Bambu von einer zweiten Person halten oder sie halten ihn allein, indem sie die Füße darauf stemmen, dann setzen sie das Stäbchen durch eine Schnur aus Pflanzenstoff, die mehrmals um dasselbe geschlungen ist, in Bewegung, indem sie dieselbe abwechselungsweise nach links und rechts ziehen. Nach wenigen Drehungen entzündet sich das untere Holz und das Feuer wird mit einem Zunder aufgefangen, der aus einem Auswuchs, von den Malaien Lulup genannt, aus dem untern Teile der Palmblätter besteht“ [31]). (Vergl. Fig. 4.)

Der Feuerbohrer der Maduresen ist von dem eben beschriebenen, was die Form anbelangt, ein wenig verschieden. Der Stiel dieses Bohrers ist am oberen Ende durchlöchert; durch dieses Loch wird ein Bindfaden gesteckt, dessen Enden an einen Querstabe befestigt werden, der in seiner Mitte mit einem runden Loche versehen ist, worin der Stiel des Bohrers sich drehen kann. Dicht am unteren Ende des Stieles ist eine schwere runde Holzplatte befestigt, um die Drehung zu beschleunigen. Das untere Ende des Bohrers wird auf ein Brettchen gestellt und ebenso eingerichtet wie dasjenige, das beim pussaran gebraucht wird.

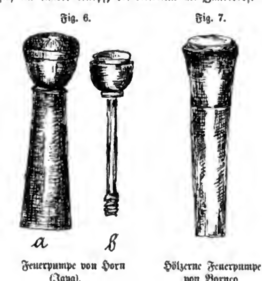
Um jetzt diesen Bohrer in Bewegung zu setzen, wird das Seil ein paarmal rund um den Stiel gewunden. Alsdann drückt man das Querholz nach unten, wodurch der Bohrer in drehende Bewegung gelangt; die runde Platte am untern Ende beschleunigt das Drehen in dem Maße, daß, auch wenn das Seil ganz abgewickelt ist, der Bohrer in drehender Bewegung bleibt. Sie wirkt also wie eine Töpferscheibe. Wenn man jetzt das Querholz ein wenig empor hebt, wickelt das Seil sich von neuem um den Stiel, jetzt aber in umgekehrter Richtung. Ein neuer Druck dreht nun den Bohrer natürlich in entgegengesetzter Richtung;

dieses wird wiederholt, bis der Zunder zum Glühen gebracht ist [32]) (Fig. 5).

Wie wir also gesehen haben, benutzen die genannten Stämme zum Anmachen von Feuer Stein und Bambu, Stahl und Bambu, Stahl und Stein nebst Zunder, oder sie reiben zwei Bambustücke aufeinander, oder drehen ein Stück Holz in einem andern. Abgesehen aber von diesen Feuergeräten benutzen einige noch einen Feuererzeuger, bei dem komprimierte Luft zur Anwendung gelangt, ohne daß die Eingeborenen durch irgend welche physikalische Kenntnisse zu dieser Erfindung gelangt wären.

Dieses Feuerzeug (vergl. Fig. 6 u. 7) besteht aus zwei Teilen. In ein etwa 9 cm langes Stück Büffelhorn oder Holz von 2 cm Durchmesser ist ein rundes Loch von 1 cm Durchmesser bis nahe an den Boden gebohrt. Der zweite Teil besteht aus einem Stempel, dem Durchmesser und der Länge des Loches entsprechend; sein unteres Ende ist mit einer Höhlung versehen zur Aufnahme von Zunder und außen mit einem gefetteten Faden umwickelt, um einen luftdichten Verschluß zu erzielen. Oben am Stempel befindet sich ein runder Knopf, der bisweilen als Zunderdose ein-

Fig. 6. Fig. 7.



Feuerpumpe von Horn (Java).

Hölzerne Feuerpumpe von Borneo.

gerichtet ist. Wird nun der Stempel oben in das Loch eingesetzt, mit der Hand stark auf den Stempelknopf geschlagen und der Stempel dann sofort herausgezogen, so glimmt der in seiner Höhlung befindliche Zunder. (In Fig. 6 zeigt *a* den Apparat geschlossen, *b* den Stampfer mit offener Zunderdose.)

Im Westen des Ostindischen Archipels, auf der Insel Sumatra, sind es die Menangkabauschen - Malaien die sich dieses Feuerzeuges unter dem Namen tjatuw-api-balantaq bedienen [33]). Die Sundanesen kennen ebenfalls diesen Feuererzeuger, welchen sie als tjĕletok [34]) bezeichnen [35]). Weiter sind es die Malaien und Dajaks Nord-Borneos [36]), die dieses Instrument anwenden, ferner die Bontokleute, Bewohner von Nord-Luzon [37]). Letztere schätzen die Feuerpumpe ungemein und trennen sich nur gegen verhältnismäßig große Zahlung von ihr.

Die dajaksche Feuerpumpe, mal. besi api timah, dajaksch besi api bangka, unterscheidet sich von den oben erwähnten dadurch, daß sie statt von Horn aus einer Legierung von einem Teil Zinn und zwei Teilen Blei besteht. Skertchly berichtet uns über deren Herstellung folgendes: Die Form, worin der Cylinder der Feuerpumpe gegossen werden soll, wird aus einem dünnen Bambusrohr hergestellt, das der Länge nach in zwei Hälften gespalten und am oberen Ende der inneren Seite mit eingeschnittenen Figuren verziert ist. Die beiden Hälften werden wieder vereinigt, und bilden solchergestalt die äußere Form. Zunächst wird ein Stück flaches Holz, am liebsten ein Brettchen genommen, worin ein Loch gebohrt ist, im Durchmesser genau mit der Seele des Cylinders übereinstimmend. Durch dieses Loch wird, um den Kern der Form zu bilden, ein Stück Rotan gesteckt, das wiederum durch einen Klumpen Thon, mit Sand gemischt, hindurch geht, und der hiermit an die obere Seite des Brettchens festgeklebt wird. Der Rotan steht ein wenig weiter aus dem Thon hervor, als die Länge des Cylinders beträgt. Die zusammengebundene Form wird jetzt mit dem unteren Teile auf das Brett um den Rotan gestellt; hierdurch entsteht eine Art Dose, worin das geschmolzene Metall gegossen wird. Nachdem dies abgekühlt ist, wird die Form entfernt, der Rotan herausgezogen, wonach der Cylinder zum Gebrauch fertig ist.

Wie die Eingeborenen zu diesem auf physikalischen Gesetzen beruhenden Feuergerät gelangten, blieb uns ein Rätsel und wir dachten zunächst an chinesischen Einfluß. Allein Herr Dr. J. J. M. de Groot, der vor kurzem nach dreijährigem Aufenthalt aus China zurückkehrte, versicherte uns, niemals ein derartiges Gerät in chinesischen Händen gesehen und auch in der Litteratur keine Andeutung darüber gefunden zu haben, daß es dort je in Gebrauch gewesen sei. In Birma wurde es aber von Herrn Prof. Bastian beobachtet [38]). Also ist die Feuerpumpe entweder von dort über die Malaiische Halbinsel nach Indonesien gewandert, oder hat von Indonesien aus ihren Weg nach Birma gefunden; wenigstens unsrer Meinung nach, die wir aber gern für eine bessere preisgeben.

Auf diese Beispiele müssen wir uns jetzt beschränken. Weitere Untersuchungen werden wahrscheinlich mehr Thatsachen zu Tage bringen, als wir bisher sammeln konnten. Mit einer kurzen Mitteilung über das Holz und den Zunder wollen wir schließen.

Über das Holz, das zum Feuermachen verwendet wird, liegen nur dürftige Berichte vor, obwohl die Eingeborenen sehr genau die am besten hierzu geeigneten Holzarten kennen, was z. B. aus Herrn Skertchlys Bericht hervorgeht. Als dieser einem seiner Begleiter ein Stück Holz zeigte, und ihn fragte ob sich hiermit Feuer machen ließe, antwortete der Mann ihm sofort: „Ini kaju ada api didalam, seperti bisul nanah“, d. h. „in diesem Holz befindet sich Feuer, wie Eiter in einer Geschwulst“. Über ein zweites Stück bemerkte er: „Kaju ini jahat ta bulli kluah api“, „dieses Holz taugt nicht, es ist kein Feuer drin“. Daß unsre Kenntnisse der Holzarten so gering sind, liegt wohl daran, daß Reisende sich niemals, wenn sie das Feuermachen durch Drehung oder Reibung beobachteten, mit der wissenschaftlichen Bestimmung der Pflanzen, die das Holz lieferten, beschäftigt haben, so spricht Herr Skertchly von Ladang-Holz, das zur selben Gattung gehören soll, wie dasjenige, wovon in Japan Schuhsohlen gemacht werden. Hardeland giebt Ronang-, Bahandjang- und Sunglay-Holz an. Riedel nennt für die Luang-Sermata-Inseln Ohi-Holz, für Kisser trockenes Holz, nosu ay und für Wetter Hau-Holz [39]). Dies ist das einzige was wir über die Holzarten erfahren konnten.

Zum Zunder, rabuk (malayisch), kawul (javanisch), wird allgemein eine schwammartige Substanz benutzt, die auf den Blumenscheiden der Aren- oder Anaupalme (Arenga saccharifera) wächst [40]). De Sturler spricht von einem Stoffe, mehr oder weniger der Wolle ähnlich, der sich an der inneren Seite der Blattstiele der genannten Palme befindet [41]). Bischop Grevelink nennt ein dünnes Gewebe an

der inneren Oberfläche des Fußes der Blattstiele[42]). Die Dajaks verwenden den Bast einer Zwergpalme, die Bontok-Leute angekohlte Baumwolle, während auf den östlichen Inseln die Faser der Arenpalme und bisweilen auch getrocknete Durianhäute gebraucht werden[43]). Die Orang Benua des Riouw-Lingga-Archipels nehmen Holzgeschabsel[44]), die meisten Stämme aber die weiche innere Bekleidung des Bambu.

---

[1]) J. B. Skertchly, On Fire making in North Borneo. Journal of the Antropological Society XIX, 445.

[2]) Daß die Methode, Feuer zu erzeugen, durch einen Stein gegen einen andern harten Stoff zu schlagen, schon sehr früh bekannt gewesen ist, beweisen die im Kieler Museum befindlichen Bronzealterfunde aus Hademarschen in Holstein. Herr Olshausen machte von dort stammenden Feuerzeugen bekannt, daß sie vollkommen identisch mit denjenigen seien, welche aus den Gräbern der cimbrischen Halbinsel und den nordfriesischen Inseln zu Tage kamen. (Verh. der Berl. Anthrop. Gesell. 1884, 517 u. 522, 1886, 241.)

[3]) Campen, Eenige mededeelingen over de Alfoeren van Halmahera. Bydr. t. d. T.-L.- en VK. v. Ned. Indië. 4. volgreeks, dl. VIII, 175. Wallace, The Malay Archipelago II, 34.

[4]) Riedel, De kroes- en sluikharige rassen tusschen Selebes en Papua, 187, 429.

[5]) Guillemard, Cruise of the Marchesa II, 263.

[6]) Boyle, Adventures among the Dyaks of Borneo 67—68.

[7]) Jagor, Reiseskizzen aus Singapore, Malakka, Java, 178. Schröter, Die Bedeutung des Bambu als Nutzpflanze. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1886 (LXXXVIII).

[8]) Netscher, Schets van den Riouw-Lingga Archipel. Tydschr. v. Ind. T.- L.- en VK. II, 138.

[9]) Skertchly, a. a. O. 450.

[10]) Marsden, History of Sumatra 60.

[11]) v. d. Tuuk, Bataksch-Hollandsch Woordenboek unter tutup.

[12]) Coolsma, Soendaneesch-Hollandsch woordenboek unter miruha. Veth, Java I, 624.

[13]) Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Kontroleurs J. J. Meyer.

[14]) Skertchly, a. a. O. 450. Boyle, a. a. O. 67 bis 68.

[15]) Skertchly, a. a. O. 450.

[16]) Schadenberg, Verh. Berl. Ges. f. Anthrop. 1889, 680.

[17]) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551. Derselbe, Zeitschrift für Ethnol. 1885, 28.

[18]) Mitteilung von Herrn Prof. Dr. G. A. Wilken, der längere Zeit in Gorontalo als Kontroleur wirkte.

[19]) Hickson, A Naturalist in North Celebes 172.

[20]) Valentyn, Oud en Nieuw Oost Indië II, 161.

[21]) Wallace, a. a. O. II, 34. Kaioa ist eine kleinere Insel an der Westküste Halmaheras, zwischen Makian und Batjan.

[22]) Riedel, a. a. O. 187, 226, 319, 429, 456.

[23]) v. d. Tuuk und v. d. Wall, Maleisch-Hollandsch woordenboek unter pusar. v. d. Tuuk, Bataksch-Hollandsch woordenboek desgleichen.

[24]) Hardeland, Dajaksch-deutsches Wörterbuch unter pusāh.

[25]) Nach einem Exemplare des Ethnographischen Museums zu Amsterdam.

[26]) Skertchly, a. a. O. 451.

[27]) Schadenberg, a. a. O. 1889, 680.

[28]) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551.

[29]) Riedel, a. a. O. 126, 319, 456. Diese Methode des Feuerdrehens war auch früher in Deutschland nicht unbekannt. Heutzutage amüsieren die Schulbuben des Dorfes Burg im Spreewalde sich noch damit, auf diese Weise Feuer in die Schulbänke zu brennen; auch alte Hirten des wendischen Dorfes Schleife bedienen sich von Zeit zu Zeit dieser Methode (Verh. Berl. Anthr. Gesellsch. 1881, 132).

[30]) Sibree, Madagascar 207 bis 208.

[31]) Modigliani, Un viaggio a Nias 385.

[32]) Nach einem Exemplare im Ethnographischen Museum zu Amsterdam.

[33]) Van Hasselt, Midden Sumatra, Volksbeschryving. 177—178, Taf. 83, Fig. 12. (Nicht Figur 6, wie zitiert wird.)

[34]) Tjëlëtok. Grundwort tjetok = mal. tjatok; *mentjatok* = schnell oder mit einiger Kraft niederschlagen.

[35]) Katalog der ethnographischen Sammlung der Bataviaasch Genootschap van Kunsten van Wetenschappen. S. 56, Nr. 1120.

[36]) Skertchly, a. a. O. 450.

[37]) Schadenberg, a. a. O. 1886, 551.

[38]) Bastian, Reisen in Birma 418.

[39]) Riedel, a. a. O. 319, 429, 456.

[40]) Veth, Java I, 564.

[41]) De Sturler, Bydragen t. d. Kennis van het Palembangsch gebied 161.

[42]) Bischop Grevelint, Planten van Nederl. Indië 737.

[43]) Riedel, a. a. O. 126.

[44]) Netscher a. a. O. 138.

Capus über die Vielweiberei in Russisch-Turkestan.

Der französische Reisende G. Capus hat vor der französischen Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag über die Ursachen und Wirkungen der Vielweiberei und über die Bewegung der Bevölkerung im russischen Turkestan gehalten, dem wir die nachstehenden belangreichen Mitteilungen entnehmen[1]).

Während der Ursprung und die Ausübung der Vielweiberei bei den mohammedanischen Völkern Asiens mehr in das Gebiet der Sozialwissenschaft gehören, interessiert die Polygamie den Anthropologen durch die Wirkungen, welche sie auf die Bewegung der Bevölkerung und das Verhältnis der erzeugten Geschlechter ausübt. Dieses Verhältnis kann von vornherein und ohne besondere Prüfung als eine, wenn nicht als die erste Ursache der Ausübung der Vielweiberei betrachtet werden. Leider sind die statistischen Nachrichten über die Bewegung der eingeborenen Bevölkerung Mittelasiens, wenn auch amtlicher Natur, doch ziemlich unzuverlässig, was namentlich dem Widerstande der Eingeborenen bei der Aufnahme zuzuschreiben ist, da dieselben darin nur Mittel zur Besteuerung und Rekrutenaushebung erblicken. Der eingeborene Kirgise, Sarte, Tadschik,Ösbege u. s. w., gleichviel ob ansässig oder nomadisch, glaubt dem mit der Aufnahme betrauten Beamten eine geringere Anzahl männlicher Kinder angeben zu müssen. Trotz dieses bekannten Fehlers zeigen die statistischen Ergebnisse einen Überschuß männlicher Geburten und eine viel größere Anzahl erwachsener Männer als Frauen. Weniger in bezug auf genaue Zahlen als auf die Bedeutung der Bewegung der Bevölkerung können wir aus der Statistik einige Belehrung ziehen. Im Jahrbuch für Turkestan (1872) befindet sich eine Statistik der Eingeborenen der Provinzen Semiretschensk und Samarkand, die von den Herren Buniakowsky, Tschaikowsky und Virsky herrührt. Nach Buniakowsky betrugen die Geburten von drei, vorzugsweise von Kirgisen bewohnten Distrikten im Jahre 1868 Knaben: 9616 und Mädchen 8670, oder in Prozenten 53 und 47. Es kam auf 20 Köpfe der Gesamtbevölkerung jener drei Distrikte eine Geburt. In demselben Jahre zählte

---

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. III. Série, Tome XII, p. 164.

man dort 17352 Todesfälle, einen auf je 21 Individuen, woraus sich ein Wachstum der Bevölkerung von 0,3 auf 100 ergiebt.

Indessen scheint diese Zahl noch ein klein wenig bedeutender zu sein. Die Geburtsziffer ist sehr stark, was, wie Buniakowsky bemerkt, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze steht, daß, je kultivierter ein Volk, desto geringer die Zahl der Geburten ist. Die Geburtsziffer bei den Kirgisen übersteigt sogar das Maximum in Europa, denn in dem in dieser Hinsicht hoch stehenden Rußland findet eine Geburt erst auf 23 Einwohner statt. Und diese selbe Ziffer ist auch, im Jahre 1868, bei der in Turkestan eingewanderten Bevölkerung ständig gewesen.

Bei den Kirgisen findet also ein sehr hoher Überschuß der männlichen Geburten gegenüber den weiblichen statt. Weit über das normale Verhältnis überwiegen auch die erwachsenen Männer die erwachsenen Frauen. Die Zählung von 1868 ergiebt folgendes:

Distrikte	Erw. Männer	Erw. Frauen
Wernoje	70796	61353
Kopal	60199	59416
Sergiopol	46850	43000
Issyk-Kul	25000	21000

Dieses ergiebt 55 Proz. Männer und 45 Proz. Frauen. Nach der Statistik von Tschaikowsky waren im Jahre 1869 im Distrikte Issyk-Kul 3295 Männer mehr als Frauen vorhanden. Auf 9908 Zeltbesitzer zählte man 10976 verheiratete Frauen, 12238 männliche und 7918 weibliche Kinder, also einen Überschuß von 4320 männlichen Kindern und unverheirateten Jünglingen. Für das Jahr 1872 giebt Virsky im Distrikt Samarkand bei einer Gesamtbevölkerung von 215563 ein mehr von 23093 Männern an, was wahrscheinlich noch zu gering ist. In der Stadt Taschkend beträgt die männliche Bevölkerung 54, die weibliche 46 Proz. Die Gesamtbevölkerung Turkestans im Jahre 1872 verteilte sich nach Buniakowsky annähernd auf 810000 männliche und 690000 weibliche Individuen.

Nach diesen Daten kann man also keineswegs behaupten, daß der gegenwärtige Zustand, die Polygamie unter den Mohammedanern Turkestans, durch einen Überschuß „unbenutzter" Frauen begründet sei, wenn anstatt der Vielweiberei Monogamie herrschte. Es ergiebt sich aus der angeführten Statistik des Distriktes Issyk Kul, daß, wenn von 9908 Zeltbesitzern oder Familienhäuptern nur 3000 bigam sind (man zählte dort 10976 verheiratete Frauen), 4976 verheiratete Frauen für 6908 Familienhäupter übrig bleiben, so daß 4976 monogam und 1032 unverheiratet waren. Die Ziffer von 3000 Bigamen ist aber nicht übertrieben.

Indessen findet man auch Ausnahmen von der allgemeinen Regel des Vorwiegens der Männer, veranlaßt durch den stärkeren „Verbrauch" der letzteren in Kriegszeiten. So zählte der Distrikt Tokmak im Jahre 1868 auf 58682 Männer 64545 Frauen, dieses Weniger der Männer wurde nach Buniakowsky durch die inneren Fehden der Karakirgisen und deren Barantas oder Raubzüge veranlaßt. In früherer Zeit haben auf dem Boden Mittelasiens zahllose Revolutionen und Menschenschlächtereien stattgefunden, tausende von Kriegern sind in der Blüte der Jahre zu Grunde gegangen; dadurch erlangten die Frauen das numerische Übergewicht und dadurch wurde die von der Religion erlaubte Vielweiberei begünstigt. Aber dieses numerische Übergewicht der Frauen war nur vorübergehend, es schwand durch dieselben Ursachen, die noch heute wirken, nämlich durch die weit größere Sterblichkeit der weiblichen Individuen und das Vorwiegen der männlichen Geburten. Das Klima freilich hat sich nicht geändert, mit größerer politischer Beständigkeit sind die Sitten friedlicher geworden, aber die Lebensweise blieb dieselbe. Man denke daran, daß Tschingischan nicht damit zufrieden war, die Männer zu deportieren; er ließ oft Männer, Weiber und Kinder niedermetzeln. Und in Kaschgarien ist es bis in die letzte Zeit bei den Tarantschen, Tunganen und Chinesen nicht besser ergangen.

Es ist oft behauptet worden, Mittelasien sei früher weit dichter als heute bevölkert gewesen. Zur Begründung dieser Ansicht hat man die etwas sagenhaften Berichte mohammedanischer Geschichtschreiber angerufen; man hat auf die zahlreichen großen Ruinen im Becken des Syr-Darja, des Amu-Darja und des Murgab hingewiesen, man hat ferner die Spuren der großen alten Kanäle hervorgehoben, welche einst das heute von der Kultur verlassene Land bewässerten.

Capus glaubt nicht, daß diese Ansicht richtig ist, wofür er kurz folgendes anführt. Die mohammedanischen Geschichtschreiber haben übertrieben und die ungeheuren Heere, von denen sie sprechen, haben nicht existiert; sie konnten schon deshalb nicht existieren, weil nur eine kleine seßhafte, ackerbauende Bevölkerung vorhanden war, die zu ihrer Ernährung nicht ausgereicht haben würde. — Die Ruinen, welche einen sehr großen Flächenraum einnehmen, stammen aus ganz verschiedenen Zeitabschnitten, so die Ruinen des alten Merw, von Tschahr-i-Gulgula, von Termes, von Balch, von Samarkand 2c. Neue Städte wurde neben den alten und oft aus dem Material der letzteren erbaut. Es entstanden Aneinanderbauten, die oft einen Umfang von 50 bis 60 km aufweisen, so daß man an Städte von einer halben Million und mehr Einwohnern denken konnte, während es sich doch nur um eine Aufeinanderfolge von Städten von 50000 und 60000 Bewohnern handelte. Was die Spuren der alten Kanäle (aryks) betrifft, wie jene, die man in der Galodnaja-Steppe, zwischen dem Sarafschan und Syr-Darja, findet, oder die man nordöstlich von Taschkend sieht, an den Ufern des Amu-Darja u. s. w., so sind sie Zeugen einer ehemaligen seßhaften Bevölkerung, welche infolge eines wahrscheinlichen Wechsels der Flußläufe, einer Abspülung der Ufer u. s. w. ihre Wohnsitze änderte. Auch der Rückfall vom seßhaften, ackerbautreibenden Leben der Bevölkerung zu einem nomadischen, viehzüchtenden kann Ursache des Verfalls der Kanäle gewesen sein. Ein Beispiel aus der Neuzeit mit gleicher Ursache und gleicher Wirkung liefern uns die Turkmenen von Achal und von Merw.

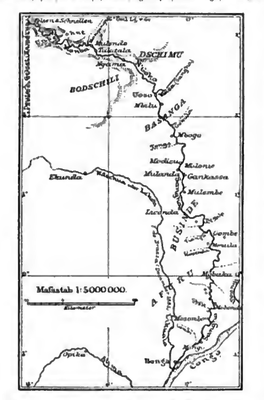
Endlich muß man auch noch in Rechnung ziehen die thatsächliche Auswanderung zahlreicher alter Stämme, die früher als Ackerbauer in der Ebene oder deren Nähe seßhaft waren und die man heute in den Schluchten und schwer zugängigen Thälern des Hindu-Kusch und des Tian-Schan wiederfindet.

Um nun auf die Ursachen der Polygamie zurückzukommen, so scheint es zunächst, daß, wenn die Anfangsursachen aufgehört zu wirken oder nur noch auf einem Dogma ohne praktische Anwendung beruht hätten, die Polygamie erloschen und in der Praxis durch die Monogamie ersetzt worden wäre, wie dieses bei andern mohammedanischen Völkern unter gleichen Umständen der Fall gewesen ist, so z. B. bei den Wachis. Die Wachis sind arm und mit Ausnahme der Häuptlinge meist monogam, denn sie haben kein Geld, um sich mehrere Frauen zu kaufen. Die Kafirs sind keine Mohammedaner, sie nehmen soviel Frauen, wie sie ernähren können; es ist dieses also eine Vermögensfrage. Und so ist es bei allen mohammedanischen Völkerschaften Mittelasiens, wo der Eingeborene das Weib kauft, indem er dem Schwiegervater den Kalim übergiebt und zwar soviel Weiber, als ihm sein Geldbeutel erlaubt. Man entschuldige den trivialen Vergleich: es wirken hierbei dieselben Ursachen, als wenn bei uns der Bauer ein oder mehrere Arbeitspferde kauft oder der Reiche Wagen- und Luxuspferde. Die gegenwärtigen Ursachen der Viel-

weiberei beruhen daher in der ungleichen Verteilung des Vermögens und dem untergeordneten gesellschaftlichen Zustande der Frau bei den Mohammedanern. Bei den Armen ist die Frau zunächst ein Arbeitsgeschöpf, das er gebraucht und mißbraucht. Beim Reichen ist sie ein Luxusgegenstand. Sein Harem (Anderum) wird oft zu einer Art von Museum, das er mit wilder Eifersucht bewacht. Dieses ist nun allerdings nicht die Regel, weil Reichtum eine Ausnahme ist, aber es genügt, die Regel und die Ausnahme anzudeuten, um die Rolle zu zeigen, welche die Frau in einer Gesellschaft spielt, wie sie uns die polygamen Völker Mittelasiens heute zeigt.

J. Cholets Reise auf dem Sangha.

J. Cholet, der Administrator der französischen Congokolonie, der nicht nur seinem Vaterlande, sondern auch der geographischen Wissenschaft durch seine langjährigen Forschungen zwischen Ogowe und Congo, namentlich im Niari-Gebiet zwischen Loango und Stanley Pool, wesentliche Dienste geleistet hat, berichtete in der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. November 1890 über seine Forschungsreise, die dem Sanghafluß, einem bedeutenden Zufluß des Congo galt, in welchen sich derselbe auf ungefähr 1° südl. Breite zwischen den Mündungen des Alima und Ubangi ergießt. Hier hatte Frankreich früher den sehr wichtigen Posten Bonga, der heute



verlassen ist und wo nur mehr eine Fakterei des Hauses Daumas und Cie. anzutreffen ist. Die Expedition konnte am 30. März 1890 von Bonga aus die Bergfahrt beginnen.

Der Sangha ist an der schmalsten Stelle 300 m, häufig aber 2 km und darüber breit. Sein Bett ist mit Inseln und Sandbänken angefüllt und die letzteren waren während des herrschenden niederen Wasserstandes mit Flußpferden buchstäblich bedeckt. Die Ufer des Sangha sind in seinem Unterlaufe flach und sumpfig, man verkehrt nur zu Wasser; die Dörfer liegen weit ab vom Ufer an kleinen Kanälen, die absichtlich mit Baumstämmen versperrt sind aus Furcht vor den Ubangi-Leuten, die ihre Razzien bis hierher ausdehnen. Bewohnt ist dieser Teil von den Afuru, einem Händlervolke, das den Sangha hinauffährt, um dort von den Eingeborenen Elfenbein einzuhandeln und es dann in Bonga an das Haus Daumas und Cie., oder in Bolobo im Congostaate oder auch am Stanley Pool zu verkaufen.

An seinem Mittellaufe sind die Ufer höher, die Dörfer liegen am Wasser und bilden eine große Straße längs des Flusses. Hier wohnen die Businde, welche weniger auf dem Wasser zu Hause sind. Sie reisen über Land und haben mit den Ribomba des Ogowe und den Pahuin Verbindung, was leicht an ihren Waffen und Schmuckperlen zu erkennen ist, die alle von einer Form sind, wie sie nur am Ogowe und nördlich von Gabun verkauft werden. Sie haben etwas Elfenbein, das sie theils erjagen, theils im Inneren einhandeln.

Der Oberlauf des Sangha, soweit Cholet ihn erreichen konnte, ist von den Basanga, einem reichen und mächtigen Stamme, bewohnt. Ihre Dörfer liegen auf Inseln, ihre Hütten sind nicht kleine Negerhütten, sondern große geschlossene Schuppen, um welche herum die Zimmer liegen. Die Hütte des bedeutendsten Häuptlings, Minganga vom Dorf Uoso, war 40 m lang, 18 m breit und 7 m hoch. Die Stämme aus dem Inneren verkaufen hier ihr Elfenbein an die Afuru, und trotz der Abgaben, die sie hin und wieder an die Häuptlinge entrichten, bei welchen sie ihre Handelsgeschäfte abwickeln, ist das Elfenbein doch um einen wahrhaft lächerlichen Preis zu haben. Bei Uoso empfängt der Sangha einen bedeutenden Nebenfluß, den N'Goko, und nimmt selbst den Namen Masa an. Zweimal versuchte Cholet, den Masa, der hier noch 1800 m breit war, weiter hinauf zu befahren, allein die Sandbänke zwangen ihn zur Umkehr. Die Ufer waren hier niedrig, weit und breit keine Berge zu sehen und aus der Größe des Flußbettes konnte man schließen, daß der Fluß bei Hochwasser (Mitte Juli bis Mitte November) noch weit, wahrscheinlich nach Norden zu, befahren werden kann.

Da der Masa nicht zu befahren war, so ging Cholet den N'Goko aufwärts und nun veränderte sich die Landschaft vollständig. Das Flußbett ist enge, höchstens 200 m breit und zu beiden Seiten zeigen sich hohe bewaldete Berge, Elefanten waren häufig und täglich sah man welche baden. Die Bevölkerung wohnt abseits vom Flusse, nur drei Dörfer, die dem Häuptling Minganga von Uoso gehören, liegen auf Inseln. Beim obersten dieser Dörfer erhält der N'Goko östlich einen Zufluß, den Mangango, 100 m breit, dessen Stromschnellen und Sandbänke aber schon nach $1^1/_2$ Stunden die Weiterfahrt unmöglich machten. Der N'Goko selbst wechselt hier seinen Namen in „Monba“. Vielfach gekrümmt fließt er zwischen hohen Bergen und bildet kleine Inseln und Stromschnellen.

Von diesem Zufluß an, der am 9. Mai erreicht wurde, war keine Spur von Bewohnern mehr zu sehen, keine Bahn, kein Bauholz, keine Anpflanzung, kein verlassenes Dorf, kein Fußweg, der nach dem Flusse geführt hätte, nicht einmal Feuerreste. Elefanten, Flußpferde und wilde Ochsen sind hier die Herren und große Flächen zwischen den Bergen sind hier derartig von ihnen zertreten, daß sie dem Hofe eines Bauernanwesens gleichen.

Es fingen nun die Lebensmittel für die Leute an knapp zu werden, der Fluß verengte sich und wurde immer schwieriger

zu befahren und überdies nahm er eine Richtung, die auf deutsches Gebiet führen konnte. (In der That hört auf der Karte die Darstellung der Reise genau da auf, wo die deutsche Grenze beginnt! D. R.) Am 15. Mai wurde also die Weiterfahrt aufgegeben und die Rückfahrt angetreten, am 31. wurde Bonga und am 11. Juni der Ausgangspunkt, Brazzaville, wieder erreicht.

Die Reisenden wurden überall am Sangha gut aufgenommen und erhielten leicht alles, was sie brauchten, wenn der erste Schreck bei Leuten, die noch nie Weiße gesehen hatten, überwunden war. Die Bewohner haben keinen Verkehr mit den Ubangi-Leuten, die sie nur vom Hörensagen kennen, sie sind auch keine Menschenfresser. Ihren Waffen, ihrer Sprache und ihren Tänzen nach nähern sie sich den Pahuin und Ubombo. Das Land ist reich an Elfenbein, auch Kautschuk wird gefunden. (Nach Compte Rendu d. l. soc. géogr. 1890, S. 459.)

Für unsre deutsche Kolonie in Kamerun ist diese Reise auch von Wichtigkeit, da dieselbe bis dicht an deren Ostgrenzen führt, von der aus sich leicht Handelsbeziehungen nach dem französischen Congo hin gestalten können. Von dieser Seite aus suchen uns die Franzosen hier das Hinterland Kameruns abzuschneiden, wie andrerseits im Norden die Engländer eine gleiche Thätigkeit entwickeln.

Vordiluviale Glacialerscheinungen.

Im laufenden Bande der „Nature" (S. 104) bringt Hans Reusch, Direktor der norwegischen geologischen Landesanstalt, folgende überraschende Notiz über das Vorkommen vordiluvialer Moränenablagerungen auf der skandinavischen Halbinsel. — Am inneren Varanger Fjord (norwegisch Lappland) besitzen horizontal lagernde paläozoische Sandsteine mit konglomeratartigen Einlagerungen eine große Verbreitung. Das Material der 50 m Mächtigkeit erreichenden Konglomerate besteht aus allerlei archäischen Gesteinen und zeigt nicht die übliche Rundung der Flutschuttbildungen, sondern ist nur schwach abgerundet, kantenbestoßen; überdies gewahrt man an einem Teile der Geschiebe, an dolomitischen Kalksteinen, jene deutliche Schrammung und Kritzelung, wie sie für Glacialschutt charakteristisch ist. An einer Stelle, wo günstige Entblößungen die Untersuchung des Untergrundes dieser Konglomerate ermöglichten, zeigte sich derselbe gefurcht und geschrammt. Die harten Sandsteine mitsamt den Konglomeraten rechnen die skandinavischen Geologen aber zum Perm, Reusch ist geneigt, denselben sogar silurisches Alter zuzuschreiben.

Es wird nicht leicht sein, die Zugehörigkeit dieser Konglomerate zu Glacialbildungen zu leugnen, zumal Reusch die betreffenden Belegstücke seinen übrigen nordischen Kollegen vorgelegt hat, welche ganz mit seiner Auffassung übereinstimmen.

Die große Bedeutung dieses Fundes für unsere Erdgeschichte liegt hauptsächlich darin, daß er nicht der erste dieser Art ist, vielmehr die Bestätigung liefert für die nicht geringe Verbreitung von paläozoischen konglomeratischen Bildungen, welche mit Merkmalen behaftet sind, die uns sonst zur Erkennung von Glacialbildungen dienen.

Früher schon sind uns aus Südafrika ähnliche Ablagerungen durch A. Schencks genaue Untersuchungen bekannt geworden. In den Verhandlungen des achten deutschen Geographentages finden wir die Resultate derselben, wie folgt, zusammengefaßt. „Im Bereiche der Karrooformation, welche etwa die Zeit vom oberen Karbon bis in die Trias umfaßt, treten alte Konglomerate (Dwyka-Konglomerat, Vaal-Konglomerat) auf, welche sowohl durch ihre ganze Struktur wie auch durch die eingeschlossenen gekritzten Geschiebe und durch ihre geglättete und geschrammte Unterlage sehr an solche Ablagerungen erinnern, die wir als typisch glaciale ansehen." — Schon vordem aber ist über Bildungen vom Habitus des Moränenschuttes aus etwa gleichalterigen Schichtenkomplexen Englands, Kanadas und des Himalaya berichtet worden.

Auffallenderweise hat man diesen überaus merkwürdigen Ablagerungen bisher nicht die gebührende Beachtung geschenkt, welche sie verdienen. Will man sie aber den sogenannten Pseudoglacialbildungen zuweisen, wie es in der That geschehen, so folgt weiter daraus, daß Kritzung und Schrammung der Geschiebe, Glättung und Polierung des Untergrundes, welche bei diesen Konglomeraten ebenso charakteristisch auftreten, wie bei zweifellosem Glacialschutt, nicht mehr als hervorstechendstes Charakteristikum für letzteren angesehen werden dürfen — oder aber man erkennt diese Geröllmassen der paläozoischen Periode als Glacialbildungen an, dann müßte man das Auftreten von Kälteperioden auch in den weit zurückliegenden Zeiten unserer Erdgeschichte zugeben. Mit letzteren Schlußfolgerungen würden die Vermutungen einiger Paläontologen übereinstimmen. A. Sauer.

Auf Japanische Art.

Es ist eine bekannte Erzählung, daß, als Europäer zuerst einem japanischen Diener eine zugekorkte Flasche und einen Pfropfenzieher zum Öffnen derselben übergaben, der Japaner das Instrument mit der einen Hand festhielt und mit der andern den Kork in dasselbe hineindrehte, also umgekehrt wie wir es machen. Die Erzählung scheint wahr zu sein, denn noch heute kann man im Innern des Landes beobachten, daß die dienstbaren Geister die ihnen von Europäern übergebenen Flaschen in der erwähnten Art öffnen. Dieser Unterschied in der Handhabung vieler Dinge erstreckt sich aber weiter und zeigt, daß beim Japaner sehr häufig eine Anschauung herrscht, die von der unsrigen grundverschieden ist. Japanische Bücher beginnen mit dem, was wir den Schluß nennen; die Zeilen gehen von oben nach unten und nicht in wagrechter Reihe, wie bei uns. Unsre Fußnoten stehen oben an der Seite. Die Briefe sind in gleicher Weise in Zeilen von oben nach unten geschrieben, einseitig und auf einem Stücke Papier, das von einer Rolle abgezogen wird. Die Briefmarke wird nicht wie bei uns auf die Hauptseite des Briefes geklebt, sondern auf den Verschluß, was übrigens in Österreich auch oft geschieht. Die Adresse wird wiederum umgekehrt wie bei uns geschrieben. Ein Japaner wird adressieren: Deutschland, Berlin, Breitestraße, Müller August Doktor. Das letztere erklärt sich dadurch, daß der Japaner stets den Familiennamen vorsetzt, dann den individuellen, entsprechend unserm Taufnamen, endlich den Titel.

Betrachten wir die Handwerker, so erblicken wir auch vieles, was uns „japanisch" vorkommt. Der Zimmermann hobelt auf sich zu, statt von sich fort, wie unsre Handwerker. Karten werden nach rechts herum gegeben und das Spiel folgt auch in dieser Richtung, nicht nach links, wie bei uns. In einem Wirtshause angelangt, gebt ihr das Trinkgeld bei der Ankunft dem Diener, nicht bei der Abreise; die kleinen Kinder trägt man nicht auf dem Arme, sondern auf dem Rücken. Brennende Kerzen werden nie ausgepustet, sondern mit dem Fächer oder dem Luftzug, der durch die Hand verursacht wird, gelöscht. Der Buchführer schreibt zuerst die Geldsumme in sein Buch und hinter diese den Gegenstand, für den sie gezahlt wurde. Wir bevorzugen warme Speisen und kalte Getränke; der Japaner liebt es umgekehrt. Wappen bringen wir auf Geräten und an Möbeln an; der Japaner trägt sie auf der Kleidung. Pferde werden in Japan von der rechten Seite bestiegen; die Mähne ist aber nach der

linken gekämmt. Im Stalle stehen die Pferde mit dem Kopfe nach der Thüre zu, also umgekehrt wie bei uns. Nie wird man sehen, daß ein Japaner sein Boot am Vorderteil nach sich zieht, sondern stets am Stern. Bauen sie ein Haus, so errichten sie zuerst das Dach.

In Japan findet man sehr gutes Porzellan; doch genießt man nur wenig daraus und zieht es vor, die Speisen in den schön lackierten Holzgeräten aufzutragen, die weniger leicht brechen. Manches könnten wir uns aneignen, so z. B. die Bezeichnung kleiner Kinder in volkreichen Städten mit Tafeln, auf denen ihr Name und Wohnort geschrieben ist. Verlieren sie sich, so werden sie schnell zurückgebracht. Der Japaner wird als ein Jahr alt bezeichnet am letzten Tage des Jahres, in dem er geboren ist; am ersten Tage des folgenden Jahres heißt es schon, er sei zwei Jahre alt. Wird daher ein Kind am 31. Dezember geboren, so ist es am 1. Januar schon zwei Jahre alt. Wie bei vielen Völkern die Gemütsäußerungen und Geberden anders sind als bei uns, so auch bei den Japanern; er winkt z. B. in der Art, daß wir glauben, wir sollen uns entfernen. Es nähern sich zwei Jinrikischas, welche in Japan die Droschken vertreten, einander; der eine Mann winkt mit der Hand nach rechts und nun glaubt ihr, daß der Entgegenkommende diese Seite fahren soll. Es ist aber umgekehrt, der Winkende will rechts fahren. Und so lassen sich noch Hunderte von Unterschieden aufzählen, die namentlich dem neuen Ankömmling in Japan auffallen, so daß dieser, wenn er etwas nachdenkt, zu der Frage veranlaßt wird: Wer hat recht?

Der Japaner denkt gerade so wie der Europäer, daß seine Art die richtige ist. Ein bestimmtes Gesetz für alle giebt es in solchen Beziehungen nicht. Neben dem Gemeinschaftlichen, was die Völker und Rassen verbindet, ist aber stets auch das Trennende und Unterscheidende hervorzuheben. Ohne dieses zu beachten, giebt es keine gerechte Beurteilung und wir kommen zu Schablonenansichten, die im praktischen Verkehr mit fremden Völkern nur Unheil verursachen.

Bücherschau.

Dr. Hans Meyer, Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharogebiet. Mit 3 Karten, 20 Tafeln in Heliogravüre und Lichtdruck und 19 Textbildern. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890. 376 Seiten. Geheftet 20 ℳ.

Ehe wir das Durchlesen dieses in vornehmem Gewande auftretenden Werkes begannen, verglichen wir die demselben beigegebene große Karte des Kilimandscharo im Maßstabe 1:250000 von Bruno Hassenstein mit der von demselben Meister vor fast 30 Jahren gezeichneten Kilimandscharokarte zu dem Deckenschen Reisewerke, die genau halb so groß ist. Der Vergleich ergab, daß damals schon in den Hauptzügen und vielen Einzelheiten die deutsche Forschung und Kartographie Vorzügliches geleistet hat. Aber trotzdem — welcher Fortschritt offenbart sich in dem Meyerschen Werke gegenüber Decken und allen übrigen Vorgängern! Er darf das stolze Wort The Kilimandscharo is settled in Anlehnung an Spekes bekannte Äußerung ruhig aussprechen; er hat dieses Ziel durch zähes Ausharren auf seiner dritten, demselben Gegenstande gewidmeten Reise erreicht, die hier in dem vorliegenden Buche geschildert wird, das auch als Musterleistung schöner Darstellung bei allem wissenschaftlichen Gehalte hervorgehoben zu werden verdient. Ja, oft werden diese Schilderungen geradezu poetisch: „Die Südwestseite des Eisdoms leuchtete im Glanze der tiefstehenden Sonne in rotgelben Tönen. Die höher oben am Kegel abbrechende östliche Eisdecke lag in tiefblauem Schatten. Schwarzbraune Felspartieen durchbrechen den geheimnisvoll flimmernden Eismantel, wie im Hermelinmantel eines Königs die weiße Pelzfläche von schwarzen Fellspitzen durchbrochen wird. Und wo wäre ein König, dem solcher Schmuck mehr gebührte, als dem König der afrikanischen Berge, dem Kilimandscharo? Seine Füße ruhen auf dem Samtteppich der oberen Grasflächen und durch den dunkelgrünen Urwald steigen die Stufen seines Thrones herab zu den Menschen, die vor solcher Majestät in Ehrfurcht stehen.“

Wenn auch durch Vorträge und vorläufige Mitteilungen Meyers endgültige Bezwingung des Kilimandscharo schon in ihren Hauptzügen bekannt ist, erhalten wir doch erst hier die fruchtreiche Gesamtschilderung des Doppelberges, „des runden weißen Kibo und des zackigen, dunklen Mawensi“; wir folgen dem Reisenden durch die in ihrer Vegetation eingehend geschilderte Steppe, durch den bei steter Feuchtigkeit in großartiger Üppigkeit entwickelten Urwald, hinauf zum Schnee und zum Gletscher, die allerdings nur eine geringe Ähnlichkeit mit der Eisbedeckung unsrer Alpengipfel zeigen, da ein eigentliches Firnreservoir fehlt und das Eis sich ohne Sammelbecken an den Flanken des Berges bildet. Am 3. Oktober 1889 hatte Dr. Hans Meyer, was ihm 1887 nicht gelang, den höchsten verwetterten Lavagipfel an dem 2000 m Durchmesser haltenden, schneeerfüllten Krater erklommen und dort die deutsche Flagge gehißt. Frohlockend rief er: „Mit dem Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: Kaiser-Wilhelm-Spitze.“ Und der höchste Lavastein, den Meyer von dort mitnahm, liegt heute als Briefbeschwerer auf dem Schreibtische des Kaisers.

Das Werk enthält außer der den Verfasser im liebenswürdigsten Lichte erscheinenlassenden Reisebeschreibung eine zusammenfassende Geschichte der Kilimandscharoforschung, wobei scharfe Kritik an den Bergbesteigungen der Herren Johnston und Ehlers geübt wird; es werden in sachlicher und von Übertreibungen freier Art die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas erörtert; die Vegetation mit ihren ursächlichen Bedingungen wird, fast wie von einem Pflanzengeographen von Fach, geschildert und den geologischen und Eisverhältnissen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ein zusammenfassendes geographisches Bild fehlt nicht, und Spezialforscher geben uns Auskunft über die Gesteine, Flechten, Moose und Insekten des Berges. Höhenberechnungen und eine Übersicht der Kilimandscharolitteratur machen den Schluß.

Außer dem Bergriesen, dessen Nord- und Ostseite noch näher zu erforschen bleiben, giebt uns Meyer zum erstenmal in diesem Werke eine Schilderung des Berglandes Ugueno, das 1862 nur flüchtig von Otto Kersten an seiner Ostseite gestreift wurde. Nicht vulkanisch, wie der Kilimandscharo, ist es ein Gneisgebirge, das in dem schön geformten, 2000 m hohen Gamualla gipfelt. Es ist eine fruchtbare Landschaft, welche zu den aussichtsvollen Gebieten der deutsch-ostafrikanischen Besitzungen gehört. Die Einwohner, die Wagueno, sind ein arbeitsamer, Ackerbau treibender und Eisen schmelzender Stamm, der, was in Afrika sehr selten, die Errichtung regelrechter Meiler zur Kohlenerzeugung kennt. Hier giebt Meyer auch ethnographische Erkundigungen, die sonst in dem Buche zurücktreten.

Wir haben das Buch ein vornehmes genannt; es ist es nicht nur nach seinem Inhalt, sondern auch nach seiner Ausstattung. Die Karten zeigen gleich Hassensteins Meisterhand, und auch ein Meister, der Alpenmaler Compton in München, zeichnete nach Meyers Photographieen und Skizzen die zahlreichen landschaftlichen Abbildungen, die teilweise wie Radierungen wirken. R. Andree.

Dr. Oskar Drude, Handbuch der Pflanzengeographie. Mit 4 Karten u. 3 Abbildungen. Stuttgart, Engelhorn, 1890. 582 S.

Wer seit 1878 die pflanzengeographischen Berichte in Behm-Wagners geographischem Jahrbuche gelesen, deren Verf. Prof. O. Drude in Dresden ist, und ferner in der Neubearbeitung von Berghaus physikalischem Atlas die der Pflanzenverbreitung gewidmeten Tafeln desselben Gelehrten studiert hatte, dem mußte es klar sein, daß Drude der ganz geeignete Mann war, um ein Handbuch der Pflanzengeographie, wie das vorliegende, zu schreiben. Eine selbständige Arbeit aus einem Gusse, in welcher nicht nur die Hauptdisziplin, sondern auch, was der Geograph angenehm empfindet, alle Nachbarwissenschaften, die herangezogen werden mußten, vortrefflich beherrscht werden.

„Hoch und frei stehen die wissenschaftlichen Ziele der Pflanzengeographie da, als Ergründung der Kausalität in der Verbreitungsgeschichte der Pflanzenwelt und als Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen Landesnatur und Vegetationsteppich, innig angeschlossen an umfangreiche Materien der botanischen Systematik, Physiologie und besonders Biologie und der

anderweiten Disziplinen der physischen Erdkunde, zu deren Gliede sich die Pflanzengeographie selbständig ausgestaltet. In dieser freien Entwickelung richtet sie ihr eigenes Lehrgebäude auf und die zahllosen Gegenstände, welche der vergleichenden Pflanzengeographie aus allen Teilen der Erde zufließen, erhalten hier erst den richtigen Platz angewiesen, ihre Bedeutung für das Allgemeine erst hier klargestellt."

Der Inhalt des Drudeschen Werkes gliedert sich folgendermaßen: Begriff und Aufgabe der Pflanzengeographie, deren Richtungen und ihre Stellung zur physikalischen Geographie — dieses als Einleitung. Darauf wird die geographische Biologie der Pflanzen abgehandelt, wobei die Wirkungen des Klimas, die Orographie mit ihren Beziehungen zur Pflanzenwelt, die biologische Verschiedenheit der Organisation (Vegetationsformen und Vegetationszonen) zur Besprechung gelangen. Nun folgt der geologische Teil, d. h. die Entwickelung der gegenwärtig abgesonderten Areale, die Bevölkerung der Florenreiche durch hervorragende Gruppen des Pflanzensystems, wobei als Beispiele einige Familien (Palmen, Coniferen, Cupuliferen, Ericaceen u. s. w.) näher behandelt werden. Die pflanzengeographische Physiognomik, in der uns die gesellschaftlich vorkommenden Formen vorgeführt werden, mit den Schilderungen der verschiedenen Waldformationen, der Grasflur- und Staudenformationen, den Moos- und Flechtenformationen, den ozeanischen Formationen, bildet denjenigen Teil des Werkes, welcher den weniger botanisch gebildeten Geographen am meisten anzieht. Zum Schlusse folgen die pflanzengeographischen Regionen und eine Karte der Florenreiche der Erde, gezeichnet auf Grundlage von W. Köppens Wärmegürteln. Reiche Litteraturangaben ermöglichen es, da, wo das Werk Drudes selbst nicht auszureichen scheint, sich weiter zu unterrichten. F. K.

G. Gürich, Geologische Übersichtskarte von Schlesien, 1:400000, nebst Erläuterungen. 194 S. Breslau 1890. Kerns Verlag.

Die Karte entsprang dem Bedürfnisse, Fachgeologen einen Überblick, einheimischen Freunden der Geologie einen Leitfaden und Führer für das Gebiet Schlesiens zu verschaffen. Deshalb wurde dem Herausgeber der Karte auch die Unterstützung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu teil. Als wesentliche Grundlage diente die von Beyrich, G. Rose, J. Roth und Runge ausgeführte karthographische Aufnahme von Niederschlesien aus dem Jahre 1867 und die unter Leitung sowie persönlicher Beteiligung von F. Römer 1869 vollendete Kartierung von Oberschlesien. — Die seit 1882 in Schlesien in Thätigkeit getretene kgl. pr. geologische Landesaufnahme wird viele neue und wichtige Ergebnisse für die Geologie des Gebietes zu Tage fördern, und wohl insbesondere Klarheit in die ebenso interessanten wie komplizierten Verband- und Lagerungsverhältnisse sowie die Gliederung des Grundgebirges zu bringen haben, doch schreitet dieselbe zu langsam vor, um bis auf längere Zeit einen geologischen Überblick wie den vorliegenden entbehrlich und überholt erscheinen zu lassen.

Sehr verdienstlich ist es vom Verfasser, daß zum geologischen Verständnis von Nieder- und Oberschlesien die Landesgrenze beträchtlich überschritten wurde und die anliegenden Teile von Österreich und Polen mit zur Darstellung gelangten. Auf diese Weise gewährt die Karte in der That einen recht befriedigenden Gesamtüberblick über die beiden in geologischer Hinsicht so vielfach von einander abweichenden Gebietsteile Nieder- und Oberschlesien, von denen ersteres im allgemeinen durch Massenentwickelung altkrystalliner Schicht- und Eruptivgesteine, durch fast ausschließliches Vorherrschen der Flötzformationen (Carbon, Trias, Jura, Tertiär) sich auszeichnet, während in dem weiten dazwischen liegenden Gebiete die Diluvialformation zu fast ausschließlicher Herrschaft als Oberflächenbildner gelangte, nur hier und da von Durchragungen älterer Gesteine unterbrochen.

Auf der Karte wurden überhaupt farbig unterschieden: Granit, Granitit, Serpentin, Gabbro, Melaphyr, Porphyr, Basalt, Phonolith, Gneis, Glimmerschiefer, Amphibolit, Silur, kristalliner Kalkstein, Devon, Kulm, Kohlenkalk, productives Karbon, Rotliegendes, Zechstein, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, brauner Jura, weißer Jura, untere Kreide, Cenoman, obere Kreide, Eocän, Braunkohlenformation, Miocän, Löß, glaciales Diluvium, Alluvium — wie man sieht, eine recht stattliche Reihe von Gesteinen und Formationsgliedern.

Ein knapper erläuternder Text vermittelt in zweckentsprechender Weise (auch mit den nötigen Litteraturnachweisungen versehen) das nähere Verständnis der kartographischen Übersicht. Im Kapitel über Diluvium wirkt störend und sicherlich auf einen Teil der Leser der Karte verwirrend, daß Verf. mit bezug auf Entstehung des glacialen Diluviums die glücklich überwundene Drifttheorie wieder zu Ehren zu bringen sucht. Wenigstens hätte er dazu bemerken sollen, daß diese Theorie gegenwärtig nur noch wenige Vertreter besitzt und das meist unter den Geologen, die sich nicht eingehender mit Diluvialfragen zu beschäftigen pflegen. A. Sauer.

Dr. Čeněk Zíbrt, Myslivecké pověry a čáry za starých časů v Čechách. Příspěvek ke kulturním dějinám českým. — (Weidmannsglauben und Zaubereien in alten Zeiten bei den Tschechen. Ein Beitrag zur tschechischen Kulturgeschichte, gesammelt von —. Písek 1889. 67 S. 8°. Verlag von V. Šimek.)

Der Name Zíbrt, nach deutscher Schreibweise Siebert, hat mit einer tendenziösen Slavisierung nichts zu schaffen. Der Urgroßvater des Dr. Zíbrt mag als Handwerker oder als Landmann unter den Tschechen sich angesiedelt haben und die Schreibung Zíbrt geht bloß auf die phonetische Wiedergabe des Wortes zurück. Zíbrt ist ein emsiger Freund litterarhistorischer Forschung. Er sammelt nicht als Folklorist im Volke, sondern stöbert sein Material in alten, seltenen Druckwerken und noch selteneren Handschriften auf, ordnet es sein säuberlich, versieht es mit mehr oder weniger zufällig aufgelesenen und zusammengetragenen Parallelen und läßt es drucken. Zíbrt stellte sein Büchlein aus zwei gedruckten Texten zusammen, wovon der eine in der Zeitschrift des tschechischen Museums 1854 und der zweite in den „Jägerunterhaltungen" (čech. 1864) erschienen ist. Der letztere stammt aus einer im Jahre 1657 verfaßten und im Jahre 1780 in Böhmisch-Kamnitz neu abgeschriebenen Handschrift. Ferner standen ihm zur Verfügung zwei ungedruckte Quellen, eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und eine aus dem Jahre 1779. Die zweite hat einen ausführlichen Titel: „Sehr schöne Beschreibung gegen Waffen" u. s. w., der unzweifelhaft bloß die Übersetzung eines gleichlautenden Titels einer deutschen gedruckten oder ungedruckten Vorlage ist. Zwei Aufgaben lagen dem Herausgeber zu lösen ob: 1) Die Quellen seiner handschriftlichen Vorlagen aufzufinden und 2) festzustellen, was das tschechische Bauernvolk thatsächlich an Jägerglauben und einschlägigen Überlieferungen besitzt. Dann wäre seine Arbeit eine wertvolle Bereicherung unsrer Wissenschaft gewesen. Er hat aber diese Aufgaben gar nicht berührt. Was uns das Büchlein bringt, findet sich so gut wie ausnahmslos in ähnlichen lateinischen und deutschen Büchern und wir sind nicht mehr berechtigt, den Inhalt dieses Werkchens als Beitrag zur tschechischen Kulturgeschichte, als den Träger des Namens Zíbrt als einen Urtschechen anzusehen! Wichtig und verdienstvoll ist die Arbeit Dr. Zíbrt's dennoch, denn sie lehrt uns die altbekannte Thatsache neuerdings, daß der sogenannte mittelalterliche Köhlerglaube durch eigene Übersetzungen und Sammlungen auch handschriftlich den kleineren slavischen Völkerschaften vielfach zugeführt wurde. Die Hauptsache ist aber noch größtenteils namentlich bei den Tschechen zu leisten: Genaueste und gewissenhafteste Ermittelungen über den wirklichen Volksglauben anzustellen. Manche gute Vorarbeit ist schon bei ihnen zu verzeichnen, an Folkloristen aber, wie solche bei den Polen und Russen sich finden, ist das Tschechenvolk arm. Dr. Friedr. S. Krauß.

Aus allen Erdteilen.

— Die Frühreife der Hindumädchen ist bisher bedeutend überschätzt worden. Noch Ploß (Das Weib I, 133) führt nach Hinduquellen das zehnte Lebensjahr an; daß dieses unrichtig, erfahren wir durch einen Vortrag, welchen Frau Dr. med. Pechey-Phipson am 11. Oktober 1890 in Bombay hielt. Auch sie kam mit dem Glauben nach Indien, daß die Hindumädchen früher reif würden als die europäischen, fand aber bei ihrer ausgedehnten Praxis in Hindufamilien bald, daß dieses ein Irrtum sei. Im Gegenteil, ein Hindumädchen von 15 Jahren steht in bezug auf physische Entwickelung einem englischen Mädchen von 12 Jahren gleich. Die Reife tritt später ein, als bei europäischen Mädchen.

— Die Altersfolge der Feuerzeuge. Die in dieser Nummer des Globus mitgeteilte Abhandlung des Herrn Pleyte giebt in dankenswerter Weise und ausführlicher, als es bis jetzt irgendwo geschehen, eine Übersicht über die im malayischen Archipel angewendeten Arten des Feuermachens. Es wäre zu wünschen, daß andere geographische Provinzen in ähnlicher Weise bezüglich der Arten der Feuerbereitung bearbeitet würden. Was die Altersfolge der verschiedenen Feuerzeuge betrifft, so giebt Herr Pleyte dem „Schlagen“ mittels Stein den Vorzug vor dem Bohren. Er stützt sich dabei auf die Thatsache, daß Bambu, mit Steinäxten behauen, Funken giebt und daß schon in prähistorischen Gräbern der Bronzezeit Schwefelkiesknollen (Pyrit) gefunden wurden, die zum Feuerschlagen gedient haben mögen. Diese Annahme der Altersfolge, welche Herr Pleyte aufstellt, steht jedoch im Widerspruche mit dem, was nicht ohne gute Gründe bisher Geltung hatte, nämlich, daß das Feuerbohren mit zwei Holzstücken die ältere Methode, das Schlagen mit dem Stein die jüngere sei. Am ausführlichsten hat die Sache E. B. Tylor in seinem klassischen Researches into the early history of Mankind 1865, Seite 228 bis 259 behandelt, wo er zu dem Schlusse kommt, daß die Methode des Bohrens oder Reibens die ältere sei. Zu demselben Ergebnisse gelangte kürzlich auch Walter Hough in seiner mit Abbildungen versehenen Abhandlung Aboriginal Fire-Making im American Anthropologist III, 359—371. Ebenso Peschel in seiner Völkerkunde 147.

— In Kanada besteht seit 1889 ein Gesetz, daß jeder Familie, in der mehr als 12 Kinder aus einer Ehe geboren worden sind, 100 Acker Regierungsland unentgeltlich verliehen werden sollen. Nun hat es sich gezeigt, daß seit Erlaß des Gesetzes bis gegen Schluß des Jahres 1890 über 1000 Familien diesen Anspruch erhoben haben, und dieses sind fast durchweg französische Kanadier. Die Fruchtbarkeit und starke Vermehrung derselben ist bekannt und steht in auffallendem Gegensatze zu der geringen Zahl der Geburten in Frankreich, wo dieselbe bald mit der Zahl der Gestorbenen übereinstimmen wird.

— Sable Island an der Kanadischen Küste unter 44° nördl. Br. und 60° westl. L. verschwindet allmählich. Vor nicht langer Zeit war dasselbe noch etwa 94 km lang, jetzt nur noch 46. Seit dem Jahre 1880 sind drei Leuchttürme auf der Insel erbaut worden, von denen zwei bereits fortgewaschen sind und der dritte auch bald verschwunden sein wird. (Science.)

— Demeter Dan schildert in einer kleinen Schrift „die orientalischen Armenier in der Bukowina“ (Czernowitz 1890). Es sind zumeist die Geschichte der Einwanderung mit reichen Quellenangaben und die kirchlichen Verhältnisse berücksichtigt, weniger die „profanen Sitten“. Hier erfahren wir die völkerpsychologisch interessierende Thatsache, daß in Suczawa, ihrem Hauptorte, dieses Handelsvolk sich bloß mit Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigt. „Sie verlieren, schreibt Dan, mehr und mehr jeden Handelszweig aus den Händen, indem sie von den associierten und auch sonst zahlreichen und mehr Kapital besitzenden Juden in den Hintergrund gedrängt werden, wozu nicht wenig die zugleich mit der Bildung angenommene verfeinerte Lebensweise und die Scheu vor den mit dem Handel verknüpften Strapazen beiträgt“ (S. 37). Es zeigt sich also hier in der Bukowina das Entgegengesetzte von dem Auftreten der Armenier in Kleinasien und im Morgenlande überhaupt. Dort kommt der Jude neben dem Armenier nicht auf, und wo letztere eindringen, verschwinden die Juden.

— Französisch-arabische Mischsprache. Die Franzosen sind nun seit 60 Jahren in Algerien, wo naturgemäß ihre Sprache auf das dort herrschende Arabisch einen nicht geringen Einfluß zu üben beginnt, während umgekehrt auch das Französische einzelne arabische Wörter aufnimmt, ganz in der Art, wie zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien arabische Wörter (Alkohol, Admiral, Alchemie u. s. w.) in die europäischen Sprachen übergingen. In welchem Grade sich beide Sprachen in Algerien bereits bei den Soldaten arabischer Abkunft mischen, erkennt man aus einer Mitteilung von Waille Marial im Bull. d. l. Soc. de géogr. et d'archéol. d'Oran 1890. Hier ist ein Turkogesang mit wörtlicher französischer Übersetzung mitgeteilt, der folgendermaßen lautet:

Tou la noui ou hanaïa queçar. — Toute la nuit nous devisâmes.

A quatre hour fini k'al trana. — A quatre heures c'était fini, et me voila!

A bouar tastek ia memmou el abeçar. — A boire (me disait-elle), tends ton verre, o prunelle des yeux.

A vout santi! Chanti! Bekelam el Mehanna. — A votre santé! Chantez! (me disait-elle) avec une inflexion vibrante.

Ça mi tigal, ana nedebber alik. — (Je vous quitte), ça m'est égal, mais j'assurerai votre sort.

Doussema, elasker! Rouah el alek. — Doucement, le militaire! Rejoinez les vôtres.

— Preise prähistorischer Altertümer. In einer Auktion, die am 13. November 1890 von Sotheby, Wilkinson and Hodge in London abgehalten wurde, kam die prähistorische Sammlung des Mr. Robinson unter den Hammer. Es erzielten: ein fast 10 Zoll langes Feuersteingerät 215 Mk; ein fast 24 Zoll langes Bronzeschwert 265 Mk.; eine schöne $20^3/_4$ Zoll lange Speerspitze aus Bronze 420 Mk.; ein aus Platten zusammengenieteter Bronzekessel von Antrim, Irland, 16 Zoll hoch, 18 Zoll Durchmesser, 820 Mk.; ein andrer, mehr cylindrischer, mit Henkeln und Ornament 900 Mk.; drei Steinformen für Speerspitzen und Äxte 220 Mk.; ein französisches Bronzeschwert, 31 Zoll lang mit verziertem, in zwei Voluten endigendem Griffe, 830 Mk.; ein $24^1/_2$ Zoll langes deutsches Bronzeschwert 310 Mk.; Steinhämmer, je nach der Schönheit der Ausführung, erzielten von 160 bis 720 Mk. das Stück. Ein irisches Goldarmband ging für 820 Mk. fort. Für ein neuseeländisches Nephritpatupatu (Streitaxt) von $12^1/_2$ Zoll Länge wurden 300 Mk. gezahlt.

— Die Juden von Tiberias. Herr A. J. Sepp hat die Stadt Tabaria, des Tiberias der Bibel, im Heiligen Lande besucht, welche er in der Allg. Zeitung vom 11. Oktober 1890 schildert unter besonderer Hervorhebung der dortigen Juden. Die Bevölkerung, sagt er, beträgt 4000 Seelen, von denen 1000 Juden sind. Die Einwohner sind fast durchgängig Ackerbauer und Gärtner. Der größte Teil der Juden befaßt sich bloß mit geistlichen Übungen und theologischen Studien. Tiberias war nämlich von alters her eine der vier heiligen Städte des Talmud; die andern drei sind Jerusalem, Hebron und Saffad. Tiberias wird aus dem Grunde für heilig gehalten, weil der Erzvater Jakob hier gewohnt haben soll, und weil diese Stadt am See Genezareth liegt, von welchem her, nach der allgemein angenommenen Meinung des Talmud, einst der Messias kommen wird. Religiöse Juden aus allen Teilen der Welt strömen nach den vier heiligen Städten, um ihre Tage im Gebete für ihr Seelenheil und das ihrer Brüder, welche noch im Gewirre der irdischen Geschäfte bleiben, zuzubringen. Diese geistlichen Beschäftigungen sind aber auch höchst notwendig gemacht durch ein im Talmud enthaltenes Dogma, nach welchem die Welt in ihr ursprüngliches Chaos zurückkehrt, wenn nicht in den vier heiligen Städten wenigstens zweimal

in der Woche inbrünstige Gebete zum Gotte Israels emporgeschickt werden. Dieser Glaube bringt zu gleicher Zeit den Andächtigen viel Geld ein, indem sie zu ihrer Unterstützung durch eigene Missionare bei den reichen Juden anderer Städte und Länder Almosen einsammeln lassen, um ihnen die Sache wegen des Chaos sehr dringend zu Gemüte zu führen. In jedem Jahre werden drei bis vier solcher Missionare ausgeschickt, einer an die afrikanische Küste, ein anderer an die europäische, ein dritter nach dem Archipel und ein vierter durch Syrien.

Auch die Freigebigkeit der Londoner Juden wird von Zeit zu Zeit in Anspruch genommen; aber die Juden von Gibraltar haben den Ruhm, daß sie unter allen die freigebigsten seien. Die in Tabaria ansässigen polnischen Juden schicken auch regelmäßig Einsammler nach Polen und Böhmen, und die reichen jüdischen Kaufleute dieser Länder haben ihre Pensionäre im gelobten Lande, welchen sie regelmäßig Geldsummen überschicken. Zwischen den syrischen und polnischen Juden scheint jedoch große Eifersucht zu herrschen. Die Juden, welche als Pilger nach Tiberias kommen, sind von allen Altern, von 12 bis 80 Jahren. In der syrischen Synagoge befinden sich einige schöne Kopieen der Bücher Mosis, auf einer langen Zederrolle, nicht Pergament; aber niemand konnte mir sagen, wann oder wo sie geschrieben sind. Ich vermute jedoch, daß sie von Bagdad kommen, wo die geschicktesten hebräischen Schönschreiber leben. Die Bibliotheken der beiden Schulen in Tiberias haben einen mäßigen Vorrat von hebräischen Büchern, welche größtenteils in Wien und Venedig gedruckt sind. Außer einigen Abschriften des Alten Testaments und des Talmuds enthalten sie keine Manuskripte. Der Rabbiner von Tiberias steht unter dem Oberrabbiner von Saffad. Die Juden genießen hier vollkommene Religionsfreiheit.

— Chinesisches Urteil über europäische Wissenschaft. In einem Aufsatze über die Anschauungen, welche gebildete Chinesen über unsere Wissenschaft besitzen, sagt der zu Shanghai erscheinende North China Herald, daß allgemein angenommen werde, unsere Künste, Wissenschaften und Technik stammten ursprünglich aus China, seien von dort nach Europa gelangt und werden jetzt nur in verbesserter Gestalt von uns den Chinesen zurückgebracht. Schon Mei Wu-ngan, der zur Zeit des Kaisers Kanghi (17. Jahrh.) lebte, vertrat diese, seitdem herrschend gebliebene Ansicht. Die intelligenten Chinesen sagen jetzt: „Wir wollen nun die Wissenschaft des Abendlandes annehmen, da wir, als ursprünglich von uns stammend, ein gutes Recht darauf haben. Was Europa heute ist, ist es nur durch unsere Hilfe. Von uns stammt der fruchtbare Keim seiner Kenntnisse. Die Optik ist in unserm „Motsz" bereits zu den Zeiten des Mencius behandelt. Daß die Erde rund sei, wurde von unserm Dichter Tschü Ynen in einem astronomischen Lehrgedichte entwickelt, wenige Jahre nach Mencius. Wir brauchen uns daher nicht zu schämen, das abendländische Wissen wiederzunehmen und ihre Speere uns anzuschaffen, um ihre Schilde zu durchbohren. Unsere Jugend muß in ihrem Wissen unterrichtet werden, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen." Mei Wu-ngan hatte die Werke der Jesuiten studiert, die damals bei Hofe in Peking hochangesehen waren und deren Astronomen Geltung besaßen, während die einheimischen Mathematiker in Ungnade waren. Einer der letzteren, Yang, wagte es, eine Verfinsterung vorauszusagen. Der Jesuit Adam Schaal berechnete aber eine andere Zeit und ganz Peking war voller Erwartung. Der Jesuit behielt recht, der Chinese wurde in Ungnaden seiner Stellung enthoben und schrieb nun aus Rache ein verläumderisches Werk gegen die Jesuiten, das ihn berühmter als seine Mathematik machte. Es ist seitdem wieder und wieder gedruckt worden bis zum heutigen Tage und gilt als eine Hauptwaffe in den Händen der Feinde unserer Kultur. (Nature.)

— Straßen und Eisenbahnbauten in Kaschmir. Das schwer zugängige, von den höchsten Gebirgen eingefaßte oder durchzogene Kaschmir wird nun auch an das indische Bahnnetz angegliedert und hat Kunststraßen von hoher Handels- und strategischer Bedeutung erhalten. Jammu, die Hauptstadt des Maharadjah, die allerdings am Südabhange der Gebirge liegt, ist durch eine 47 km lange Bahn an das indische Nordwestbahnsystem angegliedert worden. Von Rawal Pindi (Eisenbahnstation im Pendjab) ist die dort ausgehende und dann durch das Jhelamthal aufwärts führende, herrliche Bergstraße bis Baramula in Kaschmir eröffnet und wird von regelmäßigen Posten befahren, die in drei Tagen von einem zum andern Orte durch eine der großartigsten Berglandschaften der Welt führen. An diese Straße schließt sich die noch wichtigere nach Norden, nach Gilgit führende an, die 344 km lang wird, von denen 62 schon am Schlusse des Jahres vollendet waren. Sie hat Pässe von 1700 bis 33 000 m (den Hata Pin) zu überschreiten und kreuzt den Indus bei Banji, wo eine Hängebrücke über die weite Schlucht im Bau begriffen ist. Neben den Brücken von Attak und Sakhar wird sie die dritte stehende Brücke über diesen Strom sein. Diese, dem gewaltigsten Bergknotenpunkte unserer Erde sich nähernde Straße soll nach Chitral weiter geführt werden und dann weiter nach dem Pamirplateau und Turkestan. Welche Aussichten! Die gewaltige strategische und Handelsbedeutung dieses Verkehrsmittels liegt auf der Hand. Es bleibt aber nicht bei Straßen in Kaschmir. Die indische Regierung hat, angeeifert durch den Erfolg der Straße im Jhelamthale nach Baramuda, bereits den Bau einer Eisenbahn auf diesem Wege bis Srinagar beschlossen.

— Deutsche Sprachinseln im ungarischen Erzgebirge. Daß es mit der Magyarisirung deutscher Landstriche in Ungarn nicht immer so rasch geht, als man nach den gewaltigen Anstrengungen, die die ungarische Regierung in dieser Richtung macht, glauben möchte, zeigen die kleinen deutschen Sprachinseln von Deutsch-Bronn, Kremnitz und Hochwiesen im ungarischen Erzgebirge.

Die Sprachinsel von Deutsch-Bronn besteht aus den Ortschaften Deutsch-Braun (jetzt Német Próna genannt), Betelsdorf (Salka), Zeche (Czách), Schmiedshaj (Tussina), Fundstollen (Chvoinitza), Beneschhäu (Majzel), Gaidel, Hedwig (Hadviga), Brestenhäu (Brjestye) und Münchwiese (Vrieszko) und zählte 1880 10 389 Einwohner, von denen 9663 Deutsche, 264 Slovaken, 11 Magyaren und 393 des Sprechens noch unkundige Kinder waren. Trotzdem die Orte nur teilweise deutschen Unterricht und Gottesdienst hatten, ist es den Magyaren in den dreizehn Jahren von 1867 bis 1880 nicht gelungen, auch nur in einem Dorfe der Sprachinsel festen Fuß zu fassen, während es die Slovaken fertig brachten, in drei an der Grenze der Sprachinsel liegenden, ehemals zum Teil deutschen Orten, nämlich in Klein-Proben, Kloster und Käserhäu (Jassenova), das Übergewicht zu erlangen. Auch heute noch sind die zehn Orte der Sprachinsel Deutsch-Bronn fast rein deutsch und werden es wahrscheinlich auch noch lange Zeit bleiben.

Die Sprachinsel von Kremnitz besteht aus der Stadt Kremnitz, wo 1880 nicht weniger als 6178 Deutsche, ferner 1146 Slovaken, 268 Magyaren und 216 des Sprechens unkundige Kinder ermittelt wurden, und aus den Dörfern, bez. Flecken Deutsch-Litta (Kapronesa), Ober-Turz, Nieder-Turz, Glaserhäu (Szkleno), Kriekerhäu (Handlova), Neuhaj (Uj Lehota), Ober-Stuben, Drexelhäu (Jana Lehota), Koneschhäu (Kunaso) und Honeschhäu (Lucska). Diese Ortschaften liegen zum größeren Teile im Barscher, zum kleineren Teile

im Thuroczer Komitate; der Marktflecken Krickerhäu gehört zur Neutraer Gespanschaft. Von den 21 000 Bewohnern der Sprachinsel sind über 17 500 Deutsche, gegen 3000 Slovaken und nur 500 Magyaren — ein Zeichen, daß auch hier die Magyarisierung bisher nur geringe Erfolge errungen hat. Die meisten Orte der Kremnitzer Sprachinsel sind vom 13. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag fast rein deutsch geblieben, nur in Kremnitz (von den Magyaren Körmeczbanya genannt), Neuhaj, Koneschhäu und Honeschhäu hat sich das eindringende slovakische Element zu einiger Bedeutung emporgeschwungen. An der Süd- und Westgrenze der Sprachinsel sind leider die Dörfer Prochetzhäu (Prochot) und Moraben, die der Germanist K. J. Schröer im Jahre 1857 noch deutsch fand, im Laufe der letzten dreißig Jahre fast ganz slovakisch geworden. Der Boden der Sprachinsel ist sehr wenig ergiebig und außerdem schwer zu bebauen. Gerade die Unfruchtbarkeit der Felder hat aber bisher die Slovaken verhindert, in größeren Scharen in den Kern der Sprachinsel einzudringen. Die Armut der Gemeinden hat zur Erhaltung der deutschen Nationalität wesentlich beigetragen. Daß den Deutschen in und um Kremnitz mit der Zeit das deutsche Bewußtsein abhanden gekommen ist, darf nicht wunder nehmen. Haben die Bewohner doch nur geringen Verkehr mit den Deutschen Österreichs gehabt, haben die magyarischen Kirchen-, Schul- und Verwaltungsbehörden doch alles gethan, um aufkeimendes deutsches Stammesgefühl zu ersticken! Haben die Ortschaften doch nur zum Teil deutschen Unterricht und Gottesdienst!

Nicht weit von Kremnitz liegt ein kleines deutsches Sprachеiland, das nur aus den zwei Orten Hochwiesen (Velka Pola) und Paulisch (Pila) besteht. Von den 4000 Seelen dieser Sprachinsel sind über 3800 Deutsche, 140 Slovaken und 10 Magyaren. Auch hier hat die Unfruchtbarkeit des Grund und Bodens das Eindringen fremden Volkstums fast ganz verhindert. Ob der zum Teil magyarische Unterricht und der zum Teil slovakisch gewordene Gottesdienst die deutsche Sprache werden ersticken können, ist noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls dürften die Bewohner eher dem slavischen als dem magyarischen Volkstum zufallen.

Bisher sind alle Gemeinden im nördlichen Ungarn, ja denen die deutsche Sprache in Kirche und Schule mit Gewalt oder List entzogen wurde, nicht magyarisch, sondern slovakisch oder ruthenisch geworden. Es müßte also von Seiten der Magyaren das Deutschtum nicht untergraben und gebrochen, sondern vielmehr gestützt und gefördert werden; denn unter allen Stämmen Ungarns sind die Deutschen allein Freunde der Magyaren gewesen. Was dem deutschen Volke in Oberungarn in Zukunft verloren geht, wird gerade wie in den letzten zwei Jahrhunderten nur die Slaven, die Todfeinde der Magyaren, verstärken! Dr. Gh.

— Maori und Moa als Zeitgenossen. Durch eine Entdeckung, welche der Direktor des Museums zu Christchurch auf Neuseeland machte, mitgeteilt dem Philosophical Institute of Canterbury am 2. Oktober 1890, ist jetzt über allen Zweifel festgestellt, daß der ausgestorbene Riesenvogel Moa und die Vorfahren der heutigen Eingeborenen der Doppelinsel noch als Zeitgenossen nebeneinander gelebt haben. Ein genauer Kenner der Maori, Major Mair, hatte es ausgesprochen, daß diese niemals Kenntnisse vom Moa gehabt hätten und da neben Moaresten menschliche Artefakte gefunden waren, so hatte Julius von Haast eine Rasse der Moajäger konstruiert, die vor den heutigen Maori Neuseeland bewohnt haben sollte.

Forbes hat aber jetzt bei Sumner eine unberührte Höhle untersuchen können, in der unzweifelhafte Reste von Maori und Knochen und Eier des Dinornis nebeneinander vorkommen. Man fand auf dem Boden der Höhle Geräte aus Holz und aus Grünstein, angekohltes Holz und einen Feuerreiber; die Grünsteingeräte waren sehr hübsch gearbeitet, die aus Holz zeigten das charakteristische Maoriornament. Die Moaknochen dabei waren teilweise zerbrochen, teilweise angekohlt und lagen rings um den Feuerplatz umher. In den Küchenabfällen am Eingange der Höhle entdeckte Forbes Angelhaken und Speerspitzen aus Moaknochen. Auch Knochen von einem neuen Schwan, Chenopis sumnerensis, wurden gefunden. Von Wichtigkeit war der Nachweis zerbrochener Moaeierschalen in den Küchenabfällen, die zur Nahrung gedient hatten, wodurch am schlagendsten der Beweis für das gleichzeitige Vorkommen des Moa mit den Vorfahren der heutigen Maori erbracht wird. Die geschnitzte Figur eines Hundes, die auch in der Höhle gefunden wurde — wahrscheinlich ein Teil von einem Rudergriff — zeigt, daß der Maorihund auch gleichzeitig mit dem Moa lebte. Über den Zeitpunkt, wann hier in der Höhle von Sumner Maori und Moa zusammen lebten, läßt sich nach den Funden nichts Bestimmtes sagen.

— Aberglauben contra Aberglauben. Zwischen Hindus und Mohammedanern ist wieder einmal vor dem Gerichte in Kalkutta ein Fall zur Verhandlung gelangt, welcher die religiösen grundsätzlichen Verschiedenheiten beider Gemeinschaften schlagend vor Augen führt. Dem Hindu ist jedes übernatürliche Wesen ein Gott, eine Inkarnation des Höchsten, es muß daher verehrt werden, man muß ihm Opfer bringen. Der Islam, der nur einen Gott kennt, hält dennoch an der Existenz von Dschinnen, Geistern und Koboldеn fest, die er als Feinde verabscheut. Aus diesen Anschauungen erklärt sich folgender Fall. Ein wüst liegendes, aber gutes Stück Land war nach Ansicht der Hindus von einer Göttin verzaubert; um sie zu versöhnen, pflanzten sie ihr einen Baum, in dem sie wohnen konnte, stellten ihr Bildnis auf und opferten ihr Früchte und Blumen. Aber sie blieb unversöhnt, und ein Mann, der das verzauberte Landstück bebauen wollte, starb. Die benachbarten Mohammedaner lachten darüber und suchten sich in Besitz des Ackers zu setzen. Dem ersten, der dieses wagte, erschien aber die Göttin als gräulicher Dämon; ein anderer jedoch meinte, vor einem Bekenner des Propheten müsse der Spuk weichen; er führte daher eine Kuh, das heilige Tier der Hindus, zu dem Baume, schlachtete sie da, hing Fleischstücke in die Zweige und beschmutzte das Standbild der Göttin mit Blut, das endlich umgeworfen wurde. Darüber heiliger Zorn bei den in ihren religiösen Gefühlen verletzten Hindus, die sich an das Gericht wendeten, das auch fünf Mohammedaner zu Gefängnisstrafe verurteilte. Die Hindu sagen nun: die englischen Richter haben ein weises Urteil gesprochen; die Mohammedaner aber behaupten, das Gericht habe sich auf Seite des bösen Dämons geschlagen, gegen dessen Niederträchtigkeit sie sich nur verteidigt hätten. (Nach dem Calcutta Englishman.)

— Kuldscha am Ili (Chinesisch-Turkestan) war von 1871 bis 1881 von den Russen besetzt und wurde im letzteren Jahre den Chinesen zurückgegeben. Diese haben es nach ihrer Art befestigt und der Stadt den Namen Nin-Yuan gegeben. (Petersburger Zeitung.)

— In der südafrikanischen Diamantenstadt Kimberley (Griqualand) sind die Chinesen neuerdings in so großer Zahl eingewandert, daß auch dort, wie in Kalifornien und Australien, Arbeiter und Kaufleute unter deren Wettbewerb zu leiden beginnen. Am Ende des Jahres 1890 bestanden bereits 75 größere und kleinere chinesische Kaufläden daselbst. In mehreren öffentlichen Versammlungen erklärten die meisten Ansiedler, die Chinesen seien eine Plage für das Land, die daraus vertrieben werden müsse.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 5.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.** — Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Tundren und Steppen im diluvialen Deutschland.

Von Alfred Kirchhoff.

Seit 1855, massenhafter seit 1873 sind Knochenreste von Tieren in verhältnismäßig sehr jugendlichen, oft ganz oberflächlichen Bodenablagerungen in unserm Vaterlande aufgefunden worden, welche teils auf ein Tundra-, teils auf ein Steppenklima des vorgeschichtlichen Deutschlands hinweisen, und zwar für einen Zeitraum, in welchem bereits der Mensch hier wohnte; denn neben jenen Tierknochen fanden sich gar nicht selten unzweifelhafte Kunsterzeugnisse von Menschenhand, wie Feuersteingeräte, Knochenpfriemen u. dgl.

Wie reimt sich aber das kühlfeuchte Klima der Tundra, welches wir von den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas kennen, wie reimt sich das zusammen mit der typischen Trockenheit der Steppen mittlerer Breiten im jahreszeitlichen Wechsel kalter Winter und heißer Sommer? Wie soll man sich benachbart dem gewaltigen Inlandeis, das seine alles Leben vernichtende Decke aus Skandinavien über die norddeutsche Niederung breitete, Steppengebiete denken? Wo liegt heute eine echte Steppe einem vergletscherten Lande hart zur Seite? Könnten wir uns die Kirgisensteppe an Grönland grenzen denken, d. h. die den Baumwuchs fast gänzlich ausschließende Dürre an einen Raum, der gerade durch reichliche Feuchtigkeit gewaltige Gletscher nährt? Und ist nicht Tundra so gut wie Steppe aus dem alten Deutschland ausgeschlossen, da uns die ältesten schriftlichen Überlieferungen dasselbe als ein Waldland schildern?

Niemand unter uns war berufener, in diese dunkeln Fragen gerade von faunistischer Seite Licht zu bringen, als Professor Alfred Nehring, welcher nicht bloß die ersten Massenentdeckungen echter Steppennager im Gipsbruch bei Thiede unweit Wolfenbüttel und bei Westeregeln im Bodegebiet südwestlich von Magdeburg gemacht, sondern fort und fort eifrigst und erfolgreich diese Forschungen weiter fortgeführt hat, selbst schürfend oder die von andern gelieferten einschlägigen Fundstücke sichtend und wissenschaftlich bearbeitend. Sein kürzlich erschienenes Werk „Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna“ (Berlin 1890) giebt eine vergleichende Darstellung der jetzigen Tundren und Steppen einerseits, der auf analoge Landschaftsformen im diluvialen Mitteleuropa deutenden Ermittelungen andrerseits. Es faßt recht dankenswert alle Hauptergebnisse, die bisher zu Tage gefördert wurden über den Gegenstand, aus der arg zerstreuten Litteratur (allein schon Nehrings Aufsätze selbst beziffern sich auf 60) zusammen, vor allem aber liegt seine Bedeutung darin, daß es auf gesicherter geographischer Grundlage, nämlich fußend auf den jetztzeitlichen Verhältnissen, nachweist, wie ganz Deutschland gewiß niemals Tundra oder Steppe oder Waldland gewesen, so wenig es jemals ganz unter dem Eismantel diluvialer Vergletscherung begraben lag, daß vielmehr die oben berührten scheinbaren Widersprüche bei kritischer Prüfung der Fundthatsachen sich heben durch ein Neben-, mehr noch ein Nacheinander jener Landschaftstypen im Anschluß an die großen Klimaschwankungen der Diluvialepoche und an die Mannigfaltigkeit des Bodenbaues Mitteleuropas.

In der näheren Umgebung der Gletschermassen unsrer Eiszeit, namentlich also am Rande des großen nordischen Inlandeises und auf dem bei zeitweiligem Rückzuge des letzteren eisfrei gewordenen, aber noch vielfach von eiskaltem Schmelzwasser durchtränkten Boden waren offenbar diejenigen klimatischen und Bodenverhältnisse geboten, wie gegenwärtig auf der arktischen Tundra. Kein Wunder mithin, daß damals Alpenpflanzen, wie die hübsche, der Rosaceenfamilie angehörige Silberwurz (Dryas octopetala), nachgewiesenermaßen weit in die norddeutsche Niederung hinaus wuchs und zusammen mit der Zwergbirke, sowie mit der strauchigen, allein dicht am Boden wachsenden niederen Polarweide insbesondere die bescheidene Flora des deutschen Tundrabodens zusammensetzen half. Als ganz überzeugenden Hinweis auf diluviale Tundra aber müssen wir, wie Nehring von jeher behauptet hat, die zahlreich nachgewiesenen deutschen Lemmingvorkommnisse jener Zeiten betrachten. Sowohl vom Halsband-Lemming (Myodes torquatus) als vom Ob-Lemming (M. obensis) liegen, abgesehen von den Kar-

paten, Russisch-Polen, England, Frankreich und Belgien, zahlreiche Skelettfunde vor, aus dem nördlichen wie aus dem südlichen Mitteleuropa. Wir kennen solche aus der Gegend von Neutitschein in Mähren, von Sušlawitz im Böhmerwalde, aus der fränkischen Schweiz zwischen Bayreuth und Nürnberg, vereinzelt aus der Würzburger Maingegend, dem Elsaß, zahlreicher aus der Eifel und dem Lahnthal, aus der Saalfelder und Geraer Gegend, vor allem jedoch aus dem nördlichen Harz-Vorland, wo überaus massenhafte Lemmingkolonieen ständig ihren Sitz gehabt haben müssen vor der nördlich benachbarten Kante des Inlandeises der ersten großen Vergletscherung; von Goslar reichen dort die Lemmingfunde bis zum Quedlinburger Seveckenberg (welcher durch Hensels Erstlingsfunde von 1855 berühmt geworden), von da gehen sie über Westeregeln nach Thiede, woselbst allein vom Ob-Lemming an die 600 Exemplare in Skelettresten gefunden wurden.

Fügen wir hinzu, daß wir zusammen mit Lemminggebeinen auf deutschem Boden sehr gewöhnlich solchen des Polarfuchses, des Schneehasen, des Schneehuhnes, gelegentlich auch des Moschusochsen und des Renntiers begegnen, so werden wir vollständig in die Tierwelt der heutigen ost- und westfestländischen Tundra versetzt. Die nun längst ausgestorbenen diluvialen Dickhäuterarten, Mammut und wollhaariges Nashorn, von denen sich auch mitunter Spuren des Zusammenlebens mit den genannten Tundrabewohnern der Gegenwart gezeigt haben, stehen keineswegs im Widerspruch mit der Schlußfolgerung, daß es zeitweilig Tundralandschaften bei uns gegeben habe. Denn schon Darwin wies im Hinblick auf die Fülle großer Säugetierarten auf den südafrikanischen Steppen unsres Jahrhunderts den Irrtum zurück, als erforderten „große Tiere eine üppige Vegetation“. Der dichte Pelz, mit welchem ähnlich dem diluvialen Nashorn Deutschlands auch das Mammut bekleidet war, deutet auf niedrige Temperaturgrade ihrer Epoche, und, so gut wie jetzt die Tundra unzähligen Tausenden von Renntieren Nahrung genug darbietet, so werden auch die damaligen Tundraflächen unsrer Heimat den Elefantenherden im braunen Vließ, mit den Mähnen und mächtig geschwungenen Hauern, hinreichend Futter gespendet haben, zumal diese Dickhäuter durchaus nicht auf die Tundren beschränkt waren.

Auch heute ist der arktische Tundragürtel der Polargrenze des Waldes dicht vorgesäumt, ja in Bodeneinsenkungen, welche als solche Schutz vor den das Baumleben gefährdenden kalten Seestürmen gewähren, wächst sogar in der offenen Tundra rasenhaft Krummholz bestimmter Baumarten, wie es Middendorff aus Nordost-Sibirien schildert. Ein andrer klassischer Zeuge der Tundranatur unsrer Tage, A. G. Schrenk, beschreibt das Hervorragen von Zeugen des Nadelholz- (besonders des Lärchen-) Gürtels im Schutz der Thalwände von Flußfurchen in die waldleere Tundra, „deren Vegetation hauptsächlich Zwergbirken und Weidengestrüpp bilden“. So brauchen wir es in der That auch gar nicht in Abrede zu stellen, daß es selbst zur Zeit der größten Vergletscherung Mitteleuropas, also in der älteren Diluvialära, bei uns Nadelholzwaldung gab; für solche war zwischen dem nordischen Inlandeis und dem bis gegen München hin das Alpenvorland bedeckenden Eise der miteinander verschmolzenen Alpengletscher Raum genug übrig, zumal die mitteldeutschen Gebirge gleichzeitig doch nur hier und da Gletscher von ganz mäßigem Umfange trugen. Holzkohlenstücke sind mehrfach in den diluvialen Ablagerungen von Thiede und Westeregeln entdeckt worden. Sie beweisen ganz entschieden das Dasein von Bäumen im eiszeitlichen Deutschland und rühren stets von schlanken Stämmen her, wie auch heute noch an der sibirischen Waldgrenze z. B. die Bäume bei der Kürze der sommerlichen Wachstumszeit nur dünne Holzringe Jahr für Jahr auszubilden vermögen, deshalb selbst bei höherem Alter wie junger Nachwuchs aussehen.

Bezeichnend erscheint es indessen, daß unmittelbar neben Lemmingresten (diesen Leitfossilien echtesten arktischen Tundrabodens) niemals Pflanzenreste beobachtet werden. Erst von den mittleren Partieen der Ablagerungen von Thiede und Westeregeln z. B. begegnen wir Kohlenstücken koniferischer Hölzer; während in den unteren, mithin älteren Lagen die Lemmingreste sich fanden. In einem der Gipsbrüche letztgenannten Fundortes enthob man im Sommer 1884 einer Tiefe von 6 bis 7 m mit Knochen des Rhinoceros, des Renntiers und der nordischen Varietät des Löwen (Felis spelaea) einige größere Holzkohlenstücke, welche nach der mikroskopischen Untersuchung Professor Wittmacks von der gewöhnlichen Lärche (Pinus larix) stammen. Vermutlich haben demnach Koniferennadeln in Deutschland dem Mammut ebenso zur Nahrung gedient wie auf sibirischem Boden, wo man Reste von solchen in den Schmelzfalten der kompakten Backenzähne dieses Elefanten nachgewiesen hat. Je weiter sich die Gletscherdecke bei uns zurückzog unter dem Einfluß wärmeren und trockneren Klimas, desto mehr vermochte sich der Waldwuchs auszubreiten und die Tundra zu verdrängen. Auch die Lemminge wichen damit zurück; eine längere Daseinsfrist als in den Niederungen blieb ihnen jedoch auf den Gebirgshöhen, z. B. am Oberharz, vergönnt, wo naturgemäß die Luft noch gar manches Jahrhundert tundrahaft feuchtkalt blieb.

Lange jedoch dauerte wohl das Vorrücken des Waldes nicht. Fortgesetztes Trocknerwerden des Klimas setzte ihm eine abermalige Schranke. Hiermit begann für Deutschland und seine Nachbarländer im Ost und West eine ganz neue Landschaftsform einzuziehen: die Steppe. Freilich war auch sie waldleer oder doch nur von Waldrasen, namentlich von Uferstreifen geselligen Baumwuchses längs den Flüssen durchsetzt wie die Tundra, aber nicht der Kryptogamenteppich von Moosen und Flechten waltete nunmehr in der baumarmen Flur vor, sondern die Gräser übernahmen die Vorherrschaft und dienten nebst allerhand andern Kräutern, die wie die Zwiebelgewächse mit unterirdischen Teilen ausdauern, zahllosen Nagetieren zum Unterhalt. Deutschland war außerhalb der wäldergrünen Gebirgsgehänge und der in sehr viel engere Grenzen eingehegten alpinen und nordischen Gletschermassen weithin ein Wohnraum von Steppentieren geworden. Die Saiga-Antilope, einem Schaf fast ähnlicher sehend als einer Antilope, heute Bewohnerin der südrussischen Steppe, reichte in diesem späteren Abschnitt der Eiszeit durch Mitteleuropa bis nach Westfrankreich. Tausende und aber Tausende von kleinen Nagern aus den Gattungen der Pfeifhasen, Zieselmäuse und Pferdespringer gruben sich ihre unterirdischen Wohnungen und belebten in der Frühlings- und Sommerzeit die blumendurchwirkten Grasfluren des deutschen Steppenlandes.

Das war die Zeit, wo sich der deutsche Boden weithin mit dem gelblichbraunen Löß bedeckte, wie man diese an Trockenklimate gebundene Erdart sich noch heute in den abflußlosen Räumen Innerasiens bilden sieht. Dauernder, folglich auch mächtiger als es in unsrer Zeit etwa im Sommer nach längerem Ausbleiben des Regens geschieht, häuften trockne Winde Staub- und Sandmassen auf, die sodann von der überwachsenden Grasnarbe gefestigt wurden. Völlig entsprechend dieser „äolischen“ Entstehungsweise treffen wir daher solche schichtenlose Lößerde bald in den Flußthälern, wo sie gewöhnlich nochmals vom einnagenden Flußwasser zum Teil abgetragen wurden, daß Lößwände von bezeichnender Steilheit öfters ein früher weit höheres Flußniveau andeuten, bald über ausgedehntere Niederungsflächen, wie z. B. vor dem Nordfuß der deutschen Mittelgebirge, mitunter auch

in beträchtlichen Höhen, wie auf den Simsen des Kaiserstuhls, zu denen kein Strom und kein Gletscher den Lehmstaub hätte hinantragen können. Daß gerade in diesem Lößboden die Überreste der erwähnten Steppenfauna eingebettet liegen, ist einer der stärksten Beweise für die Entstehung des Löß durch Aufschüttung in steppentrockener Luft.

Hiermit steht es keineswegs im Widerspruch, daß stellenweise arktische Tierreste ebendort vorkommen, wo sich Spuren der Steppenfauna vorfinden. Denn es erscheint durchaus wahrscheinlich, daß sich auch während der Trockenzeit auf unsern feuchteren Gebirgshöhen die Lebewelt der vorangegangenen arktischen, d. h. der kaltfeuchten Periode erhalten hatte. Lemminge z. B. konnten also recht wohl ihre Wanderzüge vom Oberharz in das offene Grasland des subhercynischen Gürtels ausdehnen, auch Raubvögel mochten dann und wann wehrlose Lemminge am Harz erbeuten, um sie auf den Gipsfelsen von Thiede zu verzehren. So finden wir in der That eben dort vereinzelte Skelettreste von Lemmingen neben oder über solchen des Pfeifhasen, des Ziesel, der Springmaus. Indessen die Massenfunde echter Polartiere, der erwähnten zwei Lemmingarten vor allem und des Polarfuchses, haben sich auch im Thieder Gipsbruch in den geschichteten sandiglehmigen Ablagerungen **unter** dem Löß gefunden. Ebenso streng wie die Steppentiere an den klassischen Fundstätten von Thiede und Westeregeln ausgeschlossen sind von den alten, deshalb unteren Lagen der großen ersten Vergletscherung, fehlen dieselben in den jüngsten, oberen Schichten, wo Knochen des Elch, des Hirsches und des Rehes unzweifelhaft auf den Einzug des Waldes hindeuten.

Deutlich tritt uns also eine tiefgreifende Klimawandlung auch in unserm Vaterlande während der gewiß nach Jahrtausenden zählenden Diluvialzeit entgegen. Die „erste Eiszeit", d. h. die Epoche der umfassendsten Vergletscherung, wurde durch eine Zwischenzeit heißeren und trockeneren Klimas geschieden von der „zweiten Eiszeit", deren nordisches Inlandeis zwar über die Nordhälfte unsrer norddeutschen Niederung sich ausdehnte, das mittelgebirgige Deutschland aber nicht erreichte. „Postglacial" nennt Prof. Nehring den Löß und die ihm eigene Steppenfauna; doch er will damit nur sagen, daß er nach der großen ersten Vereisung gebildet wurde. „Interglacial" wäre vielleicht eine treffendere Bezeichnung, weil zumal in den Alpen die Einschaltung von Löß zwischen unteren Lagen der ersten, oberen der zweiten Eiszeit gar keinen Zweifel läßt an dessen zwischeneiszeitlicher Entstehung, und andrerseits eine spätere Steppenepoche (etwa während der zweiten Eiszeit, wie Neumayr annahm, oder nach derselben) nirgends bisher mit genügender Sicherheit nachgewiesen ist.

Am wahrscheinlichsten dünkt es deshalb, die Lößperiode Mitteleuropas geradezu mit der Zwischeneiszeit zu identifizieren, wie es Eduard Brückner in seinem schönen Werke „Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit" (Pencks Geogr. Abhandlungen, Bd. 4, Heft 2) gethan hat. Gerade die von Brückner erwiesene Oszillation des Klimas noch der jüngsten Jahrhunderte, der Wechsel kürzerer Jahresreihen kühler, feuchter, trockener und wärmerer Zeiten, wie wir sie noch immer erleben, muß einen jeden mit Vertrauen erfüllen zu jenen gleichartigen, nur nach Zeitdauer wie Intensität weit großartigeren Wandlungen der Vorzeit.

Es sei noch verstattet, zum Schluß darauf hinzuweisen, wie das genannte Nehringsche Werk auch für tiergeographische Fragen der nachdiluvialen Zeit, ja unsrer Tage, anregende Darlegungen enthält. Denn welcher wahnwitzige antidarwinistische Fanatismus müßte den befangen halten, der leugnen wollte, daß auch nur eine einzige Spezies des Pflanzen- oder Tierreichs der alluvialen Quartärzeit ihre unmittelbaren Vorfahren in der diluvialen Vorepoche haben muß!

In Hinsicht auf zwei Tierarten vor allem muß man sich rückhaltslos Nehrings Einspruch gegen voreilige Schlußfolgerungen Viktor Hehns (in dessen bekanntem und sonst so verdienstvollem Buch über die Herkunft der Kulturgewächse und Haustiere) aus bloß litterarischen Überlieferungen anschließen: in Hinsicht auf den Hamster und auf das Pferd.

Es ist ein offenbarer Irrtum, wenn Hehn den Hamster (nebst dem Dachs) erst seit der Völkerwanderung in das westlichere Europa einziehen läßt, ihn als ein osteuropäisches Tier bezeichnet, dem erst „die Lichtung der Wälder durch den Ackerbau den Weg bahnte". Da sieht man wieder, wozu es führt, wenn man das sicher allzu sehr verallgemeinernde Schlagwort, welches Tacitus auf Germanien münzte („silvis horrida, paludibus foedä), als völlig naturwahr hinnimmt! Gewiß ist der Hamster niemals ein Wald- oder gar Sumpfbewohner gewesen; aber, falls er im uralten Deutschland schon gelebt haben sollte, — würde das uns nicht vielmehr beweisen, daß schon die altgermanischen wie die vorgermanischen Wälder ihre Lichtungen besaßen, und zwar nicht bloß in Sumpfgebreiten, sondern auch auf trockenem Boden, zumal auf dem für die Baumansiedelung minder empfänglichen Löß? Nun und an dem Vorkommen des Hamsters in der Diluvialzeit bereits ist so wenig bei uns wie Frankreich ein Zweifel statthaft. Hamsterskelette, zusammengebettet mit andern Nagern der typischen Steppenfauna sind den diluvialen Ablagerungen sowohl in Deutschland (z. B. bei Saalfeld) wie in Frankreich (bei Montmorency unweit Paris, in der Auvergne u. s. w.) enthoben worden. Die zufälligerweise fast genau mit der Grenze unsres Reichlandes Elsaß-Lothringen gegen Frankreich zusammenfallende Westgrenze der gegenwärtigen Verbreitung des Hamsters ist also vielmehr als eine Rückzugslinie dieser Tierart anzusehen. Das feuchter gewordene, die Waldausbreitung befördernde Klima verkümmerte dem Hamster natürlich zuerst im äußersten Westen seinen Wohnraum, während dann in Deutschland allerdings die Einführung des Ackerbaues, somit der „Kultursteppe", ihm recht gelegen kam.

Dem Pferd weist V. Hehn eine zentralasiatische Heimat zu. Gewiß beruht das auf Unkenntnis des Vorkommens einer kleinen Wildform des Pferdes (von etwa 1½ Widerristhöhe) in Skelettresten des Diluviums Mittel- und Westeuropas. Viel annehmbarer ist Nehrings Urteil, daß in den so verschieden gestalteten Pferderassen der Neuzeit mindestens zwei Stammformen aufgegangen sind: in den edleren, sogenannten warmblütigen Rassen die asiatische, in den plumperen, sogenannten kaltblütigen die europäische. Das europäische Wildpferd tummelte sich schon auf den Tundraflächen Deutschlands während der großen Vergletscherung, erlebte die goldenen Tage unerschöpflicher Futtervorräte während der Steppenepoche und weidete auf den Waldwiesen und wohl auch gelegentlich auf dem Waldboden der nachfolgenden Jahrtausende erneuter Wälderpracht. Bis tief ins Mittelalter hinein ist das Wildpferd in unsern Waldungen gesehen worden und hat unsern waidlustigen Altvordern manches Wildpret geliefert. Das brauchte Nehring nicht so zweifelnd anzuführen; namentlich aus den Überlieferungen von St. Gallen wissen wir das ganz genau.

Grombtschewskis Reisen in Hochasien 1888—90.

Von Emil Mayr.

(Mit Karte.)

Grombtschewski ist auf der Rückreise nach St. Petersburg am 26. Oktober 1890 mit seinem Reisegefährten, einem deutschen Entomologen, Leopold Konrad aus Königsberg, der als Präparator thätig war, zu Osch in Fergana eingetroffen. Beide befinden sich im besten Wohlsein, obwohl Grombtschewski mehrmals während des vergangenen Winters unter den atmosphärischen Einwirkungen der von ihm durchzogenen Hochregionen zu leiden hatte, ein Übelstand, der auch unter dem Gefolge schwere Erkrankungen hervorrief.

Grombtschewski bringt eine reiche wissenschaftliche Ausbeute und prächtige Sammlungen mit nach Hause. Während 17 Monaten, vom Juni 1889 an, hat er eine Strecke von über 7000 Werst zurückgelegt. 73 astronomische Beobachtungen, 370 Höhenbestimmungen mit dem Siedethermometer, mehr als 3000 meteorologische Aufzeichnungen und 400 photographische Aufnahmen gemacht. Die naturgeschichtlichen Gegenstände, die auf 33 Lastpferden in Osch eintrafen, umfaßten außer einer kleinen mineralogischen Sammlung 2000 Vögel, ungefähr 2000 Pflanzen, 35 000 Insekten, 50 bis 60 merkwürdige Säugetiere (3 Irbispanther, wilde Esel, mehrere Mouflons und Steinböcke, Yaks &c.). Alle diese Vierfüßer wie auch die Vögel sind von Grombtschewski eigenhändig erlegt; die Expedition verfügte nur über sehr beschränkte Mittel, bestand außer den beiden Forschungsreisenden nur aus sieben Kosaken und kostete nicht mehr als 7000 Rubel. In nachstehendem lassen wir eine Zusammenstellung der Grombtschewskischen Reisen 1888/90 folgen und fügen eine kartographische Darstellung derselben hinzu, soweit das Material gegenwärtig zu einer solchen ausreicht.

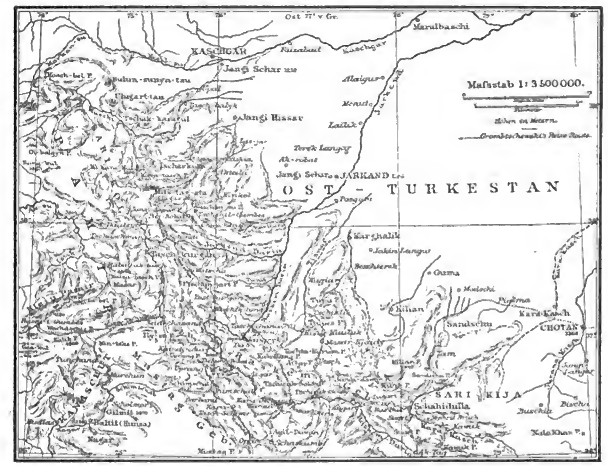
Grombtschewski brach am 23. Juli 1888 von Fergana auf und begab sich den Isfaisamfluß aufwärts über den Tengisbai-Paß nach dem großen Alaithal und von hier über den Kisil-art-Paß nach dem Kara-kul-See, von wo er sich weiter über den Ak-baital-Paß nach dem Ak-su oder Murgab wandte und diesen aufwärts bis zu seinem Zusammenstoß mit dem Istik verfolgte. Chinesische Beamte, die hierher von Tasch-kurgan kamen, um ihn aufzuhalten, wußte er durch Bestechung zu bewegen, ihn über die Wasserscheide zwischen dem oberen Ak-su und dem Wachan-Daria weiter ziehen zu lassen. Hindernisse, welche ihm nun hier die Afghanen in den Weg legten, überwältigte er einfach dadurch, daß er zwei Kundschafter einer afghanischen Truppenabteilung, die ihn gefangen nehmen und nach Sarhad bringen sollte, in einer regnerischen Nacht überfiel, sie selbst zu Gefangenen machte und sie zwang, ihm den Weg über den Wachdschir-Paß nach dem Karatschukur, dem Quellfluß des Tangn-basch zu zeigen. Der Paß wurde bei heftigem Schneesturm am 21. August überschritten und dann im Kalik-Paß ohne Schwierigkeit der Hindukusch überstiegen. Nun wurde aber der Weg so beschwerlich, daß Pferde unmöglich mehr als Lasttiere benutzt werden konnten und Grombtschewski mußte sich an den Chan von Kandschut (auf der Karte steht durch Stichfehler Kanajchut) um Träger wenden. Von Safder-ali Chan anfangs mit Mißtrauen aufgenommen, wurde Grombtschewski später mit großer Auszeichnung behandelt; er verweilte dort bis 19. September. Grombtschewski schildert den Herrscher von Kandschut als äußerst grausam und die Bevölkerung als eine räuberische, die gleichmäßig bisher chinesische und kaschmirische Karawanen plündert und die Gefangenen in die Sklaverei verkauft. Nur der eigenen Unerschrockenheit hatte es Grombtschewski zu danken, daß er unbelästigt ihr Land durchziehen konnte.

Am 2. Oktober traf Grombtschewski wieder am Tangnbasch ein, nachdem er den Min-teke-Paß überschritten. Er hatte nun die Hälfte seiner Pferde verloren, die andre Hälfte war untauglich geworden und so entschloß er sich, seine Leute mit der Bagage hier zurückzulassen und zog mit einem einzigen Begleiter in das Raskem-Gebiet. Das Land war kurz vorher von den Kandschuten vollständig verheert und die Bewohner als Sklaven fortgeschleppt worden, und als nun der Führer, um Grombtschewski zur Umkehr zu zwingen, auch noch die zur eigenen Ernährung mitgetriebenen Schafe im Raskem-daria ertrinken ließ, sah sich Grombtschewski genötigt, wieder nach dem Tangn-basch zurückzugehen. Er folgte diesem Fluß abwärts bis Schindi und versuchte durch das Watscha-Thal wieder an den Raskem-daria zu gelangen. Am Ptschan-jart-Paß ließ er abermals Leute und Pferde zurück und drang allein, von einem einzigen Manne begleitet, bis Pil am Raskem-daria vor, kam aber unterwegs beinahe vor Wassermangel um. Nun ging er denselben Weg wieder zurück bis Schindi, den Schindifluß aufwärts über den Jangi-daban und Pas-robat nach den Quellen des Ring-kol, welchem er abwärts bis Igis-jar folgte. Von hier ging er nach dem Kara-tasch über, diesen aufwärts und gelangte zwischen zwei Gipfeln des Mustagata hindurch auf dem beinahe 5000 m hohen Kara-tasch-Passe nach dem Kleinen Kara-kul-See. Durch das Ges-Thal über Upal wurde schließlich Kaschgar erreicht, von wo Grombtschewski anfangs 1889 in St. Petersburg eintraf.

Schon am 13. Juli 1889 sehen wir den Reisenden wieder unterwegs nach den Gebieten südlich vom Hindukusch. Er beabsichtigte dieses Mal auf einem mehr westlichen Wege vorzudringen und ging zunächst über Karategin nach Kala-i-kum in Darwas am oberen Oxus (Piandsch) und dem Wandsch-Thale. Vergeblich hoffte er, daß die Afghanen seinen Durchzug nach Kafiristan gestatten würden und er Schugnan und den Schiwa-See besuchen könnte. Ein freundschaftlicher Brief von Seid Dscharneil riet ihm, die afghanische Grenze nicht zu berühren und so mußte er sich denn entschließen, vom Sir-Artschi-Paß und den Kintschab-Quellen nach dem oberen Ak-su und wieder nach Tangnbasch-Pamir, gewöhnlich Taghdum-basch-Pamir genannt, zu ziehen. Im Oktober traf er dort ein, kaufte 50 Hammel, einige Pferde und mietete 30 Yaks für den Transport über den Ili-su-Paß nach Kaindyn-Auty und dem Raskem-daria.

Von Tschung-Tukai aus besuchte er das Thal des Ulprang, wurde jedoch durch die Besatzung des Forts Darband abgehalten, den Schimschal-Paß zu überschreiten und begab sich dann nach dem Thale des Mus, der in den riesigen Gletschern des Mustag-Gebirges entspringt und bis dahin völlig unbekannt war. Wir folgen dem Reisenden nun nach Südosten den Raskem-daria aufwärts bis Kara-Tschar-karaul, von wo aus er Abstecher nach rechts und links machte. Im Agil-Dawan überschritt er die Karakorumkette, untersuchte die Quellen des Mus, bestimmte die Lage des Mustag-Passes, überschritt dann das Raskem-Gebirge im Paß Kulaliang, begab sich über den Tachtakorum-Paß nach den Tisnaf-Quellen und kehrte über den Tschiral-Soldi-Paß wieder nach dem Raskem-daria zurück, überstieg im Kugart-Paß das Raskem-Gebirge zum dritten

Male und gelangte sodann nach Schahidulla am Kara-kasch (Chotan-daria). Am 1. Dezember kam Grombtschewski über den Kawak-Paß in das Quellgebiet des Raskem, allein hier machte sich der Winter mit all seinen Schrecken geltend und obwohl nur mehr eine Tagreise vom Karakorum-Paß entfernt, mußte er sich doch zur Umkehr entschließen, wenn er nicht erfrieren wollte. Über den Suget-Paß kehrte er nun wieder zum Kara-kasch zurück, verfolgte denselben aufwärts bis in sein Quellgebiet, jenes sandige, wüste, von drei Bergketten quer durchsetzte Hochplateau, das die Quellen des Jurung-kasch von denen des Kara-kasch scheidet und gedachte auf diesem Wege Polu am Keriaflusse zu erreichen. In einem 19000 Fuß hohen Paß, dem er den Namen „Russischer Paß" gab, überstieg er nach dreitägigem Marsche die erste dieser Bergketten und nach einem vierten Marschtage ohne Wasser erreichte er den kleinen Jssik-Bulak-See. Aber hier verlor er 28 von seinen 46 Pferden durch Durst und Erschöpfung und so ging er anfangs Dezember unter Zurücklassung eines Teiles seines Gepäcks unter den Felsen wieder nach Schahidulla zurück und von da über Sandschu nach Chotan weiter, wo er mit Bogdanowitsch, dem Geologen der großen Expedition von Piewzow, zusammentraf. Beide zusammen brachen am 1. März 1890 von hier wieder auf, um den Oberst Piewzow in Nia, dessen Winterquartier, aufzusuchen. Der Weg von Chotan nach Nia führt über eine öde Sandebene, die stellenweise zur reinen



Grombtschewskis Reisen in Hochasien.

Wüste wird, und im Norden von Pappelwäldern begrenzt ist. In Nia traf Grombtschewski den Obersten in bester Gesundheit, verglich die beiderseitigen Orts- und Höhenbestimmungen, sowie die Instrumente und besprach mit demselben das weitere Vordringen nach Lhassa. Grombtschewski kehrte nach Keria zurück, besuchte unterwegs Surgak, wo 3000 Chinesen auch im Winter mit der Ausbeutung des goldhaltigen Sandes beschäftigt waren, während sich im Sommer eine ganze Bevölkerung von Goldgräbern dort befindet, und begann am 5. Mai, durch die Feindseligkeit des Herrschers von Keria gedrängt, von Polu aus seinen Einmarsch nach Tibet, obwohl die Chinesen ihm den Eintritt verboten hatten und seine Verproviantierung hintertrieben. Im Lubaschi-Paß (17500 Fuß) wurde der Kuen-lun mit äußerster Anstrengung überschritten und ein Vorstoß bis zum kleinen See von Gugurtlik gemacht. Eine Rekognoszierung weiter nach Osten zeigte, daß das Plateau um diese Jahreszeit vollkommen wasserlos und nur von Juli bis September bei der Schneeschmelze gangbar ist. Überdies litt die Expedition Mangel am nötigsten. Die Kälte stieg bis zu 20° C. und so mußte der kühne Reisende den Gedanken, Lhassa zu erreichen, aufgeben, und nach Kaschgar zurückkehren. Auf neuem Wege begab er sich dann von Kaschgar nach Fergana, indem er nicht die gewöhnliche Heerstraße den Kisil-su aufwärts nach dem Terek-Paß einschlug, sondern den Markan-su bis zu seinen Quellen hinanfging über den Kisil-art-Paß (14020 Fuß) nach dem oberen Alai-Thale übersetzte, um von hier aus über den Taldik-Paß nach Gultscha und über Langar auf der gewöhnlichen Karawanenstraße nach Osch zu gelangen.

Welch außerordentliche Bereicherung unsrer geographischen Kenntnisse über diese tief verschleierten Gegenden durch Grombtschewski erfahren, das wird erst ganz gewürdigt werden können, wenn uns sein vollständiges Reisewerk vorliegt. Aber schon heute können wir die wissenschaftliche Ausbeute des einen Mannes getrost den reichen Erfolgen an die Seite stellen, von welchen die berühmte Forsythsche Mission 1873/74 gekrönt war.

Zur Volkskunde der Alpenländer.

Von Gustav Meyer. Graz.

II.

Hat das Schnadahüpfl uns zu einer Reihe vergleichender Betrachtungen verführt, die vielleicht manchem allzu weit ausgesponnen zu sein scheinen werden, so können wir uns bei der Sammlung der „Tiroler Volkslieder" kürzer fassen. Nicht als ob nicht auch längere Volkslieder von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm wanderten; nicht als ob nicht auch hier an voneinander sehr entlegenen Punkten dieselben Stoffe in volkstümlicher Behandlung uns begegneten. Aber was uns die Herren Greinz und Kapferer in ihrem Bändchen bieten, umfaßt, nach ihrer eigenen Versicherung, einen großen Teil der im Tiroler Volk üblichen Gesänge. Und danach hat es den Anschein, als ob viele Volkslieder, die sonst aus allen möglichen Teilen des deutschen Sprachgebietes vorliegen, nach Tirol nicht gedrungen oder hier verloren gegangen sind. Besonders berührt der Mangel an erzählenden Volksliedern eigentümlich. Von diesen enthält die Sammlung nur sehr wenige. Zwei davon sind freilich interessant genug (S. 104, 108); sie behandeln Stoffe der biblischen Geschichte in der derb realistischen Weise, welche wir aus den biblischen Volksschauspielen kennen. Als Christus dem Malchus das abgehauene Ohr wieder angeheilt hat, wendet sich Petrus mit folgender Ansprache an ihn:

„Was hat mi denn iatz mei Hauen g'nutzt,
Du bist schon a Saggeraichwonz,
Wenn i so an Sauterl z'sammenputz',
Mochst du mir'n grod wieder gonz!"

Wertvoll ist auch „das Spingeser Schlachtlied" (S. 89), ein historisches Volkslied aus der Zeit der Franzosenkriege, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Flugblatt gedruckt, in der vorliegenden Fassung aber aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

Das Malchuslied schließt mit der Strophe:

I bin a schlichter Bauersmonn,
Aus dem Oberland zu Haus,
Und wenn i koa Mirakel mehr wirken kann
Blas' i mir durchs Ermlloch aus.

Hier nennt sich offenbar der Dichter des Liedes. Das heißt, er nennt sich nicht mit Namen, aber er weist auf seine bestimmte Individualität als den Verfasser hin. Das hat weit verbreitete Analogieen. Wenn man die niedliche Ausgabe französischer Volkslieder von Moriz Haupt durchblättert, so findet man zu wiederholten Malen die Schlußstrophe mit der Antwort auf die Frage beschäftigt: „Wer hat dies Lied erdacht?" z. B. S. 140:

„Wer hat dieses Lied ersonnen?
Eine, die gern Freude hat
Und die Liebe hat viel lieber
La la la!
Als daß eingesperrt sie klagt.
Lironfa!

Vergl. S. 13, 17, 39, 45, 72, 85, 90, 97, 108, 138, 144, 148, 150, 164. Ebenso unter anderm in den von Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen niederländischen Volksliedern. Das ist sehr bezeichnend und sehr wichtig für die Frage nach der Entstehung der Volkslieder. Man hört häufig genug noch die unklare Ansicht, „das Volk" dichte die Volkslieder, oder, wie man mit noch mystischerem Ausdrucke sagt, „der Volksgeist" bringe diese Schöpfungen hervor. Gewiß, der „Volksgeist", so weit er eben in jedem einzelnen Individuum wirksam ist; aber zunächst ist jedes Lied einmal von einem bestimmten, einzelnen Dichter verfaßt worden. So giebt es eigentlich keine feste Grenze zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. Ich möchte wissen, wer einen zwingenden Beweis dafür erbringen könnte, daß gewisse Lieder von Goethe oder Heine keine Volkslieder sind, wenn wir eben nicht zufällig bestimmt wüßten, daß sie von diesen bestimmten Verfassern herrühren. Und andrerseits hat es erst gelehrter Forschung bedurft, um einige Goethesche Lieder als wesentlich unverändert herüber genommene Volkslieder nachzuweisen. Der Dichter des Volksliedes nennt sich nicht, oder er bezeichnet sich nur in ganz allgemeiner Weise, wie in den oben angeführten Beispielen. Dadurch wird sein Gut herrenlos, durch kein Gesetz gegen „Nachdruck" geschützt; das heißt, jeder, der es gehört und gemerkt hat, singt es, als ob es von ihm selbst stammte, fügt hinzu, läßt weg, ändert. Geht es aber den Liedern, Strophen und Stellen, welche aus unsern „Kunstdichtern" ins Volk dringen, anders? Wie viele Zitate aus unsern Klassikern gehen in nicht unwesentlich veränderter Gestalt unter uns umher! Wer kann sich rühmen, den Text eines viel gesungenen Liedes ordentlich auswendig zu wissen?

Nur in dem Sinne also dichtet „das Volk" seine Volkslieder, daß jeder einzelne das Lied, das er einmal gehört hat, mehr oder weniger wesentlich umgestalten kann. Daher die große Anzahl von Varianten der Volkslieder, die gewöhnlich gerade so groß ist, als die Anzahl der Personen, aus deren Munde das Lied zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden ist. Ja, dieselbe Person wird, zur Wiederholung des Textes aufgefordert, denselben schwerlich genau in derselben Weise wiedergeben, wie das erste Mal. Daß ein solches Lied zufällig auch auf einem Flugblatt gedruckt wird, wie das auf die Spingeser Schlacht, ändert daran nichts; das ist eine Variante mehr unter vielen, die sich daneben im Volksmunde fortpflanzen.

Dafür, daß auch litterarische Schöpfungen, wenn sie dem naiven Charakter der Volksdichtung nahe stehen, vom Volke wie seine eigenen gesungen werden, wobei natürlich der Name des Verfassers in Vergessenheit gerät, giebt es allenthalben Belege. Man hat dafür den, wie mir scheint, wenig bezeichnenden Namen volkstümliche Lieder gebraucht. Ein recht charakteristisches Beispiel ist mir neulich auf einem von den Alpenländern geographisch ziemlich entfernt liegenden Gebiete begegnet. In einer Sammlung von Volksliedern, die auf der Insel Chios gesammelt sind, stieß ich auf ein längeres Gedicht, das ich bald als eines der besseren Erzeugnisse der griechischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts erkannte. Die „schöne Schäferin" ist in volkstümlichem Tone gehalten und hat es diesem Umstande zu verdanken, daß, wie man schon längst wußte, größere Stücke von ihr

auf den Inseln des ägäischen Meeres vom Volk gesungen werden. Dem Herausgeber jener Sammlung ist der wahre Sachverhalt entgangen, obwohl die von ihm in Chios aufgezeichnete Fassung in auffallendster Weise mit der gedruckten übereinstimmt. Am Schlusse der letzteren ist der Verfasser, ein gewisser Nikolaus Trimytikos, genannt; das ist natürlich dort in Vergessenheit geraten.

Eine sehr eigenartige, vielleicht die wertvollste Gabe unter den Bändchen der Liebeskindschen Sammlung, bietet uns Herr Ludwig von Hörmann in Innsbruck, der vorzüglichste Kenner des Tiroler Volkslebens, in den beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen der „Grabschriften und Marterlen" und der „Haussprüche aus den Alpen". Mehr als die andern sind diese geeignet, uns tiefe Einblicke in die Seele der Alpenbewohner thun zu lassen. Aussprüche tiefster Lebensweisheit stehen hier neben solchen von geradezu zwerchfellerschütternder Naivität, neben Versen von rührender Innigkeit findet sich ein Witz, der auch das Heilige nicht verschont. Die Herausgeber der „Volkslieder" haben ihr Büchlein für „das deutsche Haus und die deutsche Familie" bestimmt; aber in noch viel höherem Grade verdienen es die beiden Hörmannschen Bändchen, Hausbücher im besten Sinne des Wortes zu werden.

Es lohnt sich in hohem Maße, auf den Inhalt etwas näher einzugehen. Von den „Grabschriften und Marterlen" umfaßt die erste und größte Abteilung die eigentlichen Grabschriften. Sie sind auf den Friedhöfen, besonders den Dorffriedhöfen der Alpenländer gesammelt, wo sie sich teils auf den Grabkreuzen aufgemalt, teils unter dazu gehörigen Bildern an der Kirchenmauer auf Tafeln angebracht finden. Gedanken über Tod und Ewigkeit sind hier in erstaunlicher Mannigfaltigkeit variiert. Ihnen hat der Herausgeber die Inschriften der sogenannten Rechbretter, das heißt Leichen- oder Totenbreter, angeschlossen. Das waren ursprünglich die Breter, auf denen die Leichen aufgebahrt gewesen waren; sie wurden auf häufig begangenen Wegen aufgestellt, ja sogar auf dem Wege niedergelegt. Jetzt sind es meist nachher vom Schreiner angefertigte Breter. Die Sitte ist vorzugsweise in Oberbaiern und den westlichen Alpen verbreitet. In diesen Inschriften der Grabkreuze und der Totenbreter treibt eine teils freiwillige, teils unfreiwillige Komik besonders da ihr Wesen, wo es sich um den Stand, die Beschäftigung oder die Todesart des Verstorbenen handelt. So wirkt z. B. in einer Grabschrift aus dem Oberinnthal die ungewöhnliche Stellung des Relativpronomens in Verbindung mit dem Reim unwiderstehlich komisch:

> Hier liegt der Herr Melcher,
> Pfarrer gewesen ist welcher.

In einer andern wird eine ganz selbstverständliche Begründung sehr pomphaft durch ein rhetorisches Kunststück eingeleitet:

> Hier liegt begraben unser Organist,
> Warum? weil er gestorben ist.
> Er lobte Gott zu allen Stunden,
> Der Stein ist oben und er liegt unten.

Die Todesursache ist zu komischer Wirkung verwendet, z. B.:

> Ach, ach, ach, hier liegt der Herr von Jach,
> Er war geboren am Bodensee
> Und ist gestorben an Bauchweh.

Oder

> Und er maß sieben Schuh,
> Gott geb ihm die ewige Ruh.
> Ein unglücklicher Ochsenstoß
> Öffnete das Himmelsschloß.

Einigemale schließt eine Grabschrift so:

> Er (sic) lebte in Furcht und Zucht
> Und starb an der Wassersucht.

Das weibliche Geschlecht wird mit Ausfällen nicht ganz verschont, z. B.:

> In diesem Grab liegt Anichs Peter,
> Die Frau begrub man hier erst später,
> Man hat sie neben ihm begraben,
> Wird er die ewige Ruh nun haben?

Oder in Hall:

> Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
> Sie hat ewig mit mir zankt,
> Drum, lieber Leser, geh von hier,
> Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Ganz ähnlich den Inschriften auf den Grabkreuzen und Totenbretern sind die auf den Erinnerungstafeln, wie sie in den sogenannten Totenkapellen und Totenrasten aufgehängt werden, jenen kleinen Kapellen außerhalb des Orts, welche den aus weiterer Entfernung hergebrachten Leichen solange zur Raststätte dienen, bis der nächste Ortsgeistliche sie abholt. Besonders charakteristisch sind hier die Armseelentafeln, Darstellungen von nackten Gestalten im Fegefeuer, dessen Pein in beigesetzten Versen lebhaft geschildert wird. Höher stehen die Inschriften auf Votivtafeln, Bildstöcken und Feldkreuzen, die meistens Erinnerungszeichen an wunderbare Rettung aus Lebensgefahr oder sonstigem Unglück sind. Verse erzählen den Fall, eine bildliche Darstellung erläutert dieselben. Verwandt sind die bekannten Marterlen, die sich in großer Zahl in allen Alpenländern finden: Täfelchen mit bildlicher Darstellung und poetischer Erklärung, zur Erinnerung an einen an dem Orte stattgefundenen Unglücksfall errichtet. Unter ihnen finden sich einige, die wegen ihrer Naivität geradezu berühmt geworden sind. So heißt es in Stubai auf einen verunglückten Fuhrmann:

> Der Weg in die Ewigkeit
> Ist doch gar nicht weit;
> Um 7 Uhr fuhr er fort,
> Um 8 Uhr war er dort.

In Passeier sieht man auf einem Marterl dargestellt, wie aus einem Schneeberge ein Mannskopf heraus guckt; links läuft ein Knabe eiligst davon. Dabei steht:

> Hier starb Martin Rausch.
> Die Lawine traf ihn halt
> Auf den Leib und macht ihn kalt.
> Auch der Jörg, der war darunter,
> Aber heut noch ist gesund er.

Schneelawinen sind begreiflicher Weise in den Marterlen häufig als Todesursache angegeben, z. B.

> Hier ruht der ehrsame Junggesell Alois Festini von Cahamahango, welcher in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine seine wahre Heimat gefunden hat am 18. Dez. 1871.

oder:

> Gedenke der Jungfrau Barbara Hechenpleikner, welche hier unter der Schneelawine ihr zeitliches Leben in das ewige verwechselt hat.

Durch eigentümliche grammatische Konstruktion ist ausgezeichnet: „Andenken der durch die Schneelawinen verunglückten sind worden drei Kinder"; durch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks:

> Aufi gstiegn,
> Reischen brockt,
> Abi gfallen,
> Hin gwesen.

Aus dem Lavantthal in Kärnten stammt:

> Hier ruht der ehrsame Johann Missegger auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.

Ernsthafter und in der That überraschend reich an schönen und gesunden Gedanken sind die in dem Bändchen

der „Haussprüche“ vereinigten Sentenzen, die auf der Vorderseite der Häuser, auf den Wänden der Stuben, auf Glocken, Messern, Uhren, Scheiben und dgl. eingeschrieben sind. Bei den auf den Hausbau bezüglichen Sprüchen ist die bekannte Doppelzeile:

Wer will bauen auf den Straßen
Muß die Leute reden lassen

sehr mannigfaltig variiert und erweitert. Der Bauherr, der um sein eigenes gutes Geld sein Haus gebaut hat, giebt seinem Ärger darüber Ausdruck, daß alle möglichen fremden Leute an der Straße stehen bleiben und Ausstellungen machen.

Wer will bauen auf offner Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine gafft vorn, der eine gafft hinten,
Wird jeder was zu tadeln finden.

oder

Schimpfen kann ein jeder Bauer,
Besser machen fallt ihm sauer,
Jeder baut nach seinem Sinn,
Keiner kommt und zahlt für ihn.

Ja sogar in maccaronischer Weise:

Qui aedificaturus est
an den Straßen,
Debet stultum dicere
lassen,
Optat mihi omnis
was er will,
Opto ei
Noch so viel.

Vielfach werden Maria, die Engel und die Heiligen um Schutz für das neu gebaute Haus angerufen und einer besonderen Berücksichtigung erfreut sich dabei der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuersbrunst, der unzählige Mal an Häusern und Brunnensäulen abgebildet ist. Für die Stellung, welche die Heiligen im Volksglauben einnehmen, ist ungemein bezeichnend der Spruch aus Wenns:

Dieses Haus stand in Gottes Hand
Und ist dreimal abgebrannt,
Und das viertemal ist's wieder aufgebaut
Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.

Um auch das Ernstere zu seinem Rechte kommen zu lassen, setze ich einen aus dem Jahre 1609 stammenden Spruch auf die Jungfrau Maria her, der sich an einem Fenster in Schloß Amras findet:

Maria milt
O mutter zart!
Sey du mein schilt
zur hinefart.
gib mir die gnad,
das ich da find
des lebens pfad
zu deinem Kind.

Man hat die Inschriften von den Grabsteinen und von den Vasen der Griechen und der Römer mit emsigem Fleiße gesammelt und in großartig angelegten und ausgestatteten Werken herausgegeben. Und man hat recht daran gethan; denn deutlicher als aus den offiziellen Kundgebungen von Städten und Staaten spricht aus diesen unscheinbaren Denkmälern die Seele der antiken Völker zu uns. Aber darf man dann nicht für die entsprechenden Aufzeichnungen unsres eigenen Volkes etwas Beachtung verlangen? Ich hoffe, daß die Hörmannschen Bändchen, mehr als frühere ähnliche Veröffentlichungen, ihnen solche verschaffen werden.

Das Tättowieren bei den Südslaven.

Von Friedrich S. Krauß und V. Valetic Vukasovic.

Die Überschrift erweckt vielleicht bei manchem Leser größere Erwartungen, während wir nur bescheidene Mitteilungen über spärliche Überreste eines alten Brauches zu machen haben. Bei zahlreichen primitiven Völkern der Erde pflegt und pflegte man sich den Körper zu bemalen oder zu tättowieren. Wir müßten dies auch bei den Südslaven voraussetzen, selbst wenn wir keine direkten Beweise mehr für diesen Brauch hätten, doch daran fehlt es nicht. In einigen Guslarenliedern wird erzählt, daß sich die Hauptrhelden die Augen mit Blut unterfärbten (oči krvi obojene), um durch den blutrünstigen Anblick den Feind zu erschrecken. Manche grimmige Haudegen färbten sich Hände und Gesicht blutig rot, als ob sie gewohnt wären, im Blute zu waten. Mütter tättowierten aber ihre Kinder mit eigenen Zeichen auf den Schultern (biljeg na ramenu), wie es ausdrücklich heißt, um einmal daran ihre Kinder zu erkennen, sollten sie je in feindliche Gefangenschaft geraten und nach vielen Jahren heimkehren. Alija, ein Mohammedaner in Mostar, so berichtet ein Volkslied, kaufte auf dem Markte eine stattliche Sklavin. Nachts legt er sich zu ihr, doch das Frauenzimmer erkennt an der Tättowierung am rechten Arme in Alija ihren leiblichen Bruder. Darauf folgt eine herzergreifende Erkennungsszene, und die Geschwister beschließen, gemeinsam zu ihrer hochbetagten Mutter ins Küstenland zu fliehen. Alija war nämlich ein Christenkind und frühzeitig bei einem türkischen Ueberfall seinen Eltern entrissen, ins Herzögische geschleppt und zum Islam bekehrt worden. Ähnliche Fabeln erzählen uns auch viele Romanzen des abendländischen Mittelalters.

Auch als bloßer körperlicher Schmuck dient das eintättowierte Zeichen. In Slavonien, Kroatien, Serbien und Bulgarien tättowiert sich das Bauernvolk mit großer Vorliebe. „Zvizda ispod vrata“ (Stern unterm Halse) ist die Bezeichnung eines Blümchens zwischen den Brüsten. Bekannt ist das Märchen von dem Mädchen, welches sich nur jenem zu eigen geben will, der im stande wäre, „pogodit joj zlamenje“, d. h. ihr Tättowierungszeichen zu erraten. Es war ein Blümchen (Sternchen) unterm Nabel! Schöne Zeichnungen sind äußerst selten. Mit Vorliebe wählt man Blumen, Sträußchen, Kreuze, Herzen, Schwerter und Hirtenstäbe. Tierbilder kommen unsres Wissens nie vor. Vorzugsweise bringt man die Tättowierungen auf dem Oberkörper an; da aber der größere Teil des Oberleibes durch das Hemd — gewöhnlich dem einzigen Kleidungsstücke des Bauers und der Bäuerin für den Oberleib — verdeckt ist, hat man hauptsächlich bei einem etwas vertrauteren Verkehre Gelegenheit, die Einzelheiten einer Zeichnung zu betrachten. Ich kenne einen Bauern in Pleternica in Slavonien, dessen ganze Brust vom Hals bis zum Bauch hinab mit allerliebsten, sehr fein ausgeführten dunkelblauen Blumen tättowiert ist, worauf er sich etwas einbildet. Diese Tättowierung hat er aber als Soldat, als er unter Magyaren garnisonierte, erlangt. Die übrigen Bauern kargen nicht mit ihrer Bewunderung für den Mann, doch nachahmen können sie diese Zeichnungen nicht, weil sie sich nicht genug aufs Zeichnen verstehen.

Während dies Tättowieren im allgemeinen dort belanglos ist und als eine bloße Spielerei zur Befriedigung der Eitelkeit betrachtet wird, wo die Südslaven nur dem christ-

lichen Glauben angehören, so in Krain, Kärnten, Kroatien, Slavonien, Dalmatien und Serbien, dient es im Bosnischen, Herzögischen, in Altserbien und Rumelien, wo ein starker Bruchteil der Bevölkerung aus Mohammedanern besteht, um durch bestimmte Zeichen, die man in die Haut einem einritzt, die Religionsangehörigkeit des Individuums zu kennzeichnen. Es sei gleich hier bemerkt, daß der allgemeinste südslavische Ausdruck für Tättowieren sicanje (sicati = kleinweise einschneiden) lautet. Daneben kommt auch das Wort bocanji (bocati = Stiche versetzen) vor. Damit ist uns die Bezeichnung zweier verschiedener Tättowierungsverfahren gegeben, von welchen aber das erstere derzeit, soviel wir erfahren, nicht mehr in Übung ist. Man kennt nur mehr das Einstichelu mittels einer Nadel.

Es liegt uns eine kleine Arbeit über das Tättowieren bei den Bosniern vor aus der Feder des verdienstvollen bosnischen Arztes Dr. L. Glück (im Glasnik zemaljskoga muzeja Heft III, S. 81 ff.), welcher neben einigen richtigen Beobachtungen, die sich von selbst aufdrängen, mehrere kühne Behauptungen aufstellt. So sagt er z. B.: „Die ungewohnte (?) Erscheinung (des Tättowierens) wirkt um so befremdender, da sie speziell nur unter der katholischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, und dies in überwiegender Anzahl bei den Frauen, zu beobachten ist.“ Aus dieser Bemerkung ersehen wir, daß Dr. Glück nur einen sehr geringen Teil der dortigen Bevölkerung aufs Tättowieren hin beobachtet hat. Er muß wohl seine weiteren Deduktionen den Franziskanermönchen verdanken, denn seine Ausführung läßt darauf schließen, er habe sich bezüglich des Verhältnisses zwischen Christen und Mohammedanern nicht aus eigenen Erhebungen ein Urteil gebildet. Er wirft mit gewissen Phrasen herum, die schon lange tendenziös verbreitet werden, um die bosnischen Katholiken als Märtyrer hinzustellen und zum Haß gegen die Mohammedaner aufzustacheln. Es ist endlich an der Zeit, daß eine solche Art der Erörterung wenigstens in ethnographischen Fragen vermieden werde und man sich auf die sachliche Behandlung eines Gegenstandes beschränke. Wir wollen den beanstandeten Teil des Aufsatzes hier anführen, um die Hauptpunkte an der Hand der üblichen Tättowierungen gleich zu widerlegen, weil es sich darum handelt, zu entscheiden, ob das Tättowieren ein alter oder ein neuer Brauch sei. Dr. Glück äußert sich so:

„Es kann nicht angenommen werden, daß das Tättowieren eine uralte, prähistorische Sitte sei, der es auf Grund irgend welcher besonderer Umstände gelungen ist, sich in diesen Ländern bis auf den heutigen Tag zu erhalten; denn es ist erwiesen (??), daß das Tättowieren ein den alten Slaven vollständig unbekannter Gebrauch war, und ebensowenig kann es eine spezielle alte Landessitte genannt werden, da sie ja dann bei der ganzen Bevölkerung im Schwange sein müßte, und nicht nur, wie es thatsächlich der Fall, bei einem Teile derselben; dafür spricht auch der Umstand, daß das Volk in seinem reichen Sprachschatze keine spezielle Bezeichnung für das Tättowieren hat, sondern es einfach mit „križ nabocati“ (Kreuz einsticheln) bezeichnet, ein offener Beweis, daß das Ganze keine ursprüngliche Frucht des bosnischen Bodens ist und auch noch nicht aus gar zu langer Zeit datiert. Da also das Tättowieren weder eine altslavische noch eine speziell bosnische Sitte ist, drängt sich die Frage auf, wann und auf welche Art dasselbe in das Land gekommen sei und warum es sich gerade bei den Katholiken eingebürgert habe.“

Statt einen Beweis für diese geschichtlich unhaltbaren Behauptungen anzutreten, giebt Dr. Glück folgende „Erläuterung“, welche man in verschiedenen stilistischen Fassungen bei ganz anderen Themen schon verwertet hat.

„Der Katholizismus hatte lange zu kämpfen, bevor es ihm gelang, in Bosnien und der Herzegowina festen Fuß zu fassen; denn die Lehre der Patarener oder Bogumilen hatte sich in diesen Ländern — mehr als irgendwo anders auf der Balkanhalbinsel — einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt und zählte eine so große Anzahl von offenen und geheimen Anhängern, daß es nicht so leicht möglich war, sie auszurotten, und als gar noch die Türkeninvasion dazukam, nach welcher die Einwohnerschaft, meistenteils wohl des materiellen Vorteils wegen, familienweise zum Islam übertrat, sah sich die katholische Geistlichkeit gezwungen, auf irgend ein Mittel gegen diesen massenhaften Religionsabfall zu sinnen, damit das Land nicht vollständig dem römisch-katholischen Glauben entrissen werde.“

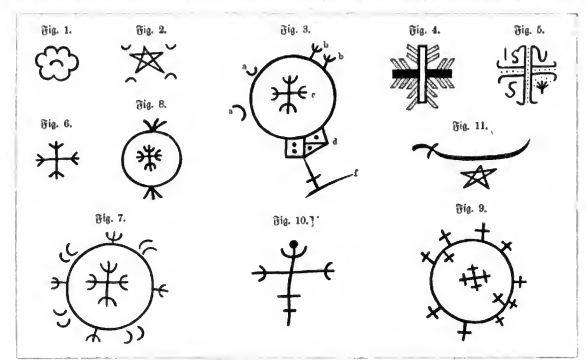
„Und so ein Mittel dürfte sie — wenn es auch im ersten Momente paradox klingt — in der Einführung des Tättowierens gefunden haben; denn da der Islam das Kreuzeszeichen als Symbol der Christenheit in Acht und Bann gethan hatte, so ist es gar nicht so unwahrscheinlich, daß die katholische Geistlichkeit auf den Gedanken kam, ihre Anhänger zu veranlassen, sich an einer offenen Stelle des Körpers mit diesem von den Mohammedanern verpönten Embleme zu bezeichnen, um auf diese Weise dem betreffenden Individuum, das jetzt noch glaubenstreu war, aber später einmal vielleicht die Absicht fassen konnte, die katholische Religion zu verlassen, dies soviel als möglich zu erschweren. Denn mit dem Zeichen des Kreuzes am Körper kann niemand in den Schoß des Islams aufgenommen werden, sondern es mußte vorher vernichtet werden, was nur durch die gewaltsame Abschürfung der Haut möglich war (?!), und da dies bedeutende physische Schmerzen im Gefolge hatte, konnte es wohl kommen, daß sich jemand, der das Christentum ohne weiteres verlassen hätte, nun die Sache wohl zweimal überlegte, ehe er es wirklich that, da ja meistenteils dabei auch nicht innere Überzeugung, sondern nur irgend ein materieller Vorteil, der die zu erduldenden Schmerzen oft nicht einmal aufwog, im Spiele war. Und wenn sich zuletzt der Abtrünnige dennoch dazu herbeigelassen hatte, so blieben ihm immer noch die breiten, unauslöschlichen Narben zurück, welche jedem andern Mohammedaner sichtbar zeigten, daß es kein wahrer „Osmali“ sei, den er da vor sich habe, sondern immer nur ein christlicher Renegat. Und das war gerade auch kein Vorteil.“

Es sind lauter Behauptungen, keineswegs Thatsachen, die uns Dr. Glück zum Besten giebt. Das Tättowieren ist alles, nur kein kirchlicher Akt, mit welchem der Franziskaner etwas zu thun hätte. Nochmals sei es gesagt, auch die orthodoxen (Serben) Christen und die Mohammedaner tättowieren sich ganz im gleichen Maße wie die Katholiken. Das eintättowierte Kreuz war nie ein Hindernis für den Übertritt zum Islam, ebensowenig als die christliche Kirche sich je weigerte, in ihren Schoß einen Juden aufzunehmen, weil ihm das Präputium fehlte. Es ist eine nichtige Erfindung, daß man dem Renegaten die Haut abzog, um das Kreuzbild zu tilgen. Diese Prozedur war gar nicht notwendig, denn durch einen glatten Querstrich übers Kreuz kann man leicht einen Stern erzeugen, wie solche auch bei Mohammedanern häufig genug zu sehen sind. Der Übertritt wurde dem Neuling auf jede mögliche Weise erleichtert, so daß man sogar von einer vorschriftsmäßigen Zirkumzision (sunet) Abstand nahm und sich damit begnügte, daß Präputium bloß horizontal durchzuschneiden. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß sich der Bauer entweder selber tättowiert oder sich diesen Liebesdienst von einem Kameraden erweisen läßt. Hirten und Hirtinnen tättowieren einander auf der Viehweide zum Zeitvertreib. Irgend welche Zaubersprüche (bajanja) werden dabei nicht gesagt, eben nur darum, weil man sich nicht direkt aus religiösen Motiven mit Tättowierungen versieht, sondern

meist aus Eitelkeit. Die Angabe Dr. Glück's, daß als „Tättowierer“ meistens alte Frauen, sogenannte „vješte žene“ „geschickte Weiber“ fungieren, ist nur soweit richtig, als der Bauer auch nicht so unvorsichtig ist, seine Haut dem erstbesten jungen und unerfahrenen Menschen als Lernmaterial zu überlassen, ebensowenig als unsereiner geneigt ist, wenn er in eine Rasierstube eintritt, sich einem Lehrjungen in der Kunst des Barbierens auf Gnade und Ungnade anzuvertrauen.

Das am wenigsten umständliche Tättowierungsverfahren wendet der slavonische Hirte an. Er nimmt Weidenholz- oder Buchenholzasche und verreibt damit die Nadelstiche. Ich sah einem Bauernburschen zu, der seinem Gespielen „zwei Sterne“ (dvi zvizde) in die Waden eintättowierte, auf die rechte Wade Fig. 1, auf die linke Fig. 2.

Das Bild wird gelblichblau. Der Tättowierer gebrauchte beim Einstichеln eine Ahle (šilo). Er arbeitete ohne Vorlage und ohne vorherige Musterzeichnung. Offenbar hatte er auch schon andern den gleichen Liebesdienst erwiesen und fühlte sich seiner Aufgabe gewachsen. Sonst verwendet man zum Einreiben häufig Schießpulver, Ruß, Kienruß, Indigo und Krapprötel; dann ist aber das Verfahren etwas zeitraubender. Man zündet ein Bündel harzigen Kienholzes an, neigt es so, daß das Harz in ein untergehaltenes Gefäß tröpfelt und läßt zu gleicher Zeit eine Blechplatte (oder ein Stück Fensterglas) über der Flamme stark anrauchen, worauf man den Ruß in das gewonnene Harz hineinschabt, alles tüchtig durcheinander mischt und dann mit dieser zähen, schwarzen Masse die Figur, die ausgeführt werden soll, auf die betreffende Körperstelle skizzirt, wobei die Haut straff angespannt wird. Dann stichelt man mit einer feinen Nadel, welche bis zur Spitze mit Bindfaden umwunden ist, damit sie nicht tiefer, als es notwendig ist, in das Fleisch eindringe, der Zeichnung nach und zwar so, daß Blut zum Vorschein



Südslavische Tättowierungen. Aufgenommen von Fr. S. Krauß. 1/2 natürl. Größe.

kommt. Zum Schluß wird die wunde Stelle mit Tüchern verbunden und am dritten Tage ausgewaschen.

Es ist natürlich, daß das Volk Ornamente von dort entlehnt, wo es solche leicht findet, z. B. auf alten Grabsteinen. Herr Vuletić verteidigt mir gegenüber seine Ansicht, die Tättowierungsornamente beruhten auf einer alten Überlieferung. Ich müßte ihm darin beipflichten, wenn er den Beweis dafür antreten wollte, daß die gegenwärtigen Bewohner des Bosnischen und Herzögischen Aboriginer im Lande seien oder zum mindesten von jenen Menschen abstammen, die unter den vielbesprochenen altbosnischen Grabsteindenkmälern ruhen. Man braucht gar keine Hypothesen, wo die Erklärung offen zu Tage liegt. Der Bauer kopiert die Ornamente der Denkmäler, die er täglich vor Augen hat, weil sie einfach und leicht nachzubilden sind und weil er dabei sich weiter keine Gedanken macht. Darin liegt auch die Erklärung dafür, daß wir überall die gleichen Ornamente antreffen, wo die alten Grabsteine mit Verzierungen vorkommen. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Der Bauer Stipo Drinovac im Dorfe Slatina am Ramaflusse hat auf der Rechten die Tättowierung Fig. 3: *a* ist der Halbmond, *b* sind die Zweige (grane), *c* der Stern oder das Kreuz (krstača zvijezda), *d* sind kleine Sterne, *f* das Schwert. Dieses Bild erblickt man häufig auf Grabsteinen, nur daß die kleinen Sterne und das Schwert rechts und links neben dem Kreuz angebracht erscheinen. Die Kombination unseres Bildes ist jedoch selbständiges geistiges Eigentum des Tättowierers.

Auf Denksteinen und auf Menschen ist häufig „das mit Zweigen versehene Kreuz“ (granati krst) zu sehen, so z. B. trägt der Bauer Stipo Ćurić in Gračići bei Prozor im Ramagebiet auf dem rechten Arme die Figur 4. Ćurić sagte wörtlich: „Fast jeder Katholike (Katonik statt Katolik) in Rama legt auf sich solche Abzeichen, manche setzen welche auch auf die Brust, ich meine Zahlzeichen, Buchstaben oder sonst eine andre Sache.“ Er meinte so ein Bild, wie es nicht selten, und in Fig. 5 dargestellt ist. Die Buchstaben bedeuten Isus = Jesus. Das Zeichen im rechten Winkel

ist wohl als eine Hand aufzufassen. Als ein Beispiel für ein ordnungsgemäß tättowiertes Frauenzimmer mögen die Zeichen auf dem Leibe der Katholikin Jvka, der Gattin des Bauern Pipunić aus Bistrica bei Gornji Vakuf in Bosnien, dienen. Mitten auf dem Ellbogen hat sie ein Kreuz wie Fig. 6. Unter der Handbeuge gegen den Daumen zu ist dasselbe Zeichen, nur kleiner.

Über die Handfläche zieht sich aber ein genau einem Grabmonumentreliefornament nachgezeichnetes Bild hin (Fig. 7), auf dem kleinen Finger hat sie zwei „kleine Sterne" :, auf dem Ringfinger drei Sterne in dieser Gruppierung :· —, auf dem Mittelfinger steht in verkleinertem Maße dasselbe Bild wie auf der Handfläche und darunter ein Kreuzbild, wie jenes auf dem Daumen, nur ist es mißlungen, als man es eintättowierte (kat se iglom nasicalo). Auf dem linken Arme hat sie und zwar auf dem oberen Teil des Ellbogens das Kreuzeszeichen ✝. Unterhalb dieses Kreuzes ist Fig. 8 angebracht. Auf der oberen Spitze der Handfläche hat sie sieben „Sterne": .... Die Tättowierungen auf den verhüllten Teilen des Körpers konnten nicht aufgenommen werden. Wesentliche Unterschiede zwischen den Tättowierungen der Frauen und der Männer konnten wir nicht feststellen. Selbst Schwertbilder findet man auf Frauen. Der Bauer Stipo Milišić aus dem Dorfe Prokosi in der Mahala Mujakovići bei Fojnica hat auf der rechten Hand Fig. 9, auf der linken Hand Fig. 10.

Milošić sagte, das zweite Bild stelle einen kleinen Tannenbaum (jelica) im Walde vor und daß man nach den Abzeichen den echten Katholiken erkenne. Richtig ist wohl, daß Altgläubige das byzantinische Kreuz bevorzugen.

Tättowierungen mohammedanischer Frauen konnten wir nicht untersuchen und auch darüber keine Erkundigungen einziehen, weil der Mohammedaner es als eine gröbliche Beschimpfung betrachtet, wenn man sich um seine Frauen bekümmert. Jedenfalls tättowieren sich auch die Mohammedanerinnen. Das beweisen uns mehrfach Stellen in Guslarenliedern. Der Aga Edhem Kulović aus Sarajevo hat auf der Rechten den Säbel Zulfikar, wie einen solchen der türkische Held Azreti Ali besessen haben soll (Fig. 11) und darunter steht muhri Sulejman (das Siegel Salomos).

So tättowierten sich auch die „Helden", damit sie Glück im Kampfe und auf Abenteuern gewännen. Den Trudenfuß bringt der Mohammedaner auf den Häusern, Moscheen, Kleidern, Betteppichen, kurz überall an, um ein Glückszeichen daran zu haben.

Ein Besuch in Victoria auf Vancouver.

Von Prof. F. Boas. Worcester, Mass.

Nach langer, ermüdender Eisenbahnreise war das Gestade des Stillen Ozeans erreicht. Der Dampfer trug uns über die stillen Gewässer des Puget Sundes dem nächsten Reiseziele, Victoria, entgegen. Wir hatten den letzten amerikanischen Hafenplatz, Port Townsend, verlassen und nun schwankte unser Schiff auf den unruhigen Gewässern der Juan de Fuca Straße.

Rasch näherten wir uns der Insel Vancouver und schon wurden die weißen Häuser der freundlichen Vorstadt von Victoria sichtbar. Jetzt liefen wir in den engen Fjord ein, welcher den Hafen bildet und nach einigen scharfen Wendungen erblickten wir die Stadt mit ihren freundlichen Häusern vor uns.

Wir hatten ohne Unterbrechung die Fahrt von der atlantischen zur pacifischen Küste vollendet und nun mutete uns unsre Umgebung gar seltsam an. Die geraden Straßen, welche sich unter rechtem Winkel kreuzen, sind uns von Osten her bekannt; ebenso kennen wir die schmucklosen Holzhäuser aus den Kleinstädten der östlichen Staaten. Fremdartig erscheinen uns aber die zahlreichen Chinesen und Indianer, welche der Stadt ein ganz eigentümliches Gepräge geben.

Sobald wir uns im Gasthause heimisch gemacht hatten, schlenderten wir durch die Straßen, um ein Bild vom Leben und Treiben daselbst zu gewinnen. Die Straßen sind breit und ungepflastert. Breite hölzerne Fußsteige führen an den Häusern entlang, welche meist vorspringende Dächer von der ganzen Breite des Fußsteiges haben. Schmale Gassen verbinden die Hauptstraßen. An den Kreuzungspunkten derselben sind hohe Masten errichtet, an welchen elektrische Bogenlampen angebracht sind.

Der Charakter der Läden zeigt, daß wir uns hier noch in einem jüngst besiedelten Gebiete befinden. Dieselben nehmen fast überall das ganze Erdgeschoß der Häuser ein, und es hat sich noch nicht eine Teilung des Geschäftes in kleine Einzelzweige ausgebildet. Jeder Kaufmann, mit den wenigen Ausnahmen derer, welche ausschließlich auf das reiche Publikum rechnen, führt Artikel für die verschiedenartigsten Bedürfnisse. Unter den wenigen Steinhäusern der eigentlichen Stadt fallen uns außer den Regierungsbauten eine Reihe Hotels, Banken und größere Lagerhäuser in die Augen. Unter diesen ist das Lager der Hudson Bay Company bemerkenswert. Hier wird eine große Auswahl aller der Gegenstände feil gehalten, welche für den Handel mit den Eingeborenen gebraucht werden: wollene Decken, Kattune, Hemden, wollene Unterzeuge, billige Kleidung, Gewehre und Munition, Eisenwaren, Mehl, Reis bilden die Hauptartikel, die in diesem Handel eine Rolle spielen und anderseits werden in diesen Lagerräumen die wertvollen Felle, welche von den Indianern eingehandelt sind, aufgespeichert. Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben sich die meisten Händler von der Hudson Bay Gesellschaft unabhängig gemacht, und dadurch sind eine ganze Anzahl von selbständigen Geschäften entstanden, welche sich demselben Handel widmen. Die Händler schlagen ihren Wohnsitz entweder in Indianerdörfern oder an Plätzen, welche von den Indianern bei Reisen besucht werden, auf, und kommen nach Victoria, sobald ein genügender Vorrat von Fellen angesammelt ist. Eine andre Art von Geschäften, welche Victoria eigentümlich ist, sind Krämerläden, welche unmittelbar mit den nach Victoria kommenden Indianern Handel treiben. Auch diese haben sich erst entwickelt, seit das Wachstum Victorias die Indianer veranlaßt hat, häufig die Stadt zu besuchen. Diese Läden machen gleichzeitig ein besonderes Geschäft aus dem Erwerb indianischer Geräte, und man findet in ihnen ganze Ausstellungen von indianischen Schnitzereien, Webereien und Flechtarbeiten, welche meist für Kleinigkeiten eingehandelt und für hohe Preise an Fremde verkauft werden.

Der Verkehr dieser Kaufleute mit den Indianern ist sehr einfach. Die Indianer kommen mit wohlgespicktem Beutel von der Arbeit und besuchen die Läden mit ihren Frauen, um die neuen Waren anzusehen. Der Händler hat all seine Waren hinter dem Tresen oder unter Glas und Rahmen schön ausgestellt, um die Kauflust der Indianer zu reizen, ohne ihnen aber Gelegenheit zu geben, zu stehlen.

Kommen zu viele in den Laden, so wird die größere Anzahl fortgejagt, bis die erste Abteilung abgefertigt ist. Obwohl die Käufer, durch Erfahrung gewitzigt, erst alle Läden besuchen, um den richtigen Preis kennen zu lernen, ist es doch dem Verkäufer ein leichtes, durch geschicktes Reden ihnen etwas aufzuschwatzen, das ihnen zufällig besonders in die Augen sticht. So lange der Indianer in Besitz von Geld ist, und müssig in der Stadt umherlungert, ist er leicht zu irgend welchen Einkäufen zu bereden.

Die Händler in Victoria sowohl, als auch an der Küste sind meist kanadische Franzosen, deutsche Juden oder Halbindianer, die Nachkommen eines früheren Geschlechts von Händlern.

Folgen wir der Hauptstraße Victorias nordwärts, so gelangen wir in das Chinesenquartier. Dasselbe hat eine beträchtliche Ausdehnung und beherbergt manch einen wohlhabenden Kaufmann. Ich kann keine genaue Ziffer für die Zahl der chinesischen Bevölkerung angeben, dieselbe muß aber sehr bedeutend sein. Man sieht wenig chinesische Frauen auf den Straßen und der größere Teil derselben dürfte aus Prostituierten bestehen, welche einen Teil des Chinesenviertels inne haben.

Übrigens erfreuen sich die Chinesen hier so wenig einer angenehmen Stellung, wie in den westlichen Teilen der Union. Von den Europäern werden sie als ein unentbehrliches Übel betrachtet, während die Indianer sie tödlich hassen. Die letzteren dünken sich unendlich über die Chinesen erhaben und verachten sie gründlich.

Wir folgen der Hauptstraße (Gouvernement-Street) nach Norden und nähern uns nun einem der armseligsten Teile der Stadt. Zur Linken erhebt sich der Schornstein einer Sägemühle und der einer Eisengießerei. Die Straßen sind mit armseligen kleinen Hütten besetzt, in welchen die Indianer hausen, welche sich vorübergehend in Victoria aufhalten. Die kleinsten dieser Hütten sind Bretterschuppen, welche durch Holzverschläge in Abteilungen geteilt sind. In denselben ist ein Bett roh zusammengezimmert, ein Herd aufgestellt, und der Raum ist bereit, für etwa zwei Dollars den Monat, vermietet zu werden. Ein solcher Bretterverschlag von 20 Fuß Breite und etwa 60 Fuß Länge bringt daher dem Besitzer annähernd 200 Dollars jährlich ein, und da dieses Einkommen fast ohne Anlagekapital erworben wird, so haben eine ganze Reihe von Grundeigentümern ihren Besitz auf solche Weise verwertet. In diesen Hütten wohnen Indianer, die sich vorübergehend als Arbeitsleute in Victoria aufhalten, manchmal mit Frau und Kindern; in andern leben Indianerfrauen, die sich als Wäscherinnen oder Prostituierte Geld erwerben, um nach einer Reihe von Jahren mit dem ersparten Gelde in ihre Heimat zurückzukehren. Dieser Gebrauch hat sich für viele der Küstenstämme verderblich erwiesen, indem dieselben fast alle jungen Frauen verloren. Die Stämme von Fort Rupert sind so dem Aussterben nahe gebracht worden. Alle Maßregeln, die bislang ergriffen wurden, dem verderblichen Treiben ein Ende zu machen, haben sich als fruchtlos erwiesen, und selbst die entlegensten Stämme schicken heute ihre Töchter nach Victoria, dem sicheren Untergange entgegen.

In Victoria befindet sich übrigens eine kleine hölzerne Kirche, in welcher Gottesdienst für die Indianer abgehalten wird. Da dieselben ungeheuer viele verschiedene Sprachen sprechen, wird in Tschinuk, der gewöhnlichen Umgangssprache zwischen Weißen und Indianern und zwischen Indianern verschiedener Stämme gepredigt. Dieser Jargon hat sich zur Zeit, als die Hudson Bay Company ihre Forts an der Küste anlegte, entwickelt. Der Wortschatz enthält viele Wörter aus dem eigentlichen Tschinuk, das von einem fast ausgestorbenen Stamme am unteren Kolumbia-Flusse gesprochen wird, auch aus der Sprache der Indianer der Westküste von Vancouver Island, aus dem Englischen und Französischen, stammen viele Wörter. Es wird von Oregon bis Alaska, von dem Kamm der Felsengebirge bis zur Küste gesprochen. Der Jargon ist so hoch entwickelt, daß die Indianer häufig Lieder in demselben komponieren, die dann eine weite Verbreitung erlangen. So singen sie vom *Kunspa, Ka tenas klotchman pe tenas whiskey mitlait*, d. h. in Queensborough (Kunspa), wo es hübsche Mädchen und ein wenig Whiskey giebt. Oder sie singen:

Okok naikas au
Mamuk sick naika tumtum.
Yeke iskum naikas sweatheart
Kakoa naika cly okok sun,

d. h. jener, mein Bruder, hat mein Herz betrübt gemacht, er nahm mir meine Liebste, darum weine ich heute.

Der Wortschatz des Tschinuk ist allerdings nicht reich, doch ausreichend, um dem Bedarfe des täglichen Lebens zu genügen. Man könnte sogar gewisse grammatische Regeln für diesen Jargon auffinden. So z. B. wird der Imperativ durch die Form umschrieben: Es wäre gut, wenn du dieses oder jenes thätest; das Präteritum wird ausgedrückt durch: als er fertig war mit .... u. s. w. Schwierig ist es dagegen, abstrakte Ideen durch den Jargon zum Ausdruck zu bringen, und daher tönen die Predigten in demselben ganz wunderlich.

Wir wenden uns nun dem Hafen zu. Derselbe sendet einen schmalen Arm mehrere Kilometer weit nordwestwärts. In der Nähe der Stadt ist dieser Arm sehr schmal, verbreitert sich aber nahe seinem Ende zu einem weiten Becken. Der enge Eingang zu demselben, durch welchen die Ebbe und Flut in heftiger Strömung schießt, ist ein beliebtes Ziel für Ausflüge von Victoria aus. Wenig westlich der Stadt ist der Meeresarm überbrückt. Der Weg führt durch schöne Fichtenwälder zur Eisenbahnstation, von der aus täglich Züge nach dem großen Kriegshafen Esquimalt und nach der Bergwerksstadt Nanaimo abgehen.

An der Südseite des Fjordes, der den Hafen der Stadt Victoria auf Vancouver bildet, führt ein Fahrweg zu der nahe gelegenen Reservation der Songisch-Indianer, denen ich gleich am Tage meiner Ankunft in Victoria einen Besuch abstattete. Das Indianerdorf besteht aus einigen großen, alten Häusern und einigen wenigen kleineren, im europäischen Stile erbauten. Die Häuser stehen 30 bis 40 Schritte vom Strande, welcher stellenweise ziemlich steil abfällt. Am Ufer liegen Kähne, die aus einem Baumstamme ausgehöhlt sind, und mannigfache Fischergeräte, Netze, Angeln, Angelschnüre, Harpunen und Fintkeulen. Die größten Häuser sind etwa 50 bis 60 Schritte lang und 15 Schritte breit. Die Wände derselben bestehen aus schweren Brettern, welche gewiß zum Teil noch vor der Einführung eiserner Werkzeuge gemacht sind. Dieselben sind mit Keilen aus Baumstämmen heraus gespalten und roh geglättet. Das Gerüst, an welchem diese Bretter befestigt sind, besteht aus schweren, geschnitzten Pfosten, die einen starken Querbalken tragen. Dünnere Pfähle sind an der Innen- und Außenseite der zu errichtenden Wand eingerammt und zwischen denselben werden die Bretter mit Seilen aus Zederbast befestigt. Die vom Meer abgewandte Wand des Hauses ist niedriger, so daß das Dach nach derselben abfällt. Das Dach besteht aus Brettern, welche lose auf Balken aufgelegt sind. Ein solches Haus wird von sechs oder mehr Familien bewohnt, die je einen Abschnitt desselben inne haben und ihr eigenes Holzfeuer unterhalten. Der Rauch steigt zwischen den Brettern des Daches auf, die gewöhnlich gerade über dem Feuer etwas geöffnet werden. Im Winter werden die Abteilungen

durch Matten voneinander getrennt. Ebenso werden die Wände mit Matten, aus Binsen gefertigt, behängt, um das Haus warm zu halten. Rings um das Haus läuft eine niedere Bank, auf welcher sich die Betten befinden. Eine lange Binsenmatte, deren oberer Theil aufgerollt bleibt und als Kopfkissen dient, ist die Unterlage des Bettes. Felle oder wollene Decken dienen als Bettdecke. An der höheren Wand läuft gewöhnlich eine Galerie entlang, auf welcher die Wintervorräte aufbewahrt werden. Die Hausthüren befinden sich an den Schmalseiten, doch ist mitunter ein dritter und vierter Eingang an der Vorderseite angebracht. Neuerdings sind in einige Häuser Fenster eingesetzt, doch ursprünglich fiel Licht nur durch das Dach ein, indem man Tags über einige Bretter zur Seite schob.

Einige wenige Indianer haben sich in europäischen Häusern von der Küste entfernt niedergelassen und treiben Ackerbau, die größere Zahl derselben lebt aber noch wie früher vom Fischfang. Sie verkaufen einen Teil ihrer Beute an die Fischhändler in Victoria.

Die Nähe der Stadt hat auf die Songisch einen höchst verderblichen Einfluß ausgeübt. Trotz der strengsten Strafen und Verbote wird heute noch ziemlich viel Branntwein von den Indianern verbraucht. Alle die schädlichen Einflüsse, welchen die Indianer der Küste nur vorübergehend ausgesetzt sind, alle Verlockungen der Stadt wirken beständig auf die Songisch und machen sie zu einem der armseligsten Stämme der ganzen Küste. Die Bemühungen der Missionare um diesen Stamm sind fast ohne jeden Erfolg gewesen, und eine Kirche nach der andern hat sich von ihnen abgewandt und dankbarere Arbeitsfelder aufgesucht.

Eine Fahrt zu dem dem Hafen gegenüberliegenden Ufer bringt uns in den schmucksten Theil Victorias. Hier liegen die Villen der Reichen von hübschen Gärten umgeben. Ein kurzer Spaziergang bringt uns an das Ufer der offenen See, von der aus wir die herrlichste Aussicht auf die Olympian Range und den Mount Rainier genießen. Das Meeresufer besteht aus Gestein, das in steiler Böschung abfällt. Ein Weg zieht sich hier nahe dem Ufer entlang. Am Fuße der Böschung liegen gewaltige Stämme von Treibholz, das hier vom Meer angeschwemmt ist. Wenig weiter östlich erhebt sich das Ufer ein wenig und hier ist man im Begriffe einen Park anzulegen, der, wenn vollendet, seines Gleichen suchen dürfte. Von einem Hügel aus blickt man über die See und auf die bewaldeten Hügel der Insel. Hier und da erheben sich herrliche Fichten, die letzten Überreste des undurchdringlichen Urwaldes. Am Fuße des Hügels zieht sich eine schöne Allee hin, wo Sonntags nachmittags die Bewohner Victorias ihren Korso abhalten.

Der Charakter der Stadt ist grundverschieden von dem der amerikanischen Städte am Puget Sunde. Die Kaufleute sind bequemer und ruhiger als ihre amerikanischen Nachbarn. Die Kleingeschäfte werden erst spät morgens geöffnet und früh wieder geschlossen. Die politische Verbindung mit Kanada hat das Wesen der Stadt noch ausgesprochener englisch gemacht, als dasselbe früher gewesen zu sein scheint. Charakteristisch für die Anschauungen der Bewohner Britisch Kolumbiens ist der Ausspruch, welchen ein angesehener Kaufmann mir gegenüber machte. Er sagte: „Niemand kann besser gestellt sein, als wir Kanadier. Wir genießen den Schutz Englands, ohne irgend welche Verpflichtungen gegen dasselbe zu haben." Eigentümlicher Weise hat sich die aus den Vereinigten Staaten eingewanderte Bevölkerung, welche einen starken Bruchteil der Gesamtbevölkerung bildet, diesem Wesen rasch anbequemt, obwohl eine nicht unbedeutende Partei der Provinz in den letzten Jahrzehnten den Anschluß an die Vereinigten Staaten befürwortet hat. Es ist außerordentlich merkwürdig, den Unterschied zwischen dem rastlosen Treiben in Seattle oder Tacoma und der Stille in Victoria zu vergleichen, obwohl die Städte so nahe bei einander gelegen sind.

Von großer Wichtigkeit für die Entwicklung Victorias und der ganzen Küstenprovinz ist der hohe Zoll, welcher auf amerikanischen Produkten ruht. Seit Vollendung der Pacific-Bahn begünstigt derselbe den Absatz von Ackerbauprodukten aus den Nordwestprovinzen an der Küste, doch ist die Fracht so hoch, daß trotz des Zolles Mehl und andre Produkte vom Puget Sunde aus eingeführt werden. Ackerbaufähige Gebiete von großer Ausdehnung sind auf Vancouver Island nicht vorhanden. Selbst wo der Boden sich für Ackerbau eignet, ist derselbe von so dichtem Urwalde bestanden, daß das Klären desselben höchst mühsam und kostspielig ist. Die Kolonisten schätzen die Kosten der Urbarmachung eines Acre auf 100 Dollars. Dann bleiben die Stümpfe der Bäume stehen und werden erst nach einer Reihe von Jahren, wenn die Wurzeln zu verfaulen beginnen, entfernt. Das Holz hat nur den Wert als Brennholz. Andre Teile der Insel könnten nur durch Entwässerung bebaubar gemacht werden. Die Sanitch Halbinsel, auf deren Südspitze Victoria liegt, und die größeren Flußthäler im südlichen Teile der Insel sind die wichtigsten Ackerbaugebiete. Im Norden von Victoria wird ziemlich viel Hopfen gezogen. Obst und Gemüse wächst in Hülle und Fülle, ebenso ist der Viehstand gut. Getreide wird dagegen in großen Mengen eingeführt. Auf der Küste des Festlandes ist nur das Delta des Fraser River anbaufähig. Von großer Bedeutung versprechen die Kohlenminen von Nanaimo zu werden, welche für die englischen Gebiete ebenso wichtig sind, wie die des Puget Sundes für die Vereinigten Staaten. Die Kohlenlager dehnen sich noch weiter nördlich aus, doch haben sie sich daselbst nicht ebenwürdig erwiesen.

Von großem Werte sind die Waldungen der Küste, doch werden dieselben leider rücksichtslos ausgebeutet. Das Holz dient vor allem als Bauholz und wird über den Kamm der Gebirge in die holzarmen Nordwest-Provinzen ausgeführt. Ebenso eignet dasselbe sich vorzüglich für den Schiffsbau, während zähes, elastisches Holz, das zu Werkzeugen geeignet ist, fast ganz fehlt. Das Holz wird die Flüsse hinabgeflößt und in großen Sägemühlen verarbeitet.

Die meisten Flüsse sind reich an Lachsen, die in großen Mengen gefangen und eingemacht werden. Die bedeutendsten Lachspackereien finden sich am Fraser River und an der ganzen Küste bis nach Alaska zerstreut. Der Fischreichtum der See wird noch nicht systematisch ausgenutzt, doch werden neuerdings Versuche zu diesem Zwecke gemacht. Steinbutten und verschiedene Arten Dorsche sind die wichtigsten dieser Fische, welche in besonders großen Mengen auf den Fischbänken nahe dem Nordende von Vancouver Island und westlich der Königin Charlotte-Inseln vorkommen. Neuerdings ist von einer Firma in Victoria, Deutschen, ein Versuch mit dem Walfischfang gemacht worden.

Seit Vollendung der Pacific-Bahn ist eine neue Stadt, Vancouver, am Endpunkte der Eisenbahn, am Burrad Inlet entstanden. Dieselbe wächst rasch heran, und droht seit Eröffnung der transpacifischen Dampferlinien eine gefährliche Nebenbuhlerin Victorias zu werden. Wenn dieselbe aber auch als Importhafen für Kanada von Bedeutung werden dürfte, so genießt doch Victoria den Vorzug einer leichteren Verbindung mit den Vereinigten Staaten, und ist in höherem Grade ein Mittelpunkt für die besiedelungsfähigen Teile der Küste, als Vancouver, so daß die Bedeutung Victorias als Provinzialhauptstadt kaum gefährdet erscheint.

Die Schiffbarkeit des Niger.

In Nr. 14 der Comptes rendus 1890 der Geographischen Gesellschaft in Paris finden wir eine interessante Studie des bekannten Lieutenants Caron über die Schiffbarkeit des Niger zwischen Sansandig, dem Stützpunkte der Franzosen am oberen Niger, und Say (Ssai) in Sokoto, der wir das Folgende entnehmen.

Dieser Teil des Flusses ist erst einmal in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden, und zwar 1805 von Mungo Park mit einem großen Boote, welches er sich in Sansandig erbaut hatte und mit welchem er glücklich bis Bussa gelangte, wo er in den Stromschnellen verunglückte. Die Schiffbarkeit selbst für ein ziemlich großes Boot ist somit erwiesen, wenigstens für die Zeit des höchsten Wasserstandes, es gilt aber die günstige Zeit für die verschiedenen Teile des Flusses genauer festzustellen, denn der Niger ist in dieser Hinsicht ein äußerst launenhaftes Gewässer. Die letzten Hindernisse für die Schiffahrt im Oberlaufe liegen in nächster Nähe von Bammaku: die Schnellen von Sotuba und wenig weiter die von Tulimandio; beide sind nicht unbedingt unpassierbar, aber immerhin gefährlich; bei Sotuba ist erst kürzlich das Kanonenboot „Niger“ zu Grunde gegangen. Bei Bammaku fällt nach den seitherigen Beobachtungen die Zeit des niedersten Wasserstandes in die erste Maihälfte; Anfang Juni steigt der Fluß schon beträchtlich und wächst weiter, bis er im September seinen höchsten Stand erreicht. Im August und September sind die Schnellen von Sotuba passierbar, die von Tulimandio auch im Juli und Oktober. Vom September ab fällt der Fluß langsam; für flachgehende Kanonenboote bleibt er schiffbar bis Mitte Dezember.

Von Tulimandio ab bis Timbuktu liegen keine weiteren Stromschnellen, aber von Diafarabé ab ändert sich das Regime des Flusses sehr erheblich. Steigen und Fallen hängt am Niger, wie überall, ab von der Zeit und der Menge des Regenfalles innerhalb des Beckens und von dem von oben kommenden Hochwasser. Im allgemeinen verzögert sich am oberen Niger, da der Regenfall von Süden nach Norden abnimmt, das Eintreten des Hochwassers in dieser Richtung, denn die Flut wird hier wesentlich nur durch den Zufluß vom oberen Teil des Flusses her bedingt. Bei Timbuktu beginnt das Steigen erst Anfang Juli, der höchste Wasserstand wird aber erst Anfang Januar erreicht; die Verspätung beträgt also für jeden Breitegrad nordwärts einen vollen Monat. Die Höhe des Steigens hängt wesentlich von der Breite des Flutbettes ab; während bei Bammaku der Fluß 8 m steigt, dehnt er sich am See Débo auf beinahe 100 km in der Breite aus, ohne wesentlich zu steigen; Fahrzeuge von über 2 m Tiefgang finden hier selbst bei Hochwasser Schwierigkeiten. Die französischen Kanonenboote können indes auf der ganzen Strecke zwischen Kulikoro und Korimmé, dem Hafen von Timbuktu, mit voller Sicherheit bei Tag und bei Nacht fahren, ohne einen Lotsen nötig zu haben, und finden bis Kuro, 60 km vor Korimmé, auch stets genügendes Brennmaterial.

Den Niger unterhalb Timbuktu haben bis jetzt nur zwei Europäer kennen gelernt, Mungo Park und Barth. Letzterer ist dem Fluß im Juni oder Juli entlang gezogen, also zur Zeit seines niedersten Standes, wo alle Schranken sichtbar waren. Nach seinen Berichten beginnt erst bei der Insel Zamgoy unter 3° westlicher Länge ein felsiges Gebiet, welches der Schiffahrt Hindernisse bereitet. Bei Tinalchiden ist der Strom auf eine Breite von 230 m zusammengedrängt und schießt mit rasender Schnelligkeit dahin. Indes hat Mungo Park diese Stelle, allerdings im Dezember oder Januar, zur Zeit des höchsten Wasserstandes, ohne Unfall passiert. Ähnliche Engen sind bei Tinscherifen und bei Tosaye, wo der Niger nur 140 m breit ist; doch glaubte schon Barth, daß genügend stark gebaute Dampfer besonders mit Hilfe von Ketten und Tauen, diese Schnellen ganz gut würden überwinden können. An der Insel Adarnhaut scheint nach Barth bei niedrigem Wasserstande ein förmlicher Wasserfall vorhanden zu sein, indessen traf der Reisende dort ein mittelgroßes Boot, das auf der Reise von Gogo nach Bamba war, es muß also die Fahrt selbst im Juli möglich sein. Von hier ab ist der Fluß wieder für einen Breitegrad völlig offen und frei von Hindernissen, aber jenseits Gogo beginnt ein neuer gefährlicher Felsendistrikt. Bei Tazori erstreckt sich eine Reihe Felsen quer durch den Fluß, doch sah Barth hier am 13. Juli noch einen kleinen passierbaren Kanal; 1400 m weiter abwärts folgen die gefürchteten „Eisenthore“ von Akarambay, wo der westliche Arm des Flusses zwischen zwei steilen Felsen nur 36 m breit ist; bei Ikérigiden war der Fluß am 16. Juli vollständig unfahrbar. Ein weiterer sehr gefährlicher Punkt ist am Kap Em'n-afshib, wo Barth im westlichen Arme einen Fall von 18 Fuß Höhe bemerkte; auch bei Ayoru und an der Insel Kendaji finden sich bedeutende Hindernisse. Von Garu oder Sinder bis Say ist dagegen der Fluß wieder frei.

Bei Hochwasser sind, wie Mungo Park erwiesen hat, alle diese Stromschnellen passirbar. Die Zeit der Hochflut ist für diese Gegenden nicht genau bekannt, aber da der Niger hier keinerlei Zuflüsse von Bedeutung erhält, steht anzunehmen, daß der höchste Stand bei Ikérigiden Mitte Dezember erreicht wird, also zu einer Zeit, wo der obere Niger schon sehr rasch fällt. Der 15. Dezember ist für Yamina der äußerste Termin der Schiffahrt für Fahrzeuge von der Art der französischen Kanonenboote. So bleiben also höchstens vier Wochen, vielleicht nur 14 Tage, während deren die Schiffahrt auf der ganzen Strecke von Yamina bis Say und umgekehrt möglich ist; ein starkes flach gebautes Dampfschiff müßte also täglich mindestens eine Schnelligkeit von 10 Meilen entwickeln können, um die ganze Strecke innerhalb der günstigen Zeit zurücklegen zu können, dabei müßte es groß genug sein, um die ganze auf der Strecke von Tinscherifen bis Kuro nötige Holzmasse laden zu können, denn auf dieser ganzen Strecke (250 Miles) giebt es keinerlei Brennstoff. Nur mit einem solchen Fahrzeuge, ähnlich denen, wie sie auf dem Roten Flusse in Tonkin laufen, wäre es möglich, in demselben Jahre von Yamina nach Say und wieder zurück zu gelangen. Mit den heute auf dem Niger schwimmenden Kanonenbooten würde man im allergünstigsten Falle hoffen können, stromauf noch bis nach Mocino, halbwegs zwischen Timbuktu und Bommaku zu gelangen und müßte dort das Steigen des Flusses abwarten. Da es aber für die Aufschließung des Sudan eine Lebensfrage ist, den Gulbi n'Sokoto zu erreichen und von da einen Weg nach dem Tsad zu finden — ehe die Engländer diesen vom Benue her erreichen —, hält es Caron für unbedingt nötig, zunächst mit Murinu, dem Scheikh von Macina, zu einer Verständigung zu gelangen, und sich diese wichtige Etappe zu sichern. Ko.

Die Bedeutung des Wortes „Tabak“.

Aus dem nachstehend Mitgeteilten wird man erkennen, wie eine oft seit langem angenommene Etymologie unrichtig sein kann. Daß der Name nicht von der Insel Tobago oder der mexikanischen Stadt Tobasco stamme, war längst bekannt. Dagegen galt als richtig die Erklärung Oviedos, der Name Tabak komme von dem Gerät, durch welches die Eingeborenen der Insel Haiti zur Zeit der Entdeckung den Rauch einschlürften. Die Stelle lautet: **Usaban . . . tomar unas ahumadas, que llaman tabaco, para salir de sentido.** Also sie gebrauchten Räucherungen, um sich zu betäuben, welche

sie tabaco nannten. Er beschreibt auch das Gerät, dessen sie sich hierzu bedienten, und giebt in seinem 1535 zu Sevilla gedruckten Werke auch die hierbei stehende Abbildung desselben. Der Stamm des Instrumentes sollte in den Rauch gesteckt worden sein, der dann durch die beiden Zweige mit den Nasenlöchern eingeschlürft wurde. Dieses Gerät und nicht die Pflanze, sagt er ausdrücklich, heiße tabaco. Es sei ein schlimmes Laster (este vicio muy malo), fügt er hinzu, welches bereits von einigen Spaniern und Negersklaven angenommen worden sei.

Unser Landsmann Dr. A. Ernst in Caracas, welcher diese Stelle einer Kritik unterzieht (Am. Anthropologist II, 139), zeigt nun ganz richtig, daß das hier abgebildete Instrument durchaus nicht zum Rauchen dienen konnte, sondern daß es ein noch heute bei verschiedenen südamerikanischen Stämmen wohlbekanntes Gerät zum Schnupfen sei, durch welches ein Schnupfpulver (niopo, parica) in die Nasenlöcher eingeblasen wird. Oviedo hat daher wohl nur nach Hörensagen berichtet, wenn es auch stimmt, daß das Gerät tabaco oder taboca geheißen hat. Die Haitier, von denen die Rede ist, schnupften daher wohl mit der taboca. Das Wort aber stammt aus der Guaranisprache und bedeutet dort ein bambusartiges Gras, dessen Stengel zur Anfertigung des Gerätes dienten. Parica und Niapa, das eingeschlürfte Schnupfpulver, ist kein Tabak, sondern wird aus den Hülsenfrüchten eines Baumes (Piptadenia) bereitet. Die Muras und Mauhès am Amazonenstrome besorgen dieses Schnupfen auch durch einfache Röhren aus den Knochen des Tapirs, wie Martius angiebt.



Was nun die Haitier betrifft, bei denen Oviedo das Gerät schildert, so haben diese wohl Tabak geschnupft, doch kommt bei ihnen für das Pulver auch bei Las Casas (Historia de las Indias, Madrid 1876, V, 469) das Wort cohoba, cojoba, cojiba vor, dessen Guaraniursprung Ernst nachweist.

Wie kommen nun diese beiden Guaraniwörter taboca und cohoba nach den Antillen, denn die Guarani sind Stämme des südamerikanischen Festlandes, Brasiliens? Es entsteht hier eine ethnographische, mit dem Worte verknüpfte Frage, die Dr. Ernst zu lösen versucht. Nach Las Casas, so führt er aus, wohnten im nördlichen Haiti die Ciguayos und Mazoriges, welche eine von den übrigen Bewohnern der Insel verschiedene Sprache redeten. „Die Ciguayos, erzählt Las Casas, trugen ihr Haar lang, wie in Kastilien die Weiber.“ Cig bedeutet aber im Guarani abschneiden, stutzen und ly ist die Verneinung, so daß hiermit also, genau wie Las Casas erzählt, ein Stamm bezeichnet ist, der die Haare nicht abschneidet. Das Gold bezeichnete dieses Volk nicht mit caona, wie die Kariben, sondern mit tuob, dem Guarani itayub, d. h. gelber Stein. Und was die Mazoriges betrifft, so läßt sich ihr Stammesname gleichfalls aus dem Guarani als „Wasseräugige“ deuten.

Es wohnten also sicher Völkerschaften von Guarani, d. h. südamerikanischem, Ursprunge neben den Kariben auf der Insel Haiti. Diese Guarani waren mit dem Schnupfpulver bekannt und besaßen ihre tabocas oder Schnupfröhren; sie schnupften, aber rauchten nicht.

Indessen giebt es noch ein älteres Zeugnis für das Tabakrauchen, aus welchem ein andrer Ursprung für das Wort abgeleitet werden kann. Am 6. November 1492 bringt das Tagebuch des Kolumbus den ersten kurzen Bericht über das Zigarrenrauchen. Las Casas berichtet ausführlicher, daß zwei Männer damals vom Admiral ausgeschickt waren, um das Land (Cuba) auszukundschaften, und diese berichteten, „daß sie viele Indianer gesehen hätten, welche Feuerbrände in ihren Händen trügen und gewisse trockene Blätter eingewickelt in ein andres trockenes Blatt, wie die Papierflinten, welche die Kinder sich um Ostern machen. An einem Ende waren diese Rollen angezündet, am andern sogen die Indianer, um den Rauch mit der Luft einzuziehen, wodurch sie wie berauscht wurden; sie sagten, es nähme ihnen die Müdigkeit. Diese Flinten, oder wie sonst der Name sein mag, nannten sie tabacos“.

Hier ist also eine deutliche Schilderung des Zigarrenrauchens, wie es heute noch im Gebrauch ist. Aber das Wort tabaco bezeichnete keineswegs die heute allgemein so genannte Pflanze. Um es nun zu erklären, und zwar aus der Sprache der Arrawaken, welche die Antillen bewohnten, greift Dr. Ernst zu einer Hypothese. Er sagt: Nehmen wir an, die Boten des Kolumbus fragten die ihnen begegnenden rauchenden Indianer, auf die Zigarren deutend: Was ist das, wie nennt ihr das? wobei sie wohl die Geberdensprache gebrauchten. Dann war die Antwort: „Ich rauche.“ Diese Redensart lautet im modernen Arrawakisch dattukupa von attukun, saugend essen, das im Verein mit yuli, dem arrawakischen Worte für Tabak, für Rauchen gebraucht wird. Auch der gemeine Spanier sagt noch heute chupar tabaco, Tabak saugen. Durch Transposition, die bei der arrawakischen Sprache vorkommt, entstand aus dattukupa nun dattupaku, wobei die erste Silbe dat einen dumpfen Ton hat. Es bleibt tupaku übrig, woraus unser Tabak entstand.

Aus allen Erdteilen.

— Das Bad der Königin von Madagaskar am Neujahrstage, in der Howasprache Fandróana genannt, ist diesmal bereits in sehr zivilisierter Form vorgenommen worden. Die alte Volkssitte, welche vom König Ralamba eingeführt wurde, demselben, dem die Überlieferung nachsagt, er habe die Entdeckung gemacht, daß Rindfleisch gut schmecke, wurde im königlichen Palaste gefeiert. Einheimische Musikanten mit ihren altertümlichen Instrumenten spielten, die Vertreter der königlichen Familie und der Armee waren zugegen und inmitten der großen Halle brodelten zahlreiche Töpfe mit Reis. Dann erschien die Königin, um sich zu baden. Es geschah dieses in dem heiligen nordöstlichen Winkel ihres Palastes in einer silbernen Wanne, während ihre Dienerinnen Lambas (Tücher) rings um dieselbe hoch hielten, damit sie nicht sichtbar sei. Gleichzeitig feuerten die Kanonen den königlichen Salut ab. Dann erschien die Königin mit einem Horn, gefüllt mit dem Badewasser und besprengte unter Segenswünschen mit demselben alle Anwesenden; der Reis wurde verteilt, wieder ertönten Kanonenschüsse und das neue Jahr hatte begonnen.

So war es noch vor einigen Jahren, wie Sibree (Madagaskar 318) uns mitteilt. Diesmal aber ist, wie die „Débats“ berichten, wiederum ein Stück der alten Sitte gefallen. Die Königin hat sich gar nicht gebadet, sondern hat hinter einem Vorhange nur die Kleider gewechselt, auch die Anwesenden nicht mit Badewasser, sondern mit echtem kölnischen Wasser von Johann Maria Farina bespritzt. Es ist vom ethnographischen Gesichtspunkte aus notwendig, solche kleinen Züge aufzubewahren, da sie den Verfall alter Sitten kennzeichnen.

— Eine politische Bewegung hat die Indianer Kanadas ergriffen, welche zu Deseronto in Ontario am 24. November 1890 eine Versammlung abhielten, welche vier Tage dauerte und an welcher Abgeordnete von 21 „Nationen“, darunter die Mohawks, Huronen, Algonquins und Abenakis, teilnahmen. Sie richteten eine Bittschrift an den Generalgouverneur von Kanada, Sir F. Stanley, in welcher dieser als „Bruder“ angeredet und verlangt wird, daß ihnen ihre alten nationalen Rechte und Zeremonieen unverkümmert bleiben sollen. Heiden wollen sie nicht wieder werden, sie seien mit der jetzigen Regierungsform nicht einverstanden, außerdem seien sie nicht volle britische Untertanen, sondern nur Verbündete Englands. Das republikanische Wählen ihrer Vorgesetzten passe ihnen nicht, sie wollten ihre alten erblichen Häuptlinge als Regenten beibehalten. Sie selbst wollten ihre eigenen Angelegenheiten führen und nicht dabei von Regierungsagenten abhängig sein. Die Indianerakte sei niemals von ihrem großen Rate anerkannt worden. — Diese Indianer reden allerdings noch ihre Muttersprachen, die meisten aber auch schon englisch oder französisch. Eine sehr große Anzahl von ihnen besteht schon aus Mischlingen, die Kleidung ist auch größtenteils europäisch und das große Indianerdorf (der Irokesen) Caughnawaga bei Montreal unterscheidet sich kaum von einem armen kanadisch französischen Dorfe. Trotz dieser „Fortschritte“ in der Kultur wünschen die „Verbündeten“ der Engländer wieder Rückkehr in alte indianische Formen.

— Eine geographische Ausstellung wird mit dem internationalen geographischen Kongreß vom 1. bis 15. August 1891 in Bern verknüpft sein. Dieselbe wird drei Abteilungen umfassen: 1. Schulgeographie (Vorstand Prof. Brückner in Bern); hier kommen Lehrbücher, Bilder, Globen, Wandkarten, Schulatlanten, Schulpläne, methodische Schriften geordnet nach den drei Graden: Volksschule, Mittelschule, Hochschule, zur Ausstellung. 2. Internationale Alpenkunde (Vorstand Dr. Dubi, Präsident des Berner Alpenklubs). Diese Abteilung wird Bilder, Photographieen und Panoramen aus den Alpen enthalten, Alpenkarten und Reliefs, die Alpen-Litteratur, namentlich Reisehandbücher, Reisebeschreibungen, Geographie und Wirtschaft der Alpen, die Veröffentlichungen der Vereine, das Führerwesen, die Ausrüstung bei Bergbesteigungen. 3. Geschichtliche Ausstellung der Schweizer Kartographie (Vorstand Oberst Lochmann, Direktor des eidgenössischen topographischen Büreaus). Dieser gewiß höchst interessante Teil wird zunächst die Schweizer Kartographie bis zum Jahre 1780 umfassen; dann die Übergangsperiode bis 1845 und endlich von da bis heute die moderne Kartographie, darunter die Originalaufnahmen und Kupferplatten der Dufourkarte.

— Französisch Guiana. H. Coudreau hat (Compt. rendus Soc. géographique 1890, 434) mit großem Erfolg den Quellfluß des Oyapok erforscht. Seine Führer verließen ihn in den Montagnes des Emerillons, doch gelang es ihm, mit zwei treu gebliebenen Indianern und seinem Gefährten Laveau ein Dorf der Oyambis am Katarakt Cumarana zu erreichen. Mit großer Mühe wurden am Katarakt Mutuschi einige Ruderer angeworben, welche bereit waren, den Gefahren der Regenzeit zu trotzen, verrufene Burschen, die sich aber vorzüglich bewährten. Mit ihnen erforschte Coudreau die sechs Quellflüsse Camopi, Impi, Yarupi, Eureuponeigne, Yingarara, Motura und Youé und nahm eine genaue Karte im Maßstabe von 1 : 100 000 auf; nur der Camopi war früher aufgenommen worden. Das Quellgebiet, noch im Anfange dieses Jahrhunderts wohl bevölkert, ist jetzt vollkommen menschenleer; mindestens noch 6000 Einwohner fanden Thiébaut und Leprieur, sie sind sämtlich den Blattern und der Dysenterie erlegen. Diese Krankheiten wüten heute noch; auf einer Fläche von etwa 30 000 Quadratkilometern leben höchstens noch einige Hundert Seelen und ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr ab. Zu der großen Sterblichkeit kommt noch die Auswanderung nach den südwestlichen Gebieten zum Stamm der Caïconcianes. Das Gebiet des oberen Oyapok scheint übrigens reich an Gold und würde bald Einwanderer anziehen, wenn nicht das Befahren der Flüsse durch die vielen Katarakte, von denen der Reisende 40 verzeichnete, fast unmöglich gemacht würde. Die Rückfahrt nach Cayenne wurde von ihm in neun Tagen zurückgelegt. Er ist alsbald mit seinen Leuten wieder nach dem Innern aufgebrochen und beabsichtigt diesmal, die Tumuc-Humac-Kette bis zum Quellgebiet des Tapenahony zu verfolgen und dem Approuague entlang zurückzukehren.

— An der ersten transkontinentalen Eisenbahn Südamerikas sind nach langem Stocken die Arbeiten wieder aufgenommen worden und im Jahre 1892 dürften die Kordilleren des Aconcagua überschritten, Buenos Aires mit Valparaiso durch die Eisenbahn endgültig verbunden sein. Von der ganzen 1400 km betragenden Strecke sind heute 1025 km auf der Ostseite, 132 km auf der Westseite der Kordilleren, d. h. in Chile, hergestellt und es handelt sich nur um die Vollendung einer 242 km langen Strecke, auf welcher die Terrassierungsarbeiten auch schon gemacht sind. Auf circa 80 km sind sogar schon die Schienen gelegt, aber die schwierigste Aufgabe bleibt doch noch auszuführen: die Herstellung des Überganges über die Kordilleren und die Durchbohrung des Tunnels, vor allem des 5 km langen Tunnels unter dem „Paso de los Cumbres“ auf einer Höhe von 3138 m, wohl die bedeutendste, welche bisher mittels Eisenbahnen erreicht wurde. Auf einem großen Teil der Strecke beträgt die Steigung 8 Proz. und kann nur durch Anwendung von Zahnrädern, ähnlich wie bei der Brünig- oder Rigibahn, überwunden werden.

— Ueber die Farbenabstufungen der Neger hat Dr. Junker in seinen Reisen in Afrika (II, 305) seine Beobachtungen zusammengefaßt. Er ist zu dem Schlusse gekommen, daß die Hautfarbe für die Unterscheidung der einzelnen Negervölker ein ganz unzuverlässiges Material ist. „Ich schließe, sagt er, hier natürlich die extremen Fälle der räumlich weit voneinander entfernten Völker aus, z. B. der Schilluk (von dunkelster Hautfarbe) im Vergleich mit den lichten Mangbattu oder Waganda, die eine Bestimmung nach der Farbe wohl zulassen. Dagegen sind mir unter den dunkel gefärbten A-Sandé sehr helle, mit fast ledergelber Haut aufgestoßen und anderseits wieder in Mangbattu auffallend dunkel gefärbte Leute. Erwägt man aber, daß die Völkermischung hier in weit ausgedehnterem Maße stattgefunden hat, als man gewöhnlich annimmt, und daß ihre ausgleichende Wirkung sich weit mehr an der Hautfarbe als an andern Körpermerkmalen bethätigt, so ergeben sich notwendigerweise zahlreiche Abstufungen der Hautfarbe. Die Farbenskala der Negerhaut ist unendlich mannigfaltig und spielt vom tiefen Schwarz, welches selten vorkommt, in mannigfachen Abstufungen hinüber zum dunkeln Eisengrau, zur Farbe der dunkeln Tafelschokolade und des gebrannten Kaffees, zum lichten Havannabraun, zum Braungelb des gegerbten Leders, des Milchkaffees, ja ausnahmsweise bis zur hellen Haut des Malaien. Die in der Mitte stehenden Schattierungen aber sind die häufigsten.“

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 6.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Totengebräuche der Jakuten.

Von Vasilij Priklonski.

Nach der russischen Originalhandschrift von Friedr. S. Krauß.

Die im nördlichen Teile des Gouvernements Jakutsk lebenden Jakuten teilen alle Krankheiten, von welchen ein Mensch heimgesucht werden kann, in zwei Kategorien ein: in solche, die man sich zufällig zuzieht und die bald vergehen, so z. B. Schnittwunden, Verrenkungen u. s. w., bei denen man eine Heilung durch äußerlich angewandte Mittel bewerkstelligen mag, sei es durch Anwendung von Kuhbutter, sei es von Exkrementen, Kräutern oder durch Einrenkung der Glieder u. s. w. Sonstige Erkrankungen innerer Körperorgane, chronische Leiden, hauptsächlich Nervenleiden oder geistige Störungen sind Wirkungen eines Dämons oder bösen Geistes. In solchen Fällen bleiben äußerlich gebrauchte Arzneimittel erfolglos, denn sie können der Krankheit nicht zu Leibe. Nur allein der Schamane — „Ojun“ —, der den Vorteil hat, Beziehungen zur Geisterwelt zu unterhalten, ist in der Lage, durch Vermittelung der Geister entweder eine vollkommene Heilung oder wenigstens eine Erleichterung dem Kranken zu gewähren. Eigentlich leichtere Krankheiten letzterer Kategorie, z. B. Augenleiden (äußere Augenentzündung, Eiterung der Augenlider) können durch eine unmittelbare kurze Anrufung der Dämonen geheilt werden. Der Schamane sagt während zehn Minuten Beschwörungen her, starrt fest dabei den Kranken an und spuckt ihm unerwartet und plötzlich in die Augen. Der Kranke fährt erschreckt zusammen, der böse Geist (abagy oder abassy) gerät in Schrecken und entflieht aus dem Leibe des Kranken, worauf der letztere seine Genesung wieder findet. Der Mensch verfällt ja eben nur darum in eine Krankheit, weil sich ein böser Geist, ein Dämon bei ihm zu Gast eingefunden.

Dem zum Beistand herbeigerufenen Schamanen liegt es vor allem andern ob, den Namen des jeweiligen Geistes festzustellen, weil doch jeder Geist nur die seiner Sippschaft eigentümlichen Zustände verursacht und hervorruft; ferner hat der Schamane herauszuklügeln, was für ein Opfer dem Geiste dargebracht werden müsse, damit er, in gnädige Stimmung versetzt, mit seinen Quälereien den Kranken verschone und in Ruhe lasse. Zu diesem Behufe vollzieht der Beschwörer vor der Lagerstatt des Kranken ein Mysterium; nach Anlegung seines Funktionsanzuges (kumá) nimmt er seine Trommel (djugjur) in die Hand — das ist sein Wegleiter und Führer durch die Unterwelt und durch alle sieben Himmel — und ruft zur Hilfe auf die Geister seiner verstorbenen Vorväter und Verwandten, die Geister mächtiger Schamanen, und durch deren vermittelnde Beihilfe läßt er sich in die unterirdische Welt der Geister hinab und klimmt an stark gedrehten Seilen von einem Himmel in den andern, wovon er in seinen Mysterien oder Verzückungen singt, und richtet an jeden Begegnenden die Frage: „wer ist der Geist, der die Seele meines Schützlings in Gefangenschaft hält?“ Nach einer langwierigen Wanderung verschafft er sich Auskunft über den ständigen Aufenthaltsort des Geistes; daraufhin werden weitere Mittel in Anwendung gebracht, um unter Beteiligung der Protektoren des Schamanen Unterhandlungen mit dem gefundenen Dämon anzuknüpfen.

Nachdem es dem Schamanen schließlich geglückt, mit dem Geist in Fühlung zu treten, so redet er sich ein, er stehe unmittelbar vor der Persönlichkeit des Geistes, ergeht sich in Lobeserhebungen über dessen Kraft, Macht und Bedeutung, spricht sich ehrfurchtsvoll über seinen eigenen Beruf aus, der darin gipfelt, der leidenden Menschheit zu helfen und der Geisterwelt Ergebenheit und unerschütterliche Hochachtung zu erweisen, und fleht den Geist um die Gnade an, seinen, des Schamanen Schützling zu berücksichtigen, Erbarmen über dessen Martyrium, über den trostlosen Zustand der Familie zu empfinden und dessen Seele freizugeben, welche er, der Dämon, in seiner Allgewalt habe. Die Unterhandlungen des Schamanen mit dem Dämon sind nicht immer vom erwünschten Erfolge begleitet; denn es hängt viel von der Stimmung des Geistes ab. Man hält die Fürsprache für erfolgreich, wenn der Dämon bestimmt angiebt, welcher Art Opfer man ihm darzubringen verpflichtet sei. Nicht selten kommt es vor, daß der Schamane dem Dämon zuredet, sich angesichts der in der Familie des Kranken herrschenden

Armut mit einer geringeren Gabe zufrieden zu geben und daß er das geheischte Opfer, ein Füllen oder einen Stier auf das Fell eines Polarhasen oder eines Polarfuchses herunterhandelt. Über den Ausgang des Handels mit dem Dämon verständigt dann der Schamane die ihn umgebenden Zuhörer, worauf sie ihm das Sühnungsopfer zum Vollzug ausliefern [1].

Nicht immer sind die Bemühungen des Schamanen von Erfolg gekrönt; zuweilen will es dem Schamanen nicht gelingen, den Krankheitsgeist sicher festzustellen, oder auch, wenn er dies schon herausgekriegt, vermag er dessen augenblicklichen Aufenthaltsort nicht in Erfahrung zu bringen, oder zum Schluß, die Unterhandlungen waren nicht imstande, den fürchterlichen und grausamen Geist zu überzeugen, ihn zur Milde zu bereden und seinen Zorn in Nachsicht umzuwandeln. Bedingungslos ohnmächtig erweist sich die Vermittelungskunst des Schamanen bei Pestilenzen und Epidemieen (džan). Der Dämon hält unablässig die Seele (kut) des Kranken als Beute fest, nimmt von ihr endgiltig vollständig Besitz, trennt sie von ihrem Leibe und entflieht mit ihr; der Leib des Kranken bleibt unbeweglich liegen und hört auf zu atmen, und falls in kurzer Frist der grausige Dämon nicht milde gestimmt wird, so kehrt die Seele nicht mehr in ihren früheren Lebensaufenthaltsort zurück, die leibliche Hülle kühlt ab und geht der Verwesung entgegen.

Das Urbild des Todes ist der Schlaf; wenn der leibliche Mensch im Schlafe liegt, so verläßt ihn die Seele, doch schweift sie in nicht zu weiter Ferne vom Körper herum. Derselbe Zustand kann sich auch einstellen in Fällen von Ohnmacht, Fieberhitze und in andern Krankheiten, wenn der Mensch das Bewußtsein verliert; mit dem Ableben des Menschen wird die Seele nicht sofort in das Machtgebiet des Dämons hinübergetragen, vielmehr irrt sie noch während voller drei Tage an jenen Orten herum, an welchen der Verstorbene bei Lebzeiten geweilt, namentlich dort, wo er sich hat Sünden zu Schulden kommen lassen. Der Leichnam, d. h. der von der Seele verlassene Leib, erweckt bei den Überlebenden Furcht und Entsetzen; denn im Verstorbenen hauste ein böser Geist, der durch diese Tatsache allein schon den Körper verunreinigt und desgleichen die Jurte, in welcher der Mensch verschieden. Die Spuren des Aufenthaltes des Abassy sind rund herum und an allen Gegenständen sichtbar; daher verläßt die Familie des Verstorbenen diese Jurte für immer und wandert an eine andre Örtlichkeit aus, oder im günstigsten Falle erbaut sie sich eine neue Jurte in der Nähe der im Stich gelassenen alten Behausung.

Den Verblichenen pflegt man gewöhnlich am andern Tag zu bestatten, d. h. nach der gegebenen Frist, wenn man mit den Vorbereitungen zur Bestattung fertig geworden. Der Leichnam wird gewaschen und mit den besten Kleidern angethan, mit einem Pelze, einer Pelzmütze, mit ausgefütterten Stiefeln und Handschuhen; in die Hand steckt man ihm eine Pfeife und legt daneben einen mit Tabak gefüllten Beutel hin. War der Verstorbene ein Weidmann, so legt man Bogen und Pfeile mit bei; war er geschickt im Ausweiden der Tiere und der Gerbung von Fellen, so bekommt er die Handwerkzeuge mit, deren er sich bei seinen Verrichtungen bediente; war er ein kundiger Bärenfänger, so versieht man ihn für seine Grabreise mit einer Palma, nämlich mit einem Stock, der in ein massives eisernes Endstück endet, mit einer Lanze oder einem Hirschfänger. Ein Schmied wird mit einem Werkzeug zum Ausbohren von Löchern — sugoltĕa — und mit einem Hammer — chtie — versorgt. Mit einem Taschenmesser (hygach; bys jakutisch = schneiden) versieht man jeden Verstorbenen; denn von diesem Gegenstande trennt sich auch bei Lebzeiten niemand.

Nur in äußerst seltenen Fällen schaffen die Verwandten den Verstorbenen zur letzten Ruhestätte; in der Regel halten sich unter den Eingeborenen eigene Leute auf, die man Kjuveß nennt, welche den Leichnam ankleiden, auf den Bestattungsplatz hinbefördern und bestatten. Diese bilden eine eigene Gilde von Handarbeitern, eine Art von Leichenbestattern, und pflegen jedesmal mit den Angehörigen des Verstorbenen über die Entlohnung für die Bestattung einen Preis zu vereinbaren; gewöhnlich bedingen sie sich eine Kuh, einen Stier oder das Pferd aus, dessen sich der Tote bei Lebzeiten zum Reiten bediente.

Die Jakuten und Tungusen hegen eine eigene Furcht vor Kranken, denen der Tod offenbar bevorsteht. Die Gesunden überlassen ihre Kranken ihrem Schicksal, ohne ihnen die geringste Hilfe zu gewähren. So haben, um nur ein Beispiel anzuführen, die Bewohner der Insel Sagastyr an der Lena-Mündung ihre Jurten samt den Kranken darin über den Haufen geworfen und sind über einen Flußarm auf die Insel Kytach übergesiedelt. Bei den Tschuktschen herrscht ein davon etwas abweichender Brauch, der sehr bezeichnend ist für deren im geringen Maße entwickelten Familiensinn. Wenn ein greiser Mann die Wahrnehmung macht, daß seine Kräfte zusehends verfallen und er den Leuten, in deren Mitte er lebt, zur Last zu fallen anfängt, so wünscht er sich seiner Qualen und der auf ihm wegen seiner Kraftlosigkeit lastenden Verachtung zu entledigen und richtet an seinen ältesten Sohn die Bitte, er möge ihn zu seinen Vorfahren entlassen; in Erfüllung einer heilig gehaltenen Pflicht und Schuldigkeit stellt der Sohn den Vater hinter einen Vorhang, um dessen Todesqualen nicht mit anschauen zu müssen, wenn er ihm mit fester Hand das Messer ins Herz stößt.

Den angekleideten Toten führt entweder ein Kjuveß allein oder in Gesellschaft einer seiner Gehilfen auf Schlitten fort. Diese Schlitten, hölzerne Syyrgà, wie sie jakutisch heißen, sind von alltäglicher Art, wie man sie in der Hauswirtschaft zur Holzfuhr und sonstigen Ladungen gebraucht. Neue Schlitten werden dazu nicht angefertigt. Es sind ja kaum dreißig oder vierzig Jahre her, daß im jakutischen Lande mit Rädern versehene Fuhrwerke in Gebrauch gekommen, und noch jüngeren Datums ist, daß man Pferde als Zugtiere vor die Wagen spannt. In früheren Zeiten war es Brauch, daß, wer sich auf dem Rücken eines Pferdes nicht sitzend erhalten konnte, z. B. Kinder und Kranke, Jahr aus Jahr ein auf Schlitten fuhren, die mit einem Ochsen bespannt waren. Wohl sind nicht mehr als fünfzehn Jahre verflossen, daß selbst vornehme Frauen der Jakuten in der Stadt Irkutsk zur Sommerszeit ihre gegenseitigen Besuche auf Bauernschlitten, die nur mit Teppichen bedeckt waren, zu machen aufgehört haben. Der Schlittenlenker sitzt auf dem Rücken des Ochsen und hält in der Linken den Zaum, der an einem hölzernen, dem Ochsen durch die Nüstern gezogenen Ringe befestigt ist.

Das Grab oder Grabgerüste oder den Grabhügel errichtet der Kjuveß. Es haben sich davon verschiedene Formen bis auf die Gegenwart behauptet.

a) Man sucht im Walde vier astreiche Bäume aus, die in kurzem Abstande untereinander ein Viereck bilden; zwei, drei Ellen über dem Erdboden vereinigt man die Bäume mit quer darüber gelegten Balken, und auf diese Balken legt man den ausgehöhlten Baumstamm mit dem Leichnam. So ein Grab wird Arangàs genannt. Im Notfalle, wenn man sich sonst nicht zu helfen weis, ersetzt man den ausgehöhlten Baumstamm durch eine Brettertruhe oder einen Kasten.

b) In jenen Regionen, wo der größte Waldmangel herrscht, bestattet man den Toten auf der Erde; man legt

[1] Über das Schamanentum der Jakuten vgl. Priklonskis Untersuchung in den Izvestija Vostoč. Sibirsk. Otdjela Imp. Russk. Geogr. Obš. Bd. 1, Nr. 1, u. 2, 1886. Deutsch von Krauß. Wien 1887.

den Leichnam in eine aus Birkenbast hergestellte Mulde oder in eine ausgehölte Lodje (vytka) und überdacht sie mit Brettern. Frühlingsregengüsse und der schmelzende Schnee setzen diese Bytken unter Wasser, wofern sie nicht schon früher im Laufe des Winters von gewöhnlichen und von Steinfüchsen und von anderen wilden Tieren, welche sich von Leichnamen nähren, zerstört worden sind.

c) Um diesem Übel vorzubeugen, stellt man in den nördlich gelegenen Teilen des Landes die Truhe mit dem Leichnam auf Holzblöcken auf, die etwas über dem Erdboden erhaben sind. Sonst werden auch noch an den Ecken der Grabstelle obenauf aus Holz geschnitzte Storchfiguren angebracht; denn dieser Vogel genießt bei den Schamanen eine hohe Verehrung. Der Vogel Storch ist der Seele des Verstorbenen behilflich in die Himmel, den Aufenthaltsort der guten Geister, sich zu erheben.

d) Die letzte Art der Bestattung ist die Bergung in der Erde; man gräbt mittels Grabscheit und Spitzhacke ein selten mehr als ein und eine halbe Elle tiefes Loch aus. Das Erdreich im jakutischen Gebiete taut nicht tiefer als eine halbe Elle hoch auf, an den Lena-Mündungen aber bloß das Moos, welches mit einer Anzahl kleiner Wassertümpel besäet ist, auf deren Grund ewiges Eis liegt. Der Brauch, den Toten in der Erde zu bestatten, ist zweifelsohne unter dem Einfluß des Christentums in Schwung gekommen; zum Beweis werden über solchen Gräbern Kreuze mit Verschnörkelungen in Schnitzarbeit und mit Ölfarben bestrichen aufgestellt und das Ganze ist mit einer Verschalung umgeben.

Die Furcht vor einem Verstorbenen erreicht zuweilen einen solchen Grad, daß alle Mitbewohner, ohne erst das Ableben ihres Genossen abzuwarten, aus der Jurte flüchten. So erzählte mir erst jüngsthin ein alter, ehrenwerter Mann, der bei Verstorbenen aus dem Psalter zu lesen pflegt, folgende Begebenheit, die er selber miterlebt hat. Es kamen zu ihm in die Stadt (nach Jakutsk nämlich) zwei Jakuten und vereinbarten mit ihm, daß er noch einem Verblichenen den Psalter lesen und den Leichnam bestatten solle. Sie führten ihn bis zur Jurte, wo der Verstorbene auf einem Oron (jakut.), d. h. einer Bettstatt oder einer Abteilung der Schlafpritsche lag, öffneten ihm die Thüre und stießen ihn in die Jurte hinein, sie selber aber versteckten sich. In der Jurte befand sich sonst keine lebende Seele, doch war es offenbar, daß sie kurz vorher von ihren Bewohnern verlassen wurde. Nach Verlauf einer kleinen Weile warfen sie ihm in die Jurte das Schenkelstück eines Rindes hinein. Es wurde Nacht, in der Jurte erschien aber sonst niemand. Holz und Wasser waren in Bereitschaft und der Psaltervorleser kochte sich ein Nachtessen. Am andern Tage öffnete sich die Thüre der Jurte, und man stieß einen Sarg in der Form einer rechtwinkligen Truhe hinein, durch die Fensteröffnung schrie man aber dem Alten zu, vor der Jurte stünde der Schlitten mit dem Ochsen. Als zuletzt die Zeit kam, den Verstorbenen in die Sargtruhe zu legen, ihn hinauszutragen, auf den Schlitten aufzuladen, an den bezeichneten Ort zu fahren, den Sarg in das vorbereitete Loch hinabzulassen und das Grab zuzuscharren, so mußte dies alles der alte Mann allein verrichten. Die Jurte befand sich in einer Wüstenei, wo weit und breit kein sonstiges bewohntes Objekt zu sehen und niemand aufzutreiben war, den der Alte um einen Helferdienst hätte angehen können. Der Alte kollerte den Verstorbenen vom Oron in den darunter aufgestellten Sarg hinab, zog den Sarg aus der Jurte hinaus, zerrte ihn auf den Schlitten hinauf und als er mit der Ladung am Bestattungsorte anlangte, ließ er, so gut er es vermochte, die Truhe in die Grube hinab. Zu diesem Begräbnis hatte sich kein einziger von den Verwandten oder Bekannten des Verstorbenen eingefunden. Wenn schon bei Bestattungen die Leute weinen, so geschieht dies aufrichtig ohne Heuchelei, ohne jede berechnende Absicht, z. B. so:

Wem hast du, o Vater und Ernährer, deine Waisen überlassen? u. s. w.

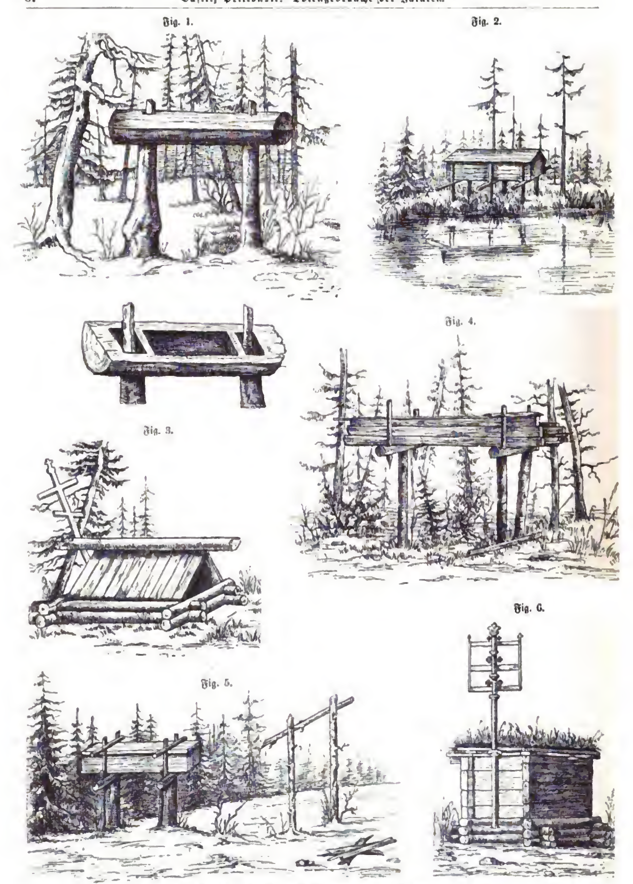
Im allgemeinen weint man für sich im Stillen, damit fremde Leute einen nicht beobachten. Man bemüht sich, über den Verstorbenen nichts zu reden, namentlich nicht in der Dämmerstunde, um nicht die Rückkehr des bösen Geistes, der die Seele des Verstorbenen geraubt, heraufzubeschwören.

Von Totengedächtnisfeiern wußten die Jakuten nichts bis zur Zeit ihres Übertritts zum Christentum, ja, auch gegenwärtig sind sie noch darauf bedacht, ein Grab oder Begräbnisstätten zu umgehen. In der Umgegend des Dorfes Kazačje, unweit der Mündung des Jana-Flusses, hatte ich eine Gelegenheit, zehn Werste von den Wohnstätten entfernt das auf Bäumen befindliche Grab eines Schamanen zu sehen. Der Ausflug zur Begräbnisstelle war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Ich konnte nur mit Mühe die Leute dazu bereden, daß sie mir Renntiere und einen Wegweiser zur Verfügung stellten. Durch den Einfluß der Witterungswechsel war die Sargtruhe gänzlich zerfallen. Erhalten war noch darin der Kopf mit den Haaren. Die übrigen Gebeine waren höchstwahrscheinlich von vierfüßigen wilden Tieren und von Vögeln verschleppt worden. Die Metallplättchen und Schmuckgegenstände, welche als Verzierung des Gewandes gedient und die ich sowohl in der zerfallenen Sargtruhe als auf dem Boden herum zerstreut auffand, zeugten dafür, das der Verstorbene seinem Range nach ein Schamane, und eine Hutschnalle, wie solche nur von Frauen getragen werden, machte es wahrscheinlich, daß der Leichnam der einer Schamanin gewesen sei.

Im Orte erteilte man mir die Auskunft, daß in jüngster Zeit einzig und allein nur Schamanen auf Bäumen bestattet werden. Bei Lebzeiten waren ihre Bestrebungen nur auf geistige Angelegenheiten gerichtet, weshalb sie auch nach ihrem Ableben notwendigerweise näher gegen den Himmel liegen müssen. Diese Vorstellung der Jakuten machte die Schamanen noch immer nicht zu Himmelsbewohnern, sondern verfolgte nur das Ziel, denjenigen nicht der Erde zu übermitteln, der bei seinen Lebzeiten bloß mit losen Banden mit ihr verknüpft war. Man bestattete sie im Walde, an einem unzugänglichen Orte, damit man so selten als möglich durch Zufall an ein derartiges Grabmal ankomme. So gut der Schamane, ein zauberkundiger Mann, so lange er noch lebte, die Gabe besaß, aus persönlicher Rachsucht einem ihm mißliebigen Menschen Leid zuzufügen, ebensogut kann nach seinem Hinscheiden seine flügge gewordene Seele den Überlebenden Ungemach bereiten. Kein einziger von den Ureinwohnern, ja sogar nicht einmal einer von den eingeborenen Russen würde sich erkühnen, der Grabstätte eines Schamanen nahe zu kommen und noch viel weniger sie anzutasten.

Grabmäler in Holzkähnen (Lodjen), die auf Holzböcken aufgestellt waren, hatte ich Gelegenheit auf der Insel Sagstyr zu sehen. Die Leichname in allen den, beiläufig zwölf Grabstellen lagen mit dem Kopf gegen Nordwest und auf der linken Körperseite; angekleidet und ausgestattet waren sie so, wie ich dies früher oben geschildert; zu Füßen fast eines jeden stand ein hölzernes Schüsselchen mit Grützbrei und einem hölzernen Löffelchen. Die in den Lodjen Bestatteten hatten ein Ruder und eine Schöpfkelle bei sich, von jener Art, mit welcher Ruderer gewöhnlich das ins Schiffchen eingedrungene Wasser ausschöpfen.

Kinder werden ebenso wie Erwachsene bestattet, nur führt man sie auf kleinen Schlitten fort und läßt sie in dem Wieglein liegen, in welchem das Kind aufwuchs und verstarb. Bei Grabstellen der Kinder kann man obenauf auch deren Spielzeug liegen sehen.



Jakutische Grabstätten. Nach der Natur gezeichnet von Vasilij Priklonski.

Den Schlitten, auf welchem man den Verstorbenen befördert, die Schaufel, die Spitzhaue, mit der man das Erdreich aufgerissen, zuweilen auch das hölzerne Kummet des Ochsen, alles dies ließ man und läßt man noch bei der Grabstätte liegen, mitunter vorsichtshalber in zerbrochenem Zustande, und nichts von allem wird wieder zurück heimgebracht. Es geht die Sage, man habe bei der Bestattung eines reichen Mannes im Grabe dessen Pferd geschlachtet, das Fleisch aufgegessen, das Pferdegeschirre aber auf der Grabstatt liegen gelassen; doch die Ureinwohner stellen mit aller Entschiedenheit die Wahrheit der unter den Russen im Umlauf befindlichen Geschichten dieser Art in Abrede, so z. B. auch die bekannte Sage, man habe in alten Zeiten am Grabe des Verstorbenen dessen Lieblingsdiener getötet, damit ihm letzterer im jenseitigen Leben als Dienstbote Hilfe leisten soll.

Auf der Heimkehr vom Begräbnis zündete man auf dem Wege Holzhaufen an und die Verwandten des Verstorbenen springen, wie dies noch in der Gegenwart zu geschehen pflegt, durch die lodernden Flammen hindurch, um sich vom bösen Geist zu läutern und zu befreien, der sich in ihren Kleidern eingenistet haben konnte während der Zeit ihrer unausweichlichen Anwesenheit um ihren kranken Genossen. Das Feuer oder der Dämon des Feuers An-darchan-toën oder Al-öt-iëëitja ist der Schutz- und Schirmherr des Heimwesens und aller unter einem Dache lebenden Personen. Das Feuer läutert alles, es spendet Wärme, es hilft die Nahrung zubereiten, es verbreitet Licht; die Gottheit des Feuers hält sich auf der Wandbank oberhalb des Ofens auf und hat die Gestalt eines zwerghaften greisen Männchens mit weißem Barte. Bei der Herstellung einer jeden Speise ist es angezeigt, den ersten Bissen dieser Speise ins Ofenfeuer zu werfen. Der böse Geist fürchtet sich vor dem Feuer, und wenn daher die Verwandten des Verblichenen durchs Feuer springen, so lassen sie den bösen Geist hinter sich zurück. Wenn man wieder daheim ist, gedenkt man des Toten, oder richtiger gesagt, man bewirtet einander zu seinen Ehren mit Fleisch, Salomata[1]), mit Thee und Branntwein. In früheren Zeitläuften pflegte man auch zur Erinnerung an den Verstorbenen aus Holz eine menschliche Gestalt in der Höhe von zwei oder drei sechszehntel einer Elle zu schnitzen und sie mit Tierfellen und Glasperlen auszuschmücken. Indem diese Darstellung an den Verstorbenen erinnerte, stellte sie zu gleicher Zeit auch den Geist vor, welcher den Schutzherrn über die Seele des Verstorbenen macht oder den Verstorbenen selber in dessen jenseitigem Leben beschirmt. Diese Puppe wurde aber keineswegs in der Jurte, sondern im Chotón (jakut. die Hürde fürs Vieh) oder gar in einem hohlen Baume aufbewahrt, wo man ihr in kleinen Gefäßen Brocken besserer Speisen hinstellte und ihr den Mund mit Kuhbutter oder Thran bestrich, damit der Verstorbene gesättigt werde, sein Schirmherr ihm aber den gewährten Schutz nicht versage. Doch die Zeit, welche in ihrem Laufe alles mit sich reißt, rückte auch diese Puppe von ihrer Stelle, um, nach einem weitrern Verstorbenen, Raum für die neue Gestalt zu schaffen, und die alte mußte sich mit einer zweiten Stelle begnügen. Das Leben behauptete sein Recht. Jeder Tag brachte seine neuen Eindrücke mit im Geleite von Leiden und Freuden, das Ältere geriet in Vergessenheit und wie alles in der Welt sind auch solche Erinnerungen mit dem Gedächtnis der Menschen ohne Spur und Laut im Dunkel der Vergangenheit verschwunden.[1])

[1]) Eine Mehlspeise, die aus Mehl, Käse und gebrannter (?) Frucht bereitet wird.

[1]) Nachwort des Übersetzers. Herr Wasilij Priklonski, der Verfasser dieser Studie zählt zu jener zwar noch kleinen, doch auserlesen tüchtigen Schar russischer Ethnographen oder richtiger gesagt Folkloristen, die durch ihre angeborene Beobachtungsgabe, ihre gründliche, sachgemäße Vorbildung, ihren unermüdlichen, selbst unter höchst ungünstigen Verhältnissen nie erlahmenden Eifer, der Wissenschaft vom Menschen ersprießliche Dienste erweisen. Seit neun Jahren wirkt Herr Priklonski in einer äußerst verantwortlichen hohen Stellung als russischer Beamter in Ostsibirien und ist alljährlich genötigt, viele Monate hindurch die endlosen Strecken und Gebiete dieses halböden Erdteiles amtlich zu bereisen. Er hat sich eine allseitige und umfassende Kenntnis der jakutischen Sprache erworben und hat dank seinem offenen, liebenswürdigen Auftreten im unmittelbaren Verkehr mit den Ureinwohnern tiefe Einblicke in deren Sitten, Gebräuche und Volksüberlieferungen gewonnen. Seine zuvor in der Anmerkung gedachte Schrift über das Schamanentum der Jakuten hat ihm auch in Europa und Amerika unter den Fachgelehrten einen rühmlichen Namen verschafft. Ich selber bin durch meine Übersetzung seiner Schrift mit ihm auch in persönliche Beziehungen getreten. Der oben mitgeteilte Aufsatz war eigentlich für meine Monatsschrift für Volkskunde „Am Ur-Quell" berechnet. Im Interesse der Forschung hielt ich es für nützlicher, die Studie im „Globus" allen Fachgenossen zur Kenntnis zu bringen.

Erklärung der Abbildungen. (Seite 84.)

Fig. 1. Auf Baumstämmen ruhender geschlossener Sarg (Arangás) aus zwei kahnförmig ausgehöhlten Stammhälften. Unten: Innere Ansicht (Bodenhälfte) des einbaumartigen Sarges. Vom Grabe eines heidnischen Jakuten aus dem Süden des Gouvern. Jakutsk. — Fig. 2. Schamanengrab beim Dorf Kasatschje unweit der Janamündung. — Fig. 3. Dachförmige Balkenverschalung eines modernen Erdgrabes eines christlichen Jakuten (Gouvern. Jakutsk). — Fig. 4. Heidnisches Jakutengrab im nördlichen Sumpfgebiet des Gouvern. Jakutsk. Der Sarg aus Balken zusammengesetzt. — Fig. 5. Schamanengrab im Walde aus jüngerer Zeit. Nördlicher Teil des Gouvern. Jakutsk. — Fig. 6. Erdgrab eines christlichen Jakuten von der Mündung der Lena.

Die Litteraturen des Orients.

Vom ethnographischen Gesichtspunkte betrachtet von Dr. M. Haberlandt in Wien.

Die allgemeine Litteraturgeschichte, welche, seit Goethe das Morgenland dichterisch entdeckte, die orientalischen Litteraturen mehr und mehr kennen gelernt und in voller Ausführlichkeit dargestellt hat, ist naturgemäß stets vom künstlerischen und dichterischen Standpunkt bei ihrer Beurteilung des Gehaltes und Wesens jener fremdländischen Erzeugnisse ausgegangen. Ihr war es um die Feststellung des poetischen Wertes, des geistigen Gehaltes, um die Bekanntmachung mit Form und Inhalt von dichterischen Leistungen zu thun, welche man im übrigen trotz ihrer exotischen Heimat unbesehen mit unsern einheimischen Werken völlig auf gleiche Linie stellte. Es ist nun eine Aufgabe, welche der Ethnographie obliegt, auf die Eigenart dieser Litteraturen aufmerksam zu machen und ihre ganz eigentümlichen Bedingungen und Grundlagen darzustellen. Sie hat diese Litteraturen mit ihren Einrichtungen und Lebensäußerungen sozusagen von außen anzusehen und ihre Besonderheit festzustellen, den äußern Apparat zu beschreiben, nicht den absoluten Wert und Gehalt abzuschätzen. In dieser Hinsicht ist bezüglich der orientalischen

Litteraturen, so bekannt sie geworden sind, noch manches nachzuholen, wozu im Nachfolgenden ein orientierender Anfang gemacht sein will.

Eine Litteratur ist wohl nicht bloß eine mehr oder minder zahlreiche Sammlung von toten Texten, sondern besteht eigentlich in dem geistigen Verkehr zwischen **Autoren** und ihrem **Publikum** vermittelst gewisser **Veranstaltungen**, welche von jenen zu diesem führen. Wollen wir nun nach diesen drei Hauptpunkten die Verhältnisse unsrer Litteraturen mit den orientalischen vergleichen, so springen uns überall die Unterschiede im großen wie im kleinen in die Augen.

Bei uns sind wir gewohnt, den Autor oder Dichter uns als einen von innen Getriebenen vorzustellen und wir finden in den dichterischen Werken von Herzen kommende und zum Herzen sprechende Ergüsse einer Natur, einer in Leiden und Freuden, in Schauen und Genießen tief ergriffenen Seele. Nicht so im Orient. Der Poet des Orients ist im allgemeinen mehr ein Arbeiter als eine Natur, mehr ein Berufskünstler als ein Talent. Poesie ist hier eine Kunst der Rede, die man durch Übung und Beispiel zu lernen vermag. Die poetischen Schöpfungen der meisten orientalischen Völker, z. B. der Chinesen, Inder, Perser sind dementsprechend — abgesehen von den wenigen Proben urwüchsigen Volksgesanges — keine Schöpfungen der freien Ergießung, sondern kühl und raffiniert ausgeklügelte Hervorbringungen, deren größtes Verdienst in geistreichen Einfällen und sinnigen Vergleichen besteht — häufig wahre Schmuckkästchen voll poetischen Zierats, vielfach gewürzt mit Wortspielen und Doppelsinnigkeiten. Ein zweiter Gegensatz beruht auf dem Mangel dichterischer Individualität im Orient. Der Orient ist das Land der Typen; die eigene Individualität wird dort ganz erdrückt und eingeschnürt in den spanischen Stiefel der poetischen Regel, des dichterischen Herkommens. Ein Poet übernimmt von dem andern dieselben poetischen Gestalten, dieselben Situationen und Effekte, dieselbe Schilderungsweise, die im Gegensatz zu unsrer psychologischen Art mehr an der Außenseite, am Kostüme im weitesten Sinne des Wortes haftet. Die Idee des geistigen Eigentums in unserm Sinne sucht man daher im poetischen Orient vergebens. Ein Dichter plündert den andern auf die unsagbarste Weise aus, benutzt seine Vergleiche und Einfälle, als wären es die seinen, und alle zehren sie gleichmäßig von den poetischen Vorräten der je vor ihnen liegenden Zeit. Sie geben sie freilich nur als „Anspielungen" und sind auch sehr — besonders die Araber — auf offenbaren Diebstahl aus, aber es ist doch nur im Namen der Unterschied. Freilich war es auch bei uns mit der strengeren Achtung geistigen Eigentums nicht immer so, wie gegenwärtig, und die mittelalterliche Poesie steht in dieser wie in mancher andern Hinsicht der orientalischen Poesie sehr nahe.

Ihrem verschiedenen Charakter entsprechen auch die äußere Stellung und die sozialen Verhältnisse, in welchen sich die Dichterwelt hüben und drüben befindet. Bei uns verschafft dem Dichter und Schriftsteller sein Talent selbst in unabhängiger Stellung sein Brot oder er lebt als freier Mann in den Stunden der Muße und Sammlung den Musen. Dem entgegen ist das Dichten und geistige Produzieren fast im ganzen Orient seit jeher Berufssache und Vorrecht gewißer Stände und Verbände gewesen, welche ihre dichterischen Leistungen zum Teil sehr geschickt zur Erlangung von Ehre, Reichtum und Einfluß auszunützen verstanden. So ist es in China allein der Stand der Litteraten, die durch eine Reihe von öffentlichen Examina gegangen sind, welcher als Pfleger der Litteratur seit ältester Zeit auftritt; und das Dichten wird dort, wenn auch nicht geradezu gelernt, so doch an eine im Prüfungswege zu erhärtende litterarische Ausbildung geknüpft, so daß z. B. schon bei den höheren Examen die Aufgabe gestellt werden kann, über irgend einen Gegenstand oder ein Ereignis ein Gedicht anzufertigen, das seinem Verfasser unter Umständen ein einträgliches Staatsamt einbringen kann. Nicht minder zeigt sich in Indien die litterarische Produktion an einen bestimmten, hier als Kaste auftretenden Stand als an seinen hauptsächlichen Träger geknüpft. Es sind in ältester Zeit die vedischen Sängerfamilien, in späterer Zeit die Brahmanen, die in ihren Schulen und auf ihren Tempelgütern alle die wichtigeren Zweige der reichentwickelten indischen Litteratur betrieben, oder als Hofpoeten und Hofhistoriographen den Glanz der indischen Radschasitze zu erhöhen hatten. Es waren die Brahmanen, die bei öffentlichen Festen ihre Dichterwerke im Wettbewerb vortrugen. Und wo immer andre Elemente als brahmanische im Betriebe der Litteratur erscheinen, so sehen wir sie doch immer zunftmäßig, korporativ und mit der Routine der Korporation ausgerüstet ihrem Dichterhandwerk obliegen. So ist die indische Dramatik in den Händen einer Zunft, so sind die Märchenerzähler und -Sammler Berufsmenschen, die einander in die Hände arbeiten und ihr Werk aufeinander vererben und übertragen. Blicken wir weiter im Orient, so sehen wir in Persien die Klasse der Derwische, d. i. der Bettelmönche des Islâm als die wichtigsten Träger der Litteratur, die, ob nun in bettelhafter Unabhängigkeit, wie der Vogel in der Wüste umherstreichend, oder als reich mit Ehren und Gold überhäufte Hofzierden an dem Thronlager des Schah, oder der kleineren Vasallen und Veziere wohnend, die Poesie als ihr Standesgut in Anspruch nehmen, wovon sie leben und ihren Einfluß auf Hoch wie Niedrig nähren müssen. Überall aber korporativer Zusammenschluß: jene unabhängigen Sänger um ein Sektenhaupt, einen frommen Scheich als ihren Lehrer und Meister gruppiert, diese in zünftigem Verbande unter einem „Dichterkönig" stehend, den der Schah ernannte und zu ihrem Standesvertreter und Oberhaupt machte. Ähnliche Verhältnisse herrschen in der arabischen Litteratur. Nur in den volksmäßigen Anfängen der arabischen Dichtung ist der Dichter zugleich Bedwine und Krieger seines Stammes; mit dem Auftreten des Islam haben wir auch hier sofort eine zünftige Poesie der Islamdiener und eine weltliche der Khalifensitze und Emirenhöfe, zünftige, gelehrte und geschulte Poeten, wie Baukünstler, wie Astrologen und Ärzte zünftig an denselben Sitzen, in analogen Stellungen anzutreffen sind. Nirgends noch ist die Poesie aus einer dienenden oder doch abhängigen Stellung herausgetreten; die orientalischen Dichter sind gleichsam die maîtres de plaisir der orientalischen Gesellschaft, nicht aber die Bannerträger des freien Gedankens, wie wir sie besitzen und verehren.

Noch wurde einer Klasse namenloser Dichter nicht gedacht, welche, überall anzutreffen, besonders auch im Orient einen breiten Raum in der Litteratur einnehmen. Es sind dies die anonymen Schöpfer der Volksdichtung in allen ihren Zweigen als Lied, Fabel, Märchen, Spruch und Schwank, wie sie den Hauptunterhaltungsstoff der eigentlichen großen Volksschichten bildet. Viel häufiger als bei uns und eben aus jenem früher hervorgehobenen Mangel an Sinn für das litterarische Eigentum erklärbar ist im Orient der Fall, daß der Verfasser irgend einer Dichtung unbekannt ist, weil er sich entweder von Anfang an nicht genannt hat oder weil das Publikum im Orient überhaupt nicht viel nach dem Verfasser eines Werkes, das es liest oder hört, fragt. Wenn dies schon bei der Kunstdichtung so vielfach vorkommt, wie viel unklarer müssen die Verhältnisse bezüglich der geistigen Urheberschaft bei der ja überhaupt anonym auftretenden Volksdichtung sein! Bei unsrer Volksdichtung lassen sich wenigstens bestimmte Gesellschaftskreise und Volksklassen als diejenigen bezeichnen, aus

deren Reihen die Volksdichtung geflossen. Wir kennen die Handwerksburschen, die Soldaten, die Schenke und ihr Gesinde, den Tanzboden und den Hirtenplan und die schwatzende Gesellschaft der Spinnstuben als diejenigen, bei welchen wir den Ursprung der meisten unsrer Volkslieder, so manchen Scherzes und Schwankes, des verständigen Sprichwortes und was sonst litterarisches Volksgut ist, zu suchen haben. Schwerer wird dies dagegen bei der orientalischen Volksdichtung, in welcher doch gerade so vieles Schöne und Treffende, in Witz und Geist hervorragende und an Gesinnung wie Gemüt den Orient am besten kennzeichnende, mehr als in seiner Kunstpoesie, anzutreffen ist. Wir haben da wohl die Gestalten der öffentlichen Erzähler, welche von Japan bis nach Ägypten mit ihrem lauschenden und oft wechselnden Zuhörerkreis eine so charakteristische Staffage der orientalischen Straßen bilden, als die Bewahrer und wohl auch Mehrer und Umgestalter der Märchenschätze des Orients, welche sie in lebhaftem Vortrage und singendem Ton unermüdlich aus ihrem treuen Gedächtnis hervorholen. Da sind weiters die Figuren der religiösen Bettler, die im ganzen Orient eine so zahlreiche Klasse bilden, Sprüche und Gebete, Legenden und Wundergeschichten von Ort zu Ort tragen, ausschmückend, verbindend, neu schöpfend, ohne recht darum zu wissen. Ferner die Haremkreise, welche sich die Öde ihrer Existenz durch Novellen und Liebesgeschichten zu würzen trachten, woraus jene Frauenlitteratur zum Teil hervorgegangen ist, die ohne berühmte Dichternamen, aber in allgemeiner Beliebtheit stehend im ganzen Orient bekannt ist, so in China und Japan, wo sie einen moralischen Anstrich erhält, so in Indien, woselbst sie als „strîveda", was wir mit „Weiberbibel" übersetzen können, bekannt ist, so endlich in den mohammedanischen Ländern Asiens, wo sie als Haremslitteratur ein ausgebreitetes Publikum besitzt. — Und wenn wir in die älteren Zeiten hinaufsteigen, aus welchen die Volksdichtung überall fast als die einzige, jedenfalls aber als der ausgedehntere Teil der Litteratur überliefert ist, so ist es vor Allem der Kriegerstand, der als Pfleger und Träger einer heroischen Dichtung, einer poetischen Welt des Helden- und Kämpfertums erscheint. Der japanische Samurai oder Ritter besingt da so gut oder schlecht seine Waffenthaten, sein kampfreiches Leben und den ruhmvollen Tod seiner Brüder, wie der indische Kschatriya oder der indische Wehrstand den Kern des großen indischen Epos, des Mahâbhârata liefert, indem er von den Kämpfen der Edlen und Könige seiner Stämme singt. Ebenso erscheint der alte arabische Dichter zugleich als Bedwine und Krieger, der die Kämpfe seines Stammes, welche er selbst ausfechten half, hinterher in feurigen Gesängen feiert.

In ähnlicher Weise wie der Dichter ist auch das litterarische Publikum im Orient ganz anders gestellt als bei uns. Wir sind vorzugsweise ein lesendes Publikum, die Orientalen ein hörendes. Schon daraus ergeben sich gewisse Folgen für die Litteratur und ihre Entwickelung. Als lesende, mit sich und den Gedanken des Autors allein beschäftigte Geister sind wir in ganz anderm Grade fähig geworden, tiefere und umfangreichere Gedanken, schwierigere Probleme, innigere Empfindungen in uns aufzunehmen und zu würdigen, als der Hörer des gesprochenen Wortes, das rasch verfliegt, für welches also das Moment der Spannung auf das Kommende, der einschlagenden und zündenden Pointen, die Seite des sinnlichen Wohllauts und Wortgeklingels, des ebenmäßigen Rythmus der Gedanken und Worte mehr und mehr hervortreten mußte. In der That finden wir die erstangegebenen Eigenschaften in unsrer Litteratur der Lektüre, die letzterwähnten in der orientalischen Rezitationslitteratur vorzugsweise entwickelt. Die Gelegenheiten nun, bei welchen das orientalische Publikum Dichterwerke zu hören bekommt, sind eigentümlich und mannigfaltig genug. Wir wissen aus Indien, wie die Poeten an den Höfen des Râdschâs in der Versammlung der Hofleute und ihrer eigens dazu berufenen und von überallher versammelten Kollegen ihre Verse vortragen, die dann von den rasch auffassenden und gedächtnisstarken Anwesenden wenigstens in Bruchstücken weithin verbreitet werden; wir wissen von großen indischen Volksfesten, wo die Brahmanen über religiöse und philosophische Fragen haarspalterisch disputieren und die Poeten ihre jüngsten Werke im Wettbewerbe um den Preis der Brahmanenkühe mit den vergoldeten Hörnern vor dem versammelten Volke rezitieren. Noch heute werden die alten epischen Gedichte, das Mahâbhârata und Râmâyana, wie in den alten Zeiten in den Tempeln zum Besten der Besucher vorgetragen, und noch immer strömen, wie einst in den Dörfern, große Menschenmassen um den Kâthaka, den Leser dieser alten Sanskritgedichte zusammen, die seine Rezitationen oft mit Thränen und Seufzern unterbrechen, wenn der Held des Gedichtes in die Verbannung geschickt wird, während, wenn er in sein Königreich zurückkehrt, die Häuser des Dorfes mit Lampen und Guirlanden geschmückt werden. Alltäglich finden sich die andächtigen Hörer bei solchen Rezitationen ein, die gewöhnlich durch neunzig Tage oder ein halbes Jahr andauern. Nicht minder sind die hohen Schulen der Gelehrsamkeit der Sitz eines Hörerkreises, der die jeweiligen Rezitationen mitgenießt und kritisch zergliedert. Was von Indien in diesen ganz bestimmten Beispielen, das gilt im ganzen und großen auch vom übrigen Orient. Nicht für sich allein, sondern in gedrängter Versammlung, sei es nun im Prunksaal oder auf freiem Plan, sei es des Volks oder der Höflinge, genießt man hier die Poesie — die Litteratur ist hier viel mehr eine öffentliche Sache, eine wirkliche Volks- und Gesellschaftsbelustigung, als bei uns. Andrerseits ist unser Interesse an der Litteratur ein weniger zufälliges und sprunghaftes als das der Orientalen, die eben von sich selber keine Mittel besitzen, wie wir — nämlich Bücher, die wohlfeil und leicht zu haben — sich dichterisch zu beschäftigen, sondern die auf die dargebotene Gelegenheit, etwas davon zu hören, warten müssen. Daher jener Mangel an Kritik, der im allgemeinen im orientalischen Publikum anzutreffen ist, daher auch das gänzliche Fehlen einer öffentlichen Kritik, anstatt welcher hier nur gegenseitige Schmeicheleien oder Beleidigungen in den poetischen Werken, und allenfalls in Lehrbüchern der Poetik schablonenhafte Einteilungen, sowie endlose Kommentare und Superkommentare anzutreffen sind.

Es erübrigt nun, nach dieser Skizze von Autoren und Publikum des litterarischen Orients die Mittel und Wege anzugeben, durch welche hier der Dichter an sein Publikum gelangt, und die Veranstaltungen zu schildern, welche im Interesse der litterarischen Wirksamkeit orientalischer Dichter in den östlichen Kulturen getroffen sind. Unsre Litteratur steht vollständig unter dem ungeheuren Einfluß des Buchdrucks. Dank diesem ungeheuren Vervielfältigungsapparat des menschlichen Gedankens ist jedes Wort des Dichters und Denkers unter uns sozusagen allgegenwärtig. Wie aber, wenn Litteraturen sich ohne diesen Talisman zu behaupten haben? In Ostasien zunächst treffen wir wohl noch unsre eigenen, fortgeschrittenen Verhältnisse, die sich auf den Buchdruck stützen, und zwar schon seit viel längerer Zeit als sie bei uns bestehen, an. Die Chinesen sind doch bekanntlich viel länger als wir im Besitze der „schwarzen Kunst" — allerdings nicht mit beweglichen Lettern, wiewohl sie auch diese eine Zeitlang kannten, aber wieder aufgaben — sondern mit Stereotyptafeln, deren Gebrauch in China seit 593 n. Chr. historisch verbürgt ist. Indem dieser Erfindung die Kunst der Papierbereitung (aus der Rinde des Maulbeerbaumes oder aus Bambus), sowie die Anfertigung

der Tusche als Schreibmittel um einige Jahrhunderte vorangegangen waren, ist China seit dem 6. Jahrhundert n. Z. im Besitz einer Litteratur, die durch ihre große Billigkeit die weiteste Verbreitung im Volke genießt. Wohl giebt es in China oder Japan, nicht wie in Europa, Bibliotheken und Lesezimmer, dafür kann man in jeder Straße beim Buchhändler jede Art von Litteratur in den allerbilligsten Ausgaben nach dem Gewichte haben. Übrigens finden die Chinesen und Japaner auch so überall zu lesen. Man kann gewissermaßen sagen, China ist eine ungeheure Bibliothek. Inschriften, Sprüche, Grundsätze haben überall ihre Stelle gefunden. Die schönsten Zitate aus den besten Schriftstellern bedecken die Theetassen, die Teller, die Vasen und Fächer, — die Korridore, die Façaden der Häuser, die Pagoden und öffentlichen Denkmäler, die Aushängeschilder und Hausthüren. Wir finden also hier in China bezüglich der Litteraturverbreitung nichts andres als daheim, ja die Karricatur davon. Anders dagegen, wenn wir nach Indien oder Vorderasien blicken. Da finden wir bekanntlich für die alten Zeiten nicht nur keinen Druck, sondern überhaupt gar keine Schrift als die Dienerin der Poesie vor. Diese illitterate, d. h. schriftlose Periode der Poesie ist nun allerdings überall ursprünglich als das erste Litteraturstadium anzutreffen — nur erstreckt sie sich im Orient, z. B. in Indien oder in Arabien mit einem schon äußerst umfangreich gewordenen Material in eine verhältnismäßig sehr späte Zeit. Die handschriftliche Fixierung und Überlieferung dieser alten Litteraturschätze vollzieht sich sodann an den Sitzen des Reichtums und der Macht, sowie an den Schulen und Gelehrtensitzen, wodurch die alten Dichterwerke des Orients überhaupt bis auf uns kommen konnten. Diese handschriftliche Überlieferung konnte aber wenig beitragen zur lebendigen Kenntnis und Verbreitung der Werke im Volke selbst, in den verschiedenen Kreisen des Publikums durch so weite Ländergebiete, wie die des Orients. Es mußte hier andre Veranstaltungen geben, um ein Dichterwerk im Volk herumzutragen und berühmt zu machen, was viele doch unzweifelhaft gewesen sind. Zwar wissen wir von der begeisterten Freigebigkeit einzelner, die auch auf dem schriftlichen Wege für die Verbreitung eines Werkes sorgten, indem sie durch bezahlte Abschreiber dasselbe in vielen Exemplaren herstellen und über das Land ausstreuen ließen — und namentlich ist die religiöse Poesie der Buddhisten auf diesem Wege viel herumgekommen — aber das meiste haben doch die folgenden dreierlei Mittel zur Popularisierung der orientalischen Litteratur beigetragen.

Es ist dies zunächst die öffentliche Rezitation des Werkes durch den Verfasser selbst und seine Freunde und Schüler bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten, zunächst an den Höfen, bei Volksfesten, in den Tempeln, auf den Plätzen der Städte und Dörfer, ja selbst in eigenen Rezitationshallen, wodurch allemal einem großen Kreis von Zuhörern, welcher leicht die Höhe einer Buchauflage an Zahl erreichen konnte — die Bekanntschaft mit dem betreffenden Werk vermittelt wurde. Es kam dabei nur darauf an, sich möglichst lange dieser Mittel der Verbreitung für sein Werk versichert zu halten und nicht etwa durch ein andres in der Gunst der Einflußreichen und der Menge überhaupt ausgestochen zu werden. Daher nimmt die Rivalität der orientalischen Dichter gegeneinander einen viel heftigeren und zugespitzteren Charakter an, als dies bei uns möglich ist, wo die Dichter mit ihren gedruckten Werken sich ruhig in die Gunst des Publikums teilen können. Es ist dies dort ungefähr so, wie mit der Rivalität der Schauspieler: wie diese bemühen und streiten sie sich um die Bühne, von welcher sie dem Publikum ihre Kunst zu zeigen allein in die Lage gesetzt sind.

Ein zweites Mittel neben der öffentlichen Rezitation erkennen wir im Auswendiglernen der Texte, das im ganzen Orient ein allgemeiner, von den Schuleinrichtungen ausgehender Usus ist. Wie der Schulunterricht überall im Orient die Methode befolgt, den Kindern erst eine Anzahl von Texten mechanisch, Zeile für Zeile ins Gedächtnis zu überliefern, um dann hieran erst die Erlernung der Schrift, der Grammatik und des Sinnes zu knüpfen, so ist es auch die allgemein ins Leben hinübergenommene Gewohnheit der Erwachsenen, alles Schriftliche oder Gehörte sofort zu memorieren, um es nun künftig zu besitzen. Wir müssen uns dabei erinnern, wie viel stärker das Gedächtnis des wenig mit der Schrift Operierenden ist, als das Erinnerungsvermögen desjenigen, der, demselben mißtrauend, alles Merkenswerte sofort der schriftlichen Aufzeichnung überantwortet. Zudem ist die Form der orientalischen Poesie mit ihren ebenmäßigen Rythmen, mit dem eigentümlichen Singsang ihres Vortrages sehr geeignet, sich scharf ins Gedächtnis zu prägen, um gleichsam wie eine Melodie leicht behalten zu werden. So kommt es, daß derjenige, welcher sich überhaupt im Orient für Poesie interessiert, das meiste von dem, was gerade obenauf ist, mehr oder minder vollständig in seinem Gedächtnis besitzt, aus welchem er es bei allen möglichen Gelegenheiten zu holen liebt, seine Rede wie seinen Stil im Schreiben damit schmückend und erhöhend.

Eine dritte Art endlich, wodurch orientalische Dichtungen sich bekannt zu machen vermochten, war das öffentliche Aushängen der Texte an gefeierten Orten und vielbesuchten Denkmälern. Es ist in dieser Beziehung nur an den Namen der berühmtesten altarabischen Gesänge, nämlich Moallaqat, d. i. „die aufgehangenen Gedichte“ zu erinnern. Diese Gesänge sind die Resultate der poetischen Wettkämpfe, welche alljährlich auf der menschenwimmelnden Messe zu Okhaz abgehalten wurden und wobei das Gedicht, welches den Preis erhielt, mit goldenen Lettern auf persischer Seide geschrieben und zum ewigen Ruhm am Eingang des uralten Nationalheiligtums der Kaaba zu Mekka aufgehangen ward. Wenn noch erwähnt wird, wie gerne die orientalische Kunst und Industrie in allen ihren Zweigen die Schrift als Ornament für ihre Erzeugnisse benutzt, wie auf Waffen und Gewändern, auf Steinbildern und Gefäßen berühmte Verse und Dichterstellen sowohl im poetischen Sinne, als im künstlerischen als Schmuck und Zierat angebracht waren, so werden wir uns auch dieses, uns etwas fremde Mittel, die Litteratur zu fördern, in seiner Wirksamkeit für die Popularisierung ihrer Erzeugnisse einigermaßen vorstellen können.

Bei allen diesen Mitteln, die der Verbreitung des Dichterwortes im Orient zur Verfügung standen, ist das Resultat auch nicht annähernd nur den Verhältnissen gleich gekommen, welche durch die Kunst des Buchdrucks unter uns geschaffen worden sind. Sie haben genügt, eine öffentliche und, wie wir sagen, allgemeine Pflege der Poesie unter allen Kulturvölkern des Orients zu erhalten, aber wir dürfen uns über den Umfang dieser Pflege und ihre Bedeutung für das Gesamtleben der Nationen keiner Täuschung hingeben. Die Litteraturen des Orients nehmen eine ungleich bescheidenere Stelle unter den Kulturäußerungen der orientalischen Völker ein, als dies in unsrer Kultur der Fall, sie gehören dort sozusagen vielmehr zum äußern praktischen Leben, wie Spiele oder andre Lustbarkeiten, wofür in den oben beigebrachten Umständen wohl genügender Grund gefunden werden dürfte.

Kaiserliche Nordfahrten.

Erfreulicherweise haben sich die Beziehungen zwischen Deutschland und dem stammverwandten skandinavischen Norden immer enger gestaltet, seit die Mißstimmung wegen des Schleswig-Holsteinschen Streites gewichen und wenn auch ein solcher politischer Einfluß, wie wir ihn zur Zeit der Hansablüte im Norden ausübten, weder erstrebt noch nötig ist, so läßt sich doch innerhalb der Deutschen ein weit größerer Drang nach Norden wahrnehmen, als er bis vor wenigen Jahrzehnten noch vorhanden war. Die wissenschaftlichen Beziehungen zu dem Vaterlande von Linné und Berzelius sind ungemein rege, wir erkennen in den skandinavischen Gelehrten voll ebenbürtige Genossen, Familienbande zwischen den nordischen und deutschen Herrscherhäusern sind geknüpft worden und alljährlich ergießt sich ein Strom deutscher Sommerreisender nach Schwedens schöner Hauptstadt oder an der fjordreichen, malerischen Küste Norwegens hin bis zum Nordkap. Nicht wenig aber sind diese Reisen im größern Publikum dadurch belebt worden, daß unser Kaiser zweimal die norwegische Küstenfahrt ausführte.



Die Fälle am Gjegnalund.



Briksdalbrae.

Diese Reisen, die in ihren allgemeinen Zügen und manchen Einzelheiten schon durch die Tagespresse bekannt geworden sind, haben jetzt in Herrn Paul Güßfeldt einen geeigneten und erfahrenen Beschreiber gefunden[1]). Seine Leistungen in Ägypten, an der Loangoküste und in den Kordilleren sind bekannt; als erfahrener Alpensteiger und Gletscherkenner besitzt er Ruf und so eignete er sich vortrefflich als wissenschaftlicher Beirat, der die Erscheinungen der Gletscherwelt dem Kaiser erläutern konnte und überall mit reichen Erfahrungen eingriff. Eine leichte Aufgabe ist es sicher nicht gewesen, die der Verfasser beim Niederschreiben dieses Prachtwerkes zu lösen hatte, denn zwei ganz verschiedene Sachen mußten hier zu einem Ganzen verwebt werden: einmal die persönlichen Erlebnisse und Beziehungen Kaiser Wilhelms, die mit großer Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet wurden, und dann die Schilderung des Landes, des Gesehenen, auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Gelegenheit war zum Sehen, soweit dieses vom Bord eines Schiffes aus mit kurzen Ausflügen ans Land der Fall sein kann, eine überaus günstige und bequeme, wie bei einem Kaiserbesuche selbstverständlich, und wo die Anschauung nur flüchtig sein konnte, da ersetzten Güßfeldts reiche Erfahrungen und frühere Reisen in Norwegen vieles.

Aus den Beschreibungen geht hervor, welch lebhaftes Interesse und Verständnis bei dem Kaiser auch für geographische und naturwissenschaftliche Verhältnisse vorlag und wie er nicht müde wurde, sich die Erscheinungen der Gletscherwelt oder geologische Fragen erörtern zu lassen. Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist es nicht, auf die persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse des Kaisers während der zweimaligen Küstenfahrt einzugehen, aber hervorgehoben werden mag der Geist und die Stimmung, die unter der ganzen Reisegesellschaft herrschte. „Das schöne an dieser deutschen Tafelrunde in norwegischen Gewässern war das Ungekünstelte. Wenn die Rede frei sein durfte, wenn das Wort vornehmlich dem gestattet wurde, welcher das gerade vorgeschlagene Gesprächsthema am sichersten beherrschte, so konnte dies nur geschehen, weil es der Wunsch und Wille Seiner Majestät war. Aber auch

[1]) **Kaiser Wilhelms II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890 von Paul Güßfeldt. Mit 21 Heliogravüren und 124 Holzschnitten nach Zeichnungen von Karl Saltzmann, und einer Orientierungskarte. Berlin, Gebrüder Paetel, 1890.**

die Harmonie, welche zwischen den Herren der kaiserlichen Begleitung bestand, hatte ihren Anteil daran. Der Kaiser hatte die Zusammensetzung ausschließlich nach eigenem Ermessen getroffen. Daß dieselbe sich so stichhaltig gegen die unzähligen kleinen Differenzen zeigen würde, zu denen jeder Tag auf engem Raum Gelegenheit giebt, das war in der That ein seltenes Glück!“ So waren diese Kaiserfahrten durchaus harmonischer Natur; sie verdienen es, in dem vorliegenden schönen Werke geschildert zu werden, das auch äußerlich in dem Gewande auftritt, wie es sich für die Schilderung einer kaiserlichen Reise ziemt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, hat der Verfasser beide Reisen in der Schilderung geschickt zu einer zusammengefaßt. Wir erhalten zunächst eine Übersicht des bereisten Landes nach seiner geographischen Natur, unter besonderer Hervorhebung der Schnee- und Gletscherverhältnisse, sowie der Föhrden. Das Volk in seiner Biederkeit und Gastfreundschaft wird gelegentlich der Stationen geschildert. In großen Zügen umfaßte die Reise zunächst den Hardangerfjord mit Ausflug nach Odde und dem Burbrae (Gletscher), dann folgte Besuch der alten Hansestadt Bergen; dann des Sognefjord mit seinen Verzweigungen. Hier wurde der Südfuß des großen Jostedalbrae besucht, der als bis 2000 m hohes „Tonnengewölbe“ in orographischer Beziehung Beachtung verdient. Er ist ein echtes Fjeld, welches Kuppen trägt (Lodalskaupe 2070 m), aus dem aber Mangel an Kenntnis des Hochgebirges den größten Gletscher Europas machte. In Wirklichkeit stellt die Schneedecke von Jostedalbrae das größte Firnfeld Europas dar, man schätzt seine Ausdehnung auf 900 qkm, was etwa der doppelten Fläche des Bodensees gleichkommt. Die atlantische Nordwestabdachung dieses großartigen Firngebirges wird nach dem Nordfjord entwässert, der sich in ziemlich gerader Linie von West nach Ost unter 62° erstreckt. So zeigte er den Reisenden ein Nord- und ein Südufer. „Solche Südseiten spielen in Norwegen, wo die Wohlthaten der Sonnenbestrahlung besonders lebhaft zum Ausdruck kommen, eine bevorzugte Rolle; sie giebt sich zu erkennen in der größeren Anzahl der Höfe, Wiesen und Felder. Die Fruchtbarkeit steigert sich mit der Entfernung von der Küste, ebenso das malerische der Landschaft. Anfänglich sieht man wenig Höfe, die Felsmassen — Horneleu ausgenommen — bieten rundliche Formen dar; erst allmählich wird der Pflanzenwuchs kräftiger und den Gebüschformen folgen die Baumformen. Die Bedeckung der ferner liegenden Gebirge mit Zebraschnee wächst, bis dann auf halbem Wege die Szenerie des Südufers das Auge gefangen nimmt. Hier fließen in meistens steilen Kaskaden die Schmelzwasser des 1700 m hohen Gjegnalundmassivs unmittelbar in die See.“

Rödö.

Im Hintergrunde des Nordfjord liegt Olden und von hier wurde ein Ausflug zu Lande nach dem Briksdalgletscher unternommen. Güßfeldt schildert uns die prachtvolle Üppigkeit des Krautwuchses auf dem Wege im Gegensatze zu den kümmerlichen Bäumen, die imposanten Trümmerfelder, Reste alter Bergstürze, die herrlichen Seitenthäler, die auf dem Wege liegen. Das untere Ende des Briksdalbrae liegt in 300 m Höhe, einen Theil des schönen Felsenzirkus einnehmend. Ein linker Seitengletscher endet in der Nähe des Hauptgletschers, etwa in 600 m Höhe, an einer schwarzgrauen Plattenwand, über welche das Wasser als Fall stürzt. „Die große Schönheit des Briksdalbrae ist in seinem blauen Farbenspiel zu suchen, das dem des Rosenlauigletschers nicht nachsteht; der dunkle, vom Regen benetzte Felsriegel, über welchen der Gletscher einst geflossen ist und der heute parallel vor seinem Fuße hinläuft, warf uns ein blaues Licht entgegen, als wir, mit dem Gesicht gegen die zerklüftete Masse, auf ihn niedersahen und das war nichts anders, als der Widerschein des Eises. Man muß dem Briksdalbrae und seiner Umgebung die volle Gleichberechtigung mit hervorragenden Alpenlandschaften zuerkennen. An dieser Stelle zeigt es sich recht deutlich, daß die Abstürze des Fjelds landschaftlich gleichwertig mit den Gehängen der Alpenkette sein können.“



Wohnhaus auf Karlsö.

Mit dem Verlassen Trondhjems begann die eigentliche Nordfahrt, ein längerer Aufenthalt in Festlandsfjorden kam nicht mehr vor und der Charakter der Seereise überwog. Die Beschreibung der Küstenlandschaft ist immer wieder auf Felsküste, Wasser und Schärenflur angewiesen. „Der Autor“, schreibt Güßfeldt, „wenn er etwas über die norwegische Küste sagen will, kann eigentlich nur versichern, daß

Meer, Inseln und Küstenabfall wechselnd gruppiert sind, daß bald das eine, bald das andre dieser Elemente überwiegt, daß der Landschaft stets ein gewisser Ernst, der sich zur Würde oder Größe steigern kann, innewohnt; daß die wechselnden Zustände von See und Witterung dem Landschaftsbilde den wechselnden Ausdruck ganz verschiedener Stimmungen verleiht." Es war noch eine ganz gewaltige Reise, die der Kaiser von Trondhjem bis zum Nordkap zurückzulegen hatte; die Entfernung von Stavanger, wo er zuerst die norwegische Westküste anlief bis Trondhjem war allein gleich einer Fahrt von Konstanz bis Kiel und nun erst sollte das Hauptstück folgen. Zur Veranschaulichung der auf der kaiserlichen Reise zurückgelegten Strecken diene folgendes: eine Kreislinie, welche Berlin zum Mittelpunkt hat und durch das Nordkap geht, schneidet den Kaukasus, Kleinasien, Tripolis, den Atlas, Südspanien, Portugal und geht mitten durch Island. Was Norwegen allein betrifft, so erhalten wir von seiner Ausdehnung dadurch ein Bild, daß die Entfernung von seiner nördlichsten Stadt, Hammerfest, bis zu seiner südlichsten, Christianssund, gleich jener von Berlin nach Barcelona ist.

Mit der Annäherung an den Polarkreis begann eine Region von Felsinseln, deren malerische Formen und klippenartige Gebilde die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselten. Unter dem Polarkreise selbst lag zur Rechten das hohe Schneegewölbe des Svartisen, an dessen Fuß sich mehrere Fjorde hinziehen, von denen einer besucht wurde. Zur Linken blieb die Rotinsel, Rödö, von schöner Felsform, welche der Kaiser mit einer Sphinx verglich. Nach nur einstündigem Aufenthalt in Hammerfest wurde am 18. Juli das Nordkap erreicht und dann die Heimreise angetreten. Der Kaiser hat lange das Bild, das die Natur ihm darbot, betrachtet und dann plötzlich das Schweigen mit den Worten unterbrochen: „Heut ist der Tag der Kriegserklärung." —

Auf der Rückfahrt fesselte besonders noch die unter 70° nördl. Br. sich erstreckende Küstenlandschaft die Aufmerksamkeit: „Die Gebirgslandschaft, welche die Fjorde trennt, ist eine Alpenkette vom reinsten Typus, nichts erinnert mehr an norwegische Plateauabstürze." Besucht wurde hier Karlsö vor dem Lyngenfjord, das eine Kirche, einen Pfarrer und einen Landhändler besitzt. Im Gegensatz zu dem ernsten Nordkap und den Gletschern des Lyngenfjords fand man hier üppigen Graswuchs und bunte Blumen; der Kaiser bestieg einen Hügel und errichtete hier, unter 70° nördl. Br., einen Varden (Steinmann, Cairn), in welchem er, in eine Flasche verschlossen, seinen Namen, nebst dem des Gefolges, zur Erinnerung an seine Nordfahrt niederlegte.

Der Mono-See in Kalifornien.

Mitgeteilt von Dr. W. Kobelt.

Eine der Hauptaufgaben der U. S. Geological Survey ist in den beiden letzten Jahrzehnten die Erforschung des Great Basin gewesen, des Hochplateaus, welches den Raum zwischen der Sierra Nevada und den Rocky Mountains ausfüllt, mit seinen vulkanischen Erscheinungen, seinen Wüsten und ganz besonders seinen heute abflußlosen Seen, deren wohlerhaltene alte Uferterrassen in deutlichster Schrift dem Kundigen die klimatologische Geschichte des westlichen Nordamerika seit vielen Jahrtausenden erzählen. Der „Globus" hat seinen Lesern seinerzeit über die Resultate der Forschungen an den beiden größten der ehemaligen Binnenseen, Lake Bonneville und Lake Lahonten, berichtet. Der achte Band des Report der Geological Survey enthält nun eine dritte, sehr hübsche Monographie von J. C. Russel, welche sich auf den kleinen Monosee bezieht und einige recht interessante Beobachtungen bietet.

Der Monosee liegt am äußersten Westrande des großen Beckens in einer Meereshöhe von 1945 m. Er gehört zu Kalifornien, aber die Grenze von Nevada läuft in seiner Nähe vorüber und durchschneidet das Becken, das er ehemals erfüllte. Die niederste Einsenkung in den ihn nach Süden und Westen umgebenden Bergketten liegt 900 m über seinem Spiegel, die Bergspitzen ragen doppelt so hoch empor. Nach den neuesten trigonometrischen Messungen von W. D. Johnson ist der höchste der den See umgebenden Bergkegel der Mac Bride Peak, der Nordpfeiler der White Mountains, 4094 m hoch. Über 3900 m empor ragen noch zwei andre Gipfel, denen die Namen von Ritter und Lyell beigelegt wurden, vier (Mount Dana, Mount Conneß, Dunderberg Peak und Mount Warren) über 3600 m, Glaß Mountain 3391 m. Das hydrographische Gebiet des kleinen Sees, obwohl in wenigen kurzen Tagesritten zu durchmessen, gehört zwei ganz verschiedenen Regionen an, die Osthälfte der Wüste, die Westhälfte der Sierra Nevada. Während man im Osten nur die Charakterpflanze der amerikanischen Wüste antrifft, den Sage Brush, und dazwischen einzelne Grasbüschel, kaum genügend, um eine geringe Anzahl Rinder vor dem Verhungern zu schützen, erheben sich auf der Südwestseite prächtige, zum Teil dicht bewaldete Berge bis über die Waldgrenze, und durch ihre Schluchten rieseln, von Schneefeldern und Miniaturgletschern genährt, das ganze Jahr hindurch frische Bäche herab. Gleicht die eine Hälfte der Sahara, so hat die andre etwas von der Frische und erhabenen Größe der Pyrenäen.

Noch ist das Monogebiet vom durchgehenden Eisenbahnverkehr unberührt; seine Schluchten scheinen weniger erzreich, als die von Nevada, und haben noch keine Ansiedler angelockt. Die nächstgelegene Eisenbahnstation ist Hawthorne am Südende von Walker Lake. Von dort führt eine prächtige, von einer Diligence befahrene Bergstraße auf den Kamm der Wadduc Mountains zur Silbermine von Bodie und dann wieder hinab nach Aurora, wo vorläufig Straße und Wagenverkehr aufhören. Die „Stadt" Aurora ist eine jener Eintagsfliegen, wie sie sich in Nevada so oft in der Nähe neu entdeckter Silberminen bilden, ein paar Jahre lang blühen und dann mit der Erschöpfung der Adern wieder vom Erdboden verschwinden. Sie liegt fast am Rande des Monobeckens, noch in Nevada, aber die Gegend zeigt schon nicht mehr den Charakter der wüsten Plateauflächen dieses Landes; sie wird beherrscht von den scharfen Kämmen und den Spitzbergen der Sierra Nevada und der Sweetwater Mountains. In geringer Entfernung von der Stadt wird die Wasserscheide überschritten; wenig unter derselben entspringt eine Quelle, welche kaum ein Quart Wasser in der Minute liefert, das letzte Trinkwasser, ehe man die frischen Bäche jenseits des Sees erreicht; alle Wasserrinnen östlich vom See führen höchstens im Winter für kurze Zeit Wasser. Auf steilen Pfaden geht es über vulkanisches Gestein mühsam hinab ins Thal, dem der Name Aurora Valley beigelegt worden ist. Bald trifft man auf alte Uferlinien, 76 m über der Thalsohle; sie gehören noch nicht dem eigentlichen Monosee an, der durch eine hohe Bodenschwelle verdeckt ist, sondern einem andern See, der allerdings in früheren Zeiten das überschüssige Wasser des Mono aufnahm. Heute liegt er ganz trocken

und eine enge, stark ansteigende Schlucht führt zum gegenwärtigen Seebecken hinüber. In ihr sind die alten Uferlinien, durch Tuffablagerungen bezeichnet, besonders deutlich; sie liegen anfangs 60 m über der Thalsohle, aber allmählich verringert sich die Höhe und am Ausgange der Schlucht ist man der obersten Strandlinie auf circa 25 m nahe gekommen. Die Schlucht ist offenbar durch das aus dem Monosee ausströmende Wasser ausgewaschen worden.

Am Ausgange des Cañons steht man sich am Rande eines steilen Absalls: von einem sich hier gerade im alten Seebett erhebenden Hügel, Cedar Hill, hat man einen prächtigen und ganz eigentümlichen Ausblick. Gerade gegenüber erheben sich die kühnen Spitzberge der Sierra Nevada, überragt von dem Mount Dana, der in der klaren Bergluft nur wenige Kilometer entfernt erscheint. Zu den Füßen liegt die kahle, verbrannte Ebene, in ihr nur hier und da zerstreut einige Zedernforste, in der Mitte wie ein metallener Schild eine blaue Fläche, in der sich die Schneeberge spiegeln, während eine schwarz gezackte Insel aus ihr emporragt, der Monosee. Nach Süden aber steht in schweigender Majestät ein riesiger Spitzberg, Mac Bride Peak, das Nordende der weißen Berge, noch höher emporragend als die Gipfel der Sierra Nevada, bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt, nur im Herbste nackt, aber dann, namentlich in der klaren Luft und prächtigen Beleuchtung des Indianersommers, noch wilder und großartiger erscheinend als selbst im Winter. Bei günstiger Beleuchtung ist das Bild von zauberhafter Schönheit, und wenn diese Gegenden einmal besser bekannt und besiedelt sein werden, wird Cedar Hill wohl ein von Touristen viel besuchter Aussichtspunkt werden.

Heute kann der See noch mit vollem Recht mit dem Toten Meer Palästinas auch in Hinsicht auf die Verlassenheit seiner Ufer in Parallele gestellt werden. Der Holzreichtum seiner Berge hat zwar schon zur Erbauung einer Eisenbahn von den Minen von Bodie aus Anlaß gegeben, und an vielen Stellen des jungfräulichen Waldes erklingt schon die verwüstende Axt des Holzfällers. Nur im Sommer entwickelt sich regeres Leben. Im sonst völlig leblosen Wasser des Sees lebt nämlich trotz seines hohen Gehaltes an Alkalien — 53 Gramm auf das Liter — in Myriaden die Larve einer Köcherfliege; ihr zu Liebe erscheinen im Sommer zahlreiche Familien der Piute-Indianer, sammeln sie ein und stampfen die enthülsten und getrockneten Larven in Säcke als Wintervorrat. Mit dem ersten Schnee ziehen sie ab. Eine Zeitlang haben unternehmende Yankees Versuche mit Viehzucht gemacht, aber die Weide war rasch ruiniert, das Gras wuchs zu langsam nach, und so ist jetzt im Winter Louis Sammon, der „Pionier" des Monothals, fast der einzige Bewohner. Es wird wohl noch einige Zeit so bleiben, denn Ackerbau kann bei dem Mangel an zur Berieselung geeignetem Wasser auf der Ostseite nicht getrieben werden, und auf der Westseite erhebt sich der Boden zu rasch zur Sierra. Der See enthält ja riesige Mengen von Kochsalz, kohlensaurem Natron und schwefelsaurem Kali, aber an ähnlichen Seen ist in Nevada kein Mangel und der Monosee wird wahrscheinlich noch nicht sobald zur Ausbeutung an die Reihe kommen.

Die ganze Umgebung des Monosees ist vulkanischer Natur und an vielen Stellen sprudeln heiße Quellen. Dicht am See, von seinem Rande nach Süden streichend, erhebt sich eine Reihe vulkanischer Kegel, nur aus aufgeschüttetem Material bestehend, aber so vorzüglich erhalten, daß man sie für ganz neuen Ursprunges halten sollte. In der That ist hier eine der Stellen, an denen sich die vulkanische Thätigkeit im großen Becken noch zu allerletzt geäußert hat. Eruptionen haben jedenfalls noch nach dem Ende der Eiszeit stattgefunden, und viele Lavaströme sind jünger als die Uferlinien und die Endmoränen der Gletscher. Die Kette der Mono-Craters ist gegen zehn Miles lang, ihre Kegel erheben sich gegen 900 m über den Seespiegel und haben somit eine Höhe von erheblich über 2700 m. Einzelne Teile dieses Gebietes gleichen auf den der Abhandlung beigegebenen photographischen Nachbildungen ganz frappant den Ringwällen des Mondes. Eine vulkanische Thätigkeit ist indes jetzt nicht mehr erkennbar. Nur auf der Insel, welche sich aus dem See erhebt, arbeitet gegenwärtig noch eine Fumarole. Für gewöhnlich ist ihre Thätigkeit gering, die Temperatur an der Hauptmündung 52° R. (150° F.), der ausströmende Dampf vom Ufer aus nicht zu erkennen; mitunter sollen aber auch heftigere Ausbrüche vorkommen und Dampfsäulen mehrere hundert Fuß hoch emporgeschleudert werden. Die Geschichte des Monosees, wie sie sich in den alten Uferlinien erhalten hat, bietet einiges von der der andern Seen des großen Beckens Abweichende, denn der See hat auch zur Zeit seines höchsten Standes nie einen Abfluß gehabt und er hat infolge der Nähe des Kammes der Sierra Nevada auch in den trockensten Perioden den Zufluß niemals ganz entbehrt. Gegenwärtig beträgt sein größter Durchmesser 14 Miles, seine Oberfläche 84,5 square miles, die größte Tiefe 46, die Durchschnittstiefe nur 15 bis 18 m. Zur Quaternärzeit hatte er dagegen eine Oberfläche von 316 square miles und eine Tiefe von über 250 m. Die heutigen Inseln befanden sich damals tief unter dem Wasserspiegel; dafür ragte Cedar Hill als eine gewaltige Insel aus ihm empor. Seinen Zufluß erhielt er auch damals ausschließlich aus der Sierra, denn an allen andern Seiten reicht seine höchste Uferlinie bis dicht an den Rand des Seegebietes heran. Alle Schluchten waren damals von Eisströmen erfüllt, welche bis in das Wasser des Sees hineinreichten. Die ganze Nevada zeigt die unverkennbarsten Spuren einer ausgedehnten Vergletscherung. Es lassen sich auch zwei verschiedene Perioden größter Ausdehnung unterscheiden, aber daneben unzählige kleine Schwankungen, und eine eigentliche Interglacialepoche läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Aus dem Verhalten der Gletscherspuren zu sekundären Terrainverhältnissen können wir indes erkennen, daß auch zur Eiszeit das Klima hier kein extremes war, denn sie finden sich vorwiegend an der Schattenseite der Thäler. Eine geringe Erniedrigung der Jahrestemperatur würde ausreichen, um die kleinen Gletscher, die sich fast in allen Schluchten am oberen Ende erhalten haben, wieder zu einer ähnlichen Ausdehnung anwachsen zu lassen. Aus dem Umstande, daß der Monosee niemals einen Abfluß gehabt hat, können wir schließen, daß auch nach dem Aufhören der Eiszeit die Niederschläge nicht allzu reichlich waren, und daß der Temperaturumschlag nicht allzu plötzlich erfolgte. Vergleichen wir aber den Salzgehalt des Sees mit dem, den er haben müßte, wenn er wirklich seit dem Ende der Eiszeit immer als See bestanden hätte, so finden wir, daß er für diese Annahme viel zu gering ist. Schon wenige hundert Jahre würden genügen, um dem See soviel Salze zuzuführen, als er heute enthält. Ausscheidungen von Salzen hat man bis jetzt nicht gefunden. Von den Seen Lahontan und Bonneville gilt bekanntlich ein Gleiches, und es bleibt dafür keine andre Erklärung übrig, als daß vor gar nicht langer Zeit diese Seebecken völlig trocken gelegen haben. Möglicherweise haben Füllung und völlige Austrocknung mehrfach gewechselt; jedenfalls müssen wir annehmen, daß das Klima des großen Beckens seit einigen Jahrhunderten feuchter geworden ist, und können hoffen, daß Feuchtigkeit und Bewohnbarkeit noch zunehmen werden.

Das große Becken gehört bekanntlich zu denjenigen Gegenden der Erdoberfläche, in denen heftige Bodenbewegungen heute noch fortdauern. Auch am Monosee fehlen die Spuren rezenter Bodenbewegungen nicht, sie sind im

Gegenteil sogar besonders deutlich, weil dicht am See entlang die große Verwerfungsspalte läuft, längs deren das Plateau von Nevada an der Sierra Nevada abgesunken ist. Ein steiler Absturz von 15 m Höhe, welcher den Lundy Cañon kurz vor seiner Ausmündung schneidet und über den der Bach in Kaskaden herabstürzt, ist offenbar ganz neuer Entstehung, ebenso zahlreiche, noch unausgefüllte Spalten, von denen viele wahrscheinlich erst dem Erdbeben von 1872 ihr Dasein verdanken. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Erdkruste hier noch nicht ganz zur Ruhe gekommen ist. Ein Teil der Bewegung ließe sich allerdings vielleicht durch andre als innere Kräfte erklären. Vom Kamm der Sierra wird immer eine mächtige Masse von Schutt und Verwitterungsmaterial herabgeschwemmt und jenseits der Verwerfungsspalte auf dem sinkenden Flügel abgelagert; sie ist wohl im stande, das Gleichgewicht zu stören und die Senkung zu befördern. Die erste Ursache kann hierin allerdings nicht liegen und ein Zusammenhang zwischen den Verwerfungen und den kolossalen Basalt- und Lavamassen, welche das große Becken erfüllen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Es erscheint den amerikanischen Geologen auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß zu jeder Zeit hier neue Konvulsionen eintreten können, welche den früheren Ausbrüchen an Heftigkeit durchaus nicht nachstehen.

Buddhistische Heilkunde und ihr Studium in Sibirien.

Auf der „Ausstellung des Wolga- und Kamagebietes", welche 1890 zu Kasan stattfand, hatte man u. a. eine Abteilung eingerichtet, welche den Titel „Volksmedizin" führte. Eine Unterabteilung von Arzneien und Büchern, welche das Heilwesen bei den buddhistischen Eingeborenen Südsibiriens, speziell Transbaikaliens, zu veranschaulichen bestimmt war, nahm besonders das Interesse in Anspruch.

Die ärztliche Wissenschaft der transbaikalischen Buddhisten (vorzugsweise Burjäten) tritt im tibetanischen Sprachgewande auf und wird von den Lamas, den Trägern geistlicher und weltlicher Wissenschaft, auf einer etwa 80 km von der Stadt Sselenginsk entfernt belegenen buddhistischen Hochschule erlernt. Der Gesamtkursus derselben umfaßt volle 10 Jahre, die über vier Lehrstufen oder Kurse verteilt sind. Von diesen währt der erste vorbereitende vier Jahre und ist der mongolischen und tibetanischen Sprache nebst ihrer Litteratur, sowie der Kenntnis des religiösen Ritus gewidmet; der zweite, dreijährige Kursus ist der medizinische; der dritte, nur einjährige gilt der Astronomie und Astrologie, der vierte und letzte von zweijähriger Dauer vermittelt die Erkenntnis buddhistischer Philosophie und Theologie, beides nach tibetanischer Fassung. Denken wir uns statt der tibetanischen die lateinische Form, so haben wir nach dem sachlichen und dem persönlichen Verhältnis (es handelt sich ja um Kleriker!) das christlich-europäische Mittelalter lebendig vor uns! Im ersten Jahre nun des zweiten, medizinischen Lehrganges haben die Studierenden fünf Bände tibetanischer medizinischer Lehrbücher und die tibetanischen Namen sämtlicher Arzneimitttel auswendig zu lernen, in den beiden folgenden Jahren werden sie mit der tibetanischen Therapie und Chirurgie vorzugsweise praktisch bekannt gemacht. Professoren der Medizin sind Lamas, die sich unter den Burjäten als erfahrene und geschickte Ärzte Ruf erworben haben und die noch ihrerseits, wenn nicht jährlich, so doch gewiß ein Jahr um das andre nach der mongolischen Hochschule zu Urga zu verreisen pflegen, um hier bei berühmten, aus Hlassa dahinkommenden tibetanischen Ärzten Repetitions- und Ergänzungskurse zu hören.

Die tibetanische Medizin kennt 101 Grundkrankheiten, unter denen sich außer den auch anderwärts bekannten, wie Husten, Schlucken, Podagra, Syphilis 2c., auch Benennungen dunkler Art finden, wie z. B. das feuchte Phlegma, die trübe Hitze, die feurige Geschwulst und ähnliche. Von Arzneimitteln kennt ein vorliegendes Verzeichnis 429 elementare, die teils aus den Wurzeln, Blüten und Früchten von Pflanzen bestehen, teils aus Mineralien (unter denen das Quecksilber die nämliche Verwendung wie bei uns findet). Die Apotheke ist in einer besonderen, kühlen und hölzernen Jurte (Zelt) untergebracht; hier sieht man an den Wänden derselben Kommoden aufgestellt; deren Schubkästen sind in Fächer abgeteilt, und in diesen liegen wohlgeordnet verschiedene Heilmittel; andre werden in Beuteln verwahrt, die teils an den Wänden hängen, teils auch am Boden nebeneinander in Reih und Glied stehen. Ein großer Teil dieser Apothekerwaren wird von Urga aus chinesischen Spezialgeschäften bezogen, Chinin und einige andre Arzneien stammen aus russischen Apotheken. In Ostsibirien und namentlich in Transbaikalien erfreuen sich die tibetanischen Lama-Ärzte nicht nur unter den Burjäten, sondern auch bei den Russen eines guten Rufes; man rühmt ihnen nach, daß sie Wunden und überhaupt äußere Verletzungen, ferner von innern Krankheiten Darmkatarrhe erfolgreich zu behandeln verstehen. Die Mittel werden fast ausschließlich in Form von Pülverchen gegeben, die meistens aus einer Menge von Elementen (30 bis 60) zusammengesetzt sind, nur selten aus einem einzigen bestehen. Indessen auch in den sehr zusammengesetzten Arzneien wird immer ein Element als das wichtigste, die Heilung bedingende angesehen, welchem die übrigen nur zur Verstärkung oder auch zur Abschwächung zugesetzt sind. Was die tibetanischen Lehrbücher der Medizin anlangt, so sind dieselben mit ziemlich richtigen Zeichnungen zur Anatomie des menschlichen Körpers, sowie mit solchen von chirurgischen Instrumenten versehen; unter den letzteren entsprechen manche den in Europa üblichen, andre sind eigenartig. Marthe.

Spanische Ansicht über die Zukunft der spanischen Sprache.

Gabriel Carrasco aus Rosario de Santa Fé (Argentina) veröffentlicht in der Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft zu Madrid [1]) eine Arbeit über die Bedeutung und Zukunft der spanischen Sprache im Vergleiche zu den übrigen verbreitetsten Sprachen der Welt. Der Verfasser führt aus, daß die spanische Sprache in Europa (mit Ausnahme der Iberischen Halbinsel) fast unbekannt sei, und nur wenige Personen der Bedeutung derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein solches Urteil des französischen Kontre-Admirals Reveillère wird angeführt. Reveillère erklärt, daß die Zukunft der wahrhaft phonetischen Orthographie angehöre, daß die spanische Sprache für den Marineoffizier die nützlichste sei, da sie leicht zu lesen und zu schreiben sei und sich dadurch vorteilhaft vor der englischen und französischen Sprache auszeichne. Er hält es für möglich, daß die spanische Sprache die englische mehr und mehr verdrängen werde. In ähnlicher Weise spricht sich auch El. Reclus (Nouv. Géogr. Univers. I, p. 910) aus.

Die Verbreitung einer Sprache hängt von drei Hauptsachen ab. Erstens von der Ausdehnung des nutzbaren Terrains, welches bereits der Herrschaft einer Sprache untersteht, und der wahrscheinlichen Zunahme der Bevölkerung dieser Gebiete; zweitens von der Leichtigkeit, welche die Erlernung, das Sprechen und Schreiben einer Sprache bietet,

[1]) Boletin de la Sociedad Geográfica de Madrid, Tomo XXIX, Num. 1 y 2, p. 120—147 (1890).

und endlich drittens von der geistigen Anlage der Rassen, welche die betreffende Sprache sprechen, der Bedeutung ihres Handels, ihrer Litteratur ꝛc.

Unter jedem dieser Gesichtspunkte wird nun die spanische Sprache geprüft. Es wird zunächst kurz und klar gezeigt, daß die russische und chinesische Sprache keine Aussicht haben, sich zu verbreiten. Das ganze asiatische Rußland wird stets dünn bevölkert sein. — Während die deutsche Sprache die Muttersprache von 71 Mill. Menschen ist und dieselbe ein Gebiet von 861 000 qkm beherrscht (bei allen diesen Zahlen sind die Angaben des Gothaischen Hofkalenders für 1890 zu Grunde gelegt), stellen sich diese Zahlen für die französische Sprache auf 53½ Millionen und 3 201 275 qkm. Daneben ist die französische Sprache als Gelehrten- und Diplomatensprache sehr verbreitet. Trotzdem hat dieselbe keine Aussicht, Weltsprache zu werden. In gewissen Teilen Nordamerikas wird sie durch die englische, in Südamerika durch die spanische Sprache verdrängt. Es ist ausgeschlossen, anzunehmen, daß die französische Sprache die herrschende in den Kolonieen dieses Landes werde. Der übrig bleibende Verbreitungsbezirk der Sprache ist beschränkt, zudem ist dieselbe schwer zu sprechen und zu schreiben.

Bezüglich der Zukunft der deutschen Sprache sagt der Autor: „Außerhalb dieser Territorien hat das Deutsche kein größeres Gebiet, über welches es sich ausdehnen kann; die Dichte seiner Bevölkerung, wenn sie nicht bereits den Höhepunkt erreicht hat, ist demselben sehr nahe; sie wird etwas zunehmen, wird 100 Mill. oder etwas darüber erreichen, aber man kann vorhersehen, daß die deutsche Sprache nie eine der verbreitetsten auf dem Erdballe werden wird.“ — Hier ist zu bemerken, daß der deutschen Sprache in Skandinavien, Holland und Österreich entschieden noch ein reiches Verbreitungsgebiet vorliegt und sie als Gelehrtensprache der französischen bereits starke Konkurrenz macht. Allerdings wird die Verbreitung unsrer Sprache nie die der englischen oder spanischen erreichen, da Erlernung und Aussprache derselben sehr schwierig sind.

Die englische Sprache wird von 110 735 483 Menschen gesprochen und beherrscht ein Gebiet von 29 338 665 qkm. Hierbei sind Ostindien und Ceylon nicht mit berücksichtigt, weil hier die englische Sprache nie die herrschende sein wird. Die Vorherrschaft (auf dem ganzen Erdballe) ist der englischen Sprache für die Gegenwart und für eine längere Zukunft gesichert, aber wird diese Suprematie eine endgültige sein, soweit sich heute voraussehen läßt?

Herr Carrasco verneint diese Frage. Die spanische und portugiesische Sprache — letztere erklärt er für eine Tochter der spanischen und nimmt an, daß dieselbe bald, zunächst in Brasilien, durch die Muttersprache verdrängt werde — werden heute von 83 303 279 Menschen gesprochen, welche ein Gebiet von 24 206 755 qkm beherrschen. Da diese Gebiete sämtlich in der gemäßigten und heißen Zone liegen, sind sie einer großen Bevölkerungszunahme fähig, werden sie für das nächste Jahrhundert in erster Linie zur Aufnahme der europäischen Auswanderung bestimmt sein. Die englische Sprache wird durch die dichtere Besiedelung Australiens und Oceaniens, des Kaplandes und des südlichen Kanada noch bedeutend an Ausdehnung gewinnen. Dieselbe ist aber trotzdem eine verhältnismäßig beschränkte, da fast ⁷/₈ des Gebietes von Kanada unbewohnbar oder nur für eine dünne Bevölkerung passend sind, und die englische Sprache in Ostindien nie nennenswerte Fortschritte machen wird. (Dasselbe würde von der deutschen Sprache bez. unsrer Kolonieen zu sagen sein.) Herr Carrasco nimmt auf Grund seiner Berechnungen — die wir im allgemeinen als logisch und richtig bezeichnen müssen — an, daß schon nach einem Jahrhundert je 500 Mill. Menschen englisch und 500 Mill. spanisch sprechen werden.

Sehr richtig sind die Ausführungen des zweiten Kapitels über die Vorteile, welche die spanische Sprache durch die Leichtigkeit bietet, mit der sie zu erlernen ist, und die Betrachtungen über die große Zukunft, welche dem Handel und der Industrie der erst wenig ausgebeuteten reichen Länder des spanischen Amerika und damit der Verbreitung der spanischen Sprache bevorsteht. Der Verfasser schließt seine sehr beachtenswerte Arbeit mit der Mahnung: Europa möge der reichen, wohlklingenden und leicht zu erlernenden spanischen Sprache eine größere Aufmerksamkeit als bisher schenken. Dieser Wunsch ist besonders im Interesse des deutschen Handels und der deutschen Auswanderung als ein berechtigter zu erklären. H. Polakowsky.

Das heutige Tarsus in Cilicien.

Für die Christenheit hat nächst Bethlehem Tarsus als Geburtsort des Apostels Paulus die größte Bedeutung. Einer der besten Kenner Kleinasiens, Theodor Bent, hat sie kürzlich besucht und ihre Altertümer geschildert (Blackwoods Magazine, Nov. 1890), wobei er einige Bemerkungen über das neue Tarsus macht. Als Kleopatra dorthin kam, um den Antonius zu besuchen, konnte sie in ihrem Schiffe den Kydnos aufwärts bis zur Stadt fahren und bei den Wasserfällen landen, die jetzt 1¼ km östlich vom heutigen Tarsus liegen. Der Hafen der alten Stadt, Rhegma geheißen, ist heute ein fieberverbreitender, etwa 1½ m tiefer Binnensee ohne Verbindung mit dem Meere. Es ist hier derselbe Verfall, wie in andern türkischen Städten; die Bewässerung der brach liegenden Felder hat aufgehört und der klassische Kydnos heißt jetzt Mesarlik-Tschai, wörtlich = Friedhofsstrom. Man landet jetzt in Mersina und begiebt sich von da mit der Bahn nach Tarsus und von hier führt ein Stückchen Bahn weiter nach Osten, bis Adana; es soll dieses der Anfang der einstigen Bahn nach Bagdad werden.

Tarsus hat seine alte Bedeutung und Größe noch im Anfange der mohammedanischen Zeit gehabt. Es war arabische Grenzfeste mit 100 000 Mann Reiterei als Besatzung. Daß diese große, einst so volkreiche Stadt gleichsam wie weggefegt ist, erregt Verwunderung. Das Tarsus des Apostels Paulus ist so gut wie Pompeji eine begrabene Stadt, welche unter dem Schutt und der Erde ruhen, welche Fluten von den Bergen herabwuschen. Aus brunnenartigen Schächten windet man die alten Marmorblöcke, Teile von Statuen und Sarkophagen empor, um sie zum Bau der elenden modernen Häuser zu verwenden.

Das heutige Tarsus hat etwa 26 000 Einwohner, die von Leuten stammen, welche im Laufe der letzten hundert Jahre einwanderten. Vor einem Jahrhundert lag an der Stätte der alten Stadt nur ein kleines Dorf. Ringsum ziehen sich schöne Pflanzungen von Orangen, Zitronen und Granatbäumen hin, welche die Stadt mit einem grünen Gürtel umgeben. Wenig Altes zeigt die neue Stadt, wenn wir die in Moscheen verwandelten Kirchen aus der Zeit der einst hier herrschenden armenischen Könige abrechnen. Die Herrschaft der Türken beginnt mit Ende des 14. Jahrhunderts. Sehr zahlreich sind die jetzt hier vertretenen Völkerschaften, über deren erste Ankunft hier schon mancher sich den Kopf zerbrochen hat. Es sind nämlich vertreten: Indische Sipoys, Afghanen, Abessinier, Ansarier vom Libanon und dabei natürlich die Türken, Griechen und Armenier. Im Sommer ist das Klima fürchterlich heiß und wegen stehender Sümpfe höchst ungesund. Dann siedeln die wohlhabenderen Leute zur Sommerfrische nach Geuzneh im Taurusgebirge über. Im Winter dagegen ist das Klima herrlich.

Die Ansarier leben in Rohrhütten im Umkreise der Stadt, sie sind fleißig und wohlhabend, und zählen mit ihren

Stammesgenossen in den benachbarten Orten zusammen 10 000 Köpfe. In der Stadt selbst bilden das wichtigste Element die Griechen, unter denen sich sehr reiche Leute finden; dann folgen die Armenier, die aber religiös in Protestanten, Katholiken und eigentliche Armenier gespalten sind. Die drei Konfessionen befehden sich so untereinander, daß die Armenier nicht zu der Geltung gelangen können, die ihnen der Zahl nach zukommt. In der Stadt des Apostels Paulus giebt es heute keinen einzigen Juden.

Die Kaninchenplage in Viktoria (Australien).

Zahme Kaninchen gab es in der australischen Kolonie Viktoria schon Ende der dreißiger und anfangs der vierziger Jahre. Die Tiere vermehrten sich rasch und viele Jahre hindurch war große Nachfrage nach Exemplaren zum Zwecke der Aufzucht. Niemand scheint damals eine Ahnung gehabt zu haben, wie schädlich diese Vierfüßer mit der Zeit noch werden konnten und welch hohe Kosten es verursachen würde, ihrem Überhandnehmen zu steuern. Man schätzt (nach dem Victorian Year-book 1888 — 1889, Vol. II) die von Kaninchen mehr oder weniger heimgesuchten Ländereien auf 70 Proz. der Gesamtgrundfläche der Kolonie. Für die Ausrottung wurde seit 1879 bis 1888 die Summe von 143 300 Pfd. Sterl. verausgabt! Der Verlust, den die Kolonie durch die Einführung dieses Nagetieres an ihren Grasländereien und Ernteerträgnissen seit den letzten 11 Jahren erlitten hat, wird auf ungefähr 3 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt. Die Grundbesitzer sind zur Vertilgung der Kaninchen auf ihren Ländereien gesetzlich verpflichtet und wer ein lebendiges Kaninchen in seinem Besitz hat, kann bis zu 100 Pfd. Sterl. bestraft werden.

Zur Vertilgung des gefährlichen Nagetieres hat man sich mehrfach der Frettchen, Wiesel und des Ichneumons bedient, aber wo das versucht wurde, fand man, daß die eingeführten Tiere dem Geflügel so sehr zusetzten, daß die Kaninchen das geringere Übel waren, und überdies hat sich herausgestellt, daß diese Raubtiere die Kaninchen nur angreifen, so lange sie hungrig sind. Als das wirksamste Mittel hat sich das Vergiften erwiesen. Man gebraucht dazu phosphorisierten Weizen oder Hafer, mit Arsenik vermengte Kleie oder Spreu, Strychninwasser, gelbe Rüben mit Arsenik oder man tötet sie in ihren Höhlen, wenn alle Löcher verstopft werden können, durch Rauch von Schwefelkohlenstoff.

Der Vorschlag Pasteurs, die Kaninchen durch eingeimpfte Krankheit (Hühnercholera) zu vertilgen, muß als gescheitert betrachtet werden. Bei einer Reihe von Versuchen ergab sich nämlich, daß Kaninchen, welchen die Mikroben der Hühnercholera im Futter beigebracht waren, sehr leicht starben, aber eine Ansteckung der gesunden Tiere durch die kranken, wie sie bei den Hühnern verheerend auftritt, findet nicht statt.

Seit drei Jahren ist der Kaninchenschaden allerdings bedeutend verringert worden und augenblicklich ist er nicht groß; ein Nachlassen jedoch in der Verfolgung der Tiere würde in zwei bis drei Jahren eine gleich zahlreiche Vermehrung, wie je zuvor zur Folge haben. Ihre Fruchtbarkeit ist nämlich eine unglaubliche, und Mr. B. Brook, der die Vertilgungsakte handhabende Beamte der Kolonie, versichert, daß zwei Kaninchenpaare unter günstigen Umständen, wenn sie in jeder Beziehung ungestört und reichlich mit Futter versehen sind, in drei Jahren zur enormen Ziffer von 5 000 000 anwachsen. Grund genug, in der fortwährenden und energischen Thätigkeit der Vertilgung nicht zu erlahmen. E. M.

Aus allen Erdteilen.

* — Die Salpeterlager Chiles sind neuerdings von W. H. Russell in seinem Werke A Visit to Chile and the Nitrate Fields of Tarapaca (London, Virtue, 1890) geschildert worden. Er besuchte sie im Gefolge des „Salpeterkönigs“ Oberst North, eines der Hauptbesitzer, und erhielt dadurch klaren Einblick in alle Verhältnisse. Die Salpeterlager, welche als geologische Formation auftreten, liegen stets in 750 bis 1100 m Höhe über dem Meere, 15 bis 130 km von der Küste entfernt zwischen 19° und 27° südl. Br. Ihr Gehalt nimmt nach Norden hin zu; so steigt der Gehalt des Caliche, des Salpeterfelsens, von 33 Proz. in der Wüste Atacama bis auf 40 und 50 Proz. im Distrikte Tarapacá, der im letzten Kriege von Chile erobert wurde, die Salpeterfelder enthalten viele Millionen Tonnen des wertvollen Stoffes, dessen Ausfuhr so zugenommen hat, daß Oberst North allein jährlich 7 Millionen Mark für Bereitung und Ausfuhr der Nitrate seiner Werke in Tarapacá zahlt. Dr. Russell beschäftigt sich eingehend mit der öfter schon behandelten Frage nach der Entstehung der Nitrate, Sulfate und borsauren Salze, sowie der ihnen beigesellten Stoffe: Kochsalz, Chlorcalcium, Gips, Jod- und Bromverbindungen. Wiewohl er selbst keine bessere Theorie an die Stelle zu setzen vermag, kann auch er die „Lagunenhypothese“ nicht annehmen, nach welcher die Lager in Einschnitten des Meeres entstanden sind, welche durch Erhebungen zu Landseen wurden. Hier verdunstete das Wasser allmählich und hinterließ eine Lage von reinem Seesalz, welche, bei Abwesenheit des Regens in jener Gegend, trocken und Jahrhunderte lang den verschiedensten chemischen Einwirkungen ausgesetzt blieb. Daß an der chilenischen und westamerikanischen Küste Hebungen bis zu 400 m Höhe stattfanden, dafür liegen Beweise vor. Andrerseits nimmt man aber auch wieder an, daß früher hier Regen gefallen sein muß, wofür die zahlreichen menschlichen Überreste (Grabfunde, Waffen, Webstoffe, Bronze- und Steingeräte) sprechen, die sich in heute ganz unbewohnten Gegenden finden. Fiel aber Regen, wie konnten jene Lager sich ungelöst in trockener Form erhalten? Heute ist dort weit und breit kein Tropfen Wasser zu finden.

Trotzdem kann man die Lagunentheorie aufrecht erhalten, wenn man die gesellschaftlichen Zustände des alten Reichs der Inkas im Auge behält, von dem die Salpeterdistrikte einen Teil bildeten. Es ist bekannt, daß im ganzen alten Peru die Kunst der Bewässerung zu einem hohen Grade vervollkommnet war, so daß manche jetzt aus Mangel an Wasser unbewohnte Gegenden in vorkolumbischer Zeit dicht bevölkert waren. So z. B. die Küste von Ancon am nördlichen Ende der regenlosen Zone, wo Reiß und Stübel ihre großartigen Ausgrabungen auf dem dortigen Totenfelde machten. Die Atacamawüste war, wenigstens teilweise, von Indianern bewohnt, die den bolivianischen Aymara nahe standen, und einige dieser Atacameños leben noch an der Punta Negra Salina am Westfuße des Vulkans Llullayaca. Die Kupfergeräte und Webstoffe, die in Tarapacá gefunden wurden, deuten auf eine vergleichsweise hohe Kultur und damit eher auf das Vorhandensein von Bewässerungswerken als auf einen Klimawechsel, für den sonst nichts spricht.

— Über große Heuschreckenschwärme, die Ende Mai 1890 im Roten Meere angetroffen wurden, berichtet der Reichspostdampfer „Bayern“. Am Morgen des 27. Mai, als wir uns im Roten Meere auf ungefähr 18° nördl. Br. befanden, wurden wir auf einzelne fliegende Insekten aufmerksam, von denen bald einige auf Deck fielen, wo sie als Heuschrecken erkannt wurden. Im Laufe des Tages erschienen dieselben in immer größeren Mengen. Sie flogen in losen Schwärmen, im Durchschnitt nicht höher als 6 bis 12 m über der Meeresoberfläche, mit dem Winde, der zur Zeit mit der Stärke 3 bis 5 aus N.N.W. wehte. (Die Windstärken zählen von 1 bis 10, derartig, daß 1 die geringste, 10 die größte Stärke bedeutet.) So weit das Auge reichte, war die Meeresoberfläche mit breiten, dichten Streifen der Heuschrecken bedeckt. Diese Streifen begannen sich zu zeigen gegen Mittag des 27. Mai in 19° nördl. Br. und 39,5° östl. Länge, auf der Höhe von Suakim, und endigten erst am Morgen des 29. Mai in der Nähe der Jubalstraße, in 27° nördl. Br. und 34,7° östl. Länge, erstreckten sich also über einen Strich von 550 Seemeilen Breite, wobei der Dampfer der Flugrichtung der Insekten entgegen fuhr. Die Tiere hatten eine hellbraune Farbe und waren 4 bis 5 cm lang. (Annal. d. Hydrogr. 1890, 373.)

— Das Leichenverbrennungssystem in Japan ist jetzt so vorzüglich entwickelt, daß es in wirtschaftlicher wie gesundheitlicher Beziehung fast tadellos genannt werden kann. Nach Pastor Spinner besitzt die Hauptstadt Tokio gegenwärtig sechs Krematorien, in welchen etwa ein Drittel aller Verstorbenen verbrannt wird. 1888 wurden von 34 437 Verstorbenen in Tokio 11 023 verbrannt, die übrigen beerdigt, doch nimmt die Zahl der Verbrennungen zu, seit die Beerdigungen in der Stadt selbst verboten sind. Es giebt, je nach der Behandlung des Sarges bei der Verbrennung, drei Klassen derselben; die Preise sind erste Klasse 25 Mk., zweite 8 Mk., dritte 4 Mk. Die Verbrennungsöfen, ganz vorzüglich eingerichtet, sind meist im Besitze von Aktiengesellschaften und bedürfen zur Verbrennung nur sehr wenig Holz. Es genügen etwa 20 Scheite von Armdicke und $1^1/_2$ bis 2 Fuß Länge, zusammen 66 Pfund im Werte von einer Mark. Die Verbrennung nimmt kaum 3 Stunden in Anspruch und ist so vollständig, daß nur die Zähne unverbrannt übrig bleiben; die Urne mit der Asche wird am Tage nach der Verbrennung von den Verwandten abgeholt und in der Stadt bei einem Tempel beerdigt. (Mitteil. der deutschen Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens 1890, Heft 44, 156.)

— Unsre Kenntnis von den seltsamen Cliff-dwellers, deren Wohnungen sich an vielen Steilhängen der südwestlichen Vereinigten Staaten und Nordmexikos erhalten haben, hat eine große Bereicherung erfahren durch Schwatkas Entdeckung, daß im südwestlichen Chihuahua heute noch Indianerstämme in echten Cliff-dwellings wohnen. Es ist Schwatka zwar nicht gelungen, in Verbindung mit diesen ängstlich jeden Verkehr mit andern meidenden Indianern zu kommen, aber er hat sie genau genug gesehen, um zu erkennen, daß sie groß und schlank und auffallend dunkelhäutig sind. Sie bedienen sich zum Klettern gekerbter Baumstämme; für das Niedersteigen haben sie in bestimmter Reihenfolge Löcher in die Felsen gemacht, die allerdings nur der genau damit Bekannte benutzen kann. Für Fremde sind die Dörfer unzugänglich. Schwatka glaubte zu erkennen, daß die Cliff-dwellers die Sonne anbeten; neugeborene Kinder werden eine Zeitlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt. — Seine Entdeckung hat in Amerika gebührendes Aufsehen erregt; eine neue Forschungsexpedition ist aber erst kürzlich zu stande gekommen; sie steht unter der Leitung des norwegischen Gelehrten Lumholtz. — Übrigens hat A. Pinart schon 1879 am Rio Cucurpe in Sonora am andern Abhang der Sierra Madre ähnliche Beobachtungen gemacht; die Bewohner dieser Thäler gehören wie die in Chihuahua zu der großen Familie der Tehues. Die Cliff-dwellings sind übrigens wahrscheinlich weniger eine ethnographische Eigentümlichkeit, als bedingt durch geologische Verhältnisse, das Auftreten einer Bank zerreiblichen Gesteines zwischen zwei dicken widerstandsfähigen Felsschichten und deren Aufschluß durch tiefe Barancas. (Compte rendu Soc. Geograph. 1890, 453.)

— Prähistorisches vom Ussuri. Je geringer noch unsre Kenntnisse von den prähistorischen Verhältnissen Ostasiens — Japan ausgenommen — sind, desto willkommener ist jede Kunde nach dieser Richtung. Wie wir durch einen Vortrag von A. W. Jelissejew auf der Petersburger Versammlung der russischen Naturforscher und Ärzte 1890 erfahren, sind im Gebiete des südlichen Ussuri, eines großen rechten Nebenflusses des Amur, zahlreiche prähistorische Artefakte gefunden worden, die nach ihm auf die „Steinzeit“ schließen lassen, welche allerdings in jenem Gebiete neben der hohen chinesischen Kultur bis spät in die geschichtliche Zeit reichte. Jelissejew entdeckte Küchenabfälle, Geräte und Werkzeuge aus Stein und Knochen, ähnlich denen, wie sie im nördlichen Europa vorkommen. Die aufgefundenen Schädel zeigen den Typus der Orotschonen, eines renntierzüchtenden Volkes, das noch jetzt am Amur lebt.

— In Manitoba (Dominion of Canada) leben jetzt gegen 10 000 dorthin ausgewanderte Isländer, von denen etwa ein Drittel in Winnipeg ansässig ist. Kanadische Blätter preisen sie als die besten Ansiedler des Landes, deren Landwirtschaft in der höchsten Blüte steht. Die meisten sind mittellos in Manitoba angelangt, befinden sich aber jetzt durchweg in günstiger Lage. Auch in den Städten sind die Isländer wegen ihres ruhigen, fleißigen und nüchternen Lebenswandels gern gesehene Bürger. Der Zug der isländischen Auswanderung nach Kanada hält an.

— Alte Goldbergwerke in Maisur (Südindien). Indien gehört nicht unter die goldreichen Länder, aber ganz ohne Gold ist es auch heute nicht und in alter Zeit scheint der Bergbau auf Gold ausgedehnter als jetzt betrieben worden zu sein. Dafür zeugen die sehr kunstgerecht angelegten alten Goldbergwerke, die man jetzt in Maisur aufgefunden hat. Sie liegen an den Bergabhängen, wo man mit der Wasserlösung nicht viel zu schaffen hatte und bestehen aus Schächten und Gallerieen. In Kolar, wo man jetzt moderne Bohrmaschinen zur Bewältigung des Urschiefers eingeführt hat, fanden die englischen Bergleute zu ihrem Erstaunen in 100 m Tiefe bereits alte Schächte vor. Daß die alten indischen Bergleute auch chemische Kenntnisse besaßen und sich auf das Raffinieren der Metalle verstanden, schließt man aus den Kenntnissen, welche die indischen Goldwäscher in jenen Gegenden heute noch entwickeln. Sie haben ihre Probiersteine und führen kleine Holzflaschen mit Quecksilber bei sich. Das letztere gebrauchen sie, um die kleinen Goldteilchen, die sich in einem schwarzen Sande befinden und durch Waschen allein aus diesem nicht entfernt werden können, durch Amalgamierung zu gewinnen. Das Quecksilber wird durch Erhitzung aus dem Amalgam entfernt, es bleibt dann schwammiges Gold zurück, das auf dem Probiersteine auf Silber- und Kupfergehalt untersucht wird. Ist viel Kupfer vorhanden, so wird dieses durch Schmelzen mit Salpeter entfernt (Madras Mail).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 7.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Das Heidentum im christlichen Yukatan.

Von Daniel G. Brinton. Philadelphia.

Yukatan bietet dem Ethnologen ein eigentümliches Schauspiel dar; während fast überall auf dem amerikanischen Kontinente die eingeborene Rasse vor den weißen Eindringlingen verschwindet oder diesen untergeordnet ist, hat sie hier die Oberhand erlangt. Die eingeborene Sprache hat das Spanische verdrängt, und zwar so, daß ganze Ortschaften mit weißer Bevölkerung nur Maya reden und das Kriegsglück ist in der letzten Generation so sehr auf Seite der eingeborenen Tapferen gewesen, daß diese sich in unbestrittenem Besitze des größeren Teils der Halbinsel befinden.

Ist hierin vielleicht ein Wiederaufleben jener angeborenen Energie zu erkennen, welche ihre Vorfahren zum Bau der bemerkenswertesten Architekturschöpfungen auf dem Kontinent, und zur Entwickelung eines reifen sozialen und politischen Gemeinwesens befähigte? Es kann dieses kaum bezweifelt werden; doch, wie dem auch sein möge, solche Betrachtungen müssen an allem, was sich auf eine so zähe Rasse bezieht, unser Interesse erwecken.

Da wir über ihre Geistesanlagen Licht empfangen, wenn wir ihren Aberglauben und ihren Folklore untersuchen, so verdienen diese Beachtung. Ich bin glücklicherweise im Besitz von hierauf bezüglichem Stoff, der noch nicht veröffentlicht wurde, sowie von Materialien, die selbst sehr fleißigen Gelehrten nicht leicht zugängig sein dürften. Zu dem ersteren gehört eine Handschrift des Lizentiaten Zetina von Tabasco, eines Eingeborenen von Tihosuco, einige Nachrichten des Don José Maria Lopez von Merida und des verstorbenen Dr. Berendt. Unter die letzteren rechne ich einen Bericht des Don Bartholomé Granado de Baeza, Geistlicher von Yaxcabà, geschrieben im Jahre 1813 und einen jüngeren Bericht des gelehrten Geistlichen Estanislao Carrillo [1]. Aus diesen Quellen und mit Hilfe der Wörterbücher habe ich entnommen, was ich geordnet hier darbiete.

Diese Mayas, wie die Eingeborenen sich selbst nennen, wurden zur Zeit der Eroberung (um 1550) in der bekannten summarischen Weise der Spanier bekehrt. Wollten sie sich nicht taufen lassen, so hing man sie auf oder ersäufte sie. Einmal getauft, prügelte man sie, wenn sie nicht zur Messe gingen und man verbrannte sie, wenn sie in ihr Heidentum zurückfielen. Man erhielt sie dabei in der dunkelsten Unwissenheit aus Furcht, daß sie zuviel lernen und dann zweifeln möchten. Ihr sogenanntes Christentum war daher nur der alte Heidenglaube unter neuem Namen; er brachte ihnen weder geistige Erleuchtung noch Fortschritt. Der einheimische Geschichtsschreiber Apolinar Garcia y Garcia sagt daher von ihnen mit Recht: „Der einzige Unterschied war der, daß sie aus heidnischen Götzendienern zu christlichen Götzendienern umgewandelt wurden.“ Bis zum heutigen Tage ist daher auch der Glaube an Zauberer, Hexen, Magie so stark, wie er nur je war, und in verschiedenen Fällen werden noch jetzt dieselben Gebräuche beobachtet, wie zur Zeit vor der Eroberung.

Der Zauberer heißt h'men (männliche Personalform vom Verbum men, verstehen, thun). Er ist also einer, der etwas weis, ausführt. Sein Hauptgerät ist der zaztun, der helle Stein, ein Quarzkristall, der vorher mit Gummi, Copal und Weihrauch eingeräuchert wurde, wobei man feierlich alte magische Formeln in einem altertümlichen Dialekte spricht. So ist er fähig geworden, daß man Vergangenheit und Zukunft in ihm erblicken kann; der Wahrsager sieht in ihm, wie man verlorene Dinge wieder erhält, wie es dem Abwesenden ergeht, wessen Zauberei Krankheit oder Unglück über einen Menschen gebracht hat. Es giebt kaum ein Dorf in Yukatan, in dem nicht so ein Zauberstein vorhanden ist. Diese wissenden Männer haben auch großen Einfluß auf das Gedeihen der Herden und in dieser Beziehung werden sie viel in Anspruch genommen. Man ruft sie, christlichen und heidnischen Aberglauben mischend, zur Ausführung einer misa milpera (misa spanisch = Messe; milpera = Kornfeld). Dieser Brauch wurde schon von Diego de Landa, einem der ersten Bischöfe der Diözese Yukatan, erwähnt. Die Zeremonie wird folgendermaßen abgehalten.

---

[1] Informe del Señor Cura de Yaxcabà, Don Bartolomé del Granado Baeza im Registro Yucateco I, 165. — Abbé Estanislao Carrillo war Cura von Ticul, wo er 1846 starb. Er war ein eifriger Altertumsforscher, der von Stephens in seinen Reisen in Yukatan oft erwähnt wird. Sein Aufsatz erschien im Registro Yucateco IV, 103.

Auf einem aus gleichlangen Holzscheiten errichteten Altar legt der heimische Priester ein Huhn, das er, nachdem er ihm etwas Pitarrilla (das einheimische Getränk) in den Schnabel gegossen, tötet. Die Diener kochen das Huhn und richten es mit großen Maiskuchen von besonderer Art zu. Ist alles bereit, so naht sich der Priester der Tafel, taucht ein Bündel grüner Blätter in einen Krug voll Pitarrilla und besprengt damit die vier Himmelsgegenden, wobei er die christliche Dreieinigkeit und zugleich die Pah ah tun, die heimischen vier Hauptgötter, anruft. Diese letzteren waren schon vor der Eroberung und sind noch heute die Götter des Regens, also der Fruchtbarkeit, identisch mit den aus den vier Himmelsrichtungen blasenden vier Hauptwinden. Jedem ist eine besondre Farbe heilig und in neuer Zeit ist jeder einem katholischen Kalenderheiligen gleich gesetzt worden. So der rote Pahahtun = Osten und St. Dominikus; der weiße = Norden und St. Gabriel; der schwarze = Westen und St. Johannes; der gelbe = Süden und weil weiblich St. Maria. Dieses berichtet Pater Baeza.

Der Name Pahahtun ist schwer zu enträtseln, bedeutet aber vielleicht „Pfeiler“ oder „errichtet“, was gut zu der alten Beschreibung der mit der Verehrung jener Gottheiten verknüpften Zeremonieen stimmt. Die die vier Himmelsrichtungen bezeichnenden Farben sind bei den verschiedenen mittelamerikanischen Völkern verschieden, worüber Graf de Charencey eine Abhandlung geschrieben hat [1]). Als der unermüdliche Abbé Brasseur aus Burburg die Pflanzung Xcanchakan im Inneren Yukatans besuchte, hörte er die Anrufung der vier Himmelsgegenden, welche er mitteilt. Sie lautet in der Übersetzung [2]): „Beim Aufgange der Sonne, Herr des Ostens, geht mein Wort nach den vier Himmelsrichtungen, nach den vier Erdwinkeln im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wenn sich im Osten Wolken erheben, wenn Der kommt, welcher die 13 Wolkenformen ordnet, der gelbe Herr der Stürme, der, welcher die Herstellung des Göttertranks beherrscht, der, welcher die Schutzgeister der Felder liebt, dann bitte ich um seine kostbare Gunst. Denn ich befehle alles in die Hände Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Das ist ein Beispiel der Mischung von heidnischem und christlichem Aberglauben, ein Ergebnis dreihundertjähriger christlicher Erziehung!

Von dem einst auf der ganzen Halbinsel herrschenden Feuerdienst haben sich auch Reste erhalten. Die Missionare erzählen davon als der fiesta de fuego, Feuerfest, doch sind keine zuverlässigen Schilderungen der geheim gehaltenen Zeremonie vorhanden. Daß aber noch nicht alles davon verschwunden, geht aus einem Kalender für 1841—42 hervor, den Stephens während seiner Reise in Yukatan erhielt. In diesem sind Glücks- und Unglückstage angemerkt und dann Bemerkungen wie: „Jetzt zündet der Brenner das Feuer an“, „der Brenner giebt seinem Feuer Platz“, „der Brenner ergreift sein Feuer“, „der Brenner löscht sein Feuer“. Der Brenner, ah toc, ist der heutige Vertreter des alten Feuerpriesters. Wir besitzen noch einige dunkle Andeutungen von der wichtigen Zeremonie tupp kak, Auslöschen des Feuers, die noch lange nach der Eroberung fortbestand und vielleicht heute noch in fernen Dörfern ausgeübt wird. Das heilige Feuer im alten Mayalande wurde von erwählten Jungfrauen gehütet; es scheint einigermaßen mit der lebenspendenden Kraft im Tier- und Pflanzenreiche gleichgestellt zu sein.

Das „Fest der Seelenfütterung“ ist gleichfalls eine moderne Zeremonie, die auf alten Glauben zurückgeht, wie bei allen Urvölkern, die da wähnen, die Seele bedürfe stofflicher Nahrung. Aus Mais und Hühnerfleisch werden kleine Kuchen bereitet, die man in unterirdischen Öfen bäckt. Personen, die ihren verstorbenen Verwandten damit etwas zu gute thun wollen, legen sie auf den Altar der Kirche nieder. Diese Kuchen heißen hanal pixan, Seelennahrung. Sie dienen offenbar dazu, die Seele auf ihrer Reise ins Schattenland zu ernähren.

Mit dem Gedeihen der Ernten und Früchte ist mancherlei kleinerer Aberglaube verknüpft. So glaubt man, daß die weiße Zapote (Sapota achras) nicht von selbst reife. Wenn sie sich der Reife nähert, muß man sie leicht einige Male anzapfen und dabei sprechen:

> hoken cheche; ocen takan!
> Unreife vergehe; Reife komme!

Die Eule gilt als Unglücksvogel, deren Flug über das Haus Krankheit oder Tod andeutet. Ein andrer Vogel, der Cox, eine Art Fasan, soll durch seinen lauten Ruf das Herannahen des Nordwindes andeuten.

Zuweilen wird eine sehr eigentümliche Zeremonie angewendet, um das Sterben Kranker zu verhindern. Der Herr des Todes bei den Mayas war Yum Cimil, welcher in Gestalt eines Gerippes dargestellt wurde, und der um die Häuser der Kranken sich herumtrieb in der Absicht, bei passender Gelegenheit einen solchen mit sich fortzuführen. Indessen läßt er sich auch mit irgend einem stellvertretenden Gegenstande abfinden und zu diesem Zweck lassen sich die Eingeborenen auf den „Tausch“, kex, ein. In die Bäume rings um das Haus hängen sie Krüge und Netze mit Getränk und Nahrung, wobei sie einige Sprüche sagen; so wird nach ihrer Meinung der Herr des Todes abgefunden und der Kranke genest.

Diese Zauberer, die hier erwähnt sind, werden familiär Tut Ich = Papageisicht und Tata Polin = Papakopf genannt, vielleicht mit Bezug auf den ehemaligen familiären Namen einer Hauptgottheit, kin ich = das Gesicht (Auge) des Tages, das ist die Sonne.

Allgemein schreibt man den Zauberern die Kraft zu, sich in Tiere verwandeln zu können. Hätte man nicht denselben Glauben in Kulturländern, so wäre es schwer, die feste Überzeugung, die in dieser Beziehung in Mittelamerika herrscht, zu verstehen. Pater Baeza erzählt, daß einer dieser alten Zauberer auf dem Totenbette gebeichtet habe, daß er sich öfter in wilde Tiere verwandelt hätte. Im vollen Ernste berichtet der englische Priester Thomas Gaze, der 1630 in Guatemala Geistlicher war, eine Anzahl solcher Geschichten. Selbst in unsern Tagen war der Gelehrte Abbé Brasseur aus Burburg nicht zufrieden mit natürlichen Erklärungen der Taschenspielerei des Nagualismus, wie das System schwarzer Kunst bei den Mittelamerikanern heißt, und war unsicher, ob nicht teuflische, unsichtbare Kräfte dabei mitwirken [1]).

Die heiligen Bücher der Quiches (eines in Guatemala lebenden, den Mayas verwandten Stammes) schreiben diese Kraft einem ihrer berühmtesten Könige zu. Es heißt da: „Gewiß, dieser Gucumatz wurde ein wunderbarer König. Alle sieben Tage stieg er in den Himmel und alle sieben Tage folgte er dem Pfade, der nach dem Aufenthalte der Toten führte; alle sieben Tage verwandelte er sich in eine Schlange und wurde sicherlich eine solche; alle sieben Tage nahm er Adlergestalt an und dann wieder Tigergestalt und er wurde sicherlich ein Adler und ein Tiger. Alle sieben Tage

[1]) Des couleurs considérées comme symbols des points de l'horizon chez les peuples du nouveau Monde. Actes de la société philologique, tome VI (Octobre 1876).

[2]) Chrestomathie de litérature Maya 101 (Paris 1870).

[1]) Th. Gage, A new survey of the West Indies, London 1699, 377. — Brasseur de Bourbourg, Voyáge sur l'isthme de Tehuantepec, Paris 1862, 175.

verwandelte er sich wieder in geronnenes Blut und er war dann nichts als geronnenes Blut." [1])

Diese Zauberkraft besaßen Männer wie Frauen gleichmäßig. Dieses geht aus einer bisher unveröffentlichten Geschichte hervor, welche ein Mayaweib dem Dr. Berendt in den Wildnissen Yukatans erzählte und in der es sich um das Salz als Gegenmittel gegen Zauberei handelt. „Ein Mann heiratete ein Weib, wußte aber nicht, daß sie eine Hexe war. Eines Tages sagte er ihr: Mische zwei Maß Salz. Sie mischte sie und fragte dann: Warum willst du dieses? Eines Nachts erwachte der Mann und sah sein Weib hinausgehen. Dann nahm er seine Art und folgte ihr heimlich in den Wald. Als sie an einer kleinen Wiese anlangten, schien der Mond helle und der Mann verbarg sich im Schatten eines großen Saibabaumes. Das Weib warf nun seine Kleider ab und stand nackt im Mondenschein; dann streifte es die Haut ab und stand nun als ein Gerippe da. Darauf flog es gen Himmel. Als sie wieder herabkam, sagte sie zu ihm: Möchtest du den Himmel erreichen. Doch sie konnte nicht wieder zum Himmel fliegen, wegen des Salzwurfs."

Dem Maya sind Wälder, Luft und die Finsternis mit mysteriösen Wesen erfüllt, die ihm schaden oder Dienste leisten, doch meistens ersteres, da die Mehrzahl der Phantasiegebilde zu den bösen Geistern gehört. Zu den guten gehören die Balams (Im Mayaplural Hbalamob). Mit diesem Worte bezeichnet man auch den amerikanischen Tiger; als Auszeichnung legt man es einer Klasse von Priestern und den Königen bei. Die heutige Bedeutung der Balams schildert uns der erwähnte Lizentiat Zetina von Tihosuco in seiner Handschrift. Nach ihm sind diese Wesen sehr alte Männer, welche die Städte behüten und an den vier Himmelsgegenden stehen. Am Tage kann man sie gewöhnlich nicht sehen, sieht man sie aber, so ist dieses ein Zeichen von herannahender Krankheit. Nachts sind die Balams wachsam und verhüten Unheil, das der Stadt droht, wie Regenschauer, Stürme, Pest. Mit lautem, schrillem Pfeifen rufen sie einander an und obgleich sie keine Flügel haben, fliegen sie schnell wie ein Vogel durch die Luft. Gelegentlich haben sie mit den bösen Mächten, die der Stadt schaden wollen, verzweifelte Kämpfe. Aus Zeichen dieser nächtlichen Kämpfe erblickt man am nächsten Morgen zerbrochene Bäume, aufgerissenen Boden, umhergeworfene zerborstene Steine.

Eine andre ihrer Pflichten ist die des Hütens der Kornfelder oder Milpas. Es ist nicht unmöglich, daß die Balams in dieser Eigenschaft mit den oben erwähnten Pa ahtuns identisch sind, und daß beide direkte Abkömmlinge der alten Ackerbaugötter der Mayas, der Chac oder Bacab, sind, welche Bischof Landa u. a. beschreiben. Kein Indianer der Halbinsel unterläßt zur Zeit des Kornpflanzens, die Balam durch passende Opfer zu versöhnen; thut er das nicht, so geht die Ernte durch Regen oder auf andre Weise zu Grunde. Señor Zetina erzählt eine hierauf bezügliche Geschichte. Ein Indianer aus der Gegend von Tihosuco hatte, angesteckt von moderner Zweifelsucht, die üblichen Opfergaben nicht dargebracht. Die Ernte wuchs prächtig hervor und er begab sich aufs Feld, um die reifenden Ähren zu betrachten. Beim Näherkommen sah er zu seinem Erstaunen einen großen Mann zwischen den Maisstengeln, welcher die Ähren in einen Korb auf seiner Schulter sammelte. Zögernd grüßte ihn der Indianer. Der Fremdling erwiderte: Ich sammle hier nur, was ich sandte. Dann zog er aus seiner Tasche eine ungeheure Zigarre, nahm Stein und Stahl und begann Feuer zu schlagen. Die Funken, die er schlug, waren aber gleich Blitzen und der Schlag erklang wie fürchterlicher Donner, von dem die Erde erzitterte. Sinnlos vor Furcht stürzt der arme Indianer zu Boden; als er wieder zu sich kam, hatte ein Hagelsturm die Ernte vernichtet und er selbst verfiel einem Fieber, das ihn beinahe das Leben kostete.

Die Balams sind starke Raucher und die Indianer glauben, daß die Sternschnuppen nichts andres seien, als die von ihnen vom Himmel herabgeworfenen Zigarrenstummel. Zuweilen entführen sie zu ihren Zwecken Kinder. Solch einen Fall hörte Dr. Berendt von der Insel San Pedro, nördlich von Belize. Dort verschwand ein kleiner Knabe in einer Kakaopflanzung spurlos — natürlich hatte ihn ein Balam geraubt.

Was zur guten Lebensart gehört, versteht der Balam den Menschen einzuschärfen. Darüber berichtet Zetina eine Geschichte, die ihm seine einheimischen Freunde mitteilten. Ein Indianer und sein Weib gingen ins Feld, um Maisähren zu ernten; als nun der Mann einmal fortging, um Wasser zu holen, warf das Weib die Kleider ab, damit sie nicht beschädigt würden, und stand nackt da. Da rief eine laute Stimme pixe avito, xnoh cizin, was Zetina wörtlich ins Spanische übersetzt: tapa ta culo, gran diablo! Gleichzeitig erhielt die Frau zwei Hiebe mit einem Rohr — als sie um sich blickte, stand ein schlanker weißbärtiger Mann in langem Gewande vor ihr. Das war der Balam. Er gab ihr noch zwei Hiebe auf den von ihm bezeichneten Körperteil und verschwand. Die Narben der vier Hiebe, welche das Weib empfangen, blieben zeitlebens sichtbar.

Vergebens sucht man den Indianern das Thörichte solcher Geschichten auszureden; sie versuchen es nicht einmal, darüber zu streiten, sondern sagen einfach: Wie kann das anders als wahr sein?

Die Balams sind in der That die Götter der vier Himmelsrichtungen und der aus denselben kommenden Winde und Regen, somit ein Überbleibsel der alten Hauptgötter. Dem Eingeborenen ist der Wind immer noch etwas Übernatürliches. Als Dr. Berendt mit Indianern durch die Wälder zog und ein tropischer Tornado heulend durch die Bäume blies, rief einer seiner erschreckten Führer: He catal nohoch yikal nohoch tat: Hier kommt der gewaltige Wind des großen Vaters. Doch nur in unbewachten Augenblicken äußert sich der Indianer so; fernere Ausforschungen bleiben fruchtlos. Einen Wink giebt uns Zetina, welcher sagt, daß das Pfeifen des Windes dem tat acmo, dem Vater Starkvogel zugeschrieben wird. Ein Urvogel, der zugleich Herr der Winde und Vater des Stammes ist, findet sich bei vielen Amerikanern.

Der Balam, ein gütiges Schutzwesen, wird zärtlich yum balam, Vater Balam, genannt. Er besitzt Menschengestalt, langen weißen Bart und ein wehendes Gewand. Neben ihm giebt es aber andre Gespenster von Riesengröße, schauerlich anzusehen und von roher Art. Eines derselben ist so groß, daß ein Mann ihm nicht an die Knie reicht. Mitternachts geht es durch die Straßen, stellt sich wie ein Koloß quer über dieselben hin, ergreift die achtlos Dahingehenden und zerknackt ihnen mit den Zähnen die Beine oder schlägt sie mit plötzlicher Ohnmacht. Der Name dieses Wesens ist Riesengreifer, na na pach.

Ein andrer ist der Holzmann, che vinic der Maya, der Salonge der Spanier, ein riesiger Kerl ohne Knochen und Gelenke. Darum liegt er auf dem Boden, von dem er sich nur sehr schwer zu erheben vermag, und schläft an Bäume gelehnt. Seine Füße stehen umgekehrt mit den Hacken nach vorn und den Zehen nach hinten, dabei ist er rot von Farbe und stärker als ein Ochse und führt einen Stock von der Dicke eines Baumstammes. Seine Beschäftigung ist, die im Walde Gehenden zu packen und zu verschlingen, doch wer das

[1]) Popol Vuh, Le livre sacré des Quichés. Paris 1864, 315.

Geheimnis kennt, entgeht ihm leicht: er braucht nur einen grünen Zweig abzubrechen, diesen vor sich her zu schwenken und dabei lustig zu tanzen, worauf der Holzmann in unbändige Heiterkeit gerät und so lacht, daß er vor Verzückungen zu Boden fällt. Da er keine Gelenke hat, kann er sich nicht wieder erheben und der Wandersmann setzt ruhig seinen Weg fort. Den Glauben an dieses Wesen fand Dr. Berendt in derselben Form sehr weit verbreitet, in Yukatan, in Peten, in Tabasco, bei Palenque.

Der Culcalkin ist ein andrer häßlicher Geselle. Dieses Wort bedeutet den „Priester ohne Nacken"; es ist ein Geist, dem das Haupt samt den Schultern abgehauen ist und der nachts durch die Dörfer wandert, um die Leute zu erschrecken.

Im Gegensatze zu diesen riesigen Wesen stehen die Zwerge und Kobolde, die, bösartig gesinnt, den Menschen die Freude am Leben verderben. Am häufigsten sind die h'lox, oder richtiger h'loxkatob, die „starken Thonbilder". In der Vorstellung der Indianer sind es die thönernen Götzenbilder, die man in alten Tempeln und Gräbern findet und die daher, wo man sie entdeckt, zerschlagen werden zum großen Schaden der archäologischen Forschung. Der h'lox erscheint nach Sonnenuntergang in der Gestalt eines dreijährigen Kindes, zuweilen auch nur eine Spanne hoch und völlig nackt bis auf einen großen Hut. Diese Wesen sind flink, können vor- und rückwärts laufen, sie werfen Steine nach den Hunden und ihre Berührung erzeugt Krankheit, namentlich Fieber; daher unterläßt man es, sie zu fangen.

Auch der Chan Pal oder kleine Bursche, der in den Wäldern sich herumtreibt, ist ein böser Geist, welcher die Pocken in die Dörfer bringt. Andre sind nicht unmittelbar schädlich, aber von quälerischer Art. So die X bolon thoroch, die bei der Familie im Hause lebt und nächtlicher Weile all den verschiedenen Lärm und Klang nachahmt, der tagsüber bei den häuslichen Geschäften gemacht wurde. Thoroch bedeutet das Summen der Spindel; bolon ist „neun", womit ein Superlativ ausgedrückt wird, und der Buchstabe X bedeutet das weibliche Geschlecht des Kobolds. Der Name bedeutet also: „der weibliche Kobold, welcher das Summen der Spindel vergrößert". Andre Hausgeister sind der bokol h'otoch, Stör-das-Haus, welcher unter der Flur Lärm wie beim Kuchenschlagen macht; der Yankopek, Krugkobold, der sich in Krügen und Töpfen umhertreibt; und der Way-cot, Zaubervogel, der auf Mauern sitzt und Steine auf die Vorübergehenden wirft. Den Sirenen, Meerweibern, der Lorelei und andern Sagenfrauen der alten Welt gleicht ein weibliches Wesen der Maya Folklore. Sie heißt X tabai, die Verführerin. Sie haust im Dickicht des Waldes, wo der Jäger plötzlich sie erblickt, wie sie ihr langes schönes Haar mit einem großen Kamme (X acbe) kämmt. Bei seiner Annäherung entflieht sie ihm, jedoch indem sie auffordernde und verlockende Blicke zurückwirft; er folgt ihr und wenn er ihren schönen Leib erfaßt zu haben glaubt, verwandelt sie sich in einen Dornenbusch und ihre Füße werden zu Krallen. Zerkratzt und zerstochen zieht er traurig heim, wo ihn ein Fieber mit Delirium ergreift.

Die X Thoh Chaltun, Fräulein Stoß-den-Stein, ist ein ähnliches Wesen, das bei den Dörfern lauert und auf die Steine oder einen leeren Krug, den sie bei sich führt, schlägt, um die Aufmerksamkeit eines Jünglings zu erregen. Folgt er der verführerischen Einladung, dann läuft sie spröde in den Wald, wo dem verliebten Verfolger ein ähnliches Schicksal wie dem Opfer der X tabai bereitet wird.

Wie man sich denken kann, knüpfen sich viele abergläubige Vorstellungen an die Tierwelt. Jede Tierart hat ihren König, der sie beherrscht und beschützt, selbst der furchtsame Hase. Dem Dr. Berendt erzählte ein Indianer, daß einst ein Jäger mit zwei Hunden einen Hasen in eine Höhle verfolgte, die weit unter die Erde führte. Er stieg hinab und kam zur Stadt des Hasen. Diese ergriffen ihn und seine Hunde und brachten ihn vor den König, der sie nur schwierig gegen allerlei Versprechungen entließ. Vom Strohvogel oder Geistervogel giebt es auch verschiedene Erzählungen. Der Jäger glaubt auf einen schönen Vogel zu zielen, den er fehlt; vergebens wiederholt er den Schuß, bis der Vogel von selbst herabfällt und weiter nichts als eine bunte Feder ist. Er weiß nun, daß der Zohol chich ihn genarrt hat. Sehr gefürchtet ist der Ekoneil, der Schwarzschwanz, eine eingebildete Schlange mit schwarzem, breitem und gespaltenem Schwanz. Nachts gleitet sie in die Häuser, wo eine stillende Mutter schläft, der sie mit dem Doppelschwanz die Nasenlöcher zuhält und die Milch aus den Brüsten saugt.

Was hier mitgeteilt wurde, ist wahrscheinlich nur ein kleiner Teil des Aberglaubens der Maya. Sie sind zu zurückhaltend, um anders als zufällig gegen den weißen Mann über diese Dinge zu sprechen. Er glaubt, daß er entweder ausgelacht oder getadelt wird, wenn er derlei Bekenntnisse macht. Allein das oben Gesammelte ist eine annähernd vollständige und sichere Darstellung des bekannten Folklore.

Der Tanz im Lichte der Völkerkunde.

Von Friedrich v. Hellwald.

I.

Das Tanzen mag uns heute, trotz der allgemeinen Beliebtheit, deren es sich bei allen modernen Kulturvölkern erfreut, als eine ziemlich bedeutungslose Belustigung erscheinen. Und wohl nicht ganz mit Unrecht! Denn wenn zweifelsohne eine Kunst um so höher steht, je mehr der Verstand daran beteiligt ist, so ist ebenso gewiß der Tanz die niedrigste und wildeste der Künste. Ihn aus der Reihe der Künste völlig zu streichen, wäre aber doch auch wieder ganz ungerechtfertigt, so wenig die Menge heutzutage geneigt sein mag, das Tanzen als Kunst anzuerkennen. Leider ist der Begriff des Wortes „Tanzkunst" so wenig scharf gekennzeichnet, wie derjenige des Wortes „Redekunst". Die Tanzkunst im weitern Sinne vereinigt Mimik, nämlich das Geberdenspiel, und Tanzen im engern Sinne. Ein Teil der Tanzkunst, eben die Mimik, ist auch dem Schauspieler eigen, während der Tanzkünstler die Kunst der Geberden und diejenige der Bewegungen, nicht aber jene der Rede besitzt. In der eigentlichen Tanzkunst beruht der Genuß des Zuschauers hauptsächlich auf der regelmäßigen Wiederkehr übereinstimmender Bewegungen. Mit andern Worten: die Tanzkunst unterliegt den Gesetzen des Rhythmus. Deshalb ist sie im Range der Musik gleichzustellen, welche denselben Gesetzen unterworfen ist. Da aber die rhythmische Bewegung von Naturerscheinungen abzuleiten ist, müssen auch beide Künste als nachahmende, somit als Künste des Scheins bezeichnet werden, im Gegensatze zur einzigen zweckdienlichen Kunst, der Architektur. Die Verwandtschaft von Tanz und Musik ist eine so nahe, daß die Zeitmaße im Rhythmus der Musik mit denjenigen im Rhythmus des Tanzes zusammenfallen können, wie es in der Tanzmusik thatsächlich eintritt.

Das Tanzen gehört also — dies sei hiermit festgestellt — unstreitig zu den Künsten, und zwar hat dasselbe zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Man kann nun allen Tanz in die zwei großen Gruppen des gesellschaftlichen und des theatralischen oder szenischen Tanzes teilen, wenngleich eine scharfe Scheidung zwischen beiden nicht immer möglich ist, weil sie oft beide ineinander fließen. Vom szenischen Tanze wird im folgenden nur gelegentliche Erwähnung geschehen. Unvergleichlich wichtiger vom Standpunkte der Völkerkunde wie der Völkerpsychologie ist der gesellschaftliche Tanz, welcher das gemeinschaftliche Vergnügen, die Unterhaltung zum Zwecke hat, und auch die sogenannten Nationaltänze in sich schließt, die als Ausdruck der Volkseigentümlichkeiten ein besonderes Interesse gewähren. Endlich ist auch nicht zu läugnen, daß die Art und Weise des Gesellschaftstanzes im Kreise der gesitteten Nationen ein kennzeichnendes Bild des Zeitcharakters bietet.

Da nun, wie ich sagte, der Tanz eine Kunst ist, so hat er wie jede Kunst auch eine Geschichte, hat er Anfänge, aus welchen er sich allmählich zu seiner späteren Höhe entwickelt hat, und diesen nachzuspüren, ist ganz unerläßlich, will man in das Wesen des Tanzes einigen Einblick gewinnen. Wenn wir nun dabei dem Tanze, d. h. der rhythmischen Bewegung des Körpers nach bestimmten Regeln, sowohl bei den ältesten als auch heute noch bei den wildesten Völkern begegnen, wenn wir darin so wenige Ausnahmen kennen, daß man das Tanzen nachgerade als eine allgemeine Menschensitte bezeichnen kann, so wird man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß dasselbe in der menschlichen Natur selbst begründet sein müsse. Und dies wird uns nicht allzu sehr wunder nehmen können, wenn wir bedenken, daß die ersten Spuren des Tanzens unverkennbar schon in der Tierwelt zu finden sind. Denn es sind wahre Tänze, was die Männchen gewisser Vogelarten zur Paarungszeit vor den Weibchen aufführen, um deren Gefallen zu erregen und deren Gunst zu gewinnen. Dahin gehört z. B. das Balzen des Auerhahns und seiner Verwandten, in deren erotischer Verzückung Tanz und Gesang sich vereinigen. Der Birkhahn (Tetrao tetrix L.) stößt in der Balze die sonderbarsten Töne aus, macht die merkwürdigsten Geberden, Sprünge und Bewegungen bei gesträubten Federn und erhitzt sich immer mehr, bis er wie toll erscheint. Das Männchen des nordamerikanischen Tetrao urophasianus schleift unter anderm die Flügel auf dem Boden und nimmt ebenfalls die sonderbarsten Stellungen ein. Der Felshahn (Rupicola aurantia L.), ein prachtvoller Schmuckvogel Südamerikas, errichtet gar an abgelegenen Orten förmliche Tanzplätze von $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, auf welchen der Boden so glatt ist, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf dieser Schaubühne, um welche die übrigen Vögel still und bewundernd umherstehen oder auf niedrigen Büschen sitzen, tritt nun ein Männchen nach dem andern auf, um seine Künste zu zeigen, welche in verschiedenen Geberden und dem Ausstoßen eigentümlicher Töne bestehen. Sind die Tiere einmal mit ihrem Tanzvergnügen beschäftigt, so werden sie davon derart eingenommen, daß die Jäger mehrere hintereinander erlegen können, ehe es die übrigen merken und davonfliegen. Auch der gewöhnliche stelzbeinige Kranich (Grus cinerea Bech.) übt, von dem allmächtigen Triebe angefeuert, die edle Tanzkunst mit Leidenschaft, obwohl vielleicht mit weniger Geschicklichkeit aus. Die Palme aber gebührt in jeder Hinsicht sicherlich den australischen Paradiesvögeln, wie Amblyornis ornata und ihren Verwandten. Diese bauen nämlich gar Versammlungshäuser, die nicht etwa als Niststätten, als Nester dienen, sondern lediglich als Ballsaal, worin Herren und Damen Bekanntschaft machen und in minnigen Pantomimen sich ergehen.

Diese Beispiele sind gewiß ungemein lehrreich, denn sie leiten zur Überzeugung, daß der Tanz durch die künstlichen, mehr oder weniger rhythmischen Bewegungen des Körpers irgend ein Gefühl oder einen Vorgang ausdrücken soll. Und so ist es auch in der That. Bei Völkern niederer Gesittungsstufe bildet er den Ausdruck größter Leidenschaftlichkeit und Feierlichkeit. Bei Wilden und Barbaren äußern sich Freude und Trauer, Liebe und Zorn, selbst Zauberei und Religion im Tanze. Welche dieser Regungen als die erste und älteste Urheberin des Tanzes zu gelten habe, dafür gewähren die erwähnten Vorgänge deutliche, wohl kaum mißzuverstehende Fingerzeige. Professor Dr. W. Jerusalem hat mit viel Scharfsinn zu begründen versucht, daß jeder Schmuck ursprünglich eine Liebeswerbung sei. Nun, mit noch viel größerer Bestimmtheit läßt Ähnliches sich vom Tanz behaupten, wenngleich die Liebe, um welche es sich handelt, zunächst allerdings nur der Sinnentrieb, die noch tierische Anziehungskraft beider Geschlechter zu einander ist.

An dieser Erkenntnis darf auch nicht beirren weder die große Mannigfaltigkeit der Gefühle, welchen der Tanz Ausdruck verleiht, und deren wichtigste noch zur Sprache kommen werden, noch endlich der für uns Kulturmenschen auf den ersten Anschein sehr befremdliche Umstand, daß bei den Tänzen der Wilden und Barbaren die Hauptrolle, ja nicht selten die ausschließliche, den Männern zufällt, während das weibliche Geschlecht in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht völlig davon verbannt ist. Bei Lichte besehen, entspricht indes diese Erscheinung ganz auffällig den Vorgängen in der Tierwelt, wo wir den Tanz ebenfalls bloß auf das werbende Männchen beschränkt sehen. Und es ist gewiß auch kennzeichnend, daß dieser ausschließliche Männertanz nur Völkern eigen ist, die wir zu den zurückgebliebensten rechnen. Wir treffen ihn unter andern bei den heute noch in der Steinzeit lebenden Bakaïri und Yuruna-Indianern Zentralbrasiliens, bei den Eingeborenen Australiens, besonders in Queensland, sowie bei den Papua auf Neuguinea und den Nachbarinseln. Letztere üben den Tanz teils um seiner selbst willen, hauptsächlich aber in dem Wunsche, den Frauen zu gefallen. Denn diese sehen mit sichtlichem Interesse den gewandten Tanzbewegungen der Männer zu, und das Gleiche läßt sich von einer ganzen Reihe niedriger Menschenstämme berichten.

Auf diesen tiefsten Stufen der Gesittung verdient der Tanz natürlich noch kaum diesen Namen; er gleicht vielmehr oft, wie H. von Rosenberg z. B. vom Tanze der Arfak auf Neuguinea meldet, den Sprüngen von Böcken, wobei vor- und rückwärts gehüpft wird. Aber auch dieses anscheinend regellose Springen, bei dem von Rhythmus noch wenig zu merken ist, verfolgt keinen andern als den einfachen Zweck erotischer Erregung. Beweis dafür unter anderm der Tanz der Watschandi am Murchisonstrome in Westaustralien. Bei ihrem großen Feste „Kaoro“ umtanzen die Männer eine von Gebüsch umstandene Grube, springen mit geschwungenen Speeren und wilden, leidenschaftlichen Geberden umher und stoßen die Speere in die Grube unter Absingung eines Liedes, dessen Worte den Sinn ihres Handelns jedem Zweifel entrücken. Denn der Urtanz, wenn ich so sagen darf, ist noch nicht, wie der Tanz späterer Zeiten und höherer Stufen, losgelöst von der menschlichen Stimme, welche die noch fehlende Musik zu ersetzen hat. Wie wir diese Vokalbegleitung als „Gesang“ ansprechen, so dürfen wir freilich noch an keinen Gesang in unserm Sinne denken. Der Gesang, womit die Maori auf Neuseeland ihren „Hakatanz“ begleiten, läßt, nach Dr. Max Buchners Schilderung, keine Melodie in unserm Sinne erkennen und besteht nur aus

zwei oder drei Noten; zuweilen versteigt er sich in heulende und bellende Töne und endet gewöhnlich in einem gellenden, kurz und scharf ausgestoßenen Tone. Dabei kann man beobachten, wie die fortschreitende Entwickelung von Tanz und Gesang innig miteinander Hand in Hand gehen. Wo der Gesang zur Ausbildung von Melodien emporsteigt, stellt sich im Tanze der Rhythmus ein; und dies geschieht schon vergleichsweise ziemlich frühzeitig. So sind z. B. bei den Papua der Finschhafener Gegend an Stelle reiner Naturgesänge bereits Melodieen getreten, und ihre Tänze, in welchen Solotänzer schon eine Rolle spielen, würden überall Erstaunen erregen; bei vielen dieser Tänze scheint gewissermaßen nur der Rhythmus der Bewegungen ein vorgeschriebener zu sein, während die jedesmalige weitere Ausführung dem Geschmacke und der Gewandtheit der einzelnen Tänzer überlassen bleibt. Gesang als Tanzbegleitung erhält sich übrigens lange fort, selbst dort noch, wo schon musikalische Instrumente in Gebrauch sind, und entwickelt eine sehr ursprüngliche Art der Volksdichtung, das Tanzlied, dessen Text über Sinn und Bedeutung des Tanzes selbst zumeist wichtigen Aufschluß giebt.

Bei abnehmender Wildheit bricht natürlich einmal der Tag an, da die Alleinherrschaft des Mannes als Tänzer zu Ende geht. Auch das weibliche Geschlecht tritt auf den Plan. Seine ersten Schritte auf dem Felde, das es später so siegreich zu behaupten berufen ist, sind freilich ungemein schüchtern, seine Beteiligung an dem Vergnügen vorerst eine sehr untergeordnete. Bisweilen wird den Frauen gestattet, im äußern Kreise um die stets festlich aufgeputzten Männer herumzutanzen. In der Umgegend von Finschhafen auf Neu-Guinea bilden sie eigentlich nur eine Art beweglicher Staffage, indem sie zu je zweien mit kleinen, sehr zierlichen, hüpfenden Bewegungen die Gruppe der Männer umkreisen und bei jeder Beugung des Knies den Leib ein wenig nach vorn neigen. In weiterer Folge der Entwickelung sehen wir neben den älteren Männertänzen eigene Weibertänze entstehen, die meist von diesen unter sich und abgesondert aufgeführt werden; ganz zuletzt kommt es erst zur gemeinschaftlichen Beteiligung beider Geschlechter am Tanze. Von da bis zum modernen Tanze, der sich nach Paaren ordnet, ist aber noch ein himmelweiter Schritt mit vielen Zwischenstufen. Und haben die Paare sich endlich aufgefunden, so tritt das Verhältnis noch lange nicht deutlich, sondern nur allmählich an den Tag. Bei jenen Tänzen der Indianer Mittelamerikas, wo ein Mann und eine Frau zusammen tanzen, geschieht dies nicht nach unsrer Weise durch gegenseitiges Anfassen, sondern jedes der beiden tanzt für sich, und nur aus der Art der getanzten Figuren, den Verbeugungen, dem Umkreisen merkt man, daß das Paar zusammengehört. Auf dieser Stufe stehen die Nationaltänze der Tschuwaschen, sowie der Kundrower Tataren und zum großen Teile noch der elegante Mazur der Polen und der feurige Csárdás der Magyaren.

In allen diesen mannigfachen Phasen ihrer Entwickelung bleibt der Urgrundzug der Kunst Terpsichorens, das erotische Moment, deutlich erkennbar. Der gewiegte französische Soziologe Dr. Charles Letourneau meint, sowie die Weiber zu tanzen beginnen, sei es vor, sei es mit den Männern, nehme der Tanz einen andern Charakter an, beziehe sich dann mehr oder weniger auf den Gattungstrieb und werde nicht selten ausgelassen und unzüchtig. Nun, das angeführte Beispiel der Watschandi beweist, daß es dazu nicht erst des Eingreifens der Weiber bedarf. Schon zuvor hat der Tanz die Sinnlichkeit erregt, ist er nichts anderes als der mimische Ausdruck erotischer Begierden. Ganz außerordentlich ist die Leidenschaftlichkeit, womit die Wilden dem Tanzvergnügen sich hingeben; selbst wo Männer allein tanzen, liegen sie demselben nächte- und tagelang ob, meist durch ausgiebige Trinkgelage unterstützt, bis sie vor Ermattung zusammenbrechen. Wahr ist aber und auch psychologisch bemerkenswert, daß die weibliche Hälfte jener Naturmenschen dem Tanze, wenn auch nur unter sich, mit gleicher Leidenschaft fröhnt und darin das erotische Verlangen oft ungescheut zum Ausdrucke bringt. So führen z. B. die Weiber der Pebasindianer in Südamerika abgesondert einen Tanz auf, in welchem sie eine Gewaltsamkeit der niedrigsten tierischen Triebe und eine Zügellosigkeit an den Tag legen, wie man sie sonst kaum am Neger, der darin Erstaunliches leistet, zu beobachten gewohnt ist. Auf Tahiti, erzählt Cook, ward von jungen Mädchen ein Tanz aufgeführt, „Timorodi“ genannt; er besteht in Bewegungen des Leibes und Geberden, die unbeschreiblich mutwillig sind. Während des Tanzens stoßen sie Reden aus, die den Hauptbegriff dieser Zeremonie noch deutlicher ausdrücken würden, wenn die Geberden nicht sprechend genug wären. Auf den Viti-Inseln nehmen die jungen Mädchen schon Teil an den höchst zügellosen Tänzen der Männer und die Worte des Frauengesanges lassen sich gar nicht übersetzen. Auf der Viti-Insel Kandavu beobachtete Dr. Buchner zwar bessere Verhältnisse, ist aber doch nicht im Zweifel darüber, daß alle polynesischen Tänze ursprünglich einen geschlechtlich-lasciven Sinn hatten, der bei einigen immer noch deutlich genug hervortritt. Im allallgemeinen kann man sagen, der ganze Unterschied zwischen Männer- und Frauentänzen liege bloß darin, daß letztere meist bloß symbolische Darstellungen des Aktes der Paarung selbst sind, während die Männertänze außerdem auch verschiedene Bewerbungsmittel darstellen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit wachsender Gesittung, mit dem Abstreifen der Roheit und der Verfeinerung des Lebens auch der Tanz immer wohlanständigere Formen gewinnt und sein ursprünglicher Grundzug immer mehr in den Hintergrund tritt. Gänzlich wird derselbe freilich niemals unterdrückt. Dies war auch wohl die Ursache, weshalb sich bei den alten Griechen und Römern gegen dieses gesellige Vergnügen starke Vorurteile gebildet hatten. Manche liebten es zwar leidenschaftlich, und der Athener Hippokleides verscherzte sich durch seine kunstreichen Tänze vor seinem ernsten Schwiegervater Kleisthenes von Sikyon die schöne Braut; allein das Tanzen galt immer als ein Beweis mangelnder Nüchternheit und fand bloß gegen Ende des Gastmahles statt. Dann erschienen Sklaven oder noch öfter Sklavinnen, von welchen man sich Tänze vorwiegend erotischen Charakters vorgaukeln ließ. Sich selbst an solchen Tänzen zu beteiligen, galt indes bis in die römische Kaiserzeit hinein als eines freien Mannes unwürdig. Der Kunstfreund Mäcenas war allerdings dem Tanzspiele sehr gewogen, am meisten aber wurde die Tanzkunst wohl bei den Griechen ausgebildet; doch umfaßte sie, wie auch in Rom, das ganze Geberdenspiel und stand in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Dichtung und Schauspielkunst, eine Entwickelungsphase, die wir sogleich als eine ziemlich niedrige kennen lernen werden. Im ganzen handelte es sich weit mehr um szenischen als um gesellschaftlichen Tanz; ja das Zusammentanzen beider Geschlechter war gar nicht Sitte und bei der halborientalischen Abgeschlossenheit der Mädchen und Frauen auch fast undenkbar.

Kropf und Cretinismus im Indischen Archipel.

Der Kropf (Struma, in geringerem Grade „voller Hals", „Gebirgshals" genannt) ist eine sich allmählich entwickelnde Anschwellung der an der Vorderseite des Halses zu beiden Seiten des Kehlkopfes gelegenen Schilddrüse, welche im normalen Zustande beim Erwachsenen nur 30 bis 60 g wiegt, aber durch die krankhafte Vergrößerung ein Gewicht von mehreren Pfunden erreichen kann. Die Geschwulst ist nicht schmerzhaft und verursacht nur in höheren Graden Beschwerden durch Druck auf die von ihr umlagerten Organe des Halses, besonders die Luftwege. Außerdem ist sie störend durch eine eigentümliche, jedenfalls unschöne Veränderung des Gesichtsausdrucks.

Wenn auch der Kropf wohl bei allen Völkern und in allen Ländern der Erde vereinzelt gefunden wird, so giebt es doch Bezirke, wo er gleichsam endemisch herrscht, wo eine größere Anzahl Bewohner, wohl die Hälfte derselben, an Kropf leidet. In Europa sind in dieser Hinsicht besonders die Gebirgsthäler der Schweiz bekannt. Gleichzeitig mit diesem vermehrten Vorkommen von Kropf wurde sehr häufig in denselben Bezirken auch mehr Cretinismus als anderswo beobachtet, so daß man beide Leiden in Zusammenhang brachte und annahm, daß Kropf die leichtere Form, Cretinismus der ausgebildetere Grad einer und derselben Krankheit sei. Man hat ferner zu beobachten geglaubt, daß verhältnismäßig häufig Cretins von kropfkranken Eltern abstammten, so daß Fabre den Ausspruch that: „Le goitre est le père du cretinisme." Eine weitere auffallende Erscheinung ist, daß mitten in stark heimgesuchten Gebieten inselförmige, scharf abgegrenzte Bezirke ganz frei von Kropf sind, so daß das Entstehen des Leidens an ganz gewisse bestimmte örtliche Verhältnisse gebunden und ohne dieselben nicht möglich zu sein scheint. Diese Eigentümlichkeit des endemischen Kropfes ist außerordentlich selten bei anderen Krankheiten, allenfalls zeigt sich ähnliches bei Malaria (Sumpf-, Wechselfieber).

Es ist erklärlich, daß dieser eigenartige Krankheitsprozeß schon vielfach Gegenstand eingehender Forschungen gewesen ist, ohne daß es bisher gelang, das Wesen und die Entstehungsbedingungen des Kropfes bestimmt zu deuten. Einen wertvollen Beitrag in dieser Hinsicht bietet die neuerdings erschienene Schrift von Dr. Wilken: „Struma en Cretinisme in den Indischen Archipel" (Haag, 1890), welche durch gründliche Darlegung der Beobachtungen anderer Forscher, sowie der eigenen, einen interessanten Einblick in diese Verhältnisse in der niederländisch-ostindischen Inselwelt gewährt.

Daß auf Sumatra, Java, Borneo und anderen ostasiatischen Inseln Kropf überhaupt ungemein häufig ist, ja in manchen Gegenden bis zu 80 Proc. der Bewohner befällt, ist schon länger bekannt gewesen; man sieht dort massenhaft Männer und Frauen, besonders letztere, mit ringförmig dem Halse aufsitzenden, oder sogar beutelartig vorn herunterhängenden Kröpfen, in ihrem Wohlbefinden anscheinend gar nicht dadurch beeinträchtigt. Von einzelnen Forschern sind Kropfgeschwülste beobachtet worden von der Größe des Kopfes ihres Trägers, so daß letzterer bei Körperbewegungen die Geschwulst ihrer Schwere halber mit den Händen stützen mußte; es wurde sogar ein bis an die Brustwarzen herabhängender Kropf gesehen. Das endemische, also massenhafte Vorkommen der Krankheit ist festgestellt auf Sumatra, Borneo, in geringerem Grade auf Java und zwar mehr in dessen Ost- als Westhälfte, auf Zentral-Celebes, Bali, Portugiesisch Timor und dem nordwestlichen Neu-Guinea; auf den übrigen Inseln wird Kropf nur vereinzelt gefunden. Die Krankheitsgebiete sind von zum Teil sehr großer räumlicher Ausdehnung, besonders in Süd-Sumatra und Borneo, während es sich auf den übrigen Inseln um kleinere Bezirke handelt; fast überall aber giebt es in ihnen wieder einzelne Bezirke und Ortschaften, die völlig frei von der Krankheit sind, so z. B. in Sumatra ein Ort am Flusse Tjudjuan, dessen an demselben Flusse gelegenen Nachbarorte Herde der Endemie sind.

Eine erbliche Disposition scheint nach den vorliegenden Beobachtungen nicht annehmbar, da vielfach die Kinder von hochgradig befallenen Müttern ganz frei von Kropf geblieben sind. Daß die Höhe und Gestaltung des Bodens für die Entstehung der Krankheit einflußlos ist, ergiebt sich daraus, daß sie beobachtet wird in Bergländern bis zu 1800 m Höhe, wie im Tieflande von kaum 100 m Erhebung über dem Meeresspiegel; nur in Küstengegenden scheint Kropf endemisch nicht vorzukommen. Auch atmosphärische Einflüsse können keine Rolle dabei spielen, da in den verschiedenen Krankheitsherden völlig auseinander gehende klimatische Verhältnisse bestehen. Besonders ausgesprochen ist das in Süd-Sumatra der Fall. Hier findet sich Kropf auf den freigelegenen wenig bewachsenen Berghöhen und in der mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckten Tiefebene, hier ist es feucht und heiß durch die fehlende Luftströmung, dort trocken und selbst rauh und kalt. Die frühere Annahme, daß starke Luftfeuchtigkeit gepaart mit hoher Temperatur und ungenügender Luftwechsel der Entwickelung der Krankheit besonders günstig sei, wird auch durch die Beobachtung derselben auf Java widerlegt, wo Kropf gerade in dem trockenen Klima des östlichen, weniger dicht bewachsenen, und dadurch den Luftströmungen mehr zugänglichen Teiles der Insel vorkommt.

Nicht besser läßt sich die Entstehung des endemischen Kropfes durch die geologischen Verhältnisse erklären, denn im Indischen Archipel kommt derselbe auf allen Bodenarten vor. Auch die frühere Annahme, daß die Krankheit durch den größeren Kalkgehalt des Bodens entstehe, wird hinfällig bei Berücksichtigung der Verhältnisse daselbst: z. B. ist Kropf in Mittel-Sumatra, wo Kalkstein den Hauptbodenbestandteil ausmacht, weit weniger vorhanden als in Süd-Sumatra, wo er nur sporadisch und in kleinen Mengen zu finden ist. Auch auf Borneo kommt die Krankheit vor in Gegenden, wo Kalkstein völlig fehlt oder sehr selten ist. Ebensowenig gelingt es, aus dem Mangel oder dem nur spärlichen Vorkommen von Magnesia in dem jüngeren jurassischen Gestein, der Kreide und der Tertiärformation, das Nichtentstehen von Kropf in einzelnen Gegenden zu erklären, in welchen diese Bodenverhältnisse vorherrschen (Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie); denn im Indischen Archipel kommt Struma am meisten vor auf jüngeren, tertiären und quartären Bildungen, also auf Gesteinen, die nach allgemeiner Annahme wenig oder keine Magnesia enthalten. Sicher ist ferner, daß dolomitische, Magnesiumsalze in einiger Menge enthaltende Gesteine in den Gegenden mit endemischem Kropf nirgend auffällig vertreten sind. Auch der Metallgehalt des Bodens spielt keine Rolle, denn z. B. in Süd-Sumatra, wo die Krankheit besonders stark verbreitet ist, kommen Erze so gut wie gar nicht vor und wird speziell Kupfer und Eisen, die man besonders als schädlich betrachtete, nicht gefunden.

Eine andre sehr verbreitete Ansicht ist, daß die Ursache des Kropfes in schlechtem Trinkwasser liege, wie solches auf den Indischen Inseln vielfach genossen wird; u. a. erzählt von Rosenberg von einem in den Bergen wohnenden Papuastamm auf Neu-Guinea, daß diese Leute in Ermangelung fließenden Wassers große Bündel einer auf Bäumen und Sträuchern wachsenden Moosart, welche die Luftfeuchtigkeit begierig auffangt, in den Morgenstunden sammeln, auspressen und so Trinkwasser gewinnen. Sie leiden massenhaft an Kropf. Bangert führt dasselbe Leiden in einer andren Ortschaft darauf zurück, daß dort das Wasser eines von Sümpfen gespeisten Baches und bei Trockenheit in Gruben aufgefangenes Regenwasser getrunken wird. Aber alle diese Beobachtungen können nicht als beweisend gelten, so lange man die wirkenden schädlichen Bestandteile des Wassers nicht erkannt hat, zumal die Krankheit auch in mit gutem Trinkwasser versorgten Gegenden gefunden wird. Von mehreren Reisenden wird der starke Kalkgehalt des Trinkwassers als Ursache des Kropfes betont: aber in Indien erweisen sich viele Gegenden mit stark kalkhaltigem Wasser als ganz kropffrei, während in Orten mit allgemein verbreitetem Kropf kein oder ein ganz geringer Kalkgehalt im Wasser gefunden wurde.

Etwas mehr Wahrscheinlichkeit, aber auch keineswegs volle Geltung darf die schon früher aufgestellte Ansicht beanspruchen, daß durch das gewohnheitsmäßige Tragen von Lasten auf dem Kopfe und noch mehr auf dem Rücken mit Hilfe eines um die Stirn gelegten Bandes und zweier Schulterriemen, die Halsmuskulatur in anhaltender starker Spannung gehalten wird, dadurch auf die tiefergelegenen Halsorgane einen Druck ausübt und so Blutstauung in der Schilddrüse und Vergrößerung derselben bewirken kann. Die erwähnte Tragweise ist aber in den gebirgigen Gegenden fast allgemein, ohne daß überall Kropf gefunden wird, während andrerseits auf Java gerade in der Ebene von Kediri, dem Hauptsitz des Leidens auf dieser Insel, die Lasten von Männern nicht mit Hilfe des Kopfes, sondern auf der Schulter an einem Tragstock, von Frauen auf der rechten Hüfte mittels eines über die linke Schulter geschlungenen schmalen Tuches (slendang) getragen wird.

Wenn nun sogar wissenschaftliche Erörterungen das Dunkel der Entstehung des endemischen Kropfes bisher nicht zu durchdringen vermochten, so ist es wohl erklärlich, daß sich die Eingeborenen selbst die verschiedenartigsten abergläubigsten Ideen darüber bilden. Eine Hauptrolle in dieser Hinsicht spielt gleichfalls das Wasser, welches ein schädliches Insekt enthalten, mit schädlichen Pflanzen (z. B. einer wilden Melonenart) in Berührung gewesen oder an gewissen Tagen genossen worden sein soll. Auch das Baden in gewissen mit übernatürlicher Kraft versehenen Gewässern soll in manchen Gegenden Ursache des Kropfes sein. Andere beschuldigen den Boden, wieder andere eine in den Bergen beim Dorfe Bangkala hausende Gottheit. Aus letzterer Anschauung hat sich auf Bali die Sitte gebildet, die Krankheit durch Beschwörungen und Anrufen anderer Geister zur Vertreibung der bösen Gottheit heilen zu wollen; im übrigen gebraucht man dagegen vielfach als heilkräftig geltende Mineralwässer, zum Teil jodhaltige, oder wendet äußerlich Kalkwasser oder Wasser mit Reispulver vermengt zur Linderung der Beschwerden an.

Auch der bisher als feststehend betrachtete Zusammenhang zwischen endemischem Kropf und Cretinismus wird durch die Verhältnisse im Indischen Archipel nicht bestätigt: die letztere Krankheit scheint hier fast gar nicht vorzukommen. Die meisten Berichterstatter erwähnen bei der Besprechung des Kropfes den Cretinismus gar nicht, andere betonen ausdrücklich, daß letzterer in Kropfgegenden fehlt, und nur zwei Forscher (Hagen und van Hasselt) beschreiben einzelne von ihnen wahrgenommene cretinartige Erscheinungen. Jedenfalls scheint hiernach für den Indischen Archipel die bisherige wissenschaftliche Anschauung keine Geltung zu haben, daß Kropf und Cretinismus verschiedene Grade eines und desselben Leidens seien, und der Cretinismus der Nachkommenschaft mit dem Kropf der Eltern in ursächlichen Beziehungen steht. Dr. D—r.

El Morro, ein Inschriftfelsen in Neu-Mexiko.

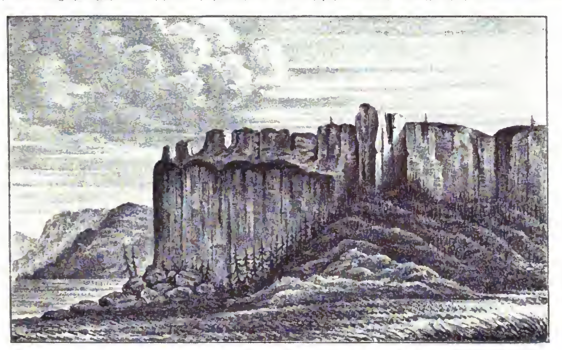
Im westlichen Teile von Neu-Mexiko ungefähr unter 35° nördl. Breite liegt am westlichen Abhange der Sierra Madre oder Zuñi-Mountains, am Wege, der nach dem großen Indianerdorfe Zuñi führt, ein vereinsamter Felsen, der den Namen El Morro führt, aber auch als Inskription Rock bekannt geworden ist. Eine kurze Schilderung desselben finden wir zuerst vor 40 Jahren in den Reports of the Secretary of War, die dem 31. Kongresse 1. Session vorgelegt wurden (Washington, 1850). Dort erzählt der Ingenieurleutenant James H. Simpson (S. 119), daß er den Inschriftfelsen am 17. September 1849 erreicht habe und daß der deutsche, ihn begleitende Maler R. H. Kern denselben zeichnete und die Inschriften kopierte. Aber Simpsons Schilderung ist nur kurz und geht nicht auf die Bedeutung der Inschriften ein; das beste sind die Zeichnungen Kerns, von denen wir einige hier aus dem jetzt selten gewordenen Berichte Simpsons wiedergeben. Simpson fand damals noch bei dem Felsen eine Quelle, die jetzt verschwunden ist. Auch hat er die Puebloruinen auf dem Gipfel des Morro besucht und aufgenommen. Die Inschriften, sagt er, seien zum Teil sehr schön in den Felsen eingehauen, meistens in spanischer Sprache, weniges lateinisch; dazu gesellt sich indianische Bilderschrift.

Kürzlich nun ist der merkwürdige Inschriftfelsen wieder von dem verdienten amerikanischen Ethnographen Cushing und dem deutschen Forscher Ad. F. Bandelier besucht worden und letzterer hat im New Yorker Belletristischen Journal vom 13. August 1890 eine längere Schilderung seiner Reise gegeben, der wir die nachstehende Beschreibung des Inschriftfelsens entnehmen.

In der öden Region, in welcher sich der Morro befindet, steht seine Felsenpartie gleich einer Oase — aber diese Oase ist wasserleer! Wahrscheinlich ist, daß in früheren Zeiten ein bescheidener Quell dort hervorsprudelte, allein heute ist er versiegt oder von Indianern auf die ihnen eigene künstliche Weise verschlossen worden. Der Morro ist ein bloßer Sporn, der von einer ausgedehnten Mesa wenige hundert Fuß nach Osten hin sich erstreckt. Er bildet also eine scharfe Felsenkante, über 200 Fuß hoch, mauerglatt sowohl nach Süden als nach Norden, und in Wirklichkeit kaum fünfzig Fuß breit. Auf der Nordseite überragt er die Ebene, auf der Südseite ein malerisches Thälchen, vielmehr einen Thalwinkel, in dem hohe Tannen bis hart an große Felsen heran gewachsen sind. Oben auf der Mesa befindet sich ein alter Pueblo, für den die Zuñi einen Namen in ihrer Sprache haben: Heshota Yashtoc. Das Vorhanden-

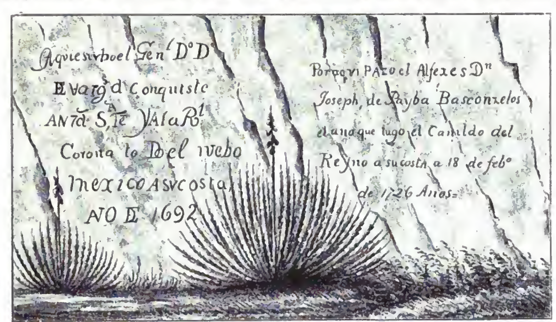
sein dieser Ruinen läßt mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß eine Quelle in der Nähe gewesen war.

Das Hauptinteresse, welches sich an den Morro knüpft, rührt von der großen Zahl der Inschriften her, welche die glatte Fläche der Felsen nahe ihrer Basis bedecken. Ihre Zahl beträgt hundert. Die meisten derselben sind neueren Ursprungs. Obschon viele älteren Datums vorhanden waren, sieht man doch deutlich, daß hier und da moderne



El Morro, der Inschriftfelsen. Nordansicht. Zeichnung von R. H. Kern.

Vandalen eine uralte Inschrift weggekratzt haben, um „George William Smith" oder „Henry M. Brown" u. s. w. an deren Stelle zu setzen. Das Publikum, welches in neuerer Zeit den Morro besucht, scheint nicht immer der



Inschrift an der Südseite. Kopiert von R. H. Kern.

besten Klasse angehört zu haben. Allerdings finden sich auch unter diesen neueren Inschriften höchst achtbare Namen, so z. B. „Lieutenant J. H. Simpson" neben „R. H. Kern" und „Lieutenant J. H. Sitgreaves". Kern gehörte zu jener Klasse hochverdienter Deutscher, deren gewissenhafte Arbeiten der Amerikaner zu benutzen versteht. Seine Arbeit über die Pueblos, in Schoolkrafts großem Werke veröffentlicht, ist viel zu wenig bekannt. Sie hat Simpson zu einem

großen Teil seines Ruhmes verholfen, obschon Kern selbst wenig Anerkennung gefunden hat.

Den größten Werth besitzen die alten spanischen Namen und Taten. In bezug auf diese ist das barockste Zeug gesagt und auch geschrieben worden. Eine Inschrift vom Jahre 1725 hat für das Jahr 1525 gegolten, 1581 für 1561 u. s. w. Die Unwissenheit, in der sich die meisten derjenigen, welche über Neu-Mexiko schrieben, in bezug auf die spanische Periode befanden und befinden, hat der Phantasie vollen Spielraum gelassen, die Jahreszahlen zu deuten, wie es jedem beliebte. Von Paläographie hatten die Geschichtschreiber Neu-Mexikos keinen Begriff; sie wußten nicht einmal, daß eine solche Wissenschaft existierte. Alles, was nicht englisch war oder nach den Regeln der hiesigen „Handelsschulen“ geschrieben stand, war ihnen unverständlich und unleserlich. Daher die unsinnigen Auslegungen.

Die älteste Inschrift am Morro lautet: „Pedro Romero, 1581.“ — Romero war einer der acht Soldaten, die im besagten Jahre die drei Franziskaner-Mönche begleiteten, welche zu Fuß vom südlichen Chihuahua nach Zentral Neu-Mexiko gelangten. Während die Missionare am Rio Grande (beim heutigen Bernalillo) verblieben, besuchten die Soldaten sogar Zuñi, ohne jedoch Acoma zu berühren. Sie gingen direkt von Bernalillo nach Zuñi. Auf diesem Wege mußten sie direkt am Morro vorbeikommen, und die glatte Felswand weckte in ihnen die Idee, ihre Namen auf derselben einzugraben. Im Jahre 1540 war Coronado von Zuñi nach Acoma und zurück gezogen, hatte aber, wie ich zur Zeit in Zuñi ermittelte, den Morro nicht berührt. Ebensowenig berührten ihn Espejo im Jahre 1583, Oñate anno 1598. Der gewöhnliche Weg, den diese spanischen Offiziere mit ihren Leuten einschlugen, führte sie mindestens dreißig Meilen südlich davon vorbei. Als aber Oñate im Jahre 1605 von seiner denkwürdigen Reise nach dem Kalifornischen Golf heimkehrte, schlug er von Zuñi die kürzeste Route nach dem Rio Grande ein und diese führte ihn am Morro vorbei. Er fand dort die Inschrift aus dem Jahre 1581 und fügte die seinige hinzu: „Hier ging vorbei der Adelantado Don Juan de Oñate auf der Rückkehr von der Entdeckung des Südmeeres, am 16. April a. D. 1605.“ Beide Inschriften stehen auf der südlichen Felswand. Der Weg über den Morro ward nachgerade der übliche Weg nach Zuñi, und die meisten verzierten sowohl die südliche als die nördliche Fläche des sonderbaren Felsens mit ihren Namenszügen und oft mit erläuternden Bemerkungen. Der Morro ward eine Art steinernen Archivs für die ältere Geschichte Neu-Mexikos. Bei dem Mangel an Dokumenten aus dem siebzehnten Jahrhundert ist dasselbe doppelt wertvoll. So ersehen wir dort das Datum, wann die ersten permanenten Missionen in Zuñi gegründet wurden: Anno 1629, unter und durch den Gouverneur Francisco Manuel de Silva Nieto. Wir finden Namen aus dem Jahre 1636. Viele aber sind wohl zerstört worden durch spätere Besucher, welche sich Unsterblichkeit sicherten auf Kosten der Geschichte.

Einige der Inschriften sind kalligraphisch schön, so z. B. diejenige, welche den Durchzug des Gouverneurs Silva Anno 1629, und besonders diejenige, welche die einstige Anwesenheit des Wiedereroberers von Neu-Mexiko, Don Diego de Vargas (1692), bekundet (siehe Abbild.). Viele Namen zeigen alte Orthographie, und wenn auch das Datum fehlt, so läßt sich daraus doch ihr Alter bestimmen.

Nicht nur an den hohen und glatten Felswänden finden sich die Namenszüge, auch in den Nischen und Klüften der Ostseite der Mesa selbst, die allerdings hoch und felsig, aber weniger schroff ist, als der Sporn, den sie von der Nordostecke aussendet. An vielen schwer zugänglichen oder verborgenen Stellen finden sich Namen und Jahrzahlen eingehauen. Es würde eine Woche erfordern, um eine vollständige Liste derselben anzufertigen.

Dazu mangelte mir die Zeit. Die Mehrzahl übrigens hätte nur wenig historischen Wert geboten. Ich kopierte daher nur solche Inschriften, die für die ältere Geschichte Neu-Mexikos von Bedeutung waren, und dies nahm den ganzen Tag in Anspruch. Viele sind des Alters wegen schwer leserlich, andre können nur bei einer gewissen Beleuchtung entziffert werden.

Eine Übersicht der nordamerikanischen Indianerkriege.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Seit dem 4. Juli 1776, wo die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erfolgte, kosteten die Indianer „Onkel Sam“ in runder Summe tausend Millionen Dollars. Angesichts des neuen, gegenwärtigen Indianerkrieges tritt die Möglichkeit in den Vordergrund, daß noch weitere Millionen notwendig sind, bis es gelingt, den Ureingeborenen dieses Landes den Todesstoß zu versetzen. Als der alte Pequot-Häuptling die puritanischen Pilgrimväter am „Plymouth Rock“ als englische Freunde bewillkommnete, sprach er im Namen von 1 000 000 Indianern, die damals das Territorium bewohnten, welches heute die Vereinigten Staaten umfassen. Dieser Aufstellung zufolge kostete die Entrechtung des „roten Mannes“ pro Kopf unsrer Republik 1000 Dollars, wenn man die beiden genannten Zahlen in Betracht zieht.

Diese Zahlen sind ziemlich genau; denn Tom Donaldson, der den Indianerzensus vor drei Jahren aufstellte, berechnete damals nach guten Quellen, daß die Indianer vom 4. Juli 1776 bis zum 30. Juni 1886 der Regierung 929 239 284 02 Dollars Kosten verursachten. Mit den Ausgaben der letzten vier Jahre steigt diese Summe wohl auf tausend Millionen Dollars. Ein Drittel davon wurde dazu verwendet, die Indianer bei Landankäufen u. dgl. abzufinden und sie zu zivilisieren, die zwei andern Drittel wurden von den Kriegen, die mit ihnen geführt wurden, verschlungen.

Senator Doolittle von Wisconsin rechnete seiner Zeit seinen Kollegen, als Friedensverträge mit den Navajoes abgeschlossen wurden und verschiedene Senatoren gegen die bedeutende Abfindungssumme protestierten, vor, was verschiedene Indianerkriege kosteten, und gab gleichzeitig eine kurze Schilderung, wie dieselben verursacht wurden. Nur einige wenige seien hier erwähnt.

Im Jahre 1852, zu einer Zeit, wo die friedlichste Stimmung herrschte, brach der große *Krieg mit den Sioux* aus. In der Nähe von Fort Laramie befand sich ein Indianerlager, und eines Morgens trieben mehrere Mormonen Kühe vorüber, die nach Salt Lake City bestimmt waren. Ein Indianer tötete eine Kuh, was zur Folge hatte, daß die Mormonen sich an den Kommandanten des Forts wandten. Dieser sandte eine Abteilung Militär von 20 Soldaten in das Indianerlager, um die Sache zu untersuchen. Der befehlende Offizier verlangte die Auslieferung des Schuldigen

und drohte im Weigerungsfalle mit der Beschießung des Lagers. Den Indianern war es offenbar um Vermeidung des Kampfes zu thun und sie erboten sich, den Wert der Kuh zu ersetzen, was abgelehnt wurde. Der Offizier wiederholte seine Forderung, die nicht erfüllt wurde, und auf sein Kommando wurden 20 Schüsse auf die Rothäute abgegeben. 20 Minuten später lag die Abteilung Soldaten und ihr Führer getötet und skalpiert am Boden. Dies war der Beginn des Siouxkrieges, der vier Jahre dauerte, viele Menschenleben auf beiden Seiten kostete und den Vereinigten Staaten nahezu 18 000 000 Dollars Kriegskosten verursachte.

Der Krieg mit den Navajoes entstand gleichfalls einer Kleinigkeit halber. Drei Feldzüge wurden gegen den tapferen Stamm unternommen, in sämtlichen unterlagen die Bundestruppen, und der Regierung kostete der Krieg 20 000 000 Dollars. Ein Navajoe kam eines Tages nach dem Fort, wurde von einem Negerjungen, der der Bediente eines Offiziers war, beleidigt und streckte denselben mit einem Pfeilschuß nieder. Da seine Auslieferung nicht erfolgte, rückte eine Truppenabteilung zu seiner Bestrafung aus, und der Krieg war vom Zaune gebrochen.

Der bedeutendste Indianerkrieg, über den am wenigsten bekannt wurde, war der im Jahre 1862 ausbrechende zweite gegen die Sioux. Ein Indianeragent, der nach den verschiedenen Agenturen gutes Schweinefleisch senden sollte, lieferte statt dessen Schweineköpfe und andre Abfälle, womit sich die Indianer nicht zufrieden erklärten. Da man auf ihre Beschwerden nicht achtete, begaben sie sich auf den Kriegspfad. Der Aufstand wurde durch die Generäle Sibley und Sully, denen 15 000 Mann reguläre Truppen und mehrere Regimenter konföderierter Gefangener zur Verfügung standen, nach hartem Kampf niedergeworfen. Diese Kriegsgefangenen zogen den Indianerkrieg der Gefangenschaft vor, wurden als Soldaten eingeschworen und kämpften sehr wacker. General Sibley, dem philantropische Bestrebungen gänzlich fremd waren, führte damals eine neue Methode in der Kriegsführung ein. Unter seinen Gefangenen suchte er die kräftigsten und verschlagensten heraus und ließ sie ohne weitere Gerichtsverhandlung aufhängen.

In den Indianerkämpfen am Missouri, die sich mit häufigen Unterbrechungen von 1868 bis 1882 abspielten, wurden 400 kleinere und größere Gefechte mit den Indianern ausgefochten, die manchem Soldaten das Leben kosteten. Auf eine Entschließung des Senats hin fertigte der Kriegsminister im Jahre 1886 einen Bericht aus, demzufolge die regulären Truppen im Westen von 1876 bis 1886 der Regierung 223 891 264 50 Dollars kosteten.

In dem Zeitraume vom 1862 bis 1868 wurden im Indianer-Territorium und Oklahoma 800 Ansiedler von Indianern ermordet. Am 2. März 1868 begann daher ein Krieg gegen die Cheyennenes, Arapahoes und Komanchen, um diese Stämme zu züchtigen. Am 9. Februar 1869 endete dieser Krieg, in dem 350 Offiziere und Soldaten getötet wurden. Von den Indianern wurden 319 getötet, 289 verwundet und 53 gefangen genommen. Die Kosten dieses Feldzuges beliefen sich auf 1 056 515 57 Dollars.

Im Modoc-Kriege, bei welchem General Canby das Kommando führte, wurden 111 Soldaten und 17 Bürger getötet. In dem Bericht des Kriegsministers an den Senat stand zu lesen: „Soviel bekannt, wurde kein Indianer getötet.“

Der dritte Sioux-Krieg im Jahre 1876 erleichterte den Regierungssäckel um 2 312 531 Dollars, der gegen die Nez Percés im Jahre 1877, der drei Monate dauerte, um 931 329 52 Dollars. Die Nez Percés bewohnten einen Teil des östlichen Oregon und waren ziemlich friedliebend. In dem später an den Senat gelangten Bericht hieß es: „Zwei schlechte Indianer töteten einen braven Weißen, weil zwei brave Weiße einen schlechten Indianer getötet hatten.“ Eine Truppenabteilung wurde nach dem Lager der Nez Percés geschickt, von diesen aber völlig geschlagen. General Howard verfolgte dann den kampflustigen Stamm 1400 Meilen weit und traf rechtzeitig ein, nachdem General Miles, der in den jetzt schwebenden Indianerwirren eine Rolle spielt, den Indianern ein siegreiches Gefecht geliefert hatte.

Seit 1882 fand nur ein Kampf, nämlich mit den Apachen in Arizona und New Mexiko statt. Derselbe verlief so glänzend, daß die Regierung angeblich für jeden getöteten oder gefangenen Apachen etwa 100 000 Dollars zahlen mußte. Für die Finanzen der Vereinigten Staaten ist es daher eine wahre Wohlthat, daß die zur Zeit schwebenden Indianerwirren, noch ehe es zum eigentlichen Kriege kam, auf gütlichem Wege beigelegt wurden.

Der Übergang Birmas vom Barrenverkehr zum Münzwesen.

Der Barrenverkehr, wie ihn bereits das alte Babylonien kannte, bildet eine Zwischenstufe zwischen dem Tauschhandel und dem Geldverkehr. Ungeprägtes Metall wird nach dem Gewichte für die Ware gegeben; seine Güte wird durch Stempel gewährleistet. In den östlichen Himalayaländern, in Zentralasien, teilweise in China und bis vor kurzem in Hinterindien ist dieser Verkehr im Gange. Da er im Aussterben begriffen ist und binnen kurzem überall durch geprägte Münzen verdrängt sein wird, so ist es von Belang, noch Genaues über denselben zu vernehmen, und aus diesem Grunde geben wir eine längere Abhandlung im Auszuge über Burmese Coinage und Currency, die ein gründlicher Kenner Indiens, R. C. Temple, in der „Academy“ (11. und 18. Oktober 1890) veröffentlicht.

Bis zum Jahre 1861 lebten die Birmanen noch ganz im Barrenverkehr. Damals ließ König Mindon, der Vater des von den Engländern abgesetzten Thibo, die ersten Münzen prägen, welche teilweise die Jahreszahl 1852 tragen, das Jahr seiner Thronbesteigung. Die bis dahin gültigen Umlaufsmittel waren folgende: 1) Metallklumpen, deren Güte nur durch Prüfung oder nach dem Aussehen beurteilt wurde. 2) Metallklumpen, deren Gehalt, aber nicht deren Gewicht durch einen Stempel bezeichnet war. 3) Unregelmäßige Münzzeichen. Die Prüfung wird wie in Indien von Goldschmieden mit einem Probiersteine und Wachs und Vergleichen des erhaltenen Striches ausgeführt. Der Wert wird nach dem Silberstandard beurteilt; Gold ward im Jahre 1889 in Mandalay 29 oder 32 mal so hoch als Silber bezahlt.

Im gewöhnlichen Verkehr genügte aber das äußere Ansehen, um die Feinheit des Silbers zu beurteilen, was nicht so schwer ist, wie es scheinen mag. Silber wird auf verschiedene Art aus den Erzen gewonnen und jeder Prozeß ist, wie Temple durch die Erfahrung kennen lernte, an dem gewonnenen Produkte kenntlich. Ohne Probieren wußte er schließlich, bloß nach dem Aussehen, den Feingehalt des Silbers anzugeben, was auch die alten Handelsweiber im Bazar verstanden; das Gewicht wird, jetzt auch bei Münzen, durch Wägen in der Hand bestimmt.

Die mit dem Feingehaltsstempel versehenen Metallklumpen stammten aus China, Siam oder Ceylon. Die erwähnten unregelmäßigen Münzzeichen besaßen besondere Form ohne Prägung, dienten als Kleingeld; statt eines solchen erhielt Temple einmal auf dem Bazar einen kupfernen Knopf. Um von den größeren Metallklumpen Kleingeld herzustellen, schlug

man mit Meißel und Hammer ein Stück ab und bot dieses in Austausch gegen die einzuhandelnde Ware. Die Metallstücke in Birma bestehen aus Gold, Silber und Blei, doch nicht aus Kupfer, da dieses Metall im Lande nicht vorkommt.

Wie genau man die Güte der umlaufenden Silberklumpen beurteilte, erkennt man daran, daß vier bis fünf Arten derselben bloß nach dem Aussehen unterschieden wurden.

Shan baw, Shansilber aus den Schanstaaten, galt als das feinste; ihm kommt dasjenige aus Birma etwa gleich; Dain, die zweite Güte, hat nur 89 bis 93 Prozent reines Metall und ist durch gestrichelte Marken kenntlich. Ywenti, die dritte Sorte, hat 85 Prozent Feingehalt; ihm gleicht Thakhwa, das im Handel von Bhamo gebräuchlich und ein schwammiges Aussehen hat. Die Legierungen des Silbers werden mit besonderen Namen bezeichnet, deren ein Minister etwa zwanzig Arten gegenüber Temple nennen konnte. Die Goldklumpen heißen, wenn rein, Khaynbatke und Mojo, wenn sie 50 Prozent Zusatz von anderm Metall haben. Der Prozentsatz wird ganz genau mit Probiernadeln bestimmt. Die umlaufenden Bleiklumpen heißen Khege. Auch diese werden, um „Kleingeld“ zu erhalten, mit Hammer und Meißel bearbeitet.

Von gestempeltem Silber, dessen Stempel nicht das Gewicht, sondern nur den Feingehalt bezeichnete, war das chinesische Sycee (saiseh-) Silber im Umlauf, mit dem Stempel der ausgebenden chinesischen Bank als Gewähr. Was die unregelmäßigen Münzzeichen betrifft, die den letzten Übergang zu den geprägten Münzen machen, so waren sehr verschiedene im Umlauf. Die Tschulan sind schalenförmige Silberstückchen, die als Efflorescenzen bei der Silberausschmelzung sich bilden, aus den Schanstaaten stammen und 6 Prozent Gold enthalten. Die Majizis sind goldene und silberne „Tamarindenkörner“, die gestempelt waren.

Das waren die umlaufenden Wertmesser Birmas, bis 1861 König Mindon die ersten Münzen prägen ließ; denn ein 1781 gemachter Versuch mit einer Münze, welcher zwei Fische aufgeprägt waren, blieb ohne weitere Folgen. Sie sind noch selten im Verkehr und gelten hier gleich den erwähnten Münzzeichen. Das Volk schreibt sie dem Könige Schweba zu, allein sie rühren vom Könige Badawphaya her, der damals zu Amarapura residierte. Die Münzen, welche Mindon schlagen ließ, und die jetzt den alten Barrenverkehr verdrängt haben, bestehen aus Gold, Silber, Kupfer, Bronze und Eisen und sind von Temple genau geschildert. Das Kupfer wurde zu diesen Münzen in dünnen Platten eingeführt; als dasselbe jedoch einmal in Blöcken kam, verstand man diese nicht auszuwalzen; man legierte es daher mit Zink und schlug aus dieser Legierung die Bronzemünzen.

Die Tuschiner in Kaukasien.

Von P. v. Stenin.

In der von der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften und Völkerkunde in Moskau herausgegebenen „Etnografitscheskoje Obosrenje“ (Ethnographische Rundschau) veröffentlicht A. S. Chachanow eine ethnographische Skizze über die Tuschiner, ein kartwelisches Bergvolk an der oberen Alasan im Kreise Tuschet, der wir nachstehendes entnehmen. Schon im 7. Jahrhundert thut Moses von Chorene der Tuschiner oder Tuschen Erwähnung, und ebenso erwähnt ihrer als tapferer Krieger die grusinische Chronik „Kartlis = Zchawberi“.

Heutzutage zerfallen die Tuschiner in vier Stämme: Zowen, Tschagliner, Porikiteler und Gometzeler, von denen der erste Stamm (die Zowen) nach Chachanow ein Mischvolk von Grusinern und Tschetschenzen (Khisten) ist. Die Ursache der Auswanderung dieses kartwelischen Volkes aus den gesegneten Thälern von Imerethien und Karthalinien in die rauhen Gebirgseinöden des heutigen Tuschetien schreibt der Verf. der drückenden mohammedanischen Herrschaft in Kaukasien und namentlich den Eroberungs- und Raubzügen des Aga Mohamed Schah von Persien zu Ende des 18. Jahrhunderts zu. Die Zowen sind Halbnomaden und treiben nur Viehzucht, die übrigen Tuschiner sind Ackerbauer. Neben dem griechisch-katholischen Klerus spielen eine wichtige Rolle heidnische Priester, und zwar in erster Linie die hochangesehenen Oberpriester (Chewis-beri und Dekanosi), welchen das Schlachten der Opfertiere obliegt; ihnen folgt der Chuzi, welcher den „Chata“, die Stätte, wo die heilige Fahne (Droscha) aufbewahrt wird, zu beaufsichtigen hat; außerdem kann er Ehen schließen, Neugeborene taufen, das Haus nach der Geburt eines Kindes einweihen (da nach der Anschauung der Tuschiner nach der Niederkunft eines Weibes die Wohnung unrein wird), Beerdigungen vornehmen rc. Auf der niedrigsten Stufe der hierarchischen Leiter steht der Mnate, der das Kirchengut zu verwalten hat.

Am 17. bis 18 Juli (alten Stils) wird beim Zusammenströmen zahlreicher Vertreter verschiedener Bergvölker das Fest Lascharoba (des Kreuzes des heiligen Königs Georg Lascha, eines Nationalhelden der Tuschiner) gefeiert, wobei die Andächtigen mit dem Blute der geschlachteten Opfertiere besprengt werden. Als Ursache der traurigen Zustände, welche im Beginne unsres Jahrhunderts in Grusien herrschten, betrachten die Tuschiner die Vernichtung der heiligen Eiche von Lascharis = Dschwari, welche von Engeln bewacht wurde und mit dem Himmel durch eine goldene Kette verbunden war. Diesen heiligen Baum nämlich fällte der gottlose Fürst Eristow durch List, indem er den Stamm mit Katzenblut besprengte, wodurch die Engel zum Weichen gezwungen wurden und die goldene Kette im Himmel verschwand. Noch heute beweinen die Tuschiner diese ruchlose That in ihren Liedern.

Als eine Überlieferung vom früheren Mädchenraub besteht noch die Sitte, daß die Braut erst nach langem Suchen vom Bräutigam aus ihrem Versteck zur Kirche hervorgeholt wird, und daß, bevor die Neuvermählten ihre Wohnung betreten, die Hochzeitsgäste mit Flintenschüssen die im Hofe angezündeten Fackeln auslöschen. Bei einem Begräbnis erheben die Weiber Klagegeheul und raufen sich die Haare aus, die Männer aber schneiden sich das Haar im Laufe eines Jahres nicht. Ist ein Mann gestorben, so wird er mit seiner Burka (Pelzmantel) bedeckt, man legt ihm auf die Brust ein Hufeisen und neben ihn seinen Kinshal (Dolch). Sein Roß begleitet die Leiche bis zum Grabe, wird auch am 7. und 40. Tage zum Grabhügel geführt und später einem der Verwandten des Verblichenen je nach der Anweisung des Kadagi (Orakels) geschenkt. Früher wurde die Witwe auf dem Grabe ihres Gemahls erdolcht, jetzt muß sie sich nur den Zopf abschneiden lassen. Zur Beruhigung der Seele des Verstorbenen wird zu Ende des Jahres das sogenannte Dogi, d. i. Preisschießen und Wettrennen veranstaltet. Im Jenseits (Suleti) erwarten die Seele strenge Richter, welche dem Neueintretenden mit einer scharfen Schere einige Haare abschneiden. Zwischen dem Paradies und der Hölle fließt ein tobender Theerstrom, über welchen ein Haar als Brücke gespannt ist, aber nur den Frommen glückt es, diese improvisierte Brücke zu überschreiten.

Das Weib nimmt bei den Tuschinern eine bevorzugte Stellung ein im Gegensatz zu der Lage der Weiber bei andern Völkern des Orients. Dennoch wurde früher in Tuschetien der Mord eines Mannes mit 60, dagegen der eines Weibes nur mit 30 Kühen bestraft!! Vergewaltigung eines Mädchens ist nicht selten Ursache einer blutigen Fehde zwischen zwei Dörfern gewesen, und es ereignet sich nicht selten, daß ein

entschlossenes Mädchen mit einem wohlgezielten Pistolenschuß einen besonders aufdringlichen Don Juan ins Jenseits befördert. Die Tuschiner dürfen natürlich jetzt unter der russischen Herrschaft keine eigene Justiz ausüben, es besteht aber als ein Überbleibsel früherer barbarischer Strafen noch die Strafe der Steinigung, und zwar nicht mehr des Verbrechers selbst, sondern nur seines Namens, indem jeder Tuschiner unter Ausstoßen von Verwünschungen gegen den Übelthäter an einem Kreuzwege Steine aufhäuft. Man sieht in Tuschetien solche Steinhaufen recht oft. Auch Gottesgerichte (Ordalien) sind unter den Tuschinern an der Tagesordnung. Herrn Chachanow erzählte ein alter Tuschiner, namens Utschkuo Achadeli, daß zur Ermittelung eines Diebes man sich eines Gefäßes mit siedendem Wasser bediente, aus welchem die im Verdacht stehende Person ein Hufeisen herausholen mußte.

Das Tschernosem Rußlands,

die berühmte „Schwarzerde", ist in der Dezembersitzung des Leipziger Vereins für Erdkunde von Herrn Lehrer Hoffmann zum Gegenstande einer eingehenden Betrachtung gemacht worden, der wir nach einem Berichte des Herrn Dr. Fitzau das Nachstehende entnehmen.

Infolge des bis in die letzte Zeit fehlenden bestimmten Begriffs des Tschernosem und seiner daher sehr willkürlichen Abgrenzung von ihm verwandten Bodenarten herrschte bis in die Gegenwart eine große Unsicherheit über die Verbreitung des Tschernosems. Rechnet man zum Tschernosem alle Bodenarten, die über 2 Proz. organische Stoffe enthalten, so findet sich derselbe im südlichen europäischen Rußland in einem 350 bis 700 Werst breiten, von W. nach O. an Breite allmählich zunehmenden Gürtel, dessen nördliche Grenze an vielen Stellen mit dem breiten sandigen Streifen zusammenfällt, der, am Pripet beginnend, von S.-W. nach N.-O. über Tula bis Kasan an der Wolga sich hinzieht und ungefähr auch mit der Juli-Isotherme von + 20° C. zusammenfällt. Das Tschernosemgebiet umfaßt das ganze europäische Rußland südlich von dieser Grenzlinie mit Ausnahme von Taurien, der Krim und der Gouvernements im N. und N.-W. des Kaspischen Meeres. Im allgemeinen wächst der Humusgehalt im Boden von W. nach O.; am höchsten ist er an den Ufern der Wolga, wo er in den Gouvernements Saratow, Pensa, Simbirsk, Orenburg, Ufa und Samara 13 bis 16 Proz. beträgt; hieran schließt sich nach W. zu fast konzentrisch ein Ring mit 10 bis 13 Proz. Humusgehalt und weiter einer von 7 bis 10 Proz. Gehalt. Die Zone mit 4 bis 7 Proz. Humusgehalt ist die größte und umfaßt fast 2/3 des transdnjeprischen Gebietes, den ganzen Küstenstrich des Asowschen Meeres und die zentralen Teile des Tschernosemgebiets. Die sich westlich und nordwestlich hieran schließende Zone mit 2 bis 4 Proz. Humusgehalt bildet den Übergang zu dem nördlichen Rasenboden einerseits und den südlichen Salzsteppen andrerseits, die beide einen Humusgehalt von 0,5 bis 2 Proz. haben. In allen Zonen übersteigt die Mächtigkeit der Schwarzerde nicht 1½ m. Die Hauptursache der Verschiedenheit des Humusgehaltes liegt in dem chemischen Charakter des Muttergesteins, aus dem der Tschernosem entstanden ist; je thonreicher das Muttergestein, um so humusreicher ist auch der daraus gebildete Tschernosem. Im südwestlichen Teile des Schwarzerdegebiets ist das Muttergestein vorwiegend sandiger und kalkiger Natur; im zentralen Teile ruht das Tschernosem auf fünf verschiedenen Gesteinsarten: jurassischem Mergelthon, tertiären und andren Sanden, Kreide und Kreidemergeln, devonischen Kalken und auf Geschiebelöß; und in den östlichen Gebieten sind es vorwiegend Mergelthone permischer und triassischer Formation, die an der Bildung des Tschernosem beteiligt sind. Entgegen den früheren Hypothesen, nach denen Tschernosem entweder durch das Meer oder durch Sümpfe gebildet sein sollte, nimmt man heute allgemein als feststehend an, daß Tschernosem eine lokale, oberirdische Bildung ist, entstanden durch Einwirkung einer Reihe von Faktoren auf jene Muttergesteinsarten, die noch heute das Liegende des Tschernosems bilden. Diese Faktoren sind entweder organischer, klimatologischer oder mechanischer Natur, je nachdem die Flora und die niedere Fauna bei der Zersetzung des Gesteins und der Humusbildung beteiligt sind, das Klima das Wachsthum einer Steppenflora begünstigt und die im Boden thätigen kapillaren Kräfte das Eindringen und Festhalten der Humussäuren ermöglichen. Wälder haben die Bildung von Tschernosem verhindert, an seiner Bildung ist ausschließlich die Steppenflora beteiligt. Die von Würmern, Käfern, Larven, Wühlern und Nagern bei der Humusbildung und Aufspeicherung geleistete Arbeit ist beträchtlicher, als eine oberflächliche Betrachtung vermuten läßt. Im Steppenboden geht die Bildung des Humus derart vor sich, daß die krautartigen Teile der Gewächse absterben, an der Luft vermodern und sich teilweise in Humus verwandeln, der mit dem Regen- oder Schneewasser in den Boden eindringt und hier aufgespeichert wird. Diese Humussäuren wirken lösend auf das Muttergestein und gehen mit den Elementen desselben Verbindungen ein, auf deren Anwesenheit die Fruchtbarkeit des Tschernosem beruhte.

Pflanzen- und Tierwelt auf der Ostküste Sumatras[1]).

Während im Westen der Insel sich die Fluten der See bis dicht an die Gebirgsflanken herangenagt haben, sind auf der Ostküste große alluviale Ebenen entstanden, auf deren nördlichem, schmäleren Teile das Sultanat Deli, wie die angrenzenden Reiche Laukat und Serdang liegen, denen die nachfolgende Schilderung ihr Entstehen verdankt.

Der im ganzen aber wenig geneigte Boden ruht auf einer Thonschicht, wodurch die überliegende Sand- und Humusschicht wie ein Schwamm durchtränkt ist und zahllose Tümpel, Weiher wie Sümpfe bildet, ein Vorgang, welcher zum Verständnis der Tier- und Pflanzenwelt von Nöten ist, weshalb auch der Umstand Beachtung verdient, daß die Luft in Deli im Mittel stets 80 Proz. derjenigen Feuchtigkeitsmenge enthält, welche sie überhaupt zu absorbieren im stande ist. Für die trockene Zeit, vom Februar bis Juli, beträgt die Anzahl der Regentage 11, für die folgenden Monate der Regenzeit 18 Tage auf den Monat. In dem ersteren Abschnitt ist die mittlere Regenmenge 127 mm, im zweiten Halbjahr dagegen 227 mm. Auch Hagelschlag kommt alle paar Jahre in Deli vor; die Taubildung ist selbstverständlich sehr groß. Die mittlere Jahrestemperatur glaubt Hagen auf 26,7° C. angeben zu können; die Monats-Schwankungen bewegen sich zwischen 26,1 und 27,5° C., während sie für die kältesten Tage einen Unterschied von 5°, der Julimonat einen von fast 9° aufweisen.

Die angebliche Armut der Tropenwelt an schönen Blumen, welche von so vielen Reisenden berichtet wird, erkennt Hagen nicht an und führt drei Ursachen an, welche den Reichtum an Blüten minder hervortreten lassen: die übergroße Tendenz zur Blattbildung, die oft ungeheure Höhe der blühenden Bäume, den Umstand, daß die Blütezeit sich nicht wie in Europa auf eine kurze Zeit zusammendrängt, sondern das ganze Jahr über währt. Die Vegetation entfaltet sich in

[1]) B. Hagen. Die Pflanzen- und Tierwelt von Deli auf der Ostküste Sumatras. Naturwissenschaftliche Skizzen und Beiträge. Tijdschrift van het kon. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap. Tweede Serie, Deel VIII, Nr. 1. Leiden 1890, S. 1 bis 240.

vier verschiedenen Zonen, der Strand- oder Küstenvegetation, der Zone des heißen Tieflandes, welche fast unmerklich in die halbkühle oder Bergregion übergeht; letztere dagegen hebt sich scharf ab von der vierten, kühlen oder Hochlandvegetation, welche sich in der Höhe von 1300 m auf dem Plateau von Tobah vorfindet.

Im Vergleich zu Java sind sämtliche Vegetationsgrenzen auf Sumatra niedriger. Als Beispiel sei angeführt, daß die Eichen, welche auf Java erst bei 1400 m häufiger werden, in West-Sumatra bis zu 160 und in Deli bis zu 30 m herab vorkommen, während die Rhododendren bis zu 1000 m hinab steigen und Baumfarne bei 200 m sich finden. Botanisch ist die Ostküste von Sumatra noch eine terra incognita, da kein Fachmann dort jemals Sammlungen angelegt hat.

Was die Säugetierfauna Sumatras anlangt, so kennt man augenblicklich von dieser Insel 112 Arten, von Borneo 93 und von Java 97, was die Richtigkeit des Wallaceschen Satzes von der großen Übereinstimmung der Formen von Borneo, Sumatra u. s. w. von neuem bestätigt. Speziell auf der Ostküste fand Hagen 64 Arten, darunter, mit Ausnahme von zwei ganz neuen Flugeichhörnchen, 6 Spezies, welche bisher nur von Malakka zum Teil und Borneo bekannt waren, auch meist als dort endemisch angesehen werden. Rechnet man die am wenigsten bekannten Fledermäuse ab, so ergiebt sich ein Bestand von

45 Säugetieren für Sumatra und Borneo,
30 " " Sumatra " Java,
23 " " Borneo " Java.

Bezüglich der Vögel stimmen Sumatra und Borneo sehr überein. Die Ostküste der erst genannten Insel lieferte 142 Arten Vögel, darunter 11 für Sumatra neue Spezies, welche von Malakka, Borneo und Java bekannt waren. Malakka und die Ostseite Sumatras zeigen sehr große Gleichheit der Vögel, von denen West-Sumatra erheblich abweicht.

Unter 44 Schlangen aus dem Delischen Gebiete fand sich nur eine neue Art, aber sonst ein Anklang an Borneo, wie dieser Fall sich auch bei den Schmetterlingen wiederholte. Die Zahl der Tagfalter, welche Hagen bekannt geworden sind, beläuft sich auf 315 (darunter 6 neue Spezies); an Nachtfaltern traf Hagen etwa 180.

In Ansehung der Fauna der Ost- und Westküste Sumatras bekommt man den Eindruck, als wenn die Fauna der alluvialen Küstenebene ebenfalls eine alluviale, von den gegenüberliegenden Küsten Malakkas und Borneos angeschwemmte sei, welche nicht recht in die Lage und in die Zeit gekommen wäre, sich über die ganze Insel, namentlich die älteren Partien auszudehnen und die dortige Tierwelt zurückzudrängen. Dr. E. Roth.

Die Germanisierung der Litauer in Ostpreußen.

Neben den Wenden, die in der Stärke von 115 000 Köpfen ein Gebiet von ungefähr 50 Geviertmeilen in der Ober- und Niederlausitz (von Rodewitz südlich von Bautzen bis Schönhöhe nördlich von Kottbus und von Senftenberg bis Muskau) bewohnen, sind es besonders die Litauer im äußersten Nordosten der Provinz Ostpreußen, welche von Jahr zu Jahr an Zahl abnehmen und langsam im Deutschtum aufgehen. Im Jahre 1861 gab es in den Kreisen Gumbinnen und Darkehmen noch spärliche Reste des litauischen Stammes, heute sind sie vollständig verschwunden; im Kreise Goldapp zählte man damals noch 1700 und im Kreise Stallupönen noch 3631 Litauer; im Jahre 1886 aber ermittelte man in beiden Kreisen nur noch 241 Schulkinder, welche neben dem Deutschen auch litauisch, und nur 27 Schulkinder, welche bloß litauisch verstanden und sprachen. Es war also hier im Verlaufe von 25 Jahren die Zahl der Litauer auf ungefähr 1500 Köpfe zurückgegangen. Weit mehr noch schmolz der litauische Stamm im Kreise Insterburg zusammen. Hier wohnten 1861 noch 3329 Litauer; 1886 gab es aber nur noch 68 Schulkinder, welche litauisch verstanden, so daß gegenwärtig die Zahl der Litauer in diesem Kreise auf etwa 400 Köpfe berechnet werden kann. Auch in den Kreisen Pillkallen und Ragnit ist ein Rückgang der Litauer zu verzeichnen; in Pillkallen verminderte sich ihre Zahl in der Zeit von 1861 bis 1886 von 11 611 auf etwa 8000 und in Ragnit von 18 982 auf etwa 16 000; man ermittelte nämlich 1886 in Pillkallen 784 Schulkinder, welche im elterlichen Hause nur litauisch, und 532 Schulkinder, welche litauisch und deutsch sprachen, in Ragnit aber 1229 Schulkinder, welche in der Familie nur litauisch, und 1405 Schulkinder, welche neben dem Litauischen auch deutsch redeten.

Nur in den Kreisen Tilsit, Niederung, Heidekrug, Memel und Labiau, die zum Teil dem Verkehr noch entrückt sind, hat das litauische Volk seine frühere Stärke fast beibehalten. Daß aber auch hier die deutsche Sprache siegreich vorwärts dringt, geht aus folgenden Angaben hervor: Im Kreise Tilsit gab es 1886 3497 Schulkinder, welche im Elternhause nur litauisch, und 1090, welche neben ihrer Muttersprache auch deutsch redeten; im Kreise Niederung sprachen 794 Schulkinder nur litauisch und 1036 litauisch und deutsch, im Kreise Heidekrug 2717 nur litauisch und 1786 litauisch und deutsch, im Kreise Memel 2834 nur litauisch und 1055 litauisch und deutsch, und im Kreise Labiau 868 nur litauisch und 1137 litauisch und deutsch, nicht etwa bloß in der Schule, sondern auch in der Familie.

Im ganzen gab es 1886 12 750 nur litauisch und 8364 deutsch und litauisch sprechende Schulkinder. Da auf 100 Bewohner Ostpreußens etwa 17 bis 18 Schulkinder kommen, so ist die gegenwärtige Zahl der Litauer auf rund 120 000 zu berechnen gegen 137 404 im Jahre 1861.

In Zukunft werden sich die Litauer noch rascher vermindern, da seit 1873 der Unterricht in der Schule nur in deutscher Sprache erteilt wird; selbst beim Religionsunterricht bedienen sich die Lehrer mehr und mehr der deutschen Sprache, auch findet die Konfirmation schon zum Teil in deutscher statt. Der Gottesdienst in den durchwegs evangelischen Kirchen ist litauisch und deutsch. Alle Gesetze, alle Verordnungen werden den Litauern nur in deutscher Sprache vermittelt; die Verkehrssprache auf der Post und der Eisenbahn ist ausschließlich deutsch. Sodann bewohnen die Litauer in Ostpreußen kein geschlossenes Sprachgebiet mehr; vielmehr ist dasselbe, wie man auf der Böckhschen Sprachenkarte des preußischen Staates klar erkennen kann, in viele kleine Sprachinseln zersplittert, die rasch von dem vordringenden deutschen Elemente aufgesogen werden. Mit jeder neuen Eisenbahn geht ein Stück litauischen Volkstums verloren. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des kleinen Völkchens sucht in der Fremde, meist in Königsberg, ein besseres Fortkommen. Jederzeit sind die Litauer die besten Patrioten gewesen; sie sind ausgezeichnete Soldaten und stolz auf ihre preußische Staatszugehörigkeit. Die Versuche der Polen, die Litauer zu einer feindlichen Stellung gegen die Regierung zu bewegen, sind durchwegs fehlgeschlagen und werden auch in Zukunft keinen Erfolg haben. Daß die Litauer neuerdings bemüht sind, ihre Muttersprache und Nationalität innerhalb des deutschen Reichsgebiets aufrecht zu erhalten, daß sie eine Anzahl litauischer Zeitungen und Zeitschriften (z. B. die in Memel erscheinende „Lietuwiszka Ceitunga", ferner die in Tilsit erscheinenden Organe „Auszra" und „Tilzes Keleiwis") ins Leben gerufen haben, wird ihnen niemand zum Vorwurf machen. Höchst wahrscheinlich ist aber die auf Erhaltung

des litauischen Volkstums gerichtete Arbeit und Agitation vergeblich; sie wird nur bewirken, daß das durchaus friedliche Aufgehen der ostpreußischen Litauer im deutschen Volke um einige Jahrzehnte hinausgeschoben wird. Dr. Gehre.

Der Selbstmord bei den Tschuktschen[1].

Das Ritual, das mit diesem schrecklichen Brauche verknüpft ist, erweist sich bei allen Tschuktschen als ein gleiches, mögen dieselben am Schelagischen-Kap, am Flusse Tschaün hausen oder Rossowoje (vom Ostkap oder Ross) oder Tabunnyje („Heerden"-) Tschuktschen heißen. Als Veranlassung zum Selbstmord dient der Glaube ans jenseitige Leben, der, bis zum Fanatismus gesteigert, im Wunsche, schneller die verstorbenen Verwandten wiederzusehen, gipfelt. Die Seelen der verblichenen Tschuktschen werden als Beschützer der Familie verehrt. Verschiedene Mühsale, Unglücksfälle und Unpäßlichkeiten werden dem Einflusse der Verstorbenen, zusammen mit den bösen Geistern, zugeschrieben. Den verstorbenen Verwandten und bösen Geistern zu Gefallen opfern die Tschuktschen ihr eigenes Leben, zumal zur Zeit von Epidemieen und schweren Drangsalen. Der Tschuktsche, der entschlossen ist alle irdischen Bande und Rechnungen zu zerreißen, eröffnet solches seinen nächsten Verwandten, und diese Nachricht wird bald den benachbarten Tschuktschen, Jukagiren, Lamuten und Russen mitgeteilt. Die Nachbarn und besonders die Verwandten beginnen den Fanatiker, der beschlossen hat, sein Leben vorzeitig zu beschließen, zu bereden, seinen Vorsatz hinauszuschieben, sie nicht zu kränken. Doch alles derartige Bereden fruchtet nicht, — der Fanatiker besitzt, seiner Überzeugung nach, wichtige Gründe zur Vollführung seines Vorsatzes: er bezieht sich auf Traumgeschichten, auf Tote, die ihn quälen, auf Teufel und Verwandte, die ihm im Traume erscheinen und zu sich rufen. So beginnt denn die Vorbereitung des Fanatikers auf den Tod. Dazu wird eine neue Kleidung aus weißen Renntierfellen (pyshik) für ihn hergestellt, ein neuer Schlitten und Geschirr für die Renntiere, auf denen die weite Reise ins Jenseits angetreten wird. Alles dieses geschieht langsam, wenigstens im Laufe von 10 bis 15 Tagen. Endlich kommt der Tag, der zu seinem Tode bestimmt ist. Es versammeln sich die Verwandten und Nachbarn. In deren Gegenwart zieht der sich dem Tode Widmende die neue Kleidung an und setzt sich in die Ecke der Jurte (Hütte). Das Werkzeug zu seiner Tötung befindet sich in den Händen seines nächsten Verwandten. Das Werkzeug pflegt in diesem Falle dreierlei Art zu sein: ein Speer, Messer und Riemen. Wenn er mit dem Messer getötet zu werden wünscht, halten zwei seiner Verwandten ihn an den Händen, während der dritte, ein scharfes Messer an die Gurgel haltend, dasselbe in der Richtung zum Herzen einführt. Wenn er erstochen zu werden wünscht, wird ihm durch eine Öffnung in der Wand ein Speer gereicht; denselben ins Herz richtend, giebt er ein Zeichen, daß man ihn ersteche. Wenn aber der Fanatiker erdrosselt zu werden wünscht, ziehen zwei Verwandte, nachdem sie um den Hals einen Lasso-Riemen gewickelt haben, solchen nach entgegengesetzten Seiten, bis sie ihr Opfer erdrosselt haben. Des Tschuktschen Wille ist erfüllt. Den Getöteten thut man auf den vorbereiteten Schlitten in halbliegender Stellung, und führt ihn an den bestimmten Ort weg. Hier müssen die den Toten Begleitenden von ihm scheiden. Die Renntiere, die ihn hergebracht haben, werden erstochen. Dem Toten nimmt man die Kleidung ab, zerschneidet sie in kleine Stücke und läßt sie liegen, während man ihn selbst, an Händen und Füßen gefesselt, auf einen Scheiterhaufen bringt und verbrennt. Die Teilnehmer der Leichenfeier wenden sich, nachdem sie ihr Antlitz und Hände mit dem Blute des Verstorbenen beschmiert, an ihn während des Verbrennens mit der Bitte, sie nicht zu vergessen. Hierauf, nach vollendeter Verbrennung der Leiche, nachdem bloß die Asche von ihm übriggeblieben ist, begeben sich alle nach Hause.... Dieser schreckliche von altersher erhaltene Brauch wird bis auf den heutigen Tag mit derselben Genauigkeit befolgt, wie solches vor der Einführung des Christentums im Lande geschah. N. v. Seidlitz.

[1] Die fast in jedem Gouvernement oder Landstriche (Oblast) Rußlands erscheinenden, vornehmlich gerichtlichen Anzeigen oder Aufrufen gewidmeten amtlichen Zeitungen enthalten außer Steckbriefen, Suchen von Militärpflichtigen, verlorenem oder gestohlenem Vieh und dergleichen, von niemandem ohne Zwang gelesenen Nachrichten, mitunter wahre Perlen ethnographischer Spezialstudien. Eine solche entnahm die seit Kurzem in Moskau erscheinende „Ethnographische Revue" den „Nachrichten" der Jakutischen Eparchie.

Aus allen Erdteilen.

— Die Datumsgrenze in der Südsee. Infolge der Entdeckung und der Besiedelung der Philippinen durch die Spanier von Amerika (von Osten) her, bestand dort bis zum Jahre 1844 die amerikanische Datumführung. Wie Freiherr von Banko zeigte, erließ in jenem Jahre der Erzbischof von Manila eine Verordnung, der zufolge auf den 30. Dezember 1844 unmittelbar der 1. Januar 1845 folgen sollte, mithin ein Tag ausfiel und damit die Übereinstimmung der Datumführung mit dem asiatischen Festlande erreicht wurde. Wie Dr. von Danckelman zeigt, ist in der Südsee die Praxis des Weltverkehrs für die Datumführung maßgebend. Auf den Karolinen-, den Marschall- und Kingsmillinseln ist das Datum mit jenem von Australien, Indonesien, China u. s. w. übereinstimmend, ja selbst auf den Samoainseln, wiewohl dieselben jenseits des 180. Meridians liegen (zwischen 172° und 169° westl. L. v. Gr.), wird das gleiche Datum wie in Australien angewendet. Und so wird es wohl auch auf den Tonga- und andern Inselgruppen sein, die alle im regen Verkehr mit Australien stehen, von Amerika aber durch weite Meeresflächen getrennt sind.

— In einem Kalksteingebirge, welches sich dem bei Tanga (Deutsch-Ostafrika) mündenden Mkulumuri entlang zieht, hat Dr. Kaerger im November 1890 sehr zahlreiche und mannigfach gestaltete Tropfsteinhöhlen entdeckt, die teilweise eine Höhe von 30 bis 40 m erreichen und eine große Ausdehnung besitzen. Die Tropfsteinbildungen in denselben beschreibt er als sehr schön. Bewohner der Höhlen sind Stachelschweine, zahllose Fledermäuse und vielerlei „eigentümlich geformte" Insekten.

— Im Petschoralande hat der russische Geologe Tschernyschow im Laufe des Jahres 1890 Untersuchungen ausgeführt, welche die Geologie des Landes als sehr kompliziert darstellen. Er hat eine Karte des Landes angefertigt, welche beiläufig 50000 Quadratwerst umfaßt und deren wichtigste orographische Angaben sich auf eine Reihe astronomisch neu bestimmter Punkte stützen. Es ist der Bau einer Reihe von Gebirgen erforscht worden, deren Dasein bisher kein Geograph geahnt hat, die aber den Samojeden unter streng feststehenden Namen wohl bekannt waren. Die

Reisenden hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich war ihnen der späte Beginn des Frühjahrs hinderlich; auf dem ganzen Wege von Ust Pinega nach Mesen und weiter bis zur Zylma und Kosma hielten sie mit dem Eisgange Schritt. Als sie, der Kosma folgend, der Tundra zuwanderten, wußten sie nicht einmal, ob sie Führer antreffen würden, da die Bevölkerung dieses ausgedehnten Gebietes sich auf 360 Samojeden beschränkt, die sechs verschiedenen Stämmen angehören. Nachdem die Gegend der Zylma und Ischma untersucht war, wurde im September der Pyschma entlang der Rückweg über Mesen angetreten. (Nach Verhandl. d. Ges. für Erdk. zu Berlin 1890, 460.)

— **Deutsche Expedition nach Westgrönland.** Der Vorstand der Berliner Karl Ritter-Stiftung hat beschlossen, aus den Mitteln derselben eine Expedition nach der Westküste Grönlands auszurüsten. Führer derselben soll Dr. E. v. Drygalski sein, welchem sich Herr O. Baschin, Mitglied der Gesellschaft für Erdkunde, auf eigene Kosten anzuschließen gedenkt. Zweck der Expedition ist das Studium der Eisverhältnisse von Grönland, insbesondere der Bewegungserscheinungen auf dem Inlandeis und den Gletschern. Dr. v. Drygalski beabsichtigt, im Hintergrunde des Umanakfjordes, ungefähr in $70^1/_2$ Grad nördl. Br., eine Station anzulegen, auf welcher Herr Baschin fortlaufende meteorologische Beobachtungen gewinnen will, und von hieraus auf längeren und kürzeren Ausflügen das Studium der Eisverhältnisse vorzunehmen. Außer den beiden genannten ist noch ein dritter wissenschaftlicher Beobachter in Aussicht genommen. Die Dauer des Aufenthaltes am Eisrande ist auf ein Jahr bemessen.

— **Der Handel des Congostaates** hat sich, entgegen den anfänglichen üblen Voraussagen, stätig und immer fortschreitend entwickelt. Den größten Nutzen aus demselben haben, seit der Eröffnung des oberen Congo, die niederländischen Handelshäuser gezogen, welche ihre Stationen immer weiter in das Innere vorgeschoben haben. Im Jahre 1886 wurden im ganzen 5000 Lasten von Matadi bis zum Stanleypool gebracht; im Jahre 1889 transportierte der Congostaat allein 23000 Lasten dorthin und entsprechend hob sich der Privathandel. Damals war jenseits Matadi kein einziges Warenhaus, jetzt sind dort allein deren 14 errichtet, und zehn Dampfer befahren nur für Handelszwecke diese Strecke. Im Jahre 1885 waren nur 13 Missionsstationen am Congo, jetzt liegen deren schon 15 entlang dem Strome. Der Wert der Ausfuhr des Congo, welcher im Jahre 1886 nur 1633440 Franken betrug, ist 1889 auf 6184531 Franken gestiegen, und die Einfuhr hat sich in ähnlicher Art gehoben. Die Einnahmen des Staates weisen noch ein Defizit auf, welches jetzt durch Einfuhrzölle aufgebracht werden soll.

— **Tauben als Pflanzenverbreiter in der Südsee.** Nach den Beobachtungen, welche C. M. Woodford bei seiner dritten Reise nach den Salomoinseln (Proc. Geogr. Soc. 1890, 395) machte, sind es gerade Tauben, welche Pflanzensamen von einer zur andren Insel verschleppen. Kleine Koralleninseln, die sehr weit von größeren bereits bewaldeten entfernt liegen, erhalten ihre erste Vegetation meist durch solche angeschwemmte Sämereien, die längeren Aufenthalt im Seewasser vertragen, so die Kasuarinaarten, Tournefortia argentifolia, Scaevola Koenigii, Guettarda speciosa, Calophyllum inophyllum, Pandanus. Die Flora bleibt auf diese Pflanzen beschränkt, wenn die Insel so fern von andern liegt, daß Landvögel sie nicht erreichen können. Ist letzteres aber der Fall, so tragen namentlich Tauben, neben andern Landvögeln, Sämereien zu, welche der Flora ein andres Gepräge verleihen. Wie dieses geschieht, beobachtete Woodford an der großen früchtefressenden Taube der Salomonen, die regelmäßig (vielleicht um den nächtlich jagenden Leguanen zu entgehen) von den Hauptinseln auf die kleinen Nebeninseln um die Abendzeit hinüberfliegt. Sie füllen dann die Bäume und sind vollgestopft mit Feigen und besonders den walnußgroßen Kanariennüssen, deren weiche Hülle sie verdauen, worauf sie die große harte Nuß selbst von sich geben. Dieses benutzen die Eingeborenen, welche auf den kleinen Inseln unter den Rastbäumen der Tauben ihre Nußernte abhalten. Besonders weite Ausflüge über See macht die weit verbreitete Nicobartaube (Calaenas nicobarica), welche Woodford einmal 40 Miles von den Salomonen auf See antraf.

— **Über Brustmessungen und Körpergewichtsbestimmungen,** die er an Soldaten des 3. bayerischen Feldartillerieregiments in den Jahren 1887 bis 1889 vorgenommen hat, sprach am 9. Januar 1891 der Oberstabsarzt Dr. Seggel in der Münchener anthropologischen Gesellschaft. Vorgenommen wurden dieselben zum Zwecke einer genauen Bestimmung der Brustweite und der Erweiterungsfähigkeit der Brust, sowie zur genügenden Kontrolle über die Ernährung der Leute. Aus dem reichen Inhalte des auf umfangreiches Zahlenmaterial und die Vorstellung mehrerer Leute gestützten Vortrages können wir nur erwähnen, daß sowohl bei der Zivilbevölkerung eine von Jahr zu Jahr sich bessernde Körperernährung, als bei der älteren Mannschaft eine proportionale Zunahme des Körpergewichtes trotz der Anstrengungen des Dienstes festgestellt ist. Für die Größe des Brustumfanges ist nicht die Ernährung, sondern die Beschäftigung von maßgebendem Einflusse. Die durch die Umstände erschwerte Messung des Brustumfanges bei der Aushebung gewinnt der Redner in besserer Weise als bisher durch die Messung der Schulterbreite und des geraden oder Tiefendurchmessers der Brust von vorn nach hinten mit dem von den Förstern zur Durchmesserbestimmung von Bäumen gebrauchten Maßstabe. Dabei ergab sich, daß die Schulterbreite viel genauer mit dem Körpergewicht in Übereinstimmung ist als der Brustumfang; doch bedarf die Messung der Schulterbreite noch einer Ergänzung durch den Tiefendurchmesser der Brust von vorn nach hinten.

— **Das Wort „Irokese".** Man liest in den Lehrbüchern der Völkerkunde eine Erklärung des Wortes Irokese (Iroquois), die auf den alten Charlevoix zurückgeht, der in seiner Geschichte Neufrankreichs berichtet: „Der Name Iroquois ist französisch und ist gebildet aus dem (indianischen) Worte hiro, ich habe gesprochen (denn mit diesem Worte schließen die Indianer ihre Reden) und aus koue, welches langgezogen einen Ausdruck der Trauer, aber kurz ausgestoßen Freude bedeutet." Dagegen meinte der amerikanische Sprachforscher Horatio Hale, die Volksbenennung stamme von dem Worte garokwa oder ierokwa = diejenigen, welche rauchen, oder kurzweg „Tabaksvolk", denn die Irokesen bauten einst Tabak. Indessen ein guter Kenner der irokesischen Sprache, J. N. B. Hewitt, bestreitet, daß dieses Verbum in den irokesischen Sprachen vorkomme und stellt seinerseits (American Anthropologist I, 188) eine andre Etymologie auf: irinako im Montagnaisdialekt und ininako im Mohegandialekt jener Sprache bedeutet nämlich „echte Schlange". Mit der französischen Endung ois entstehen dadurch irinakois und ininakois, das Wort, woraus dann weiter Iroquois und unser Irokese wurde.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 8.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ameghinos Forschungen in den argentinischen Pampas.

Von Dr. W. Kobelt.

I.

Der „Globus" hat zwar bereits in Nr. 23 des vorigen Bandes von mir eine kurze Zusammenstellung der von Ameghino in seinem großen Werke über die fossilen Säugetierreste Argentiniens veröffentlichten Funde von Menschenresten und Menschenspuren gebracht. Da die Fundberichte aber in einem sehr umfangreichen und kostspieligen Werke enthalten und obendrein in einer Sprache geschrieben sind, welche nur verhältnismäßig wenigen deutschen Naturforschern geläufig ist, bin ich von verschiedenen Seiten aufgefordert worden, einen ausführlicheren Auszug aus dem Ameghinoschen Werk zu geben und der „Globus" hat in dankenswerter Weise seine Spalten dafür zur Verfügung gestellt.

Der Boden der großen Ebene, welche sich von Patagonien dem Fuße der Anden entlang bis nach Bolivia hinein erstreckt und dort mit dem Tieflande des Amazonas verschmilzt, ist von relativ neuer Bildung. Noch zur Kreidezeit bestand Südamerika aus mindestens drei Inseln, welche durch Meere, deren Stelle jetzt die Tiefebenen von Orinoko, Amazonas und La Plata einnehmen, getrennt wurden. Aus der heutigen Verbreitung der Landschnecken kann man das unwiderleglich nachweisen und läßt sich auch die Vermutung rechtfertigen, daß der langgestreckte Zug der heutigen Kordilleren bis zur Erhebung dieser Kette, die ja in eine verhältnismäßig sehr junge Zeit fällt und anscheinend noch fortdauert, auch noch einmal querüber durch einen Meeresarm geteilt war. Die Auftürmung der Kordilleren war jedenfalls auch von einer Hebung des Meeresgrundes begleitet, doch genügte dieselbe nur an wenigen Stellen, um die Kreideschichten an die Oberfläche zu bringen. Nur in Paraguay und dann wieder am Oberlauf des Rio Negro di Patagonia finden sich rötliche Sandsteine, die Adolf Döring als Piso Pehuenche zum Eocän rechnet, in denen sich aber in neuerer Zeit massenhaft Knochen von riesigen Reptilien der Kreide, besonders Dinosauriern und Krokodilen, gefunden haben, gemischt mit denen von Edentaten und andren Kryptodonten, Säugetieren des Eocän. Diese Schichten nehmen also gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen Kreide und Tertiär ein, entsprechend der nordamerikanischen Laramieformation. An sie schließen sich ältere Tertiärschichten, von Süden nach Norden an Alter abnehmend, viele davon reich an Säugetierresten, auf eine ungeheure Strecke überdeckt von einer Basaltkappe von 100 bis 150 m Dicke, welche gegen das Ende der Eocänperiode ergossen wurde, und zwar über ein Gebiet, das damals schon Festland war und sich in seiner Ausdehnung wenig von der des heutigen Patagonien unterschied. Nordwärts an die Basaltdecke schließt sich die von d'Orbigny als Patagonico unterschiedene Formation, teils subaerischen Ursprungs, teils Süßwasserbildung, aber bei weitem nicht so ausgedehnt, wie d'Orbigny annahm, vielmehr nach Norden bald zu einem schmalen Bande zusammenschrumpfend. Ein weiteres Vordringen des Meeres und die Ablagerung mariner Schichten, charakterisiert durch Unmassen von Ostrea patagonica, bezeichnen das Ende der Eocänperiode. Hier schien für geraume Zeit eine Unterbrechung der Ablagerungen stattgefunden zu haben, denn man fand in den tief eingeschnittenen Barancas des Parana unmittelbar auf dem Patagonico die untersten Schichten des Pampeano aufgelagert, das Miocän schien vollständig zu fehlen. Erst in den letzten Jahren hat Dr. Adolf Döring im südwestlichen Teile der Pampas Schichten entdeckt, welche sich zwischen Eocän und Pliocän einschieben und somit dem europäischen Miocän entsprechen; sie werden unter dem Namen Araucano zusammengefaßt und sind für uns besonders wichtig, weil in ihnen Ameghino die ältesten Menschenspuren gefunden hat.

Alle diese Schichten sind wesentlich nur in Patagonien und im südwestlichen Teile von Argentinien entwickelt. Den bei weitem größten Teil der argentinischen Pampas nehmen die Schichten ein, welche d'Orbigny und Darwin fast gleichzeitig als Pampasschichten (Pampeano) bezeichnet haben. Es ist bald sandiger Thon, bald thoniger Sand, ohne irgend welches anstehendes Gestein, mit eingebetteten härteren Schichten und Blöcken in allen Dimensionen bis zu

der unserer Lößmännchen herab, den sogenannten Toscas. In den rötlichen Thon sind hier und da inselförmig weißliche Lager eingebettet, reich an Süßwasserkonchylien und Fischresten, die Spuren ehemaliger Seen in der Pampasebene. Das Pampeano ist fast in seiner ganzen Ausdehnung eine subaerische Bildung, analog unserm Löß, es enthält fast überall eine Menge Wirbeltierknochen, die Reste der auf der ebenen Fläche gestorbenen Tiere, welche nach und nach von dem Staube der Steppenstürme begraben worden sind. Marine Reste fehlen fast ganz, das mittlere Pampeano ausgenommen, in dem ein Einbruch des Meeres stattgefunden hat. Im Pampeano liegen die Reste der riesigen Faultiere und Gürteltiere, großer Katzen, zahlreicher Lama- und Hirscharten und auch fossiler Pferde, unbestreitbar die Vorfahren der heutigen Säugetierfauna Südamerikas, wenn auch keine Art mit einer heutigen identisch ist. Der größere Teil der 97 Tafeln, welche Ameghino seinem Werke beigegeben hat, ist den Resten aus dem Pampeano gewidmet. Die Schichten sind fast durch ihre ganze Dicke gleichmäßig, nur daß die unteren fester und mehr geschichtet sind und ihre Toscas mehr kieselig und weniger kalkhaltig als die der oberen sind. Nach den Säugetierresten lassen sich dagegen sehr bequem eine obere, eine mittlere und eine untere Abteilung unterscheiden. Die Charaktertiere für die untere Abteilung (Piso ensenadense) sind nach Ameghino: Dicoelophorus latidens, Canis bonaeriensis, Canis ensenadensis, Typotherium cristatum, Pachyrucos bonaeriensis, Hippidion compressidens, Macrauchenia ensenadensis, Scelidotherium Capellinii, Mastodon platensis, Hoplophorus imperfectus, Glyptodon Muñizii, Propraopus grandis. — Eine marine Schicht, einem Einbruch des Meeres entsprechend, scheidet das untere Pliocän vom oberen; dieses sogenannte Piso Belgranense ist aber nach dem Wiederauftauchen des Landes zum größten Teile zerstört worden und nur an wenigen Stellen erhalten. Über diesen liegt wieder die Thonschicht des oberen Pampeano (Piso bonaerense); die Hebung war von starken Faltungen und Verwerfungen begleitet; eine Verwerfungslinie, dem Parana folgend, dringt bis tief in das Innere des Kontinentes ein und wird bei Erdbeben (z. B. am 4. Juni 1888) oft sehr bemerklich. In das obere Pampeano sind die Betten der heutigen kleineren Flüsse und die Regenschluchten eingeschnitten. Aus der Fauna sind die meisten der oben genannten Arten verschwunden; die Charaktertiere sind: Smilodon populator, Arctotherium angustidens, Lagostomus angustidens, Mastodon Humboldti, Toxodon Burmeisteri, Dilobodon lujanensis, Eulamaops parallelus, Hippidion principalis, Macrauchenia patagonica, Ctenomys magellanicus, Glyptodon typus, Panochtus tuberculatus, Doedicurus Poucheti, Hoplophorus ornatus, Eutatus brevis etc.

Mit dem oberen Pampeano schließt die Epoche der Ablagerungen in den Pampas und beginnt die der Denudation, die heute noch fortdauert. Ameghino nimmt an, daß die Durchschnittserhebung der Pampas damals circa 30 m höher war als heute. Ein großer Teil der abgeschwemmten Massen wurde in sekundären Depressionen, in Seebecken und Flußthälern abgelagert, und bildet hier Schichten, die als Piso lujanense bezeichnet werden. Sie sind nicht sehr ausgedehnt, aber für den Paläontologen äußerst wichtig als Lagerstätten von ungezählten Massen von Knochen und Panzern von Mastodon, Megatherium, Glyptodon, Panochtus, Mylodon, Lestodon, Pseudolestodon und Scelidotherium; das eigentliche Leitfossil für sie ist aber eine winzige Brackwasserschnecke, Hydrobia Ameghinii Doering, welche diese Lager zu Millionen erfüllt, aber in allen jüngeren Ablagerungen fehlt.

Im Süden legt sich über das Pampeano eine ausgedehnte Schicht von mehr oder minder verkitteten Rollsteinen, die Formation tehuelche. Sie hat häufig als Beweis für die Existenz einer Eiszeit in Südamerika dienen müssen, da sie als eine erratische Formation angesprochen wurde, aber Carlos Ameghino, der Bruder des Paläontologen, welcher diese Gegend sehr sorgfältig untersuchte, fand niemals die charakteristischen Gletschergeschiebe, niemals Kritzen, immer nur echte Rollsteine, wie sie die Flüsse heute noch aus den Kordilleren bringen. Die Bildung der Geröllschicht hat, da Patagonien seit der Eocänperiode nicht mehr vom Meere bedeckt wurde, schon unmittelbar nach dem Erguß der oben erwähnten Basaltdecke begonnen und bis in die Neuzeit hinein fortgedauert. (Den feineren Detritus haben wahrscheinlich die Pampasstürme zwischen den Steinen herausgeblasen und nach Norden geführt, wie man es heute noch an dem Südabhange des Atlas in der Vorwüste beobachten kann.) Eine Eiszeit für Südamerika leugnet Ameghino, wie schon früher im Globus erwähnt wurde, gänzlich.

Diluvialschichten sind im Inneren der Pampas bis jetzt noch nicht aufgefunden worden, obschon ihre Existenz in abflußlosen Senkungen durchaus nicht unmöglich ist. Wohl aber liegen sie, durch kleinere Hebungen aufs Trockne gebracht, der Küste entlang und finden sich auch in der Provinz Buenos Aires einige Seeausfüllungen, welche eine von der tertiären ganz verschiedene, zur rezenten hinüberführende Fauna enthalten. Hydrobia Ameghinii wird in ihnen durch eine andre Art, Hydrobia Parchappi, ersetzt. In den Küstenschichten, dem Piso querandino, finden sich neben Seemuscheln, die heute noch an den südamerikanischen Küsten wohnen, die Knochen von Canis cultridens, Auchenia mesolithica, Palaeolama mesolithica, Cervus mesolithicus, Euphractus platensis. In den jüngeren Süßwasserschichten des Piso platense treten schon die Unze, das Guanaco, Canis Azarae und zahlreiche andre, heute noch lebende Säugetiere hinzu, von ausgestorbenen Arten unter andern auch ein echtes Pferd (Equus rectidens). Das noch jüngere Piso aymarà enthält nur die Reste heute noch lebender Tiere und muß als alluvial bezeichnet werden. Ameghino trennt von ihm noch die allermodernsten, seit der Einwanderung der Europäer abgelagerten Anschwemmungen als Piso ceriano ab.

Zur Quaternärzeit waren die physikalischen Verhältnisse der Provinz Buenos Aires wesentlich von den heutigen verschieden; die Bäche und Flüsse strömten in einem erheblich höheren Niveau, die Ebene war mit zahlreichen stehenden Gewässern bedeckt, das Klima war offenbar feuchter als heute, und wahrscheinlich auch etwas wärmer, denn einige subtropische Landschnecken sind seitdem nach Norden zurückgewichen. Der Ozean reichte ein klein wenig weiter in das Land hinein als heute, an die Küste schloß sich eine Reihe von untereinander zusammenhängenden Lagunen. Die Fauna war in ihren Grundzügen der heutigen ähnlich, aber sie enthielt noch einige jetzt ausgestorbene Formen; gerade die Riesentiere, Mylodon, Megatherium und Mastodon, haben im Anfang der Diluvialperiode sicher noch in den Pampas gelebt.

Wie oben bemerkt, sind weder die marinen noch die lacustren Diluvialablagerungen in den Pampas besonders ausgedehnt. Menschenreste und Menschenspuren finden sich im Süßwasseralluvium, dem Piso platense, relativ sehr zahlreich. Leider sind sie vielfach mit rezenten Resten vermengt worden, aber die genaueren Untersuchungen und Ausgrabungen der letzten Jahre haben doch eine ganze Anzahl sicher diluvialer Funde geliefert. Sie lassen unschwer zwei verschiedene Epochen erkennen, eine jüngere mit regelmäßig geschlagenen Werkzeugen, welche teilweise schon Anfänge von

Politur zeigen, und Spuren von Töpfergeschirr[1]), der mesolithischen Periode entsprechend, und eine ältere mit roheren Werkzeugen und ohne Topfscherben, der paläolithischen Periode angehörend. Neolithische geschliffene Werkzeuge sind im echten Diluvium noch nirgends gefunden worden und gehören überall der jüngeren, oberflächlichsten Bodenschicht an. Ameghino giebt für beide Perioden zahlreiche detaillierte Fundberichte. Die Fundstätten sind fast immer die Stellen alter Lagunen und deshalb inselartig über die Provinz zerstreut. Eine sehr interessante Lagerstätte befindet sich bei Cañada de Rocha in der Nähe von Lujan. Ameghino hat mehrere Monate dort gegraben, aber nur einen kleinen Teil der Schicht damit ausgebeutet. Unter einer 80 cm dicken Schicht Dammerde, welche einige geschliffene Steinwerkzeuge lieferte, liegt eine 2 bis 3 m dicke Schicht schwärzlicher, eisenhaltiger Erde, durchsetzt mit Konkretionen von Eisenoxydhydrat bis zur Dicke eines Hühnereies, und Ampullarien, Planorben und andre Süßwasserkonchylien enthaltend. Sie liegt direkt auf dem roten Pampasthon auf und ist offenbar die Ausfüllung eines Teiches aus der jüngeren Diluvialzeit. Die Schicht ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Wirbeltierknochen gespickt und jeder Schlag mit der Hacke brachte nicht nur eine Anzahl Knochen, sondern auch einzelne Werkzeuge aus Stein und Knochen oder Topfscherben zum Vorschein. Außer einer Anzahl unbearbeiteter Knochen sammelte Ameghino an dieser Stelle etwa 500 Steinwerkzeuge, 800 Scherben und etwa 50 Werkzeuge aus Knochen. Die Steinwerkzeuge bestanden aus Pfeilspitzen und Lanzenspitzen des Type Moustierien, aus kleinen halbrunden Schabern (raspadores) mit sorgfältig bearbeiteten Schneiden, feinen, an der Schneide nicht weiter bearbeiteten Kieselsplittern, völlig runden Steinkugeln und flachen Mörsern. Aus Knochen gearbeitet fanden sich zweischneidige und dreischneidige Pfeilspitzen ohne Stiel, Ahlen und Glättwerkzeuge (alisadores s. pulidores). Die Scherben sind aus grobem Thon und schlecht gebrannt, anscheinend alle von einer Topfform herrührend, die einer halben Melone glich, ohne Verzierungen, gelegentliche Eindrücke mit dem Fingernagel ausgenommen. Die gefundenen Röhrenknochen sind mit verschwindend geringen Ausnahmen der Länge nach gespalten, die Schädel zerschlagen, um das Gehirn zu gewinnen, die übrigen Knochen zerbrochen, angebrannt und mit von Feuersteinmessern herrührenden Einschnitten bedeckt. Sie gehören allen Wirbeltierklassen an, auch einige Reptilienknochen finden sich; von den Arten leben die meisten noch heute in Argentinien, einige sind ausgewandert (Tolypeutes conurus, Dolichotis patagonica); ausgestorben sind Palaeolama mesolithica, Cervus mesolithicus, Equus rectidens; Canis Azarae und die Unze sind durch etwas von den rezenten abweichende Formen repräsentiert.

In dem Pampasthon unterhalb der Fundschicht finden sich eigentümliche runde Löcher von 20 bis 80 cm Durchmesser und bis 2 m tief, 20 cm bis zu 1 m voneinander entfernt; zwischen ihnen ist die Erde etwas aufgehäuft und viele von ihnen verzweigen sich in einiger Tiefe in mehrere Gänge von geringerem Durchmesser, gerade als seien hier starke Äste verkehrt in die Erde eingegraben worden; Ameghino nimmt deshalb auch an, daß die Menschen der mesolithischen Periode hier im Gebiet einer ausgedehnten schlammigen Lagune auf einer Art Pfahlbauten wohnten. Die Ansiedelung muß, nach der Masse der aufgehäuften Knochen zu schließen, eine geraume Zeit hindurch bestanden haben, aber sie ist nicht immer bewohnt gewesen, denn zwischen den knochenreichen Schichten finden sich einzelne nur aus Seeschlamm bestehende Zwischenschichten. Menschenreste, aus denen man einen Schluß auf die Körperbeschaffenheit der mesolithischen Menschen ziehen könnte, haben sich in dieser Station leider noch nicht gefunden. Einige Knochen, die bei Partido de Juarez gefunden wurden, scheinen, da mit ihnen zusammen nur Steinwaffen, aber keine Scherben gefunden wurden, älter zu sein, aber der Schädel vom Rio Negro de Patagonia, den Moreno im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris als mit Glyptodonresten zusammen gefunden beschrieb, ist vermutlich mesolithisch.

Eine sehr wichtige mesolithische Fundstätte liegt in Cordoba, in der nächsten Umgebung des dortigen Observatoriums. Die überliegende Dammerde ist vom Regenwasser weggespült; in der entblößten und von Wasserrinnen zerfressenen Fundschicht liegen massenhaft Artefakte roher Art zusammen mit den Resten einer dolichokephalen Menschenrasse, deren Schädel durch ihre auffallende Dicke einigermaßen an den Neanderthaler erinnert. Es haben sich bis jetzt nur Bruchstücke gefunden, die keinen vollständigen Schluß auf die Schädelform zulassen, aber einige zeigen unverkennbare Spuren einer künstlichen Deformation, wie bei den Aymaras. Unter den Steinwaffen finden sich Pfeilspitzen, zugeschlagene Schleudersteine, Hämmer und einige große „racloirs“ vom Type Moustierien. Scherben fehlen, die Station scheint also älter zu sein, als die von Canada de Rocha. Ameghino möchte sie mit den Stationen von Solutré und Madelaine parallelisieren.

Das ältere Diluvium ist überall in Argentinien arm an Wirbeltierresten und auch Menschenspuren sind darin so selten, daß Ameghino anfangs geneigt war, einen großen Hiatus zwischen den Pampasschichten und dem jüngeren Diluvium anzunehmen. Neuere Nachforschungen haben aber doch nicht nur eine ganze Anzahl Säugetierarten ergeben, sondern auch unverkennbare Menschenspuren, gespaltene und roh bearbeitete Knochen, gebrannte Erde und grob zurechtgeschlagene Steinwaffen, dem europäischen Typus von Chelles und Saint-Acheul entsprechend. Den ersten Fund eines echten Beiles von diesem Typus machte der bekannte Naturforscher Pellegrino Strobel schon 1867 bei Tandil. An derselben Stelle sind seitdem noch eine Anzahl ähnlicher Steinbeile gefunden worden, außerdem große Nuclei aus weißem Quarzit, mit einer dunkeln Patina überzogen, und mit ihnen zusammen Knochen eines Palaeolama und des ausgestorbenen Pferdes (Equus rectidens). Auch in den reichen Fundstätten am Abhange des Cerro de Montevideo in der Banda oriental haben sich immer einzelne Instrumente vom type chelléen gefunden, gemischt mit zahlreichen jüngeren Fundstücken. Ameghino war so glücklich, am Meeresstrand in geschichtetem Diluvium, welches dem Piso querandino angehört, typische Chelles-Beile zu finden und somit ihr Alter festzustellen.

Zahlreicher sind die Funde bei Cordoba; der Mensch scheint im älteren Diluvium den Bergabhang der Ebene als Wohnplatz vorgezogen zu haben. Hier finden sich zwei Meter unter der Oberfläche grob bearbeitete Steingeräte aus Quarz, Quarzit und einem dunklen basaltartigen Gestein, meist mandelförmig, an einer oder an beiden Schneiden zugeschärft, bald an einer Seite zugespitzt, bald an beiden gerundet, 6 bis 14 cm breit; ferner auf einer Seite zugeschärfte Rollsteine und geschärfte Splitter vom Typus der „racloirs moustieriens“, sowie Schlagsteine mit zahlreichen Facetten. Die wenigen Säugetierknochen gehören der Fauna des älteren Diluviums an. Auch an der Laguna di Lobo und bei Villa de Lujan, der einzigen an Säugetierknochen reichen Lokalität des älteren Diluviums, haben sich Beile gefunden, welche ganz den Typus von Saint-Acheul tragen. Von den 36 dort gefundenen Säugetier-

[1]) Anmerkung des Herausgebers. Ob „Töpfergeschirr“ zu den diluvialen Funden zu rechnen ist, möchte doch zweifelhaft erscheinen.

arten sind 14 heute ausgestorben, unter ihnen Megatherium und Mylodon.

Von großem Interesse sind die Funde, welche bei Gelegenheit der großen Ausgrabungen in der neu erbauten Hauptstadt La Plata gemacht wurden. Hier nimmt das untere Diluvium eine bedeutende Fläche ein; es besteht aus marinen Sanden, die von einer dünnen Süßwasserschicht überlagert werden. In ihnen finden sich massenhaft die Knochen großer Seesäugetiere, ganze Skelette von Balaenopterus, Delphine aus den Gattungen Delphinus, Pontoporea, Orca, Tursio, auch zahlreiche Robben; sie harren noch des eingehenden Studiums und es ist noch nicht festgestellt, ob sie lebenden oder ausgestorbenen Arten angehören. Mit ihnen vermischt finden sich plump zurecht geschlagene Quarze, messerartig zugeschärfte Schiefer, Schleudersteine und die charakteristischen Beile von Chelles oder Saint-Acheul. Die Geräte, welche sich in den überliegenden Süßwasserschichten finden, gehören dem Typus von Moustier an. Von zerstreuten, anscheinend teilweise absichtlich zerschlagenen Menschenknochen hat sich noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen, welchem Horizont sie angehören.

Ein weiteres interessantes Lager des älteren Diluviums findet sich südlich von Buenos Aires an der Küste von Bahia blanca, in dem Thal des Baches Naposta. Auch hier liegen marine Schichten, überlagert von fluviatilen; die zahlreichen Wirbeltierknochen gehören denselben Arten an, wie im älteren Diluvium des Nordens. Neben vielen gespaltenen Knochen großer Wiederkäuer finden sich hier zahlreiche zerbrochene Eier des amerikanischen Straußes, meistens Spuren von Feuereinwirkung zeigend, und häufiger als sonst Steinwaffen von altdiluvialem Typus, darunter besonders ein schönes Quarzitbeil von der klassischen Form von Saint-Acheul. Darüber liegen in den Süßwasserschichten die dem Typus von Moustier entsprechenden, besser bearbeiteten Geräte und ganz oben in der Dammerde die fein bearbeiteten Pfeilspitzen aus der Indianerzeit; die Werkzeuge jeder Epoche sind am Habitus sofort zu erkennen.

Will man diese altdiluvialen Schichten mit europäischen vergleichen, so können es nur die altquaternären von Abbeville an der Somme sein, in denen Boucher de Perthes seine Funde machte.

Die beabsichtigte Südpolar-Expedition.

Nachdem der Vorschlag zu einer australischen Südpolar-Expedition, welcher Ende 1887 in Victoria auftauchte, durch die Weigerung des englischen Schatzamts, den von den Kolonieen verlangten Beitrag von 5000 Pfd. Sterl. zu leisten, scheiterte, scheint das Gelingen der neuerdings geplanten schwedisch-australischen Südpolar-Expedition bessere Aussichten auf Erfolg zu haben. Baron von Mueller schlug im Anfang 1890 Nordenskiöld eine gemeinschaftliche australisch-schwedische Expedition vor und stellte im Falle des Zustandekommens einen Beitrag der australischen geographischen Gesellschaft von 5000 Pfd. Sterl. in Aussicht. Nordenskiöld seinerseits unterbreitete diesen Vorschlag Oskar von Dickson und dieser stellte in seiner großmütigen Freigiebigkeit weitere 5000 Pfd. Sterl. zur Verfügung. Mit dieser geringen Summe von 10 000 Pfd. Sterl. (200 000 Mark) glaubt Nordenskiöld das Unternehmen verwirklichen zu können, und man rechnet, daß die Expedition 1892, vielleicht auch erst 1893 Schweden wird verlassen können.

Unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Victoria, Earl of Hopetoun, fand am 27. August zu Melbourne eine Versammlung statt, welche die wissenschaftliche Erforschung der Südpolarzone als eine nationale Pflicht erklärte und bei der allgemeinen Begeisterung, die nun in Australien für die Sache herrscht, wird die Summe von 5000 Pfd. Sterl. aufgebracht werden. Herr G. S. Griffith (vergl. Nature vom 26. Oktober 1890) hielt einen Vortrag über Südpolarforschung und reihte sich mit seinen Ausführungen jenen verdienten Männern an, welche, allen voran, unser Landsmann Dr. G. Neumayer, seit Jahren die Notwendigkeit der antarktischen Forschung im Interesse der Wissenschaft, besonders der Geophysik, aufs nachdrücklichste vertreten.

Nach Griffith hat die Geographie bei einer Südpolar-Expedition den geringsten Gewinn zu erwarten. Wo Berge, Thäler und Wasserläufe unter ewigem Schnee begraben sind, können höchstens bloße Umrisse, das Gerippe einer Karte, gezeichnet werden. Aber das soll dennoch keinen Einwand bieten gegen ein Unternehmen, das andre große Aufgaben hat. Unsre gegenwärtige geographische Kenntnis dieses Gebietes ist eine außerordentlich beschränkte, wie der Blick auf eine Südpolarkarte ergiebt. Wenige unzusammenhängende Küstenlinien sind der Inbegriff unserer gesamten Kenntnis des Südpolarlandes. Das Hauptproblem, das also in dieser Hinsicht seiner Lösung harrt, ist die Frage nach dem Zusammenhange dieser zerstreuten Küsten; bilden sie Teile eines Kontinents oder sind sie gleich Grönland Stücke eines Archipels?

In der Geologie interessieren uns andre Dinge. In der Polargegend muß bei Bildung der Vulkane der Schneefall ebensogut in Rechnung gezogen werden, wie der Aschenauswurf und der Lavastrom. Man könnte denken, daß jeglicher vulkanische Auswurf sofort den Schnee schmilzt, auf den er fällt; aber das folgt durchaus nicht notwendig. Vulkanische Asche fällt verhältnismäßig kalt nieder, bildet eine Kruste und ist dann einer der schlechtesten Wärmeleiter, die wir kennen. Wenn eine solche Lage einige Zoll dick über dem Schnee liegt, so kann glühende Lava darüber wegfließen, ohne daß der Schnee darunter schmilzt, wie Lyell schon 1828 an den Abhängen des Ätna beobachtet hat. Was ist nun die Folge? Ist das Eis durch die Zwischenfügung starrer Lavabetten und verhärteter Asche verändert worden? Wird das Eis durch Verdampfung zerstört oder verhindert die Aschenschicht diese Art der Auflösung? Eine weitere interessante Frage ist die, welcher Natur sind die Felsen, auf welchen die untersten Lavaschichten ruhen, in ihrem Verhältnisse zu dem antarktischen Kontinent, welcher nach Annahme der Geologen in der Sekundärperiode dort existierte. Findet man sedimentäre Gesteine, so deutet das auf die einstmalige Nähe eines Kontinents, von dessen Oberfläche allein diese Sedimente herrühren können; trifft man dagegen plutonische Gesteine, so erkennen wir darin einen Teil des kontinentalen Landes selbst. Ferner sollten, wo immer die Schneeverhältnisse es gestatten, die Polargebirge nach Basaltlagern durchsucht werden, um Spiegeleisen und Nickel zu finden, wie sie Nordenskiöld in Ovifak in Nordgrönland entdeckte. Denn nur allein diese metallischen Massen auf der Erde gleichen den außerirdischen Meteoriten; ihr Vorkommen am Südpol würde der geologischen Forschung neue Anregung geben.

Eine Reihe von Pendelbeobachtungen, möglichst nahe am Pole ausgeführt, müßte ferner unsre Kenntnis

über Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche nicht unwesentlich vergrößern, da die Zunahme der Pendelschwingungen gegen den Pol zu nicht allein auf die Abplattung jenes Teiles des Erdkörpers zurückgeführt wird, sondern ebenso auf das Hervortreten von Massen ultrabasischer Gesteine an die Oberfläche hinweist.

Von den Nordpolregionen wissen wir, daß sie in vergangener Zeit ein gemäßigteres Klima hatten. Zahlreiche Flötze paläozoischer Kohle, Lager jurassischer Versteinerungen und ausgedehnte eozäne Schichten mit den Resten immergrüner und laubwechselnder Bäume und blühender Pflanzen treten weithin innerhalb des nördlichen Polarkreises auf. Dieser Umstand erregt in uns das Verlangen, zu wissen, ob die entsprechenden südlichen Breiten ebenfalls solchem klimatischen Wechsel unterworfen waren. Biologen, welche Flora und Fauna von Süd-Afrika, Australien, Neu-Seeland, Süd-Amerika und den vereinzelten Inseln des südlichen Ozeans untersucht haben, haben Formen nachgewiesen, welche das Vorhandensein eines antarktischen Landes entschieden bedingen, eines Landes, das mit mannigfacher Vegetation bekleidet, von Tieren, Vögeln und Insekten belebt war und in seinen laufenden Gewässern Süßwasserfische beherbergte; auch hierin erblicken wir die Anzeichen eines veränderten antarktischen Klimas.

Betrachten wir nun kurz einige Beweise für das ehemalige Dasein dieses Festlandes. Professor Hutton in Christchurch erklärte, daß 44 Proz. der Neuseeland-Flora antarktischen Ursprungs sei. Auf den Auckland-, Campbell- und Macquarie-Inseln giebt es antarktische Pflanzen, die niemals Neu-Seeland erreicht zu haben scheinen. Neuseeland hat mit Süd-Amerika und Afrika gewisse Formen gemein und Flora und Fauna der Kerguelen-, Crozet- und Marion-Inseln sind beinahe identisch, obwohl die Inseln sehr klein und sehr weit von einander und von der übrigen Welt ablegen sind. Tristan d'Acunha hat 58 Spezies von Seemollusken, von welchen sich 13 auch in Süd-Amerika, 6 oder 7 in Neu-Seeland und 4 in Süd-Afrika vorfinden (Hutton's Origin of N. Zealand Flora and Fauna). Das gemäßigte Süd-Amerika hat 74 Geschlechter Pflanzen mit Neu-Seeland gemein und 11 ihrer Arten sind identisch (nach Wallace, Island life). Pinguine (Eudiptes) haben Süd-Amerika und Australien gemeinsam; drei Gruppen Süßwasserfische sind nur auf diese beiden Gegenden beschränkt. Von Aptitis, einem Süßwassergeschlecht, giebt es eine Art in Tasmanien und zwei in Patagonien. Eine andre kleine Fischgruppe (Haplochitonidae) bewohnt nur Feuerland, die Falklands-Inseln und Süd-Australien, während die Gattung Galaxias nur im gemäßigten Süd-Amerika, Neu-Seeland und Australien vorkommt. Und doch sind diese Länder soweit voneinander entlegen, daß heutzutage unmöglich ein gegenseitiger Austausch ihrer Bewohner stattfinden könnte. Es muß also in der Vergangenheit eine Verbindung bestanden haben, ein gemeinsames Vaterland für die gemeinsamen Formen, das von all diesen Ländern aus zugänglich war und den Wanderern als Brücke diente, somit entweder ein Festland oder ein Archipel.

Aber noch ein besonderes Interesse ist mit diesem verlorenen Kontinent verknüpft. Wer irgend mit Geologie vertraut ist, weiß, daß plötzlich mit dem Eintreten der Tertiärperiode Säugetiere, wie Affen, Katzen, Hunde, Bären, Pferde und Rinder, erscheinen. Nun ist aber nicht anzunehmen, daß diese Geschöpfe sich mit solcher Plötzlichkeit aus mesozoischen Formen entwickelt haben können. Zu diesen Umwandlungen hatten sie lange Zeit und einen großen Erdenraum gebraucht und wahrscheinlich hatte jedes von ihnen eine lange Reihe von Vorfahren. Wo bleiben nun die fehlenden Glieder? Huxley nimmt an, daß sie sich auf irgend einem verlorenen Festlande entwickelt haben, dessen Grenzen allmählich verschoben wurden, indem sich der Seerand auf der einen Seite langsam hob, während er sich auf der andern langsam senkte. So blieb stets ein großer trockener Fleck bestehen, der wie ein großes Floß mit seiner Fauna und Flora langsam mit der Erdundulation sich fortbewegte. Aber heute ist dieser Raum mit seinen fossilen Erscheinungen Meeresboden, und Huxley vermutet, daß Asien jenes Festland vertritt, das einst einen Teil des Stillen Ozeans einnahm. Wo aber die placentalen Säugetiere und andere höhere Lebensformen während der mesozoischen Periode entstanden sind, folgert Blanford, muß auch der Mensch seine Geburtsstätte gehabt haben, und somit müßten wir „das Paradies“ von der nördlichen nach der südlichen Halbkugel verlegen.

Solche Möglichkeiten müssen unser Interesse an der Wiederauffindung von Spuren dieser geheimnisvollen Gegend mächtig vermehren. Dieses Land scheint nach Schluß der mesozoischen Zeit ins Meer versunken zu sein. Versinkt aber eine Landmasse, so wird dadurch eine Störung des klimatischen Gleichgewichts jener Region hervorgerufen und das Verschwinden eines antarktischen Kontinents mußte das Klima dieser Halbkugel bedeutend verändern. Würde ausgedehntes Land dieselben Sonnenstrahlen empfangen, die heute die unstäte See empfängt und als verhältnismäßig warme Strömungen nordwärts führt, so könnte die Wärme auf deren unbeweglichen Oberfläche sich ansammeln und das Klima abändern. Trugen die jetzt eisbedeckten Südpolarländer einst ebensolche Lebensformen, wie sie auf Disco und Spitzbergen vorkamen, so müssen Überbleibsel im fossilen Zustande noch anzutreffen sein und ihr Auffinden müßte derartige Spekulationen bekräftigen oder widerlegen. Dr. M'Cormac berichtet in seiner Beschreibung von Roß' Reise, daß Teile von Victorialand schneefrei und somit solchen Untersuchungen zugänglich waren und überdies mögen auch noch lebende Formen dort anzutreffen sein, wo es nicht kälter und rauher sein kann, als es die grönländischen Bergspitzen sind, die lange für steril gehalten, neuerlich eine reiche, wenn auch niedrige Flora lieferten.

In meteorologischer Beziehung ist zu untersuchen, welche Wirkungen der tiefere Barometerstand, die vorherrschende Windrichtung nach dem Südpol und der größere Feuchtigkeitsgehalt der Luft hervorbringen. Maury behauptet, daß das Klima um den Südpol herum milder sein muß, als um den Nordpol. Nach seiner Theorie steigen die feuchten Winde im Südpolargebiet zu großer Höhe auf, verlieren dort ihre Feuchtigkeit und entwickeln zugleich große Mengen latenter Wärme. Er schätzt den Unterschied in der Temperatur zwischen Nord- und Südpol größer, als zwischen einem kanadischen und englischen Winter. Wie immer aber das Klima am Südpol sein mag, die klimatischen Verhältnisse Australiens müssen durch dasselbe beherrscht werden und schon deshalb ist es von Wert, es kennen zu lernen.

Ferner harren verschiedene Fragen des Erdmagnetismus ihrer Lösung, wozu lange fortgesetzte Beobachtungen über die Wirkungen von Vorgängen im Erdinnern, der Oberflächenströmung und der atmosphärischen Elektrizität auf die Magnetnadel gehören. Es müßte mindestens ein Landobservatorium errichtet und dessen Aufzeichnungen gleichzeitig in Australien, am Kap, in Amerika und in Europa kontrolliert werden, um festzustellen, welche Schwankungen örtlich, welche allgemein sind. Die genaue Lage des magnetischen Hauptsüdpols, sowie die Brennpunkte magnetischer Intensität und ihre Bewegung müßten bestimmt werden, überhaupt müßte eine magnetische Aufnahme der südlichen Hemisphäre südlich vom 40. Breitengrade stattfinden, wie jüngst Kapitän Creak in der British Association verlangte.

Eng verknüpft mit Erdmagnetismus sind die **Erscheinungen des Nordlichts**, über dessen Natur und gewisse Gesetzmäßigkeit wir erst in neuester Zeit durch die Forschungen von Dr. Sophus Tromholt einen Einblick bekommen haben. Wie weit die Daten für den Nordpol auch für den Südpol zutreffend sind und in welcher Weise größere Feuchtigkeit und milderes Klima die Erscheinung beeinflussen, das müßte durch eine Reihe von Beobachtungen in hohen Breiten festgestellt werden. Von höchstem Interesse müßten Aufschlüsse über den Zusammenhang von Polarlichterscheinungen und Wetter und über die Periodizität dieser Erscheinungen sein, und wenn wir daraus irgend welche Anhaltspunkte für den voraussichtlichen Witterungscharakter in Australien gewinnen könnten, so würde ein solcher Erfolg alle Expeditionskosten weit aufwiegen.

Schließlich sei noch erwähnt, wie die Südpolarforschung auch **Handelsvorteile** bringen kann, nämlich durch die Belebung des Walfischfanges in diesen Regionen. Das Fischbein hat einen Preis von 2000 Pfd. Sterl. per Tonne erreicht und sichert daher dem Walfischfänger reichlichen Lohn. Da der nordische Wal aber immer seltener wird, so haben sich die hervorragendsten Walfischjäger der Gegenwart, Kapitän David und John Gray von Peterhead in Schottland, der Mühe unterzogen und bei allen noch lebenden Teilnehmern der Roßschen Expedition Umfrage gehalten und kommen zu folgendem Schluß: „Wir halten es für zweifellos, daß Wale von der Art des echten Grönland-Wales in großer Anzahl in der Südpolarsee vorkommen und daß die Ausübung des Fanges dort erfolgreich und nutzbringend sein müßte."

Griffith schließt, indem er die Überzeugung ausspricht, daß das Ansehen Australiens in der ganzen zivilisierten Welt durch nichts mehr gehoben werden könnte, als durch eine reiflich erwogene und geschickt geführte Südpolar-Expedition.

Die künstliche Verunstaltung der Köpfe in Europa.

Der merkwürdige Brauch, die Form des Kopfes künstlich umzugestalten, ist unsrer Zeit zunächst aus Amerika bekannt geworden. Missionsberichte erzählten, daß die Flatheads- und Creeks-Indianer u. a. m. die Köpfe ihrer Kinder durch fortgesetzten Druck in eine nach ihren Begriffen schönere Form dauernd umwandeln. Die von Alcide d'Orbigny im Tafellande der Andes aufgefundenen Gräber von Peru, also weit von den Indianern Nord-Amerikas entfernt, enthielten ebenfalls Schädel mit abenteuerlichen Formen, welche die Spuren gewaltsam erzwungenen Ursprunges unverkennbar an sich tragen [1]).

Fig. 1.



Schädelprofil einer Toulouserin. Nach Broca.

Diese Nachrichten setzten die Ethnologen Europas, wie nicht anders zu erwarten war, in die größte Verwunderung. Die Kühnheit, selbst die Hülle des Gehirns der Mode dienstbar zu machen, konnte nur Indianern in den Sinn kommen, so dachte man sich. Als daher auf europäischem Boden, und zwar zuerst in Unterösterreich bei Grafenegg, ein Schädel gefunden wurde, dessen Gestalt auffallende Übereinstimmung mit den Turmköpfen Amerikas besaß, erklärte man ihn für einen Peruanerschädel, der seinen Weg an die friedlichen Ufer des Ister durch irgend einen Sammler peruanischer Altertümer gefunden haben sollte. Bald darauf wurde aber bei Wien ein ganz ähnlicher Schädel aus dem Lehmboden ausgegraben. Er konnte doch unmöglich auch ein Peruaner sein. Bald war man denn darüber einig, daß die oben erwähnte, durch Pressung und Schnüren erzwungene Kopfform in der Alten Welt auch vorkam, und zwar bei den Avaren, bei den Nachkömmlingen der einst am Pontus euxinus und am Tanais seßhaften Makrokephalen, von denen schon Hippokrates spricht, deren Verfahren der Schädelumgestaltung er beschreibt. Um das Jahr 1851 wurde diese Einsicht errungen und einige Jahre später wußte schon **Retzius** über die künstlich geformten Schädel der **Alten Welt** in Müllers Archiv in anziehender Weise vieles zu erzählen (1854 bis 1858). Immer zahlreicher wurden seit jenen Tagen die Funde solcher Schädel in den Gräbern, und zwar in ganz Zentraleuropa; es ergab sich also, daß nicht nur in Amerika und Ozeanien vor der Ankunft der Europäer diese Sitte sehr verbreitet war und nicht bloß bei den berühmten Makrokephalen der Krim, sondern auch bei verschiedenen **germanischen** Völkern bis hinauf zu den Belgiern.

So hat sich denn herausgestellt, daß wir in der Alten Welt, was diesen barbarischen Brauch betrifft, nichts voraus haben vor den Völkern der Neuen Welt, ja noch mehr, dieser Brauch dauert hüben wie drüben noch beständig fort. In Europa ist freilich die Absicht nicht mehr vorhanden, wissentlich den Schädel nach einer bestimmten Mode umzuformen, allein die **Gewohnheit** ist geblieben, obwohl der eigentliche Zweck vergessen wurde. Die Frauen gebrauchen noch für die Kinder die alten Vorrichtungen, die früher zur Modelung dienten, und jetzt in Mützen und in Bänder umgewandelt sind. Im mittägigen Frankreich ist es noch 1871 so gewesen, wie **Broca** (Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, T. VI, 1871) berichtete, besonders im Departement Aude und oberen Garonne. In andern Departements (Deux Sèvres und Seine Inférieure) besteht sie ebenfalls noch, nur ist die Mode der Schädelumformung wieder etwas verschieden, ohne daß man im stande wäre, den Ursprung dieses Brauches auf eine alte nationale Gewohnheit zurückzuführen. **Broca** bildet den Schädel einer Toulouserin ab (Fig. 1) und spricht von einer toulousischen Art der Verunstaltung, die, wie man sich dort erzählt, vor unsrer Zeitrechnung und zwar durch Belgier eingeführt worden sein soll. Wie die Figur 1 erkennen läßt, handelt es sich in diesem Falle um eine beträchtliche Zusammendrückung des Schädeldaches, und zwar in dem

[1]) Erst neuerdings sind wieder solche Schädel durch Virchow aus dem Totenfelde von Ancon mit allen Einzelheiten beschrieben und abgebildet worden in dem bekannten Werke von **Reiß** und **Stübel**.

Gebiet der Kreuznaht. Von den Stirnhöckern angefangen, biegt sich die Scheitellinie beträchtlich ein, statt wie im normalen Zustande in allmählicher Steigung sich zu erheben. Das Hinterhaupt ist stark gerundet, offenbar infolge des Druckes, der von der Stelle der tiefsten Einsenkung ausging.

Fig. 2.



Profil einer Frau aus dem Dep. Haute-Garonne mit der Mütze und dem Band. Nach F. Delisle.

Fast 20 Jahre später, im Dezemberheft derselben Bulletins, welche einst die Arbeit Brocas brachten, erscheint eine willkommene Ergänzung zu dem Verständnis dieser seltsamen Sitte [1]). Es sind dies Phototypieen von Toulouserinnen, welche das Aussehen der Lebenden vergegenwärtigen mit und ohne den unscheinbaren Apparat, der die Form einer Mütze und eines gestickten Bandes hat. Die Fig. 2 erklärt mit einem Blick alles. Die eng anliegende schwarze Mütze bildet eine feste Umhüllung, welche früher bis zur Stirn reichte und die Haare vollkommen bedeckte. Jetzt reicht sie nur bis zum Mittelkopf. Ein mit vergoldeter Stickerei versehenes Band ist darüber gebunden, aber, was höchst beachtenswert, unter diesem gestickten sitzt noch ein weiteres schwarzes Band, das mit einer Schleife festgebunden wird. Fig. 3, 4 und 5 sind gute Beispiele der Toulouser Mode, um die schließliche Wirkung auf den Kopf wahrzunehmen. Sie stimmt mit der Verunstaltung des Schädels in Fig. 1 überein.

Fig. 3.



Profil einer Frau aus dem Dep. Haute-Garonne. Nach F. Delisle.

Fig. 4.



Profil einer Frau aus dem Dep. Deux-Sèvres. Nach F. Delisle.

Fig. 5.



Profil eines Mannes mit der Toulouser Form der Umgestaltung. Nach F. Delisle.

Bei dem Anblick der ausgebildeten Schädel ist nun zu berücksichtigen, daß Band und Mütze ihre Wirkung bei den ganz kleinen Kindern beginnen müssen, um ein solches Ergebnis zu erzielen. Nur der Kopf des Kindes ist für Druck dieser Art empfänglich, weil die Knochen noch dünn

[1]) Delisle F., Sur les deformations artificielles du crâne dans les Deux-Sèvres et la Haute-Garonne. Bull. Soc. Anthr. Paris, Tom. XII, p. 649 (1889). Mit sechs Phototypieen.

und die Nähte nachgiebig sind. Bei den Erwachsenen würden weder Hut noch Band jemals den Schädel so beeinflussen.

Man hat sich nun erkundigt, ob nicht doch noch, ganz im stillen, eine Freude an der künstlich erzeugten Schädelform bei den Frauen bestehe, allein sie erklärten durchaus keinen Gefallen an diesem platten und langgestreckten Schädel zu haben, sie würden im Gegenteil runde Köpfe vorziehen. Der platte Schädel entsteht also gegen ihren Wunsch unter dem Einfluß dieser Mütze, mit der man den Kopf des jungen Weltbürgers sofort umgiebt. Frauenschädel und Frauenbildnisse zeigen die Umformung stärker als Männer. Bei letzteren ist der Erfolg weniger auffallend, wahrscheinlich deshalb, weil den Knaben das Schnürband früher abgenommen wird.

Zwei Fragen drängen sich nun bei der Betrachtung solcher Köpfe auf. Sind diese künstlich erzeugten Umformungen erblich? Hierüber ist noch nicht endgültig zu entscheiden. Wenn man berücksichtigt, wie selten Verstümmelungen vererbt werden, so ist jedenfalls die größte Vorsicht geboten, ehe man sich zu irgend einer Meinung bekennt. Die Vererbung erworbener Eigenschaften ist eines der schwierigsten Probleme, mit denen sich im Augenblick die Biologie wieder lebhafter als je beschäftigt. Die Erblichkeit solcher Eigenschaften wird von den einen ebenso entschieden angenommen als von den andern bestritten. Hier muß also die Lösung erst abgewartet werden, denn von vornherein ist eine Übertragung nicht ausgeschlossen. Wenn sich Kurzsichtigkeit und die Folgen der Trunksucht vererben, warum sollte dies nicht auch mit dem deformierten Schädel der Fall sein?

Eine zweite ebenso schwierig zu entscheidende Frage ist die, ob denn solcher dauernder Druck auf das Gehirn nicht traurige Folgen für die geistige Fähigkeit des Individuums bedinge. Man hat in Frankreich viel über diesen Punkt verhandelt, denn man ist auf die Erscheinung selbst vorzugsweise in den Irrenanstalten aufmerksam geworden. Fig. 3 stellt auch eine Bewohnerin des Irrenasyls von Niort dar. Sicher ist, daß unter den Geisteskranken der Anstalt solche mit künstlich deformierten Köpfen sehr zahlreich sind, aber das will nicht viel sagen, denn dort werden eben die Kranken aus dem umgebenden Bezirke untergebracht; nachdem aber dort die Verunstaltung noch fast allgemein im Schwunge ist, werden auch unter den Geisteskranken solche platte und eingebogene Schädel vorkommen müssen. Jedenfalls tritt der Nachteil auf die Geistesfähigkeiten nicht regelmäßig auf, sonst wäre diese Angelegenheit längst entschieden. Wenn ein solcher Einfluß vorhanden ist, so scheint er sogar sehr selten aufzutreten, wenigstens in der Form einer Geisteskrankheit. Die Flatheads- und Creeks-Indianer erzeugen Turmköpfe bei Knaben, um den Ausdruck der ganzen Erscheinung des Mannes bis zur Wildheit zu steigern. Man berichtete einst, daß keiner zur Häuptlingswürde und zu Rang und Ansehen emporstiege, an dem das Experiment nicht vollständig geglückt war. Mut, Tapferkeit, Klugheit und Scharfsinn wurden also durch die grausame Prozedur, auch wenn sie den höchsten Erfolg hatte, keineswegs beeinträchtigt bei den Indianern. Freilich wird mitgeteilt, daß die Kinder nicht immer die Marter aushielten und dann aus dem Druckapparat herausgenommen werden mußten, noch ehe der Erfolg (erst mit dem vollendeten zweiten Jahre) eingetreten war. Allein in solchen Fällen reagierte das beleidigte Organ eben sofort. Hatte es sich dann später innerhalb der fremdartigen Form richtig weiter entwickelt, so arbeitete es so gut wie in normalen Menschenköpfen. Daraus geht hervor, daß die Verschiebung an sich nichts Bedenkliches ist, wohl aber die Entzündung, welche bisweilen infolge allzu raschen Vorgehens bei der Umgestaltung entsteht. Dann können Veränderungen hervorgerufen werden, welche sich später rächen. Das mag bisweilen noch in Frankreich, aber doch im ganzen selten vorkommen. Der Beweis ist in jedem einzelnen Fall schwer zu führen. Nur große statistische Reihen vermöchten eine annähernde Sicherheit zu geben. Allein, bis solche Untersuchungen eingeleitet werden, ist wohl die Sitte in Frankreich verschwunden. Sie nimmt stetig ab.

—o—

Der Tanz im Lichte der Völkerkunde.

Von Friedrich v. Hellwald.

II.

Wie bei den alten Griechen, so giebt es auf niedrigen Stufen der Gesittung noch keine Grenzen zwischen der Tanzkunst und der Schauspielkunst. Was uns von vielen Tänzen der Wilden berichtet wird, zeigt uns dieselben sehr häufig im Lichte wahrer mimischer Darstellungen, worauf schon der in der Südsee, wie in Nordostasien, Nordwest- und Südamerika weit verbreitete Gebrauch eigener, oft sehr kunstvoll gearbeiteter Tanzmasken hindeutet. Der nordamerikanische Hundetanz und Bärentanz sind wirklich mimische Darstellungen, bei denen in höchst naturgetreuer und drolliger Weise nachgeahmt wird, wie sich die Tiere auf der Erde wälzen, wie sie sich kratzen und beißen. Solcher Tiertänze kennt man eine große Menge, und dabei herrscht eine merkwürdige Übereinstimmung sowohl in ihnen als in den dazu benutzten Masken bei den sibirischen Völkerschaften mit den Tänzen und Mummereien der Eskimo und Indianer Nordamerikas. Den Bärentanz treffen wir sowohl bei den Dakota wie bei den Ostjaken und ihren Verwandten. Neben dem Bären dienen noch Elen, Bison, Kranich und viele andre Tiere als Tanzvorbilder, deren Bewegungen man nachzuahmen sucht. In Amerika sind diese Tiertänze besonders beliebt und lassen sich vom Norden südwärts bis nach Mittelamerika verfolgen. In Neumexiko arten diese Maskentänze bei den alljährlich wiederkehrenden Festen der Puebloindianer zu wahren Orgien aus. Noch in Guatemala kennt man einen Hennen-, Reh-, Truthahn-, Affentanz u. dergl.

Außer der Jagd bilden Kriegsszenen für die Barbaren Vorgänge, welche in Tänzen nachgeahmt werden. Man kann daher neben dem erotischen Tanze noch die Gruppen des Jagd- oder Tiertanzes und des Kriegstanzes unterscheiden. In letzterem soll Begeisterung für den bevorstehenden Kampf oder Freude über den errungenen Sieg ausgedrückt werden. In beiden Fällen handelt es sich wieder darum, starke Erregungen zu bewirken, und dadurch sind sie mit dem erotischen Tanze aufs innigste verknüpft. Ohne Frage ist auch der kriegerische Tanz, selbst dort, wo das Bewußtsein davon längst erloschen ist, erotischen Ursprungs, und nicht anders verhält es sich sogar mit einer vierten Gruppe, jener der religiösen oder Kulttänze. Erwägt man, wie sehr und tief die Erotik in das Religionswesen der alten Völker wie auch der heutigen Naturmenschen hineinspielt, so kann dies kaum befremden. Jedenfalls ist der religiöse Tanz eine der interessantesten Erscheinungen

in der Völkerpsychologie, denn er bildet durchaus nicht etwa eine in sich abgeschlossene Gruppe, wie der Kriegs-, der Tier- oder der Liebestanz, sondern jeder Tanz aller dieser Gruppen kann unter Umständen Kulthandlung sein oder werden. So scheint es zum Beispiel, als ob fast alle die zahlreichen Masken- und Tiertänze der nordamerikanischen Indianer einen religiösen Hintergrund hätten. Die Meidu-stämme am Sakramentoflusse in Kalifornien führen eine beträchtliche Anzahl verschiedener Tänze auf, die man als Jahreszeitentänze bezeichnen kann. Einer der wichtigsten ist der Eichelntanz im Herbst, wenn der Winterregen einsetzt. Sie führen ihn auf, damit im nächsten Jahre eine ergiebige Ernte der Eicheln nicht ausbleiben möge. Zweck ihres großen Geistertanzes ist es, den höchsten der Dämonen günstig zu stimmen. Ebenso tanzen die Dakota den Bärentanz in der Maske eines Bären, um die Gunst des Bärengeistes zu gewinnen und zu bewirken, daß dieser die Tiere dem Jäger entgegenführe. Bei den Mandanindianern am Missouri, die von der Büffeljagd lebten, wurde in der gleichen Absicht ein eigentümlicher Tanz aufgeführt, wenn sie auf ihren Jagdzügen keine Büffel angetroffen hatten. Die Pawneeindianer, obwohl sie jeden Tag mehr die Gewohnheiten des weißen Mannes annehmen, beharren bis zur Stunde in der Ausübung solcher heiligen Tänze, deren unheimlichster und wichtigster, der Skalptanz, allerdings im Herbst 1879 zum letztenmal stattgefunden haben soll.

Aus diesen Beispielen ersieht man, wie auf niederer Kulturstufe der Tanz den Ausdruck für Gefühle und Wünsche bildet, und dies hilft uns auch verstehen, wie in den alten Religionen der Tanz eine der wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen werden konnte. In Ägypten, wo die berufsmäßige Tanzkunst bereits sehr entwickelt war, bewegten sich religiöse Prozessionen singend und tanzend nach den Tempeln, und Plato erklärte alles Tanzen für eine religiöse Handlung. Allerdings fand der Tanz eine ausgedehnte Anwendung bei religiösen Feierlichkeiten, sowohl in Hellas als in Rom, wo alljährlich am Feste des Mars die salischen Priester singend und tanzend durch die Straßen zogen. Kann nun zweifelsohne der Tanz einen Wunsch ausdrücken, so möchte ich doch in diesem Umstande nicht die alleinige Ursache für sein Auftreten als Kulthandlung suchen. Dieses erscheint mir vielmehr weit tiefer in der aufregenden sinnlichen Wirkung des Tanzes begründet, die in mancher Hinsicht einer Berauschung nicht unähnlich ist. So oft nämlich es noch galt, im weissagenden Medium die eigenen Gedanken, den eigenen Geist zum Schweigen zu bringen, oder nach naiverer Auffassung aus dem Leibe zu locken, wenn es galt, eine „Verzückung" herbeizuführen, griff der Kult abwechselnd stets zu dem einen oder dem andern Mittel: Betäubung durch Trank oder Rauch, oder Musik, stehen ihm gleich. Nur eine Äußerung des Mitempfindens der Musik ist aber unter naiven Verhältnissen der Tanz; ja er ist es unter Umständen selbst, der durch den Taktschall die Musik bildet. Dieser Taktschall aber, das ursprünglichste an der Musik, übt, indem er den Geist gefangen nimmt, dieselbe erlösende Wirkung wie jede andere Berauschung. Ungemein bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Beobachtung eines weltlichen Indianertanzes in Guatemala durch den schweizer Arzt Dr. Otto Stoll. Die Mehrzahl der Tanzenden, sagt er, waren Weiber. Einige von ihnen konnten gar nicht satt werden. Kaum trat eine Pause in der eintönigen Musik ein, so warfen sie ein zweites Geldstück hin und begannen von neuem, in höchster Aufregung sich taumelnd im Kreise zu drehen. Sie waren betrunken. Mit der Selbstvergessenheit des akuten Alkoholismus warfen sie sich mitten im Tanze manchmal kreischend irgend einem der umstehenden Männer an den Hals, wobei sie es nicht besonders auf ihre Ehegatten abzusehen schienen, und küßten ihn in der höchsten Leidenschaft. Während Dr. Stoll das seltsame Schauspiel staunend betrachtete, mußte er sich sagen, daß von der Leidenschaft solcher Tänze nur ein Schritt sei zum Menschenopfer, wie es wohl in alten Zeiten bei solchen Gelegenheiten in jener Gegend dargebracht wurde.

Als weiterer Beweis zu Gunsten der vorgebrachten Ansicht mag das Gebahren mancher Derwischorden dienen, dieser „Mönche des Islâms", welche im „Zikr" oder heiligen Tanz, auch durch Gesang, in Ertase versetzen. Bekannt sind die Rifay oder heulenden Derwische, die in ihren Übungen den Namen Gottes bis zur Erschöpfung rufen und auf diese Art keuchend und mit schäumenden Lippen in „Halet", Verzückung, geraten. Die Mewlewi oder Derwischi hukeschan, die drehenden oder tanzenden Derwische, gelangen zur Ertase, indem sie sich kreiselförmig um sich drehen, und durch die nämlichen Mittel des Tanzes und Gesanges versetzt sich auch der in Nordafrika weit verbreitete Orden der Issaúa oder Aissawa in einen schwer zu beschreibenden Zustand der Erregung. In demselben sind die Derwische im stande, glühende Eisen abzulecken oder sich mit spitzen Eisen und scharfen Schwertern schwere Wunden beizubringen, ohne doch dabei ein Leid zu nehmen. Ähnliches verrichten auch die indischen Fakire.

Unwillkürlich bringt man mit solchen Erscheinungen auch die merkwürdigen Tanzepidemieen des Mittelalters und besonders Deutschlands in Zusammenhang, wenngleich diesen ein pathologischer Charakter nicht abzusprechen ist. Die im 14. Jahrhundert in Deutschland und den Niederlanden von der Tanzwut Ergriffenen bekamen Zuckungen, sobald sie etwas Rotes sahen, während diese Farbe bei den von Taranteltanz befallenen Italienern so beliebt war, daß sie am liebsten rote Kleider trugen oder während des Tanzes wenigstens ein Stück roten Tuches zwischen den Zähnen hielten. Ander hatten Vorliebe für Grün, Schwarz oder Gelb. Der Taranteltanz trat in Italien im 15. Jahrhundert auf und erreichte seinen Höhepunkt im 17. Jahrhundert. Die Taranteltänzer waren gleichsam auf das blaue Meer versessen, und viele stürzten sich mit blinder Furie in die Wogen, wobei sie wollüstige Empfindungen hatten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese psychischen oder geistigen Seuchen, wie man sie mit Fug und Recht nennen kann, einen religiösen Hintergrund hatten. Von den St. Johannistänzern des 15. Jahrhunderts wissen wir, daß sie in ihrer Verzückung den ganzen Himmel offen und darin die Prozessionen aller Heiligen erblickten. Die Johannistänze selbst waren aber heidnischen Ursprungs und sehr weltlicher Art. Bei den Esthen auf der Insel Moon wird jetzt noch am 23. Juni oder 1. Juli das „Beilager der Johannispaare" begangen, wobei Weiber und Mädchen einen Rundtanz um das Johannisfeuer ausführen.

Bei den modernen Kulturnationen hat die Kirchenmusik einen hohen Grad von Ausbildung erlangt und damit ist der religiöse Tanz fast ganz außer Gebrauch gekommen und nur noch in einzelnen Spuren vorhanden. Das Christentum hat sich indes nur allmählich davon losgemacht. Auf einem Konzilienbeschluß vom Jahre 692 wurde den Christen die Feier der Kalenden am Neujahr und des Festes, das am 1. März endet, verboten, welche beide mit üppigen Tänzen, in der Kirche aufgeführt, verbunden waren. Auf den Antillen und in Westindien zeigten sich aber noch tausend Jahre später die Nonnen am Weihnachtsabend dem Publikum hinter den Gittern ihrer Klöster und drückten in den wollüstigen Bewegungen des Chicatanzes ihre Freude über die Geburt des Gottessohnes aus. Endlich sah noch in unsern Tagen der Reisende Tylor einen Kirchentanz in der großen Klosterkirche zu Chalma in Mexiko, und noch

jetzt werden, als Überrest des alten Brauches, von Choristen in der Tracht der Pagen Philipps III. vor dem Hochaltare der Kathedrale zu Sevilla Tänze aufgeführt. In seinem ursprünglichen Zustande findet sich der religiöse Tanz dagegen noch in Indien sowie in Tibet, wo die Priester mit Tiermasken bekleidet unter den wilden Tönen von Trommeln und Muscheltrompeten ihre Tänze aufführen.

Diese Betrachtungen über den Tanz wären nicht vollständig, wollte ich nicht noch eines sehr auffälligen Umstandes gedenken. Die Absonderung des weiblichen Geschlechts vom Verkehr mit der Außenwelt scheint nämlich eine große Menge von Völkern aus der Reihe der Tanzenden völlig zu streichen, und bis zu einem gewissen Grade ist dem auch so. China und Japan kennen den Tanz nur als gottesdienstliche Handlung, als eine Verrichtung der Priester. Ganz das nämliche Schauspiel gewährt das weite Bereich des Islam, der die Frau noch eifersüchtiger der Außenwelt entzieht. Alle diese Völker, wie auch die Chinesen und Japaner, tanzen nicht, besitzen demnach auch keinen Nationaltanz. Und doch lassen sich selbst unter den Moslemin Ausnahmen finden. Die mohammedanischen Tataren der Krim z. B. besitzen einen Tanz, der mit dem ungarischen Csárdás die größte Ähnlichkeit aufweist und nur insofern ein wesentlich beeinträchtigtes Bild gewährt, als es dabei keine Tänzerin giebt. Wenn aber auch im Orient und in Ostasien der Mann nicht tanzt, weder für sich noch mit dem andern Geschlecht, gänzlich verzichtet er auf den Tanz doch nicht, dieser herrscht vielmehr überall, wenn ich so sagen darf, gewissermaßen latent. Alle diese Völker, die insgesamt einer schon vorgerückteren Kultur angehören, haben nämlich als Gegenstück zum ursprünglichen Männertanze die Sitte ausgebildet, daß nur Frauen oder Mädchen allein und zwar den Männern zur Schau tanzen, womit der eigentliche Zweck dieser choreographischen Leistungen genügend aufgedeckt ist.

Die Besucher der jüngsten Pariser Weltausstellung haben wohl fast alle in der Rue du Caire den Typus dieser Tänze kennen gelernt, der eine ganz erstaunliche Verbreitung besitzt, mit seinen wollüstigen Körperbewegungen aber das ausdrucksvollste Sinnbild grobsinnlicher Liebe ist und darum auch von den Franzosen ganz zutreffend danse du ventre genannt wurde. Ich will alle die in diese Klasse fallenden Tänze indes unter der Bezeichnung Bajaderentänze zusammenfassen, welche freilich in ihrer indischen Heimat religiöse Weihe besitzen. Das Hervorstechendste daran ist bei verhältnismäßig geringer Bewegung der Beine und Arme ein taktmäßiges Bewegen der Hüften, des Bauches und Beckens, welches diesem Tanze seinen erotischen Charakter verleiht. In der Südsee, auf Tongatabu, Tahiti, Hawaii — auf letzterer Inselgruppe der „Hulahula“, der ausgelassenste von allen, waren diese stets nur von Weibern aufgeführten Tänze ein hochgeschätztes Vergnügen. Dem erwähnten Hulahula giebt der japanische „Odori“, welcher Fremden oft zu Nagasaki vorgetanzt wurde, wenig nach. Um vieles höher, allerdings nicht in Anmut, aber in Anstand, stehen die Tänze, welche die berufsmäßigen „Geisha“ (Künstlerinnen) in den Theehäusern Japans aufzuführen pflegen. Tänzerinnen im Stile der Bajaderen Indiens, deren eigentlicher Name Dewadaschi und für die unteren Grade Nautsch ist, finden sich auch auf Java und in Hinterindien, dann bei den Beduinenstämmen Syriens und in ganz Nordafrika. John Petherick traf sie bei den Hassanieh-Arabern am oberen Nil, und von den „Almeen“ (Hawalim) oder „Ghawazi“ (Einzahl, „Ghazije“) Ägyptens hat wohl schon jedermann gehört. Dahin gehören auch die Mädchen vom Stamme der Uled Nail, welche in Biskra, dem „Paris“ der algerischen Sahara, sich bewundern lassen; sich wiegend, schreiten sie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plastische Stellungen ein, die oft höchst unschicklich sind. Ein ununterbrochenes Zittern der Hüften und des Vorderleibes ist auch beim Tanze der Ghawazi die Hauptsache, und in je gleichförmigerem Rhythmus dies geschieht, desto größer ist die Kunst. So wie Dr. Buchner auf Hawaii beim Hulahula und auf Neuseeland beim Haka wurde auch Dr. Wilhelm Junker im Nilgebiete durch die außerordentliche Beweglichkeit der Bauchmuskeln in Erstaunen gesetzt. Unabhängig von der in kurzen Intervallen erzitternden Brust verschob die Ghazije das Becken in gewaltsamen Stellungen bald nach rechts, bald nach links oder nach vorn und rückwärts und dem Rhythmus einer Trommel folgend. Es war die Verkörperung der Sinnlichkeit, die wilde Leidenschaftlichkeit einer Tribade, einer von Liebeslust überschäumenden Bacchantin. In Chartum sah der genannte Reisende einheimische Tänzerinnen, deren ganzes Kostüm sich auf den „Rahat“, den landesüblichen Fransengürtel beschränkte. Der stramm herausgereckte Busen wird in eine zitternde Bewegung gesetzt, welche nur durch eine besondere Muskelübung zu erreichen ist. Dieses ist ihr Tanz, welcher alles in allem nur auf eine Schaustellung der Körperschönheiten der tanzenden Mädchen hinausläuft.

So wären wir denn abermals an dem Punkte angelangt, den ich als den psychologischen Urgrund des Tanzes bezeichnete: Die Erregung der Sinnlichkeit; daß es in erster Reihe sich darum handelt, läßt sich bis in die Entartungen dieses Naturtriebes deutlich verfolgen. In den meisten orientalischen Ländern ist bekanntlich das Laster der Knabenliebe allgemein verbreitet. Und richtig treten da auch Knaben und Männer in Tänzen ganz gleichen Charakters wie jene der Bajaderen auf. In Bochara beleidigen solche Knaben teils in Weibertracht, teils in bunten, seidenen Männerschlafröcken unser ästhetisches wie natürliches Gefühl. Auch in Ägypten werden außer den Ghawazi Knaben und selbst Männer als Tänzer gedungen und sind dann in ähnlicher Weise gekleidet wie die Ghawazi, lassen das Haar lang wachsen und in Zöpfe flechten, tanzen wie die Mädchen und gehen selbst verschleiert auf der Straße umher. Tänzer dieser Art werden in Ägypten „Chôwal“ oder „Ghäiseh“ genannt. Auch in Marokko sah Oskar Lenz die Menge mit viel Vergnügen die wenig harmlosen Tänze junger, hübsch gekleideter Burschen verfolgen.

Es ließe sich über dieses Kapitel noch unendlich viel sagen, doch will ich mich nur noch auf ein paar Bemerkungen und Beobachtungen beschränken. Emile Guimet schildert den Tempeltanz in Indien, mehr Pantomime als Tanz. Mit der Geberde glühender Liebe eilt die Tänzerin vor, weicht aber dann wie beschämt ob ihres Geständnisses zurück; nach und nach entwickelt sie, dem Rhythmus der Musik folgend, mit hoher Grazie und vollendetem Ausdruck durch Miene und Geberde die ganzen, verschiedenen Phasen eines Liebesdramas. Das ist, wie gesagt, ein religiöser Tanz. Aber auch sehr viele weltliche Tänze, besonders solche, woran beide Geschlechter teilnehmen, verraten das nämliche Motiv. Der in Westindien und Südamerika so beliebte „Bambuco“ ist nichts weiter als eine beständige Verfolgung der Tänzerin durch ihren Gegenpart; sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff herabhängen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers und widersteht all seinen Verlockungen. So geht es stundenlang fort, bis sie erschöpft und zitternd sich ergiebt. Nahe stimmt mit dem Bambuco die „Chica“ überein, die man noch jetzt in Spanien tanzen sehen kann: Die Tänzerin hält das Ende eines Taschentuches oder die beiden Seiten ihrer Schürze,

während bei dem stark ausgeprägten Takte Hüften und Lenden künstlich gedreht werden, und eine besondere Kunstfertigkeit ist es, wenn sie ihre Hüften und Schenkel in einem wellenförmigen Schwanken zu erhalten vermag, während der übrige Körper unbeweglich bleibt. Nun nähert sich ihr ein Tänzer mit einem Sprung, fliegt auf sie zu, zieht sich zurück, kommt wieder und fordert sie zu einem verführerischen Kampfe heraus; beide werden lebhafter und stellen dann Gruppen dar, die erst wollüstig erregt und endlich unzüchtig sind.

Auch hier ist also der Tanz nichts andres als der mimische Ausdruck des Werbens und Paarens, und als Mittel der Bewerbung, indem er symbolisch das Paaren darstellte, diente er auch bei uns bis in die späteste Zeit. Obwohl an den Höfen im Mittelalter die Tänze mit sogenanntem Anstand aufgeführt wurden, und so „ernst und feierlich, daß man sie z. B. am Hofe Karls IX. von Frankreich nach der Melodie der Psalmen tanzte", so zeigten die Worte der Psalmen, die dabei gesungen wurden, doch den ursprünglichen Sinn der Tänze. Bei den Deutschen aber bestanden, wie bei den Völkern auf primitiver Stufe, die Tänze aus zwei Abteilungen, dem Vortanz und Nachtanz. Der Vortanz „geht etwan mit Gravität ab". Im Nachtanz aber „gehet es was unordentlicher zu..... denn allhier des Lauffens, Tummelns, Handdrückens, heimlichen Anstoffens, Springens..... und anderer ungebührlicher Dinge, die ich Ehren wegen verschweige, nicht verschonet wird". Die weitere Entwickelung und Ausbildung des Tanzes bei den Kulturnationen stellt nur noch symbolisch und in immer fortschreitender Abschwächung dar, was ursprünglich in der Wirklichkeit und mit bewußtem ernstem Zwecke im Leben in einer früheren Zeit geschehen ist. So weisen denn die Tänze in unsern europäischen Ballsälen, so verfeinert und zeremoniell sie auch sein mögen, dem scharf beobachtenden Blicke immer noch in Form und Zweck Spuren ihres Ursprungs auf, und nicht mit Unrecht nennt der geistvolle Henry Rabusson den Tanz nur eine poetisch verklärte, verhüllte, gesellschaftlich gut geheißene und in homöopathischer Verdünnung genossene Sinnlichkeit.

Catats und Maistres Reisen auf Madagaskar 1889—90.

(Hierzu eine Karte.)

Eine für die Geographie Madagaskars außerordentlich belangreiche Reise, die über den Süden der Insel ganz neues Licht verbreitet, ist von den Franzosen Catat und Maistre in den Jahren 1889 und 1890 ausgeführt worden. Die Mittel zu derselben waren von der französischen Regierung bewilligt worden und die ersten vorläufigen Berichte sind von einem der besten Kenner Madagaskars, Alfred Grandidier, in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 5. Dezember 1890 vorgetragen worden. Trotz seiner eigenen epochemachenden Forschungen bemerkte Grandidier, Madagaskar sei noch „wenig bekannt", noch sei sehr viel aufzuklären, ehe man eine ordentliche Karte der Insel, selbst in einem kleinen Maßstabe zeichnen könne. Man weiß, daß in ihrer Mitte sich ein großes Granitmassiv erhebt, an dessen Ostseite sich eine Küstenkette aus primitiven Gesteinen anlehnt und die an allen andern Seiten von Plateaus aus sekundären Formationen umgeben wird; man wußte ungefähr, wie weit das Granitmassiv sich nach Süden zu erstreckte, aber seine Ausdehnung nach Norden hin war nicht genau bestimmt. Völlig unbekannt war die Wasserscheide im Norden wie im Süden; auch die eigentümliche, in Randbändern die Insel umziehende Verteilung der Wälder war nicht vollständig erforscht. Vieles zur Aufklärung dieser Fragen haben nun die französischen Forscher beigetragen.

Catat, Maistre und als dritter Foucart begannen ihre Reisen im Beginne des Jahres 1889. Nachdem sie mit den allgemeinen Verhältnissen und der Howasprache sich in der Zentralprovinz Imerina vertraut gemacht, nahm Foucart den Fluß Mangoro auf, den wichtigsten der an der Ostküste mündenden Ströme. Er erkrankte hierbei jedoch so, daß er bald nach Europa zurückkehren mußte. Catat und Maistre begaben sich nun allein von der Hauptstadt Antanarivo nach der Küstenstadt Tamatave, wobei sie jedoch nicht den gewöhnlichen Weg einschlugen, sondern die sogenannte Straße Radamas I. verfolgten. Sie wird so genannt, weil dieser Howaherrscher sie bei seinen gegen die östlichen Völkerschaften gerichteten Kriegszügen benutzte. Seitdem war sie nicht mehr im Gebrauche, wenn auch die an der Ostküste angesiedelten Europäer glaubten, sie sei kürzer als die gewöhnliche Straße von Tamatave nach Antanarivo. Dieses ist aber durchaus nicht der Fall, infolge der Lage der Gebirge, wie die Reise der beiden Franzosen zeigte. Die größeren Mühen des Weges wurden aber reichlich durch geographische Entdeckungen gelohnt; Catat und Maistre entdeckten eine Sumpfgegend, Tidy genannt, das Gegenstück zur Sumpfebene von Antsihanaka; wie diese und wie jene von Ankay liegt sie zwischen dem Zentralmassiv und dem Küstengebirge. Die Reisenden gebrauchten zwei Tage, um die Sümpfe von Tidy, die bisher selbst dem Namen nach unbekannt waren, zu durchqueren. In ihnen hat der Ivondrona, einer der hauptsächlichsten an der Ostküste mündenden Flüsse, seinen Ursprung. Dem Laufe dieses Stromes folgend, erreichten sie nicht ohne große Beschwerden die Ostküste.

Von hier aus zogen sie dem Meere entlang nach Norden, in der Absicht, in der Breite der Bucht von Antongil (16° südl. Br.) den nördlichen Teil Madagaskars bis zu dessen Westküste zu durchqueren. Maistre jedoch, der ungemein am Fieber litt, mußte diese beschwerliche und lange Reise aufgeben, um sich in Antanarivo zu erholen. Indessen trotz seines Zustandes schlug er nicht den bequemeren, gewöhnlichen Weg ein, sondern wandte sich von der Küstenstadt Fenoarivo direkt nach Westen und erreichte die Provinz Antsihanaka auf einem Wege, der allerdings am Ende des vorigen und im Beginn unsres Jahrhunderts schon von Europäern begangen worden war, dessen erste Aufnahme aber wir ihm verdanken. Er fand, daß Antsihanaka auf den englischen Karten viel zu weit nach Osten verlegt war. Maistre untersuchte den hier gelegenen See Alaotra und begab sich von hier auf südlichem Wege nach der Hauptstadt Antanarivo, um seine arg mitgenommene Gesundheit wieder herzustellen.

Dr. Catat war unterdessen bis Mananara an der Bucht von Antongil (Nordostküste) vorgedrungen, um von hier aus die beabsichtigte Durchquerung allein zu vollbringen. Seine Absicht war, über Mandritsara nach Mojanga an der Westküste zu reisen, und dieser Plan wurde mit einem glänzenden Erfolge gekrönt. Er hatte in jener nördlichen Region allerdings Vorgänger, den englischen Missionar Houlder, welcher 1876 von der Antongilbai nach Mandritsara gelangte und den unglücklichen Deutschen Rutenberg, der von der Westküste, von der Narindabai bis dorthin kam, indessen wissenschaftliche Aufzeichnungen über diese Reisen besaß man nicht,

da diejenigen Rutenbergs bei seiner Ermordung verloren gingen.

Um so wichtiger ist dasjenige, was wir jetzt durch Dr. Catat erfahren. Er hat festgestellt, daß das große granitische Zentralmassiv sich nicht bis zum 16. Grade südl. Br. erstreckt, während man bisher annahm, daß dasselbe noch viel weiter nördlich reiche. Dagegen bedecken die großen wellenförmigen Ebenen der sekundären Formationen mit ihren verbogenen und verkrüppelten Latanpalmen und andern charakteristischen Bäumen mehr als Zweidrittel der Insel in jener Breite. Die hohen Gebiete des Ostabhanges des Küstengebirges sind mit Wäldern bedeckt, die zum ersten Gürtel des an der Ostküste hinziehenden Waldes gehören; von dem weiter südlich vorkommenden, zweiten parallelen Waldgürtel hat Dr. Catat unter 16° südl. Br. jedoch keine Spur mehr gefunden.

Nachdem Catat Mojanga an der Westküste erreicht hatte, begab er sich, im Thale des hier mündenden großen Stromes Ikopa aufwärts reisend, nach der Hauptstadt Antanarivo, wo seine Vereinigung mit seinem Gefährten Maistre stattfand. Nachdem sie hier sich von ihren Mühen und Reisen im Norden erholt, traten sie die Erforschung des Südens an, welche ihnen als Hauptaufgabe gestellt worden war.

Auf dem Südabhange des großen Zentralmassivs von Madagaskar entspringen alle jene großen Flüsse, die im Südosten, Süden und Südwesten der Insel münden. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, die Orographie dieses Teiles von Madagaskar festzustellen und die annähernde Ausdehnung der Flußgebiete zu fixieren. Auch die Ausdehnung der Wälder zu begrenzen, erschien hier als eine denkbare Aufgabe; wie weit erstreckte sich hier der erste und zweite Waldgürtel nach Süden und nach Westen, jene beiden Waldgürtel, die, getrennt durch eine waldlose Region, in der Mitte der Ostküste parallel nebeneinander verlaufen?



Diese Frage ist von den beiden französischen Reisenden gelöst worden. Auch die Geographie des Landes zwischen dem Betsileo und Anosy ist von ihnen auf ihrer Südreise bereichert worden; sie haben auf derselben unter großen Gefahren das Land der wilden, grausamen und abergläubischen Bara sowie andrer wilder Stämme durchzogen und glücklich ihre große Aufgabe gelöst.

Die am weitesten nach Süden vorgeschobene Feste der Howas ist Ihosy; von hier brachen Catat und Maistre am 8. Juni 1890 auf und am 5. Juli war Fort Dauphin im Südosten der Insel erreicht. Auf dieser Reise entdeckten sie die Quellen des Onilahy, der in der Bucht St. Augustin (Westküste) mündet, zwei große Flüsse von Androy, den Manambovo und den Mandrary, sowie einen Quellfluß des Mananara (mündet an der Südostküste). Hierdurch haben sie die Wasserscheide von Madagaskar festgestellt.

Zu diesen wichtigen geographischen Entdeckungen gesellen sich zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen, anthropologische und ethnographische Studien, die für die dunkle Völkergeschichte der Malgaschen vom höchsten Werte sind, große naturwissenschaftliche Sammlungen, die für Fauna und Flora der merkwürdigen Insel viel Neues bieten.

Catat und Maistre verfolgten von Fort Dauphin die Südostküste nach Norden zur Mündung des Mananara bei Vangaindrano und wandten sich dann westlich den Fluß aufwärts bis nach Ivohibe, wobei dieser größte Fluß des Südostens aufgenommen wurde. Dabei durchzogen sie das merkwürdige Land Antaisaka und gelangten am 25. August gesund und sicher nach Ambohimandroso im Lande der Betsileo, von wo sie sich nach Antanarivo begaben.

Nach dem Urteile A. Grandidiers, des ersten Kenners von Madagaskar, zählt die Reise von Catat und Maistre „zu den wichtigsten, nützlichsten und fruchtbarsten, die jemals auf der großen Insel gemacht wurden“.

Die Entstehung der Koralleninseln.

Von Dr. W. Sievers.

Nachdem infolge der erneuten eingehenden Beschäftigung der Geographen und Geologen mit der Frage der Hebungen und Senkungen auf der Erdoberfläche auch die damit in engerem Zusammenhange stehende Untersuchung der Koralleninseln — und Riffe — besonders durch Guppy auf den Salomons-Inseln und J. Walther an der Sinaihalbinsel hervorragende Förderung erhalten hat, wurde es um so mehr Bedürfnis, eine nach kritischen Gesichtspunkten gearbeitete, möglichst objektive Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Entstehung der Korallenbauten zu besitzen. Eine solche liegt jetzt in einer Schrift Langenbecks vor [1]).

Dieselbe zeichnet sich durch große Genauigkeit und Sorgfalt aus. Auf Grund der Abwägung der Stützpunkte der einzelnen Theorieen gegeneinander, ferner durch genaues eigenes Studium auch der schwerer zugänglichen verstreuten Litteratur, endlich durch Bearbeitung der in größtem Maßstabe erschienenen Seekarten erreicht der Herr Verfasser eine sehr eingehende Kenntnis aller auf die Korallenbauten sich beziehenden Fragen. Die ganze Anlage des Buches, der konsequente Aufbau desselben, die Art der Beurteilung bestätigt das von Langenbeck in dem Vorwort über seine eigene Arbeit gefällte Urteil, daß er sich „stets bemüht habe, die größte Objektivität zu wahren".

Die Arbeit zerfällt in sechs Abschnitte. Nach einer Einleitung (S. 1 bis 13), welche als historische Übersicht der über die Korallenbauten hervorgetretenen Theorieen gelten kann, behandelt der Verf. im ersten Abschnitt (S. 14 bis 29) die Korallenriffe in stationären Gebieten und solchen mit negativen Bewegungen (also Rückzug des Wassers oder Hebung). Er bespricht hier zunächst drei Gebiete, in welchen seiner Auffassung nach andre Verhältnisse herrschen, als bei den übrigen Korallenbauten. Diese sind Westindien, die Philippinen und die Salomons-Inseln. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man bei den daselbst befindlichen Bauten der Annahme einer Senkung oder positiven Bewegung entbehren kann. In der Floridastraße und an den Bahamas entstehen die Korallenbauten auf den unterseeischen alten Falten der Erdrinde, besonders begünstigt durch den Golfstrom, welcher die nötige Nahrung in reichem Maße zuführt (Theorie von Agassiz). Bei den Philippinen sehen wir Korallenriffe auf einem in entschiedener Hebung begriffenen Gebiete, und dasselbe ist nach Guppy auch auf den Salomonen größtenteils der Fall, wo die Korallenriffe sich um einen erloschenen unterseeischen Vulkankegel zu bilden pflegen. Alle drei Erdräume unterscheiden sich von den übrigen Korallengebieten durch ihre große Festlandsnähe und ihr Auftreten am Rande von Mittelmeeren, während die übrigen Korallenbauten sich aus ozeanischen Tiefen, fern von Kontinenten erheben. Hiergegen dürfte sich freilich einwenden lassen, daß auch die Lakkadiven nicht weiter vom Festlande entfernt liegen, als die Bahamas von Cuba, freilich sind sie durch ein tieferes Meer von Indien getrennt. Und das große australische Riff vor der Ostküste liegt dem Festlande ebenso nahe wie die Bahamas der Halbinsel Florida. Hier wird man auch nicht davon sprechen können, daß sich dasselbe aus großen ozeanischen Tiefen erhebe. Die Tiefe zwischen ihm und dem Festlande beträgt noch nicht 200 m. Wohl aber ist es wichtig, daß die Begriffe: Strandriff, Barriereriff und Atoll auf die westindischen Riffe nicht angewendet werden können. Diese sind ganz anders gebaut. Es bestehen also zwei Gruppen von Korallenriffen; bei der einen (Westindien) sind durch positive Bewegungen die Gestalten der Riffe nicht stark beeinflußt worden, während die andre (Südsee) diesem Einfluß stark Rechnung getragen hat.

In dem zweiten Abschnitte (S. 30 bis 62) sucht der Herr Verfasser diese letztere Ansicht zu stützen. Er will zeigen, daß „wir auf die Darwinsche Senkungstheorie wieder zurückzugreifen gezwungen sind". Dazu bedarf er der Entkräftung der entgegenstehenden Theorieen von Murray und Guppy, welche gerade die sich hebenden Gebiete als geeignet für Korallenansiedelungen bezeichnet hatten. Die Haupteinwände des Herrn Verf. gegen Murray bestehen darin, daß letzterer nicht im stande sei, die Austiefung der inneren Lagunen der Atolle, die steilen Böschungen der Außenseiten der Riffe zu erklären, was allein durch die Senkungstheorie Darwins und Danas möglich sei. Außerdem soll nur die letztere geeignet sein, die Erklärung zu bieten, weshalb so viele Atolle derselben Gruppen gleichartig gebaut seien, Murrays Theorie lasse dafür keine Erklärung zu. Von Guppys Ansichten über die Bildung der Koralleninseln bezweifelt der Herr Verfasser besonders, daß Atolle nur in Hebungsgebieten entstehen könnten. Ferner wirft er Guppy Widersprüche in seiner Theorie vor, z. B. in bezug auf die Zeit, wann die Atolle ihre Gestalt erhalten; die Unterscheidung der verschiedenen Bildungszeit großer und kleiner Atolle hält er mit Recht für unzulässig. Sodann führt er gegen Guppy an, daß „in vielen Gebieten des Stillen wie Indischen Ozeans nicht eine einzige Insel über dem Meeresspiegel erhoben" sei, was mit der Hebungstheorie nicht übereinstimme. Die Guppysche Theorie scheint dem Herrn Verf. weit weniger fest begründet, als die Murraysche, welche ihm besonders deshalb verwerflich scheint, weil sie nicht im stande sei, „die Eigentümlichkeiten im Bau der Atolle zu erklären", und auch die Übereinstimmung des Baues dieser und der Barriereriffe sich nicht durch sie, sondern nur durch Darwin-Danas Senkungstheorie erklären lasse. Diese Senkungstheorie dient dem Herrn Verf. auch zur Aufstellung der bisher rätselhaften geographischen Anordnung der Korallenbauten. Das Fehlen derselben in dem größten Teile des Atlantischen Ozeans wird nach Langenbeck dem Mangel an Senkungen daselbst in jüngster Zeit zuzuschreiben sein. Wir können darin dem Herrn Verf. nicht folgen, sondern glauben, daß wesentlich die Wasser- und Nahrungsverhältnisse für die Verbreitung der Korallentheorie maßgebend sind.

Der umfangreichste Abschnitt des Buches ist der fünfte (S. 115 bis 162), in welchem die jetzige Verbreitung der Korallenriffe besprochen wird. Der Herr Verf. ist vielfach bemüht, Beweise für positive Verschiebung der Standlinie (Senkung) an den einzelnen Inselgruppen beizubringen und polemisiert bei Gelegenheit der Bermudasinseln gegen Reins dort gewonnene Ansicht von der Hebung dieser Gruppe. Abschnitt vier ist den Korallenriffen früherer geologischer Perioden gewidmet. Auch hier ist der Herr Verfasser bemüht, das Zusammenfallen von Korallenbauten und Überflutung durch das Meer, also Senkung des Landes, zu erweisen. Gerade der durch starke marine Transgressionen besonders ausgezeichneten Kreideperiode fehlt es an Riffen von größerer Ausdehnung und Mächtigkeit. Auch einen der wichtigsten Einwände gegen die Darwinsche Theorie, daß nämlich die Korallenbauten der früheren geologischen Perioden

[1]) R. Langenbeck, Die Theorieen über die Entstehung der Koralleninseln und Korallenriffe, und ihre Bedeutung für geophysische Fragen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1890. 190 Seiten, fünf Figuren im Text.

viel mächtiger gewesen seien als jetzt, sucht der Verfasser zu entkräften und zwar mit dem Hinweis darauf, daß auch Darwin und Dana für ihre Theorieen eine Mächtigkeit der Korallenriffe bis zu 700 m hätten annehmen müssen. Dies ist aber gerade eine der Schwächen der Darwinschen Ansicht, zumal da diese Mächtigkeit von 700 m bei modernen Korallenriffen keineswegs nachgewiesen ist. Übrigens erreichen die triassischen Korallenriffe der Dolomiten Südtirols 1500 m Mächtigkeit, wie der Herr Verfasser auch selbst zugiebt.

Die eben erwähnten Abschnitte erscheinen dem Referenten als die schwächsten des Buches, zumal da kein Versuch gemacht ist, die geographische Verbreitung der Korallenbauten anders als durch Senkungsfelder zu erklären. Von besonderem Interesse sind aber noch die bisher unbesprochenen Abschnitte drei und sechs. In ersterem betrachtet Langenbeck in abgesonderter Darstellung, also wohl der Wichtigkeit dieses Einwurfs bewußt, die schwierige, gegen alle einseitig nur Hebung oder Senkung gelten lassenden Theorieen ins Gefecht geführte Frage nach dem Zusammenvorkommen der drei Riffformen nahe bei einander und der Übergänge von positiver zu negativer Bewegung. Der Herr Verf. findet sich mit diesen Erscheinungen z. B. auf der Pelau-, Samoa-, Sandwichgruppe in der Weise ab, daß er von einem „stufenweisen Übergange von Gebieten, in denen neuere negative Bewegungen zu konstatieren sind, durch stationäre Gebiete in solche mit entschieden positiver Bewegung" (S. 67) spricht. Diese Thatsache leuchtet auch uns ein, nicht aber, wie dieser stufenweise Übergang als „ein sehr gewichtiges Argument zu Gunsten der Darwinschen Theorie" anwendbar ist (S. 67).

Der sechste und letzte Abschnitt ist überschrieben: „Geophysische Betrachtungen". In den ersten Sätzen dieses Kapitels macht der Herr Verfasser stärkere Zugeständnisse an die Verfechter der Hebung oder der negativen Bewegungen, als in allen vorigen Kapiteln. Er spricht sogar „von vielleicht noch weit allgemeiner (als die positiven) verbreiteten negativen Bewegungen". Hieran schließt sich nun eine Prüfung, ob diese Bewegungen vom festen oder vom flüssigen Element ausgehen. Zumeist bekämpft er die Ansicht von Süß über die gegenwärtige Ansammlung des Wassers in den Äquatorialgegenden. Für den Atlantischen und Indischen Ozean trifft dies wenigstens nicht zu. Ansteigen des Meeresspiegels sehen wir im Atlantischen Ozean nur an der Küste von Guayana und an den Bermudas. In ersterem Meeresteile existieren aber keine Korallenriffe, und letzteres Gebiet gehört kaum mehr zu den Äquatorialgegenden. Zwischen den Bermudas und dem Orinoco sind keine Spuren positiver Bewegung vorhanden. Auch für den Indischen Ozean leugnet Langenbeck das Ansteigen des Meeresspiegels, wenigstens ein gleiches Maß desselben. Und ebenso glaubt für den Stillen Ozean Langenbeck nicht an ein derartiges periodisches Aufschwellen und Abschwellen, sondern er hält die Erdrinde selbst für das sich Bewegende (S. 170) und kehrt somit zu der alten Theorie Darwins zurück. Gleichzeitig aber giebt er auch zu, daß Korallenbildungen auf sich hebenden Gebieten vorkommen können, und bezeichnet als solche hauptsächlich die Vulkanregionen am Rande der Senkungsfelder. Ferner giebt er zu, daß in früheren geologischen Perioden, z. B. der Jurazeit, sich wenig mächtige Korallenbauten ohne Senkung der Erdrinde, sondern bei langsam vorschreitendem Ansteigen des Meeresspiegels bilden konnten (S. 172). Auch Schwankungen, Oszillationen, also bald Senkung, bald wieder Hebung, läßt er endlich gelten, z. B. bei Sombrero in den Kleinen Antillen, und auch bei diesen erklärt er das Meer für das sich bewegende Element. Im großen und ganzen aber steht er auf dem Standpunkte, daß die Koralleninseln sich vorwiegend auf sinkenden Schollen der Erdrinde, über welche das Meer hinübertritt, bilden.

Wenngleich Referent zu denjenigen gehört, welche sich durch die Beweisführung des Verfassers nicht für überzeugt halten, steht derselbe doch nicht an, diese Abhandlung für einen ausgezeichneten, sehr fleißigen, klärend wirkenden und sehr lesenswerten Beitrag zur Litteratur über die Koralleninseln und ihre Entstehung zu erklären.

Neue Fahrten zur See nach Sibirien.

Im Verlaufe des Jahres 1890 ist es wiederholt englischen Fahrzeugen gelungen, zur See nach Sibirien zu gelangen und dort Absatz für die mitgebrachten Waren zu finden.

Der Seeweg dorthin durch das Karische Meer nach den Mündungen der sibirischen Riesenströme Ob und Jenissei ist wiederholt gemacht worden, aber auch oft infolge der Eisverhältnisse gescheitert, so daß schließlich die vorherrschende Ansicht dahin ging: eine regelmäßige Benutzung dieses Seeweges zu Handelszwecken sei ausgeschlossen.

Die Küstenbevölkerung des nördlichen Rußland hatte schon frühzeitig eine lebhafte Schiffahrt im Polarmeere betrieben und oft Handelsreisen vom Weißen Meere und der Petschora nach dem Ob und Jenissei unternommen und das Interesse der wissenschaftlichen, sowie der Handelswelt würde auf dieser Grundlage wohl den Seeweg nach Sibirien im Auge behalten haben, wenn nicht der berühmte Naturforscher Karl Ernst v. Baer 1837 gelegentlich seiner Reise nach Nowaja Semlja das Karische Meer für einen unwegsamen Eiskeller erklärt hätte.

Im Jahre 1862 trat der als rastloser Eiferer für die Seeverbindung Sibiriens mit Europa bekannt gewordene Michael Sidorow für die Wiederaufnahme der Fahrten ein; der von ihm ausgerüstete Schoner „Jermak" unter Lieutenant Krusenstern ging indessen bei dem Versuche, die sibirischen Flußmündungen zu erreichen, im Eise zu Grunde. Dann nahmen aber norwegische Seehunds- und Walroßjäger die Fahrten im Karischen Meere wieder auf; sie fanden in den sechziger Jahren dieses Meer eisfrei und warfen alle Theorieen um, welche auf Grund früherer mißglückter Fahrten über dessen Unschiffbarkeit aufgestellt waren.

Im Jahre 1875 endlich machten die Nordostfahrten einen, sowohl in geographischer als auch in kommerzieller Beziehung wichtigen Schritt vorwärts, als es dem berühmten Nordenskiöld glückte, mit der Fischerjacht „Pröven" durch den Jugorsund und durch das fast eisfreie Karische Meer bis nach der Mündung des Jenissei zu fahren. Er segelte den Fluß aufwärts bis Saostrowskoj und gelangte von da mit einem Dampfboote bis Jenisseisk. Somit war eines der Ziele erreicht worden, welches die alten Nordostfahrer sich gestellt hatten und dem Handel Sibiriens zur See schienen glänzende Aussichten eröffnet.

Gleichzeitig aber erhoben sich Stimmen, daß nur eine zufällige Vereinigung glücklicher Umstände diesen Erfolg herbeigeführt hätte. Um zu beweisen, daß dieses nicht der Fall war, und um selbst die ersten Waren zur See nach Sibirien zu bringen, unternahm Nordenskiöld 1876 eine zweite Fahrt nach Sibirien auf dem Dampfer „Ymer", der nicht nur bis zur Mündung des Jenissei, sondern diesen aufwärts bis 71° nördl. Br. gelangte. Diese beiden Reisen Nordenskiölds leiteten wirkliche Handelsfahrten nach dem Ob und Jenissei ein, die allerdings nicht alle von Erfolg gekrönt waren. Diese Mißerfolge waren Ursache, daß man den Seeweg nach Sibirien wieder in Vergessenheit geraten ließ.

Indessen in England behielt man die Sache im Auge und die Aussicht, mit Hilfe der sibirischen Riesenströme landeinwärts bis an die Grenzen Chinas Handel treiben zu können. Es wurde eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze die Herren Albert Gray und John Milburn stehen, und diese

entsandten bereits 1889 das Schiff „Labrador“ unter dem in der Eisschiffahrt erprobten Kapitän Wiggins nach der Jenisseimündung. Im Sommer 1890 war ein neuer Erfolg zu verzeichnen. Zwei Schiffe und ein kräftiger Schlepper (für die Flußschiffahrt) wurden Ende Juli und Anfang August von London abgeschickt und erreichten, trotzdem sie in der Karasee stark mit dem Eise zu kämpfen hatten, in 39 Tagen Karaul, welches 250 km am Jenissei aufwärts gelegen ist. Nach einem Aufenthalt daselbst von 19 Tagen kehrten sie in 26 Tagen nach London zurück, so daß zu der Hin- und Herreise im ganzen 84 Tage gebraucht wurden. Die Schiffe waren das gecharterte norwegische Schiff „Biscaya“, Kapitän Petersen, der Dampfer „Thule“, Kapitän Cordiner und der Schlepper „Bard“, Kapitän Robert Wiggins. Karaul, der Ausschiffungsplatz, ist nur ein einzelnes Stationshaus, in dem der russische Kaufmann Kitmanow lebt, der hier mit den Samojeden Handel treibt. Den Jenissei abwärts kam den Engländern hier der Flußdampfer „Phönix“, mit dem russischen Zollbeamten an Bord, entgegen, um die für Sibirien bestimmten Waren aufzunehmen.

Ein Erfolg muß diese Expedition jedenfalls genannt werden; ob derselbe aber ein dauernder sein wird, ist abzuwarten.

Britisch Neu-Guinea 1889—90.

Die britische Kronkolonie Neu-Guinea mit einem Flächeninhalt von 220 919 qkm steht seit dem 4. September 1888 unter der Administration von Sir William Mac Gregor, des früheren Vizegouverneurs der Fidschis. Daß Australien großes Interesse an der Kulturentwickelung der Insel hat, beweist schon der Umstand, daß seine drei östlichen Kolonieen Queensland, Neu-Süd-Wales und Viktoria sich zu einem Jahresbeitrage von zusammen 10 000 Pfd. Sterl. zu den Verwaltungskosten verpflichtet haben. Man ist aber in Australien, von wo aus man die Insel zu kolonisieren hoffte, mit der Verwaltung höchst unzufrieden. Sir William Mac Gregor hat im Einverständnis mit den von der englischen Regierung beschützten Missionaren erklärt, daß das Land den Eingeborenen verbleiben und eine Ansiedelung der Weißen ausgeschlossen sein solle. Er beruft sich dabei auf die alte Erfahrung, daß mit dem Einzuge der Weißen der Untergang der Eingeborenen besiegelt ist. Man weist dagegen in Australien auf die fortschreitende günstige Entwickelung der deutschen Ansiedelung in Kaiser-Wilhelmsland im nördlichen Neu-Guinea und und deren meist gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen hin, und verlangt eine Änderung im Verwaltungssysteme.

Sir William Mac Gregor hat kürzlich seinen amtlichen Jahresbericht, betreffend die 12 Monate von Juli 1889 bis dahin 1890, über das unter seiner Verwaltung stehende englische Neu-Guinea, mit Einschluß der dazu gehörigen östlichen Louisiaden- und D'Entrecasteaux-Gruppen, veröffentlicht. Es wurden während des Jahres im ganzen zwölf Eingeborene wegen Mordes zum Tode verurteilt, aber da er an ihren Genossen begangen worden, zu Gefängnisstrafe begnadigt. Der Landbesitz der Regierung erhielt durch die Erwerbung von Tauko Island eine Erweiterung; die dort angepflanzten 1500 Kokosbäume gedeihen vortrefflich. Unter den Weißen, d. i. den Beamten und sonstigen Angestellten, herrschte viel Fieber, hauptsächlich durch Nässe, kalte Winde und die direkten Strahlen der Sonne veranlaßt. Die Einfuhr in den beiden Haupthäfen Samarai und Port Moresby bewertete 16 104 (+ 4996), die Ausfuhr 6485 (+ 540) Pfd. Sterl. An Gold, auf den zu den vorerwähnten beiden Gruppen gehörigen Inseln Sudest und St. Aignan gefunden, wurden 3470 (— 380) Unzen, an Trepang oder bêche de mer zu 4682 (+ 2504), an Perlmutterschale zu 1050 (— 760) und an Copra zu 250 (— 300 gegen das Vorjahr) Pfd. Sterl. ausgeführt. Die Einnahmen ergaben nur 3015 Pfd. Sterl. 13 Schill., während die Ausgaben sich auf 14 975 Pfd. Sterl. belaufen. Mit großem Lobe gedenkt Sir W. Mac Gregor der segensreichen Wirkung der protestantischen Mission an der Südost- und der katholischen an der Südwestküste. Er selber unternahm mehrere Forschungsreisen ins Innere der Insel.

H. Greffrath.

Aus allen Erdteilen.

— Brichettis Reise im afrikanischen Osthorn. Der italienische Ingenieur Luigi Brichetti-Robecchi hat in der äußersten Ostspitze Afrikas, in dem Lande der übel berüchtigten Medschertin-Somal eine Reise unternommen, welche ihn von Obbia am Indischen Ozean bis nach Halule (Alula) westlich vom Kap Guardafui führte. Sein langer Bericht steht im Bollettino della Società Africana d'Italia, Dezemberheft 1890. Die Reise dauerte vom 28. Mai bis 11. August 1890. Brichetti schildert das Land als eine mannigfaltige Reihenfolge wüster Thäler und Ebenen, in denen Kalksteine vorherrschen und in der die Vegetation oft ganz fehlt, dann aber wieder sehr üppig auftritt. In solchen Strichen ist dann auch die Tierwelt reich vertreten; Affen sind häufig, auch Strauße. Nachdem der Reisende den Torrent Kolula gekreuzt hatte, erreichte er in 360 km Entfernung das Wadi Nogal. Dieser Torrent, welcher unter verschiedenen Namen vorkommt, und in seinem unteren, etwa 20 km langen Laufe El heißt, führt reichlich Wasser. Eingefaßt wird derselbe von 40 bis 50 m hohen, zerklüfteten, wie Bastionen erscheinenden Felsen. Stromaufwärts wird der Pflanzenwuchs immer üppiger, zahlreiches Vieh weidet auf den ausgedehnten Grasstrecken und die großen Säugetiere, Elefanten, Löwen, Leoparden, treten auf. In den Wadis stehen Palmen, Akazien und Sykomoren.

Der nächste periodische Wasserlauf, den Brichetti kreuzte, war das Wadi Thalo oder Dra Sala; damit hörte aber auch die fruchtbare Beschaffenheit des Bodens auf, das Wasser wurde selten, das Land wüster und steiniger. Im Becken des Amudah fand der italienische Reisende zum ersten Male die Dumpalme (Hyphaene) in dichten Beständen, und nachdem er das Wadi Thudo gekreuzt, sah er auch Dattelpalmen in großer Menge, vermischt mit wildem Wein und Fruchtbäumen. Der bei weitem größte Teil des Landes zeigte dasselbe Aussehen: Dürre, steinige Ebenen wechselten mit Wadis, in denen die erwähnten Pflanzen und namentlich auch die Salvadora gediehen. Mit seiner kleinen Karawane konnte Brichetti nicht tief ins Innere eindringen, da ihm sonst die Vorräte und Wasser gemangelt hätten. Daß das Reisen im Lande der Somal ein gefahrvolles sei, sollte auch er erfahren, denn schon zwei Tage nach seiner Abreise von Obbia wurde er von wandernden Medschertin angegriffen, wobei er einen Diener und sein Pferd verlor.

— Kamerun. Die neue Expedition des Dr. Eugen Zintgraff zur Erforschung des Hinterlandes von Kamerun in geographischer und kommerzieller Beziehung ist im November 1890 in das Innere aufgebrochen. Ausgangspunkt ist die Station Barombi (5° nördl. Br.). Die Vorhut unter Expe-

ditionsmeister Hume verließ diesen Ort am 20. November. Am nächsten Tage folgte ihm Dr. Zintgraff mit dem Hauptteile der Forschungsexpedition, sowie mit drei Sektionen der Handelsexpedition der Firma Jantzen und Thormählen; jede Sektion besteht aus 30 Mann und einem Vormann. Fernere $3^1/_2$ Sektionen gingen am 22. November unter der Führung der Herren Rehber, Canlwell und Tiedt ab. Als Nachhut sollten Lieutenant v. Spangenberg und Expeditionsmeister Carstensen mit dem Rest der Truppe der Forschungsexpedition folgen. Beide Expeditionen hofften, ohne durch Hindernisse und Feindseligkeiten seitens der Banyangs unterwegs aufgehalten zu werden, zwischen dem 10. und 15. Dezember in Baliburg einzutreffen. Die Balistation ist bereits 1889 von Dr. Zintgraff als Hauptposten im Innern ausersehen worden. Die Banyangs sind ein südlich von derselben (unter 6° nördl. Br.) lebender Stamm, mit denen Dr. Zintgraff früher in feindliche Berührung geraten war, dann aber Frieden geschlossen hatte. Einer der Expeditionszwecke ist auch die Anwerbung von Arbeitern im Innern für die Pflanzungen am Kamerun.

— Todesfälle durch Schlangenbiß und wilde Tiere in Indien ist in den indischen Blättern eine stehende Rubrik geworden und danach im Globus öfter schon berichtet worden. Es liegen jetzt amtliche Berichte für 1888 vor, nach denen in diesem Jahre in Ostindien nicht weniger als 22970 Menschen durch Bisse giftiger Schlangen oder wilder Tiere zu Grunde gingen, eine sehr große Anzahl bei 208000000 Einwohnern! Außerdem wurden durch dieselben Tiere noch 76271 Stück Vieh getötet. Am meisten Menschen (20571) fielen den Schlangen zum Opfer, 975 wurden durch Tiger, 184 durch Leoparden, 139 durch Wölfe, 110 durch Löwen zerrissen, 57 durch Elefanten getötet und der Rest fiel Skorpionen, Krokodilen, Wildschweinen u. s. w. zum Opfer. Trotz des Vernichtungskrieges gegen die schädlichen Tiere und der großen Summen, die für deren Ausrottung gezahlt werden, nimmt die Zahl der Todesfälle durch dieselben zu. Im Jahre 1881 wurden von den Bestien nur 43669 Stück Vieh getötet, wenig mehr als die Hälfte der im Jahre 1888 getöteten. Die Zahl der ihnen zum Opfer gefallenen Menschen betrug 1880 auch nur 21000. Im Jahre 1888 wurden 20709 wilde Tiere und 511948 giftige Schlangen vernichtet und dafür die hohe Summe von 159253 Rupies bezahlt. 1884 und 1885 überstieg die gezahlte Summe 2 Lakh Rupies. Die am meisten heimgesuchten Provinzen sind Bengalen, Oudh und die Nordwestprovinzen.

— Eine einstige, bei weitem nördlichere Ausdehnung des Kaspischen Sees, bis in das untere Kamagebiet (55° 23' nördl. Br.), wird in hohem Grade wahrscheinlich gemacht durch die Auffindung mächtiger postpliozäner Ablagerungen mit zahlreichen organischen Überresten wie Adacna plicata, Cardium edule, Dreissena polymorpha, Didacna und Hydrobia, welche identisch sind mit den betreffenden, noch jetzt in der Kaspischen See lebenden Arten. Das Niveau dieser Ablagerungen liegt 160 m über dem der See.

— Entgegen der allgemeinen Annahme von dem Alter des Uralgebirges sucht Henry H. Howorth den Nachweis zu führen, daß dieses Gebirge erst zu Ende der Mammutperiode, und zwar schnell emporgehoben worden. Vorher und noch bis zur Zeit, als das Mammut ausstarb, bildete Sibirien mit dem europäischen Rußland eine zusammenhängende Ebene, deren Flüsse im Osten, wie noch jetzt im Westen das Land von Norden nach Süden durchzogen und dort in ein großes mittelländisches Meer mündeten, dessen Reste den Kaspi-, Aral- und Baikalsee bilden. Als Beweise für diese übrigens schon von Murchison behauptete junge Hebung des Ural führt Howorth an: erstens, daß dieses Gebirge keine Tier- und Pflanzenscheide bildet, vielmehr die jetzige russische und asiatische Fauna und Flora miteinander übereinstimmen; zweitens, daß auch die oberflächlichen Erdschichten zu beiden Seiten des Ural einander ähnlich und durch die interessante Schwarzerde charakterisiert sind; und drittens, daß der Ural eines jeden Zeichens der Wirkungen der Eiszeit entbehrt; sowohl im Gebirge selbst sucht man vergebens nach Gletscherspuren, Moränen, Schrammen u. s. w., als auch in der Umgegend, welche keine Findlinge aus dem Ural, sondern nur aus Skandinavien aufweist. Erst nach der Eiszeit, zur Zeit des Mammut, sei der Ural schnell emporgehoben und habe das Gefälle Sibiriens derart geändert, daß nun seine Flüsse dem Eismeere zufließen, daß das Mittelmeer austrocknete und sich auf seine kleinen Reste zurückzog, während das Mammut ausgestorben ist. (Geological Magazine 1890, Oktober.)

— Die Entstehung der großen Seen Nordamerikas wurde bisher mit Wirkungen von Gletscherthätigkeit in der Diluvialzeit in engste Verbindung gebracht. Neueste Untersuchungen, welche sich zum Teil schon in G. F. Wrights: The Ice Age in North America; New York 1889 verwertet finden, vollständiger aber kürzlich von J. W. Spencer im Quarterly Journ. of Geol. Soc. Lond. 46, 523 (16. April 1890) mitgeteilt wurden, haben jedoch ergeben, daß eine derartige Auffassung unhaltbar ist. Von Seiten der Vereinigten Staaten wie auch Kanadas wurden zahlreiche Lotungen in den Seen wie auch Tiefbohrungen in der Trift, welche in der Nähe der Seen zuweilen in ansehnlicher Mächtigkeit sich abgelagert findet, ausgeführt. Diese Erhebungen führten aber zu dem Resultat, daß die Seen keinesfalls ihre Entstehung der Gletscherausbobelung verdanken können, da dem die Beschaffenheit ihres Untergrundes widerspricht, vielmehr einem präexistierenden, mehrfach sich verzweigenden Thalsysteme angehören, welches allerdings in der Diluvialzeit durch beträchtliche Senkungen (bis zu 200 m) und lokale Aufschüttung von glacialem Materiale in ein Seengebiet umgewandelt wurde. — Das alte Thalsystem hatte etwa folgenden Verlauf. Vom Oberen See her bestand eine allerdings jetzt mit Trift erfüllte Verbindung nach dem Mississippi hin. Der Michigansee besteht aus zwei durch ein unterirdisches Plateau von 97 m Tiefe getrennten Bassins, von denen das nördliche 262 m, das südliche 165 m tief ist. Am nördlichen Ende des nördlichen Bassins wurde eine schmale, tiefe Verbindung mit dem Huronsee nachgewiesen, für das südliche Bassin bestand eine Verbindung längs des Grand River nach der Saginawbai des Huronsees. Im Huronsee wurden durch Lotungen folgende Thalrinnen nachgewiesen: eine nordöstlich in der Fortsetzung der Saginawbai verlaufende, eine zweite von annähernd südnördlicher Richtung und eine dritte, die Fortsetzung des Michigankanales bildende. Alle drei vereinigen sich vor Cabots Head, um hier umbiegend nach dem Südende der Georgiabai sich zu erstrecken. Von hier ist weiter durch flache Terrainbeschaffenheit und Ablagerung bis 84 m mächtiger Triftmassen eine Verbindung mit dem Ontariosee angezeigt. Mit letzterem stand der Eriesee durch einen einige Meilen westwärts von den heutigen Fällen verlaufenden Thalweg in Verbindung. Im Ontariosee endlich wurde ein in der Nähe und längs des Südufers verlaufender Kanal aufgefunden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 9.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Ludwig Wolfs letzte Reise im Norden von Dahomé.

(Mit Karte.)

Am 26. Juni 1889 ist Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf zu Dabari im Norden von Dahomé dem afrikanischen Fieber erlegen; aber erst jetzt ist näheres über seine letzte Reise bekannt geworden, die in bisher von Weißen unbetretene Gebiete des südlichen Nigerbeckens führend, für die geographische Wissenschaft noch äußerst fruchtbar geworden ist.

In dem liebenswürdigen, bescheidenen und tüchtigen, aus dem Hannöverschen gebürtigen kgl. sächsischen Stabsarzte hat die deutsche Afrikaforschung einen ihrer tüchtigsten Vertreter, das Deutsche Reich einen vorzüglichen Kolonialpionier verloren. Schon als Mitglied der großen Expedition Wißmanns an den Kassai (1883—85), sowie bei den folgenden Erforschungen der Congozuflüsse Lomami und Sankurru zeichnete Wolf sich aus. Das 1888 erschienene Werk „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kassai“, auf dessen Titelblatt wir sein sehr ähnliches Bildnis sehen, ist zum großen Teil aus seiner Feder geflossen. Wolf wurde von der Reichsregierung ausersehen, das Hinterland des Togogebietes zu erforschen. Er gründete dort 1887 im Lande der Adeli unter 8° nördl. Br. die Station Bismarckburg, von der aus er verschiedene Forschungsreisen unternahm und unter schwierigen Verhältnissen, unterstützt von seinem Gefährten, Lieutenant Kling, den deutschen Einfluß befestigte. Wolfs Reisen, darunter jene nach der wichtigen Stadt Salaga im November 1888, sind beschrieben und mit Karten versehen im zweiten Bande der Mitteilungen aus dem deutschen Schutzgebiete erschienen.

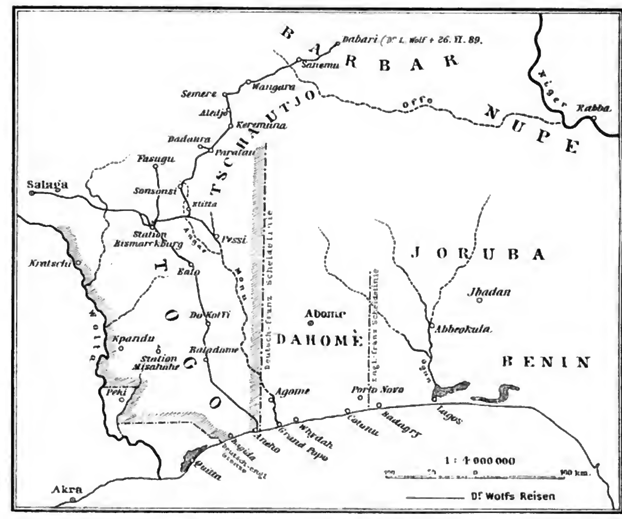
Der vierte Band dieser Zeitschrift bringt uns jetzt (1891, Heft 1, S. 1 bis 24) die Beschreibung seiner letzten Reise nach den hinterlassenen Tagebüchern. Dieselbe führte ihn über das deutsche Schutzgebiet hinaus, von Bismarckburg nach Nordosten in den Norden des Königreichs Dahomé, dessen Hauptstadt Abomé er auf diesem weiten Umwege von Osten her zu erreichen strebte, dabei unbekannte Gebiete erschließend. Wolf hatte nämlich auf einem direkten Vorstoße von Bismarckburg nach Osten, bis nach Pessi in der Nähe der Grenze Dahomés im März 1889 gefunden, daß es aus politischen Gründen angebracht sei, nicht von dieser Seite aus in Dahomé einzudringen. Er entschloß sich daher, im weiten Bogen von Norden und Nordosten her in dieses Land zu reisen und brach daher am 22. April 1889 an der Spitze einer Karawane von 32 Mann, begleitet von den Segenswünschen der in Bismarckburg wohnenden Adeli, auf. Durch eine Baumsavanne gelangte er nach Blitta, seinem nächsten Ziele, wo die Bewohner teilweise Mohammedaner sind, aber trotzdem Schweine halten; der Einfluß der mohammedanischen Haussahändler, die von Norden kommen, macht sich hier sehr fühlbar.

Durch abwechselnde Landschaft, bald Savannen, bald steiniger Boden, bald Pflanzungen von Mais, Jams, Hirse, Bohnen, drang er nach der Landschaft Tschaudjo vor, dessen Hauptstadt Paratau ist. Der größte überschrittene Wasserlauf ist der 15 bis 18 m breite, 1/2 m tiefe Akamma- oder A-uni-Fluß. Hier treten Ölpalmen neben andern Palmenarten auf. Der Jabo (Herrscher) mit Namen Bukari empfing den deutschen Reisenden freundlich. „Das 15 m hohe Wohnhaus des Herrschers besteht aus einem mächtigen runden Bau, dessen Mauerwerk aus Lehmquadern zusammengesetzt ist und 6 bis 8 m hoch sein mochte. Die Spitze des Strohdaches ziert ein Straußenei, ein Ornament, das in diesen Gegenden nur auf Moscheen und Häuptlingshäusern zu finden ist. Jabo Bukari ruhte auf drei Leopardenfellen zwischen zwei bunten Lederkissen. Vor ihm stand ein mit Holzasche halb gefüllter Spucknapf. Rings herum im Kreise saßen seine Ratgeber und das Gefolge. Nahe der Wand standen seine zwei Leibpferde, schöne Hengste, mit einem Strick am Fuße gefesselt, an dem kurze Pflöcke angebunden waren.“ Es gab viel Vieh in dem Orte und die Pferde werden hier in den Häusern bei Stallfütterung gehalten.

Nachdem Wolf von dem Herrscher die Versicherung erhalten, daß er gern mit der Küste in Verbindung treten wolle, machte er einen Ausflug nach dem 1000 Hütten zählenden, nahe gelegenen Orte Dadaura, wo der mohammedanische Oberpriester oder Limomu wohnte. Auch hier wurde Wolf freundlich begrüßt. Über die dort betriebene

Viehzucht spricht er sich lobend aus; er sah weidende Herden von mehr als 100 Stück Rindvieh, viele Esel und Stuten mit Füllen. Tschautjo, das noch im deutschen Gebiete liegt, hat eine besondere Sprache, die Wolf die Tindisprache nennt und von der er einige Wortverzeichnisse aufschrieb.

Am 7. Mai brach Wolf von Paratau auf, nachdem ihm der Herrscher noch einen prächtigen Schimmelhengst im Werte von 12 Sack (240 000 Stück) Kauris oder 170 Mark geschenkt hatte. Durch schöne, reich bewässerte Gegenden mit vielen Ölpalmen und Schibutterbäumen, mächtigen Baobabs, Akazien, Baumwollbäumen und Weinpalmen führte der Weg in nordöstlicher Richtung weiter, wobei zahlreiche große Dörfer passiert wurden. Unterwegs traf Wolf Händler aus der großen Stadt Jlorin (nördliches Joruba), so daß hier die Beziehungen zum Niger schon immer deutlicher wurden. Über Keramuna, das 400 Hütten zählte, wurde am 10. Mai das mit einer weiten Ringmauer umgebene Aledjo erreicht; es besteht aus 800 Hütten, zeigt viele Ruinen und ist meist von Heiden bewohnt, unter denen nur wenige Mohammedaner leben. Politisch gehört es zum Reiche des Jabo Bukari, der hier einen Statthalter unterhält. Neben dem Tindi, der Sprache Tschautjos, macht



Dr. Ludwig Wolfs Reise im Hinterland des Togogebietes 1889.

sich hier schon die Anagosprache geltend. Die Sklaven, Männer, Frauen und Mädchen, gehen hier vollständig nackt, die Freien, etwa die Hälfte der kräftigen Bewohner, tragen Turban und Hemden aus heimischer Baumwolle.

Nördlich von Aledjo folgt wieder Buschsavanne mit Sand- und rotem Kiesboden und häufigen mächtigen Felsblöcken. Später treten wieder in der Savanne die schon erwähnten Baumarten auf. Semere, der am folgenden Tage erreichte Ort, zählt 4000 Hütten, die von Feldern und schattigen Hainen umgeben sind. Jetzt war die Landschaft Sugu betreten, deren Herrscher mit den Nachbarn von Schebereku und Jaggo im Kriege lag und von Wolf Beistand gegen diese verlangte, was natürlich abgelehnt wurde. Die Bewaffnung der Krieger bestand aus Bogen und Pfeilen, sowie einem Dolchmesser. Die Reiter haben je zwei lange Speere mit Widerhaken an den Spitzen, ein langes Haussaschwert und einen mächtigen runden Schild aus Tierhaut, der das ganze Pferd bis auf Kopf und Hals sowie den halben Reiter zugleich bedeckt.

Der Häuptling von Sugu weigerte sich anfangs, Wolf zu empfangen, gab aber auf Zureden des mohammedanischen Oberpriesters nach. Am 16. Mai war Wolf in dem 1800 Hütten zählenden Baröi, dessen Bewohner sämtlich Heiden sind und ganz nackt gehen. Hier kommen Kröpfe vor. „Der Islam ist im allgemeinen in diesen Gebieten noch nicht die verbreitetste, aber wohl die herrschende Religion,

da gewöhnlich die vornehme, handeltreibende Klasse sich zu derselben bekennt. Die Mohammedaner halten ziemlich fest zusammen. Neben den oft noch heidnischen oder nur halb mohammedanischen Häuptlingen sind überall mohammedanische Priester, Limomu genannt, vorhanden, die einen mächtigen Einfluß ausüben." Am folgenden Tage wurde das 1500 Hütten zählende Wangara erreicht, wo der Bruder des Herrschers von Sugu residiert, dem Wolf vortrug, er wolle in das Land der wilden und räuberischen Barbar vordringen, um deren Häuptling Koto zu besuchen; eine Schwester des letzteren, die sich in Wangara aufhielt, sagte ihre Unterstützung zu. Die Reise erschien als ein Wagnis, denn erst vor kurzem hatte eine Bande von 500 Barbarräubern eine Karawane von 300 Personen, die von Kano nach Salaga unterwegs, ausgeplündert. Ein Barbar soll seine eigene Mutter, welche mit Handelsgütern vom Niger kam, ausgeplündert und dazu bemerkt haben, daß seine Mutter seit seiner Geburt ihn nichts mehr anginge.

Dicht bei Wangara liegt in einem herrlichen Hochwalde Sugukuna, die aus elenden Lehmhütten erbaute Residenz des Herrschers von Sugu, Pentoni mit Namen, welcher am 19. Mai Wolf mit allem heidnischen Prunk empfing. Er ruhte auf Löwen- und Leopardenfellen, war in Baumwollgewänder gehüllt und erschien als ein mittelgroßer, tief dunkler Mann von 60 Jahren. „Er betrachtete mich unverwandt mit einem furchtsamen Gesichtsausdruck. Als ich direkt auf ihn zuging und ihm meine Hand entgegen hielt, neigte er sein Haupt, klatschte in die Hände und murmelte Begrüßungsworte. Seine Hautfarbe war grau vor Furcht geworden und er faßte meine Hand erst, als seine Umgebung ihm Mut zugesprochen hatte. Allmählich erholte er sich von seinem Schrecken und zeigte dieses dadurch an, daß er sich auf den Rücken legte und die Beine in die Luft schlug, wobei er lachte und der Versammlung laut erzählte, wie sehr er sich bei meinem ersten Anblick gefürchtet habe." Dabei ist dieser ängstliche Herrscher ein grausamer Despot, der gelegentlich gern köpfen läßt.

Auf dem alle vier Tage stattfindenden großen Markte in Wangara sah Wolf viel Baumwolle und Indigo. Rotgarn war sehr gesucht. Schön gefärbte Matten, Schmiedearbeiten, Finger- und Armringe aus Silber, Sklaven (von den Barbar zu 9 Sack = 180000 Kauris gekauft), Kolanüsse, Baumwollgewebe, Tabak, Butter, aus Palmöl bereitete Seife, Gemüse, Bohnen, Salz, Fleisch, Hirse, Zwirn, Schafe, Rinder, Hühner, Antimon, Bleiglanz u. s. w. wurden feilgehalten.

Sugu ist nicht so fruchtbar wie das Adeliland bei Bismarckburg; der eisenhaltige Boden wird aber sorgfältig, hauptsächlich von Männern bebaut, namentlich mit Yams und Hirse. In ethnographischer Beziehung ist von Interesse, daß Wolf ein Kind sofort nach der Geburt besichtigen konnte. Die Hautfarbe war wie bei einem europäischen Kinde, die Iris braun, das Haar glatt, fast blond. Erst nach einem Monat fangen letztere an, sich zu kräuseln und dunkel zu werden. Die Nabelschnur wurde etwa 20 Minuten nach der Geburt abgebunden und abgeschnitten, und zwar Stück für Stück, so daß noch ein bis zum Knie des Kindes reichendes Ende übrig blieb, das nach sieben Tagen abfällt. Der Rest der Nabelschnur mit der Placenta wird in einen Topf gelegt, einem lebenden Hühnchen einige Zehen abgeschnitten und das ausquellende Blut in den Topf geträufelt. Von dieser Mischung wird etwas auf die Wundfläche der noch am Kinde befindlichen Nabelschnur gelegt. Dann werden in den Topf etwa 10 Kauris und ein Stückchen Kolanuß geworfen und alles zusammen außerhalb des Gehöftes vergraben. (Über den weit verbreiteten Nabelschnuraberglauben, der in Tahiti z. B. ähnlich, wie hier von Wolf mitgeteilt, ist, vergleiche H. H. Ploß, Das Kind I, 40.)

Der Aufbruch Dr. Wolfs zu seiner letzten Reise von Wangara nach Osten fand am 5. Juni statt. Er war jetzt an der Grenze der deutsch-französischen Scheidelinie angelangt und jeder Schritt weiter nach Osten führte ihn der französischen Sphäre zu. Damit näherte er sich aber auch dem Gebiete des Niger; die Flüsse, die er bisher überschritten hatte, mündeten alle noch unmittelbar in den Guineabusen; jetzt aber begegnete er schon Nebenflüssen des Niger, unter denen der 20 m breite und 1 m tiefe Oso besonders hervorzuheben ist. Ohne Gefahren war die Reise nicht, denn in den Wäldern lauerten Räuber. „Es besteht in diesem Teil des Nigerbeckens ein vollständiges Raubritterwesen, das an unsre mittelalterlichen Verhältnisse erinnert. Die Anführer sind stets Angehörige der Herrscherfamilien des betreffendun Landes."

Schon am 31. Mai hatte Dr. Wolf in Sugu einen Fieberanfall mit Erbrechen gehabt, der aber vorüber ging. Am 5. Juni schließt sein in Reinschrift mit Tinte geführtes Tagebuch und ein kleines Notizheft tritt an seine Stelle, in welches der Reisende in immer geringerem Umfange und mit von Tage zu Tage undeutlicher werdender Bleistiftschrift bis zu seinem Todestage Notizen, schließlich nur noch über seine Körpertemperatur, eingetragen hat. Am 9. Juni überfiel ihn in dem Dörfchen Dodua ein perniciöses Fieber. In sehr elendem Zustande verbrachte er hier fünf Tage; am 15. war er soweit besser, daß er abermals aufbrechen konnte. Es folgen nun Marschtage von 2 und $3^1/_2$ Stunden, abermals Unterbrechung. Am 18. Juni trat noch starke Diarrhöe zu dem zwischen 38 und 40° schwankenden Fieber. Am 25. Juni raffte der schwächer und schwächer werdende Forscher noch einmal die letzte Kraft zusammen, um in einem $1^1/_2$ stündigen Marsche Tabari zu erreichen. Noch hatte er soviel Kraft, um, freilich mit ganz zitternder Schrift, kurze Itineraraufzeichnungen, Kompaß- und Uhrablesungen niederzuschreiben. Am 26. Juni schreibt der sterbende Forscher noch „Ruhetag in Tabari". Um 11 Uhr morgens ist die letzte Körpertemperatur mit 38,1° verzeichnet. Am Abend konnte sein Dolmetscher Hardesty nur noch die Bemerkung hinzufügen: Doctor died 20 minutes to 8 o'clock. —

In den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", welchen auszugsweise diese letzte Reise Ludwig Wolfs entnommen ist, findet sich auch noch eine Erörterung über die von Heinrich Barth angezweifelte Reise des Schotten Duncan im Jahre 1845 nach Adafudia und es wird hier mit Erfolg an der Hand der Wolfschen Reisen und Erkundigungen festgestellt, daß die Duncansche Reise auf Thatsachen beruht, wenn auch einzelnes von dem ungebildeten Verfasser erdichtet wurde. Für Duncan spricht, daß auf seiner Karte ein Fluß Osso vorkommt, der sich bei Dr. Wolf als Oso wiederfindet. Fluß- und Bergnamen haben bekanntlich eine viel größere Beständigkeit, als Dorf- und Landschaftsnamen. Auch manche der von Dr. Wolf erkundigten Ortsnamen stimmen mit jenen Duncans überein, und ebenso ergiebt sich zwischen beiden kein Unterschied in den Schilderungen der Landschaft, die Duncan ausdrücklich, wie Wolf, als obere bezeichnet. Duncans Werk ist sonst sehr dürftig in bezug auf wissenschaftliche Angaben; aber völlig aus der Luft gegriffen ist seine Route auch nicht, wenn er, der von „gezähmten Elefanten" redet, auch von Übertreibungen nicht reingewaschen werden kann. Erst wenn die Route, die Duncan bereiste, von einem zuverlässigen Forscher wieder begangen wird, kann man völlig über seine Glaubwürdigkeit ins Reine gelangen.

Ameghinos Forschungen in den argentinischen Pampas.

Von Dr. W. Kobelt.

II.

Während in der alten Welt die Annahme der Existenz des Menschen in der Tertiärzeit immer noch auf erbitterten Widerspruch stößt, kann für Südamerika von Zweifel keine Rede mehr sein. Die Funde sind zu zahlreich und von zu verschiedenen kompetenten Forschern gemacht worden und sie sind vor allen Dingen vielfach schon auch von Gegnern des Tertiärmenschen anerkannt worden zu einer Zeit, wo man das Pampeano noch dem Diluvium zurechnen zu können glaubte [1]. Nachdem jetzt durch die gründliche Erforschung der Wirbeltierfauna des Pampeano unwiderruflich dem Pliocän zugewiesen worden ist, erheben sich freilich allerhand Widersprüche, aber sie können an den erhaltenen Resultaten nicht mehr rütteln. Charakteristisch für die Funde aus dem Pampeano ist, daß in der eigentlichen Ebene um Buenos Aires die Werkzeuge fast ausschließlich aus Knochen hergestellt sind und man nur ausnahmsweise kleinere Steine findet, die zum Zurechtschlagen der Knochen gedient haben. Die Steinarmut des Schwemmlandes erklärt das zur Genüge. Näher am Gebirge, in der Gegend von Cordoba, wo es an Steinen nicht fehlte, treten die knöchernen Instrumente ganz zurück; hier hat der Mensch offenbar sich vorwiegend mit zurechtgeschlagenen Steinen beholfen. — Betrachten wir an der Hand Ameghinos die in den einzelnen Horizonten gemachten Funde näher.

Im Piso lujanense, dem oben erwähnten Zwischenhorizont zwischen Pliocän und Diluvium, sind die Funde sehr zahlreich. Bei Mercedes, am linken Ufer des Rio Lujan, nahe der Mündung des Arroyo de Frias, fanden sich in einiger Entfernung voneinander Stücke des Panzers von Glyptodon, zu zwei Häufchen übereinander geschichtet, zusammen mit bearbeiteten Zähnen verschiedener Tiere, angebrannten Knochen und zusammengebackener Erde; ferner zugeschliffene Knochensplitter, oft am einen Ende mit eingeschnittenen Kerben, Knochen von Mastodon, die am einen Ende ganz glatt gerieben waren, und gespaltene Röhrenknochen von Wiederkäuern. Mit ihnen gemischt waren Knochen von Mastodon Humboldtii, Glyptodon typus, Mylodon sp., Cervus sp. und Lagostomus tricodactylus; von heute noch lebenden Arten fand sich keine Spur. Nicht weit davon in demselben Thale fanden sich Mastodonknochen mit eingeschnittenen Kerben und bearbeitete Stücke Quarzit, der in diesem Schwemmland sonst völlig fehlt. Eine andre Lagerstätte mehr flußabwärts, etwa 40 m im Durchmesser und 2 m mächtig, lieferte ebenfalls eine Masse bearbeiteter Knochen, große Stücke mit zugeschärften Rändern und gespaltene und am Rande geschliffene Lamellen aus den Eckzähnen von Mylodon und Toxodon, die offenbar als Messer gedient hatten. An einer andern Stelle in der Nähe fanden sich zwei Panzer, einer von Glyptodon, der andre von Panochtus, welche statt der Wirbel und Rippen dieser Tiere Stücke fremder Röhrenknochen und Fragmente der Eckzähne von Mylodon und Toxodon, wie sie wohl bei der Herstellung der oben erwähnten Lamellen entstehen konnten, enthielten. Die Säugetierfauna an allen diesen Fundstellen bestand ausschließlich aus ausgestorbenen Arten.

Ähnliche Funde von Knochenwerkzeugen wurden an zahlreichen andern Punkten gemacht. Besonders wichtig sind die von Villa de Lujan, wo sich Schichten des Piso lujanense über zwei Legnas erstrecken. Sie wurden 1869 von Prof. Ramorino entdeckt und seitdem vielfach untersucht. Hier sind gerade die unteren Schichten besonders reich an Menschenspuren. Es fanden sich hier zahlreiche Knochen mit Einschnitten und Kerben, auch mit Längsschnitten, die offenbar das Spalten erleichtern sollten, die gewöhnlichen gespaltenen Röhrenknochen der Wiederkäuer, zerschlagene Schädel, angebrannte Knochen und Kohlenstückchen, gespaltene und geschärfte Zähne, überhaupt alle möglichen Formen von Instrumenten aus Knochen, aber nur ganz wenige Steinwerkzeuge, teils kleine meißelartige oder keilförmige Stücke, teils größere, kaum bearbeitete Schlag- oder Wurfsteine. Viele Fundstücke scheinen gerollt und sind wahrscheinlich aus der Nachbarschaft durch die Regenfluten in die Lagune geschwemmt worden. Im Winter 1883 bis 1884 wurden auf einer erhöhten Stelle, die bei Hochwasser heute noch zur Insel wird und gewiß schon damals in solchen Fällen dem Menschen als Zufluchtsort diente, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften ausgedehnte Nachgrabungen vorgenommen, welche genau dieselben Gegenstände ohne eine Spur von Rollung ergaben.

Weitere Funde aus dem obersten Pampeano wurden bei Azul, bei Bahia blanca und am Arroyo de Marcos Diaz gemacht: sie stimmen mit den oben beschriebenen ganz überein.

Der nächstfolgende Horizont, das Piso bonaerense, welches dem oberen Pliocän Europas entspricht, enthält Menschenspuren nicht allzu sparsam, aber, seiner subaerischen Entstehung entsprechend, nicht an einzelnen Punkten zusammengehäuft, wie in den Seeablagerungen des Piso lujanense, sondern einzeln hier und da zerstreut. Ameghino führt deshalb zahlreiche Funde auf. Sein Bruder Carlos Ameghino entdeckte im Mai 1884 bei Villa de Lujan eine vom Hochwasser bloßgelegte Feuerstätte in einer Schicht, welche die Knochen von Hoplophorus ornatus und Glyptodon typus enthält. Eine reichere Fundstätte fand Ameghino selbst bei Mercedes, an dem Arroyo de Frias. Der Bach hat hier das echte rote Pampeano in einer Tiefe von reichlich 2 m aufgeschlossen. Unter der Dammerde liegt eine 20 cm dicke Thonschicht mit zersetzten Knochen großer Tiere, dann eine Mergelschicht von etwa 50 cm mit gut erhaltenen Knochen großer Edentaten, ein roter thoniger Sand mit Kalkmännchen und Knochen von 60 cm Mächtigkeit, dann ein sandiger Thon von etwa 55 cm; darunter haben Ausgrabungen eine etwas festere Thonschicht von $1\frac{1}{2}$ m Mächtigkeit nachgewiesen. Die Schichten sind nicht scharf ge-

[1] Anmerkung des Herausgebers. Der Wert der Entdeckungen Ameghinos über die Verbreitung der Menschenspuren in den lößartigen Ablagerungen Argentiniens dürfte kaum geschmälert werden, wenn wir darauf hinweisen, daß man über die Altersstellung der Schichten der Pampasformation durchaus nicht einig ist. Darwin hielt sie für verhältnismäßig jung; Burmeister rechnete sie dem Diluvium zu, Roth deutete sie als bis zum Eocän reichend, Branco sprach endlich die uns am meisten einleuchtende Ansicht aus, daß die Fauna der unteren Hälfte dieser Lößformation ein Entwickelungsstadium darstelle, das zoologisch demjenigen des europäischen jüngsten Pliocäns gleichstehe, dem Alter nach aber nicht gleichwertig sei. Die charakteristischen Säugetierformen, welche in Europa mit Schluß der Tertiärzeit erloschen, treten dann erst in Südamerika auf. Übrigens hält auch Branco den oberen Teil der Pampasformation für relativ jung. Daß Ameghinos Methode der Altersbestimmung dazu führen kann, Steinwerkzeuge lebender Wilden für diluvial zu erklären, möchten wir nur andeuten.

schieden, sondern gehen allmählich ineinander über. Gerade in den unteren Schichten hat Ameghino selbst 1870 einen Schädel und den größeren Teil der Knochen eines Menschenskelettes gefunden, welch: er dem Museum in Mailand übersandte, wo sie bis heute noch unbeschrieben lagern. Bei einer drei Jahre später von Prof. Ramorino an derselben Stelle vorgenommenen Ausgrabung wurden weitere Menschenreste gefunden, zusammen mit den gewöhnlichen Artefakten und den Resten einer Anzahl zweifellos pliocäner Säugetiere (Canis protojubatus, Macrocyon robustus, Conepatus mercedensis, Lagostomus debilis, Reithrodon fossilis, Hoplophorus ornatus, Equus sp. etc.).

An dem Arroyo Samborombon fand der Sammler des Nationalmuseums, E. de Carles, ein beinahe vollständiges Menschenskelett in seiner natürlichen Lage, leider gerade am Schädel, den die Strömung bloßgelegt hatte, beschädigt; über ihm lagen ein großes Hirschgeweih, welches das Museum noch besitzt, und ein Kiefer von Scelidotherium.

Ein weiteres Menschenskelett fand ein sehr eifriger Sammler, Santiago Roth, bei Pontimelo am Rio de Arrecife im nördlichen Teil der Provinz Buenos Aires, und zwar in einem Panzer von Glyptodon, zusammen mit einem bearbeiteten Hirschhorn und einer Schale einer Süßwassermuschel (Unio?). Nach dem genauen Fundbericht des Fundes, den Ameghino abdruckt, kann kein Zweifel daran sein, daß auch dieses Skelett dem oberen Pampeano angehört; zum Überfluß wurde in der allerletzten Zeit noch ein Menschenschädel ganz in der Nähe ebenfalls im roten Pampasthon gefunden.

Einen ähnlichen Fund von Menschenknochen hatte schon 1864 der französische Sammler François Seguin gemacht. Es waren Zähne, Phalangen und andre feste Knochen von anscheinend vier Individuen, welche mit den Resten von Equus curvidens und Arctotherium bonaerense zusammen gefunden wurden und sich im Erhaltungszustand durchaus nicht von diesen Knochen unterschieden. Mastodon, Megatherium, Lestodon trigonidens, Hydrochoerus magnus, Neocuryurus rudis, fanden sich in nächster Nähe in derselben Schicht.

Im Oberpliocän der Provinz Cordoba scheinen Menschenspuren noch häufiger zu sein, als in dem von Buenos Aires und Santa Fé, aber menschliche Knochen haben sich bis jetzt dort noch nicht gefunden. Ameghino selbst hat die Barrancas und Wasserrisse dieses Gebietes fünf Monate lang durchforscht und zahlreiche Menschenspuren gefunden, besonders verschiedene Feuerstellen, und diese Funde sind, was vielleicht manches Mißtrauen beseitigen wird, von den deutschen Gelehrten an der Universität von Cordoba, O. und A. Doering, Brackebusch, Kurz und Bodenbender, geprüft und verifiziert worden. Eine der Feuerstellen wurde beim Bau der Eisenbahn von Cordoba nach Malagueño bloßgelegt; sie befindet sich in einem Einschnitt, der etwa 20 m tief das obere Pampeano bis zum mittleren aufschließt und zwar im unteren Drittel. Mit den Kohlen und der hartgebrannten Erde zusammen liegen hier unzählige kleine angebrannte Knochenstücke von Toxodon, Mylodon und Glyptodon und zerbrochene und angebrannte Schalen von Straußeneiern, sowie einige gespaltene Röhrenknochen, welche wohl zufällig dem Kleinschlagen entgingen. Eine andre Feuerstelle am Fuß einer Barranca in Cordoba selbst lieferte einen ganz ähnlichen Befund. Was sich von Knochen noch bestimmen ließ, gehörte alles ausgestorbenen tertiären Säugetierarten an. An Artefakten wurden nur zwei bearbeitete Quarzitstücke etwas von der Feuerstelle entfernt gefunden. Das mittlere Pliocän ist, wie eingangs erwähnt, marinen Ursprungs und deshalb natürlich arm an Menschenspuren. Bei Lujar haben sich gespaltene Knochen zusammen mit vom Feuer gehärteten Erdbrocken tief in dem eingeschnittenen Flußufer gefunden. Auch bei La Plata traf Ameghino in einer tiefen Schlucht auf der marinen Schicht ein Lager von Fischknochen, gemischt mit Kohlen und gebranntem Thon, in demselben Horizont mit Neoracanthus Burmeisteri, Scelidotherium Capellini und Eutatus Seguini.

Das untere Pliocän (Piso ensenadense) hatte in 1881 noch keine sicheren Menschenreste geliefert und Ameghino verhielt sich, als er die ersten Berichte über seine Funde veröffentlichte, gegen den Menschen des unteren Pliocän noch sehr vorsichtig. Trotzdem hatte er damals schon einen unzweifelhaften Menschenrest aus jener Zeit in Händen, eine Anzahl Schneidezähne, welche er 1877 bei Ausgrabungen neben der Gasfabrik von Buenos Aires mit andern Tierresten zusammen gefunden hatte; aber da er damals das Vorkommen des Menschen in diesen alten Schichten noch nicht ahnte, schrieb er sie einer Art der von Lund aufgestellten Affengattung Protopithecus zu, und Protopithecus bonaerensis figuriert daraufhin in dem mit Gervais gemeinschaftlich herausgegebenen Katalog der fossilen Säugetiere des Pampeano. Durch andre Funde aufmerksam gemacht, unterwarf Ameghino die Zähne neuerdings noch einmal einer genaueren Prüfung und erkannte sie als unzweifelhafte Menschenzähne. 1883 fand Carlo Ameghino in unzweifelhaftem unteren Pampeano bei Buenos Aires einen gespaltenen Röhrenknochen, bald auch andre mit Spuren von Schnitten und Schlägen, und schließlich wurden mit den Knochen zusammen Stücke gebrannten Thons gefunden, die jeden Zweifel beseitigten.

Noch viel wichtiger sind die Funde, welche bei der Ausgrabung des neuen Hafens von La Plata gemacht wurden. In 1884 fanden die Arbeiter bei der Aushebung des Verbindungskanals zum Meere eine große Masse Knochen; der beaufsichtigende Beamte ließ sie auf einen Karren laden und ins Museum schaffen. Man denke sich die Überraschung der Kustoden, als sich fast alle Knochen angebrannt, zerschlagen oder sonstwie von Menschenhand bearbeitet erwiesen. Die sofortige Untersuchung der Lokalität ergab, daß es sich um eine tiefe brunnenartige Einsenkung handelte, deren Inhalt unzweifelhaft dem unteren Pampeano angehörte; der untere Teil war noch unberührt. Bestimmt werden konnten folgende Arten: Felis, eine größere und eine kleinere Art Arctotherium bonaërense, Dicoelophorus latidens, Typotherium cristatum, Toxodon ensenadensis, Macrauchenia ensenadensis, Hippidion compressidens, Cervus ensenadensis, Palaeolama sp., Mastodon platensis, Megatherium sp., Lestodon sp., Scelidotherium leptocephalum, Sc. Capellini, Neoracanthus platensis, Grypotherium sp., Glyptodon Muñizi, Panochthus sp., Doedicurus clavicaudatus, Propraopus grandis. Natürlich wurde sofort ein Museumsbeamter als Wachtposten an die Ausgrabungen beordert. Es wurden eine Anzahl Skelette von Scelidotherium gefunden, ausnahmslos von jungen Tieren. Später fand Ameghino selbst einen allerdings unbearbeiteten Stein, der aber in diese steinfreie Schichten nicht gut ohne Hilfe von Menschenhand gekommen sein konnte, dann auch einen backsteinartig hart gebrannten Thonklumpen, und schließlich entdeckte Dr. Christofaletti eine Hälfte eines Reißzahnes von Smilodon populator, die unzweifelhaft von Menschenhand gespalten, am Rande geschärft und so zur Waffe zurecht gemacht worden war. Die Existenz des Menschen im unteren Pliocän war damit unwiderleglich dargethan.

Aber das Pliocän ist noch nicht die unterste Grenze für das Auftreten des Menschen. Im Februar 1887 machte Ameghino eine Reise nach dem südlichen Teile der

Provinz Buenos Aires, um die Umgebung von Bahia blanca zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er den etwa 60 km von dort entfernt liegenden Monte Hermoso, von welchem ihm Reste einer Fauna zugekommen waren, welche von der des Pampeano total verschieden erschien. Er fand dort eine ungemein reiche Säugetierfauna, welche sich offenbar zwischen die des unteren Pampeano und die des am Parana anstehenden Oligocän einschiebt und dieser ähnlicher ist als der pliocänen. Beschäftigt, das Skelett einer *Macrauchenia antiqua* bloßzulegen, stieß er auf einmal auf ein Stück rötlichen Quarzits, das die unzweifelhaften Spuren der Bearbeitung durch ein vernunftbegabtes Wesen trug. Bald fanden sich noch einige andre, und auch der später von der Akademie zur Ausbeutung dieser Miocänschichten abgesandte Präparator Santiago Pozzi fand bearbeitete Steine zusammen mit den Knochen von *Doedicurus antiquus*. Daß sich auch gespaltene Röhrenknochen und Spuren von Feuerstätten gefunden, sagt Ameghino in diesem Fundbericht nicht. Aber wenige Zeilen später, nachdem er die Funde von Aurillac und am Tajo erwähnt hat, sagt er: „Aber im Monte Hermoso giebt es noch etwas Weiteres, was sich bis jetzt in den europäischen Miocänschichten noch nicht gefunden hat; das gleichzeitige Vorkommen dieser Gegenstände (d. h. der bearbeiteten Steine) und längsgespaltener großer Röhrenknochen, sowie angebrannter andrer Knochen, und die Existenz von Feuerstätten in verschiedenen Horizonten dieser Schichten, in welchen die Erde durch die Einwirkung des Feuers zu Backstein gebrannt und fast verglast worden ist, während in der ganzen Formation weder Torf noch Lignit noch sonst ein brennbarer Stoff vorhanden ist, der zufällig hätte in Brand geraten können, Feuersbrünste, welche sich mit der fortschreitenden Ablagerung mehrmals hätten wiederholen müssen. Und dann diese Feuerstätten, ein sehr seltener Zufall, sind vergesellschaftet mit angebrannten Knochen, die eine so hohe Temperatur ausgehalten haben, daß nur in den gebackenen Erdklumpen sich im Innern kugelige Hohlräume bildeten, bedingt durch die Ausdehnung der eingeschlossenen Luft oder die Entwickelung von Gasen durch die Einwirkung der Verbrennung.“ — Gerade hier wäre die allerschärfste und klarste Ausdrucksweise unbedingt nötig gewesen, denn gerade dieser Fund wird am schärfsten bestritten werden.

„Wie hat der Mensch in der Tertiärzeit, wo er noch beinahe aller Verteidigungsmittel bar war, sich überhaupt erhalten können? Im Walde konnte er sich auf die Bäume flüchten und sich in deren Wipfeln Hütten bauen, in steinigen Gegenden konnte er sich Zufluchtsstätten aus zusammengetragenen Steinen schaffen, in den Gebirgen fand er Schutz in Höhlen. Aber in den Ebenen der Pampas, wo es weder Höhlen, noch Steine, noch Bäume gab? wie schützte sich der Mensch vor den Angriffen der wilden Tiere und wo ruhte er nachts von den Anstrengungen des Tages aus?“

Das sind gewiß berechtigte Fragen. Eine Reihe glücklicher Funde und Beobachtungen hat darauf eine sehr unerwartete Antwort gegeben. Schon 1869 hatte Ameghino bei Lujan mehrfach den Panzer des riesigen Glyptodon gefunden, bald auf der Bauchseite, bald auch auf dem Rücken oder auf einer Seite liegend, in Positionen, die an sich schon auffallend waren. Noch sonderbarer aber war, daß diese Panzer im Innern nicht etwa die zugehörigen Skeletteile von Glyptodon enthielten, obwohl diese von selbst gar nicht herausfallen können, sondern Knochen andrer Tiere, gespaltene Röhrenknochen von Wiederkäuern, während in der Umgebung eben solche Knochen, mit Kohlenstücken und Steinsplittern vermischt, lagen. Ähnliche Beobachtungen sind mehrfach auch bei Mercedes und an andern Stellen der Provinz Buenos Aires gemacht worden. Im Jahre 1876 fand Ameghino selbst bei Mercedes den Panzer eines Panochtus aufrecht gestellt, mit der vorderen Öffnung nach unten, mit der hinteren nach oben, so daß der Bauchspalt eine Art Thür bildete; Schädel, Unterkiefer und Atlas lagen in der Nähe, der Panzer selbst enthielt keine Knochen, aber in ihm lag auf der Erde ein Stück Hirschgeweih. — Kurze Zeit darauf grub er bei Olivera mitten in der Ebene einen ebenso gestellten Panochtus-Panzer auf, in dem sich Feuerspuren und einzelne Stücke eines andern Panzers fanden. Der wichtigste Fund aber wurde bei Paso del Cañon, eine Stunde östlich von Mercedes, gemacht, in der Nähe eines der früher erwähnten Fundstätte von Menschenresten. Hier grub Ameghino selbst einen Panochtus-Panzer auf, der mit der Bauchöffnung nach unten, dem Rücken nach oben in der Erde lag; er ruhte auf einer deutlich erkennbaren härteren Fläche, offenbar der alten Bodenoberfläche, die in seinem Schutz erhalten geblieben war. Um ihn herum lagen Kohlen, Asche, angebrannte und zerschlagene Knochen und ein paar Kieselsteine. Bei der Untersuchung erwies sich der Panzer leer, aber er bedeckte eine Höhlung im Boden, in welcher sich ein Gerät aus Quarzit, gespaltene Knochen von Hirsch und Guanaco, Stücke von Hirschhorn und gespaltene und am Rande geschärfte Eckzähne von Toxodon und Mylodon befanden. Dieser Fund — wir erinnern nochmals daran, daß die Pampasformation kein Schwemmgebilde, sondern eine subaerische Formation ist — ließ nur eine Deutung zu: Der Mensch der Pliocänzeit hatte sich den Panzer des toten Riesengürteltieres ausgeleert und zur Wohnung eingerichtet, und um etwas mehr Raum zu gewinnen, hatte er die Erde unter demselben ausgehöhlt. Solche Panzer haben nach Burmeister eine Länge von 1,54 m, eine Breite von 1,32 m und eine Höhe von 1,05 m; wurde der Boden darunter noch etwas herausgekratzt, so gab das einen Raum von 1½ m Höhe, der gegen die Elemente wie gegen die Angriffe wilder Tiere völligen Schutz gewährte. Die Hütten vieler heute lebenden Wilden und — fügen wir hinzu — die Kabinen vieler Matrosen sind nicht so geräumig.

Ähnliche Beobachtungen hat auch Roth gemacht; er glaubte zu bemerken, daß die aufrecht gestellten Panzer immer so gerichtet waren, daß der Rückenschild dem gefürchteten Pampassturm entgegengedreht war. — Die Gürteltiere lieferten dem Menschen aber nicht nur Zufluchtsstätten, sondern offenbar auch Nahrung. Panzer, die von Menschenhand zerschlagen sind, sind gar nicht selten. Carlos Ameghino fand bei Jauregui eine Schale, welche genau in der Rückenlinie halbiert war; sie enthielt noch einige Rippenreste und war außen vom Feuer geschwärzt und angebrannt. Der Tertiärmensch hatte das Fleisch des Tieres offenbar in dem Panzer gebraten. Es ist von sehr großem Interesse, daß der Gaucho, der heutige Bewohner der Pampas, die kleinen Nachkommen der riesigen Gürteltiere, die Armadillos, genau in derselben Weise zubereitet und daß ihm und auch andern Weißen ein solcher „asado con cuero“ als größter Leckerbissen gilt.

Ein äußerst interessanter Fund wurde im Juli 1885 bei Villa de Lujan gemacht. Das Hochwasser eines Baches hatte Teile eines Skelettes von Megatherium bloßgelegt. Kopf und Vorderhälfte waren vom Wasser fortgeführt, der Rest lag noch im Boden eingebettet und wurde sorgsam ausgegraben. Die oberen Rückenteile, die Wirbelsäule und die Rippen waren zerstört und die Knochen lagen zerbrochen mit Einschnitten und Ritzen bedeckt, unregelmäßig durcheinander gemengt und in einer Gesamtmächtigkeit von 60 cm mit Asche- und Kohlenschichten gemischt. Tiefer unten waren die Knochen wohl erhalten und namentlich die der einen Extremität noch in ihrer natürlichen Lage und Verbindung. Die Beschaffenheit der Umgebung

bewies, daß es sich hier um ein tiefes Sumpfloch handelte; das riesige Faultier war offenbar auf der Flucht oder durch irgend einen Zufall hineingeraten und stecken geblieben, und der Mensch hatte sich das zu Nutze gemacht, Feuer auf der ungeheuren Fleischmasse angezündet und so viel als ihm erreichbar war, geröstet und verspeist.

Die Pampas von Buenos Aires waren zur Pliocänzeit flache, sumpfige Ebenen, einen Teil des Jahres hindurch überschwemmt; der Mensch hauste in ihnen jedenfalls in kleinen Trupps und jagte die Wiederkäuer, Lamas, Guanacos, Hirsche, die Pferde und die kleinen Nagetiere, aber er wagte sich auch gelegentlich an die Riesentiere der damaligen Zeit, an die Glyptodonten, das Megatherium, das Mastodon. Ob er Kannibale gewesen, steht dahin; jedenfalls widmete er den Leichen keine besondere Sorgfalt, denn man findet die Menschenknochen meistens unordentlich mit denen andrer Tiere gemischt.

Die Untersuchung der erhaltenen menschlichen Skelettreste erfordert große Vorsicht, denn während im Anfang die meisten Sammler die Existenz des Tertiärmenschen leugneten, will jetzt jeder Reste von ihm besitzen und hat sich, wie immer, in dieser Hinsicht eine förmliche Fälscherindustrie entwickelt. Es bedarf deshalb in jedem einzelnen Falle einer sehr genauen Untersuchung der betreffenden Schädel und besonders der chemischen Zusammensetzung ihrer Knochen.

Von großem Interesse ist, was Ameghino über den berühmten Schädel sagt, den Lund mit den Resten ausgestorbener, aber auch lebender Tiere zusammen in der Höhle da lagoa do Soumidouro an der Lagoa Santa in Süd-Brasilien fand. Derselbe wird im Museum von Rio do Janeiro aufbewahrt und ist neuerdings von den Herren Lacerda und Peixoto genauer untersucht und beschrieben worden. Er ist auffallend dolichokephal mit einem Index von nur 69,72, stark akrocephal, wie die meisten amerikanischen Schädel, aber platyrhin mit einem Nasalinder von 53,33. Die Schädelwände sind auffallend steil, die Stirne schmal und sehr flach, die Jochbeine vorspringend, das Hinterhaupt fast senkrecht abgeflacht. Der Kubikinhalt beträgt 1388 ccm. Der Schädel hat alle Kennzeichen der amerikanischen Rasse, er gleicht denen der Eskimos, aber noch mehr denen der heutigen Botokuden. Über sein Alter läßt sich aus Lunds Fundbericht nichts Sicheres entnehmen; derselbe sagt nur, daß er in seiner Beschaffenheit ganz den mit ihm zusammen gefundenen Tierknochen gleich gewesen sei. Nun liegen aber in den Knochenhöhlen der Lagoa Santa die Reste zweier Faunen von sehr verschiedenem Alter übereinander, und da dieselben zeitweisen Überflutungen ausgesetzt sind, stellenweise auch durcheinander: Smilodon, Platyonyx, Megatherium, Hoplophorus einerseits, Hydrochoerus, Guanaco, Equus rectidens und andre Tiere des jüngsten Diluviums andrerseits. Zu welcher der beiden Faunen der Menschenschädel gehörte, ließ sich seither nicht bestimmen. Ameghino ist in der glücklichen Lage, eine Entscheidung zu geben. Bei der genaueren Untersuchung des Schädels bemerkte er an demselben eine große Wunde, welche wahrscheinlich den Tod des Individuums herbeigeführt hat. Die Wunde ist so scharfkantig und so regelmäßig geformt, daß sie nur mit einem regelmäßig gestalteten und sehr scharfen, polierten Werkzeug geschlagen worden sein kann, z. B. mit einem Steinbeil, wie es sich in den Sambaquis, den Küchenabfällen an der Küste, nicht selten findet. Die Menschenreste aus den Höhlen können also frühestens aus der späteren Diluvialzeit stammen.

Die in Argentinien gefundenen Schädel aus der mesolithischen Periode harren im Museum von Buenos Aires noch der gründlichen Durcharbeitung, doch hat sie Ameghino prüfen und messen können. Die Reste von Cordoba sind dolichokephal, wie die vom Rio Negro, welche Moreno gefunden und Topinard untersucht hat; ihre auffallende Dickschaligkeit erinnert an den Neanderthaler. Die vom Rio negro fand Topinard den Eskimoschädeln sehr ähnlich; viele zeigen Spuren einer beginnenden Deformation, wie die der Aimarás; sie sind dünnwandiger und gehören allem Anschein nach doch einer andern Rasse an, an welche sich der Lundsche Schädel unmittelbar anschließt.

Die Pliocänskelette harren leider auch immer noch genauerer Untersuchung; das eine, von Ameghino selbst im Anfang seiner Forscherthätigkeit gefundene, liegt anscheinend unbeachtet im Museo civico in Mailand; aus seinen Notizen kann der Finder nur entnehmen, daß das Skelett klein, der Schädel sehr dolichokephal, die Stirn niedrig waren und die Zähne fast horizontal abstanden. Später an derselben Stelle gefundene und vielleicht noch zu demselben Skelett gehörende Knochen wurden von Broca untersucht; es waren ein Stück des linken os iliacum, anscheinend einem alten Weibe angehörend, in der Gelenkpfanne mit Spuren von Arthritis sicca; vier ganze und mehrere zerbrochene Wirbel, zwölf teils ganze, teils zerbrochene Rippen, eine Anzahl Hand- und Fußknochen und ein Schneidezahn; alle sind auffallend klein und haben anscheinend derselben alten Frau angehört, deren Größe sicher unter $1^1/_2$ m betragen hat. Von dem zweiten, von Roth gefundenen Skelett sind bis jetzt nur Photographieen des Schädels bekannt geworden, nach welchen Virchow denselben mit den Calchaquis und den brachykephalen Schädeln aus den brasilianischen Sambaquis in Parallele stellt. — Auch das dritte Skelett befindet sich noch unbeschrieben in den Händen seines, wie es scheint etwas spekulativ veranlagten Entdeckers. Ameghino hat es wenigstens flüchtig untersuchen können. Auch dieses Individuum war klein, es hatte 18 Rücken-Lendenwirbel, also einen mehr als die heutigen Menschen, und im Sternum eine Perforation, zwei Erscheinungen, die heute beim Menschen nur sehr selten und wohl niemals zusammen zur Beobachtung kommen. Der völlig erhaltene Unterkiefer ist stark und massiv, und gehört offenbar zu einem brachykephalen Schädel.

Dagegen ist ein andrer Schädel aus derselben Gegend, von dem Ameghino eine Abbildung giebt, ausgesprochen dolichokephal mit einem Index von etwa 75, hypsostenokephal, wie die meisten amerikanischen Schädel, mit schmaler, niedriger Stirn, vorspringenden Brauenbogen und starken Schläfenleisten. Er gehört offenbar einer andern Rasse an und es ist eine sehr interessante Thatsache, daß wir schon im mittleren Pliocän in einer und derselben Gegend und in derselben Epoche die beiden Hauptschädeltypen nebeneinander finden. Die Hoffnung, durch Schädelmessungen die einzelnen Menschenrassen zu umgrenzen und ihre Verwandtschaft untereinander festzustellen, wird dadurch nicht gerade gestärkt.

Jedenfalls geht aus Ameghinos Funden unzweifelhaft hervor, daß schon in der frühen Tertiärzeit in den Pampas des heutigen Argentiniens Wesen lebten, welche dem Menschen in allen Hauptpunkten glichen, das Feuer kannten und zu benutzen wußten und sich Werkzeuge bereiteten. Ob man sie zu derselben Spezies Homo sapiens rechnen soll, wie uns, oder ob man, weil alle pliocänen Tiere andern Arten angehören, wie die heutigen — was aber z. B. für die Süßwassermollusken nicht durchaus gilt —, für sie eine neue Spezies Homo pliocenicus errichten soll, gekennzeichnet durch kleine Statur, dreizehn Rückenwirbel und perforiertes Sternum, ist am Ende gleichgültig. Ebenso hat es keine weitere Bedeutung, ob wir, auf die Analogie der Säugetierfauna gestützt, das Geschöpf, welches die Kieselsteine im Araucano des Monte hermoso zurechtschlug, einer eigenen

Gattung zurechnen wollen, ob dem Anthropopithecus Mortillet oder, weil alle Miocängattungen Südamerikas von den europäischen verschieden sind, einem Anthropomorphus Ameghino. Die Hauptsache ist, daß Ameghinos Funde festgestellt haben, daß die Wurzeln der Gattung Homo tief ins Miocän zurückreichen und daß unsre Vorfahren dort schon als vernunftbegabte Wesen, als Menschen, erscheinen.

Die Basaltinsel Staffa.

Von Dr. H. Repsold. London.

Das Städtchen Stolpen bei Pirna in Sachsen verdankt seinen Namen dem slavischen Worte sloup oder slup, was Säule oder Pfeiler bedeutet. Als Ursache für diese unzweifelhaft richtige Etymologie müssen die schönen Basaltsäulen betrachtet werden, die in der Nähe Stolpens vorkommen. Ganz derselben Ursache verdankt auch die schottische Insel Staffa ihren Namen, ihren wunderbar schön und regelmäßig entwickelten Basaltsäulen. Nur stammt derselbe hier aus der skandinavischen Sprache, hängt mit unserm „Stab“ zusammen und bedeutet Stabinsel. Der Name ist, wie noch mancher andre skandinavische dort im Norden, ein Zeugnis von der Herrschaft Harald Harfagars (9. Jahr.), der von Norwegen aus die Häuptlinge der Hebriden einsetzte.

Wenn ich hier die hundertmal beschriebene Insel abermals kurz zur Darstellung bringe, so möge dieses mit den mangelhaften Abbildungen entschuldigt werden, die bis heute sich in Lehrbüchern und andern volkstümlichen Schriften finden; eine von der andern kopiert, verschlechtert und oft bis zur



Staffa von Süden, rechts Buachaille.

Undeutlichkeit entstellt. Neuerdings sind gute Photographieen der Insel in Schottland zu haben; allein so scharf sie auch für einzelne Partieen ausgefallen sind, genügen sie doch häufig nicht, wenn es sich darum handelt, den geologischen Bau der Insel zur Anschauung zu bringen. Die hier mitgeteilten Aufnahmen, an Ort und Stelle nach der Natur gezeichnet, geben uns ein durchaus getreues Bild und lassen die geologische Bildung der Stabinsel deutlich erkennen.

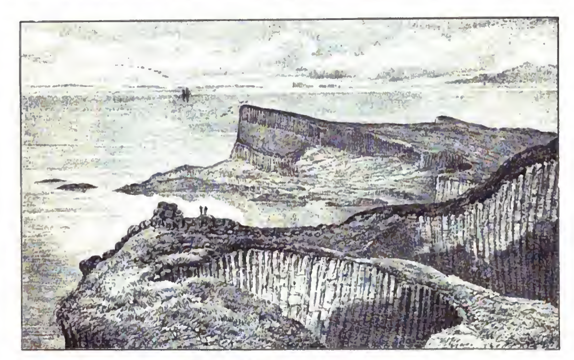
Staffa ist leicht zu erreichen, wenn auch nicht immer leicht zu betreten, da die gewaltige Brandung des Atlantischen Ozeans häufig das Landen verhindert. Ist das Wetter gut, so ist von Oban an der schottischen Westküste die Reise eine bequeme Tagesfahrt auf trefflich eingerichtetem Dampfer, wobei man noch das benachbarte Jona, einen alten Kultursitz, von dem das Christentum nach Schottland eingeführt wurde, zu sehen bekommt. Ich habe bei zweimaligem Besuche stets gutes Wetter getroffen.

Ich lasse die touristische Schilderung der Insel hier ganz beiseite, da diese zu oft schon geboten wurde und neues sich hier schwerlich sagen läßt. Dagegen möchte ich die naturwissenschaftliche Beschreibung in den Vordergrund stellen. Bekannt für die Welt ist Staffa erst wenig länger als hundert Jahre, denn erst im Jahre 1772 entdeckte sie, welche bis dahin nur den gaelischen Bewohnern der Hebriden bekannt war, der englische Naturforscher Sir Joseph Banks, derselbe, dessen Name in der Geschichte der Erdkunde als Reisebegleiter Cooks und Gründer der African Society von bleibender Geltung sein wird. Staffa ist von unregelmäßig eiförmiger Gestalt und hat eine Längenausdehnung von 2 km; ihr höchster Punkt liegt im Südwesten 47 m über dem Meeresspiegel. Sie ist völlig unbewohnt und hat nur gelegentlich als Weide gedient; doch war es stets mit Schwierigkeiten verknüpft, das Rindvieh oder die Schafe auf den Gipfel der Insel zu bringen. So ist sie jetzt nur von Seevögeln bevölkert, unter denen die Scharbe (Kormoran, Phalacrocorax) der hervorragendste ist. Wie auf den übrigen schottischen Westeilanden fehlt auch auf Staffa Baumwuchs; der Gipfel, oder sagen wir besser die Decke der Insel ist mit Grasnarbe bedeckt, zwischen der Heidekraut, Sumpfweide (Salix Lapponum) und Rosenwurz (Rodiola rosea) ihren Platz gefunden haben, alles Pflanzen, die auch auf den Nachbarinseln vorkommen.

Die geologischen Verhältnisse Staffas liegen klar zu Tage und lassen sich ablesen wie aus einem Buche; auch sie sind, als klassisches Vorkommen des Basaltes, wiederholt beschrieben worden, am eingehendsten wohl von F. Zirkel im 23. Bande der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ und an ihn schließe ich mich vielfach in nachstehendem an, da ich selbst Besseres nicht zu bieten vermag.

Am besten erkennt man die Architektur Staffas von der Südseite her, die auch in der kleinen Abbildung hier wiedergegeben ist. Deutlich sind zwei Abteilungen des Basaltes zu erkennen, während eine dritte, die Grundlage der Insel, hier noch verborgen bleibt. Die mittlere Abteilung (auf dem kleinen Bilde die untere) besteht aus den herrlichen senkrechten Säulen, die der Insel den Namen gaben, und in denen der Eingang zur Fingalshöhle zu bemerken ist. Über diesen Säulen liegt gleichsam als Dach eine schwere, unförmliche und mächtige, durchschnittlich 10 m hohe Lage von massigem Basalt, ein ungestalter Gegensatz zu den zierlichen Säulen.

Die untere, hier nicht sichtbare Abteilung des Bauwerks von Staffa kommt erst im Westen der Insel zur Erscheinung. Hier können wir den wohlgeschichteten Tuff und das Konglomerat deutlich unterscheiden, auf dem das ganze ruht. Mit einer geringen Steigung von ungefähr 9° nach Osten einfallend taucht sie allmählich nach dieser Richtung in das Wasser ein und verschwindet unter den Säulen. Da wo das Konglomerat im Westen am höchsten hervorragt, liegt seine oberste Grenzfläche, die mehr oder weniger eben verläuft, etwa 17 m über dem mittleren Meeresspiegel. Die Grenze zwischen den beiden oberen Ablagerungen, also zwischen den Säulen und dem massigen Basalt der Decke, ist nicht gleichmäßig; sie buchtet bald nach oben, bald nach unten aus, so daß naturgemäß die Säulen ungleich lang sind. Im großen und ganzen folgt sie aber doch der nach Osten



Staffa vom Gipfel aus, Blick nach Norden.

gerichteten Neigung der unteren Tuffschichten, und so kommt es dann, daß nach dieser Gegend zu die Säulen gleichfalls immer niedriger werden und die obere Basaltdecke sich schief zum Wasserspiegel herabsenkt. An der Südostspitze kommt letztere in dem Maße zum Vorwiegen, daß nur sehr niedrige Säulen noch unter ihr stehen.

So der allgemeine Bau der Insel. Betreten wir dieselbe nun an ihrem südlichen Rande, wo die abgesonderten Basaltsäulen uns am schönsten entgegentreten, in der That klassische Exemplare ihrer Art, außer an der Façade noch in verschiedenen Höhlen leicht zugängig, unter denen die vielgenannte Fingalshöhle nur die bedeutendste ist. Im Südosten treffen wir zuerst auf Clamshell-Cove. Mit Clamshell bezeichnet man hier eine mit starken Rippen versehene Muschel, daher der Name, denn diese „Höhle“ ist eigentlich nur ein tiefer Riß in das Fleisch der Insel, an den Seiten mit mächtigen Basaltrippen, die hier nicht senkrecht stehen, sondern gekrümmt sind wie das Gezimmer eines ungeheuren Schiffsbauches. Zu diesen „Rippen“ gesellen sich an andern Stellen des Risses noch Säulen in andern Stellungen und Lagen. Nach dem Meere zu erscheint eine Gruppe, deren Säulen von der Achse aus nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen, wie die Fahne einer Feder. Und um das mannichfaltige Bild noch zu vervollständigen, gewahrt man die gegenüberliegende, etwa 10 m hohe Wand des weit aufgesperrten Schlundes, gleichsam gepflastert mit regelmäßigen sechseckigen Platten, den abgebrochenen Enden mehr oder minder wagerecht gelagerten Säulen. „Kein Bienenschwarm kann mit größerer Regelmäßigkeit seine Honigwaben bauen, als sie hier der sich zerklüftende Basalt eingehalten hat,“ sagt Zirkel mit Recht. Alle diese verschiedenen Richtungen der Basaltsäulen sind auf engem Raum hart aneinander gedrängt, ohne daß sich eine gesetzmäßige Anordnung ermitteln ließe, welche sie gemeinsam beherrscht. Dieses regellose Durcheinander der einzelnen Säulengruppen macht sich noch auch an andern Stellen Staffas bemerklich. Der Riß der Clamshell-Cove zieht sich, allmählich schmaler werdend, im ganzen 40 m landeinwärts; die hintersten

Kluftwände, größtenteils mit Schutt bedeckt, weisen aber nichts bemerkenswertes mehr auf.

Bezeichnet Clamshell-Cove den interessantesten Punkt des Südostens, so ist der Südabfall der Insel mit seiner überwältigenden Säulenfront die hervorragendste Erscheinung ganz Staffas zu nennen; in ihm breitet sich auch die Fingalshöhle aus. Diese herrliche Säulenfront ist mit der erwähnten Lage ungestalten Basaltes überdeckt, die durch ihre drückende Schwerfälligkeit und Unförmlichkeit die Einheit der schlank aufschießenden Säulen noch mehr hervortreten läßt. Diese Säulen sind meistens fünfflächig und sechsflächig, seltener dreiflächig; die stärksten haben einen Durchmesser von etwa 60 cm. Neben der säulenförmigen Absonderung zeigen diese schwarzen Basaltsäulen aber häufig noch ein andres Strukturverhältnis, nämlich eine Quergliederung, derzufolge die Säulen in lauter einzeln aufeinander stehende Stücke zerfallen, wie die sogenannten „Trommeln“ der architektonischen Säulen. Die Trennungsflächen der einzelnen Glieder sind meist eben, rechtwinklig, die Säulen durchsetzend, seltener einerseits konkav, andrerseits, genau hineinpassend, konvex. Zwischen der brandenden, hoch an den Säulen aufschäumenden See und der herrlichen Front zieht sich eine geneigte schmale Küste hin, gebildet durch die Enden abgebrochener und abgewaschener Säulen, die einer kunstvollen Pflasterung gleichen.



Fingalshöhle. Ansicht von Innen

An der Südseite der Insel ist, wie bemerkt, die Grundlage derselben, auf der die Säulen stehen, nicht zu bemerken. Diese liegt hier unter dem Meeresspiegel und tritt erst weiter im Westen hervor; die Säulen bauen sich also, abgesehen von dem schmalen Küstensaume, unmittelbar aus dem Meere auf. Im allgemeinen stehen sie senkrecht, wenigstens für den oberflächlichen Blick; da aber die Tuffablagerung, die ihnen zur Grundlage dient, etwas geneigt ist, so folgen die Säulen dieser Neigung in der Richtung nach Osten. Diese geringe Neigung stört aber keineswegs die regelmäßige Harmonie des Bildes; sie ist, wenn man vor den Säulen steht, auch nicht bemerkbar und wird erst in der Entfernung vom Meere aus schwach sichtbar.

In diesem majestätischen Säulenwalde der Südseite nun öffnet sich die großartige Pforte der Fingalshöhle, „der Tempel, der nicht von Menschenhand erbaut wurde“. Der Name ist modern und erst seit den Macphersonschen Ossiandichtungen aufgekommen, indem man den Helden Fingal hier seinen Aufenthalt nehmen ließ. Durch den weitgeöffneten Thorbogen des Naturwunders blicken wir in die aus schwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, deren Flur der Ozean Jahr aus Jahr ein flutend und ebbend durchbrandet, um grollend mit eigentümlichem Widerhall an die Pfeiler zu schlagen — ein sonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaelischen Hebridenbewohnern den Namen der musikalischen (Uaimh Bhinn) eingetragen hat. An der einen Seite ist ein Seil bis zum tiefsten Punkt hingezogen und mit Hilfe desselben kann man bis auf den Grund der Höhle gelangen. An sehr ruhigen Tagen ist es auch möglich, dieselbe mit einem Bote zu beschiffen.

Wenn auch die Basaltsäulen nicht alle gleich geformt sind und oft die eine vor der andern hervortritt, so ist doch der Gesamteindruck der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein ziemlich gleichmäßiger, wiewohl nach hinten zu die Höhle schmaler wird. Stolz steigen die Säulen etwa 20 m senkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen und die Schatten, welche durch einzelne Vorsprünge entstehen, bringen eine magische Wirkung hervor. Die Decke scheint im Spitzbogenstile gewölbt zu sein und doch besteht sie nur aus den

herabragenden, abgebrochenen Enden der sechseckigen, in der massigen Decke festsitzenden Säulen. Die Maßverhältnisse der Höhle, die in einem harmonischen Zusammenhange stehen, bewirken die täuschende Ähnlichkeit mit einem Dome. Nach einer älteren, aber sorgfältigen Messung aus dem Jahre 1819 von Dr. Mc Culloch sind die Verhältnisse folgende: Höhe vom Wasserspiegel bei mittlerer Flut bis zur Wölbung 20 m; Breite der Höhle am Eingang 12,5 m; Breite derselben im Hintergrunde 6,4 m; Gesamtlänge 69 m. Die große Regelmäßigkeit des ganzen, die Harmonie der Verhältnisse und die Ähnlichkeit mit einem Bauwerke, diese sind es, welche vor andren Höhlen die Fingalshöhle auszeichnen. Und unten in ihr braust mit eigentümlichem Widerhall das flüssige Weltmeer als seltsamer Gegensatz zu den starren, schwarzen Säulen.

Was die übrigen durch die Gewalt des Meeres in der Insel ausgewaschenen Höhlen betrifft, so mag sich keine mit der Fingalshöhle zu messen. Die Bootshöhle im Westen der Fingalshöhle ist ein niedriger Tunnel von 5 m Höhe bei nur 4 m Breite, aber 45 m lang. Sie ist nur mit einem Boote zugängig, daher der Name. Liegt die Bootshöhle noch innerhalb des abgesonderten Basalts, innerhalb der Säulen, so dehnt sich die große, der Fingalshöhle, was die Verhältnisse betrifft, am nächsten stehende Mac Kinnon-Höhle in der untersten Lage der Insel aus, in den Basalttuffen und Conglomeraten. Sie wird auch nach den hier hausenden Kormoranen benannt, ist 16 m hoch, fast ebenso breit und 70 m lang, da ihr aber jede Säulenabsonderung fehlt, so ist sie von geringem Interesse.

Noch ist wegen seiner schönen Säulen das zu Staffa gehörige, nahe dem Eingang der Fingalshöhle gelegene Inselchen zu erwähnen, welches den Namen Buachaille führt, ein gaelisches Wort, welches „Hirt" bedeutet, denn dieses winzige Eiland hütet gleichsam den Eingang zur Fingalshöhle. Das Inselchen ist nur ungefähr 10 m hoch und gewöhnlich von der tosenden Brandung überschäumt, die ungebrochen in voller Kraft über den Atlantischen Ozean daherbricht. Das Bemerkenswerte am „Hirt" sind seine überaus zierlichen und feinen Basaltsäulen, aus denen er besteht und die sich nicht, wie an der Südseite Staffas, senkrecht erheben, sondern einen Kegel bilden, wie die Holzscheite, die um den Quendelpfahl eines Kohlenmeilers herum kunstvoll aufgeschichtet sind.

Bei dem großen Unterschiede, welchen die beiden oberen Abteilungen der Insel, die massige Basaltdecke und die abgesonderten Säulen, zeigen, hat man wohl die Ansicht ausgesprochen, daß es sich hier um zwei verschiedenalterige, unabhängige, übereinander hergeflossene Basaltströme handle. Allein diese Ansicht ist, wie Zirkel gezeigt hat, eine irrige. Ist auch an einigen Punkten die massige Decke ziemlich scharf von dem Säulenbasalt getrennt, so giebt es doch zahlreiche andre, wo ein ganz allmählicher Übergang zwischen beiden stattfindet. Überdies entbehrt der hangende Teil keineswegs völlig der Absonderung, nur geht diese nicht durch und durch, tritt bloß stellenweise auf und ist dann unvergleichlich regelloser. Der höchste Teil der Decke, also die Oberfläche des Eilands, ist jedenfalls noch am besten abgesondert. Der ganze, den fundamentalen Tuffschichten aufgelagerte Basaltkörper Staffas bildet daher nach Zirkel eine einheitliche Masse, welche in ihrer unteren Abteilung in jene regelmäßigen Säulen zerspaltet und in ihrem ehemaligen obersten Teile auch vermutlich früher mit Säulen ausgestattet war, während jetzt durch Denudation die ursprüngliche Oberfläche bis zur mittleren, nur wenig oder gar nicht abgesonderten Partie erniedrigt ist.

Die mineralogische Untersuchung unterstützt diese Ansicht. Wenn schon die ganz homogen erscheinenden, tief graulschwarzen Handstücke der Säulen und der oberen Masse sich völlig gleichen, so erweisen die Dünnschliffe Zirkels, daß auch in der mikroskopischen Zusammensetzung ein Unterschied durchaus nicht vorhanden ist. Alle bestehen aus hübsch gestreiftem Feldspat, blaßgrünlichgelben oder etwas dunklen Augiten in kurzen Säulen und unregelmäßigen Körnern, opakem Magnet- und Titaneisen, sowie recht reichlichem, auf Klüftchen und am Saume schwärzlichgrün serpentinisiertem Olivin. Sie zeichnen sich durch das Fehlen einer amorphen Grundmasse aus, scheinen auch keine Spur von Glas zu enthalten. Indem dabei die Gemengteile von eigentümlicher gleichmäßiger Größe sind, wird eine fast granitähnliche Mikrostruktur erzeugt.

Spanisch-Guinea.

Von Prof. F. Blumentritt.

Spanisch-Guinea setzt sich aus folgenden Bestandteilen zusammen: den Inseln Fernando Póo, Annobón, Corisco, Elobey Grande, Elobey Chico und den Besitzungen auf dem Festlande. Es sei gestattet, hier einige Bemerkungen, entnommen der Revue der spanischen Gesellschaft für Handelsgeographie und den Berichten der spanischen Missionare, über jenen wenig bekannten spanischen Länderbesitz mitzuteilen.

Über die Insel Fernando Póo (in deutschen Werken gewöhnlich Fernando Po genannt) läßt sich nach der klassischen Monographie von Dr. Baumann wenig Neues sagen. Aus den Berichten der Missionare geht hervor, daß die spanische Sprache und der Katholizismus Fortschritte machen. Die Bubis, welche man früher für ein hinterlistiges und blutdürstiges Volk ansah, werden von den spanischen Missionaren als gutherzige, den zivilisatorischen Bestrebungen nicht abgeneigte Leute hingestellt. Sie sind nach denselben Gewährsmännern auch zur Arbeit geneigt. Eines der Idole der Bubis führt den Namen Morimó.

Die Insel Annobón ist seit 1777 in spanischem Besitze, aber die Spanier haben es unterlassen, Behörden dort einzusetzen, die portugiesischen Beamten, Geistlichen und Soldaten zogen ab und die Bevölkerung blieb sich selbst überlassen. Erst als der Karolinenstreit den Spaniern die Einsicht brachte, daß Besitzungen, die nur auf dem Papier als spanische daständen, von den andern Mächten nicht geachtet würden, erinnerten sich die Spanier der Insel Annobón wieder und sandten Missionare dahin. Diese fanden die vom Weltverkehr ganz abgeschnittene Bevölkerung in einem eigentümlichen Zustande: ohne Priester war sie doch dem katholischen Glauben treu geblieben, ein alter Mann, den sie Cura (Pfarrer) nannten, verrichtete das Amt eines Seelsorgers, dessen Hauptbeschäftigung in dem Spenden der Taufe und in dem Vorsagen von Gebeten bestand. An einem Holzstabe bezeichnete er durch verschiedene Kerbschnitte und Kreuze die verschiedenen Festtage des römischen Kalenders. Dieses Kalendarium befindet sich jetzt in dem Kolonialmuseum (Museo de Ultramar) in Madrid. Die Bevölkerung zählt 2000 Seelen, welche ein verdorbenes Portugiesisch reden. Die Insel selbst erhebt sich kegelförmig aus den Fluten, auf dem Gipfel (dem nördlichen, denn es giebt deren zwei) ist ein See mit trinkbarem Wasser. Der

See ist 600 m lang und 400 m breit. Nur der südliche Teil ist mit Wald bedeckt, der nördliche besteht aus nackten Lavamassen.

Die Insel Corisco, deren Umfang etwa 20 km beträgt, ist seit 1843 spanisches Eigentum. Das Eiland ist zum Teil sandig, zum Teil sumpfig. Die Hauptprodukte der Insel bilden Kokosnüsse und Baumwolle. Die Bevölkerung der Insel gehört zum Stamme der Bengas und zählt nach der Zählung von 1889 934 Seelen, davon 266 Katholiken. Die Knabenschule wird von 48 Jungen besucht.

Die beiden Inseln Elobey sind durch eine so seichte Straße voneinander geschieden, daß bei sehr niedriger Ebbe die Eingebornen von einem Eilande zum andern hinüber waten. Ihre Bevölkerung gehört ebenfalls zum Benga-(Benga-)Stamme.

Elobey Grande zählt etwa 100 Einwohner, welche meist europäisch gekleidet einhergehen. Auf Elobey Chico wohnt der spanische Untergouverneur mit seinen Beamten, ferner sind daselbst vier europäische Handelsfaktoreien, denn Elobey Chico ist ein wichtiger Handelsplatz, auf dem auch deutsche Faktoreien bestehen. Das Diener- und Arbeiterpersonal wird von Krumännern gebildet. Die Missionare haben dort ein Schulinternat gegründet, das 57 vom Festlande stammende Negerjungen enthält.

Wir kommen nun zu dem Schmerzenskinde Spaniens, es sind dies seine Besitzungen auf dem Festlande. Im Jahre 1777 erhielt Spanien von Portugal die ganze Küstenstrecke zwischen dem Kap Formoso und dem Kap Lopez abgetreten, eigentlich erhielt es nur das Recht dort Handel zu treiben, was aber für jene Zeiten gleichbedeutend war mit der heutigen Festlegung der „Interessensphären“. Die Spanier nahmen aber thatsächlichen Besitz nur von dem Kap S. Juan in den Jahren 1856 bis 1859, teilten aber offiziell den Franzosen mit, daß sie den zwischen dem Kap Santa Clara und dem Rio del Campo gelegenen Landstrich als spanischen Besitz betrachten. Die Franzosen protestierten gegen die spanischen Ansprüche bereits 1860, als aber Deutschland das Kamerungebiet erwarb, da begannen die Franzosen in das von den Spaniern beanspruchte Gebiet einzudringen, Flaggen zu verteilen, Verträge mit den Häuptlingen abzuschließen, in welchen Unternehmungen sie freilich durch gleichartige, aber minder energische Konkurrenzversuche spanischer Reisenden und Emissäre gestört wurden.

Um diesen Übelständen und Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, trat in Paris eine spanisch-französische Kommission zusammen, die schon seit einigen Jahren tagt, aber bei der Hartnäckigkeit, mit welcher beide Parteien auf ihren Ansprüchen bestehen, noch immer nicht zu einer Entscheidung gekommen ist. Die Franzosen wollen den Spaniern nur die Insel Corisco und ein kleines Gebiet am Kap San Juan, also nicht einmal die von den Spaniern faktisch in Besitz genommenen Inseln Elobey zugestehen.

Die Spanier verlangen hingegen ein Territorium von 190000 qkm, eingeschlossen von der Küste zwischen dem Kap Santa Clara und dem Rio del Campo einerseits und dem Ubangi andrerseits, wobei sie als ihre Grenznachbarn im Norden das deutsche, im Süden das französische Gebiet und im Osten den Congostaat betrachten, während auf deutschen Karten das Kamerungebiet im Süden an den französischen Besitz grenzt. Die Spanier verlangen also ein Gebiet von 190000 qkm, während die Franzosen ihnen nur 500 qkm zugestehen, ein gewaltiger Unterschied, der den Spaniern, welche in Kochinchina den Franzosen die Kastanien aus dem Feuer geholt haben, einen glänzenden Beweis von der Dankbarkeit des „lateinischen Brudervolkes“ liefert.

Thatsächlich besitzen die Spanier am Cabo San Juan eine kleine Niederlassung, welche 117 Seelen zählt, außerdem erkennen durch Zahlung von Abgaben dreißig europäische Handelsagenturen im Munigebiet die territoriale Hoheit Spaniens an, von den Negerkönigen zu schweigen, welche sich Spanien unterworfen haben.

Slavische Feuerbohrer.

Zu C. M. Pleytes Aufsatz über Indonesisches Feuerzeug im Globus Nr. 4 und der Notiz auf S. 62 erlaube ich mir eine Erinnerung meines verewigten Vaters mitzuteilen, die auf Feuerbohrung Bezug hat. Mein Vater erzählte mir öfters folgendes Erlebnis: „Im Jahre 1833 kam ich als junger Kaufmann zum erstenmal nach Slavonien, und zwar nach Gaj im Požegaer Komitate. Es war im Herbste und zufällig herrschte damals in der Gegend eine Viehseuche, die dem Volke vielen Schaden brachte. Die Bauern glaubten, die Seuche sei eine Frau, ein böser Geist (Kuga), der das Vieh umbringe, und suchten die Kuga zu bannen. Ich hatte damals Gelegenheit, den Vorgang in den Dörfern Gaj, Kukunjevac, Brezina und Brekinjska zu beobachten. Gegen Abend war die ganze Dorfbevölkerung beschäftigt, um die Dorfgemarkung einen Kranz von dürrem Reisig zu legen. Im ganzen Dorfe wurde alles Feuer ausgelöscht. Dann nahmen je zwei Männer an mehreren Stellen eigens dazu vorbereitete Holzstücke und rieben sie so lange aneinander, bis sich Funken fingen. Die Funken ließ man auf Zündschwamm fallen und fachte damit ein Feuer an, womit man das dürre Reisig in Brand steckte. Das Feuer brannte also um das ganze Dorf herum. Die Bauern redeten sich ein, daß darauf die Kuga weichen müsse.“

In der Schule pflegten wir Knaben die Bänke durch Reibung mit Holzstücken schlecht zu machen. Ich erinnere mich nicht, daß es einem von uns gelungen wäre, wirklich einen Funken herauszubekommen. Die geriebene Stelle wurde nur sehr warm und bröckelte sich später los. Einmal erzählte ich davon einem Müllerburschen in der Schmieduzschen Mühle an der Orljava in Požega, und der Bursche sagte, er werde mir zeigen, wie man durch Reibung Feuer erzeuge. Er holte aus einem Winkel einen Feuerbohrer, welcher ganz dem auf S. 54 unter Nr. 5 abgebildeten gleichsah, nur daß die Scheibe unten fehlte, und fing damit ein Brett zu bohren an. Im Nu stieg ein leichtes Rauchwölkchen auf. Er fing die Funken mit Zunderschwamm auf und zündete sich damit die Pfeife an. So ein Feuer heißt man samorodna vatra (selbsterzeugtes Feuer). Es ist auch den Bulgaren bekannt.

Erwähnen muß ich, daß Herr Joh. Karlowicz in seiner polnischen ethnographischen Vierteljahrsschrift „Wisla“ eine Enquete über die Erzeugung von Feuer durch Reibung eröffnet hat, über die ich in diesen Blättern Bericht erstatten werde.

Dr. Friedr. S. Krauß.

Tiefseeforschungen im östlichen Mittelmeer.

In der Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften vom 9. Oktober 1890 wurde ein vorläufiger Bericht erstattet über die Expedition der „Pola“ zur Untersuchung der Tiefen des östlichen Mittelmeeres. Dieselbe war unter Leitung des Korvettenkapitäns W. Mörth am 10. August von Pola in See gegangen, richtete zunächst ihren Kurs nach Korfu, von da bis Zante wurden Vorstöße gegen die hohe See gemacht, dann näher am Festlande. Stamphani, Sapienza, endlich Kapsala auf der Insel Cerigo wurde erreicht. Von hier kreuzte die „Pola“ das Mittelmeer bis auf 15 Meilen von Ras Hilil und fuhr dann längs der afrikanischen Küste in Entfernungen von 15 bis 40 Seemeilen gegen Ben-Ghâzi. Hierauf wurde

der Kurs gegen Kap S. M. di Leuca genommen und am 19. September langte die Expedition in Pola an, nachdem sie einen Weg von 2616 Meilen zurückgelegt und an 48 Haupt- und 25 Nebenstationen Beobachtungen über die Tiefe und Beschaffenheit des Meeres, sowie über das Leben in demselben angestellt hatte.

Über die ozeanographischen und physikalischen Arbeiten theilte J. Luksch einige vorläufige Ergebnisse mit, von denen nachstehende hier angeführt seien: Unter den zahlreichen Lotungen erreichten 10 Tiefen über 3000 m, 2 zwischen 3000 und 2000 m, 15 zwischen 2000 und 1000 m, 15 zwischen 1000 und 400 m, während die übrigen geringere Tiefen aufweisen. Die größte gelotete Tiefe war 3700 m, sie bildet die östliche Begrenzung der 4000 Meter-Mulde, welche sich von Malta nach Cerigo erstreckt. Eine Tiefe von 3150 m wurde dicht unter Land, etwa 10 Seemeilen westlich von Sapienza gefunden. Über das Eindringen des Lichtes in das Meerwasser ergaben Versuche über die Sichtbarkeit weißer, blanker Metallscheiben als größte Tiefe 43 m, etwa in 15 Meilen Entfernung von der afrikanischen Küste; photographische Platten hingegen reagierten noch in 500 m Tiefe, etwa 200 Meilen nördlich von Ben-Ghâzi. — Wellenbeobachtungen wurden bei der günstigen Witterung nur wenig gemacht; die Höhe der größten Wellen betrug etwa 4,5 m, ihre Periode 7 Sekunden. Die jetzt gewonnenen neuen Daten werden im Verein mit einigen schon früher ermittelten Thatsachen hinreichen zu einem befriedigenden Bilde von dem Seebodenrelief, den Temperatur- und Dichteverhältnissen und der chemischen Zusammensetzung des Wassers in dem Meeresraume zwischen Süd-Italien, Sizilien, Griechenland und Nordafrika. Schon jetzt zeigt ein flüchtiger Blick über die Latzahlen, daß das Gebiet größter Depression (von 3500 bis 4000 m) sich der größeren Ausdehnung nach in nordsüdlicher Richtung befindet, während eine kürzere Rinne nach Westen abzweigend verläuft, daß ferner die tiefste Senkung (4000 m) etwa zwischen Cerigo und Malta am 19. Grade östl. L. ihre Begrenzung findet, und das endlich die Abfälle an der griechischen Küste zum Teil noch größere Steilheit aufweisen, als dies an den sizilischen und italischen Gestaden der Fall ist. Die thermischen und die Dichteverhältnisse werden erst nach Bearbeitung des gesamten Materials sichere Resultate ergeben, das Gleiche gilt selbstverständlich von den übrigen physikalischen und meteorologischen Beobachtungen. Vorläufig scheint es wahrscheinlich, daß die Temperatur des östlichen Mittelmeeres sich höher stellt, als die des westlichen; ebenso dürfte Dichte und Salzgehalt nach Osten und Süden hin nicht unwesentlich zunehmen. In betreff der benutzten Apparate sind gleichfalls sehr wertvolle Erfahrungen gesammelt worden.

Bücherschau.

Christian Hostmann, Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Gesammelte Abhandlungen. Mit einem Vorwort von Dr. L. Lindenschmit. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1890. — 221 S. 7 ℳ.

Diese sehr geschickt getroffene Auswahl aus den zahlreichen Arbeiten des gelehrten, leider so früh verstorbenen Verfassers, die teilweise in Monographieen, teilweise im Archiv für Anthropologie und andern Zeitschriften erschienen sind, umfaßt sieben Abhandlungen nebst einer Einleitung: Nr. 1) bis 3) Die drei Kulturperioden; 4) das Skelettieren der Leichen und die teilweise Verbrennung; 5) über die Bedeutung des homerischen Chalkos; 6) über die Bedeutung des Sanskrit ayas, und 7) die Metallarbeiten von Mykenä und ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte der Metallindustrie.

Die einzelnen Aufsätze sind zum Teil völlig umgearbeitet und erweitert, es ist viel neues Beweismaterial, manche neue Idee hinzugekommen, aber der Verf. hält doch durchweg seine alten Thesen aufrecht, mit denen er bereits vor Jahren soviel Aufsehen unter den Prähistorikern erregte. Die deutsche Prähistorie begann damals eigentlich erst eine Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes zu werden, und Hostmann gehörte zu den wenigen, die, gestützt auf eingehende wissenschaftliche und technische Studien, den Mut hatten, auf eigenen Bahnen zu wandeln und mit dem ernsten Streben nach Objektivität alle die veralteten Theorieen und Hypothesen über Bord zu werfen, welche jede freie Entwickelung und ein Fortschreiten dieser jungen Wissenschaft unmöglich machten. Sein Hauptkampf galt daher dem trockenen Schematismus des Dreiteilungssystems, den namentlich die dänischen und schwedischen Gelehrten kultivierten; und bei seinem außerordentlich umfangreichen und vielseitigen Wissen, mit dem er sowohl die alte klassische, wie die moderne prähistorische und ethnologische Litteratur umfaßte, gelang es ihm allmählich, soviel schlagendes Beweismaterial zusammenzubringen, daß jetzt, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch im allgemeinen seine Ideen von den meisten deutschen Forschern als die richtigen und maßgebenden angesehen werden. Allerdings geht Hostmann in mancher Richtung wohl etwas zu weit, so z. B., wenn er (S. 32) für den deutschen Norden eine eigentliche Steinzeit so gut wie vollständig leugnet und allein eine symbolische Bestimmung der Steingeräte anerkennen will, und dann, wenn er auf einzelne ganz gelegentliche und zufällige Ausdrücke bei den alten Klassikern, wie Homer, Hesiod, Lucrez, Ovid rc., ein so großes Gewicht legt, um darauf archäologische Argumente aufzubauen; aber er hat sehr recht, wenn er das primitive Schmiedehandwerk und mit ihm das Eisen in eine viel ältere Zeit hinaufrückt, als man bisher nach einzelnen zufälligen Funden annehmen zu müssen glaubte, und wenn er immer wieder auf die natürliche und ganz allmähliche Entwickelung der menschlichen Kultur hinweist, die gerade in der Vorzeit so unendlich langsam und stetig vorschritt, und sich nie so plötzlich und gewaltsam verändern konnte, daß man zu einer so abrupten Periodeneinteilung berechtigt wäre, wie sie die nordischen Gelehrten gewissermaßen als allgemein gültiges, selbstverständliches Naturgesetz aufgestellt hatten. Sehr wichtig für die prähistorischen Studien im allgemeinen ist auch, daß er mit Nachdruck auf den großen Unterschied hinweist, der zwischen der gleichzeitigen hochentwickelten Bronze- und Metalltechnik und der höchst primitiven Keramik nicht nur bei den alten Germanen, sondern auch bei andern Völkern besteht. Die Thongefäße erscheinen immer als die Erzeugnisse einer ganz lokalen Industrie, während die Bronzen — auch, wie es scheint, selbst im homerischen Troja — als eingeführte Waren aus höher entwickelten Kulturländern des Orients zu betrachten sind. Und wenn Bronze und Gold nachweislich aus dem Orient nach dem Norden ausgeführt sind, warum soll nicht, ganz abgesehen von der Wahrscheinlichkeit einer einheimischen einfachen Eisenschmiedekunst und dem häufigen Vorkommen dieses Materials im Norden, ebenso auch Eisen und Silber hier bekannt gewesen sein können, da beide Metalle schon über 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung nachweislich im Orient vorkamen? Höchst interessant sind in dieser Beziehung auch die Argumente, die in technischer Beziehung für das frühe Vorkommen von Stahl und Eisen in der Zeit der alten Bronzen geliefert werden, und dann namentlich auch die Betrachtungen über das immerhin etwas heikle Thema der Skelettierung und der partiellen Bestattung. Hostmann sucht dabei hauptsächlich, nicht ohne Glück, darzuthun, daß absolut kein so schroffer Gegensatz zwischen der alten Leichenbestattung und dem darauf üblich werdenden Leichenbrand vorhanden sei, und daß sich sehr gut ein allmählicher Übergang zwischen den beiden Bestattungsarten in den verschiedenen Formen des teilweisen Leichenbrandes finden lasse.

Über die soviel umstrittene Bedeutung des Wortes Chalkos, das er für semitischen Ursprungs hält, hat Hostmann im Laufe der Zeit seine Meinung etwas geändert. Er dürfte aber mehr Anhänger mit seiner alten Hypothese, daß das Wort außer Bronze und Kupfer auch „Metall im allgemeinen“ bedeute, finden, als jetzt, wo er Chalkos nur als Stahl oder Kupfer gelten lassen will.

Die Auslassungen über die großartigen Gräberfunde von Mykenä sind äußerst interessant und bekunden besonders eine eingehende Kenntnis in technischer Beziehung. — Wenn Hostmann vielleicht hier und da zu scharf argumentiert und in mancher Richtung ein wenig zu weit geht, so liegt das daran, daß er, wie in mancher Beziehung auch seine Gegner, zu sehr

verallgemeinert, ohne sich immer daran zu erinnern, daß die Kulturentwickelung der einzelnen Völker nicht durch allgemein gültige Gesetze geregelt wird und nicht überall in derselben Weise vor sich geht, sondern doch überall hauptsächlich von der Natur des betreffenden Landes abhängig ist. —

Das ganze Werk bietet aber eine solche Fülle von archäologischem Material, eine solche Menge schlagender Beweisgründe, so viele geistvolle Ideen, daß es jedem, der sich mit archäologischen und prähistorischen Studien beschäftigt, nicht warm genug empfohlen werden kann. Dr. M. Weigel.

Ernst Haeckel, Plankton-Studien. Vergleichende Untersuchungen über die Bedeutung und Zusammensetzung der pelagischen Fauna und Flora. Jena, G. Fischer, 1890. 8°. 105 S.

In dieser, dem Herausgeber des Challenger Werkes, John Murray gewidmeten Schrift, werden die von V. Hensen aufgestellten Gesichtspunkte der Planktonforschung einer scharfen Kritik unterzogen und die Grundlage von Hensens Methode als eine völlig verfehlte gekennzeichnet. Zunächst giebt Haeckel einen Überblick der pelagischen Forschung und ihrer Hilfsmittel: Johannes Müller betrieb zuerst in systematischer Weise die pelagische Fischerei mittels des „feinen Netzes“ (Müllernetz) und nannte die erbeuteten Organismen den „pelagischen Auftrieb“ wofür jetzt durch Hensen die Bezeichnung Plankton üblich geworden ist. Wesentlich neue Gesichtspunkte ergaben die Tiefseeforschungen, besonders die große Challengerexpedition, welche mit ganz ähnlichen Hülfsmitteln, wie J. Müller mit den sogenannten „Taunetzen“ nicht nur die an der Oberfläche lebenden „pelagischen“ Formen, sondern auch die Lebewesen der tieferen Schichten bis zum Meeresboden hinab, die „zonarische“ und „abyssale“ Fauna, zu erforschen strebte. Durch den Kommandant der italienischen Korvette Vettor Pisani, G. Palumbo, wurde sodann ein Schließnetz für bestimmte Tiefenzonen ersonnen, an welchem Professor Chun weitere Verbesserungen anbrachte. In den letzten Jahren (seit 1887) trat nun Hensen mit seiner quantitativen Analyse des Plankton hervor in der Schrift: „Über die Bestimmung des Plankton“, wodurch die Ausrüstung der Plankton-Expedition vom Jahre 1889 mit für deutsche Verhältnisse ungewöhnlichen Mitteln auf dem Schiff „National“ veranlaßt wurde. Hensens Forschungen beruhen auf der Annahme, „daß in dem Ozean das Plankton gleichmäßig genug verteilt sein müsse, um aus wenigen Fängen über die Verhältnisse sehr großer Meeresstrecken sicher unterrichtet zu werden.“ Nun ist aber die Masse des Plankton im Ozean gerade keine irgendwie perennierende und konstante, sondern eine höchst variable, abhängig von temporalen Schwankungen, wie Jahrgang, Jahreszeit, Wetter, Tageszeit, von klimatischen Verhältnissen und vor allem von den verwickelten Verhältnissen der Meeresströmungen und der in ihren Ursachen noch nicht aufgeklärten „Zoo-torrenten“, kolossalen Anhäufungen von Organismen, welche an vielen Stellen, wie in der Straße von Messina, bei den Kanaren u. s. w., in Form von Strömungen beobachtet wurden. Die Fahrt des „National“ war außerdem nur eine dreimonatliche, berührte nur einen kleinen Teil der Ozeane, hatte mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen und konnte daher nur ganz unvollständige und viel zu dürftige empirische Grundlagen liefern im Vergleich zu den Ergebnissen des Challenger und des Vettor Pisani. Die letzteren, wie die ungewöhnlich reichen Erfahrungen, welche Haeckel selbst seit Beginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in den verschiedensten Meeren, vor allem in dem von ihm seit einem Menschenalter systematisch durchforschten Mittelmeer gesammelt hat, widersprechen auf das Unzweideutigste und auf Grund eines erdrückenden empirischen Materials der „theoretischen Voraussetzung“ Hensens von einer gleichmäßigen Verteilung des Plankton, auf welcher seine ganze, überaus mühevolle quantitative Planktonbestimmung durch Zählung der Individuen eines Fanges sich aufbaut. Abgesehen von den riesigen Mengen der Individuen, um welche es sich dabei handelt [1]), ist auch noch die große innere Schwierigkeit zu überwinden, was man in jedem einzelnen Falle unter einem Individuum zu verstehen hat. Jedenfalls könnte der ökonomische Ertrag der Ozeane nur nach Volumen und Gewicht des Plankton und die nachfolgende chemische Analyse desselben ermittelt werden, nicht durch die Zahl, so wenig wie der Ertrag einer Wiese durch Auszählen der einzelnen Grashalme des Heues zu erlangen ist; von einer quantitativen Bestimmung der „Urnahrung“, wie sie Hensen finden will, kann auf diesem Wege keine Rede sein.

Jedoch beschränkt sich die vorliegende Schrift Haeckels keineswegs darauf, den Grundfehler der Planktontheorie von Hensen nachzuweisen, vielmehr liegt der Schwerpunkt derselben in dem Versuch, die verwickelten chorologischen Verhältnisse der Meeresräume durch Begründung einer brauchbaren Nomenklatur, welche auf klaren Definitionen beruht, in positiver Weise zu fördern; die hier niedergelegten Vorschläge Häckels dürften sich für diesen so rasch anwachsenden Zweig biologischer Forschung sehr bald gerade so fördernd und bahnbrechend erweisen, wie viele Namen seiner grundlegenden „generellen Morphologie“ bei allen Zoologen und Botanikern sich ganz allgemein eingebürgert haben. So bieten namentlich die beiden Abschnitte „Chorologische Begriffe“ (III) und „Komposition des Plankton“ (V) eine Fülle von Anregungen, welche nach den verschiedensten Seiten hin zum weiteren Ausbau und zur kausalen Begründung der Planktonforschung anregen werden. Doch muß hier auf die Schrift selbst verwiesen werden. Fr. Regel.

Robert Munro, The Lake Dwellings of Europe. London, Cassel und Co. 1890. Mit 212 Abbildungen. XL und 600 S.

So viel Einzelschriften wir auch über Pfahlbauten schon besitzen, an einer Zusammenfassung über dieselben fehlte es doch bisher. Dieselbe ist von einem irischen Gelehrten jetzt ausgeführt worden, von Dr. Robert Munro, in seinem vorliegenden Werke. Von dem ältesten Berichte über Pfahlbauten, den wir bei Herodot finden, führt er uns bis zu den Pfahlbauten der Gegenwart in Neu-Guinea, wobei wir allerdings den einen gemeinsamen Gesichtspunkt: den Bau der Wohnstätten auf Pfählen im Wasser und die dadurch bedingten Lebensgewohnheiten finden, sonst aber auf die größten Verschiedenheiten stoßen. Ein „Zeitalter“ der Pfahlbauten läßt sich nicht feststellen, denn es reicht von der neolithischen Periode bis zur Gegenwart; diese Bauten sind in der Steinzeit, in der Kupfer- und Bronzezeit vorhanden, reichten in Irland bis in das Mittelalter und bestehen in der Gegenwart bei amerikanischen, afrikanischen, malaiischen und melanesischen Völkern noch fort.

Munro geht der Reihe nach die europäischen Pfahlbauten durch und beginnt mit jenen der Schweiz, deren Entdeckung im Jahre 1853 durch den niedrigen Wasserstand der Seen bedingt wurde. Die ausführliche Bibliographie zeigt uns, was seitdem entdeckt, wieviel auf diesem Gebiete seither gearbeitet wurde. Es folgen die Schilderungen der italienischen Palaffiti und Terramaren, wobei eine uns nicht weiter führende Besprechung der Nephritfrage einfließt.

Für uns Deutsche sind die Schilderungen der irischen und schottischen Pfahlbauten am belangreichsten, weil am wenigsten bei uns bekannt. Die irischen Crannogs wurden bereits 1839 von Petrie und Wilde untersucht, also lange vordem Dr. Keller seine epochemachenden Arbeiten über die Schweizer Pfahlbauten veröffentlichte. Der von Wilde beschriebene Crannog von Dunshaughlin gehört der Eisenzeit an; there were no brazen weapons. Man fand schöne, eigentümlich stylisierte Einritzungen in Knochen, die ganz den Ornamenten der alten irischen Handschriften glichen und andeuteten, daß diese Crannogs einer verhältnismäßig jungen Zeit angehörten. Eine Belagerung dieses Crannogs im Jahre 848 wurde denn auch von Wilde in den „Annalen der vier Meister“ nachgewiesen. Die Bronzeschüsseln, Broschen (spät keltisch), die Töpferwaren zeigen feinen Geschmack; von Schmelzarbeit zeigten sich Spuren. Das Ganze vertritt eine weit höhere und spätere Kultur, als sie uns in den Schweizer Pfahlbauten entgegentritt — nur die Bauart in einem See zu Zwecken der Verteidigung ist übereinstimmend. Es liegen Berichte aus dem 16. Jahrhundert vor, daß damals noch kleine irische Häuptlinge auf solchen Crannogs in den Seen hausten und hier von den Truppen der Regierung belagert wurden.

In Schottland wurde 1857 durch Joseph Robertson das wissenschaftliche Studium der dortigen Seewohnungen eingeführt. Er untersuchte die Pfahlbauten im Loch Banchory und im Loch Canmor. Ihm folgte 1863 der Herzog von Northumberland mit der Beschreibung der Pfahlbauten im Loch Dowalton. In Ayrshire und Dumfriesshiere wurden solche entdeckt. Das Pfeilerwerk im Pfahlbau von Dowalton zeigt eine sehr künstliche Zusammenstellung der Eichenstämme, welche auf späte Zeit deutet, was durch die Auffindung eines Bronzetopfes mit der Inschrift P. Cipi polibi bestätigt wird. Im Pfahlbau des Loch Rushton

[1]) In einem kleinen Fang, welcher kaum 2 cbm Ostseewasser filtriert hatte, fanden sich 5700000 Organismen, darunter 5000000 mikroskopische, 630000 Stück Diatomeen, 80000 Copepoden, 70000 andre Tiere. Ein Fang erfordert für die Ostsee durchschnittlich acht Tage Arbeitszeit à acht Stunden; zu jedem Fang von Hensens Planktonexpedition würden aber 14 Tage gehören, mithin erfordert das Auszählen der mitgebrachten 120 Fänge allein sechs Jahre Arbeit oder 17000 Arbeitsstunden!

fand man eine gefälschte Goldmünze, wahrscheinlich aus sächsischer Zeit, daneben Fingerringe aus Gold und poliertem Bergkrystall. Also alles sehr spät. Dr. Munro faßt daher die schottischen Pfahlbauten als Befestigungen der Kelten auf, die hier, nach dem Abzuge der Römer, mit Angeln, Pikten und Scoten im Streit lagen. Es ist nicht nötig, mit Dr. Munro anzunehmen, daß die alten Iren und Schotten „die Kunst des Pfahlbauens" auf dem europäischen Kontinente, von wo sie kamen, erlernten und in ihrem Lande bis in späte Zeiten bewahrten, während sie auf dem Kontinente schon vergessen war. Aber alte Crannogs fehlen in Irland und Schottland, und die heute auf Pfahlrosten hausenden Naturvölker verfielen ursprünglich auf diese Art Bauten. Die Entlehnungstheorie ist hier wenig am Platze. H. v. H.

Aus allen Erdteilen.

— Die Entwickelung Dar-es-Saloms. Dar-es-Salam, die Stadt des Friedens, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, mit einem schönen, einem Binnensee gleichenden Hafen, litt am Schlusse des Jahres 1890 noch sehr unter den Folgen des Araberaufstandes. Das deutsche Stationshaus besteht aus zwei hohen Gebäuden mit drei geräumigen Höfen und ist mit einer hohen bastionierten, mit Geschützen bewehrten Umfassungsmauer umgeben. Es besteht ein deutsches Post- und Telegraphenamt, ein neues Hotel mit sieben Fenstern Front, ein Pulvermagazin, eine Stunde von der Stadt. Die evangelische Mission mit zehn Zimmern und Betsaal besaß am Schlusse 1890 erst neun Zöglinge. Sie unterhält auch einen Tischler und einen Schmied. Bei derselben wird das von Sansibar hierher verlegte deutsche Hospital errichtet. In der katholischen Mission (aus Bayern) wirken Laienbrüder als Ziegler, Tischler, Schmiede, Gerber, Bäcker, Klempner, Glaser und Schuster. Sie besitzt zwei Gebäude, eines für Männer, das andre für Frauen. Besonders gut im stande sind die Reparaturwerkstätten der Schiffsabteilung, in denen alle Ausbesserungen vom Dampfkessel bis zur Büchse ausgeführt werden. Der Handel Dar-es-Salams ist nicht mit demjenigen von Bagamoyo zu vergleichen, bei dem die alten Karawanenstraßen münden. Von Wichtigkeit ist die Gewinnung des fossilen Kopalharzes im Hinterlande, das mit 50 Rupien das Frasilah verkauft wird. Dar-es-Salam gilt als die verhältnismäßig gesundeste Station an der deutsch-ostafrikanischen Küste.

— Die Entwickelung Bagamoyos. Bagamoyo war vor dem Aufstande der Araber gegen die Deutschen die verkehrs- und volkreichste Stadt der ganzen Suahelikusie gewesen. Nach der Niederwerfung des Aufstandes war es ein zerschossenes Nest, in dem nur wenige indische Kramläden sich befanden, und die heimische Negerbevölkerung fehlte. Im Hafen lag kaum ein Schiff. Seit der Frieden wieder an der Küste herrscht, zeigt der Ort ein ganz andres, zukunftsreiches Bild: Am Schlusse des Jahres 1890 besaß es bereits wieder über 20000 Einwohner, breite Straßen, Hunderte von kleinen Verkaufsläden. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft besitzt hier ein für afrikanische Verhältnisse elegantes Gebäude mit acht Wohnräumen, dabei große Lager- und Wirtschaftsgebäude; ferner ein Offizierskasino, ein deutsches Hospital und die französische Mission mit drei Vätern und acht Brüdern, welche 172 Knaben und 150 Mädchen unterrichten. Mit Erfolg haben die Patres die Vanille angepflanzt. Dicht bei Bagamoyo ist der Bau einer Anstalt für Aussätzige in Angriff genommen worden, zu der ein reicher Inder das nötige Geld hergab. Es ist nach einer Art Barackensystem angelegt; die Pflege der Kranken wird von der französischen Mission, die ärztliche Aufsicht von den Ärzten der deutschen Schutztruppe übernommen. Das Warenhaus der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist mit allen europäischen Erzeugnissen wohl versehen und zur Aufnahme der Karawanen ist ein Karawanserai im Bau begriffen, in welchem 10000 Träger Unterkunft finden können. Als Endpunkt der Karawanen ist Bagamoyo noch immer von hoher Bedeutung; zeitweise (April bis Juli) kommen dort über 35000 Menschen aus dem Innern an. Mit dem zum Hauptorte von Deutsch-Ostafrika erklärten Dar-es-Salam wird Bagamoyo durch eine Eisenbahn verbunden. Bagamoyo gilt als die ungesundeste der Stationen an der deutsch-ostafrikanischen Küste; es wird angenommen, daß die große Kingani-Ebene, welche sich im Innern im Halbkreise um den Ort ausdehnt, mit ihrem sumpfigen Untergrunde einen Fieberherd bildet.

— Das spanische Saharagebiet. Eine spanische Besatzung besitzt nur das am Rio Oro angelegte Blockhaus. Eine Zeitlang trug sich die spanische Regierung mit dem Gedanken, diese Garnison wieder aufzuheben, über die Vorstellung der geographischen Gesellschaften aber gab die Regierung diese Idee wieder auf und seitdem hat die Ausdehnung der spanischen Herrschaft gegen das Innere zu bedeutend zugenommen. Durch Verträge wurden der Sultan von Adrar, sowie die Scheichs der zwischen Adrar und Rio Oro und jener zwischen dem Kap Bojador und dem Wadi Draa wohnenden Stämme zur Anerkennung der spanischen Oberhoheit verpflichtet. Die beiden geographischen Gesellschaften Madrids, sowie die Presse Spaniens machen eine lebhafte Propaganda dafür, es möchte als Ostgrenze der spanischen Interessensphäre im Saharagebiete der Meridian von Timbuktu angenommen und dessen Anerkennung von Frankreich erwirkt werden.

— Der St. Josephs Distrikt des britischen Neu-Guinea. Der Administrator des britischen Neu-Guinea, Sir William Macgregor, bereiste den dortigen St. Joseph-Distrikt, welcher der Yule-Insel, in 8° 4' südl. Br. u. 146° 28' östl. von Gr. im Osten des Papua-Golfes, gegenüberliegt. Derselbe erstreckt sich von der Meeresküste aus nordwärts bis zu dem 50 bis 65 km entfernten Hochgebirge, ist gänzlich unbewaldet und auch nur an wenigen Stellen einer gelegentlichen Überschwemmung durch den St. Joseph-Fluß ausgesetzt. Wenn man den 4 bis 5 km breiten sandigen Meeresstrand außer Acht läßt, umfaßt der Distrikt ein Areal von ungefähr 500 qkm des vorzüglichsten Alluviums, auf welchem Zuckerrohr (von den Eingeborenen in verschiedenen Sorten angebaut), Mais, Thee, Kaffee, Vanille und selbst Kakao herrlich gedeihen, resp. gedeihen würden. Auch auf den dem Hochgebirge vorliegenden niedrigen Hügeln, mit mächtigen, zum großen Teile abgestorbenen Bäumen bestanden, setzt sich derselbe fruchtbare Boden für derartige Kulturen fort. Die gegen 10000 Köpfe starke Bevölkerung ist intelligent und in der Zivilisation weiter vorgeschritten, als bei andern Stämmen auf Neu-Guinea gewöhnlich der Fall ist. Die auf der Yule-Insel angesiedelte katholische Mission, mit einer Zweigniederlassung am St. Joseph-Flusse, hat dazu wesentlich beigetragen. Sie haben so ziemlich das ganze für ihre Ernährung nötige Areal unter Kultur gebracht, so daß für eine etwaige europäische Ansiedlung kein Raum ist. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, dessen Anordnungen strenge Folge zu leisten ist, und ihre besondere Wohnung. Nur die zwar heiratsfähigen, aber noch nicht verheirateten jungen Leute des Dorfes wohnen in gemeinschaftlichen Räumen beisammen und stehen unter der Aufsicht eines älteren Mannes. Am Morgen wird zunächst in den Gärten fleißig gearbeitet. Dann begiebt sich

der Mann, mit Keule und Speer bewaffnet und von seiner Frau begleitet, auf die Suche nach den für die nächsten 24 Stunden nötigen tierischen Lebensmitteln und nach Brennholz. Gegen 3 Uhr nachmittags kehren sie zurück, die Frau als Lastträgerin. Wenn im letzten Monate kein Todesfall vorgekommen, versammelt sich die Gemeinde des Dorfes am Abende auf einem offenen Platze und vergnügt sich mit Tanz. Gold existiert im Distrikte nicht, es könnte nur in Quarzfelsen oder in den Thälern des Hochgebirges gefunden worden.

Greffrath.

— Die Einwanderung auf dem Seewege in die sieben australischen Kolonieen im Jahre 1889 belief sich insgesamt auf 285300, die Auswanderung auf 183612, so daß den Kolonieen ein Zuwachs in ihrer Bevölkerung von 81688 verblieb. Der größte Zuwachs fiel auf Neu-Süd-Wales mit 20640, auf Queensland mit 10926, auf Viktoria mit 10164 und auf Tasmanien mit 2672, während die Zunahme für Westaustralien nur 578, für Südaustralien 494 für Neu-Seeland 214 Personen betrug. —th.

— Schädliche Winde auf Sardinien. Auf meiner Reise von Sassari nach Alghero habe ich mich von den schädlichen Einflüssen überzeugen können, welche hier die Nordwinde auf die Pflanzenwelt ausüben. Sie wehen ungemein stark und andauernd. Auf jenem Teile des Weges, der sich dem Meere nähert, sah ich in höheren Lagen vereinzelte Bäume, deren Zweige infolge der Winde alle wagerecht nach Süden zu gebogen waren und, wie der Schweif eines Kometen, vom Stamme abstanden; das Wachstum der Bäume ist gehindert, ihr ganzes Aussehen ein kümmerliches. Demselben Einflusse dieser Winde ist es zuzuschreiben, daß hier andre Bäume, wie die Orangen und Zitronen, nicht gedeihen und da, wo sie unmittelbar dem Einflusse der Nordwinde ausgesetzt sind, zu Grunde gehen. Wo aber diese Bäume durch Mauern geschützt werden oder an Südabhängen von Bergen wachsen, wie z. B. in Sarrabus und in Milis, da gedeihen sie prächtig und geben Früchte, welche süßer als die Orangen von Mentone oder Sorrent sind. Diese Nordwinde bewirken eine derartige Abkühlung der Atmosphäre Sardiniens, daß die Vegetation hier ungefähr vierzehn Tage gegenüber andern Gegenden derselben Breite zurück ist. Trotzdem habe ich Ende Januar in Sassari, also im Norden der Insel, die Mandelbäume in voller Blüte gefunden. Wenn der Rückstand der Pflanzenentwickelung hier nicht größer ist, so muß dieses der Heiterkeit und Klarheit des Himmels zugeschrieben werden, welche die erkältenden Wirkungen der Nordwinde abschwächen. De la Marmora hat daher aus diesen Gründen auch Sardinien unter die Länder mit gemäßigtem Klima gerechnet. Er sagt, daß im Dezember und Januar die Temperatur sehr milde, der Himmel heiter, die Atmosphäre trocken ist, da es selten regnet. Der Februar ist unbeständig und es regnet viel; nach ihm ist dieses die unangenehmste Zeit des Jahres. Der März ist verhältnismäßig kälter als die vorhergehenden Monate. Im April herrschen die Nordwinde, welche stets den Fortschritt der Vegetation hindern. Es folgt nun die heiße Zeit. Von Mitte Juli bis Ende August brennt eine heiße Sonne, welche die Ebene verdorrt und im Süden der Insel die Campidani mit dichten Dünsten erfüllt. Im Oktober bringen häufige Südwestwinde Regen und Frische.

Ich habe während zweier Wintermonate in Sardinien fortdauernd heiteres Wetter und milde Temperatur gefunden. Leider kann ich mich über die meteorologischen Verhältnisse der Insel nicht näher verbreiten, da, so viel ich weis, regelmäßige Beobachtungen aus verschiedenen Teilen derselben fehlen. Drei Viertel der Insel zeigen eine wunderbare, nur wenig ausgenutzte Fruchtbarkeit. Die Dattelpalme, die Zwergpalme, die Opuntia, die amerikanische Agave, der Johannisbrotbaum, die Jujuba, die Kapper, Myrte, der Granatapfel, die Feige gedeihen prachtvoll. Viele mitteleuropäische Gewächse entwickeln sich hier in einer staunenerregenden Weise, so daß man sie kaum wieder erkennt. Ich erwähne statt vieler nur eine Pflanze, die hier ein ganz anderes Ansehen gewinnt, es ist dieses der Schierling. In Asinara treibt derselbe bis 3 m hohe Stengel; ich habe einen gemessen, der am Boden 40 cm Umfang hatte. Man bereitet dort sehr feste und leichte Stühle aus diesen Stengeln.

Dr. Ermeling.

— Die Regierung in Tibet. Ganz allgemein ist bei uns der Irrtum verbreitet, die Regierung Tibets sei eine theokratische. Das ist jedoch, wie einer der besten Kenner des Landes, Abbé Desgodins zeigt (Bull. soc. de géogr. 1890, 266), durchaus falsch. Abgesehen vom Dalaï-Lama, der durch Schenkung des ersten Mandschukaisers von China der einzige „Eigentümer" des Landes ist und abgesehen vom Könige oder Regenten, der erst seit etwa 60 Jahren auch ein Lama ist, besteht die ganze Regierung Tibets aus Laien, Zivilisten, von den vier Kaluns oder Staatsministern angefangen. Jedes Mitglied der Zentralregierung muß ein Diplom vom chinesischen Kaiser haben, ehe es seine Thätigkeit ausüben darf. Die ganze Verwaltung der Provinzen ist in den Händen von Laien. — In der Hauptstadt Lhassa besteht sogar noch eine chinesische Nebenregierung, vertreten durch drei Mandschugesandte, die von Peking ausgesendet sind, um die tibetanische Regierung namentlich in ihren auswärtigen Beziehungen zu überwachen. Der Dalaï-Lama, der König, die Minister, sie alle dürfen nicht unmittelbar an den chinesischen Kaiser schreiben, sondern müssen ihre Schriften durch die chinesische Gesandtschaft gehen lassen. Letztere hat zu ihrer Verfügung 4000 Soldaten, die durch ganz Tibet verteilt sind; in Lhassa stehen nur 500 Mann.

— Der Haushund im Königreich Assinie an der Goldküste gleicht nach Reichenbach am meisten dem englischen Foxterrier, nur sind seine Gliedmaßen feiner und er trägt die Ohren aufrecht. Reichenbach hat mehrere dieser Hunde, die er völlig übereinstimmend mit jenen am Gabon fand, für die Jagd abgerichtet und war sehr zufrieden mit denselben. Namentlich war ihr Geruchsinn außerordentlich scharf entwickelt. Weder Thau noch Hitze hinderten sie daran, stundenlang die Spur von Antilopen, Gazellen oder Stachelschweinen zu verfolgen. Dabei sind sie von unvergleichlichem Mute; die Übereinstimmung mit dem Hunde der Pahouins am Gabon ist eine vollständige und dieses Volk richtet ihn zur Jagd ab. Der Hund greift Stachelschweine und Leoparden an und beißt sich fest, bei letzterem Wilde jedoch oft mit schlechtem Erfolge. (Bull. soc. geogr. 1890, 338.)

— Ein Denkmal für den hervorragenden englischen Entdeckungsreisenden und Orientalisten Sir Richard Burton, welcher als britischer Generalkonsul zu Triest 1890 starb, soll auf dem Mortlake Friedhofe in London, wo er begraben liegt, errichtet werden.

— Der Theebau auf Ceylon verdrängt dort mehr und mehr den Anbau des Kaffees und nimmt in einem großartigen Maßstabe von Jahr zu Jahr wachsend zu. Der erste Thee, nur 282 Pfund, wurde im Jahre 1875 nach England verschifft. Im Jahre 1889 betrug die Theeausfuhr bereits 34346432 Pfund.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 10.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Bonvalots Reise nach Tibet und quer durch Asien 1889—90.

Entdeckung innerasiatischer Vulkane.

Unter den Reisen, welche in der Neuzeit in Asien ausgeführt worden sind, nimmt einen der hervorragendsten Plätze diejenige Gabriel Bonvalots und des Prinzen Heinrich von Orléans (geboren 1867) ein. Ihr Ziel war die von vielen Reisenden umworbene, aber seit langem unzugängige Hauptstadt des verschlossenen Reichs Tibet, Lhassa, die sie allerdings nicht erreichten, der sie aber ganz nahe kamen. Indessen war ihre Reise, die von Nordost nach



Prinz Heinrich von Orléans.



Gabriel Banvalot.

Südost quer durch ganz Asien führte, für die Wissenschaft von der höchsten Bedeutung, da sie teilweise durch neue, noch nie von Europäern besuchte Strecken führte. Namentlich ist jener Teil derselben von Belang, welcher vom Lobnor, dem asiatischen Zentralbecken, mitten im härtesten Winter von 1889—90 durch eine völlig menschenleere entsetzliche Wüstenei nach dem Tengri-See führte, der nur bisher durch den indischen Panditen Nain-Singh uns bekannt war und von da bis fast vor die Thore Lhassas. Auch die Reise von hier bis zu der chinesischen Stadt Batang führte noch über jungfräulichen Boden.

Mit Recht sind die gegen Ende des Jahres 1890 zurück-

gekehrten kühnen Reisenden in Paris glänzend empfangen worden; sie verdienen unser Mitgefühl wegen der ausgestandenen Gefahren und Leiden, aber ebenso unsere Anerkennung bezüglich des für die Wissenschaft geleisteten. Ein vorläufiger, aber sehr belangreicher Bericht Bonvalots, erschienen mit (provisorischer) Karte und Abbildungen in einer Beilage zu der Zeitschrift Le Temps (Januar 1891) setzt uns in den Stand, schon jetzt die wichtigsten Ergebnisse und den Verlauf der Reise unsern Lesern mitzuteilen.

Die Kosten der Reise trug der Herzog von Chartres, der Vater des jungen Prinzen Heinrich von Orléans; die Führung hatte der erfahrene Gabriel Bonvalot, dessen Reisen in Afghanistan und Mittelasien ihn bereits bekannt gemacht hatten. Am 6. Juli 1889 wurde Paris verlassen, in Moskau ein großer Teil der Ausrüstung besorgt und dann ging es über den Ural nach Omsk und weiter nach dem russischen Grenzorte Tscharkent an der chinesischen Grenze, wo die Karawane organisiert wurde. Es verursachte dieses große Schwierigkeiten, allein hier schloß sich ein früherer Reisegefährte Bonvalots, der Usbege Rachmed, ihnen an, ein Mann, der später von großem Nutzen wurde. In Kuldscha, dem ersten chinesischen Orte, trat noch der belgische Missionar de Deken zu ihnen, ein lange dort ansässiger, das Chinesische vollkommen sprechender Mann; auch dessen christianisierter chinesischer Diener Bartholomäus zog mit. Dazu kam ein ehemaliger Genosse Prschewalskis, Abdullah, der chinesisch und mongolisch redete und als Dolmetsch angeworben wurde. Das war, außer Dienern und Trägern, der Hauptstock der Karawane. Einen chinesischen Paß hatten sich die Reisenden absichtlich nicht verschafft; denn, sagt Bonvalot mit Recht, wußte man in Peking um unsere Reise, so fand man auch Mittel sie zu vereiteln und uns von dem unmittelbaren Vordringen auf dem südlichen Wege nach Tibet abzuhalten und auf die östlichen Wege nach Tsaidam zu drängen, wo wir auf bekannte Gegenden gestoßen wären, auf die von Prschewalski, Richthofen, Szecheny erforschten Teile Chinas.

Auf gewöhnlichem Wege wurde der Tian-Schan überstiegen; es war diese immerhin schwierige Aufgabe, die unter strömendem Regen und bei heulendem Sturme vor sich ging, eine Vorbereitung für das folgende, weit schlimmere und gefährlichere Reisen. Es begann das Zeltleben, das Trinken von zahllosen Tassen Thee, der Genuß von oft ranzigem Hammelfleisch. Dazu der gewaltige Temperaturwechsel, denn im Thale des Kunges hatte man Temperaturen von + 40° C. im Schatten und im Hochthale des Julduz solche von — 20° C. während der Nacht.

In Korla, jenseit des Tian-Schan unter dem 42. Breitengrade gelegen, versuchten die Chinesen die Karawane aufzuhalten und zurückzuschicken. Die Franzosen kümmerten sich aber nicht darum und besorgten hier ihre letzte Reiseausrüstung, namentlich die Anschaffung von reichlichen, aber sehr einfachen Lebensmitteln, denn sie wußten, daß sie Einöden zu durchkreuzen hatten — und das zur Winterszeit! — in denen durchaus nichts zu erhalten war. Reis, Brot, Mehl, Salz, 6000 Pfund Gerste, lebende Schafe, das waren die hauptsächlichen Lebensmittel.

Am 10. Oktober 1889 konnte Bonvalot Korla verlassen und nun verfolgte er einen fast stets südlich gehaltenen Weg, der ihn direkt auf Lhassa zuführte. Um den Kontsché-Darja zu überschreiten, wurden von den Eingeborenen aus Pappelstämmen schnell zwei Flöße gebaut, auf denen alles glücklich ans jenseitige Ufer gelangte. Entlang dem Tarimflusse, der in den Lobsee mündet und der gerade große Überschwemmungen verursacht hatte, ging es weiter durch eine Landschaft mit hungerleidenden Bewohnern. Tschartalyk im Westen des Lobsees war das letzte Dorf, das die Franzosen auf ihrem Wege nach Süden berührten. Hier wurden noch Briefe nach der Heimat gesandt und desgleichen die bislang gemachten Sammlungen; darauf ging es in die große unbekannte Wüste, denn nur noch ein verhältnismäßig kurzes Stück vermochten die Reisenden Wegen zu folgen, die vor ihnen Prschewalski und der Engländer A. D. Carey (vergl. Proceedings Roy. Geogr. Soc. 1887) gewandelt waren. Einige Eingeborene vom Lob-Nor, die als Jäger und Goldsucher mit dem Lande vertraut waren und später sich sehr nützlich erwiesen, wurden angeworben, und nun zog man weiter, trotzdem die Leute erklärten, nicht ins Unbekannte mit folgen zu wollen und ungeheuerliche Schilderungen von den bevorstehenden Gefahren entwarfen.

Am 17. November brach die Karawane von Tschartalyk auf. Es begann sehr kalt zu werden und alle hatten ihre Pelze angelegt, dabei kamen Temperaturunterschiede von 50° C. vor; — 16° C. in der Nacht, dagegen Mittags + 34° C. in der Sonne. Am folgenden Tage erblickten sie die hohen Berge des Altyn-Dagh. Jenseits, so sagte einer der landeskundigen Begleiter, beginnt das „Land der Eiswinde“. Damit waren die tibetanischen Hochebenen gut gekennzeichnet. Unter großen Schwierigkeiten wurde am 23. November der „Sandpaß“ überschritten, wobei bereits die Bergkrankheit sich mit Kopfschmerz, Erbrechen und Ohrensausen bemerkbar machte. Am 27. November wurde die Sache noch schlimmer, denn nun gelangte man an den „Steinpaß“, der bereits 5000 m hoch liegt, wo man die Kamele wegen der großen Steilheit abladen und das Gepäck streckenweise tragen mußte. Nasenbluten trat ein, die Leute warfen sich nieder und wollten nicht weiter, dazu kein Tropfen Wasser, kein Strauch. Und weiterhin sahen die Begleiter nichts als hohes schneebedecktes Gebirge. Alles fluchte in türkischer oder chinesischer Sprache und war nahe daran, weitere Dienste zu versagen.

Ein Thal folgte dem andern, eine Höhe, ein Paß dem andern. Alles kahl, eisig, ohne Menschen und Pflanzenwuchs, nur einige Bergschafe (Ovis spec.), ein paar Kulans (wilde Pferde), Raben und ein Flug langschwänziger Rebhühner wurden beobachtet. Am 4. Dezember 1889 lagerte man an dem kleinen Salzsee Usun-Tschur, wo die Franzosen zu ihrem Erstaunen Menschen bemerkten, die bei einem Gestrüpp Feuer anmachten; es waren traurig aussehende zerrissene Gesellen, die sich seit zwei Wochen von Fleisch nährten, das sie vor dem Genusse auftauen mußten, Jäger, die vom Lob-Nor in diese Einöden gekommen waren.

Aber noch eine andre, wichtigere Begegnung machten hier die Reisenden, die ihnen den Beweis lieferte, daß sie sich auf dem richtigen Wege befanden. Sie kamen an einer Kalmückenkarawane vorüber, bei der sich in einem Tragsessel ein verschleiertes Lama befand — es waren Pilger, die von Lhassa zurückkehrten, und der Zustand der Füße ihrer Kamele bewies, daß der Weg dahin nicht ganz schlecht sein konnte. Es galt nun, den Spuren derselben in entgegengesetzter Richtung zu folgen, jede Fußtapfe, jedes Häuflein Mist mußte nun beachtet werden, der Blick war weitmehr auf dem Boden, als geradeaus gerichtet. Die südliche Route war nun betreten und sie führte auch die Franzosen bis dicht vor Lhassa hin.

Freilich, ein Teil der Begleiter, denen die Sache zu gefährlich erschien, machte noch hier kehrt, mit dem Reste aber begann frohen Mutes, wiewohl der bevorstehenden Gefahren sich wohl bewußt, Bonvalot den Eintritt in die eisigen Hochebenen Tibets. Das nächste Ziel war der von Prschewalski und Carey erwähnte „See, der nie zufriert“. Eine vollständige Wüstenei ohne Wasser und Pflanzenwuchs nahm die Reisenden auf, die bei heftigem Winde und — 20° C. viel zu leiden hatten. Indessen, die

Lasttiere und Begleiter waren in gutem Zustande und Lebensmittel für 5 bis 6 Monate vorhanden, so daß man sich wohl in die Wüste wagen konnte.

Beim Eintritt in diese Wüstenei am 12. Dezember hatten die Reisenden einen wenig ermutigenden Anblick. Beim Überschreiten eines Eisbandes, das ihnen den Weg sperrte, sahen sie die Kadaver von Kamelen und aus dem Eise selbst herausragend die Rücken von Kamelen, die hier mit ihren Führern ertrunken waren. Der Arm eines Kalmücken ragte gefroren heraus, als wollte er damit gegen den Himmel drohen!

Nur mühsam konnte man bis zum 31. Dezember die Spuren der Karawanenstraße verfolgen, da sie oft auf Kilometer hin verschwanden; doch an Stellen, die vor dem Winde geschützt waren, entdeckte man sie wieder. Wo früher Karawanen gelagert hatten, da schlugen auch die Franzosen ihr Lager auf und machten, nach Landessitte, Gebrauch von dem Argol, d. h. dem trocknen Miste der Karawanentiere, der in diesen holzleeren Einöden als Brennstoff dient. Namentlich der Mist der Yakrinder ist hierzu geeignet. Abwechselung gewährte hier und da das Auftreten von Rudeln der Orongoantilope, von anderen Tieren bemerkte man Kulane (Wildpferde), einige Ratten, selten einen Wolf oder Fuchs. Raben nährten sich von den Eingeweiden der von den Reisenden geschlachteten Schafe.

Mit 36 Kamelen, 20 Pferden und 14 Menschen trat am 10. Dezember 1889 die Karawane in die „große Einöde“ ein. Ihre Lagerstätten befanden sich nun meist in 4000 und 4500 m Höhe, einmal auch in 5000 m — also höher als der Montblanc. Daß dabei die Bergkrankheit herrschte, ist natürlich. Wie mit gebrochenen Knieen, sich übergebend, mit Nasenbluten, Ohrensausen, Kopfschmerzen schwankten die Reisenden durch die Gebirgswelt dahin und gegen Ende des Monats waren die Kamele und Pferde kaum noch brauchbar. Ohne Unterlaß blies mit furchtbarer Gewalt von früh bis abends der eisige Nordwest. Nachts hatte man Minima von — 25° bis — 33° C.; tagsüber hob sich das Thermometer bis — 13° C. „Während eines Sturmes, der 48 Stunden andauerte, schreibt Bonvalot, hatte wir ein Minimum von — 29° C. und das in einer Höhe von 5000 m, c'est du quoi tuer hommes et bêtes.“

Am 22. Dezember fiel das erste Pferd; ein Kameltreiber fiel besinnungslos hin, die Pferde hatten sieben Tage lang nicht getrunken und nur Eis gekaut oder Schnee geleckt. Man schickte sie nach einer entfernten Quelle und dabei verirrte sich der Ösbege Rachmed, der 30 Stunden ohne Nahrung in der Wüstenei umherlief. Am 23. Dezember starb der Kameltreiber Niaz, welcher der Bergkrankheit erlag; in einer Höhe von 5000 m wurde er unter Steinen begraben. Der Weihnachtstag wurde bei — 33° C. Kälte und einem Stückchen trocknen holländischen Käses gefeiert.

Das neue Jahr 1891 brach heran; man hatte bei fürchterlichen Sandstürmen in den letzten Tagen keinerlei Spuren der „Straße“ mehr gesehen und Bonvalot entschloß sich nun, nur nach dem Kompasse zu reisen; man suchte nicht mehr nach Spuren und nach Mist, sondern verließ sich im ganzen Verlauf des Januar auf den Kompaß, einfach der südlichen Richtung folgend. Eine Bergkette folgte der andern, ein Querthal auf das andere wurde durchschritten, umgangen, auf- und abwärts, oft mit Enttäuschungen, in wüster, menschenleerer, vorher niemals von Europäern begangener Gegend, deren geographische Aufnahme dabei erfolgte und deren Niederlegung in den Karten von hoher Bedeutung ist.

Es nahte jetzt eine sehr wichtige, für die Geologie und Geographie höchst schätzbare Entdeckung. Die Franzosen bemerkten Laven auf der Steppe. Die erloschenen innerasiatischen Vulkane, von denen (seit Humboldt) oft die Rede war, in Entfernungen vom Meere, wie kein andrer Vulkan der Erde, lagen vor den Reisenden. Sie nannten den einen Vulkan Reclus, den andren Vulkan Ruysbroek, nach dem berühmten mittelalterlichen vlämischen Reisenden. Im Angesicht der Vulkane gefror am 6. Januar das Quecksilber.

Etwas mehr als durch Bonvalot erfahren wir aus einer Mitteilung des Prinzen Heinrich (La Nature, 7. Februar 1891) über diese Vulkane. Die Laven hatte man bereits am 22. Dezember mit Erstaunen wahrgenommen und dann den vereinzelt dastehenden Vulkan Reclus entdeckt. „Weiterhin, heißt es dann, sahen wir bis zum 20. Januar Vulkane. Die Laven sind sehr häufig. Einzelne Blöcke haben einen Gehalt von 2 cbm. Besonders ist mir eine kleine Vulkangruppe aufgefallen, welche jenen der Auvergne gleicht; sie sind trichterförmig und haben einen kleinen Kegel in der Mitte. Am 18. Januar fand ich in dem hohen Dupleixgebirge fossile Muscheln (appartenant à des terrains fort anciens, tertiaires setzt Prinz Heinrich hinzu) in 5800 m Höhe. In dieser Gegend sind die heißen, oft schwefligen Quellen, die gefrorenen Geysir zahlreich.“ Erst wenn die volle Beschreibung dieser meerfernen Vulkane vorliegt, werden wir die ganze Wichtigkeit der Entdeckung ermessen können, die mit der Theorie, daß die Eruptionen an die Nähe des Meeres geknüpft seien, im Widerspruch steht. Die meisten der bisher bekannten Vulkane liegen auf Inseln oder an Festlandsrändern; nirgends aber auch nur annähernd so weit vom Meere entfernt wie die neuen innerasiatischen Vulkane.

Allmählich verloren die Pferde ihre Kraft; man mußte absteigen und zu Fuße gehen. Am 8. Januar erreichte man einen großen, mindestens 70 bis 80 km langen und 20 km breiten See, der See Montcalm benannt wurde.

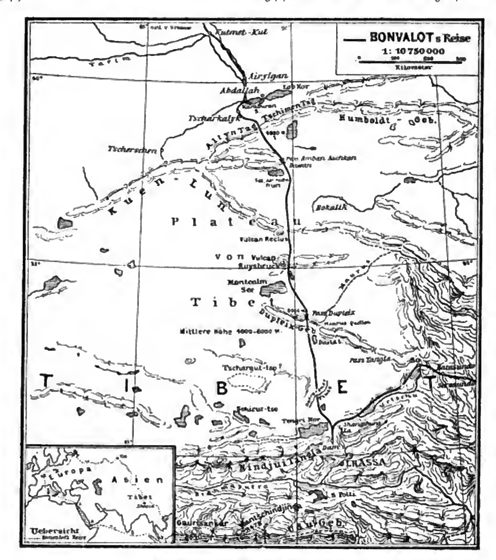
Am 13. und 14. Januar 1890 lagerten die Reisenden in 5500 m Höhe. Ringsum war die Gegend vulkanisch, mit Lava bedeckt. Das Lager befand sich am Fuße eines 8000 m hohen Berges. Am folgenden Tage wurde ein 6000 m hoher Paß überschritten, in dessen Westen sich ein ungeheurer Gletscher ausdehnt und hinter dem ungeheure Bergriesen sich erhoben. „Wir sind inmitten des höchsten Gebirges, das wir gesehen haben; es ist weiß von Schnee und Eis und wir nennen es Dupleix-Gebirge.“ Am Fuße dieses Gebirges und in dessen Felsen, in ganz bedeutender, aber nicht angegebener Höhe, wurden Affen entdeckt, die Prinz Heinrich (La Nature, 7. Februar 1891) als grau, langhaarig und mit kurzem Schwanze beschreibt. Nur an dieser einen Stelle wurde dieser Affe gefunden.

Auf gefrorenen Flußläufen oder „wachsartigem“ Eis vorschreitend, stets möglichst nach Süden zu, glaubt Bonvalot sich im Gebiete der Quellflüsse des Jang-tse-Kiang befunden zu haben. Am 18. Januar bemerkte man Wölfe, Füchse und, in 5500 m Höhe, Spuren eines Sommerlagers. Das hob sofort den Mut, denn man wußte nun, daß man sich wieder bewohnten Gegenden näherte. Am folgenden Tage kam man an heißen, wenig salzigen Quellen vorbei und sah gefrorene Geysir; wilde Yaks kreuzten den Pfad; es schneite und die Temperatur wies noch immer Minima von — 30° C. auf.

Um diese Zeit waren die Begleiter der Franzosen rein „menschentoll“ geworden. Alles sehnte sich nach dem langen Zuge durch die Einöde danach, wieder einen Menschen zu erblicken, gleichviel ob Feind oder Freund. Man spähte fortwährend danach aus und als eines Tages ein Kameltreiber ein Seil fand, das anders gedreht war als die seinigen, da war die Freude groß und man sah die „Südmenschen“ bereits im Geiste. Die Menschentollheit wuchs. Endlich,

gegen Ende des Januar, wurden die Spuren von Lagern und Herden immer häufiger. Die Tibetaner mußten bald erscheinen. Unterdessen marschierte man über Berg und Thal weiter; einem alten Kirgisen erfroren die Füße. Am 27. Januar entdeckte man einen fließenden Bach, an dessen Ufern vom Vieh ausgetretene Pfade hinliefen und mageres Kraut zeigte sich am Abhange der Berge. Das alles machte den Eindruck des Paradieses auf die aus der menschenleeren Wüstenei kommenden Reisenden. Im Bache schwammen sogar Fische!

Die Lagerstätten mehrten sich, man war auf dem richtigen Wege nach Lhassa und am 30. Januar erscholl plötzlich aus allen Kehlen der Ruf: Ein Mensch! Ein Mensch! Liebenswürdige Aufnahme, Thee, Zucker, Brot — alles stand für ihn in Bereitschaft. Aber was für ein Mensch war dieses erste Exemplar eines Tibetaners, der den Reisenden entgegentrat! Klein, mager, häßlich, bartlos, mit langen, in Strähnen herabfallenden Haaren, mit winzigen Augen, bewaffnet mit einer Luntenflinte — so wird er geschildert. Er war über die bärtigen fremden Leute nicht



Bonvalots Reise vom Lob-Nor bis Lhassa.
Nach einer vorläufigen Karte des Prinzen Heinrich von Orléans.

minder erstaunt, als diese über ihn. Revolver, Flinten, der weiße Zucker, den man ihm darbot, alles war ihm fremd. Gewaschen hatte sich dieser Tibetaner seit seiner Geburt nicht und seine Achtung vor den Fremdlingen bewies er durch das Herausstrecken seiner gewaltig großen Zunge. Der brave Mann verstand weder chinesisch noch mongolisch und da die Kenntnis des tibetanischen bei dem Franzosen gering war, so beschränkte sich die Unterhaltung meistens auf die Zeichensprache. Aber man hatte doch einen lebendigen Tibetaner in Händen: Und bald zeigten sich davon noch mehr, die im Besitze von Schafen waren. So eröffnete sich denn auch die Aussicht auf Fleischgenuß und da in jener Gegend noch der Barrenverkehr herrscht, so konnte man gegen ein Stück Silber Fleisch erhalten.

Die neuen Ankömmlinge versuchten die Reisenden von der bisher verfolgten Straße nach Südwest abzulenken unter dem Vorgeben, daß dort bessere Weide zu finden sei; jene aber beharrten auf der Fortsetzung der mit Glück betretenen südlichen Straße und schritten damit immer mehr in bewohnte Gegenden vor. Reiter auf kleinen Ponies erschienen

und am 2. Februar sah sich die Karawane von beobachtenden Reitern umschwärmt, die gelegentlich ihre Flinten abschossen. Am 5. Februar endlich zeigte sich ein Häuptling, der in der liebenswürdigsten Weise die Reisenden aufforderte, nicht weiter vorzugehen; man verhandelte in mongolischer Sprache. Natürlich kümmerten sich die Franzosen um den Wunsch des Häuptlings nicht und als man ihnen den Ankauf von Pferden verweigerte, die sie zum Ersatze ihrer abgetriebenen Tiere dringend gebrauchten, nahmen sie dieselben mit Gewalt.

Der 13. Februar wurde wieder durch den Tod eines der Kameltreiber bezeichnet, dann aber durch die Entdeckung des großen Sees Namtso; dieser große See ist im Osten von Gebirgen umgeben; im Süden erheben sich die schneebedeckten Häupter des Nindjui-Tangla. Es ist dieses derselbe See, der auf unsern Karten als Tengri-Nor verzeichnet steht und von dem berühmten indischen Panditen Nain-Singh erforscht wurde. Von hier aus drangen die Franzosen noch zwei Tagemärsche weiter nach Süden vor, stets bedroht von den Tibetanern, die sie vom Vordringen auf das nahe Lhassa abhalten wollten. Drei- bis vierhundert mit Lanzen, Säbeln und Luntenflinten bewaffnete Reiter umschwärmten sie drohend und am 17. Februar 1890 waren sie endlich genötigt Halt zu machen und Unterhandlungen zu beginnen. Am 17. November 1889 waren sie in die große Wüstenei eingetreten und bis zu dieser Haltestelle hatten sie etwa 1400 km im Winter durchreist; jetzt waren sämtliche Pferde gefallen, die Kamele ganz unbrauchbar, um Lasten zu tragen: unter den Leuten konnten höchstens sieben oder acht noch gehen. Man begreift es, daß die Reisenden den Tibetanern nicht länger widerstehen konnten und sich auf Unterhandlungen einlassen mußten. Diese dauerten vom 17. Februar bis zum 5. April und endigten damit, daß die Franzosen Lhassa nicht betreten, sondern nach Osten abschwenken mußten; man hatte sie für Russen gehalten und es gelang nur schwer, die Tibetaner von dem Dasein eines französischen Volkes zu überzeugen.

Der letzte große Abschnitt der wichtigen Reise begann nun, jener von Lhassa nach Batang im westlichen China. Nicht auf der durch Missionare (Huc und Gabet) bekannten Straße, sondern auf einem ganz neuen Wege, der durch viele feindselige wilde Völkerschaften führte, bahnten sich die Franzosen ihren Weg, der abermals 1500 km lang durch bisher nicht von Europäern beschrittenes durchweg gebirgiges Land führte.

Was die Bewohner in diesen tibetanisch-chinesischen Grenzgebieten betrifft, die ethnographisch zu den unbekanntesten, aber auch belangreichsten Stämmen Innerasiens gehören, so erfahren wir einiges über dieselben aus den Schilderungen, die Prinz Heinrich von Orléans in der Revue des Deux Mondes (1. Februar 1891) veröffentlicht hat. Alle die verschiedenen Stämme gleichen sich in bezug auf das Äußere und die Kleidung. Alle tragen Schuhe von farbiger Wolle mit Ledersohlen und einen großen Mantel aus Schaf-Fell oder grober Wolle als einziges Kleidungsstück. Sie schnüren ihn über den Hüften ein und gebrauchen den obern Teil als eine Art Vorratssack für Nahrungsmittel. Oft entblößen sie den rechten Arm und die Schulter; in ihren Bewegungen zeigen sie eine große Zierlichkeit. Unter den Männern sieht man sehr schöne Gestalten mit feinen Zügen, mit echt griechischem Profil, so daß sie einem Bildhauer als Modell dienen könnten. Die Weiber sind häßlicher; ihr breites rundes Gesicht und ihre Brust scheinen nur ein grober Entwurf zu sein; man glaubt, diese seien nur mit ein paar Messerschnitten, ohne jede feinere Verarbeitung, aus dem vollen Fleische geschnitzt. Dieser Unterschied zwischen Männern und Frauen erklärt sich dadurch, daß die letzteren alle groben Arbeiten verrichten müssen, die Männer aber nichts thun.

In Tatsien Lu trafen die Reisenden wieder (24. Juni) die ersten Europäer, hier ansässige französische Missionare, bei denen sie vortrefflich aufgenommen wurden, und von wo sie am 28. Juni wieder nach der Provinz Setschuan aufbrachen. Hier und in Yünnan befanden sie sich auf bekanntem Boden. Den Roten Fluß abwärts fahrend, wurde am 28. September 1890 Hanoi, die Hauptstadt der französischen Kolonie Tongking, erreicht und von hier auf dem Seewege über Suez die Heimreise angetreten. Die äußerst fruchtbare und schneidig durchgeführte Reise hat im ganzen 15 Monate gedauert und dem Führer derselben, G. Bonvalot, die wohlverdiente große goldene Denkmünze der geographischen Gesellschaft in Paris eingetragen.

Hier hat nur eine vorläufige Übersicht derselben gegeben werden können — die näheren geographischen Ergebnisse stehen noch aus.

Nachträge zur Karte der niederdeutschen Sprache.

Infolge der Veröffentlichung der Karte in Nr. 2 des „Globus", welche die Südgrenze der niederdeutschen Sprache darstellt, hat der Herausgeber verschiedene Zuschriften erhalten. Namentlich ist auch die nach Haushalters Erkundigungen in der Mark Brandenburg eingezeichnete Grenze, welche das Gebiet im weiten Umkreise von Berlin vom Niederdeutschen ausschließt, angegriffen und dieses dem Hochdeutschen zugewiesene Gebiet als noch vorherrschend niederdeutsch beansprucht worden; allein ohne daß von Seiten des kompetenten Kritikers etwas positives an die Stelle gesetzt werden konnte. Es ist daher die Aufklärung über die Sprachgrenze in der Mark Brandenburg dringend zu wünschen; der Herausgeber würde sich freuen, wenn er von dort aus Zuschriften erhielte, welche auf Grundlage der Sprachkenntnis uns über die Sprachgrenze aufklärten.

Thatsächliche wertvolle Berichtigungen erhielt der Herausgeber von zwei Seiten und diese gelangen hiermit zum Abdruck.

1. Die niederdeutsche Sprache in Französisch-Flandern und die Sprachgrenze in Belgien.

Von Johan Winkler. Haarlem.

Ungefähr seit dem Jahre 1870, als ich mein Werk „Algemeen Nederduitsch en Friesch Dialecticon" schrieb, und seit 1874, als dasselbe erschien, hat sich in Französisch-Flandern bezüglich der vlamischen Sprache sehr viel verändert und verbessert. Die vlamische Sprache ist da wieder vorwärts gegangen und mehr zu Ehren gelangt. Dieselbe hat sich mehr ausgebreitet, auch in Strichen, wo sie um die Mitte unsres Jahrhunderts schon ganz vertrieben schien, obgleich sie daselbst die eigentliche Volkssprache gewesen war. So ist es gekommen, daß man jetzt wieder vor den Thoren der Stadt Kales (Calais) vlamisch kann sprechen hören (wo ja auch die Fischerbevölkerung vor Alters ausschließlich vlamisch war), und daß seit 1881 in der katholischen Kirche daselbst zeitweilig wieder in vlamischer Sprache gepredigt

wird. Sie können ruhig die gestrichelte Grenzlinie in Ihrer Karte als die feste, abschattierte Hauptlinie ziehen. Die gestrichelte Linie können Sie weiter westlich verlegen von Kales (Calais) auf St. Omaars (St. Omer). Weiter östlich fallen Waasten (Warneton) und Komen (Comines) noch ganz ins niederdeutsche Sprachgebiet und kann die gestrichelte Linie bis Armentiers (Armentières), ja fast bis Rijssel (Lille) laufen.

Meine Kenntnis von den Sprachzuständen in Französisch-Flandern hat sich sehr vermehrt, seit ich dasselbe bereist und aufmerksame Umschau hielt, wie Sie (der Herausgeber des Globus) dieses auch gethan haben, nach Ihrer Mitteilung „Die Völkergrenzen in Frankreich“ („Globus“ XXXVI, 26) zu schließen. Doch das Ergebnis meiner Untersuchung war ein ganz andres als das Ihrige. Sie haben dort nicht viel vlamisch mehr gehört, u. a. zu Hazebrock nicht. Doch spricht dort noch jedermann vlamisch, ebenso in Dünkirchen, Bergen, Kassel, Belle u. s. w. Ach! Man hat mit Ihnen, als einem Deutschen, mit dem man glaubte kein Vlamisch sprechen zu können, einfach französisch geredet und so haben Sie dort einen falschen Eindruck empfangen.

Alles, was in Französisch-Flandern — auch im Arrondissement Rijssel, d. i. Lille, in Halewijn (Halnin) u. s. w. — seit 1870 auf sprachlichem Gebiete sich verändert hat, und alles, was ich selbst dort beobachtet, gefunden und gehört habe, finden Sie ausführlich beschrieben in meinem Werke „Oud Nederland“, Haag, Ch. Ewings 1888, namentlich in dem Hauptstück „Nederland in Frankrijk en Duitschland“ S. 167 ff. Dasselbe bietet auch anderweitige Kunde auf ethnographischem Gebiete für Niederland, Belgien und Frankreich, ebenso über die Ausbreitung des friesischen Volksstammes in alter und neuer Zeit.

Es ist mir unklar, weshalb Sie die beiden Limburg (holländisch und belgisch) größtenteils außerhalb der Sprachgrenze legen. Diese beiden sind vollständig niederdeutsch. Wollen Sie sich überzeugen? Lesen Sie in meinem Dialektikon das Gleichnis vom verlorenen Sohn in der Sprache der Städte Venloo, Roermonde, Maastricht, Hasselt und St. Truiden einmal nach. Dann können Sie auch die amtliche von der Regierung dort gebrauchte Sprache heranziehen: Diese ist in Belgisch-Limburg die vlamische und in Niederländisch-Limburg die holländische Sprache. Zwischen Vlamisch und Nordniederländisch (Holländisch) ist aber kein größerer Unterschied als zwischen der Schriftsprache eines Berliners und Wieners. Wie kann man nun dieses von dem niederländischen Sprachgebiete ausschließen [1])?

Aber ich begreife wohl, woher dieses kommt. Die Schuld von dieser falschen Auffassung wird wohl bei den hochdeutschen Sprachgelehrten zu finden sein, die einen andern Maßstab gebrauchen für das, was zum Niederdeutschen gehört und was nicht, als wir hier in Niederland. Aber nicht alle Hochdeutschen thun dieses. Es sind nur diejenigen, die allein mit deutschen Verhältnissen rechnen, und auf das Germanische außerhalb Deutschlands nicht Acht haben, die nur in Deutschland Germanien finden. Diese beschränkte Auffassung führt dann zu allerhand Mißbegriffen. — Die hochdeutschen Gelehrten nennen nur Niederdeutsch, was Friesisch und Sächsisch ist. Jedoch andre, zu denen auch alle niederländischen und belgischen Sprachforscher gehören, wissen sehr gut, daß Nieder-Fränkisch (in Deutschland auch Nieder-Rheinisch genannt) nur Niederdeutsch ist. Ginge es noch jenen Hochdeutschen, dann müßte der größere Teil des eigentlichen Holland mit einem großen Teil von Utrecht und Gelderland, Flandern, ganz Nord- und Südbrabant mit Antwerpen außerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes liegen, denn dieses ist alles niederfränkisches Sprachgebiet.

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung zu Ihrer Sprachkarte zu machen. Gesetzt den Fall, Sie fänden in einer holländischen Schrift die Namen der deutschen Städte Köln, Aachen, Eupen, Mainz auf französische Art als Cologne, Aix-la-Chapelle, Neau, Mayence geschrieben, so würden Sie ohne Zweifel und mit Recht sich darüber sehr verwundern. Nun, ebenso ärgerlich ist es für uns Niederländer, die Namen unsrer Orte — gut niederdeutsche Ortsnamen und lägen sie selbst in Frankreich — durch Sie und andre Deutsche — Germanen wie wir — nach französischer Form geschrieben zu sehen. Gravelines, St. Omer, Steenbecque, Morbecque, St. Pierre-Brouck, Hazebrouck, Bailleul, Warneton, Comines, l'Ecluse, Otrange, Bassange, Fouron-le Comte. — Brrr! Das ist für einen Germanen, für einen Niederländer, um eine Gänsehaut zu bekommen! Das muß Gravelingen, St. Omaars, Steenbeke, Moerbeke, St. Pieters-Brock, Hazebroek, Belle, Waasten, Komen, Sluize, Wouteringen, Bitsingen, 's Gravenvoeren heißen. Um nicht zu sprechen von Calais = Kales, Boulogne = Boonen, Roubaix = Rodebeke, Lille = Rijssel, Espierres = Spiere, Russeignies = Roosnaken, Braine-l'-Alleud = Eigenbrakel, da dieses Orte sind, die heute außerhalb der Grenzen des niederdeutschen Sprachgebietes liegen und von denen es also zweifelhaft ist, ob man sie mit ihrer französischen oder germanischen (niederländischen) Bezeichnung benennen soll, geradeso, wie es für einen Niederländer zweifelhaft ist, ob man die Hauptstadt von Französisch-Lothringen mit den Deutschen Nanzig oder mit den Franzosen Nancy oder ob man Pruntrut oder Porrentruy (in der Schweiz) sagen soll. Für meine Person ist mir das nicht zweifelhaft, denn als Germane halte ich es in solchen zweifelhaften Fällen mit den Deutschen.

Ihre Sprachkarte bringt ferner noch zwischen Brüssel und Bergen (Mons steht auf derselben) einen Ortsnamen Comte. Das muß Braine-le-Comte sein, niederländisch s'Gravenbrackel, im Gegensatz zu dem benachbarten Braine-l'Alleud, Eigenbrakel. Zu meiner Freude lese ich aber auf Ihrer Karte Doornik und nicht Tournai, obschon der Konsequenz wegen — da Sie Lille und Mons schreiben — hier Tournai hätte stehen müssen. Übrigens hat auch Doornik so gut wie Luik, Lüttich, eine hochdeutsche Namensform, nämlich Thorneck. Dieser Name hatte im 16. Jahrhundert in Deutschland Gültigkeit, so gut wie damals Antwerpen Antorf genannt wurde. Die Namenformen Thorneck und Antorf sind wohl gegenwärtig in Deutschland gänzlich außer Gebrauch? (Ja!) Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Beauvechain zwischen Löwen und Tienen im Niederländischen nicht, wie auf der Karte steht, Bevekon heißt, sondern Beveeum (Varianten: Bevecom, Bevekum); es ist ein ursprünglich niederdeutscher Ort, der hochdeutsch Bevinckheim lauten sollte.

2. Die unterste Saale keine Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch.

Von A. Kirchhoff.

Seit Jahrzehnten kehrt auf Karten, in Büchern und Abhandlungen die Angabe immer wieder, die thüringische Saale bilde von dem letzten an ihrem linken Ufer (oder vielmehr an dem der Bode dicht vor ihrer Einmündung in die Saale) gelegenen anhaltischen Orte Nienburg ab eine Sprachgrenze, abgesehen von den Städten Kalbe und Barby, in welchen sich während unsres Jahrhunderts die hochdeutsche

[1]) Es handelt sich hier um den niederrheinischen (ripuarischen) Mischdialekt, den ich auf Prof. Weinholds Autorität zu dem mitteldeutschen stellte. Die Schwierigkeiten, die derselbe für die Abgrenzung bereitet, und daß dessen Stellung eine fragliche sei, habe ich im Texte zur Karte hervorgehoben. A.

Sprachform festgesetzt hat, rede man abwärts von Nienburg links von der Saale niederdeutsch, rechts von ihr mitteldeutsch bis an die Elbe, jenseit deren erst wieder allgemein platt gesprochen werde.

Da diesem Irrtum auch in der verdienstlichen Arbeit Richard Andrees („Grenzen der niederdeutschen Sprache") sowie auf der ihr beigefügten Karte jüngst in dieser Zeitschrift Ausdruck verliehen worden ist, so möge die Kleinigkeit an dieser Stelle nachfolgend berichtigt werden.

Allerdings ließ noch 1874 ein ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete geschichtlicher Volkskunde dieser mittleren Elbgegend, Pastor F. Winter, den Satz drucken: „Unterhalb Nienburg bildet die Saale die Grenze zwischen Mitteldeutsch und Niederdeutsch bis zu ihrem Ausfluß."

Indessen stützte sich Pastor Winter bei seinen Belegen für diesen Satz allzu sehr auf schriftliche Mitteilungen über einzelne Wortformen, und das führt in Grenzgegenden von dat- und das-Sprache leicht in die Irre. So hört man z. B. in Brumby, einem Dorfe westwärts von Kalbe, Wasser für water, in der jüngeren Generation setzt sich Zeit oder Zit für tid fest, im übrigen gehört Brumby noch wesentlich dem niederdeutschen Sprachgebiet an; man sagt dort ik öke (ich auch), jrot (groß), tun (Zaun), perd (Pferd), tam (zahm), kintdepe (Kindtaufe) u. s. f.

Man muß eben den Wanderstab zur Hand nehmen und die Leute an Ort und Stelle selbst sprechen hören, dann erst darf man sich ein etwas besser begründetes Urteil über die keineswegs so ganz einfache Grenzlegung zutrauen. Und das eben hatte Winter, auf dessen Autorität sich alle Neueren berufen, an der in Rede stehenden Örtlichkeit unterlassen.

Durchwandert man nun dieses flache Schwemmland am rechten Ufer der unteren Saale, das mit seinen Deichbauten, seinem saftigen Wiesengrün, seinen Windmühlen vielfach an Holland erinnert, so hört man überall abwärts von Nienburg den Bauer platt reden, wie es bei dem (zwar nicht durch Brücken, aber durch Fähren vermittelten) regen Verkehr zwischen beiden Flußufern auch ganz natürlich ist. In den Dörfern nahe oder dicht am rechten Saalufer (Wedlitz, Wispitz, Schwartz, Trabitz, Groß- und Klein-Rosenberg) erklingt niederdeutsche Zunge. Sätze, wie dat will ik de seihen (das will ich dir sagen), kann man dort überall hören. Daß schon bis hinab nach Klein-Rosenberg Zit und Wasser an Stelle von tid und water eingedrungen ist, bringt, wie die obigen Angaben aus der Brumbyer Mundart beweisen, das Rechtssaalische keineswegs in Gegensatz zum Linkssaalischen, ebensowenig der Umstand, daß auch hier Jüngere mehr der mitteldeutschen Sprachweise zuneigen. Dabei vernimmt man daselbst, übrigens wie anderwärts im Saalgebiet, gleichfalls recht thüringische Anklänge wie fingen (finden), hingene (hinten), hitsche (Fußbank), wân (Wagen), marcht (Markt). Auch in Breitenhagen, östlich der beiden Dorfschaften Rosenberg, am linken Elbufer wird wat, dat, ik gesprochen, neben jröt (groß), op (auf), kiken (sehen), sêpe (Seife), allerdings zûn (Zaun), fêrd (Pferd) u. a. Erst zwischen Breitenhagen und dem viel südlicheren Löderitz ist die Grenzlinie gegen das Mitteldeutsche zu ziehen. Der Zwickel zwischen unterster Saale und Elbe gehört mithin ebenso wie der zwischen unterster Werra und Fulda dem niederdeutschen Sprachgebiet.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition unter Karl Peters[1].

Ist das große, fast eine Million Quadratkilometer umfassende, mit der Farbe Deutschlands bedeckte Gebiet in Ostafrika einer Lawine zu vergleichen, so ist sicher Karl Peters der Stein gewesen, der sie ins Rollen brachte. Es ist bekannt, wie er als junger Mann, der noch im dritten Jahrzehnt seines Lebens stand, auf gut Glück sich dorthin begab und die ersten „Verträge" abschloß, die den Kern unserer ostafrikanischen Besitzungen bargen. Im Erfolge läßt sich seine zweite afrikanische Reise, die er als Führer der deutschen Expedition zum Entsatze Emin Paschas unternahm, mit der ersten nicht vergleichen; denn seine „Verträge" waren durch das höher stehende deutsch-englische Abkommen hinfällig geworden und Emin Pascha ist auch nicht durch Peters entsetzt worden. Aber trotzdem ist diese Expedition ein Wagstück besonderer Art, ein Akt kühner Thatkraft und Entschlossenheit gewesen und auch die Wissenschaft hat dabei mancherlei gewonnen.

Das Buch, das diese Expedition in überaus fesselnder Weise schildert, zeichnet sich äußerlich vorteilhaft aus, übertrifft hierin die neuesten englischen Afrikawerke, jene Stanleys, Jephsons, die daneben gewaltig abfallen. An interessanten Abenteuern, spannenden Kriegsgeschichten, Leiden, Gefahren, Kraftentschlüssen steht es auf der Höhe, und wer daran Gefallen findet, wird es befriedigt aus der Hand legen.

Trotz vielen Widerstandes wurde am 31. Januar 1889 die Expedition von dem Emin-Pascha-Komite beschlossen und schon am 1. Februar ließ Dr. Peters den Telegraph nach Aden zur Anwerbung von Somalisoldaten spielen. Am 25. reiste er nach Ostafrika ab, am 31. März war er in Sansibar, wo er durch einen Rattenkönig von Zettelungen und Widerwärtigkeiten sich durcharbeiten mußte. Es schien nicht weniger als alles schief zu gehen. Die Engländer, an der Spitze der Admiral Fremantle, der die Küste blockirte, versuchten alles, um den Zug zu hintertreiben; die eigene deutsche Regierung that auch nichts für Peters, war seinem Unternehmen durchaus abhold. Die Waffen wurden von den Engländern beschlagnahmt; der Sultan von Sansibar erklärte, jedem Schwarzen, der mit Peters ginge, den Kopf abschlagen zu lassen — und doch landete Peters, täuschte die ganze britische Flotte und lachte den Admiral aus. Seine Landung in Kwaihu bei Lamu (2° südl. Br.) ist ein Meisterstück kühner Entschlossenheit. Der britische Admiral aber, der fünf Tage mit seinen Kriegsschiffen Peters aufgelauert hatte, lief wutschnaubend und mit den Füßen stampfend umher, er verhinderte nur noch, daß Peters seine Waren zugingen und ließ an diesen seinen Ärger aus. Das ist alles sehr lesenswert und hat politischen Beigeschmack.

Mit mühselig zusammengerafften Waren und Waffen rüstete Peters im kleinen, damals unabhängigen Sultanat Witu seine Karawane aus und mit dem Leutnant von Tiedemann als einzigem weißen Gefährten hat er schließlich seinen Zug ausgeführt, der ihn den Tanafluß aufwärts, am schneebedeckten Kenia vorüber, zum Baringosee, um den

[1] Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Karl Peters. Mit dem Bildnis des Verfassers nach Franz v. Lenbach, 32 Vollbildern in Tondruck und 66 Textabbildungen von R. Hellgrewe, sowie einer Karte. München, R. Oldenbourg. 1891.

Viktoriasee herum und wieder zur Ostküste zurückführte. Wir wollen hier zuerst eine allgemeine Übersicht der Reise, unter Hervorhebung verschiedener Einzelheiten, geben, und dann das geographisch wichtige aus derselben besprechen.

Auch bei Peters wird uns die Geschichte des afrikanischen Trägerelends, das Davonlaufen der Angeworbenen, das Stehlen der Güter u. s. w. nicht erspart. Man kann davon nur sagen toujours perdix und es geht da den Menschen wie den Leuten. Der endgiltige Abmarsch von Witu fand am 26. Juli statt. Die ganze Expedition bestand aus den beiden Weißen, durchschnittlich 60 bis 80 Trägern, 16 Kamelen und 6 Eseln, einem Dutzend Somal als Soldaten; auch ein kleines Geschütz wurde mitgeführt.

Man zog den Tana aufwärts durch das Gebiet der Wapokomo, eines Negerstammes, und gelangte dann bei Oda-Boru-Ruwa zu den Gallas, wo ein längerer Aufenthalt (24. Sept. bis 21. Oktober) gemacht wurde. Vom Sultan Hujo wurde Peters gut aufgenommen.

„Diese Gallas sind im allgemeinen von imposanter Erscheinung. Hoch und schlank gebaut, tragen sie denselben Typus, welchen ich in Witu an den Somalis bewundert hatte. Der Gesichtsschnitt weicht von dem der Neger vollständig ab und erinnert in seinen schmalen feingeschnittenen Zügen durchaus an den der Kaukasier. Schwermütig schauen dunkle Augen aus denselben heraus, welche nur zu funkeln beginnen, wenn die Leidenschaft die Herzen bewegt. So gehören die Gallas zu den schönen Völkern der Erde, und sie haben auch in ihrem Auftreten etwas Adeliges.“ Sie unterhielten in Oda-Boru Wapokomosklaven, welche für sie Ackerbau treiben. Nach Peters Schätzung verfügte der Sultan über 1200 Krieger, es war aber der Rest eines einst größeren Heeres und die Macht dieser nach allen



Expedition des Dr. Peters. Landschaft am Tana.

Seiten hin im Kriege befindlichen Gallas schmilzt mehr und mehr zusammen. Peters schreibt: „So gleichen diese Gallas von Oda-Boru-Ruwa den trotzigen, aber zum Untergange bestimmten Indianerstämmen Nordamerikas, und es liegt ein Hauch von Wehmut über ihrem Geschick. Ich faßte von vornherein eine starke Sympathie für diesen kriegerischen, aber so sehr bedrängten Stamm, zu diesen stolzen Männern mit dem schwermütigen Blick und diesen in sich gekehrten Mädchen, welche in ihrem Äußern durchaus an den Typus der Zigeunerinnen erinnerten. Dies Interesse ist bei mir nicht erloschen, als ich hernach im Fortgang der Entwickelung durch die harte Notwendigkeit der Selbsterhaltung gezwungen wurde, den Gallas mit Gewalt entgegenzutreten, und hat meine Haltung gegenüber dem Stamme nach dem Gefecht, welches ich in der Nacht vom 6. Oktober mit ihnen zu bestehen hatte, wesentlich bestimmt.“ Das kam aber folgendermaßen. Peters, dem die herrliche fruchtbare Gegend gefiel, hielt es für an der Zeit, den ersten Vertrag abzuschließen und die deutsche Flagge zu hissen. Der Sultan wurde auch dazu bereit gefunden. Um zu sehen, wie ein solcher Vertrag ausschaut, setzen wir denselben im Wortlaut hierher, wobei man beachten will, daß — bei unklaren politischen Verhältnissen — Dr. Peters sich persönlich das Eigentum zusprechen ließ.

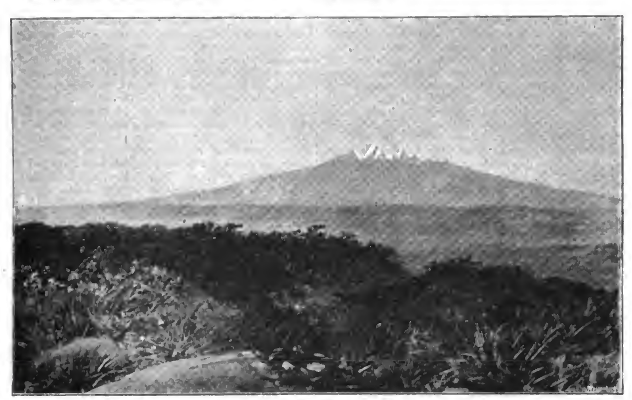
„Dr. Peters erkennt als Sultansgebiet das Land am Tana von Massa bis zum Kenia an. Sultan Hujo tritt mit diesem gesamten Gebiet unter den Schutz von Dr. Peters. Dr. Karl Peters wird versuchen, für das Galla-Sultanat die Freundschaft Sr. Majestät des deutschen Kaisers zu erwirken. Indessen ist dieser Vertrag nicht abhängig von der Erteilung des deutschen Reichsschutzes noch von der Ratifikation irgend einer europäischen Macht. Sultan Hujo tritt an Dr. Karl Peters das Recht der Ausbeutung des Landes über und unter der Erde nach jeder Richtung ab.

Dies Recht schließt insbesondere das ausschließliche Handelsmonopol, das Recht, Plantagen anzulegen und das ausschließliche Bergwerksmonopol ein. Wird Gold gefunden, soll Sultan Hujo ein Viertel vom Reingewinn aus der Produktion desselben haben. Dr. Karl Peters soll höchster Herr im Gallalande sein, über die bewaffnete Streitmacht befehlen und die Leute richten. Dies geschieht zum Segen und Wohle des Gallalandes. Dieser Vertrag ist nach mehreren langen Konferenzen und nachdem sein Inhalt in einer großen öffentlichen Volksversammlung von den gesamten Gallas beraten und einstimmig beschlossen worden war, am heutigen Tage vom Sultan Hujo und Dr. Peters rechtsgültig abgeschlossen.

Dr. Peters. Handzeichen von Hujo.

Zeugen: v. Tiedemann, Handzeichen des Hujo Balogalgal, Bruders und Premierministers des Sultans, und Handzeichen des Galgalla, Dolmetschers."

Auch eine hübsche Station, „von der Heydt-Haus" genannt, wurde erbaut. „Aber, sagt Dr. Peters, das Schicksal wollte unserm Aufenthalt doch nicht nur die reinen Eindrücke friedlicher Arbeit aufstempeln." Es entstanden Mißhelligkeiten und schließlich ein Kampf, in welchem anfangs Peters zu unterliegen schien. „Die Sache war einen Augenblick kritisch; aber nachdem wir etwa im ganzen sechs Salven abgefeuert hatten, durch welche der Sultan und sieben seiner Großen niedergestreckt wurden, war die Sache in drei Minuten entschieden und der ganze Stamm auseinandergesprengt. Die Gallas waren so sehr erschreckt, daß einzelne von ihnen bis an die Küste flohen und hier das Gerücht aussprengten, daß ich meinerseits gefallen sei, wodurch dann Europa mehrere Monate unter dem Eindrucke stand, daß unsre Expedition am Tana gescheitert und ich selbst tot sei."



Expedition des Dr. Peters. Der Kenia.

Die Sache schadete indessen nicht viel, denn mit dem schnell neugewählten Sultan schloß Peters wieder Frieden und der neue Sultan erkannte den Vertrag an.

Der Weitermarsch begann nicht, ohne daß Peters das Schicksal befragt hatte. Sein Leierkasten spielte den Marsch aus Carmen: Siegesbewußt, Mut in der Brust! Das schlug durch und nun ging es in die Steppen, immer am rechten Tanaufer hin. Mit dem Stamme der Wandorobbo, die mit giftigen Pfeilen die Expedition beschossen, gab es bereits am 31. Oktober einen neuen Zusammenstoß. „Schnell ließ ich den Sultan niederschlagen und in Ketten legen, ergriff ihn sodann bei den Ohren und schob ihn als eine Art Schild vor mir her auf die schießenden Wandorobbo zu. Meinen Leuten verbot ich, auf dieselben zu feuern, da ich Frieden mit ihnen zu haben wünschte."

Weiter aufwärts, wo Bantustämme am Tana wohnen, traf man die Wadsagga, von denen Peters folgendes Bild entwirft: „Die Wadsagga haben etwas Sanguinisches in ihrem Auftreten. Sie lieben es, sich ritterlich herauszuputzen, mit mächtigen Federn sich zu schmücken und Eisenstücke an den Füßen zu tragen, welche beim Schritt gleich Sporen klirren. Ihre Frauen sind üppige und lebenslustige Erscheinungen, reich geschmückt mit Perlen und Ringen. Sie liebten es, kokett mit ihren Anbetern vor unserm Lager zu lustwandeln, um sich in ihrer Schönheit bewundern zu lassen."

„Auch in dieses Land war noch keine Kunde von weißen Leuten gedrungen. Ich glaube, man kannte hier auch nicht einmal Araber oder Wangwana. Unsre Flinten hielten sie für Knüppel, und als sie unsre Füße mit hohen Stiefeln bekleidet erblickten, fingen sie an, laut zu lachen, weil sie der Meinung waren, wir hätten unsre Füße in Eselsbeine gesteckt, um besser marschieren zu können, oder wir besäßen wohl gar selbst Eselsbeine." Auch mit diesen gab es blutigen

Kampf; etwa 1000 Mann stark griffen sie die Expedition an, wurden aber bei dieser Gelegenheit gewahr, wie es sich mit den „Knüppeln“ verhielt und stürmten in wilder Flucht davon.

Auf dem nun folgenden Abschnitte des Marsches, der über die Hochebene von Leikipia führte, im Osten der Gebirge, die am Naiwaschasee sich hinziehen, traf Peters mit den übelberüchtigten Massais zusammen. Der Engländer Thomson, so zeigt Peters an der Hand des Werkes desselben, habe sich feige gegen sie benommen und sei schlecht von ihnen behandelt worden. Peters giebt eine sehr dramatische Schilderung des Volkes, das er mit Attilas Hunnen vergleicht. Eine Hirtenbevölkerung, die ihr Vieh nicht zugleich schlachtet, sagt er, sei sanft. Wo aber seit hunderten von Geschlechtern der Hirte zugleich der Schlächter seines Viehs ist, wie das bei den Mongolen auf den Hochplateaus von Zentralasien und bei den Massais auf den zentralafrikanischen Plateaus der Fall ist, da muß durch Vererbung ein fast absoluter Grad von Herzensverrohung eintreten. Dieses Gesetz hat zu allen Zeiten die Hirten der Nomadenstämme zu den wildesten Erscheinungen der menschlichen Geschichte gemacht, wie wir sie in Europa durch Gestalten wie Attila und Dschingis Chan verkörpert gesehen haben. Es kommt nämlich zu diesem psychologischen Gesetz hinzu, daß solche Rassen durch die Eigenart ihrer Beschäftigung an jeder dauernden Seßhaftigkeit verhindert werden. Die großen Herden, welche sie besitzen, erheischen eine fortwährende Veränderung des Wohnplatzes. Während der Ackerbauer gezwungen ist, auf seiner Scholle fest zu sitzen, an welche sein Herz sich hängt, ist der Nomade gleichgültig gegen die Reize des eigenen Heims. Dort, wo Weide für sein Vieh ist, wo Wasser zur Tränke vorhanden, dorthin zieht er sich mit seinen Herden, und diese Übung von Jugend auf macht ihn dann anderseits wieder befähigt zum Kriegszuge über weite Räume hin. So sind die Massais der Schrecken des gesamten Ostafrika geworden. Es ist dann bald mit diesen Massais zu einer förmlichen Schlacht gekommen mit vielen Toten auf beiden Seiten. Man möge bei Peters die Schilderung nachlesen, wie er schließlich den Massaiort Elbejet — wo Thomson etliche Jahre früher so schnöde behandelt war, einnahm, ausplünderte und an acht Ecken in Brand steckte. „Als die Adventglocken in Deutschland zur Kirche riefen, prasselten die Flammen über das große Kral an allen Seiten gen Himmel.“ Peters fand 43 Massaileichen, sämtlich die Kugeln von vorn. Die tausende von kriegerischen, mit fürchterlichen Lanzen bewaffneten Massais nahmen aber keine Rache an Peters, denn eine Himmelserscheinung kam ihm zu Hilfe, eine gänzliche Sonnenfinsternis, die von den Massai für einen großen Zauber des Fremdlings angesehen wurde. Das war der Weihnachtstag 1889. Es ist dann Frieden geschlossen worden, der von den Massai gebrochen wurde und zu wiederholten neuen Kämpfen führte.

Unter schwierigen Märschen, stets bedroht, ging auf wasserarmen Hochebenen der Marsch weiter, meist in nördlicher Richtung: der Boden war vollständig schwarz, vulkanisch und der Name des Guaso Narok, der hier fließt, bedeutet „schwarzer Fluß“ und eine düstere, hoch emporragende vulkanische Felspartie, zwischen der Einmündung des Guaso Narok und des Guaso Nyiro, benannte Peters nach seinem Vorgänger in diesen Gebieten „Teleki-Fels“. In dieser Region, östlich vom Baringosee, hatte die Expedition viel von Wassermangel zu leiden und war nahe daran zu verdursten.

Am 5. Januar 1890 war das liebliche blaue Becken des Baringosees erreicht, in dessen poesievollem Bilde die Reisenden gleich ihren Vorgängern schwelgten und da, wo Thomson und Dr. Fischer gelagert, ließ auch Peters unter friedlichen Menschen sich nieder. Das erste Hauptziel war erreicht. Schon am 8. Januar schloß hier Peters mit den Wakuafi einen Vertrag, welcher ihr Gebiet unter seinen Schutz stellte, dann ging es in geradem Zuge in westlicher Richtung auf den Viktoriasee und das Reich Uganda zu.

Daß in Uganda zerfahrene politische Verhältnisse herrschten und die Araber die Christen zu verdrängen bestrebt waren, erfuhr Dr. Peters schon unterwegs, als er von den dürftigen Hochebenen in das feste, herden- und wildreiche Kawirondo im Nordost des Viktoriasees hinabstieg; der ihm vorangehende Ruf als Besieger der Massai ebnete ihm hier die Wege und verschaffte ihm beim Sultan Sakwa freundliche Aufnahme, was er am 1. Febr. 1890 sofort zum Abschlusse eines Vertrags benutzte, in dem der Sultan Dr. Peters „unbedingt als seinen Herrn“ anerkennt. Hier hatte auch die englische Expedition unter Jackson gelagert und traten bereits viele Spuren europäischen Einflusses auf.

Es begann nun abermals eine politische Aktion. Mit einer handvoll treu gebliebener Soldaten standen Peters und Tiedemann an den Grenzen des Ugandareiches, das in der innerafrikanischen Geschichte eine so hervorragende Rolle spielt, wo Speke, Grant, Stanley und zahlreiche Missionare weilten und Protestanten wie Katholiken und Mohamedaner um die Herrschaft sich rissen. Die Geschichte, wie Peters in Uganda einzog und dort dem zum Christentum bekehrten Könige Muanga gegen die mächtig gewordenen Araber beistand und ihm zur Wiederaufrichtung seiner Macht verhalf, ist in der letzten Zeit oft, wenn auch nicht so genau und dramatisch, wie in dem Reisewerke, erzählt worden und darf füglich übergangen werden. Was Jackson, den der König dringend um Hilfe gegen die Araber gebeten, nicht gewagt, vollführte Peters.

Beim Vorschreiten nach Westen im Norden des Viktoriasees, wo Peters in sehr wenig bekannte Landschaften kam, überschritt er auch eine afrikanische Kulturgrenze. Als der Ort Kwa-Tunga „von stolzen Mauern und hochgeschwungenen Thoren umgeben“ erreicht war, riefen seine Somalsoldaten aus: „Habesch“ und erläuterten dieses dahin, daß genau wie hier die Dörfer in Abessinien gebaut seien. Auch die Kleidung aus Rinderstoffen, von der Schweinfurth, Junker und Emin soviel erzählen, trat hier schon auf. Das Land Usoga, in dem man sich befand, war kaum bekannt und wurde von Peters zuerst erforscht, bevor er nach dem wohlbekannten Uganda übertrat. Insofern war für Peters das Land Usoga auch ein Wendepunkt in seiner Expedition, als er hier die Gewißheit erhielt, Emin Pascha sei mit Stanley abgezogen, nach der Ostküste hin. Der Zweck der deutschen Emin-Pascha-Expedition war damit hinfällig geworden.

Das war ein Schlag, der aber den thatkräftigen Reisenden nicht niederwarf und zur Umkehr bewog, sondern ihn vielmehr zu neuen Thaten anspornte, für die in Uganda ein ergiebiges Feld vor ihm lag. Zu Mbengo an der Murchisonbucht des Viktoriasees traf Peters am 26. Februar 1890 den König Ugandas, den er folgendermaßen schildert:

„Sowie wir in die Halle eingetreten waren, erhob sich am äußersten Ende ein noch junger Mann von einem Sessel in vollständig europäischer Tracht. Seine dunklen Augen blickten wohlwollend zu uns herüber. Ein dunkler Bart umrahmte ein Gesicht, welches einen fast europäischen Schnitt besaß. Die Nase und der Mund waren regelmäßig geformt, letzterer zwar ein wenig groß, aber ausgezeichnet durch tadellos weiße und schöne Zähne. Die ganze Erscheinung hatte auf den ersten Blick etwas Angenehmes und Sympathisches. Das war Muanga, Ugandas König, lange Zeit in der europäischen Presse bekannt als der „Bluthund“ Muanga. Er trug einen schwarz und weiß karierten Anzug, Hose

und Jackett, welcher seiner Erscheinung den Eindruck eines wohlsituierten europäischen Herrn in der Sommerfrische verlieh."

Wir können hier die Haupt- und Staatsaktion des Dr. Peters in Uganda nicht weiter verfolgen und erwähnen nur, daß derselbe bereits am 28. Februar mit dem Könige einen Vertrag schloß, wonach dieser die Kongoakte anerkannte, und in „Freundschaft" mit dem deutschen Kaiser tritt. Der Sklavenhandel wurde verboten, Frieden zwischen den verschiedenen Parteien gestiftet, das Land blühte schnell wieder auf.

Ende März hieß es, „denn dem väterlichen Herd sind die Schiffe zugekehrt und zur Heimat geht es wieder". In den hochgeschnäbelten Ugandabooten wurde die Seefahrt an der Westküste des Victoriasees ausgeführt, dann dessen Südwestecke abgeschnitten und bei Niagesi in Usukuma am 13. April gelandet. Auf der Fahrt hat Peters mehrere bisher unbekannte Inseln des Sees besucht und Spuren gefunden, die auf dessen periodisches Fallen und Sinken hindeuten, was er vulkanischen Ursachen zuschreibt.

In Nyangesi wurde Peters von einem elsässischen katholischen Missionar deutsch begrüßt. Ein Missionsgebäude, Glockengeläute, Studierzimmer vervollständigten die günstigen Eindrücke, die Peters hier empfangen, und unter solchen konnte er nun den letzten Abschnitt seiner Reise durch bekannte Länder nach Sansibar antreten. Freilich an harten Kämpfen, niedergebrannten Dörfern und weggetriebenen Herden hat es auch auf diesem Marsche, in Ugogo, nicht gefehlt. „Von vielem Schießen war meine Büchse so heiß geworden, daß ich sie kaum noch zu halten vermochte." Im Juni erfolgte in Mpuapua das Zusammentreffen mit Emin Pascha, der jetzt in deutschen Diensten stand. Am 16. Juli war Bagamoyo erreicht, am 25. August Berlin.

Es sind wenig Reisen in Afrika mit größerer Thatkraft und Entschlossenheit durchgeführt worden, als jene des Dr. Peters. Das Buch wird in mehr als einer Beziehung die Kritik herausfordern und großes Aufsehen erregen. Schwer ist es, von wohlgeborgenem Sitze in der Heimat ein Urteil über das viele Blutvergießen zu fällen, zu denen die harte Notwendigkeit getrieben haben mag. Die Liebe zum Vaterlande und das strenge Arbeiten im Dienste desselben ist einer der hervorstechendsten Züge bei Dr. Peters und dieses soll ihm an erster Stelle angerechnet werden. Er ist Historiker von Fach, in den Naturwissenschaften nicht bewandert; er zog aus zu einer mehr politischen Expedition und aus diesem Gesichtspunkte darf unsere Kritik an seinen geographischen Forschungen nicht scharf ausfallen. Wir müssen dankend dasjenige annehmen, was er uns bietet.

Wenden wir uns nun zu diesen geographischen Ergebnissen der Expedition Peters, so fällt sofort auf, daß der Tana auf seiner Karte einen durchaus andern Verlauf, von Sförmiger Art, hat als auf allen bisherigen Darstellungen. Im Oberlauf, am Kenia, stimmt Peters nicht mit den Aufnahmen des Grafen Teleki und Herrn v. Höhnel überein. Der Mittellauf — jenseit der Endpunkte von Denhardt und Pigott — ist durch Peters uns zum erstenmale erschlossen worden und hier hat er die Karte auch mit neuen Gebirgszügen bereichert und zahlreiche deutsche Namen in dieselbe eingetragen.

Was zunächst den Unterlauf betrifft, so schildert Peters ihn als äußerst malerisch. „Vom Fluß aus angesehen, machen die Tanaufer durchweg einen landschaftlich sehr lieblichen Eindruck, gleichviel, ob sie von Buschwald oder von Anpflanzungen eingerahmt sind. Ist man außerhalb dieser Umrahmung, so befindet man sich in der trockenen Steppe, einem Terrain, welches für den Marsch außerordentlich bequem ist, mit Mimosen verschiedener Art bestanden, deren Dornen freilich, wenn man zu Pferde sitzt, einem oft unbarmherzig Kleider und Haut zerreißen. Oft marschiert man auch stundenlang durch Kakteenbildungen (?) hindurch, deren harte Stacheln den Füßen der Träger und Lasttiere gefährlich werden. Diese Steppe, durch welche der Tana seine Fluten ergießt, ist ein Teil der großen nordostafrikanischen Randsteppen, in welchen die Somali und Gallas hausen. So unfruchtbar sie auch wegen ihrer Trockenheit für Anpflanzungen aller Art ist, so stellt sie sich doch für das Auge des Durchreisenden als im hohen Maße malerisch und lieblich dar, zumal nach der Regenzeit, und bietet wegen ihres außerordentlichen Wildreichtums auch ein belebtes und frisches Bild. Da ist die Antilope in mächtigen Rudeln, da sieht man allmorgendlich die Losung des Elefanten und die plumpen Spuren des Rhinoceros, da ergötzen sich die Herden von Pavianen und andern Affen, und Böcke aller Art sind ein willkommenes Ziel für die Büchse. In der Luft aber tummeln sich Perl- und andere Hühner, oder es streicht die Wildente, die Gans oder man sieht den großen Pelikan, Geier und Adler."

Etwas oberhalb Massa hört der eigentliche Unterlauf des Tana auf, da, wo der Strom ein fruchtbares Alluvium in der trockenen Steppe gebildet hat, und es beginnt dessen Mittellauf, an welchem der Steppencharakter rein erhalten ist. Der Mittellauf wird gekennzeichnet durch das Fehlen des Alluviums und durch das unmittelbare Herantreten von hohen Steppenufern an den Strom.

Der Tana, von Galamba aufwärts, stellt eine ununterbrochene Reihe von Inselbildungen dar. Zehn Meilen oberhalb Oda-Boru-Ruwa fällt derselbe aus seinem Oberlauf in den Mittellauf hinunter. Während er bis dahin in Felsbetten sich fortbewegt, tritt er bei Hargazo in die sandige Steppe ein, und dies führt bei dem schwankenden Wasserstande zu fortwährenden Neubildungen von Stromläufen und dementsprechenden Inselbildungen. Dazwischen finden seenartige Erweiterungen statt, so daß der Fluß sehr lebhaft an die Havel zwischen Potsdam und Spandau erinnert. Diese sämtlichen Inseln, deren einheitlicher Charakter von Peters zuerst festgestellt wurde, ist mit einem Gesamtnamen als Von der Heydt-Inseln auf der Karte eingetragen.

Am linken Ufer traten nun (unter 38° östl. L. und fast unter dem Äquator) gewaltige Bergmassen im Norden hervor, die Peters „Kaiser Wilhelms II. Berge" benannte. „Besonders großartig hob sich nordwestlich von uns eine Bergspitze hervor, welche in ihrer Gipfelung etwa die Form eines halb umgeklippten runden Gartentisches hatte. Hinter den ersten Ketten ragte Bergeshaupt über Bergeshaupt empor. Wir standen tief ergriffen augenscheinlich einem ganzen Gebirgslande gegenüber, welches noch keines Weißen Auge erschaut haben konnte. Von dem glühenden Abendhimmel hoben sich die Umrisse der Berge besonders scharf und malerisch empor." Die südliche Abdachung, die bis an den Tana herantritt, nannte Peters „Bennigsen Kette"; an dieselbe lehnt sich nach Westen zu der „Kruppberg".

Am rechten Ufer dagegen, weiter aufwärts, hatten die Reisenden auf beschwerlichen Wegen das Mumonigebirge zu durchziehen. Höhenangaben fehlen hier, wie bei den übrigen Gebirgen. Noch weiter aufwärts, wo nach Peters' Karte unter 37° östl. L. der Tana ein Knie macht, bildet derselbe eine Anzahl mächtiger und höchst malerischer Wasserfälle, unter denen der 100 m hoch herabstürzende Karl-Alexander-Fall der bedeutendste ist, so daß er zu den bedeutendsten Wasserfällen gerechnet werden muß. Jenseit, d. h. westlich der Fälle, beginnt wieder rote Steppe, also Lateritboden, und verschiedene Ströme, die Peters überschreiten mußte, eilen von Westen her dem Tana zu, darunter

der 30 m breite Tika. Hier in einer Höhe von etwa 1000 m sank das Thermometer bereits in der Nacht bedeutend. Es war das schöne, fruchtbare Land Kikuju, die Perle des englischen Besitzes in Ostafrika, geeignet zur Ansiedelung für europäische Bauern, die „Hochplateaumulde“ zwischen dem Kenia und den Bergen am Naiwaschasee. Am 9. Dezember erblickte Peters zum erstenmale den stolzen und vornehmen Kenia (5700 m), den nördlichen Genossen des Kilimandscharo, dessen Schneekoppe deutlich zu unterscheiden war. Die Flora zeigte hier in Kikuju Formen, welche an die gemäßigte Zone erinnern, Eichen, frischen grünen Klee. Die Nächte wurden bitter kalt, das Thermometer stand abends auf + 8° C., des morgens lag Reif über der Landschaft. Am 17. Dezember 1889 sank das Thermometer nachts auf — 2° C. und die leicht bekleideten Leute schrieen vor Kälte. „Wenn die Sonne stieg, schreibt Peters, hatten wir das herrlichste deutsche August- und Septemberwetter. Die Luft war oben so dünn, daß das Auge in unermeßliche Fernen zu schweifen schien. Greifbar hebt sich ein Hügel, ein Baum, ja ein Blatt am Baume in der kristallnen Luft ab. Das Wild, welches in dichten besonnten Gruppen äst, scheint so greifbar nahe zu sein, daß man unwillkürlich immer wieder die Büchse anlegt, um es niederzustrecken. Aber siehe da! Die Kugel schlägt in der Mitte zwischen uns und ihrem Ziel ein! Zur Rechten aber den ganzen hellen Morgen hindurch immer der Kenia, mit seiner siebenzackigen — so erscheint es uns — in den blauen Himmel emporragenden Eiskrone sich stolz und vornehm emporhebend über die mitstrebenden Erhöhungen ringsum. Steigt die Sonne um die Mittagszeit ins Zenith, so erhebt sich auch die Temperatur bis auf 30° über Null. Aber nun beginnt der Kenia, sein Eishaupt in den Wolken zu verhüllen, und bald am Nachmittag fällt ein Hagelschauer oder ein Platzregen über unser Lager nieder, wodurch die Temperatur alsbald wieder auf 17° bis 13° C. abgekühlt wird, so daß wir von 5 Uhr ab unfreundliches und kühles Novemberwetter haben.“



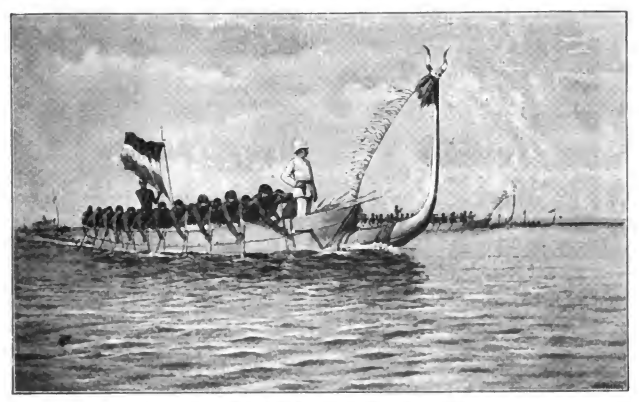
Expedition des Dr. Peters. Teleki-Felsen.

Die Gewässer von Kikuju ergießen sich sämtlich in den Tana. Nach Norden zu beginnt aber ein anderes Flußgebiet, das des Guado Nyiro, welcher von den Bergen des Naiwaschasees kommt. Der Tana trägt in Kikuju den Namen Sagana; seine Quellen liegen am Kenia. Letzterer Berg heißt dort Kilenia.

Über das im Westen des Kenia bis zum Baringosee sich erstreckende Leikipia-Plateau waren wir bereits durch Thomson u. a. vor Peters unterrichtet. Erst wieder im Nordosten des Viktoriasees, nachdem er Kawirondo verlassen, traf der Reisende wiederum auf Landschaften, die ziemlich unbekannt waren. Beim Überschreiten des Sio, der sich von Norden her in den Viktoria gegenüber der Insel Usuguru ergießt, stand Peters vor zwei hohen Gebirgszügen. „Zwischen beiden befindet sich eine Lücke von 3 bis 4 Meilen Breite, welche ein gut angebautes, noch immer 1200 m hohes Hochplateau darstellen. Ich habe als erster Weißer, welcher durch diese Lücke hindurchmarschiert ist und die Bildung dieser Berge erforscht hat, die Gebirgsmasse im Süden nach unserm Landsmanne, zu dem wir jetzt hinstrebten, „Emin Pascha-Berge“ benannt, während ich die Kette im Norden nach dessen Freund und Genossen „Junkerkette“ getauft habe. Beide haben in ihrer Bildung gar nichts miteinander gemeinsam. Die Emin Pascha-Berge erstrecken sich in westöstlicher Richtung, kehren sich nur mit ihrer schmäleren Seite nach Kawirondo zu und gehören voll und ganz der vulkanischen Umrahmung des Viktoriasees an, während die Junkerkette nichts ist als ein südwestlicher Ausläufer des Elgon. Natürlich gehören sie beide zu dem

großartigen vulkanischen System, welchem die gesamte Hochplateaubildung, über die wir gezogen waren, ihre Entstehung verdankt. Als ich am Morgen des 5. Februar diese Bezeichnungen vornahm, hatte ich das Gefühl, daß wir in der That nunmehr in die Regionen hineinzogen, in welchen die Wirksamkeit dieser beiden Männer sich abspielte."

Ein weiter westlich liegender Hügelzug, der unter dem 34. Grad östl. L. von Nord nach Süd verläuft, wurde Wißmannhügel genannt. Höhenangaben fehlen hier, wie auch sonst meistens, bei Peters im Texte und der Karte. Im Westen derselben dehnt sich, bis zum jungen Nil, das hochkultivierte Land Usoga aus, bisher ein weißer Fleck auf der Karte. Peters sagt über dasselbe: „Akola ist ein Teil des gesamten Usoga, in dem es durch die Macht und Intelligenz seines Sultans Wachore die leitende Stelle einnimmt. Usoga scheint sich vom See bis $1^1/_2{}^0$ nördl. Br. hinzuziehen. Seine westliche Grenze bildet der Nil, welcher hier Kiyira oder auch Nyiro genannt wird. Im Osten grenzen die Wißmannhügel das Land gegen die Walukuma und gegen die Walundu nordwestlich davon ab. Dieses ganze Ländchen gleicht, von einer Bergspitze aus gesehen, einer gewellten See, deren Wellenkämme im Winde zerstäubt sind. Die Hügelkämme sind meist mit Felsen oder Steinen gekrönt. Der Übergang über die Erhebungen vollzieht sich ohne Schwierigkeiten, in der Regel in Bananenhainen. Das ganze Hügelland wird in Usoga Namakoko wa Wachore genannt. Der Höhenunterschied zwischen Berg und Thal, welche lang gestreckt und in unregelmäßiger Richtung sind, mag von 50 bis zu 100 m betragen. Erst wenn man sich dem Westen Usogas nähert, treten energische Bergketten, die von Südsüdwest nach Nordnordost streichen, auf. Sie scheiden das Nilthal gegen Osten ab. Sie haben eine Breite von etwa



Expedition des Dr. Peters auf dem Victoria-See.

drei Meilen und mögen Erhebungen bis zu 1800 m aufweisen. Nach Norden hin verloren sie sich in unabsehbare Ferne. Der südlichste und, wie mir schien, auch bedeutendste Berg in diesen Ketten, welcher sich bereits über den Nil erhebt, heißt Ndira Wera. (Wera heißt weiß. Ob Ndira wiederum mit Kyira oder Nyiro zusammenhängt, oder ob es vielmehr einfach „Weg" bedeutet, vermochte ich nicht zu ermitteln.) Ich habe diese Randketten „Reichardketten" benannt."

In dem Lande wird besonders Bananenkultur getrieben. Man brennt Pombe und Mrissa, Wein und Bier, aus denselben, zecht stark und befindet sich oft schon früh im angeheiterten Zustand. Die Viehzucht (Rinder, Schafe, Ziegen, Geflügel) wird stark betrieben. Über die Bewohner äußert sich Peters folgendermaßen:

„Überall sind die Wasoga ein liebenswürdiges, lebenslustiges Völkchen, bei dem der Biertopf nicht leer wird, und Trommel mit Flöte Tag und Nacht in Bewegung ist. Der Rasse nach gehören sie ganz und gar den Waganda an, Bantugrundlage mit einem starken Zusatz nordöstlicher Einwanderung. Aber sie sind sanfter von Gesichtsbildung und gehören unstreitig zu den hübschesten Rassen des östlichen Zentralafrika. Sie haben im Ausdruck ihrer Augen und der Weichheit ihrer Gesichtszüge etwas entschieden Weibliches, und demgemäß ist auch besonders der weibliche Teil der Bevölkerung hervorragend. Ihre Kleidung besteht vornehmlich, wie bei den Waganda, in rötlichem Baumrindengewebe, welches um die Taille mit einem Gürtel zugeschnürt wird und den ganzen Körper bedeckt. Daneben sind aber auch bereits viele Baumwollstoffe eingedrungen, so daß eine Mannigfaltigkeit der Trachten zu bemerken ist. Als Schmuck lieben sie Perlen und Ringe, von denen sie sehr geschmackvolle Eisenarbeiten selbst verfertigen. Außerdem sind sie sehr geschickt in Holzflechtwerk und Matten. In der That zeigt sich in der ganzen Art ein bemerkenswerter

Grad von Gefälligkeit und Geschmack. Auch in ihrer Bewaffnung stellt sich der Übergang dieser Art aus einer primitiven in eine höhere Kulturstufe dar. Speer und Bogen scheint die ursprüngliche Volksbewaffnung gewesen zu sein, neben dem Schild aus Holzgeflecht, phantastisch mit Fellen geschmückt. Heute aber strebt jeder, der irgendwie mitzählen will, nach der Büchse, und zwar gilt bei den Vornehmeren der ursprüngliche Vorderlader schon keineswegs mehr für voll. In Usoga wie in Uganda kann man fast jede Art unserer Gewehrmodelle vertreten finden bis auf das neueste hin."

Die Farbigen auf Haiti und Jamaika.

Dem siebzehnten Bande der großen Geographie von Elisée Reclus entnehmen wir folgende Bemerkungen über die gegenwärtige Lage der farbigen Bevölkerung auf den großen Antillen.

Wenn man nur die Lage auf Haiti betrachtet, kann man in der That daran zweifeln, ob der Neger im stande ist, eine zivilisierte Gesellschaft zu bilden, und sich selbst zu regieren. Ganz anders, wenn man Jamaika vergleicht, wo heute 625000 Farbige nur noch 15000 Weißen gegenüberstehen und ihnen völlig gleichberechtigt sind. Trotz des Überwiegens der Schwarzen gedeiht die Insel und ist zu einem wahren Zivilisationszentrum geworden, das seine Einwirkungen besonders auf Zentral-Amerika, Yukatan und Darien erstreckt. Dieser Unterschied wird nicht durch die englische Regierung bedingt, denn England kümmert sich sehr wenig um Jamaika, sondern einzig und allein durch die andre Verteilung von Grund und Boden. Auf Jamaika ist seit 1805 die Zahl der großen Zuckerplantagen von 859 auf 300 (in 1865) zurückgegangen; in ähnlicher Weise haben die Kaffeeplantagen abgenommen; die Zuckerausfuhr ist gesunken von 137000 Boucauts auf 23750, die des Kaffees von 10000 auf 1350. Aber die Insel ist darum nicht zurückgegangen. An die Stelle der großen Pflanzer sind sofort die befreiten Sklaven getreten und besitzen jetzt kleine Stücke derselben Plantagen, welche ihre Väter unter der Geißel der Aufseher bearbeiten mußten. Nur die wenigsten geben sich dazu her, gegen Taglohn auf den Pflanzungen der Weißen zu arbeiten. Die meisten siedeln sich auf einem kleinen Landstück an und bebauen nur soviel Land, als sie für sich selbst nötig haben. Innerhalb der ersten acht Jahre nach der Emanzipation gingen 40000 ha Land in das Eigentum ehemaliger Sklaven über und wurden gegen 200 Dörfer gegründet. Anfangs wurden allerdings nur die nötigsten Lebensbedürfnisse gebaut, Mais, Yams, Bananen, Orangen, aber jetzt fangen die Neger auch wieder an, Zuckerrohr im kleinen zu bauen, und hier und da bilden sich bereits Genossenschaften, welche auf gemeinsame Rechnung größere Fabriken mit modernen Maschinen anlegen. Die Schwarzen sind im allgemeinen wohlhabend; ihre Zahl steigt jährlich um etwa 8000, in 1888 sogar um 10000.

Auf Haiti hat man auch nach der Revolution (wie übrigens unter der Herrschaft des Code Napoleon gar nicht anders möglich) den Großgrundbesitz beibehalten; die einflußreicheren Farbigen nahmen die verlassenen Plantagen in Besitz und versuchten sie in der alten Weise zu bewirtschaften, natürlich mit sehr schlechtem Erfolg, die große Masse der Bevölkerung blieb ohne Grundbesitz. Erst 1883, 80 Jahre nach der Erklärung der Unabhängigkeit, ist ein Gesetz erlassen worden, welches die Staatsdomänen in kleine Besitze von 1½ bis 2½ ha zerschlägt und diese den Bürgern überläßt unter der Bedingung, daß sie dieselben mit Zucker, Kaffee oder andern Exportartikeln bebauen. Man hofft davon einen ähnlichen Aufschwung wie auf Jamaika. Er wäre sehr nötig, denn Haiti befindet sich in einem überaus kläglichen Zustand. Die große Masse der Bevölkerung ist völlig ungebildet und abergläubisch bis zum Exceß; die Straßen sind im traurigsten Zustand, die öffentlichen Gebäude bei den ewigen Bürgerkriegen mehr oder minder zu Ruinen geworden, die Dörfer sind jammervolle Haufen von Strohhütten. „Aber — und hier kommt der Franzose zum Durchbruch — wie gering die Bildung der Schwarzen von Haiti auch sein möge, sie sind trotzdem ein sehr interessantes Volk durch ihren offenen Geist, ihr verständiges Urteil und die Feinheit ihrer Beobachtung. Sie haben einen großen Respekt vor Kenntnissen, und selbst in den abgelegensten Gebieten erhalten die Kinder von den Alten wenigstens einigen rudimentären Unterricht (?). Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer ist die Zahl der nach Frankreich zur Erziehung gesandten Kinder eine sehr beträchtliche und der Anteil, welchen Haiti an der Zunahme der Litteratur hat, ist größer als der manches französischen Distriktes. In bezug auf die Sprache ist Haiti Frankreich; es hat Geschichtschreiber, Publizisten und besonders Dichter, und manche Ode oder Elegie gehört zu dem klassischen Hauptschatz der französischen Litteratur. Die Poesien in ihrem köstlichen Kreolenpatois sind in naivem Reiz und zarter Empfindung unübertroffen und kein Volk besitzt Sprichwörter von feinerer Beobachtung und schlagenderer Form. (!) Der Haitenser ist sich vollkommen der Solidarität mit Frankreich bewußt, welche die Sprache ihm giebt, und so eifersüchtig er auf seine politische Unabhängigkeit ist, so ist er darum nicht minder stolz auf das Band, welches ihn mit seinem alten Mutterlande verbindet, und er sucht es zu verstärken, indem er alles nachahmt, was ihm von dort zukommt, Lieder, Feste, Moden, politische Einrichtungen und Sitten." — Nur Schade, daß diese Nachahmung bis jetzt keine besseren Früchte getragen hat. Es lautet dieses alles sehr optimistisch und steht im geraden Gegensatze zu den thatsächlichen Mitteilungen des Engländers Spenser St. John in seinem vor einigen Jahren über Haiti erschienenen Werke.

Die weiße Bevölkerung von Jamaika hat übrigens nach den von Reclus mitgeteilten Ziffern des Zensus von 1890 gegen 1870 nicht abgenommen, sondern ist von 13000 auf 15000 gestiegen. Die verhältnismäßig viel stärkere Zunahme der Farbigen entfällt nicht auf die Neger allein, sondern umschließt auch die zahlreich eingeführten indischen Kulis und Chinesen.

Eine elektrische Alpenbahn.

In verschiedenen Blättern wird für eine höchst merkwürdige Bergbahn eifrig gewirkt, welche das höchste Ziel erreichen will, und zwar die Spitze des **Großglockners**. Als System soll das vereinigte Adhäsions- und Zahnradsystem gewählt werden, nur soll der Antrieb auf elektrischem Wege geschehen, nachdem großartige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, für welche keine andere Verwertung möglich wäre. Angeblich soll die Bahnlinie keinen besonderen Schwierigkeiten begegnen, und dies mag bis zur geplanten Station „Hofmannshütte" wohl der Fall sein, aber die Überschreitung des Pasterzengletschers dürfte doch eine schwer zu lösende Aufgabe sein. Einen Kuriositätswert wird diese Bahn wohl besitzen, einen volkswirtschaftlichen aber nicht, ja selbst die Bergsteiger werden kaum über den Plan entzückt sein, welcher ihnen wieder einen Hochgipfel „verschandeln" soll, denn im Interesse der Nichtbergsteiger, welche dann die Hauptmenge der Besucher bilden würden, müßte auch die Besteigung des mittelst der Bahn nicht erreichbaren Gipfels so erleichtert werden, daß jedes Kind hinaufzugelangen vermag. Es eröffnet sich da eine unerwartete Aussicht für die armen Schneeschaufler, welche im Sommer eine lohnende

Beschäftigung finden würden. Was doch die moderne Technik für absonderliche Pläne zu ersinnen vermag, während viel näher liegendes ihrer Beachtung entgeht! Der dem Glocknerprojekte zu Grunde liegende Grundsatz, Eisenbahnen in die entlegeneren Gebirgsthäler zu bauen, um ihnen einen Anschluß an die großen Verkehrsadern zu schaffen, und zum Betriebe dieser Sekundärbahnen die Wasserkräfte der Alpen heranzuziehen, ist sowohl technisch als volkswirtschaftlich begründet. Der Bau von solchen Bahnen könnte belebend auf den Verkehr der betreffenden Thäler wirken, und die Ausfuhr von Holz, Erzen und edlem Steinmateriale möglich machen, die jetzt kaum gewinnbringend wäre. Aber nein, nicht die Thäler werden ins Auge gefaßt, wo derartige Bahnen großen Nutzen stiften würden, sondern die Hochgipfel, wo schon jeder Pflanzenwuchs aufhört, und wohin ein Verkehr nur während einiger Wochen im Sommer wahrscheinlich ist, wenn die Witterung günstig bleibt. Weit nützlicher wäre eine elektrische Verbindungsbahn von Bruck-Fusch über Fehrleiten, und die Pfandelscharte nach Heiligenblut, und durch das Möllthal hinaus, wobei der Besuch des Großglockners wohl erleichtert, der Berg selbst aber unberührt bliebe. Am Nützlichsten aber wäre es, diesen Grundsatz in einem minder schwierigen Gelände zu erproben, und dazu empfiehlt sich die Strecke Saalfelden-Reichenhall wohl am besten. Von Saalfelden bis Lofer ist das Gelände bekanntlich sehr günstig. Diese Strecke könnte als erste Versuchsstrecke gebaut werden. Eine Verlängerung bis zur österreichischen Grenze, und von da bis Reichenhall könnte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Eines muß betont werden: der Grundsatz elektrischer Sekundärbahnen mit Wasserantrieb ist das einzig richtige für die Alpenthäler. Der leichtere Unterbau, und der billigere Betrieb sichert ihnen einen Gewinn auch dort, wo derselbe für Lokomotivbahnen nicht vorhanden ist. Dies ist längst erkannt; hat sich ja doch schon der Kaiser von Österreich gelegentlich der elektrischen Ausstellungen in Wien und Steyr geäußert, daß in der Elektrizität das Mittel für die Verwertung der Wasserkräfte in den Alpen liege. Franz Kraus.

Aus allen Erdteilen.

— Lugards Reise im Hinterland von Mombas. Der in Diensten der englischen ostafrikanischen Gesellschaft stehende Kapitän Lugard hat im verflossenen Jahre das Hinterland von Mombas und den bei Malindi (3° 10′ südl. Br.) mündenden Sabaki erforscht. Sein Ziel war Maschako, etwa 400 km in direkter nordwestlicher Richtung von Mombas. In seiner Karawane befanden sich außer den Trägern eingeführte Perser und Indier, er hatte Maultiere, Esel und Kamele, die sich nur auf offenem Boden, aber nicht im Busche bewährten. Der Sabaki, auf den Lugard 120 km nordwestlich von Mombas traf, ist für Kähne im untern Laufe schiffbar. Das Land hob sich bald von 2000 auf 3000 m; es ist überall mit tiefen Einschnitten und meist wasserlosen Flußläufen durchfurcht. Mit durchaus wüsten Strichen wechseln reichere Landschaften und fruchtbare Thäler ab, die „für die Ansiedelung von Persern und Indiern“ geeignet erscheinen. Schwierigkeiten bereiten die Einfälle der räuberischen Massai, vor denen die Eingeborenen, friedliche Neger, große Angst zeigen. Lugard erbaute sechs Verschanzungen auf seiner Straße und nahm eine Karte auf, die manches Neue bietet. Er fand viel Eisen, Graphit und Schwefelkupfer und deutet auch goldhaltige Quarzriffe an.

— Jacksons und Gedges Reise nach Usoga. Zwei andre Angestellte der englischen ostafrikanischen Gesellschaft, beide schon durch frühere Reisen bekannt, sind im verflossenen Jahre bis nach dem durch Dr. Peters Reisen (oben S. 157) bekannt gewordenen Usoga im Norden des Viktoriasees vorgedrungen und haben auch Uganda besucht. Mit einer Trägerkarawane von 500 bis 600 Mann verfolgten sie von Mombas aus denselben Weg wie den oben erwähnten Lugards bis Maschako und zogen von hier über Mount Elgon nach Uganda, durch Gebiete, die durch Thomson, Teleki, Peters bekannt geworden sind. Gelegentlich erfolgten Kämpfe mit den Eingeborenen, „weil das Benehmen des Grafen Teleki die Eingeborenen gegen die Weißen aufgebracht hatte“. Die Flagge der britischen Gesellschaft wurde fleißig gehißt.

Der Weg von Maschako zum Viktoriasee wird als schwierig geschildert. Der Mau-Abfall wird zu 3000 m angegeben, nach dessen Erklimmung ein schönes Tafelland vor den Reisenden lag. Die Schilderungen des Landes gleichen denen des Dr. Peters, „welcher die deutsche Flagge in einem oder zwei Dörfern gehißt hatte; doch als man deren Bedeutung erklärte, wurde sie schnell herabgeholt“. Der Mount Elgon wurde nördlich umgangen; die Leute wohnen hier in natürlichen Höhlen, nicht in künstlichen, wie Thomson annahm. Nördlich vom Berge dehnt sich trostlose Wüste aus. Die Expedition lagerte in dem alten Krater des 4300 m hohen Mount Elgon; der Krater ist nach Jackson etwa 13 km weit.

Usoga (Jackson schreibt Usogo) wird, ebenso wie von Dr. Peters, von Jackson als äußerst fruchtbar, lieblich und schön geschildert; es übertreffe das gelobte Uganda bei weitem. Hier soll die Hauptstation der britischen Gesellschaft errichtet werden.

Uganda, das nun betreten wurde, ist eine traurige Wüstenei geworden; wildes Gestrüpp wächst auf den einst üppigen Feldern — eine traurige Folge der inneren Kriege und Revolutionen. Überall fand man Leichen; das Volk hungerte. Katholiken und Protestanten stehen auf dem schlimmsten Kriegsfuße. „Mwanga, der König, giebt sich für einen Katholiken aus, doch sein Christentum reicht nicht bis unter die Haut und nur aus Furcht verfällt er nicht wieder in sein heimisches Heidentum.“ Die Mohamedaner stehen an der Grenze und warten, bis sie wieder eindringen können. Jackson konnte kaum Lebensmittel erhalten und hatte Schwierigkeiten, einen Vertrag abzuschließen, da der König ein Spielball in den Händen der Missionare. Die Protestanten, Missionar Gordon an der Spitze, waren für den Vertrag; die Katholiken unter Pater Lourdel (der inzwischen starb) dagegen. Jackson ließ, da sonst seine Träger verhungert wären, Gedge im Lande und ging zur Küste zurück. Gedge selbst aber mußte sich nach dem Südufer des Viktoriasees flüchten. In Uganda sei nichts mehr zu machen, meint er; man müsse es aufgeben und Usoga statt dessen als vielversprechendes Hauptquartier wählen. (Times.)

Was ist aus Uganda, dem einst blühenden, die Hoffnung Innerafrikas genannten Lande mit seiner tüchtig veranlagten Bevölkerung geworden! Der Übergang wird unendlich schwer und fast scheint es uns, als ob die alten Zustände, wie Speke und Grant sie vor bald dreißig Jahren fanden, denn doch den heutigen vorzuziehen seien, die sich dort seit dem Eingreifen der Europäer und Araber entwickelt haben.

— Spanier in Oran. Die Spanier in der Kulturzone des Departements Oran bilden 33 Proz. der Landeigentümer, 25 Proz. der Pächter und 75 Proz. der Tagelöhner, wobei bemerkt werden muß, daß unter diesen Spaniern nur solche zu verstehen sind, welche spanische Untertanen verblieben; wollte man jene dazu zählen, welche sich naturalisieren ließen und dann als Franzosen geführt werden, so würde das Verhältnis des spanischen zum französischen Element sich noch um ein erhebliches zu Gunsten des ersteren wenden. Von den Tabakpflanzern sind 40 Proz. Spanier. Im französischen Heere (in Algerien) dienen 2643 Spanier. (Berichte der spanischen Handelskammer von Oran.)

— Die heidnischen Stämme der Insel Pánay und Sámar (Philippinen). Über die heidnischen Stämme der genannten Inseln ist so gut wie gar nichts bekannt. Dies gilt besonders von den „Wilden" des Binnenlandes von Sámar. Der spanische Arzt Dr. Localle Sanchez schreibt ihnen chinesische Abstammung zu, zu welcher Annahme ihn die hellgelbe Hautfarbe, die Form der Nase und die Schädelbildung verleitet. Es wäre gewagt, dieser Hypothese ohne weiters zu glauben, denn die Spanier sind schnell bei der Hand, philippinische Stämme wegen schiefgestellter Augen und heller Hautfarbe von den Chinesen abstammen zu lassen. Wenn es gestattet ist, in Vermutungen sich zu ergehen, so ist eher anzunehmen, daß die „Wilden" von Sámar entweder einem den Bukitnon der Insel Negros verwandten Stamme angehören oder Abkömmlinge von Remontados sind. Unter letzteren versteht man auf den Philippinen jene zivilisierten Malayen, welche, um dem Steuerdrucke oder der strafenden Hand der Gerechtigkeit zu entgehen, sich in die Bergwildnisse flüchten und dort nun ein unabhängiges Leben führen, welches allmählich zur vollständigen Abstreifung ihrer spanisch-katholischen Zivilisation führt. — Über die „Wilden", welche die Cordillera Central der Insel Pánay bewohnen, berichtet derselbe spanische Arzt: Sie sind von kleiner Gestalt, die Nase ist weniger plattgedrückt wie bei den Stämmen Luzons, der Mund ist groß, der Prognathismus ist gering. Das reichliche Kopfhaar ist „rauh" (also wohl = „straff") und lang. Die Haut ist schwärzlich und von Hautkrankheiten entstellt. Einige Familien erinnerten den Gewährsmann an Stämme von Ost-Mindanao. Dr. Localle Sanchez sagt, sie würden in Ilo-ilo Monteses genannt, das ist aber eine ganz allgemeine Bezeichnung, die auf den Philippinen etwa der Bedeutung des deutschen „Wilde" entspricht. Wahrscheinlich sind sie mit den Mundos identisch. Der Padre Reúz erwähnt auch, daß Catatongis auf der Insel Pánay wohnten, bemerkt aber zugleich, daß er von diesem Stamme (?) nichts andres als den Namen kenne.

— Reisen des Don José Valero im spanischen Guinea-Gebiet. D. José Valero gründete im Sommer 1890 eine spanische Faktorei der (spanischen) Dampfschiffahrtsgesellschaft La Compañia Transatlántica in Elobey Chico und ging hierauf auf das Festland hinüber. Die Eingeborenen am Rio Munda und Rio Noya baten ihn um spanische Flaggen. Noya ist von Balangues und Pamúes (Fan?) bewohnt. Valero befuhr den Rio Benito, bis die Katarakte seiner Fahrt ein Ende bereiteten, in seinem Oberlaufe heißt dieser Fluß Volo oder Eyo. Valero gründete während dieser Reisen spanische Faktoreien: zwei am Rio San Berito, die eine am rechten Ufer in Bolondo, die zweite am linken Ufer in Membale, mit den drei Filialen in Ibots, Numo und Itole, eine am Conguë und war (Mitte September) im Begriffe, eine weitere am Muni zu begründen. Die Landschaft zwischen dem Benito und Bata fand Valero bereits von den Franzosen militärisch besetzt. Valero bewundert den Wildreichtum des Landes, besonders zahlreich sind die Elefanten, welche bis an die Küste kommen. (Revista de Geografia comercial.)

— Die kaukasischen Volkssagen von den Cyklopen wurden zuerst von Prof. Anutschin in Daghestan aufgefunden, später auch bei den Osseten und andern Völkern. Anutschin nahm an, daß dieselben zu den Avaren auf litterarischem Wege gekommen seien, vielleicht in einer orientalischen Bearbeitung. Prof. W. F. Müller, der über diesen Gegenstand auf der russischen Archäologenversammlung zu Moskau 1890 sprach, ist jedoch andrer Ansicht. Er kennt fünf Formen der Cyklopensage im Kaukasus: eine mingrelische, eine daghestanische, eine tschetschenzische und zwei ossetische. Dieselben stimmen mit der gleichartigen griechischen Sage ziemlich überein, namentlich hat die mingrelische Form der Sage eine große Ähnlichkeit mit der letzteren. Müller ist der Ansicht, daß die mingrelische Sage nicht aus der Odyssee geschöpft habe, sondern vielmehr umgekehrt haben sich die Griechen das orientalische Märchen angeeignet und dann ihrem Nationalheros angepaßt, sowie sie es mit mehreren andren Sagen in der Odyssee gemacht haben, die auch östlichen Ursprungs sind. Diese Ansicht hat schon Gerland ausgesprochen und Müller stimmt derselben bei.

— Spuren des Kannibalismus hat in der Volkspoesie der Wotjaken Prof. J. N. Smirnow auf dem russischen Archäologenkongresse zu Moskau 1890 nachgewiesen. Namentlich in den Märchen sind dieselben vorhanden, wo, wie bei manchen Naturvölkern, das Verzehren des Herzens des Feindes vorkommt; auch Menschenopfer kommen in den Märchen vor. Gott selbst wird für einen Kannibalen gehalten, der am Genusse von Menschenfleisch Gefallen findet. Der auch in Deutschland noch nicht ganz verschwundene Glaube, daß man die Eigenschaften von Leuten erwerben könne, von denen man Teile verzehre, ist auch vorhanden. Vampyrglaube fehlt gleichfalls nicht. Entweder fordern die Vampyre menschliche Opfer für dargebotene Schätze oder sie nehmen an den Eltern, die ihre Erziehung vernachlässigten, Rache. Smirnow deutet die von Herodot erwähnten, nördlich von den Skythen wohnenden Menschenfresser auf die Vorfahren der Wotjaken.

— Das Dorf Luserno an der tirolisch-italienischen Grenze östlich von Salurn auf den Höhen über dem Thale des Astico war bekanntlich in Gefahr, dem Welschtum zu verfallen. Indessen die vom Schulverein dort errichtete deutsche Schule hat diese Gefahr gänzlich beseitigt, denn bei der Volkszählung im Dezember 1890 bekannten sich von den 797 Bewohnern des Ortes 775 als Deutsche und nur 22 als Italiener.

— Madagaskar. Die Ersteigung des Berges Ambondrombo ist zum erstenmale von zwei Franzosen, Dr. Besson und dem Pater Tulazac, ausgeführt worden. Bei den Betsileo, in deren Gebiet der Berg liegt, gilt derselbe als heilig, trotzdem gingen fünf Betsileo als Führer und Träger mit. Der Anstieg, welcher von Amboasary aus unternommen wurde, dauerte sieben Stunden. Die Höhe des Ambrondrombo beträgt 1870 m.

— Auf der Insel Formosa, die von den Chinesen als Versuchsfeld für abendländische Einrichtungen betrachtet wird, ist im Februar 1891 die Eisenbahn zwischen den beiden im Norden gelegenen Städten Ki-lung und Tai-pei-fu eröffnet worden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 11.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Nordwestamerikanisch-polynesische Analogien.

Von Adrian Jacobsen.

Bei aufmerksamer Betrachtung der Geräte und Erzeugnisse räumlich weit voneinander getrennter Völker, welche unsre ethnographischen Museen uns jetzt gestatten, erstaunt man oft über die großen hier vorhandenen Ähnlichkeiten.

Eine solche merkwürdige Übereinstimmung oder wenigstens Ähnlichkeit in der Kultur läßt sich in vielen Beziehungen bei den Bewohnern der Südsee-Inseln einer- und denen der Nordwestküste Amerikas andrerseits feststellen, obschon das Klima bei den ersteren ein tropisches, bei den letzteren ein mäßiges und kaltes ist. Lassen diese klimatischen Unterschiede auch bedeutende Verschiedenheiten in Kleidern und Gerätschaften erwarten, so findet man doch wiederum oft eine geradezu auffallende Ähnlichkeit zwischen beiden sprachlich durchaus verschiedenen Volksstämmen, die wohl kaum als bloßer Zufall zu betrachten ist. Selbst wenn man einen Blick auf die religiösen Anschauungen und die Lebensweise dieser beiden Völker wirft, so sind auch hier die Ähnlichkeiten viel größer, als man bis in die Neuzeit hinein angenommen hat.

Wir wollen zuerst unsre Aufmerksamkeit den Verzierungen der Häuser sowie dem allgemeinen Gebrauche von Tanzmasken zuwenden.

Bekanntlich verzierten die alten Maoris auf Neuseeland den Eingang zu ihren Häusern mit äußerst kunstvoll geschnitzten Pfählen, die eine gewisse Verwandtschaft mit den Stammbäumen der Eingeborenen Nordwest-Amerikas haben. Auch die Melanesier (besonders die auf Neu-Britannien und Neu-Irland), sowie die Mikronesier zeigen in den Schnitzereien ihrer Totem- oder Wappenpfeiler denselben Ideengang, wie die Amerikaner. Sie reihen nämlich ihre Wappentiere, Vögel, Fische, Ungeheuer und dergl., in der Weise übereinander, daß ein Tier das andre zu verschlingen scheint, um dadurch die enge Zusammengehörigkeit beider auszudrücken. Leider kennt man hier die Bedeutung vieler Einzelheiten noch nicht genau; wahrscheinlich wird aber der Ideengang und die Bedeutung solcher Pfähle ganz derselbe sein, wie bei den Nordwest-Amerikanern.

Die drei Hauptstämme Nordwest-Amerikas, die noch heute schöne Stammbäume besitzen, sind die Haida, Tschimpsian und Tlinkiten.

Mit wenigen Worten möchte ich wenigstens die Hauptstammtiere nebst ihren Begleitern nennen. Der Küstenbewohner Nordwest-Amerikas glaubt, daß in der Vorzeit verschiedene Gottheiten in der Gestalt eines Raben, eines Adlers, Wolfs und Bären auf der Erde wohnten. Sie verwandelten sich häufig in Menschen, schlossen Heiraten mit diesen und wurden Stammväter der jetzigen, dort lebenden Geschlechter. Jedes von den vier erwähnten Tieren besaß nun noch eine Reihe von ihnen untergebenen Tieren, so z. B. den Grislybären, den schwarzen Bären, den Kimval, das Birkhuhn, die Eule, den Zander, die Sonne und den Regenbogen. Dem Wolf diente ebenfalls teilweise der schwarze Bär und außerdem der Kranich; dem Adler der Biber, die Heilbut, der Katzenhai und der große Walfisch; dem Raben der Killer (**Delphinus orca**), der Seelöwe, der Frosch und der Teufelsfisch. Da nun in Nordwest-Amerika niemandem erlaubt ist, ein Mädchen zu heiraten, das ihren Stammbaum von derselben Gottheit ableitet, wie er selbst, so ist stets, um derartige Mischheiraten zu verhüten, das Stammtier von Vater und Mutter auf dem Stammbaume eingeschnitzt. Diesen eigentlichen Stammtieren folgen meist ein oder mehrere untergeordnete, und da häufig das Geschlecht noch außerdem einen berühmten Vorfahren, sei es als Krieger oder als Medizinmann, aufzuweisen hat, so bildet ein solcher bunt bemalter Totempfeiler oft ein überaus reiches und vielgestaltiges Bild. Ehe die Indianer europäische Farben kannten, war der Farbenschmuck ihrer Stammbäume denen der Südsee-Insulaner fast gleich.

Die Masken zeigen teilweise auch eine Verwandtschaft, doch repräsentieren die der Nordwestindianer meist nur sagenhafte Helden oder Dämonen und werden eigentlich nur für religiöse Feste dramatischen Charakters gebraucht, während die Mikronesier und Melanesier die Masken auch im Kriege gebrauchen sollen. Beide Völker schnitzen und bemalen ihre Masken äußerst kunstvoll.

Unter den **Waffen** finden wir bei den Maoris früher allgemein im Gebrauch eine Kriegskeule, meist aus Walfischknochen oder Nephrit- und andern Steinen verfertigt; genau dieselben Waffen brauchten die Bewohner von Vancouver und den Königin Charlotte-Inseln; die Ähnlichkeit ist eine so merkwürdige, daß sie selbst in Form und Größe dem großen Entdecker Kapitän Cook auffiel, als er sie bei den Maoris und darauf in Amerika sah. Nur bei solchen Exemplaren, an denen Ornamente oder bildliche Darstellungen vorhanden sind, ist ein Unterschied zu erkennen, da die Nordwest-Amerikaner mit Vorliebe an beiden Seiten der Keule ein Ungeheuer in Form einer Riesenschlange einschnitzen, die, wie einige Stämme behaupten, in Flüssen, wie andre meinen, im Walde und im Gebirge lebt.

Betrachtet man die **Bekleidung**, so fällt es sofort auf, daß die an der Küste lebenden Völker, obschon sie in einem ziemlich kalten Klima wohnen, den Gebrauch von **Beinkleidern nicht kennen**, während alle Indianerstämme, die im Binnenlande unter demselben Breitengrade wohnen, stets Beinkleider tragen. Es kommt vor, daß Indianer an der Küste auf Schneeschuhen mit bloßen Füßen gehen; ihre Kleidungsstücke sehen fast ebenso aus wie die der Maoris auf Neuseeland, sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Stoffes und der Herstellungsart; die Ähnlichkeit ist so groß, daß einige Decken, von jeder Gegend nebeneinander aufgehängt, kaum zu unterscheiden sind. Ferner tragen die Indianer pellerinenartige Umhänge, die in Form den Federkragen der Hawaii-Insulaner vollständig gleichen. In West-Vancouver tragen die Frauen Schürzen aus Baumbast als Bekleidung; es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben, ehe europäische Waren dorthin kamen, an der ganzen Küste getragen worden sind. Diese Schürzen gleichen denen der Polynesier und Melanesier vollständig. Ebenso lieben es beide Völker, ihre Köpfe mit Ringen und Federn zu schmücken.

Die Indianer Nordwest-Amerikas sind, wie es die Wohnplätze an der Küste mit sich bringen, weit eher ein Fischer- als ein Jägervolk. Deshalb sind sie auch vorzügliche **Seefahrer**, welche Reisen bis gegen 1000 englische Meilen an der Küste entlang mit ihren großen Kanoes unternehmen.

Unter den **Hausgeräten** findet man besonders zwei Arten von **Steinhämmern**, die beide dieselbe Form in Nordwest-Amerika wie in Polynesien (so z. B. auf Hawaii, Tonga, Marquesas und den Ellice-Inseln) und in Melanesien zeigen. Die eine Art ähnelt dem Kopfe des Hammerfisches, die andre ist cylinderförmig und endigt auf der einen Seite in eine Glocke. Diese beiden Formen sind für die genannten Gebiete typisch und man findet sie sonst nirgends in der ganzen Welt. Sie werden gewöhnlich beim Holzspalten zum Hineintreiben der großen, aus Knochen gefertigten Keile benutzt. Auch schlägt man mit ihnen beim Zimmern der Häuser und Kanoes das Stemmeisen. Auch die Axtgriffe und die Art der Befestigung an den Holzschaft sind bei den polynesischen Völkern genau dieselben wie bei den nordwestamerikanischen; dasselbe könnte man auch von den Kawaschüsseln der Melanesier (Admiralitäts-Inseln) und der Hawaiier sagen, die meist schön verziert und in Form von Vögeln oder Fischen geschnitzt sind; denn diese Art der Verzierung bei derartigen Schüsseln ist auch eine Besonderheit der nordwestamerikanischen Völker. Eine weitere Analogie bilden die Schlägel für die Tapa, jene berühmten, bunt gedruckten, aus Baumbast hergestellten Kleiderstoffe der Südsee-Insulaner, da wir in Form und Größe genaue Gegenstücke dazu aus Nordwest-Amerika besitzen.

Auch die **Fischangeln** der Indianer und die der Polynesier sind in der Form vollständig gleich und von einem so eigenartigen Typus, wie er, soweit mir bekannt, in der ganzen Welt nicht wieder vorkommt. Der Haken, welcher aus Holz besteht, ist eiförmig gebogen, derart, daß die beiden Enden sich fast berühren. Der Widerhaken wird durch einen Knochen hergestellt, der mit Bast am Holz befestigt ist.

Der Küstenbewohner Nordwest-Amerikas nimmt im **Kriege nie den Skalp** seines erschlagenen Feindes, wie die Indianer der südlichen und östlichen Gebiete, sondern den **ganzen Kopf** und befestigt denselben auf einer Stange außerhalb des Dorfes. Diese Sitte ist mehr oder weniger auch in der Südsee verbreitet. Die Maoris begraben ihre Toten auf schön geschnitzten Pfahlgestellen; ebenso setzen die nordwestamerikanischen Indianer ihre Toten auf derartigen Gerüsten bei oder hängen sie in bemalten Kisten an den Bäumen auf. Ferner zeichnen sich beide Völker durch große Gastfreiheit, zahlreiche Feste sowie durch große Tanzlust aus.

Die Haidaindianer tättowieren sich Brust, Arme und Schenkel mit ihrem Stammbaumtier, während die Neuseeländer gewöhnlich Kreise und Linien als Ornamente verwenden.

Bemerkenswert ist vielleicht auch das Wort „tabi“, das in Amerika soviel wie „heilig“, „groß“, „etwas Verbotenes“ bedeutet, während man in der Südsee denselben Sinn mit dem Worte „tabu“ verbindet. Ich will mich weder für noch gegen die Möglichkeit aussprechen, daß Einflüsse von der Südsee nach der Nordwestküste Amerikas stattgefunden haben könnten, doch ist es immerhin sehr auffallend, daß die so häufig wiederkehrenden Ähnlichkeiten in der Kultur mit den australischen Inseln nur an dem Teile von der nordwestamerikanischen Küste zu finden sind, wo die von Westen herkommende Kuro-Siwo- oder schwarze Strömung die Küste trifft, und wo die starken Westwinde herrschen, welche in dem nördlichen Teile des Stillen Ozeans genau dieselbe Rolle spielen wie im Nordatlantischen. So strandet z. B. alles, was etwa von den Sandwichs-Inseln her ins Meer gerät und sich einige Zeit über Wasser zu halten vermag, an der Küste von Nordwestamerika, und zwar nur an dem Gebiete zwischen der Mündung des Kolumbiaflusses und der Cooks-Insel, also gerade da, wo die oben erwähnten Indianer wohnen, während die südlicheren am Oregon und in Kalifornien wohnenden Völker kaum eine Spur von einer Ähnlichkeit mit der Kultur der australischen Eilande aufzuweisen haben.

Wirft man schließlich noch einen Blick auf das **Äußere der beiderseitigen Völker**, so ist doch auch hier der Unterschied nicht so gewaltig, wie man gewöhnlich glauben möchte, und ganz besonders will ich bei dieser Gelegenheit auf die merkwürdige Ähnlichkeit hinweisen, die zwischen den Haida-Indianern und einigen Stämmen der Vancouver-Inseln herrscht.

Ein Teil der Bevölkerung Nordwest-Amerikas trägt allerdings einen etwas mongolischen Typus, der sich auch bei einzelnen Individuen außerordentlich scharf ausprägt; daneben finden wir aber auch, und besonders bei den Küstenbewohnern, eine auffallend helle Hautfarbe, wie sie bei den meisten Südsee-Insulanern vorkommt. Der Körperbau ist bei beiden Völkern gleich gedrungen und kräftig.

So traf ich einmal auf einer kleinen Insel bei Vancouver einen Sandwichinsulaner, der dort verheiratet war und Familie besaß. Ich konnte zwischen ihm, seinen Kindern und seinen Nachbarn keinen merklichen Unterschied weder in der Statur noch in der Hautfarbe auffinden; nur die Haut war ein wenig dunkler, so daß ich dem Gerede über die Herkunft des Mannes kaum Glauben geschenkt haben würde, wenn mir derselbe, da er sehr gut englisch sprach, es nicht selbst bestätigt hätte. Er war vor vielen Jahren mit einem englischen Schiff nach London gekommen und von da mit

einem der Hudsonbai-Compagnie gehörenden Fahrzeuge nach Viktoria gelangt, wo er, da es ihm dort gefiel, seinen Wohnsitz nahm.

Wie bereits gesagt, liegt es mir vollständig fern, weder in anthropologischer, noch in ethnologischer Beziehung einer direkten Verwandtschaft zwischen Alaska, Britisch-Kolumbien und den Südsee-Inseln das Wort zu reden, aber trotzdem möchte ich darauf hinweisen, eine wie große Ähnlichkeit in den Kulturerzeugnissen und in dem körperlichen Habitus der Leute in beiden Ländergebieten besteht, so daß es wohl wert erscheint, diese Verhältnisse noch genauer als bisher zu studieren.

Die Dolinen des Karstes.

Von Franz Kraus.

Das interessante Karstphänomen hat in dieser Zeitschrift wiederholt Berücksichtigung gefunden, und es ist nicht zu wundern, daß sich zumeist österreichische Forscher damit beschäftigt haben die Ursachen zu ergründen, welche die Bildung des merkwürdigen Karstgeländes zur Folge haben, weil auf Österreich und seine südlichen Nachbarländer der wesentlichste Teil des Karstbodens entfällt. Schon im 17. Jahrhunderte beginnt die Litteratur über den Karst mit Talvasor (1689), Steinberg, Schönleben u. a. Dann folgen Gruber (1781) und Hacquet (1778). In unserm Jahrhunderte nahm Schmidl es auf sich, die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf den Karst zu lenken, und widmete insbesondere der Erforschung der Grottenwelt ein eingehendes Studium. Sein Buch: Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas (Wien 1854), welches auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschien, ist heute noch eines der besten Nachschlagbücher, obwohl es insbesondere in bezug auf die Adelsberger Grotte weit überholt ist. Vor Schmidl hatte schon Ami Boué im Memorial de la société géologique de France (Paris 1835) über die geologischen Verhältnisse der illyrischen Provinzen eine Abhandlung veröffentlicht. Stoliczkas geologische Karte des kroatischen Grenzbezirkes stammt aus dem Jahre 1862. Mit den Fortschritten der geologischen Wissenschaft mehren sich auch die Beobachter, unter denen Hauer, Fötterle, Lorenz, Stache, Neyer, Wolf, Mojsisovics, Stur, Teller, Bittner und Tietze besonders hervorzuheben sind. Die meisten unter diesen Männern der Wissenschaft stimmen damit überein, daß die Dolinen Einsturzerscheinungen sind, nur Mojsisovics erklärte sie als Resultate oberirdischer Erosion. Die Polemik, welche sich hierüber zwischen dem Genannten und seinem Kollegen Dr. Emil Tietze entspann, brachte alles pro und contra zur Sprache, und war für alle jene höchst lehrreich, die sich noch keine endgiltige Ansicht gebildet hatten. Bezüglich der Dolinenbildung muß auch auf den Aufsatz „Über Dolinen" in den Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt (Nr. 2 vom Jahre 1887) und auf jenen im Globus, Bd. LIII, 145 (beide vom Schreiber dieses) hingewiesen werden, in denen das Wesentlichste erörtert ist. Die Sache hat aber nicht nur eine theoretische, sondern auch eine hervorragend praktische Seite, welche letztere in den Aufsätzen: „Die Entwässerungsarbeiten in den Kesselthälern von Krain", von Franz Kraus (Wien 1888, mit Plänen), „die Ursachen der Überschwemmungen in den Kesselthälern von Innerkrain" von Wilhelm Putick (Wien 1888), über „landwirtschaftliche Ameliorationen in der Herzegovina" von Josef Riedel (Wien 1889, mit Illustrationen), „die Wasserversorgung von Pola" von Franz Kraus (Wien 1890), — sämtlich in der Wochenschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines veröffentlicht, — eingehend erörtert ist. Ferner muß noch erwähnt werden die ausgezeichnete Studie von Dr. Guido Stache: „Die Wasserversorgung von Pola" (Wien 1889, mit vier Kartenbeilagen) und eine Menge von zerstreuten Aufsätzen in deutschen Fachblättern und Tagesblättern, sowie das Werk von E. A. Martel „Les Cevennes et la région des Causses (Paris 1890).

An Litteratur liegt also ein reiches Material vor, allein die praktischen Erforschungsarbeiten ruhen doch nur in wenigen Händen. So viel auch bereits geschrieben und geforscht wurde, so ist das Beweismaterial noch immer nicht so vollständig, daß man die Erforschung als abgeschlossen betrachten dürfte. Insbesondere die Dolinenfrage bedarf noch mehrerer beweiskräftiger Thatsachen, um darauf eine unumstößliche Theorie begründen zu können. Diese kann nur eine genaue Kontrollmessung über der Erde, und in den korrespondierenden Höhlen unter derselben liefern. Wohl hat man derlei Messungen bereits mehrfach vorgenommen und gefunden, daß die Trümmerberge, welche gewisse Höhlengänge abschlossen, genau mit Dolinen korrespondierten, welche über dem Zentrum der Schuttkegel lagen; die bevorstehende markscheiderische Aufnahme des ganzen Grottenrevieres von Adelsberg, mit welcher eine oberirdische Kontrollmessung verbunden werden soll, wird aber erst ein so umfassendes Beobachtungsmaterial liefern, daß die darauf begründete Theorie unumstößlich werden muß.

Auffallend ist es, daß die landschaftlichen Eigentümlichkeiten der Karststrecken von künstlerischer Seite so wenig Aufmerksamkeit fanden. Abgesehen von den Ölgemälden Riegers, welche Teile der Grotten von St. Canzian darstellten, begegnet man in Kunstausstellungen nie einer eigentlichen Karstlandschaft, deren es doch auf den Hochplateaus der Kalkalpen und auf dem Krainer Karste viele giebt, die nicht nur typisch, sondern auch malerisch wirksam sind. Die Illustrationen im Werke Österreich-Ungarn in Wort und Bild, welche dem Aufsatze „Der Karst" beigegeben sind, geben eine Idee davon, daß der Karst nicht nur Felswüsten, sondern auch großartige, ja selbst liebliche Seiten hat. Die große Naturbrücke in den Haasberger Forsten bei Planina (der Rest einer eingebrochenen Höhle), der Eingang der Piuka jama, und noch viele andre Partieen müßten in Farben ausgeführt prächtig wirken. Insbesondere die Piuka jama mit ihren Lichteffekten, die Friedrichsteiner Eishöhle mit dem Regenbogen zur Mittagszeit und dergleichen, könnte einmal eine Abwechselung in die schon monoton werdenden alpinen Landschaftsbilder der Kunstausstellungen bringen. Zu dieser Exkursion in das Gebiet der Kunst liegt der Anlaß in den ebenso künstlerisch aufgefaßten als naturgetreu dargestellten drei Originalaquarellen, welche hier in schwarzer Strichmanier wiedergegeben sind und vom Maler W. Beurlin stammen. Es sind dieses Abbildungen, aus welchen auch derjenige zu erkennen vermag, wie eine Doline aussieht, der keine Gelegenheit hat, diese eigentümlichen Bodensenkungen an Ort und Stelle kennen zu lernen.

Die Figur 1 stellt eine Karstlandschaft ohne Dolinen vor. Der durch die Abschwemmung der vordem aufgelagerten jüngeren Schichten bloßgelegte Kreidefelsboden hat eine Art Planierung durch Sedimente erfahren, die aber nicht mächtig



Fig. 1. Karstpartie mit dem Namos. Nach einem Originalaquarell von W. Beurlin.

Fig. 2. Dolinen auf dem Karst, von oben gesehen. Nach einem Originalaquarell von W Beurlin.

genug war, um alle Unebenheiten zu bedecken und einen kulturfähigen Boden zu schaffen. In den Muldenthälern ist dies nicht der Fall. Dort liegen die unlöslichen Zersetzungsprodukte der zerstörten Gesteine hoch aufgeschüttet, und aus der Thalsohle ragt nicht ein einziger Stein hervor. Man sieht also aus dem Bilde, daß die Landschaft eine Plateaulandschaft ist.

Figur 2 ist ebenfalls dem Plateau entnommen. Gleich dem Krater eines Vulkans trenſt sich eine trichterförmige Bodensenkung ab. Im Hintergrunde erblickt man eine zweite Doline, und weiterhin mag sich die Reihe noch weiter fortsetzen. Dieses Bild ist ungemein lehrreich, denn es zeigt im Zusammenhange mit Figur 3, welche das Innere einer Doline im Durchschnitte vorstellt, den ganzen Vorgang des Thalbodenbildungsprozesses in den großen Muldenthälern an einem Beispiele im kleinen, denn im Grunde der Doline hat sich nach den gleichen Gesetzen bereits eine Schichte abgelagert, welche einer reichen Vegetation Nahrung giebt, während das Plateau selbst sehr vegetationsarm ist. Es muß aber betont werden, daß nicht auf alle Dolinen der Name „Karsttrichter" paßt, den man in die Fachlitteratur einführen wollte, denn nicht alle sind abgeböscht, sondern es giebt deren auch mit senkrechten Wänden. Die Trichterform erhalten sie erst durch nachträgliche Verwitterung, aber auch die Kreisform ist nicht immer vorhanden, die Rugluza bei Adelsberg ist z. B. viereckig, die Ryba ist langgestreckt u. dergl. m. Auch die Dimensionen wechseln von einigen Metern bis zu hunderten von Metern, und die Tiefen sind ebenso mannigfaltig. Eine genaue Grenze läßt sich nicht ziehen wo der Schlund aufhört und die Doline beginnt, und ebenso zwischen jener und dem Kesselthale. Nur bei den engeren Schlünden giebt es durch oberirdische Erosion erweiterte Spalten, die der Kundige nicht leicht mit den durch Einsturz entstandenen verwechselt.

Deutlicher als die langatmigste Beschreibung sprechen diese Bilder, und es wäre nur zu wünschen, daß alle die absonderlichen Eigentümlichkeiten des Karstreliefs in ebenso gelungener Weise den weitesten Kreisen zugänglich gemacht würden. Die Behauptung, daß der Karst ein Land der Wunder sei, welches sich nicht leicht mit einem andern Lande vergleichen läßt, und welches die Auf-



Fig. 3. Durchschnitt einer Karstdoline. Nach einem Originalaquarell von W. Beurlin.

merksamkeit jedes Naturfreundes verdient, würde viel glaubwürdiger klingen, wenn viele solche Abbildungen veröffentlicht würden. Insbesondere Naturforscher fänden ihre Rechnung in der eigenartigen Flora und Fauna, und die wissenschaftliche Erforschung dieses merkwürdigen Landes gewänne ein rascheres Tempo, wenn sich nicht nur Fachleute, sondern auch Neulinge im Höhlensport daran beteiligten; sie finden in dem Vereine „Anthron“, dessen ausübende Mitglieder im Höhlensporte wohl erfahren sind, die beste Stütze.

Ueber die Eingeborenen der Insel Palawan und der Inselgruppe der Calamianen.

Von Prof. Ferdinand Blumentritt.

I.

Während auf der Insel Mindanao durch die Forschungen der spanischen Jesuitenmissionäre und deutscher wie französischer Forscher (Prof. Semper, Dr. Schadenberg, Dr. Montano und Dr. Marche) Licht in das Dunkel der Völkerkunde jenes großen Eilandes gebracht wurde, herrscht in bezug auf die Insel Palawan und den benachbarten Archipel der Calamianen in diesem Punkte eine derartige Unklarheit, daß, wer nicht die über diesen Teil des Archipels veröffentlichte Litteratur gründlich beherrscht, ratlos vor der Völkerliste steht, die ihm von seiten spanischer und französischer Autoren entgegengehalten wird. Ein kleines Wörterbuch scheint das Verzeichnis der Völker, welche jenen Teil der Philippinen bewohnen, zu sein, denn nicht weniger als dreizehn Namen werden uns aufgezählt, die ich hier in alphabetischer Reihenfolge mitteile: 1. Agutainos. 2. Ate. 3. Batak. 4. Bulalakaunos. 5. Bonayanans. 6. Calamianos. 7. Igorroten. 8. Manguianen. 9. Moros. 10. Palananes (Palawanes). 11. Tagbanúas (Tacbanúas, Tabanuas). 12. Tandolanos. 13. Tinitianos.

Aus dieser Liste können wir sofort die Igorroten und Manguianen ausscheiden. Igorrote ist ein Name, der nur einem im nordwestlichen Teile der Insel Luzon wohnenden Kopfjägerstamme zukommt. Die Leichtfertigkeit, mit welcher in der spanischen Litteratur mit Völkernamen umgegangen wird, hat es dahin gebracht, daß man diesen Namen nicht nur auf andre Kopfjägerstämme, sondern überhaupt auf „wilde“ Stämme übertrug, man sah „Wilde“, d. h. unabhängige Heiden auf der Insel und gab ihnen sofort den Namen Igorrote und wenn dann ein Spanier nach Palawan kam und hier die Tagbanúas und andre wirklich existierende Völkerstämme kennen lernte, so blieb es bei Abfassung eines Berichtes aus Pietät gegen seine Vorläufer bei dem Namen Igorrote und man schuf damit einen neuen auf der Insel gar nicht existierenden Völkerstamm. Das hat selbst ein José Baamonde, dem wir sonst ganz anerkennenswerte Notizen über diese Insel verdanken, verbrochen, und alle andern haben diesen Irrtum gläubig nachgeschrieben.

Den Namen Manguianes danken wir Baamonde-Ortega und Don Felipe Canga-Argüelles Villalba, der als Gouverneur von Süd- und Mittelpalawan sich ausgezeichnete Verdienste um das Wohl der Insel erworben hat. Manguian (sprich: Mangian) ist ein Sammelname (von Gianga oder Gulanga = Wald) und heißt soviel als „Waldbewohner“, damit werden speziell die heidnischen Stämme des Binnenlandes von Romblon, Mindoro, Masbete und Ticao, ohne Rücksicht darauf, ob sie der malaiischen oder der Negrito-Rasse angehören, bezeichnet. Da auf Palawan viele Deportierte von jenen Inseln weilen, wo der Name für „Wilde“ Manguianen lautet, so wurde dieser Name auch nach der Insel Palawan übertragen und, wie ich aus einigen Notizen sowohl Canga-Argüelles als Baamondes entnehme, wohl zumeist den weiter unten zu besprechenden Bulalakaunos gegeben, während Igorrote, wenn damit ein spezieller Stamm gemeint ist, zur Bezeichnung für Tagbanúas (Bataks) und andre Stämme angewendet wurde. Beide Namen (Igorrote und Manguian) dürften bald aus der ethnographischen Nomenklatur der Insel Palawan vollständig verschwunden sein. Dasselbe gilt von dem nichtssagenden Namen Palananes (Palawanes), welches soviel als Palawaner bedeutet, jedoch nur auf die heidnischen Bewohner der Insel, vorzugsweise auf die Tagbanúas gedeutet und angewandt wurde.

Nun wollen wir uns erst mit den übrigen Namen beschäftigen, zuvor aber einige Bemerkungen über die Bevölkerung der Insel Palawan im allgemeinen machen. Nach Canga-Argüelles zählt die Insel im ganzen gegen 28 000 Bewohner, davon sind 100 Spanier und deren Mestizen, 100 Chinesen, etwa 1300 christliche Malaien (aus allen Teilen des Archipels zusammengewürfelt, weil diese Insel als Deportations- und Verbannungsgebiet für gemeine und politische Verbrecher benutzt wird), 2000 Mohammedaner, der Rest sind freie, unabhängige Heiden.

Die Mohammedaner, von den Spaniern Moros genannt, gehören nicht einem einzigen Stamme an, sondern gehören zu den Sulus und Küstenstämmen von Borneo (Saba, Tidong und Brunai) (das ist der Adel), oder es sind zum Islam bekehrte Tagbanúas (diese bilden die Plebs der mohammedanischen Niederlassungen). Die Moros haben die Südküste der Insel inne und verlieren mit der zunehmenden Ausbreitung der spanischen Herrschaft an Ansehen und Kopfzahl (letzteres durch Auswanderung, vorzüglich nach Britisch-Borneo).

Von all den weiter anzuführenden Stämmen verdient vor allen andern jener der Tagbanúas unsre Beachtung und zwar, weil er die Hauptmasse der eingeborenen Bevölkerung bildet und weil seine Existenz nicht bezweifelt werden kann, wie dies bei einigen andern der noch zu nennenden Stämme der Fall ist. Die wissenschaftlich zuverlässigsten Nachrichten über die Tabanúas oder Tagbanúas [1]) danken wir dem Franzosen A. Marche, dann den Spaniern Canga-Argüelles, Baamonde-Ortega, Jordana, Lacalle-Sanchez und Fray Cipriano Navarro. Aus den Nachrichten Marches geht unstreitig hervor, daß die Tagbanúas ehedem auf einer höheren Kulturstufe sich befunden hätten, wie heutzutage, denn sie befinden sich noch im Besitze eines Alphabets ähnlich jenen, wie solche die Spanier bei der Entdeckung und Besitznahme der Philippinen bei den Bisayas, Tagalen, Ilokanen ꝛc. gefunden haben. Die Degenerierung der Tagbanúas scheint ein Werk der beständigen Überfälle von seiten der Sulu- und Borneopiraten gewesen zu sein, gegen welche sie von seiten der Spanier nur ungenügenden Schutz

[1]) Der Name scheint mir soviel als „die vom Lande her“ zu bedeuten (Taga = von — her, banua = Land).

fanden. Bis vor 20 Jahren beschränkte sich der spanische Besitz nur auf den nördlichsten Teil der Insel, auf die Umgebung des nun ganz verfallenden Tay-tay und auch da herrschten die Spanier nur so weit, als die Geschütze und Gewehre der Besatzungen trugen. Wenn A. Marche sich nicht irrt, so sind die heutigen Calamianos (Bewohner des Archipels der Calamianen), Agutainos (Bewohner der Insel Agutaya) und Coyuvos (Bewohner des Cuyo-Archipels) nichts andres als Tagbanúas, wie aus ihrer Sprache hervorgeht. Dieses Resultat der Forschungen Marches wirkt insofern verblüffend, als die Spanier und zwar die (freilich nur praktisch) sprachkundigen Mönche jene obgenannten Sprachen als selbständige Idiome behandelten, während aus den Berichten des französischen Forschers hervorgeht, daß die Calamiano, Agutaino und Coyuvo genannten „Sprachen“ nichts andres als Dialekte (und nicht einmal stark abweichende!) des Tagbanúa-Idioms wären.

Wir wollen uns nun mit den Tagbanúas der Insel Palawan beschäftigen. Marche reiht sie unter die Indonesier ein; nach ihm sind sie von kleiner Statur und präsentieren auf den ersten Blick den rein malaiischen Typus, erst bei näherer Betrachtung erkenne man in ihnen Mischlinge von Malaien und Negritos. Ihre Hautfarbe ist nicht zu dunkel, ihre tiefschwarzen und üppigen Haare sind schlicht (das weist nach meiner Ansicht nicht auf Abstammung von Negritos hin), der Bartwuchs an Kinn und Lippen ist schütter. Die reinblütigen Tagbanúas haben stark vorspringende Kinnladen. Die Nase ist oft nur durch die Nasenflügel angedeutet. Sie sind unreinlich und haben demgemäß viel von Hautkrankheiten zu leiden.

Ihre Hütten stehen auf Pfählen. Die Bauart ist eine nachlässige, da die Tagbanúas eine unstäte Lebensweise lieben und häufig wandern (wohl eine Nachwirkung der beständigen Überfälle von seiten der Moro-Piraten). Häufig hat die Hütte gar keine Seitenwände, sondern nur Boden und Dach, giebt es Seitenwände, so sind sie sehr einfach aus Blättern zusammengeflochten. Ihre Niederlassungen legen sie am liebsten in der Nähe des Meeres und an den Ufern der Flüsse an, am dichtesten wohnen sie an der Westküste der Insel. Wenn sie die Nacht beim Marsche überfällt, so errichten sie sich einfache Schutzdächer aus Gras, Marche teilt uns zwei solcher Campements in seinem Reisewerke durch Abbildungen mit (p. 343).

Die Tracht der Männer beschränkt sich meist auf eine zwischen den Beinen durchgeschlungene Schambinde, bei den Frauen auf einen dem malaiischen Sarong ähnlichen Rock. Doch tragen beide Geschlechter auch Jäckchen nach dem bei den Moros der Philippinen üblichen Zuschnitt. Die Weiber tragen um das Handgelenk Ringe aus Kupfer, Messing und Rotang. Die Männer scheren sich das Haar kurz ab, manche lassen es sich nach Frauenart lang wachsen, in diesem Falle binden sie dasselbe, wie die Frauen, zu einem Knoten am Hinterhaupte zusammen. Beide Geschlechter kauen Betel.

Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, Bogen und Pfeilen und einem Waldmesser, dem Bolo der Tagalen. Einige benutzen auch das Blaserohr zur Jagd auf kleine Vögel. Die im südlichen Teile der Insel wohnenden Tagbanúas handeln von den Moros auch malaiische Krise ein.

Über ihren Ackerbau liegen keine verläßlichen Daten vor. Sie scheinen, wie aus den auf die Religion bezüglichen Nachrichten hervorgeht, vorzugsweise Reis und Bananen zu pflanzen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch Mais und Kamote anbauen.

Über ihre Religion sind nur unzusammenhängende Darstellungen bekannt, doch deutet alles darauf hin, daß ihre religiösen Anschauungen auf derselben Idee, dem Animismus, basieren. Nach Marche sind ihre Hauptgötter: der Magnisda oder Nagabkaban, der Gott der Höhe, des Himmels; Poko, der Gott des Meeres, ein guter Gott, den man auch bei Krankheiten anruft; der Sedumunadok, der Gott der Erde, der bei Ernten angerufen wird, und Tabiakond, der Gott des Erdinnern. Canga-Argüelles hingegen spricht nur von einem einzigen Hauptgott namens Magnindose (besser: Magindok?), der den Ursprung der Flüsse bewohne und bei allen wichtigen Vorfällen des Lebens seine Hände im Spiele hätte und dem man Reis und getrocknete Fische als Opfer spende. Da aber auch von andern Geistern, Diwatas, die Rede ist, ein Name, der in der Götterlehre der Bisayas und der Mindanao-Heiden ebenfalls zur Bezeichnung der zu Dämonen und Göttern gewordenen Ahnenseelen gebraucht wird, so erscheint es mir nur zu sehr wahrscheinlich, daß die oben angeführten Götter auch nichts andres als Diwatas sind, wie denn Marche auf S. 326 angiebt, daß bei Krankheitsfällen der Diwata angerufen wird, was einen Widerspruch mit seiner früheren Behauptung, daß der Gott des Meeres, Poko, bei solchen Fällen in Anspruch genommen würde, in sich schlösse, wenn nicht, wie ich glaube, Poko ebenfalls ein Diwata wäre. Marche erwähnt übrigens, daß die Tagbanúas der Insel Busuanga einen Gott oder Dämon Namens Manalok verehrten. Canga-Argüelles bemerkt, daß sie Kenntnis von Strafen und Belohnungen in einem jenseitigen Leben besäßen; nach Baamonde-Ortega glauben sie, daß die Seele eines bösen Menschen ruhelos herumschweife. Wie Canga-Argüelles uns mitteilt, nennen sie die Hölle: Basand.

Wenn die Reisernte vorüber ist, so feiern die Tagbanúas ein großes Fest. Auf den Ruf des Opferpriesters versammeln sich die Tagbanúas an den Gestaden des Meeres, allerlei Lebensmittel herbeischleppend. Der Priester nimmt Hühner und Hähne und hängt sie mit den Beinen an den Zweigen eines Baumes auf. Er schlägt hierauf mit einem Stocke mit einem Schlage nach dem Tiere, trifft er es und schlägt er es tot, so wird es gebraten und verzehrt. Er darf eben nur einmal nach dem Tiere schlagen, geht sein Hieb fehl, so wird das Tier losgebunden und freigelassen, es steht jetzt fortan unter dem Schutze des Gottes Poko (man sollte meinen, des Gottes Sedumunadok) und niemand darf es wagen, es zu töten. Hat man die Opfertiere verzehrt, wozu aus Reis hergestellter Branntwein getrunken wird, so wird dann getanzt. Um Mitternacht, wenn der Stern Buntala[1]) den Meridian passiert hat, schreitet der Priester tänzelnd in das Meer und stößt ein kleines Floß mit den Opfergaben für den Gott Poko in dasselbe heraus. Das Floß ist aus Bambus hergestellt, etwa 1,50 m lang und ungefähr ebenso weit. Auf demselben befinden sich auf Bananenblättern Reis, Fische, gekochte Hühner, süße Gerichte aus Honig, Kokos und Reis und außerdem vier lebendige Küchlein von vier bis fünf Tagen Alter. Wird das Floß an den Strand zurückgetrieben, so ist dies ein böses Zeichen, denn Poko weist dann das Opfer zurück; wird es ins Meer hinausgetragen, so herrscht dann allgemeiner Jubel, denn es steht ein gutes Jahr bevor. Nach dem Padre Navarro kommt dieses Floßopfer in veränderter Form auch unter den christlichen Tagbanúas vor: Am Festtage des Kirchenheiligen bringen sie als Geschenk ein kleines Schiffsmodell dar. Es ist roh aus Holz gezimmert und mit hölzernen Nägeln zusammengefügt, das Steuerruder ist mit Bejuco (Rotang) angefügt. Der Padre schätzt den Wert eines solchen Fahrzeuges auf 20 bis 25 Pesos.

Es giebt noch andre Feste, welche von reichen Tagbanúas gegeben wurden; auch bei diesen interveniert der Priester mit

[1]) Nach Marche, dem ich diese Schilderung entnehme, dürfte dieser Stern mit dem Jupiter identisch sein. Der Name Buntata klingt verführerisch an den Götternamen Bathata an, der in der Mythologie verschiedener Völker von Holländisch-Indien und den Philippinen vorkommt.

Gesang und Tanz. Diese Feste finden stets bei Nachtzeit statt, beginnen am Neumonde und dauern bis zur Beendigung der Mondphase.

Bei andauernden Krankheiten wird die Hilfe von Priestern in Anspruch genommen, und zwar bei männlichen Patienten von männlichen Priestern, bei weiblichen von Priesterinnen. Der Priester tanzt um den Kranken herum und ruft hierbei den Diwata an, damit dieser in seinen — des Priesters — Leib fahre und ihm so die Kraft verleihe, den Patienten zu heilen. Dann wirft er den Geistern eine Hand voll Reis und eine andre gefüllt mit Glasperlen zur Hütte hinaus. Hierauf nimmt er ein Huhn bei den Füßen und schlägt mit einem einzigen Schlage nach demselben. Tötet er das Huhn mit dem Schlage, so ist der Kranke gerettet, wenn nicht, so hat der Diwata das Opfer nicht angenommen und der Kranke muß sterben.

Die Tagbanúas heiraten sehr jung, oft schon mit 8 bis 9 Jahren (Marche, S. 325). Der Bräutigam kauft die Braut von deren Vater für Geschenke, welche einer Geldsumme von 10 bis 50, mitunter bis 100 Franks entspricht. Nur die Reichen üben die Polygamie aus. In einer solchen Ehe hat jede Frau ihre eigene kleine Hütte oder zum mindesten ein besonderes Zimmer im Hause ihres Gatten, gleichwohl sind Streitigkeiten unter diesen Damen häufig. Der Mann lebt eine bestimmte Reihe von Tagen bei jeder Frau in regelmäßigem Turnus; die Frau, bei welcher er wohnt, muß ihn während dieser Zeit ernähren.

Die Heiratszeremonien sind in verschiedenen Gegenden verschiedene. Marche erzählt von einer solchen, der er in Burlan beiwohnte: Die Brautleute setzen sich in der Nähe der Hütte nieder, der Priester nähert sich mit einer Hand voll Kokosöl und während er unverständliche Worte murmelt, taucht er einen Finger in das Öl und zieht damit eine Linie über den Arm des Bräutigams vom Zeigefinger bis zur Schulter; dasselbe thut er bei der Braut, nur verlängert er die Linie bis zum Busen.

Baamonde-Ortega schildert dies anders: Wenn dem Tagbanúa ein Mädchen gefällt, so erscheint er eines Tages in ihrem Hause und macht ihr ein Geschenk von grobem Geschirre aus glasiertem Thon. Nimmt sie das Geschenk an, so kann sofort zur Hochzeit geschritten werden, weist sie es zurück, so hat der Freier auf gut deutsch gesagt, einen Korb bekommen. Bei der Hochzeit begleitet der Babaylan (Priester) den Bräutigam mit der Schar der Festgäste unter Höllenspektakel in die Hütte der Braut, um selbe in das Haus des Bräutigams zu führen. Hier hocken sich Braut und Bräutigam auf einer Matte nieder, vor ihnen steht eines der Thongefäße, die der Bräutigam der Braut gegeben; es ist mit gekochtem Reis gefüllt. Eine Weile sehen sich Braut und Bräutigam stumm an, dann greift der letztere in den Reis, nimmt ein Häufchen davon und formt daraus eine Kugel, die er der Braut in den Mund stopft, diese macht ihm dasselbe. Dies ist die ganze Trauungszeremonie (die auch bei andern heidnischen Stämmen der Philippinen üblich ist), während welcher von den Zuschauern ein großer Lärm geschlagen wird, damit die bösen Geister verscheucht würden.

Wenn eine schwangere Frau fühlt, daß ihre Stunde nahe ist, so steigt sie von der Hütte zur Erde nieder und ihr Mann muß dann Hebammendienste verrichten. Geht die Geburt schwer von statten, so wird der Nachbar zu Hilfe gerufen oder sonst ein andrer Mann. Frauen nur in den allerseltensten Fällen und dann nur Priesterinnen. Nach Marche geht die Frau nach der Geburt zum nächsten Bache oder Flusse und wäscht das Neugeborene, nach Canga-Argüelles thut dies jedoch der Mann. Wird das Kind ein bis zwei Jahre alt und ist genügend kräftig, daß man glaubt, es würde „groß" werden, so erhält es einen Namen; ist es kränklich und glaubt man, daß es bald sterben würde, so giebt man ihm keinen Namen, „denn es steht nicht dafür".

Der Witwer- oder Witwenstand dauert nach A. Marche drei Jahre, erst dann kann man wieder heiraten, doch kann man durch ein Geldgeschenk an die Priester oder an die Familie der verstorbenen Ehehälfte einen Dispens erwirken. Stirbt eine Frau eines „polygamen" Tagbanúa, so zahlt er den Dispens den Greisen seines Tribus.

Über die Begräbnisplätze und Leichenbestattungsarten weichen die Autoren in ihren diesbezüglichen Mitteilungen sehr voneinander ab, wohl aus dem Grunde, weil an verschiedenen Orten auch verschiedene Bräuche herrschen, wie sich dies auch aus den Mitteilungen von A. Marche ergiebt.

Am verbreitetsten scheint folgende Sitte zu sein: Die Leiche wird in einen ausgehöhlten Baumstamm gelegt und dieser hermetisch verschlossen. Der Sarg wird dann tief im Walddickicht unter dem Gezweige eines Baumes versteckt. Mitunter wird ein Strohdach über demselben errichtet. Mit dem Toten werden seine Waffen und seine wertvollsten Gerätschaften und Schmucksachen begraben (Marche). Nach Canga-Argüelles wird die Hütte und das Feld des Verstorbenen für immer gemieden; nach diesem Autor wird die Leiche eben in dem (Reis-) Felde begraben. Derselbe Canga-Argüelles sagt, daß kleine Kinder in Urnen (tibores) bestattet würden, welche Basinganis genannt werden.

Die Friedhöfe der Tagbanúas der Insel Dibatac[1]) sehen ganz anders aus. Die Leichen liegen in einer seitlich offenen Tragbahre, welche in das Geäste der Bäume eingefügt ist. Das Dach besteht aus Blättern. Seitwärts oder unterhalb sind die Utensilien des Toten untergebracht. Mit der Zeit faulen die Rotangs der Tragbahre und diese stürzt ein und die Gebeine fallen zu Boden. Diese werden dann gesammelt und in mehr oder minder ornamentierte Holzsärge oder große Urnen gesteckt und diese endgültig beigesetzt. Wie die Sámales der Insel Sámal des Golfs von Dávao ein Inselchen — Malipano — zu ihrer Nekropolis sich ausersehen haben, so begraben auch die Tagbanúas ihre Toten gerne auf der Insel Mayo-Payao. Baamonde-Ortega sagt daß sie nur jene Toten in freier Luft verwesen lassen, welche durch einen guten Lebenswandel sich ausgezeichnet hätten. Derselbe Autor erwähnt noch folgende merkwürdige Zeremonie: Stirbt ein Ortsfremder oder Reisender in einer Tagbanúaniederlassung, so rammen sie in die Erde einen festen Pfahl, auf welchem sie einen Querbalken derart befestigen, daß er wie eine Magnetnadel frei nach rechts und links oszillieren kann. Hierauf wird der Tote an einen Pfahl gebunden und an dem einen Ende des beweglichen Balkens aufgehängt, als Gegengewicht ein der Leiche gleichschwerer Klotz an dem andern Ende befestigt. Nun fragt man den Toten: „Willst du hier oder in deiner Heimat begraben sein?" und bringt den Balken in drehende Schwingung. Wenn die Schwingungen der „Totenwage" zu Ende sind, so ist das Gewicht der Leiche entweder gegen die Richtung seiner Heimat hin gewendet oder nicht, im ersteren Falle wird die Leiche nach Hause geschafft, im letzteren Falle aber an Ort und Stelle bestattet.

Eine eigenartige Todesstrafe müssen Ehebrecher und Blutschänder erdulden; sie werden in das Meer versenkt, beide Teile aneinander gefesselt. Die Tagbanúas sind überhaupt ein gesittetes Volk. Raub und Mord sind ihnen unbekannte Dinge und dies ist um so glaubhafter, als diese Nachricht uns ein Missionär, der Padre Navarro, bringt.

[1]) Offenbar hängt der Name dieser Insel mit Diwata zusammen.

Der Hof von Siam und seine Kulturbestrebungen.

Man muß den Bericht des Chevalier de Chaumont über seinen Empfang beim Könige von Siam im Jahre 1685 gelesen haben, als er demselben ein Schreiben Ludwigs XIV. überbrachte [1]), um zu verstehen, welche großartige Wandelung mit dem Hofe von Siam vor sich gegangen ist. Morgenländischer Prunk und Pracht auf der höchsten Stufe umgab den hinterindischen Herrscher und alles in seiner Umgebung lag ohne Schuhe und Strümpfe auf dem Boden. Unter dem 1866 verstorbenen Vater des gegenwärtigen Königs, dem weisen Mongkut, begann aber der europäische Einfluß zu erstarken und europäische Sitten hielten ihren Einzug am Hofe von Bangkok, der nun neben jenem Japans der am meisten europäisch zugeschnittene Asiens ist und an dem europäische Prinzen mit einer Etikette empfangen werden, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Ein solcher Empfang ist vor kurzem dem Erzherzog Leopold Ferdinand von Österreich zu teil geworden, der als Kadett an Bord des Kriegsschiffes „Fasana“ die süd- und ostasiatischen Küsten besuchte. Diese Reise hat in dem K. K. Linienschiffsleutnant Leopold v. Jedina einen ganz vortrefflichen Beschreiber gefunden [2]). Es ist derselbe Offizier, der sich durch sein gehaltvolles Werk „Um Afrika“ bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat. Die besondere Gelegenheit, daß ein österreichischer Erzherzog sich an Bord befand, verschaffte ihm, seinem eigenen Begleiter, überall den Zutritt, wo andere nicht so leicht hingelangen. Und so sind es denn verschiedene asiatische Fürstenhöfe, die in ihrer ganzen Pracht, aber auch in ihren ethnographischen Eigentümlichkeiten zur Anschauung kommen. Die Reise führte nach Makalla und Maskat in Südarabien und die Schilderung dieser beiden sehr selten von Europäern besuchten Sultanate gehört mit zu den wichtigsten des Buches. Es folgen Schilderungen des Persischen Golfes, Vorder- und Hinterindiens, Chinas, Japans, der Liukiu-Inseln, Ceylons. Neben vielem Bekannten, das aber in fesselnder Weise vorgetragen wird, kommen auch neue Mitteilungen zur Darstellung; so wollen wir auf die besondere Berücksichtigung der Musik (mit Noten) bei verschiedenen der besuchten Völker hinweisen.

Unter den Schilderungen der Höfe ist namentlich jener des Königs von Siam von Bedeutung, denn aus derselben ergiebt sich der großartige Umschwung, der in europäischem Sinne hier stattgefunden hat. Hervorzuheben ist dabei aber, wie die Reformen, die in Siam Platz greifen, einzig und allein von oben her, durch den Hof anbefohlen und durchgeführt werden, während das Volk — anders wie in Japan — dabei sich wenig beteiligt und nicht jenen Drang zur Europäisierung zeigt, wie er schon bei dem japanischen Mittelstande vorhanden ist. Über die feierliche Audienz erhalten wir folgenden Bericht.



Somdet Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn, König von Siam.

Eine entsprechende Anzahl Galawagen, sowie eine Abteilung Gardereiter, recht schmuck in ihren scharlachroten verschnürten Röcken, blauen Beinkleidern und weißen Helmen, auf ihren Lanzen weißrote Fähnlein führend, harrten vor dem Palais und hatten nicht wenig neugieriges Volk angezogen. Der Weg nach der königlichen Residenz, längs der weißen krenelierten Mauern derselben, über die breite Kasernenstraße und über den Platz vor dem gegen Norden gelegenen Hauptportale war bald zurückgelegt. Wir gelangten in den ersten Schloßhof, eigentlich eine breite Straße, die von verschiedenen größeren Gebäuden gebildet wird. Hier war eine Kompagnie Gardesoldaten aufgestellt. Beim Vorbeifahren Sr. k. u. k. Hoheit senkten sich die Fahnen mit dem weißen Elefanten auf dem roten Grunde und ertönte die österreichisch-ungarische Volkshymne, von einer jugendlichen Musikbande sehr gut ausgeführt. Im zweiten Schloßhofe leisteten weitere Abteilungen der Leibgarde die gleichen Ehrenbezeigungen. Auf der Freitreppe wurde Se. k. u. k. Hoheit vom Oberzeremonienmeister Prinz Praschak Silpakom, einem Stiefbruder des Königs, empfangen und in die Vorhalle und zum Audienzsaale geleitet. Bis auf die Treppe vor dem Saale ihrem erlauchten Gaste entgegeneilend, begrüßten der König und der Kronprinz den Herrn Erzherzog, worauf sich die höchsten Herrschaften in den kleinen Audienzsaal begaben. Nach einiger Zeit, während welcher man uns den in Siam ebenso wie in Japan unvermeidlichen Thee und Zigaretten vorsetzte, wurde das Gefolge zur Audienz befohlen. Wir gelangten vorerst in einen großen Saal, der mit ausgesuchter Feinheit europäisch eingerichtet ist. Hier bildeten die Großwürdenträger des Reiches Spalier. Die höchst kleidsamen und geschmackvollen weißen Galauniformen der mit Orden bedeckten Militärs und Beamten fanden ein würdiges Gegenstück in den reichen Goldbrokatgewändern der Edelleute und den indisch gekleideten kleinen Pagen.

„Im ebenfalls ganz europäisch eingerichteten kleinen Audienzsaale befanden sich der König, der Kronprinz, die Königin, sowie die Prinzen ersten Ranges. König Tschulalonkorn, oder wie der amtliche Titel lautet: Somdet Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn, ist ein hübscher Mann von mittlerer Größe, den man weit eher für einen Süditaliener als einen Siamesen halten würde. In seinem ganzen Auftreten vereinigt er große Zierlichkeit mit wahrhaft königlicher Würde, was durch die überaus kleidsame

[1]) Sir John Bowring, The Kingdom and people of Siam. London 1857. II, 72.

[2]) „An Asiens Küsten und Fürstenhöfen.“ Tagebuchblätter von der Reise S. M. Schiff „Fasana“ 1887—89. Mit einer Karte, 70 Voll- und 470 Textbildern. Wien, Ed. Hölzel. 1891.

Uniform in erhöhtem Maße zur Geltung kommt. Nach den Regeln der siamesischen Hofsitte redete Se. Majestät bei der Vorstellung nur siamesisch, doch versteht derselbe sehr gut englisch und wendet auch diese Sprache im Verkehr mit fremden Prinzen an. Der Kronprinz Mahawadji Runit, welcher noch nicht das elfte Lebensjahr erreicht hat, ist eine allerliebste Erscheinung mit sehr lebhaften klugen Augen. Die kleine, schlanke Gestalt mit dem durch einen Blumenkranz gezierten Scheitelknoten, nahm sich in dem weißen Waffenrock, über welchem er gleich dem Könige das Band seines österreichischen Ordens trug, besonders vornehm aus. Funkelnde Brillantnadeln im Haare und mit gleichen Edelsteinen besetzte Fußspangen über den Kniestrümpfen verliehen ihm zugleich auch ein ganz eigenartiges Aussehen.

Ihre Majestät die Königin Sawang Waddhana ist eine höchst anziehende Dame von ungefähr 26 Jahren. Gleich den meisten Mitgliedern des königlichen Hauses von ziemlich lichter Hautfarbe und schlankem Wuchse, mit rabenschwarzem kurzen Haare und ausdrucksvollen Augen von gleicher Farbe, verbindet sie mit mädchenhafter Zurückhaltung ein königliches Selbstbewußtsein. Die eigentümliche Kleidung, ein durch einen Gürtel zusammengehaltenes Leibchen mit engen Ärmeln, sowie ein Panung, beides aus feinstem Goldbrokat, weiße Kniestrümpfe und Schnallenschuhe, dabei Ordenssterne auf der Brust und der ganze Anzug mit Brillanten übersäet, erhöhten das Ungewöhnliche der äußerst gewinnenden Erscheinung.

Mit einigen huldvollen Worten an jeden einzelnen der Vorgestellten war die Audienz beendet, und unter den gleichen



Sawang Waddhana, Königin von Siam.



Mahawadji Runit, Kronprinz von Siam.

Ehrenbezeigungen, wie bei der Ankunft, fand die Rückfahrt statt.

Das Einlenken in europäische Bahnen in Siam ist das Verdienst des Vaters des gegenwärtigen Königs, des „weisen" Mongut. Überzeugt, daß nur eine heilsame Reform der Verwaltung und geordnete Rechtszustände Siam die Selbständigkeit retten können, hob er all die drückenden Monopole auf, durch welche bisher die Regierung den Außenhandel erschwerte, eröffnete das Land den Fremden, schloß Handelsverträge mit den europäischen Mächten ab und begünstigte alle industriellen und Handelsunternehmungen. Unter ihm entstand eigentlich erst die siamesische Handelsflotte für die weite Seeschiffahrt, welche nun schon eine beträchtliche Anzahl von Dampfern und Querseglschiffen zählt. Er legte auch den Grund zur modernen siamesischen Kriegsflotte und bildete das Heer nach europäischem Muster aus. Die natürlichen Reichtümer des Landes kamen jetzt erst zur Geltung. Die Ausfuhr von Reis und Teakholz, die Hauptprodukte des Landes, steigerte sich stetig und damit nahm der Wohlstand zu.

König Tschulalonkorn, welcher im Jahre 1866 seinem Vater auf dem Throne folgte, erbte von diesem den fortschrittlichen Geist und setzte die angebahnten Reformen mit Thatkraft fort. Er führte eine moderne Rechtspflege ein, hob die erbliche Sklaverei gänzlich auf und beschränkte das bestehende Sklavereiverhältnis. Wenn man bedenkt, wie die Sklaverei bei allen Völkern Hinterindiens eingelebt ist, und daß z. B. die Franzosen in Kambodja es noch nicht für zeitgemäß halten, sie gänzlich zu beseitigen, muß man der Willenskraft des Königs alle Achtung zollen.

Unter König Tschulalonkorn trat Siam dem Weltpostverein bei, die Hauptorte des Landes wurden telegraphisch verbunden und der Anschluß des so entstandenen Netzes an die Weltlinien über Moulmein und Saigon hergestellt. Die

Einrichtung eines zweiten Königs, welche bei dem Umstande, daß König Tschulalonkorn die Regierung ganz in seinen Händen vereinigte, überflüssig geworden ist, wurde abgeschafft. Der König unternahm ferner — ein in der Geschichte Siams unerhörter Fall — eine Reise ins Ausland nach Britisch- und Niederländisch-Indien, um die dortigen Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Die Errichtung von Schulen und Krankenhäusern, mannigfache Einführungen zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse und zur Verschönerung Bangkoks, die Einrichtung einer modernen Sicherheitswache, sowie die Entsendung einiger Siamesen zur Ausbildung in das Ausland waren die Folge davon.

Durch häufige Rundreisen im eigenen Lande überzeugte er sich von der regelmäßigen Verwaltung desselben, und wurde seine Aufmerksamkeit auf die Hebung des Verkehrswesens gelenkt, welche durch Anlage einer Eisenbahn nach den nördlichen Provinzen demnächst Ausdruck finden wird. Mit der Einführung der Zeitrechnung nach Sonnenjahren ist gleichfalls ein den Handel und Verkehr mit dem Auslande erleichternder Fortschritt gemacht worden.

Aber auch in gesellschaftlicher Beziehung bethätigte sich die fortschrittliche Denkungsweise des Königs. Die sklavischen Unterwürfigkeitsbezeigungen der Niedern gegenüber den Höheren wurden aufgehoben; auch das früher übliche Niederwerfen beim Erscheinen des Königs ist abgestellt. Ferner hat die gesetzlich gestattete Vielweiberei in der Praxis schon eine bedeutende Einschränkung erfahren. Auch bezüglich Titel und Stellung der aus derselben hervorgehenden großen Anzahl von Prinzen werden gewisse Beschränkungen gemacht, um die Bedeutung dieses Titels aufrecht zu erhalten. Von den eigentlichen Frauen des Königs, welche Prinzessinnen von Geblüt sein müssen, wird nur eine zur Königin erhoben, aber erst dann, wenn einer der aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhne zum Kronprinzen erklärt wurde. Nur die Söhne des Königs, welche eine Prinzessin von Geblüte zur Mutter haben, erhalten den Titel königliche Hoheit, die Enkel sind nur mehr Hoheit, und im vierten Geschlecht erlischt der Titel gänzlich. Die meisten hervorragenden Stellen im Staate sind durch Prinzen besetzt, und das ganze Reich macht den Eindruck einer großen Familiendomäne. Das ganze geistige und politische Leben Siams vereinigt sich in Bangkok, und hier laufen wieder alle Fäden im königlichen Schlosse zusammen. Tagtäglich findet des Abends die Berichterstattung beim König statt und kein Vorkommnis in Bangkok bleibt demselben unbekannt. Bei den außerordentlichen Geistes- und Herzensgaben, welche die Mitglieder der gegenwärtigen Dynastie auszeichnen, erweist sich dieses Regierungssystem für die Siamesen sehr vorteilhaft. Sie bilden eine einzige große Familie, die im Könige nicht bloß den legitimen Herrscher verehrt, sondern auch den Familienvater liebt, soweit solche Gefühle bei dem zwar gutmütigen, aber teilnamlosen Charakter der Siamesen überhaupt möglich sind.

Die Tiber oder der Tiber?

Die Beantwortung der Frage, ob das deutsche Lehnwort Tiber weiblich oder männlich zu behandeln sei, ist in neuerer Zeit mehr und mehr schwankend geworden. Noch vor 3 bis 4 Jahrzehnten hörte und las man allgemein die Tiber, und als solche wird der römische Fluß den Älteren von uns Lebenden in der Schule wohl fast ausnahmslos beigebracht worden sein. Aus Flotows bekannter Oper „Stradella“, die aus dem Anfange der vierziger Jahre stammt, kennen wir den Gesang der beiden Banditen: „An dem linken Strand der Tiber, bei dem Hügel rechts vorüber, liegt ein Flecken . . .“ — und so singt das Räuberpaar noch heute. Dieser althergebrachte Gebrauch des weiblichen Geschlechtswortes begann in weiteren Kreisen erst in den fünfziger oder sechziger Jahren unseres Jahrhunderts unsicher zu werden, und zwar waren es zunächst deutsche Gelehrte, die uns unterwiesen, der Tiber sei richtiger als die Tiber, weil das Wort in der Ursprache, der lateinische Tiberis nämlich und ebenso der italienische Tevere, männlichen Geschlechts sei. Dieser Weisheit ist dann im Laufe der Jahre eine größere Menge urteilslos gefolgt, als es „gebildet“ wurde, die Kenntnis lateinischer Gelehrsamkeit auszuhängen.

Als unsre deutschen Vorfahren vor Jahrhunderten das Lehnwort „Tiber“ bildeten, da haben sie sich um das Geschlecht des lateinischen oder italienischen Stammwortes nicht gekümmert, trotzdem es auch zu jener Zeit an Gelehrten aller Art nicht gefehlt hat, sondern sie legten dem ungedeutschten Worte dasjenige Geschlecht bei, welches nach dem Brauche ihrer deutschen Muttersprache den Flußnamen mit der Endung . . er zukam. Sie kannten je nach der Gegend, in der ihre Wiege gestanden hatte, die heimatliche Weser und ihre Nebenflüsse, die Emmer und die Aller, weiterhin den Nebenfluß der letzteren, die Oker und deren Nebenflüsse, die Ecker und die Schunter; oder sie kannten die Eider, die Alster, die Emscher, die Pader, die Wupper, die weiße Elster und die schwarze Elster, die Oder, Eger, Ucker, Iser, Ziller, Lieser, Iller u. s. w. Und nach dieser Regel ihrer Sprache, an der vereinzelte Ausnahmen (der Bober, der Kocher, der Stober) nichts ändern, schufen sie „die Tiber“ und haben es damit gehalten die Jahrhunderte hindurch, trotz den männlichen Tiberis und Tevere, bis auf unsre Zeit. Sogar am Tiberstrande selbst, in Rom, haben die Deutschen früher nur die Tiber gekannt, trotzdem gerade für den dort lebenden Deutschen, der den männlichen Tevere tagtäglich vor Augen und Ohren hat, die Versuchung sehr nahe liegt, auch das deutsche Wort Tiber männlich zu behandeln. Goethe kennt in seinen Briefen aus Rom nur die Tiber. „So sind die sieben Hügel Roms — heißt es in der italienischen Reise unter dem 25. Januar 1787 — nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber.“ Und Goethe war der „fluvus Tiberis“ und „il Tevere“ ebenso geläufig, wie irgend einem unsrer neueren Übergelehrten; aber er folgte, wenn er deutsch sprach, dem Geiste seiner Muttersprache und nicht Livius und Cicero. (Zeitschrift des deutschen Sprachvereins.)

Vorgeschichtliches aus Reichenhall.

Unter obigem Titel veröffentlichte Herr v. Chlingensberg-Berg in der „Beil. z. Allgem. Zeitung“ 1891, Nr. 38, einen größeren Artikel. In einer Thalschlucht am Fuße des Zwieselberges liegt dort ein 4 m hoher Hügel von 24 m Durchmesser. Grabungen ergaben zwei Schichten. Zwischen zahlreichen Tierknochen [Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Ziege, Hund (zweimal)] standen etwa 700 Gefäße. Es sind rote und hellgraue, mit Zapfen, Buckeln, Einkerbungen versehene, meist bauchige Geschirre. Bei mehreren findet sich Bemalung mit brauner oder gelbroter Farbe. Aus dem Berichte geht nicht mit Klarheit hervor, ob auch diese Gefäße Knochenteile enthielten. Wenn jedoch die weißgebrannten Knochenteile, zwischen denen die Gefäße lagen, nicht Tierknochen waren — und in solchem kalzinierten Zustande werden sie schwer von Menschenknochen zu unterscheiden sein! —, dann hätten wir in diesem Befunde einfach ein Urnenfeld vor uns, das, wie so häufig in den Ostalpen, in der Form eines größeren Tumulus erscheint. Zur Erkenntnis dieses Verhältnisses gehört eben Blick und Übung! — Ob die Brand- und Opferplätze, welche Herr v. Chlingensberg im westlichen Teile dieses

Lagers und in dessen Mitte entdeckt hat, zu diesem Urnenfelde als Ustrinen gehören, läßt sich nur aus etwaigen analogen Gefäßresten bestimmen! —

In der Mitte des Hügels „ziemlich tief in der Holzkohle" stießen die Arbeiter auf zwei an den Enden sich verjüngende Armringe von Bronze (der eine schnurartig gewunden, der andre mit Wolfszahnornamenten und Querstrichen geziert) und eine abgebrochene Bronzenadel mit Einschnürungen am Kopfe. Darunter fand sich innerhalb eines regelmäßigen Steinkranzes in einer Lehmdecke ein — Menschenopfer nach dem Berichterstatter. An Stelle der dem Kannibalismus der Vorzeit zum Opfer gefallenen Leichenteile setzt eine besonnene Forschung, welche sich nach gegebenen Mustern umsieht, eine ganz einfache Bestattung der Hallstattperiode, wobei vielleicht an Stelle der vollständigen Leichenbeisetzung teilweise Leichenbrand trat. Es fanden sich von Körperteilen nur Schädeldach, Occiputteile, grüngefärbt von den Bronzebeigaben, vor.

Als Beigaben dieser Leichen konstatiert der Verfasser zwei Bronzefibeln (Kahnfibeln?), Pfeilspitzen, Zängchen, Beschläge, Knöpfe und mehrere andre mit Feuer veränderte Bronzegegenstände. Wie so häufig bei Hallstattgräbern der Oberbayern (vergl. Dr. J. Naue: „Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee", S. 176 bis 177) fanden sich auch hier Teile eines Ebers vor. — Der bekannte Erforscher der Grabhügel Südbayerns, Dr. J. Naue, hat einen dem obigen ganz entsprechenden Grabfund bei Huglfing gemacht. Auch hier stieß man auf eine unter einer Lehmdecke halb bestattete, halb verbrannte Leiche, bei welcher Kahnfibel, Knöpfe, Gürtelblech, Bronzekreuz und Armreifen als Beigaben lagen. Die Verzierung und die Gestalt dieser letzteren (Taf. XXVI, Fig. 6) entspricht dem einen der von Herrn v. Chlingensberg erwähnten Armreifen.

Über den Fund von Huglfing, vergl. Dr. J. Naue a. a. O., S. 42 u. 43. Was den schnurartig gewundenen Bronzearmring betrifft, so sind sie in Hallstattgräbern von Mittelfranken und Oberfranken (Beckerlohe und Igensdorf) von dem Referenten selbst konstatiert worden; auch in dem berühmten Tumulus von Rodenbach in der Pfalz kommen solche vor (vergl. von Tröltsch: „Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheingebiet", S. 22, Nr. 47 und 48). Auch in Oberbayern (Eching), Niederbayern (Hienheim), sowie in der Oberpfalz (Tungling) hat man ihr Vorkommen konstatiert. Sie fallen in den Übergang von der jüngeren Bronzezeit in die ältere Hallstattperiode. — Hier sind diese zwei Armreifen — wenn die Grabschicht ungestört war — als Totengeschenke von Seiten Anverwandter zu betrachten. — Wie aus unserm Referate ersichtlich, beruht das Ungewöhnliche nicht in den einzelnen Fundreihen, sondern in dem örtlichen Zusammentreffen eines größeren Urnenfeldes mit einem sorgfältig bereiteten Einzelgrabe der Hallstattzeit. — Von Opfern, Kannibalismus, Kulturstätten kann ein kritischer Archäologe nichts erblicken in dem „Vorgeschichtlichen aus Reichenhall".

Dürkheim, den 14. Febr. 1891. Dr. C. Mehlis.

Die Feier des Neujahrs bei den Grusinern[1].

Die Schilderung der mit der Neujahrsfeier bei den Grusinern verknüpften Gebräuche zeigt uns eine interessante Vereinigung christlicher Begriffe mit wenigstens zwei Jahrtausende (denn so alt ist bald das Christentum in Grusien) zurückreichenden heidnischen Aufzeichnungen. Die Feier des ersten Januars begann in den ältesten Zeiten am Hofe der grusinischen Könige, laut dem Historiker Wachuscht, lange vor Sonnenaufgang. Nach dreimaligem Krähen der Hähne versammelten sich alle Zivil- und Militär-Befehlshaber im Palaste des Königs nach ihrer Rangordnung, mit gebührenden Geschenken: der Amilachor, d. h. Konnetable, mit dem schönsten goldgezäumten Rosse, der Basiert-rechuzeß, Jägermeister, brachte einen vergoldeten Eberkopf und in einem Käfige einen flinken Falken dar. Nachdem alle Offiziere, sich stumm verbeugend, abgetreten waren, brachten die Eristawi, Gebietsverwalter, dem Könige gespannte Bogen mit Pfeilen mit den Worten dar: „Möge dieser Pfeil erbarmungslos das Herz des Verräters an dir, mächtigster Fürst, durchbohren!" Die Glückwünsche eröffnete der Tschkondideli, Erzbischof von Martwili in Mingrelien, dem Könige Kreuz und Heiligenbild, der Königin Süßigkeiten darbringend. Nach der Kur ritt der König zur Jagd, zu der Tages zuvor die Vorbereitungen getroffen waren: dargebrachte elende Klepper in einer Verzäunung im Felde geschlachtet worden, um Wölfe, Füchse, Schakale dahin zu locken und sie beim Erscheinen der königlichen Jagd herauszulassen und zu erlegen. Ein homerisches Mahl, Pferderennen, Faustkämpfe und Ringspiele schlossen das Fest, wobei die Sieger vom Könige ein Ehrenkleid (Chalat) erhielten.

Die heutigen Ingeloi, die im Kachschen Bezirke des ehemaligen Ssultanats Jelissen und heutigen Sakataler Kreises, im Thale des Alasan-Flusses lebten, und die im 15. Jahrhunderte, nach der Teilung Grusiens unter die Söhne Georgs VIII. vom Volke der Zachwier (Lesghier) aus dem Daghestan unterworfen worden waren, hat die 400jährige Trennung von den übrigen Grusinern ihrer alten Volksbräuche noch nicht entfremdet. Bei ihnen beginnt heutzutage die Neujahrsfeier bei Sonnenuntergang mit Flintenschüssen, Lärm und Geschrei, die um Mitternacht einer Totenstille Platz machen. Alles im Hause geht schlafen, nur die Hausfrau spinnt eifrig ihre Wolle, während sie der Hausherr mit angenehmem Gespräche zerstreut. Nach vollendeter Arbeit schleichen sie beide lautlos an die schlafenden Kinder heran, thun deren Hände auf die Decken herauf und umwinden solche mit Gespinst, umwickeln damit alles Geschirr und den die Hütte stützenden Deda-bodsi (Mutterpfosten oder Hauptpfosten), auf daß alle Familienglieder und ihr Hab und Gut heil und unberührt bleiben mögen. Von der Hand wird der Faden nicht vor drei Tagen entfernt. Sobald die Hähne dreimal gekräht haben und die Morgenröte sich gezeigt, wecken die ältesten alle übrigen Familienglieder, die aufstehen und ihr neues Kleid und Schuhwerk anthun, um sich darauf alle fröhlich um den Herd zu scharen, der inmitten des Hauses die ganze Nacht über gelodert hat. Auf ein plötzlich ertönendes Klopfen unterbrechen alle ihr Gespräch, um zusammen dreimal zu fragen: „Wer da und was trägt er?" worauf die Antwort erfolgt: „Glück und Wohlergehen bringe ich meiner Familie" — wobei der vorher im Lärme unversehens aus der Hütte entschwundene Familienvater mit dem Wunsche, seine Fußstapfen möchten die des Engels im Hause sein, hereintritt. Damals hatte er einen Krug und Zwergsäcke mit Vogelfutter mitgenommen, sich am Flusse gewaschen, gebetet, den Krug mit Wasser gefüllt, den Sack mit Vogelfutter im Wasser genetzt, einige Nußbaumzweige in den andern Sack gethan und war darauf heimgekehrt. In die Hütte tretend, stellt er den Krug in den Schrank zum Geschirr oder auf das Brett (Korté), thut die Nußzweige in die Ssakane oder Begeli, worin das Mehl und die Körnerfrucht aufbewahrt worden und bestreut alle Ecken des Hauses mit Futter, dazu beständig den Haussegen betend: „Gott, o Kurmucher Kirche, gieb uns Brot und Wohlergehen." Nachdem die Hütte zur Erlangung reichlicher Ernte bestreut

[1] Nach Herrn A. S. Chachanows Abhandlung in der „Ethnographischen Rundschau", herausg. v. d. Ethnogr. Sektion der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie an der Moskauer Universität 1889, Heft 3.

worden, nimmt der Älteste ein Tages zuvor hergerichtetes und hinter dem Deckbalken verstecktes Bündel Nußzweige und giebt jedem Familiengliede einen Zweig, worauf er den ersten selber ins Feuer thut, wo die frische Rinde in der Hitze schnell zerplatzt und prasselt, was eine besondere Bedeutung hat und vom Familienhaupte jedesmal von den andächtigen Ausrufungen: „Herr, mehre uns und sende Fülle in unser Haus, sei uns gnädig!“ begleitet wird. Alle Zweige werden einer nach dem andern Opfer der Flamme, außer zweien, die aufs neue aufbewahrt werden. Danach beginnt man schon um die Morgendämmerung die Tabla, das Opfer, zuzurichten. Auf den Präsentierteller (Chontsbü) thut man das Brot (Nasuki), Fladen, einen Teller mit Honig, Butter, einen Krug Wein, weißen und roten Zwirn und Alle gehen zusammen, den Garten mit dem neuen Jahre zu beglückwünschen. Hier bleiben sie vor einer üppig tragenden Weinrebe stehen, beschneiden solche, begießen um sie herum die Erde mit Wein und schlachten an deren Wurzel einen Hahn mit roten Federn, die dann an die Rebe gebunden werden. Bei dieser Handlung wird das gebräuchliche Gebet gesprochen: „Herr, heiliger Georg von Kurmuch, laß unsere Krüge nicht ohne Wein!“ Zum Schlusse des ersten Aktes dieses Gratulationsganges bietet der Familienvater jedem ein Stück Brot mit Honig und Butter an, giebt etwas Wein abzutrinken — und nach Beendigung dieser eigenartigen heiligen Handlung begeben sich alle in die Hütte. So wird der Anfang des Festes begangen.

Nach der Heimkehr aus dem Garten zerbricht ein jeder schon selber sein Brot und ißt ein kleines Stück desselben. Tages zuvor war nämlich für jedes Familienglied ein besonderes Brot gebacken worden, dessen Form die Bestimmung und Verpflichtung jedes Familiengliedes bezeichnet: für die ältesten backt man ein Beil, für die Söhne — Sicheln, für die Weiber — Spinnrocken, einen Kringel — für die Kuh und einen andern Kringel — für die Vögel des Himmels; den letzteren thut man auf das Dach, während man den andern der Kuh giebt, nachdem man ihn zuvor an ihrem Horne aufgehangen. Dabei spricht man: „Lebe lange unversehrt, bewahren möge dich der heilige Georg von Kurmuch!“

Am Neujahrstage pflegt bei den Jugeloi das Mittagsmahl früh stattzufinden, wobei durch den Brauch geheiligte Speisen bereitet werden: eine Hühnersuppe und Plow (Reisbrei). Zum Mittage erwartet man den Mekwle (d. h. den die Feldfurche, den Glückspfad Ziehenden), der in den Augen des Volkes besonders vom Glück begünstigt sein muß. Es ist dieses gewöhnlich ein Verwandter der Familie. Vor seiner Ankunft nimmt man keinerlei Besuch an. Der Mekwle nimmt, zum Neujahre Glück wünschend, die hinter dem Deckbalken versteckten Zweige hervor, thut sie ins Feuer und ruft bei ihrem Knistern, daß Gott den Hausgenossen Gesundheit und Erntesegen schenken möge. An diesem Tage verleiht man nichts, auf daß der heilige Georg sich nicht erzürne und aller Fülle beraube. Dann beginnt das heitere Mittagsmahl mit Essen, Trinken und Singen, vornehmlich patarischer Lieder zu den Lauten der Tschungura, einer vier- bis fünfsaitigen Zither.

Der vielberühmte heilige Georg von Kurmuch genießt von altersher der besondern Verehrung der Jugeloi. Seine jetzt bis auf den Grundriß zerstörte Kirche steht auf einem Hügel beim großen Dorfe Kach, $1^1/_2$ Meilen von der Grenze des Nuchaschen-Kreises, durch den Kurmuchfluß von jenem reichen Wohnorte getrennt. Die Jugiloi[1], seien sie schon zum Christentume ihrer griechischen Voreltern zurückgekehrt oder noch Mohammedaner, bringen dem heiligen Georg von Kurmuch in den ersten Tagen des November Brot, Seide und Früchte, sowie Tiere, die sie schlachteten, selber aber an Ort und Stelle oder später gesalzen verzehren.

[1] Jugiloi oder Jengiloi vom türkischen Worte jengi, neu, hießen einst und noch jetzt die neubekehrten Grusiner, als sie den mohammedanischen Glauben annahmen.

N. v. Seidlitz.

Ähnlich feiern die Kartalinier (die Grusiner im Kreise von Gorids, Gouvernement Tiflis) ihr Neujahr. Sie backen Glückskringel (Bedisß-Kweri) für das Vieh, für das ganze Haus aber das Brot Bassila, mit einem Kreuze in der Mitte, so genannt nach dem heiligen Basilius: für den Ackersmann wird ein Pflug, für den Ochsen — ein Joch, für die Kuh — ein Euter gebacken. Alles dieses thut man auf einen Präsentierteller um einen Schweinskopf herum, der eine notwendige Zuthat der Neujahrsfeier bildet, die bloß in einigen grusinischen Provinzen durch die lange währende mohammedanische Zwingherrschaft ausgemerzt worden ist. Der Präsentierteller mit allem Eßwerk und angezündeten Lichtern heißt Abramiani, d. h. Opfer zu Ehren Abrahams. Eine Pflicht des Hausältesten ist es, die Präsentierteller auf den Hof hinauszutragen, damit in den Viehstall zu gehen und die Kühe und Ochsen zu beglückwünschen. Mit einem Ei berührt er das Vieh, dazu sprechend: „Seid so rund und voll, wie dieses Ei!“

Wieder ins Haus zurückgekehrt, tritt er vor allem an den Herd und wenn die Funken sprühen, flüstert er: „Soviel Kühe, Ochsen, Schweine, soviel Jahre Lebens, soviel Geld“ u. s. w. Darauf bewirtet er alle mit Honig, einem jeden wünschend: „So süß mögest du altern, wie dieser Honig süß ist!“ Die Abramiani wird drei Tage lang dem ältesten zum Mittage und Abendessen aufgetragen, nach Verlauf dreier Tage aber schneidet man aus dem Brote Bassila das Kreuz heraus und wirft es in den Speicher, wobei das Gebet gesprochen wird: „Möge das Brot in diesem Speicher reichlich und unerschöpflich sein!“

Am Neujahrstage vermeidet der Kartalinier Streit und Unannehmlichkeiten, da er diesen Tag für das ganze Jahr als maßgebend erachtet. Die Nägel zu schneiden ist verboten, damit der Teufel sich derselben nicht bemächtige. Jemanden vor dem Mekwle, dem bewährten Glückwünscher, zu empfangen, wird vermieden. Der Mekwle bringt der ältesten im Hause einen roten verzuckerten Apfel, ihn selber aber bewirtet man mit Gosinaki — in Honig eingekochten Nüssen.

Ähnlich wird in Gurien (an der Küste des Schwarzen Meeres) der Neujahrstag von den Grusinern gefeiert, nur daß er dort vom griechischen Kalandai — Kalandoba genannt wird. Der älteste im Hause mit dem jüngsten Familiengliede tragen den gebräuchlichen Schweinskopf mit einem Weinkruge mit angezündeten Kerzen aus dem Speicher, wo diese Tabla (Opferspende) die Nacht über gestanden hatte, in den Weinkeller. Hier wendet sich der älteste an einen Gott des Weines, Aguna, ihn anflehend, die Dörfer Bachwi und Askani, die ihrer Weine wegen in ganz Gurien berühmt sind, zu besuchen und dann in seinen Keller zu kommen.

N. v. Seidlitz.

Sharps Besteigung des Vulkans von St. Vincent (Westindien).

In No. 2 der Proceedings der Akademie von Philadelphia 1890 giebt Dr. B. Sharp einen eingehenden Bericht über den gegenwärtigen Zustand des Vulkans von St. Vincent in Westindien, welcher seit dem berühmten Ausbruch von 1812 im Solfatarenzustande zu verharren scheint.

Um den Krater zu besuchen, fährt man in einem Boot von Kingstown, der Hauptstadt der Insel aus, nach Chateau Belair. Die Küste bietet für den Geologen einen äußerst interessanten Anblick, da sie aus lauter Lavaströmen mit zwischenliegenden kleinen Thälchen besteht und die Ströme

an ihren Stirnenden sämtlich, von den Meereswogen angeschnitten, ihr Querprofil zeigen. Sie bestehen sämtlich zu unterst aus einer Lage Steinen von verschiedener Größe, vulkanischen Bomben, mit deren Auswurf der Vulkan regelmäßig seine Thätigkeit eröffnet zu haben scheint; darüber liegt die Asche, durch die mit ihr gleichzeitig herabstürzenden Regenfluten zwischen die Blöcke hineingeschwemmt und in einen festen Tuff verwandelt, und darüber die feste Lava, bewachsen mit Grasbüschen, riesenhaften Kandelaberkaktus (Cereus) und dem „Floridamoos", der bekannten grauen Bartflechte. Hier und da zeigen sich prächtige Säulenbasalte, besonders im Cumberlandthal, wo Säulen von 50 m Höhe bei Meterstärke vorkommen.

Chateau Belair ist eine reizende kleine Ansiedlung, welche ganz einem Schweizerdorf gleicht; sie liegt am Eingang des Wallabu-Thales, dessen Nordwand der Vulkan, die Soufrière, bildet. Die beiden Thalhänge sind mit dunkelgrünem Urwald bedeckt, aus dem sich die Kronen hoher Baumfarne wie hellgrüne Schirme abheben; über die Felsen hängen Lianen und Schlingpflanzen herab. Der Pfad folgt dem Kamm eines Lavastroms, von dem man nach beiden Seiten in mit Grün erfüllte Thalschluchten hinabblickt. Wilde Bananen (belisiers), von Feuchtigkeit triefend, bedecken den Lavastrom, hier und da muß man sich mit dem Jagdmesser den Weg durch wahre Dickichte von Begonien bahnen. In einer Höhe von 600 m trifft man auf ein kleines Plateau, das von zwei riesigen, mehrstämmigen Feigenbäumen, den „Maroon-trees", beschattet wird und den gewöhnlichen Rastpunkt vor der Besteigung des Gipfels bildet. Dann wird der Anstieg steiler, die Üppigkeit der Vegetation nimmt ab, an die Stelle des Urwaldes tritt niederes Gebüsch, dann Farne und Gräser mit einzelnen vom Schwefeldampf getöteten Bäumen; Schlacken und lose Steine bedecken den Boden und machen den Tritt unsicher. Kurz unter dem Kraterrand bietet eine künstliche Höhle, von Lianen und Farnen überschattet, Schutz vor der Witterung.

Der Kraterrand ist gegenwärtig etwa 1100 m hoch. 150 m unter ihm liegt ein blauer kreisrunder See, umgeben von einem mit Weiden und Schlinggras bewachsenen Steilhang; der Durchmesser am oberen Rande beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ km, die Tiefe des Wassers gegen 180 m. Die Schwefelausdunstungen sind sehr bemerklich. Dieser Krater ist der alte. Dicht an seinem Nordrande, durch einen schmalen, oben messerscharfen, senkrecht abfallenden Grat geschieden liegt der neue Krater von 1812. Dieser ist gegen 300 m tief und nicht von Wasser erfüllt; nur ein flacher Teich findet sich auf seinem Grunde; sein Nordrand erhebt sich zu etwa 1200 m und bildet wahrscheinlich den Kulminationspunkt der Insel. Sie ist früher höher gewesen; Scrope giebt vor dem ersten bekannt gewordenen großen Ausbruch von 1718 die Höhe der Insel auf 1505 m an. Nach dem Bericht von Moreau de Jonnès wäre der Ausbruch von 1718 allerdings nicht an der Stelle der heutigen Soufrière erfolgt, sondern am Ostende der Insel, aber das muß ein Irrtum sein, denn die Insel hat kein eigentliches Ostende und besteht überhaupt nur aus einem von Nord nach Süd laufenden Bergrücken, dessen Nordende der Vulkan einnimmt. (Nach der gewöhnlichen Annahme ist nicht der Vulkan, sondern der Bonhomme der höchste Punkt der Insel.) Seit 1812 hat der Vulkan sich ganz ruhig verhalten; sein damaliger Ausbruch bezeichnet bekanntlich das Ende der großen Erdbebenperiode von 1811 bis 1812.

Dr. W. Kobelt.

Aus allen Erdteilen.

— Der neunte deutsche Geographentag wird in den Tagen vom 1. bis 3. April 1891 in Wien abgehalten. Ortsgeschäftsführer sind: Hofrat F. von Hauer und Prof. A. Penck in Wien; Hauptgegenstände der Verhandlung: der gegenwärtige Stand der geographischen Kenntnis der Balkanhalbinsel und die Erforschung der Binnenseen. Verbunden damit wird eine geographische Ausstellung sein, die namentlich die Entwickelung der Kartographie von Österreich-Ungarn und der südöstlich angrenzenden Länder zur Anschauung bringen soll. Ausflüge sollen nach Budapest, Fiume und dem Karstgebiete unternommen werden. Anmeldungen bei Dr. Diener, Wien, Universitätsplatz 2.

— „Der große Geist" der nordamerikanischen Indianer hat nie existiert. Da derselbe aber selbst in wissenschaftlichen Werken, namentlich in theologischen und religionsphilosophischen bis zum heutigen Tage eine Rolle spielt, so wollen wir hier daran erinnern, daß bereits vor 14 Jahren der ausgezeichnete amerikanische Gelehrte Garrick Mallery in einer sorgfältigen Untersuchung, in der ihn verschiedene Sprachforscher und Ethnographen unterstützten, nachwies, daß kein einziger Indianerstamm vor seiner Beeinflussung durch Missionare einen ausgeprägten Glauben an einen allmächtigen „großen Geist" oder etwas besaß, was der jüdischen oder christlichen Vorstellung von „Gott" gleich kam. Alle Angaben der Missionare und frühesten Reisenden, die dieses behaupten, sind irrtümliche; es ist aber bekannt, daß auch einige der frühesten Schriftsteller über die Indianer schon das Richtige aussprachen. So sagte Lafiteau, daß die Namen „Oki" und „Manito" verschiedene Geister und Genien bezeichneten. Champlain berichtete, daß „Oki" die Bezeichnung eines Mannes sei, der durch Tapferkeit und Geschicklichkeit vor den übrigen hervorrage. Manito bedeutet „etwas, was über die Fassungskraft hinausgeht". Eine Schlange war oft ein Manito, und selten that man einer Schlange ein Leid an. „Hawanen", wenn richtig geschrieben, heißt nur „lautstimmig", nämlich der Donner. „Kitschi Manito" ist kein Eigenname Gottes, sondern ein Sammelname für eine ganze Klasse großer Geister. Die Dakota-Bezeichnung „Wakan" bedeutet das geheimnisvolle Unbekannte. Eine Uhr ist ein Wakan. Was man vor 200 Jahren bei den Tschokta als Wort für Gott ausgab, entpuppt sich jetzt als die Vokabel für „hoher Berg".

Es scheint, als ob einige Indianer eine unbestimmte Vorstellung von irgend einem guten Geiste oder Wesen hatten, das sie aber nicht verehrten und zu dem sie nicht beteten. Sie beteten und opferten nur den thätigen Geistern, über die sie viele Mythen besaßen. In ihren verschiedenen Schöpfungsgeschichten kommt zuweilen ein nebelhaftes Wesen vor, welches die Dinge in Gang brachte; wenn aber die Sache einmal ihren Lauf hatte, so ist von dieser causa movens keine Rede mehr; ungefähr so, wie heute auch fortgeschrittene Philosophen vom Uranfange reden.

Man hat die Indianer darüber belobt, daß sie den Namen Gottes nicht unnütz gebrauchten. Das ist allerdings richtig, hat aber einen ganz andern Grund, als den in der Bibel betonten. Sie hatten nämlich, nach den besten Kennern der amerikanischen Sprachen, überhaupt kein Wort für unser „Gott", das sie brauchen oder mißbrauchen konnten. Sie verdienten also dafür ebensowenig Lob, als wenn man sie dafür lobte, daß sie vor der Ankunft der Europäer keinen Branntwein tranken.

Die Missionare, welche Dinge gefunden haben, die nicht vorhanden waren, sind jedoch nicht ohne Entschuldigung. Der Indianer hat nämlich die Gewohnheit, einem Fragenden die Antwort zu erteilen, die er wünscht. Nur wenn man ihn in seiner eigenen Sprache seine Mythen erzählen und erklären läßt, kann man darauf rechnen, die Wahrheit zu erfahren. Solche Berichte sind die einzig wertvollen und erst seit kurzem hat man begonnen, die Rothäute in dieser Weise auszuforschen, und ist dahin gelangt, zahlreiche landläufige Irrtümer auszumerzen.

Bei der Übersetzung der genannten Bezeichnungen übersetzten Missionare und Reisende nach bestem Wissen und gebrauchten dabei das, wie es ihnen schien, am besten passende Wort. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet uns Boscana, welcher von einem „Tempel" bei den südlichen Kaliforniern berichtet. Es war aber nur ein runder, sechs Fuß hoher Zaun, ungedeckt — ein Tanzplatz. Doch die darin aufgeführten Tänze waren religiöser Art und daher war seine Übersetzung mit „Tempel" nicht ganz unberechtigt, wenn sie auch spätere Forscher veranlaßte, nach den Ruinen dieses Tempels zu suchen.

Zu wenig Beachtung hat man auch dem Umstande geschenkt, daß es gerade die intelligentesten Indianer waren, die über ihre religiösen Anschauungen berichteten, solche, die bereits an der Wahrheit der alten Geschichten zweifelten. Unter ihnen waren solche, die nach der Wahrheit suchten und die ihre Sehnsucht nach derselben in vagen Vorstellungen von einer allmächtigen Vorsehung kundgaben. Das gemeine Volk war aber davon weit entfernt. Die Missionare, welche berichtet hatten, daß bei den Indianern der Glaube an einen Gott bestehe, waren aufs höchste überrascht, als der bekehrte Hiaccomes von Marthas Vineyard auf einmal seine 37 nacheinander aufgezählten Götter abschwor. Dieses ist aber nur ein die Wahrheit bezeichnendes Beispiel. Die Indianer hatten eine große Anzahl Götter. (Nach Garrick Mallery, Israelite and Indian. A Parallel in Planes of Culture, New York 1889.)

— **Kindbettaberglauben der Chinesen.** Zu Hongkong erscheint eine chinesische Zeitung „Tschang Ngoi San Po", welche es sich zur Aufgabe macht, chinesischen Volksglauben und Volksüberlieferungen zu sammeln. J. H. S. Lockhart hat daraus Verschiedenes übersetzt und im „Folk-Lore" (September 1890) mitgeteilt. Auf den Kindbettaberglauben der Chinesen bezieht sich das Folgende. Wenn in King-fai eine Frau vor ihrer Niederkunft stirbt, so glaubt man, daß der Geist des ungeborenen Kindes auf die Erde zurückkehrt und das Leben irgend eines neugeborenen Kindes verlangt. Aus diesem Grunde wird eine Frau bei der Geburt eines Kindes im Innern des Hauses sorgfältig von Frauen bewacht, während außerhalb Männer Wache halten. Gleichzeitig muß ein junger Mensch mit unverwandtem Blicke auf die Stelle schauen, von der man glaubt, daß der Geist dort erscheinen könnte, während andre ihn dann vertreiben. Werden diese Vorkehrungen nicht getroffen, so glaubt man, daß Mutter und Kind dem Geiste zum Opfer fallen.

Stirbt aber eine Mutter im Kindbette und das Kind bleibt am Leben, dann glaubt man, daß der Geist der Mutter ins Haus zurückkehre, ihr Kind in die Arme nimmt und so dessen Tod verursacht. Um dieses zu vermeiden, wird ein weißes Huhn im Hause gehalten, während gleichzeitig das Kind Tag und Nacht von Familiengliedern bewacht wird. Kommt der Geist, so übergiebt man ihm das weiße Huhn und er entfernt sich. Am nächsten Tage wird alsdann das Grab der Mutter besucht. Findet man darin ein Loch, so kehrt der Geist niemals wieder. Ist aber kein solches vorhanden, so muß ein andres weißes Huhn angeschafft werden, um dieses dem Geiste zu reichen, falls er in das Haus zurückkehrt. Das muß man so lange wiederholen, bis man ein Loch im Grabe findet.

— **Die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten** ergiebt sich aus einer Veröffentlichung des Zensusamtes in Washington im Dezember 1890. Die Indianer Alaskas sind dabei aber außer Acht gelassen. Es geht daraus hervor, daß die Gesamtzahl der Indianer in den Vereinigten Staaten sich auf 244704 beläuft, welche sich aus folgender Zusammenstellung ergiebt:

In Reservationen und den unter der Aufsicht des Indianeramtes stehenden Schulen leben, nicht steuerpflichtig, 130254.

Von solchen Indianern, welche nur mittelbar unter dem Indianeramte stehen und selbst für ihren Unterhalt sorgen, befinden sich in dem Indianergebiete 25357 Cherokees, 3464 Chickasaws, 9996 Choctaws, 9291 Creeks und 2529 Seminolen. Außerdem gehören den genannten Stämmen 15247 Negermischlinge an. Danach beläuft sich die Gesamtbevölkerung des Gebiets der fünf „zivilisierten" Stämme auf 64871 Seelen.

Ferner zählen die Pueblos in Neu-Mexiko 8278, die Sechs Nationen und St. Bagos Bande im Staate New York 5304, die „Eastern Amrokees" in Nord Karolina 2885 Seelen. Sich selbst unterhaltende und der Besteuerung unterliegende Indianer, von denen sich 96 Proz. nicht in Reservationen befinden, sind mit 32567 Köpfen in der allgemeinen Bevölkerungszahl nachgewiesen. Ferner befinden sich in den „Mount Vernon Barracks" 384 gefangene Apaches und in Staats- oder Territorialgefängnissen 184, was eine Gesamtzahl von 114473 ergiebt.

Ferner weist der Bericht 80715 steuerpflichtige und nicht steuerpflichtige männliche Indianer und 63770 nicht steuerpflichtige männliche Indianer auf Reservationen, 82106 steuerpflichtige und nicht steuerpflichtige Indianerinnen, 66484 nicht steuerpflichtige Reservations-Indianerinnen, 32210 von den Vereinigten Staaten Rationen erhaltende und 96044 sich selbst durch Landwirtschaft, Viehzucht, Pferdezucht, Fischerei und Jagd unterhaltende Indianer nach.

Die Zahl der Weißen in den verschiedenen Reservationen im Indianergebiete beträgt 107987, nämlich in dem Gebiete der Cherokee-Nation 27166, der Chickasaw-Nation 49444, der Choctaw-Nation 27991, der Seminolen 96 und der Creek-Nation 3280.

— **Chilenische Kolonieen im Araukanerlande.** Die seit 1883 von der Regierung der Republik Chile im früheren Araukanenlande begründeten Ackerbau-Kolonieen für europäische Einwanderer sind in erfreulichem Aufschwunge begriffen. Da auch zahlreiche Deutsche dort angesiedelt sind, dürften einige Angaben über den heutigen Stand dieser Kolonieen von Interesse sein. Das Land ist meist fruchtbar, für den Anbau von Weizen, Kartoffeln und Gemüsen und zur Viehzucht passend. An Wasser und Holz ist kein Mangel, das Klima ist gesund und angenehm. Die zwischen den Kolonisten und Chilenen wohnenden Eingeborenen sind friedfertig und ehrlich und arbeiten zum größten Teile gern und für einen bescheidenen Lohn bei den Fremden. Die Regierung läßt diesen Resten der alten Herren des Landes jetzt in den fruchtbarsten Landstrichen kleine Landgüter (etwa 4 ha pro Person) anweisen und stellt denselben unentgeltlich Besitztitel aus. Die Indianer dürfen diese Landgüter nicht verpachten oder verkaufen. Für Verkehrswege ist gut gesorgt; die neue Eisenbahn nach Traiguen verläuft in der Nähe der Kolonieen. Auch für Schulen ist in den letzten Jahren viel gethan, es fehlt nur noch an Lehrern, Ärzten, Hospitälern und Kirchen.

Besonders macht sich der Mangel eines evangelischen Geistlichen für die zahlreichen deutschen, englischen und schweizer Kolonisten fühlbar. Durch Anstellung eines Wanderpredigers soll dem wenigstens teilweise abgeholfen werden.

Unter den 331 Familien (aus 1589 Personen bestehend), welche vom April 1888 bis April 1889 nach diesen Kolonieen befördert wurden, befanden sich 159 englische, 6 deutsche, 100 französische und 39 spanische. Zwei neue Kolonieen, Lautaro und Nueva Imperial, sind angelegt worden. In den 12 Kolonieen lebten im Mai 1889 in Summa 1037 Familien aus 4967 Personen bestehend. Die bedeutendsten dieser Kolonieen waren Victoria (1488 Einwohner), Ercilla (618 Einwohner), Quino (728 Einwohner) und Quechereguas (588 Einwohner). Ausgesät wurden Weizen und Kartoffeln. Die Kolonisten besaßen 1354 Pferde, 3066 Ochsen, 2213 Kühe ꝛc. — Die Sicherheit für Person und Eigentum der Kolonisten hat sich im letzten Jahre gebessert, läßt aber noch immer viel zu wünschen übrig. Die Wirksamkeit der Behörden wird durch den Fremdenhaß der Chilenen, welche vor Gericht stets zusammenhalten und oft falsches Zeugnis gegen die Kolonisten ablegen, sehr erschwert.

H. Polakowsky.

— Die Steinböcke in Graubünden. In den Jahren 1878 und 1879 beschäftigten sich die Sektionen Oberland und Rhätia des Schweizer Alpenklubs mit der Frage der Anlegung von Steinbockkolonieen in den Schweizer, zunächst Bündner Alpen. Die Aufhebung der Steinbockzüchterei des Königs von Italien bei Turin gab dem Zentralkomitee des Schweizer Alpenklubs Veranlassung, die Bundesbehörden auf die sich bietende günstige Gelegenheit zur Wiedereinführung dieses seltenen Wildes in die Alpen aufmerksam zu machen. Da jedoch von dieser Behörde nichts gethan wurde, erwarb die Sektion Rhätia ein Rudel von zwölf Stücken, zu denen später noch weitere kamen und wagte damit den Versuch einer Wiederbelebung des Gebirges mit dem Wappentier des Bündnerlandes. Die im Bannbezirke der Errgruppe ausgesetzten Steinbockkolonieen hatten indessen Mühe, sich zu halten, da die erhoffte Vermehrung nicht in erwünschtem Maße eintrat; dagegen wurden die wilden Tiere zu einer neuen Gefahr, indem Reisende von ihnen angefallen wurden. So entsprach der Erfolg nur teilweise den gehegten Erwartungen.

— Jedes zehnte Kind, das dieselbe Mutter gebiert, wird umgebracht im Königreiche Assinie an der Goldküste. Diese Beobachtung machte der dortige französische Resident J. C. Reichenbach bei folgender Gelegenheit: „Die Mutter eines meiner Soldaten, erzählt er, mit Namen Anno, stand davor, ihr zehntes Kind zur Welt zu bringen. Da ich die Gebräuche des Landes kannte, so hatte ich Anno befohlen, mich sofort davon in Kenntnis zu setzen, wenn die Niederkunft einträte. Er selbst verwarf auch den Gebrauch. Eines Nachts gegen 3 Uhr erschien er zitternd und schweißbedeckt auf der Pflanzung Elima, wo ich wohnte, und sagte mir, daß die in der Behausung seines Vaters versammelten Verwandten die Auslieferung des Neugeborenen verlangten, daß aber auf seine Dazwischenkunft hin ein Aufschub bis zu meiner Ankunft erfolgt sei. Schleunigst begab ich mich in das Dorf. Beim Eintritt in die Wohnung vernahm ich eine heftige Unterredung zwischen dem Oheim und der Mutter Annos, worauf ich mir auseinandersetzen ließ, um was es sich hier handle. Der Mann verlangte, daß man ihm das Kind ausliefere, ehe noch die 24 Stunden vergangen wären. Ich ließ den Oheim verhaften und unter guter Bedeckung nach Elima bringen; dort blieb er drei Tage eingesperrt, um die Zeit verstreichen zu lassen, während der ihm der Brauch das Recht gab, von dem Kinde seiner Schwester Besitz zu ergreifen. Das letztere wurde so gerettet und damit ein Fall geschaffen, auf den man sich in der Folge berufen konnte. — Auch ein Kind, das mit sechs Fingern an einer oder an beiden Händen geboren wird, ist dem Tode geweiht. Ich habe auch ein solches gerettet, dessen Vater Arbeiter auf der Pflanzung bei Elima war. Sonst werden die Kinder der Mutter weggenommen, mit roter Farbe bestrichen und von den Verwandten der Mutter im Walde lebendig begraben.“ (Étude sur le royaume d'Assinie. Bull. soc. géogr. 1890, 316.)

— Prechts Synchronoskop. Wie die Generalversammlung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen beschlossen hat, wird mit dem Inkrafttreten des Sommerfahrplans 1891 zunächst für den inneren Eisenbahndienst Mitteleuropas die Zeit des Meridians 15 östlicher Länge von Greenwich in Geltung kommen, während die Annahme dieser Zonenzeit fürs bürgerliche Leben und die hiervon abhängige Einführung in die öffentlichen Fahrpläne vorläufig nur als empfehlenswert erklärt werden. Es hängt dieses mit einem weiter gehenden Vorschlage zusammen, der von Amerika ausgegangen ist. Derselbe geht dahin, für die ganze Erde eine Zonenzeit einzuführen, wie in den Vereinigten Staaten schon geschehen, derart, daß von Greenwich aus jeder 15. Grad als Hauptmeridian für die Zeitrechnung gewählt werde, wodurch man 24 solcher Hauptmeridiane erhalten würde, deren Zeitunterschiede immer in ganzen Stunden beständen. Jeder Ort würde sich dabei in seiner Zeit nach demjenigen Hauptmeridiane richten, der ihm am nächsten liegt. Hierdurch würde man erreichen, daß die Uhren an den verschiedensten Orten der Erde stets dieselben Minuten zeigen und sich nur in ihren Stundenangaben unterscheiden.

Herr Dr. W. Precht hat nun zusammen mit Herrn Schlöbcke, Assistenten an der technischen Hochschule in Hannover, Apparate hergestellt, die er Synchronoskope nennt und dieselben der Hamburger Geographischen Gesellschaft vorgelegt. Diese aus drehbaren Pappscheiben angefertigten Apparate lösen auf verschiedene Art die Aufgabe, die aus einer beliebigen Stundenzone stammende Zeitangabe nach Uhrzeit und Datum in die Zeit einer andern Zone umzurechnen, aber auch zugleich zur Veranschaulichung des Wechsels der Stunden und des Datums auf der ganzen Erde dienen. Wird das eine der Synchronoskope an einer Uhr angebracht, so erhält man eine Weltuhr, welche für die ganze Erde die jedesmalige Zonenzeit anzeigt, ohne daß eine Umrechnung oder Umstellung nötig wäre.

— Der südindische Staat Maisur (Mysore) erfreut sich, wie wir aus einem Berichte des Premierministers ersehen, einer sehr gedeihlichen Entwickelung. Es ist dieses eine Art Budget, welches derselbe der Notabelnversammlung des Landes vorlegte, die in Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten eine beratende Stimme hat. Maisur wurde von 1830 bis 1880 von den Engländern verwaltet, in letzterem Jahre aber wieder dem Maharadschah selbständig, wiewohl unter britischer Oberaufsicht, überlassen. Nach dem Berichte des Ministers haben sich die Einkünfte, die 1882 erst 20 Mill. Mark betrugen, auf $27\frac{1}{2}$ Mill. Mark gehoben; die Steuern gehen regelmäßig ein, die Fläche des bebauten Landes hat sich seitdem verdoppelt. Es bestehen innerhalb der Grenzen Maisurs schon gegen 500 km Eisenbahnen. Die Gerichtsverwaltung hat wesentliche Verbesserungen erfahren und das englisch-indische bürgerliche Gesetzbuch ist mit geringen Abänderungen eingeführt worden. Die Goldausbeute betrug im Jahre 1889 gegen 80000 Unzen, wofür der Staat 440000 Mark an Abgaben empfing.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 12.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Der vlamische Sprachstreit.

Von Dr. jur. Adolf Pauwels. Antwerpen.

Es ist mir sehr erwünscht, daß ich, auf Ersuchen des Herrn Herausgebers des „Globus“ hin, den deutschen Stammesbrüdern eine Übersicht von dem gegenwärtigen Zustande des vlamischen[1]) Sprachstreites geben kann. Es hebt mir das Herz, wenn ich sehe, wie das große mächtige Deutschland mehr und mehr Anteil nimmt an dem eigenen Geistesleben der verwandten Vlamingen und an ihrem hartnäckigen und unversöhnlichen Kampfe gegen das Romanentum. Flandern ist stets eine Vorhut des großen Germanien und wiederum rechnet Flandern auf die sittliche Unterstützung aller derjenigen, in deren Adern germanisches Blut fließt.

Die Vlamingen oder Süd-Niederländer sind desselben Ursprungs wie die Brüder jenseit des Rheins, sie sind Germanen wie diese. Und was mehr ist: die Vlamingen bilden auf sprachlichem Gebiete eigentlich nur ein Volk mit den Holländern und Norddeutschen. Vlamisch, Holländisch, Plattdeutsch sind nur eine Sprache: das schöne, süße und doch so kräftige Niederdeutsch, das — ach! — im Verlauf der Jahrhunderte durch politische Verhältnisse sich in verschiedene Zweige verteilte. Doch, Gott sei Dank, in Nord- und Südniederland (Holland und Flandern), ebenso im Deutschen Reiche ist bei den Sprach- und Schriftkundigen das Bewußtsein der innigen Sprachverwandtschaft, ja der ursprünglichen Spracheinheit erwacht. Dieses Gefühl der Sprach- und Stammverwandtschaft wird dem Deutschen sicher noch besser zum Bewußtsein kommen durch die kurze Studie, die ich hier mitteilen kann.

Es ist unnötig zu erwähnen, daß der Streit der Vlamingen[2]) gegen Frankreich nicht erst von heute ist, sondern schon im frühen Mittelalter begann. Jedoch in dieser Zeit — der Heroenzeit Flanderns —, als das kleine aber mutige Flandern gegen das herrschsüchtige und übermütige Frankreich einen Riesenstreit führte und seine Gemeindefreiheit in eigener Sprache verwaltete, war es hauptsächlich ein Kampf mit den Waffen in der Faust; der edlere Gedanke einer Stammes- und Sprachbeschützung lag damals nur erst als Keim im Gehirne der Vorfechter und Führer Flanderns. Nach langem Ringen fiel Flandern nacheinander unter spanische, österreichische und französische Herrschaft.

Im Jahre 1815 schlug die Stunde der Erlösung zu Waterloo — wo wir noch unlängst zusammen mit holländischen und deutschen Stammesgenossen eine einmütige Feier begangen haben — und Flandern wurde mit seinem natürlichen Bundesgenossen, mit Holland, zum Königreich der Niederlande vereinigt, wie in früheren Jahrhunderten. Das unglückliche Jahr 1830 zerriß das Band zwischen den beiden Schwesterlanden. Die Umwälzung, die namentlich von den Wallonen ausging, durch die meisten Vlamingen und namentlich durch die in diesem Punkte mit den Liberalen einmütige Geistlichkeit befördert, durch Frankreich geschürt — triumphierte. Jetzt betrauern alle aufgeklärten und echten Vlamingen ohne Unterschied der politischen Gesinnung die unheilvolle Erhebung des Jahres 1830. Und dazu haben sie auch vollen Grund, denn die Umwälzung von 1830 bedeutet nichts anderes als den Triumph der Wallonen über die Vlamingen.

Mit dem Jahre 1830 beginnt für Flandern eine Zeit der Stammes- und Sprachunterdrückung. Rogier, ein eingewanderter Franzose, der sich mit an die Spitze der Umwälzung gestellt hatte und der in Belgien Minister wurde, war der eigentliche Anstifter der amtlichen Unterdrückung der Vlamingen zum Vorteile der Wallonen. Als Herr Raikem, ein wallonischer Abgeordneter im sogenannten Nationalkongreß von 1831, die Gleichheit der Landessprachen auf rechtlichem Gebiete durch ein besonderes Gesetz bekräftigt wissen wollte, schrieb ihm Rogier: „daß die vlamische Sprache und der germanische Bestandteil des Volkes mit

[1]) Die Wörter Vlamisch, Holländisch, Niederländisch, Niederdeutsch, Dietsch werden für eine und dieselbe Sprache gebraucht.

[2]) Unter den Wörtern Flandern und Vlamingen versteht man nicht allein die alte Grafschaft Flandern und ihre Bewohner, sondern ganz Nordbelgien mit seinen Bewohnern, also die Landstriche, wo die vlamische oder niederdeutsche Sprache geredet wird.

Rücksicht auf die Einheit in der Staatsregierung unterdrückt werden müßten. Eines des passendsten Mittel hierzu, sagte er, sei soviel als möglich alle Ämter und Stellen an die Wallonen zu vergeben". Von da ab konnte kein Vlaming mehr ohne Kenntnis der französischen Sprache ein Staatsamt erhalten, während im Gegenteil die Wallonen alle Stellen und Ämter nicht nur im wallonischen Landesteil, sondern auch in den vlamischen Gegenden und zwar ohne die geringste Kenntnis der niederdeutschen Sprache erhielten.

Unterricht, Justiz, Regierung, Heer — alles wurde auf französische Art eingerichtet. Bald war der Unterricht nur noch in den niederen Schulen vlamisch, während in den Mittelschulen (Kollegia, Athenäa = den deutschen Gymnasien) sämtliche Fächer in der fremden französischen Sprache vorgetragen wurden. Dieses galt nicht nur für die Staatsschulen, sondern auch für die frei gestifteten, meist von Geistlichen geleiteten Schulen, die dem verderblichen amtlichen Vorbilde folgten. Auf den vier Hochschulen Gent, Lüttich (Staat), Löwen (katholisch) und Brüssel (liberal) lagen die Dinge ebenso schlecht. Niemand konnte — und kann es auch heute noch nicht — Rechtsanwalt, Arzt, Notar, Richter u. s. w. werden, ohne Französisch zu können — für die Wallonen aber war es nicht nötig, niederdeutsch zu verstehen.

Mit dem Gerichte war es noch schlimmer bestellt; nicht allein in bürgerlichen, ja sogar in Strafsachen war die ganze Rechtspflege fast ausschließlich französisch. Man verurteilte die Vlaminger in ihrem eigenen vlamischen Lande vor einer vlamischen Richterbank zum Tode in französischer Sprache, ohne daß der Beschuldigte nur ein einziges Wort von dem ganzen Prozeß verstand! Alles, was vom Staate abhing, die Ministerien, die Post, die Telegraphen, die Eisenbahnen u. s. w., alles war bis auf den Grund verwälscht.

Im Heere wurden — und das geschieht heute noch — die Befehle ausschließlich französisch erteilt; die meisten Offiziere waren — und sind es noch jetzt — Wallonen, die weder Niederdeutsch sprechen noch verstehen. Wieviel vlamische Rekruten erhielten von rohen Korporalen nicht Kolbenstöße und wurden ausgeschimpft von jenen, die die Volkssprache nicht verstanden!

Ich habe etwas länger bei den Zuständen, wie sie sich nach 1830 entwickelten, verweilt, weil sie heute noch beinahe ganz die nämlichen sind.

Im Gefolge der Fremdherrschaft vor 1814 war fast alles geistige Leben in Vlamisch-Belgien vermodert. Bereits unter Spanien und Österreich nahm die Verwahrlosung der Muttersprache ihren Anfang. Die Schuld lag wohl an den andauernden Religionsstreitigkeiten, den unaufhörlichen Kriegen und Verwüstungen, an der Fremdherrschaft, die Nationalgefühl und Muttersprache nicht aufkommen ließ. Unter Napoleon wurde sogar die Herausgabe vlamischer Zeitungen ohne französische Übersetzung verboten. Daraus erklärt sich, daß in der kurzen niederländischen Zeit von 1814—1830 das litterarische Leben sich nicht wieder entwickeln konnte. Dieses war denn auch, meiner Ansicht nach, der Hauptgrund, weshalb die meisten Vlaminger im Jahre 1830 ohne Stammesbewußtsein und Rassegefühl, durch allerlei begründete und unbegründete Reden aufgehetzt, sich den Wallonen anschlossen und das schöne Reich der Niederlande, das für Flandern noch jetzt ein Ideal sein muß, vernichten halfen.

Bald aber sahen die Vlaminger ein, daß sie durch die listigen und selbstsüchtigen Wallonen betrogen worden waren, wie diese alle Staatsvorteile für sich selbst behielten und die Vlamingen wie Hunde behandelten, denen sie von Zeit zu Zeit einen Knochen zum Abnagen hinwarfen!

Und doch bildeten die Vlamingen die Mehrzahl im Lande. Noch sind sie beinahe $3^{1}/_{2}$ Millionen gegenüber $2^{1}/_{2}$ Millionen Wallonen. Warum dauert denn die Sprachunterdrückung immer fort? Einfach deshalb, weil Flandern durch die politischen Parteien zu sehr zerrissen ist und namentlich dadurch, daß in den Schulen tausende von Kindern ohne Wissen und Wollen zu Feinden des vlamischen Vaterlandes wurden und in Mark und Bein verbastert sind durch das langsame Einschlürfen des französischen Giftes, das im Unterricht ihnen langsam in alle Poren des Geistes und Herzens eingepumpt wird. Doch neben diesen verwälschten Zweigen des germanischen Volksstammes fanden sich, von 1830 an und etwas später, mutige und gelehrte Vaterlandsfreunde, die die Gefahr des Untergangs der Vlamingen einsahen und mit zäher Geduld das Werk begannen, feste Deiche gegen die alles überwältigende französische Flut zu errichten. Zu diesen Männern gehören: Jan Frans Willems, Hendrik Conscience, Jan de Laet, J. B. David, Snellaert, Serrure, Bormans, Blomaert, Jan und Theodor van Rijswijk und eine große Anzahl anderer begabter Vaterlandsfreunde.

Als Sprach- und Geschichtsforscher, als Romanschreiber und Dichter suchten sie die Werke der alten vlamischen Meister hervor, durchstöberten sie alte Chroniken, stellten sie die Heldenthaten der Väter dem verfallenen, doch lauschenden, lernbegierigen und bewundernden Geschlechte der Nachkommen vor Augen. Namentlich lehrte Hendrik Conscience mit seinen geistreichen vaterländischen Romanen das Volk lesen. Dieses war die Zeit der litterarischen vlamischen Bewegung.

Und aus dieser litterarischen Bewegung heraus wurde der echte politische vlamische Sprachenstreit geboren. Die wahre Grundlage zu demselben ist aber erst im Jahre 1870 gelegt worden. Bis dahin hatte die studierende Jugend noch nicht an dem Streite teilgenommen. Freilich hatten sich schon früher einige Studenten an den Hochschulen von Gent und Löwen mit vlamischer Litteratur beschäftigt; doch das waren Ausnahmen. Allmählich aber hatte sich um jene Zeit in allen Teilen Flanderns durch das Lesen vaterländischer Schriften bei den Studierenden der Gymnasien ein allgemeiner Geisteszug eingestellt, der auf die Hebung der unterdrückten Muttersprache hinging. Namentlich in Westflandern nahm der Studentenkampf von Anfang an einen großen Aufschwung, angeregt durch die glühenden Gedichte des leider zu früh verstorbenen Albrecht Rodenbach. Auf fast allen Kollegien im vlamischen Lande wurden von den Gymnasiasten Verbindungen zur Hebung und Verteidigung der Muttersprache gegründet. Die Studierenden verlangten im Gegensatze zu den verstockten wälschgesinnten Lehrern die Vlamisierung des Unterrichts. An den freien Tagen hielten sie Versammlungen, an denen die Heldenthaten der Vorväter besprochen und bewundert wurden, sie eiferten sich an einzutreten für die Wiedergewinnung der verlorenen Sprachrechte und für Verbesserung des verbasterten Volksgeistes. Bald kamen die vlamisch gesinnten Studenten der verschiedenen Provinzen zu einander in Beziehung und errichteten allgemeine Versammlungen, die Gau- und Landtage.

Das waren schöne Tage vaterländischen Geisteslebens und vaterländischer Freude, von hartnäckigem Streit, an denen selbst als ein thätiges Mitglied teilgenommen zu haben ich mich rühmen darf. Dieses vaterländische Streben der vlamischen Studenten kann ich nur mit der Wirksamkeit der deutschen Burschenschaft für die Einheit Deutschlands vergleichen. Ich glaube nicht, daß es außer Deutschland und Flandern in einem andern Lande der Welt solche Vorbilder der Vaterlandsliebe zu finden sind. Es spricht für sich selbst, daß durch die lernende Jugend verschiedene Zeit-

schriften herausgegeben wurden, um die Begeisterung warm zu erhalten und um die Forderungen des vlamischen Studentenkampfes bekannt zu machen. Noch jetzt wird dieser mannhafte Kampf durch die Jünglinge fortgeführt und die Anzahl der jugendlichen Anhänger der vlamischen Grundrechte wächst fortdauernd, so daß nach wenigen Jahren das ganze gelehrte und litterarische Geschlecht ein durch und durch vlamisch gesinntes sein wird. Und von dem Augenblicke an gehört der Sieg uns!

Dieses ist um so sicherer, da bereits seit sieben oder acht Jahren der Studentenkampf sich mit dem großen politischen Sprachstreit verschmolz, aus welcher Verschmelzung die mächtigen **vlamischen Landtage** entstanden, auf denen Bürger und Studenten als Redner und Zuhörer erschienen. Aus diesen Landtagen, an denen 2000 bis 3000 Vlamingen teilnahmen, gingen verschiedene Gesetzentwürfe hervor, die in dem einen oder andern Fach die vlamische Sprache zu Ehren bringen wollen. Das Gesetz vom 1. August 1873 schreibt im ersten Paragraphen vor: „In den Gauen Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg und im Justizbereich von Löwen (Brabant) soll die Rechtspflege in Strafsachen vom ersten Vernehmen des Beschuldigten an vor dem Richter in vlamischer Sprache geschehen und das Erkenntnis in dieser ausgesprochen werden" — abgesehen von gewissen Beschränkungen. Dieses war das Coremansgesetz, so benannt nach seinem Urheber, dem Antwerpener Volksvertreter Edward Coremans.

Dieses Gesetz würde, wenn es ehrlich gehandhabt würde, auf strafrechtlichem Gebiete den Vlamingen gegeben haben, was ihnen gebührte. Doch infolge der Bequemlichkeit und Feindschaft verwälschter Richter und Rechtsanwälte wird dieses Gesetz schlecht oder gar nicht durchgeführt. Sie stützten sich auf einige andre Artikel des Gesetzes, deren Sinn sie entstellten, um den ersten Artikel zu umgehen und die ganze Rechtspflege französisch durchzuführen. Es ist nun namentlich den vlamischen Studenten zu danken, daß im ganzen Lande das vlamische Volk in den Zeitungen zu klagen begann und auf Versammlungen sich beschwerte, bis endlich das Gesetz vom 3. Mai 1889 errungen wurde. Nach diesem neuen Coremansgesetz können jetzt die vlamischen Angeklagten verstehen, was vor Gericht für oder gegen sie gesprochen wird.

Das Gesetz vom 22. Mai 1878 regelt den Gebrauch der vlamischen Sprache in Regierungssachen; doch ist dasselbe, wie das vorhin genannte, noch sehr unvollständig. Es verlangt, daß in den vlamischen Landstrichen die Mitteilungen der Staatsbeamten an das Volk in niederdeutscher Sprache, oder niederdeutsch und französisch verfaßt sein müssen. Verboten ist, diese Berichte nur in französischer Sprache zu schreiben. Auch muß der Briefwechsel zwischen Beamten und vlamischen Gemeinden oder Personen niederdeutsch geführt werden, es sei denn, daß diese die französische Sprache verlangen.

Das Gesetz vom 15. Juni 1883 stellt den Gebrauch der niederdeutschen Sprache in den mittleren Staatsschulen (Athenäa u. s. w.) des vlamischen Gebietes fest. Es bestimmt hauptsächlich, daß der gesamte Unterricht in den vorbereitenden Abteilungen derselben in vlamischer Sprache gegeben werden muß. In den andern Abteilungen müssen Niederländisch, Deutsch und Englisch und wenigstens zwei andre Unterrichtsgegenstände in vlamischer Sprache gelehrt werden.

Wiederum ein Gesetz schreibt den Offizieren des Heeres die Kenntnis der vlamischen Sprache vor; und ein unlängst erlassenes verlangt dasselbe von Richtern, Notaren, Lehrern u. s. w. Neben dem schon früher eingerichteten Lehrstuhl für niederländische Litteratur wurde nun auch ein solcher für das Strafrecht in vlamischen Sprache auf den Hochschulen errichtet. Unter dem jetzigen Ministerium erhielten wir vlamische Aufschriften auf Münzen und Pfandscheinen und man hat uns auch vlamische Postmarken und Poststempel zugesagt.

Immer aber noch werden wallonische Staatsbeamte, die der niederländischen Sprache nicht mächtig sind, in die vlamischen Gebiete gesendet. Dieses bezieht sich sowohl auf den Zolldienst — selbst an der vlamisch-belgischen Grenze, wo kein Mensch französisch spricht — als auf den Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienst u. s. w. Auch die Sprachgesetze werden schlecht durchgeführt oder durch wallonische und französischgesinnte Beamte verkümmert. Es ist dieses auch unvermeidlich, da in den Abteilungen der Ministerien noch immer von 100 Angestellten 90 Wallonen und nur 10 Vlamingen sind. Sie bilden die allmächtige **wallonische Büreaukratie**, die dem Volke noch immer sein Recht verdirbt.

Gegen diese Büreaukratie und ihre unehrliche Handlungsweise sind in den vlamischen Städten **Beschwerdeausschüsse** eingerichtet, zu dem Zwecke, den fortwährenden Gesetzübertretungen der wallonischen Beamten auf vlamischem Gebiete nachzugehen, sie bei den Ministern und der Volkskammer anzuklagen und das Recht herzustellen. Doch dieser traurige und erniedrigende Zustand wird nicht eher ein Ende haben, als bis der letzte wallonische Beamte aus Flandern verjagt ist, denn der alte Spruch „Wat Walsch is, valsch is!" bleibt stets wahr. Außerdem sind die wälschen Zeitungen, besonders die französisch geschriebenen Blätter von Brüssel — größtenteils von Wallonen und eingewanderten Franzosen herausgegeben — gegen uns von Haß erfüllt, der über alle Maßen geht. In diesen Blättern werden Tag für Tag Vlamingen wie Deutsche verlästert und mit Lügen überschüttet. Alles, was den vlamischen Sprachstreit betrifft, wird absichtlich in diesen Blättern verkleinert, verschwiegen, verdreht und verfälscht. Alles, was deutsch oder germanisch ist, wird in diesen französischen Blättern Belgiens übergangen, alles, was französisch ist, in den Himmel gehoben. Diesen gegenüber stehen die vlamischen Tages- und Wochenblätter, die vor zehn Jahren noch schwach und gering, jetzt tagtäglich an Macht und Ansehen gewinnen. Die vlamischen Blätter, wiewohl sie sich nicht allein mit dem Sprachenstreit beschäftigen, stellen die Dinge in wahrem Lichte dar, und sind unter diesen auch einige keine warme Freunde Deutschlands — woran frühere Vorurteile und die französische Erziehung schuld —, so haben doch alle große Achtung vor dem prächtigen Deutschen Reiche, vor dem Kunstsinn, der ernsten Wissenschaft und dem männlichen Charakter der deutschen Stammesgenossen.

Wie man sieht, ist der Kampf, den die Vlamingen in ihrem eigenen Lande zu führen haben, teils gegen verbasterte Stammesgenossen, teils gegen wälsche Herrscher gewichtiger und belangreicher, als ein fern stehender Zuschauer erkennen kann. Vor kurzem erlitten die Vlamingen einen großen Verlust durch den Tod des Prinzen Balduin, auf den sie ihre Hoffnung bezüglich der Vlamisierung der hohen Kreise gesetzt hatten und der ihr erster vlamisch sprechender König geworden wäre. Hoffen wir, daß sein Bruder, Prinz Albrecht von Flandern, die niederdeutsche Sprache gründlich erlernen und dieselbe Zuneigung für das vlamische Volk hege, wie sein leider so früh verstorbener Bruder. Solche Schläge aber können das vlamische Volk nicht abhalten, auf seinem Wege fortzuschreiten. Der Geist des Volkes lebt kräftig fort und schwebt über den vaterländischen Streitern! Die Losung lautet jetzt, daß bei allen Wahlen für Gemeinde, Gau und Land den Kandidaten das vlamische Streitprogramm vorgelegt werde, und daß nur solche gewählt werden sollen, die sich darauf verpflichten.

An dem Tage, wo unsre vlamisch gesinnten Volksvertreter in der Volkskammer mit Beharrlichkeit die niederdeutsche Sprache reden werden, und den Gebrauch des Französischen in der gesetzgebenden Versammlung für ewig abschwören, dann wird der Wallone an seinen richtigen Platz gestellt sein und die Notwendigkeit fühlen, dem heiligen Sprachrecht Flanderns zu huldigen. An jenem Tage werden die Vlamingen Herren der Ministerien und des Unterrichts und damit der Zukunft des Landes sein.

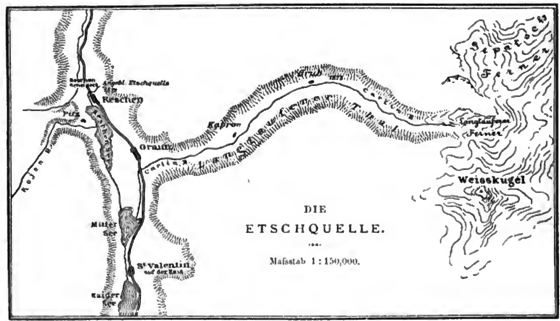
Der Tag naht mit Riesenschritten!

Die Etschquelle.

Von Sophus Ruge.

Wenn man von Finstermünz her nach Nauders hinaufgestiegen ist, befindet man sich bei etwa 1400 m Seehöhe in einem langsam nach Süden ansteigenden offenen Hochthal mit Wiesengrund, das uns nach der Wasserscheide zwischen Inn und Etsch führt. Dort steht auf Reschenscheideck an der Straße oberhalb des Dörfchens Reschen eine vom österreichischen Touristen-Klub (Ö. T. C.) angebrachte Tafel mit der belehrenden Inschrift: Wasserscheide. Etsch-Ursprung.

Die Wasserscheide wird man mühelos gewahr; aber mit dem Etsch-Ursprung kommt man in Verlegenheit, namentlich wenn im Hochsommer die Wiesenkräuter üppig aufgeschossen sind. Wo ist denn die Etsch? Rechts und links grüne Gehänge, aber von einem Bache keine Spur. Leider trieb uns der Ausbruch eines gewaltigen Wetters, in dem ersten Hause von Reschen Schutz zu suchen. Aber die einmal aufgetauchte Quellenfrage interessierte uns doch so, daß ich beschloß, im nahen Kirchdorfe Graun, wo man in der „Post" ein recht gutes Unterkommen findet, zu bleiben, um so mehr, als sich der Ort recht wohl zum Standquartier eignet, um von da Ausflüge zu machen. Am Sonntag früh,



4. August 1889, machte ich mich mit meinem Sohne auf zur Aufsuchung der angezeigten Etschquelle. Wir stiegen wieder die mäßige Höhe hinter Reschen hinauf und standen bald, fast möchte ich sagen ratlos neben der Tafel und suchten nach einem Bache. Nach der Generalstabskarte (1:75000), Sektion Nauders, sollte sich die Quelle rechts von der Straße ganz in der Nähe unterhalb der Waldgrenze finden und dann unter der Chaussee hindurch mit einer Wendung nach Süden sich in den Reschensee ergießen. Der Bach lief unter der Straße ohne das kartographische Brückenzeichen hinweg. Es war auch in der That nicht die geringste Spur von einer Art Überbrückung auf der Straße selbst zu bemerken. Ein ganz leises Rieseln unter den Wiesenkräutern machte uns aufmerksam. Ein dünner Wasserfaden, kaum einen Fuß breit, sickerte, von Grün überwachsen, ungesehen durch die Wiesen herab und ging in einer sehr bescheidenen Leitung unter der Straße durch. Das sollte also die berühmte Etschquelle sein?! Schon in dem Atlas der Alpenländer von Mayr (Gotha 1859) ist hier der Ursprung der Etsch angegeben und dieser Angabe folgt auch noch mit der Inschrift „Ursprung der Etsch" die oben genannte Sektion der Generalstabskarte. Übrigens ist diese Ansicht über die Etschquelle schon älter, wie man z. B. bereits in A. Schaubachs Deutschen Alpen (IV, 5, Jena 1846) lesen kann. Da heißt es: „Hier liegt das Dorf Reschen ... am Reschensee, dem Ursprung der Etsch, obgleich dem Reisenden gewöhnlich eine Quelle links neben der Straße als Etschquelle bezeichnet wird." Das hätte allerdings schon mehr Sinn, den Reschensee als Quellsee aufzufassen; doch muß gleich dazu bemerkt werden, daß die sogenannte Etschquelle nicht im stande ist, diesen See zu ernähren. Wir umwanderten nun unter solchen Betrachtungen den ganzen See und überschritten am westlichen Gehänge bei Pitz bald einen ansehnlichen Bach, der von der Reschener Alp herabkommt und sich als Rojenbach in den See ergießt. Es ist ein helles Bergwasser, das allerdings in einem südnördlichen Laufe zum See eilt, Mühlen treibt und, auf dem Thalboden angelangt, durch steinerne Schutzwehren in Schranken gehalten werden muß. Das ist zweifellos der Ernährer des Sees, und sein Abfluß könnte

als Etsch gelten; allein auch dagegen muß ich gewichtige Gründe vorbringen.

Zunächst ist aber die Vorfrage zu erledigen: „Wie sollen wir Haupt- und Nebenfluß unterscheiden?“ und im Quellgebiet: „Welchem Quellbache gebührt der für den Fluß oder Strom gültige Name?“ Chr. Gruber hat in seiner sorgfältigen Studie über das Quellgebiet der Isar (Jahresber. d. geogr. Ges. in München für 1886, S. 60) darauf hingewiesen, daß es vier Momente seien, die bei Bestimmung des Hauptquellarmes eines Flusses vor allem in Frage kommen könnten: Länge des Laufes, Thalrichtung mit Hinsicht auf den tektonischen Aufbau des Gebirges, Wassermenge und ununterbrochenes Fließen.

Noch allgemeiner hat Dr. Wisotzki die Untersuchung über Haupt- und Nebenfluß (Verh. d. Vereins f. Erdkunde zu Stettin, 1888—89) geführt und kommt im Laufe seiner Darlegungen (S. 54) zu folgendem Ergebnis: Wenn man seinen Standpunkt an der Vereinigung zweier Flüsse nimmt und hier entscheiden soll, welcher von beiden der Hauptfluß ist, so gilt folgendes:

A. Oberhalb der Vereinigung:
Hauptfluß ist derjenige, welcher sich 1) durch Länge, 2) Breite, 3) Tiefe, 4) Quellhöhe, 5) Zahl der Nebenflüsse, 6) Größe des Flußgebietes (Niederschlagsgebiet), 7) Wassermasse auszeichnet.

B. Unterhalb der Vereinigung:
Hauptfluß ist derjenige, welcher mit dem unterhalb der Vereinigung gelegenen Flußlaufe in gewissen Erscheinungen und Eigenschaften übereinstimmt und zwar in 1) Richtung, 2) Charakter des Flußbettes, 3) Uferbeschaffenheit, 4) Schwellzeiten, 5) ununterbrochenem Fließen, 6) Geschwindigkeit des Fließens, 7) Farbe des Wassers u. s. w.

Um nun das Endurteil fällen zu können, will ich vor allem erst meinen Etsch-Prätendenten vorführen. Es ist der Carlinbach, der von den Ötzthaler Alpen herabkommt, das Langtauferer Thal durcheilt und sich im Mittersee mit dem Abflusse des Reschensees vereinigt. Das ist ein echter Sohn der Hochalpen, hinter dem auch der Rojen weit zurückstehen muß. Vor seinem Ausfluß aus dem Gletscherthor des Langtaufer, ferner oberhalb der Malager Alp ist er bis zum Mittersee 15 km lang; dagegen mißt der Etschbach bis zu demselben Ziel nur 5 km. Der Carlin ist bei seinem Eintritt auf den Thalboden von den Bewohnern von Graun abgelenkt, weil er das Dorf zu vernichten drohte. Es müssen jährlich mehrere 1000 Gulden für Uferbauten aufgewendet werden, und auch unterhalb Graun läuft der wilde Bergstrom noch lange in einem künstlichen, von schweren Blöcken ummauerten Bette an der Chaussee entlang. Auch hier wälzt er noch, obwohl er bereits ein geringeres Gefälle hat, um die Wiesen bewässern zu können, Rollsteine von $1/2$ m Durchmesser mit sich fort. Dieselben müssen, um das Bachbett nicht zu sehr auszufüllen, von Zeit zu Zeit herausgeholt werden und lagern in großen Massen auf den künstlichen Ufern. Das giebt die beste Vorstellung von der Gewalt des wilden Bergstromes. Nun liegen auf dem oberen Thalboden der sogenannten Malser Heide drei Seen: Reschensee, Mittersee und Haidersee. Der Abfluß des Reschensees, in den die „Etschquelle“ und der Rojen gehen, ist ganz klar, der Bach geht ruhig und sanft durch die Wiesen. Der See selbst hat eine tiefgrüne Farbe, die nach der Ferne zu in tiefes Blau übergeht. Dagegen hat der Carlinbach trübes Gletscherwasser, lehmiggelb undurchsichtig; er klärt sich im Mittersee zwar ein wenig, giebt aber dem ganzen Fluß von nun an seinen spezifischen Ton und kommt auch aus dem dritten, dem Haidersee, nur als ein durchscheinendes Wasser heraus, das man am besten mit gelblichem Seifenwasser vergleichen könnte. So also färbt der Carlin die Seen und färbt auch weiterhin die Etsch.

Es liegt der Charakter der Etsch im Carlinbache. Er ist der längste, der wasserreichste, der dem Hauptfluß sein Gepräge giebt. Was kann dagegen die sogenannte Etschquelle in die Wagschale werfen? Nur die tektonische Richtung des Thales. Aber das muß nur ein nebensächliches Moment sein, wo es sich nicht um starre Formen, sondern um die Macht und Menge des fließenden handelt. Dasselbe unwichtige Moment könnte auch die Saone für sich der Rhone gegenüber geltend machen, und doch hat auch hier der Alpensohn längst gesiegt. Auf der andern Seite mag die Etsch sich mit der Donau trösten, daß ihr von der Quelle an ihr berühmter Name noch versagt ist. Mit demselben Rechte, wie wir schreiben: Brege und Brigach sind die Quellbäche der Donau, mit gleichem Rechte müssen wir den Carlin als Quellbach der Etsch anerkennen. Soll ich nach ihrem hydrographischen Werte die sogenannte Etschquelle mit dem Carlin in einem Dichterworte vergleichen, so gebe ich dem Etschquell das Höltysche Motto:

„Und die rieselnde Quelle weint“,

dem Carlin aber den Goetheschen Vers:

„Es stürzt der Fels und über ihn die Flut“.

Damit wird wohl die Frage nach dem Werte des Etsch-Ursprungs erledigt sein.

Über die Eingeborenen der Insel Palawan und der Inselgruppe der Calamianen.

Von Prof. Ferdinand Blumentritt.

II.

Wie erwähnt, zählt A. Marche die Agutainos (die nach ihm nur 1000 bis 1200 Seelen zählen) zu den Tagbanúas und erwähnt, daß sie die „Sprache der Tagbanúas der Calamianen-Inseln sprächen“, während die Spanier bekanntlich das Agutaino- und das Calamiano-Idiom scharf voneinander unterscheiden. Sie nähren sich meist vom Balate- (Tripang-) und Krabbenfang. Wenn sie in großer Not sind, so verdingen sie sich als Arbeiter auf den Nachbarinseln, halten es aber nicht lange aus; sobald sie ein wenig Geld erworben haben, kehren sie auf ihre Inseln zurück.

Die Agutainos weisen einen reineren Tagbanúatypus auf als die Calamianen. Die Braut wird gekauft. Der Bräutigam erscheint mit seinen Eltern und Verwandten vor dem Hause der Braut, wo sich die Verwandten derselben ebenfalls eingefunden haben. Nach einigen Wechselreden setzen sich die Parteien einander gegenüber und man beginnt um den Brautpreis lange zu handeln, wobei es den Wortführern weniger darauf ankommt, die Interessen ihres Klienten zu wahren als mit ihrer diplomatischen Begabung und ihrer Redekunst zu prunken. Der Brautpreis besteht in Schweinen, Hühnern und Zeugstoffen.

Eine Witwe verläßt nach dem Tode ihres Gatten ihre Hütte auf sieben oder acht Tage nicht und dann zu einer Stunde, wo eine Begegnung mit jemandem nicht gut wahrscheinlich ist, denn wer sie erblickt, stirbt eines plötzlichen Todes. Die Witwe pflegt deshalb, um niemandem den Tod zu bringen, mit einem Holzpflock auf die Bäume zu klopfen, um so die andern zu warnen. Die Agutainos glauben denn auch, daß diese angeklopften Bäume bald absterben.

Die christlichen Agutainos bestatten ihre Toten nach katholischer Sitte, die heidnischen lassen ihre Leichen in freier Luft unter den Ästen der Bäume verfaulen. Die Knochen werden dann gesammelt und in einer Grotte beigesetzt, entweder ganz frei, oder in einem Sarge, oder in einem Gefäße. Der Sterbende giebt selbst an, wie er bestattet zu werden wünscht, und dieser Wunsch wird streng respektiert, weil man sich fürchtet, der Geist des Verstorbenen würde sich rächen. Unter den „Göttern“ der heidnischen Agutainos scheint der Manalok die größte Verehrung zu besitzen.

Die Calamianen gehören nach A. Marche ebenfalls zu den Tagbanúas. Sie zerfallen in zwei Gruppen: in die heidnische und christliche. Sie unterscheiden sich von den Tagbanúas der Insel Palawan durch stärkere Behaarung und durch einige Abweichungen in der Sprache. Über die Coyuvos liegt mir kein weiteres Material vor.

Wir kommen zu einem andern interessanten Volksstamme der Insel Palawan, es sind dies die Tinitianen (Tinitianes), welche mit den Batak des Franzosen A. Marche identisch sind. Der Name Tinitian rührt vom einem Vorgebirge her, in dessen Hinterlande sie hausen. Zu bemerken ist, daß einige Spanier sie auch Igorroten nennen. Die Tinitianen wohnen nicht unmittelbar an der Küste, sondern in den Bergwäldern und scheinen nur im nördlichen Teile der Insel zu finden zu sein.

A. Marche sagt von den Batak, die er übrigens nicht selbst gesehen: Sie sind dunkler gefärbt, als die Moros und Tagbanúas, beinahe schwarz und ihre Haare sind gekräuselt. Er fügt hinzu: Les Negritos et les Bataks nous paraissent être une seule et même population (a. a. O. S. 277). Letzteren Satz möchte ich doch einigermaßen bezweifeln, da die Spanier Negritos von Malaien doch zu unterscheiden wissen und die Sitten derselben von jenen der übrigen Negritos sich scharf unterscheiden. Das eine aber steht sicher, daß die Batak oder Tinitianen Negritoblut in ihren Adern haben, denn der Missionär Fray Cipriano Navarro sagt von ihnen: Ihre Haut ist schwarz, ihr Haar gekräuselt, ihre Statur und Körperbau athletisch und wohlgeformt. Das gekräuselte Haar beweist unzweifelhaft eine Kreuzung mit Negritos.

Ihre Kleidung ist sehr einfach: die Männer tragen einen einfachen Lendenschurz aus Baumrindenstoff, der ihnen, wenn sie durch Reiben mit zwei Bambuspflöcken Feuer machen, auch als Zunder dient. Die Weiber tragen eine Saya (= dem malaiischen Sarong) aus demselben Stoff, die bis zu den Knieen reicht.

So weit stimmt A. Marche, der die Batak oder Tinitianen nur vom Hörensagen kennt, mit den Spaniern P. Fray Cipriano Navarro und Baamonde-Ortega, welche diesen Volksstamm in seinen Wohnsitzen besucht haben, überein. Nun berichtet aber Marche, daß ihm die andern Eingeborenen Palawans gesagt hätten, daß sie in ihren Hütten, welche Marche nur als starke Schutzdächer deutet, nie die Nacht zubrächten. Dies ist nicht richtig, oder es haben jene Eingeborenen von den wirklichen Negritos berichtet, die ja auch auf der Insel Palawan sich finden.

Die Tinitianen (Batak) leben vielmehr in sehr geordneten Verhältnissen und zwar als Sozialisten! Nach Baamonde-Ortega sind ihre Häuser mit großer Vollendung (gran perfección) und mit einem gewissen Anklang an Eleganz, sowohl was den innern als auch den äußern Bau anbelangt, gebaut. Jede Tribu wohnt in einem einzigen großen Hause, es zerfällt in vier Abteilungen, in der einen schlafen die Witwen und die Jungfrauen, in der zweiten die Witwer und Junggesellen, in der dritten die Ehepaare und in der vierten die Kinder. Die Abteilung für Ehepaare ist in Zellen eingeteilt, für jedes Ehepaar eine. Von der Größe eines solchen Hauses kann man sich einen Begriff machen, wenn erwähnt wird, daß dies von Baamonde beschriebene Haus in der Abteilung für Ehepaare 20 Zellen besaß.

Sie leben in einer Art von Gütergemeinschaft: die Felder sind Tribu-Eigentum, gemeinsam wird der Wald ausgerodet und der Acker bestellt, auch speist die ganze Tribu womöglich gemeinsam. Der Stammälteste verteilt die Arbeit und den Ertrag. Sie bauen Reis, Camote (Convolvulus-Spezies) und Bananen an.

Der Stammälteste führt überhaupt die Leitung, er ist auch der Richter; die Strafen bestehen in Prügeln mit Bejucorohr, die gewöhnliche Zahl der Hiebe beträgt 12 bis 25. Der Ehebruch wird auf folgende Weise bestraft: Die Stammältesten lassen sich auf einer Bank unter einem von guten Geistern bewohnten Baume, der von einem Zaune umgeben ist, nieder. Die beiden Sünder werden vorgeführt, das Weib erhält nun soviel Prügel, als ihr Gatte verlangt, während der Don Juan verurteilt wird, dem Gatten der Ehebrecherin eine Buße, bestehend in Lebensmitteln, Eisenwaren, Küchengerätschaften u. s. w. zu entrichten. Hierauf wird ein Hahn geopfert, in dessen Blut Buyo (Betelportion) von den Anwesenden getaucht und schnell gekaut wird, damit ist (wie bei den Europäern nach stattgefundenem Duell) die Ehre wieder allerseits hergestellt. Wenn Blutschande konstatiert ist, so wird eine Mulde mit Steinen belastet, auf diese das Weib und über dieses der Mann gebunden und sie so ins Meer versenkt (ähnlich wie bei den Tagbanúas).

Sie leben in Monogamie. Die Hochzeitszeremonien sind folgende: Der Bräutigam begiebt sich mit seinen Verwandten in das Haus (oder Gemach?) der Braut, wo ein Menu aus Morisketa (Reis in Wasser gekocht) und Wildschweinsbraten (welchen mitunter ein Affenbraten vertritt) der Gäste harrt, außerdem wird mit Buyo (Betel) und Tabak aufgewartet. Nach aufgehobener Tafel erhebt sich der Bräutigam, formt aus der Morisketa eine Kugel (die Österreicher würden sagen ein Knödel) und steckt sie der Braut in den Mund, welche Artigkeit die Braut sofort erwidert, wodurch sie Mann und Frau werden. (Ähnliche Zeremonien findet man auch bei den Tagbanúas und auf Mindanao.) Hierauf wird der Freundschaftsbund zwischen den beiden Familien abgeschlossen, bei dem ein Trinkgelage die Hauptrolle spielt. Als Getränk diente früher Pangasi (Wein aus Reis), heute aber wird derselbe immer mehr durch den importierten Nipawein und Menorca (Anisetteschnaps von den Balearen) verdrängt. Nach P. Navarro verlassen sich bei einem Ehebruche beide Teile und jeder kann nach Belieben sich wieder verheiraten. Nach Baamonde-Ortega scheint, wenn in oben angeführter Weise der Ehebruch gesühnt wurde, keine Lösung des Ehebandes stattzufinden. Übrigens kommt Ehebruch sehr selten vor.

Wenn die Frau der Entbindung harrt oder in den Wehen liegt (sie ruht hierbei auf einer Bambusbank, die gegen das Fußende zu niedriger ist), so ficht der Mann wie rasend herum, um sie und das Kind gegen die „bösen Geister“ zu schützen. Unter diesen „bösen Geistern“ ist wohl der Patianak oder Puntianak, ein bei den meisten malaiischen Völkern bekannter Dämon, zu verstehen.

Sie kennen gute und böse Geister. An der Spitze der ersteren steht der Bánua. Sie benennen die niederen

Geister, wie dies fast bei allen Völkern der südlichen Philippinen der Fall ist, mit dem Namen Diwata. Sie glauben auch, daß die Seelen der Guten von den guten Diwatas begleitet würden, während die Seelen jener, welche auf Erden übles thaten, von den bösen Diwatas beständig gehetzt würden.

Ist jemand gestorben, so legen sie die Leiche entweder auf ein aus Rohr und Rotang verfertigtes Ruhebett oder in eine Art (offenen??) Sarges und legen zur Seite des Leichnams (in den Sarg) seine Waffen, Eisensachen, seine Kleider, Reis und andre Lebensmittel. Auch streuen sie Asche rings um den Sarg, um zu spähen, ob an den Fußstapfen nicht zu erkennen wäre, daß der Tote „umginge“. Dann finden die Trauerzeremonien statt (welche mehrere Tage Tage währen?). Die Trauernden hocken, sich bei den Händen haltend, rings um den Sarg, in dessen Nähe sich die Zauberpriester und Priesterinnen herumtreiben. Sie singen nun monotone Lieder, in denen sie die Tugenden des Verstorbenen preisen und den Bánua bitten, er möge sich mit dem Toten begnügen und niemanden andern noch töten. Dann heulen die (um hohen Preis gemieteten) Klageweiber. Zuletzt wird der Sarg gehoben (hinter welchem unmittelbar die Klageweiber schreiten) und in den Wald getragen. Hier hängt man den Sarg mit Rotangseilen an einem Baume auf (womöglich an einem Bogóbaume, wenn ein solcher nicht zu finden, an einem Ipil), der von guten Diwatas bewohnt wird. Wenn der Sarg oder das Traggerüst so lange im Geäste des Baumes hängen bleibt, bis das Fleisch der Leiche vollkommen verwest ist und nur die Knochen übrig bleiben, so ist das ein gutes Zeichen; es beweist dies nämlich, daß es dem Toten (oder vielmehr seiner Seele) im Jenseits gut gehe. Wenn aber vor diesem Zeitpunkte der Leichnam bezw. der Sarg zu Boden fällt, sei es, daß die Rotangseile faulten oder die neugierigen Affen die Knoten lösten, so glauben sie, daß es der Seele des Verstorbenen schlecht gehe. Solange der Leichnam an dem Baume hängt, legen sie zu Füßen des Baumes Buyo (Betel), Bananen, Tabak u. s. w. nieder, damit die Seele des Verstorbenen ihnen wohl gesinnt bleibe und Segen bringe. Von dem Augenblicke an, wo der Leichnam bezw. der Sarg zu Boden gefallen, kümmern sie sich um ihn nicht mehr, jene Liebesgaben werden eingestellt, denn sie haben vom Toten nichts mehr zu erwarten.

Wie die Tagbanúas (und andre philippinische Volksstämme), rüsten sie bei Epidemieen ein Schiffsmodell aus, welches sie mit Reis, Buyo und frischem Trinkwasser befrachten, um dasselbe dann ins Meer hinauszustoßen, damit die bösen Geister abfahren. Solche Schiffsmodelle — Sakuyan genannt — werden auch sonst noch zu Heilzwecken verwendet. Gewöhnliche Krankheiten nämlich kurieren sie mit Heilpflanzen, bei schweren Fällen aber schmücken sie die Wohnung des Kranken mit Zweigen jener Bäume aus, welche als Wohnsitze guter Geister gedacht werden, damit letztere zur Heilung herbeikämen, außerdem hängen sie kleine Schiffsmodelle an der Decke auf. Baamonde-Ortega meint, dies thue man, damit die guten Meergeister darin Platz nähmen, ich aber glaube, daß man erwartet, die bösen Geister schifften sich darin ein und dann (so vermute ich) wird das Schiff wohl, wie oben, ins Meer oder in den Fluß gelassen. Das Bett des Kranken umgeben sie mit Speisen, wie Ortega meint, damit die guten Geister daran sich labten, nach meiner Vermutung aber, damit die bösen Geister statt den Kranken „zu sich zu nehmen“ an den Speisen ihren Hunger stillten.

Ihre Tänze werden von einer Trommel begleitet, es tanzt immer nur ein Paar, welchem, wenn es ermüdet, ein zweites, diesem ein drittes u. s. w. folgt. Die Rangordnung der Paare wird durch das Alter bestimmt, d. h. das älteste Paar eröffnet, das jüngste endet den Tanz.

Ihr Handel ist gering, er beschränkt sich darauf, Bejuco (den sie Sigu nennen), d. h. Rotang und Kopalharz, in die christlichen Niederlassungen zu bringen. Als Gegenwert nehmen sie Reis, Messingdraht u. dgl. m.

Ihre Hauptwaffe bilden Bogen und Pfeile, letztere sind mit einem stark wirkenden vegetabilischen Gifte vergiftet. Eben deshalb werden sie von ihren Nachbaren gefürchtet. selbst die verwegenen Moros haben vor ihnen einen großen Respekt. Sie sind als ungastlich sehr verschrieen und ihr Gebiet wird deshalb gemieden; die freundliche Aufnahme, welche einzelne Missionäre bei ihnen fanden, beweist aber, daß sie besser sind, als ihr Ruf.

Sie zeigen wenig Geneigtheit, das Christentum anzunehmen, wohl nicht nur aus Anhänglichkeit an ihren väterlichen Glauben, sondern auch, weil mit dem spanischen Christentume auch ihre nationalen kommunistischen Eigentümlichkeiten sich nicht vertragen. P. Navarro schätzt ihre Zahl auf 2000, was mir eine zu niedrige Ziffer zu sein scheint.

Da von den Tinitianen oder Batak erwähnt wurde, daß sie Negritoblut in ihren Adern besäßen, so will ich gleich von den Negritos selbst sprechen.

A. Marche erwähnt (p. 345), daß man ihm versichert hätte, im Innern von Palawan gäbe es Negritos, welche Até genannt würden. Canga-Argüelles kennt sie aus persönlicher Anschauung. Nach ihm leben sie in größtem Elend auf den Berghöhen. Ihre Blöße bedecken sie mit Salúgan, d. h. mit der Rinde eines Baumes, welche sie durch Maceration in ein Gewebe verwandeln. Sie sind auch Ackerbauer; die Waldrodung obliegt den Männern, die Aussaat beiden Geschlechtern, die Ernte den Weibern allein. Canga-Argüelles sagt, sie hätten „Familien und Güter gemeinschaftlich“; ist da unter ersterem die Weibergemeinschaft zu verstehen? Sie sind gastfreundlich, gutmütig und inoffensio, rächen sich aber fürchterlich für erlittene Unbilden. Die Knaben werden schon frühzeitig im Gebrauche des Bogens unterrichtet. Ihre Sprache weicht vom Tagbanúa-Idiome ab. Das ist alles, was wir von den Palawan-Negritos wissen, immerhin mehr als von den Bouayanans (richtiger wohl: Buayanan), von denen nur der Name bekannt ist. Marche scheint sie neben die Negritos zu stellen.

Ein weiterer Volksstamm der Insel Palawan ist jener der Tandulanen oder Tandolanen. Ihr Name wird von tandul = „Vorgebirge“ abgeleitet, weil sie angeblich von einem Vorgebirge zum andern wandern. Ihre Zahl soll sehr gering sein, die Ziffer 200, die Marche giebt, ist aber jedenfalls für ein Volk mit eigenem Sprachstamm zu klein. Sie wohnen oder wandern zwischen der Bai von Malampaya und jener von Caruray (A. Marche) und von der Punta Dienti bis Tularan herum (Padre Ruiz). Unter ihnen leben auch Remontados und Deserteure. Unter Remontado ist ein in die Wildnis aus irgend einem Grunde (Furcht vor Strafe ꝛc.) geflüchteter christlicher Malaie zu verstehen. Deshalb giebt es unter ihnen auch Individuen, welche so gefärbt sind, wie die „Indier“, d. h. die christlichen Küstenstämme des Archipels, und auch dieselben straffen Haare besitzen; die Mehrheit setzt sich aber aus Leuten von dunkler Hautfarbe und mit krausem oder gelocktem Haare zusammen und ein Drittel des Stammes soll aus ganz schwarzen Leuten bestehen. Auf letztere bezieht sich wohl die Mitteilung Canga-Argüelles, nach welchem die Tandulanen physisch den Negritos ähnlich sind, aber viel schwächlicher, auch sprächen sie eine andre Sprache. Marche sagt, sie wären ganz regulär gewachsen. Einige haben einen Bartanflug.

Die Männer tragen eine Leibbinde aus Baumrinde, die Frauen einen Schurz (Sarong?) aus demselben Stoffe.

Tritt kalte Witterung ein, so legen die Frauen (und Männer?) eine Art „maurischer“ Jacke an, die an der Brust und am Gürtel mit Muschelschnallen oder mit Kokosnußfasern zusammengehalten wird. Die Weiber tragen Armbänder aus dickem Messingdraht und durchbohren sich die Ohrlappen, um Zigarren und Stücke weißen Holzes hineinzustecken. Bemerkenswert ist die Nachricht Marches, nach welcher einige Tandulanen sich die Zähne schwarz beizen. Nach demselben Autor sind sie sehr schmutzig und verbreiten einen sehr unangenehmen Geruch. Sie waschen und baden sich niemals, außer wenn sie ein unfreiwilliges Bad durch einen Sturz ins Wasser nehmen. Trotzdem bleiben sie von Hautkrankheiten verschont. Sie kennen keinen Ackerbau (Canga-Argüelles), sie nähren sich nur von Waldfrüchten, Wildpret und Fischen, letztere erbeuten sie durch Pfeilschüsse oder durch Angeln. Ihre Angeln und Harpunen verfertigen sie aus Rochenschwänzen, welche sie ebenso wie die Pfeile (aber nicht immer) mit einem stark wirkenden, vegetabilischen Gifte vergiften. Nach Canga-Argüelles kennen sie ein Gegengift. Das Wildschwein jagen sie, indem sie auf einem Fruchtbaum sich verbergen: kommt das Schwein, um die abgefallenen Früchte zu fressen, so strecken sie es mit ihren vergifteten Pfeilen nieder. Zu ihrer Jagdbeute gehören Affen, Stachelschweine, Schlangen, je eine kleine Schweine (?)-Spezies (Pantot genannt), welche erheblich stinkt. Die Affen werden mit 30 cm langen, vergifteten, bartlosen Pfeilen aus Blaserohren erlegt. Auch Schildkröten werden eifrig verfolgt. Die Nahrung nehmen sie roh oder gekocht zu sich, ersteres häufiger. Das Salz ersetzen sie durch Meerwasser. Ihre Kähne sind mit Ausliegern versehene Einbäume.

Sie kauen keinen Betel, rauchen aber Zigarren. Über ihre Sitten und Bräuche ist nichts bekannt. Nach Canga-Argüelles bilden nahe Verwandtschaftsgrade kein Ehehindernis. Handel scheinen sie nur mit den Moros zu treiben, von denen sie ihre Bolos (Waldmesser) einhandeln. Alles, was wir von den Tandulanen wissen, gestattet den Schluß zu ziehen, daß sie eine Mischrasse mit vorwiegendem Negritoblute bilden. Sie scheinen die Parias der Insel Palawan zu bilden. Ich bemerke zugleich, daß auch die Tandulanen mitunter Igorroten genannt werden.

Eine weitere Mischrasse bilden die Bulalacaunos, doch scheint die etwas adlerartig gekrümmte Nase darauf zu deuten, daß das Negritoblut nicht vorwiegt. Sie bewohnen das Innere der Calamianen-Inseln und auch den nördlichen Teil der Insel Palawan.

Da ich schon einmal etwas über die Bulalacaunos veröffentlicht habe (Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Bd. VI, S. 164 bis 165, 1884), so erwähne ich hier nur, daß unter ihren Göttern der Táno Satolonam kleine Kinder frißt und den Menschen mit Schabernack heimspielt, also an den Patianak und Osuang der Tagalen erinnert. Sie verehren oder fürchten auch den Mamáo oder Mangaloc, der mit dem Dämon Mangalo der alten Tagalen identisch ist. Wenn der Kilit-kilit, ein dem Turmfalken oder Rötelgeier ähnlicher Vogel, vom Dache eines Hauses aus seinen Schrei ertönen läßt, so wird einer der Bewohner desselben bald sterben.

Fassen wir das oben Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich, daß Palawan und die Calamianen von folgenden Volksstämmen bewohnt werden:

A. Von Negritos (Até).

B. Von der negritomalaiischen Stämmen: 1. Tandolanes oder Tandulanen (mit vorwiegendem Negritoblut). 2. Tinitianen oder Batak. 3. Bulalacaunos (mit vorwiegendem Malaienblut).

C. Von malaiischen (bezw. indonesischen) Stämmen: 1. Tagbanúas, zu welchen nach A. Marche auch die Calamianen, Agutainos und Coyuvos zu zählen sind. Nach demselben Autor haben sie auch Negritoblut in ihren Adern. 2. Moros.

Wohin die Bonayanans des A. Marche zu stellen sind, kann heute nicht gesagt werden.

Aus der Namenliste der Völker jenes Teiles des Philippinen-Archipels sind unbedingt zu streichen die Igorrotes, Manguiánes und Palawanes.

Immerhin bleibt nur gewiß, daß es Negritos, Tagbanúas und Moros giebt, denn über die übrigen Stämme sind wir doch nicht so genügend unterrichtet, um nicht z. B. eines Tages mit der Nachricht überrascht zu werden, daß z. B. Batak und Bulalacaunos einen einzigen Stamm bildeten.

Die Leichenbretter.

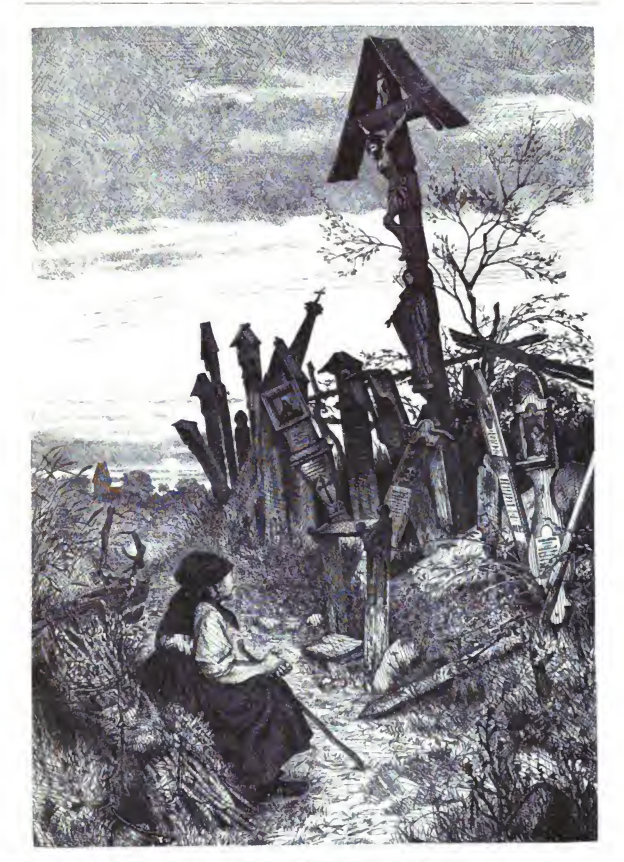
Von F. Kaibler.

Von der Schweiz an durch Tirol, Salzburg, die bayerischen Lande und die Oberpfalz nach Böhmen hinein, ausklingend in Oberfranken, hat sich der Brauch erhalten, die Bretter, auf welchen die Leiche vor dem Begräbnis gelegen hat, nach demselben öffentlich aufzustellen und mit dem Namen des Verstorbenen, sowie Sprüchen versehen als ein Denkmal für denselben zu erhalten. Der Brauch ist danach auf den allemannischen und namentlich den bayerischen Volksstamm beschränkt oder hat hier sich wenigstens erhalten, denn es fehlt nicht an Nachrichten, daß das Leichenbrett auch schon in alter Zeit bei andern Stämmen benutzt wurde.

Von dem Körper des erschlagenen Siegfried heißt es (Nibelungen 1058): „man zôch ûz den Kleidern sînen schœnen lîp und wuosch im sîne wunden; man leite in ûf den rê“.

Hier tritt uns einer der ältesten Namen für das Leichenbrett entgegen, nämlich rê. Noch jetzt ist in den Alpen die Bezeichnung Rêbrett oder Rechbrett üblich[1]). In der Schweiz heißt das Brett „Laden“, in der bayerischen Oberpfalz „Toudenbrett“. Der Sarg (von sarcophagus) ist etwas verhältnismäßig spätes; ursprünglich beerdigte man die Leichen in Tücher gehüllt oder in ausgehöhlten Bäumen, den Totenbäumen. Wo diese nicht die Leiche schützten, da wurde Holzwerk oder ein Brett zum Schutz gegen das nachfolgende Erdreich über den Körper gelegt. Daher hat man in den Totenbrettern einen Nachhall jenes lignum insuper positum erkennen wollen, welches nach den bayerischen Volksgesetzen (Tit. XIX, Cap. 8 der Leges Bajuvariorum) zum Schutze über den toten Körper vor dem eingeworfenen Erdreiche in das Grab gelegt wurde. Graf Hundt (Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. Wissensch. 1866, II, 409) hat in seiner Arbeit über die Reihengräber von Gauting, in welchen Holzschichten oberhalb der Toten beobachtet wurden, die Ansicht geäußert, daß jenes zu heidnischer Zeit in das Grab mitgegebene Brett, jetzt in christlicher Zeit, wo die Bestattung in vollständigen Särgen erfolgt, aus frommer Sorge für das Seelenheil des Verstorbenen an vielbetretenen Fußpfaden ausgestellt wurde. Christliche Sitte erwuchs aus heidnischem Brauche.

[1]) Leiche: althochdeutsch hreo, angels. hrâ (w), altnord. hrae. Die Bedeutungen des Wortes im Mittelhochdeutschen sind (nach Lexer): Leichnam, Tod, Tötung, Mord, Grab, Begräbnis, Totenbahre.



Leichenbretter im bayerischen Walde. Gezeichnet von V. Köhler.

Verfolgen wir nun die Leichenbretter von West nach Ost und sehen wir uns alsdann den Inhalt derselben an, den sie zur Erinnerung an Verstorbene in oft rührenden, oft auch sehr naiven Sprüchen uns offenbaren.

Im Züricherlande wurde noch im vorigen Jahrhundert die Leiche nur in ein Tuch gehüllt und dann auf einem Brette, der Lade, zu Grabe gebracht, selbst in der Stadt lange noch ohne Sarg. „Daher ist die Gewohnheit übrig geblieben, den Laden, auf welchem die Leiche gelegen, beim Wohnhause als Steg über den nächsten Wassergraben zu legen, oder, wie es bei St. Gallen geschieht, dem Verstorbenen eine hölzerne Gedenktafel mit seinem Namen in Form eines Sargbrettes aufzurichten.“ (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 193). Ist hier in der Schweiz auch von dem poetischen Inhalt der Leichenbretter keine Rede, erscheinen sie rein als Erinnerungstafeln, so tritt uns doch schon hier die eigentümliche Verwendung derselben als Brückensteg über Graben oder Sumpf entgegen, eine Verwendung, die ihnen bleibt bis zu dem andern, nordöstlichen Ende ihrer Verbreitung in der bayerischen Pfalz. Diese Anwendung als Brückensteg benutzte L. Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 97) zur Erläuterung einer Stelle im salischen Gesetz, wo von der äußeren Grabausstattung die Rede ist und es heißt: Silave, quod est ponticulus super hominem mortuum. Dieses rätselhafte Silave soll das Leichenbrett sein, welches einmal als Erinnerungstafel, dann aber als Brücke diente, wo es die Aufmerksamkeit Vorübergehender auf sich zog.

Über die „Rechbretter“ in Tirol belehrt uns Ludwig von Hörmann (Grabschriften und Marterlen, Leipzig 1890, Vorrede). Vorzüglich sind sie auch im Salzburgischen häufig. Hier aber ist es nicht mehr das ursprüngliche Leichenbrett, das an den Weg gestellt wird, sondern ein stellvertretendes Machwerk des Tischlers. Hörmann beobachtete sie im Pinzgau besonders oft.

In Oberbayern sind die Leichenbretter häufig im Lande an der Amper, im Flachlande zwischen Lech und Isar, aber auch im Traungau. Sie sind hier an Kirchwegen, an Bäumen angeheftet, als Stege über Gräben angebracht, aber auch oft platt auf die Feldwege gelegt, so daß sie nicht übersehen werden können. (Bavaria I, 413.)

In Niederbayern, namentlich im bayerischen Walde, scheinen die Leichenbretter ihre stärkste Verbreitung zu finden, sind sie am häufigsten vertreten. Felix Dahn (Bavaria I, 995) meint, daß selten dort noch das wirkliche Leichenbrett, auf dem der Tote gelegen, aufgestellt werde, meist käme eine Säule, Pyramide u. dergl., Machwerk des Schreiners, an ihre Stelle. Allein B. Köhler, der diesen Leichenbrettern besondere Aufmerksamkeit widmete, erklärt (Illustrierte Zeitung vom 6. Februar 1875), daß das neue Brett, auf dem die Leiche wirklich lag, zum Schreiner kommt, der es mit einem Schutzdache versieht und mit Farben bemalt. Unter dem Schutzdache ist ein Heiligenbild angebracht, jetzt meist Lithographie, oder es sind die Symbole der Vergänglichkeit, Totenkopf, Sanduhr u. s. w., dort abgemalt. Der Heilige steht in Beziehung zum Vornamen dessen, der einst auf dem Leichenbrette lag: Der heilige Joseph mit dem Christkinde bei einem Manne namens Joseph. Die heilige Katharina mit schrecklichem Zackenrade bei einer Frau namens Katharina. Unterhalb der Bilder stehen Vor- und Zuname, Beruf, Geburts- und Todestag des Betreffenden. Nach der Personalbeschreibung folgen die poetischen Ergüsse. Im bayerischen Walde stehen die Leichenbretter meist nicht einzeln, sondern in Gruppen, gewöhnlich um ein Kruzifix herum. An einem Draht sind unter den Inschriften häufig Rosenkranzperlen angebracht, die zum Gebet für den Verstorbenen einladen; man schiebt sie vorwärts und spricht dabei ein Vaterunser.

Wie im bayerischen Walde sind die Leichenbretter auch im Böhmerwalde verbreitet und hier sowohl auf der bayerischen als der böhmischen Seite. Die Deutschen im südwestlichen Böhmen stammen aus Bayern und nahmen die Sitte der Leichenbretter mit hinüber ins slavische Land. Häufig sind sie z. B. bei Eisenstein an den befahrensten Straßen, dort grün und blau angestrichen und mit weißen Kreuzen bemalt. Auch dort stehen sie in Gruppen, und neben den frischen Brettern manch altes, morsches, zusammengefallenes. (F. Höllrigl, Aus dem Böhmerwalde. Wien 1884, 85). In Böhmen verknüpft sich auch der Aberglauben mit den Totenbrettern: Sie fallen am heiligen Abend um, und in welcher Gegend sie fallen, dort stirbt jemand (Grohmann, Aberglauben aus Böhmen 1310).

Weiter nördlich wird die öffentliche Ausstellung der Totenbretter als Erinnerungszeichen immer seltener, wiewohl sie selbst noch bekannt sind. In der bayerischen Oberpfalz wird der Verstorbene auf das „Tondenbrett“ gebracht; doch darf er mit dem Gesichte weder gegen Abend noch gegen Morgen darauf liegen; die Füße müssen gegen die Stubenthür gerichtet sein. Drei Tage bleibt die mit einem Tuche bedeckte Leiche auf dem Brette, dann erst kommt sie in den Sarg (Bavaria II, 322). Endlich finden wir die Leichenbretter noch im bayerischen Oberfranken, und hier scheinen sie ihre Nordgrenze zu erreichen. Öffentlich aufgestellt werden sie hier auch nicht mehr. Im Mistelgau z. B. ist in jedem Hause ein Totenbrett vorrätig, das seine Verwendung schon bei Ahn und Urahn gefunden hat und auf dem die Leiche liegt (Bavaria III, 365).

Soviel über die Sitte selbst und deren Verbreitung, die eine streng begrenzte ist. Aber die Leichenbretter werden noch von Wichtigkeit dadurch, daß sie in ihren Inschriften, welche denen auf Grabdenkmälern gleich stehen, in großer Mannigfaltigkeit und wechselnder Gestaltung die Anschauungs-, Denk- und Gefühlsweise der Menschen innerhalb eines großen Zeitraums wiederspiegeln. Sie werden dadurch für den Sprach- und Sittenforscher zu einer Fundgrube für die Beurteilung des Volkscharakters. „Ihr Inhalt, sagt von Hörmann, ist entweder allgemeiner Natur und behandelt das Kapitel vom Tode und der Ewigkeit, daneben Schmerz über den Verlust teurer Angehöriger mit der Hoffnung auf Wiedersehen. Manche dieser Verse sind von einer Tiefe und Innigkeit, wie man es gar nicht erwarten möchte. Zeitweilig kommen auch Ursprünglichkeit und Naivetät zum Durchbruch.“ Zur Charakteristik mögen nun hier einige dieser Inschriften folgen; mehr ist in den angeführten Schriften von Köhler und Hörmann zu finden.

Du Freund, es wird dein Ende kommen,
Doch weißt du nicht wo, wann und wie,
Vielleicht wirst du der Welt entnommen
Heut' Abend oder morgen früh.
Vielleicht ist auch dein Ziel bestimmt,
Eh' diese Stund' ein Ende nimmt. (Pinzgau.)

Auf einem Leichenbrett bei Eisenstein in Böhmen steht:

Denkmall.
Auf diesem Brett
hat geruht die Ehr-
geachtete Jungfrau Theresia Gschwendner, welche nach empfangen Sterbsakrament ihres Alters im 18. Jahr 23. August 1873 gottselig im Herrn entschlafen ist.

In meiner schönsten Jugendblüth
Hätt' ich es nicht gedacht,
Daß der Tod, der Sensenmann
An meiner Thüre klopfet an.
Bin ich bekannt gewesen dir
So bitte ein Vaterunser mir;
So bitte ihn mit heller Stimm',
Weil ich so jung gestorben bin.

Hier spricht die Verstorbene selbst zum Vorübergehenden; ebenso auf einem Leichenbrett im bayerischen Walde:

> Ich lieg' im Grab und muß verwesen,
> Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
> Was ich jetzt bin, das wirst auch du!
> Drum steh und bitt für meine Ruh.

In derselben Gegend spricht sich der Schmerz einer Mutter über den Tod des Kindes folgendermaßen aus:

> Mein Kind, das war ein Rosenknopf
> Wollte eine Rose werden.
> Da kam der Tod und roch daran,
> Da war's nicht mehr auf Erden.

Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und aller irdischen Herrlichkeit enthält der folgende, gleichfalls auf einem Leichenbrett im bayerischen Walde stehende Spruch:

> Ob die ganze Welt dich nennt,
> Oder bloß dein Nachbar kennt,
> Ob du arm bist oder reich,
> Ob du rot bist oder bleich,
> Dieses ist zuletzt ganz gleich.
> Jeder Mensch auf Erden
> Muß zu Staube werden.

Das ist ein alter Spruch, der auf vielen Leichenbrettern wiederkehrt, wie denn überhaupt, nach Köhlers Beobachtung, die meisten dieser Sprüche von einem Brette auf das andre übergehen und immer wieder mit den alten Worten ein neues und doch auch ewig das alte Lied zu singen.

Die Flutsagen.

Von Richard Andree.

Die Ansicht, daß die Flutsagen ein allen Völkern der Erde gemeinsames Erbteil aus der Urzeit des Menschengeschlechts seien und daß dieselben auf ein großes Ereignis, das in der Bibel erzählte, zurückgehen, hat allerdings schon hier und da Widerspruch gefunden, ist aber nichts destoweniger noch die herrschende geblieben.

Beides ist aber unrichtig; die Flutsagen sind nicht universell und gehen keineswegs auf ein und dasselbe Ereignis zurück. Um sie richtig beurteilen zu können, ist es vor allem nötig, das Material zu sammeln, was bisher nicht, oder in sehr ungenügender Weise geschehen war. Erst wenn eine Übersicht möglich über das, was an Flutsagenstoff auf der Erde vorhanden, dann läßt sich ein Urteil fällen; der vergleichende Weg, den der Ethnograph hierbei einschlägt, wird vieles aufhellen, in anderm Lichte erscheinen lassen, als eine einseitig theologische Behandlung vermag, die den biblischen Bericht in den Mittelpunkt, gleichsam als festen Felsen stellt und gelegentlich andre Berichte als bestätigendes Beiwerk heranzieht.

Es kommt also darauf an, den Stoff zu sammeln und kritisch zu sichten. Ich habe einen Versuch in dieser Richtung gemacht und gegen 100 Flutsagen bei den verschiedensten Völkern gesammelt und besprochen in einer demnächst bei Friedrich Vieweg und Sohn erscheinenden kleinen Schrift: „Die Flutsagen, ethnographisch betrachtet", aus der ich hier einige Ergebnisse mitteilen will. Es ist ganz natürlich, daß ein Einzelner, der zu sammeln beginnt, zu einer Vollständigkeit nicht gelangen kann, daß er keinen Abschluß zu erzielen vermag; ich betrachte meine kleine Schrift daher auch nur als einen Anfang, an den noch mehr Stoff ankristallisieren wird. Schon soeben, beim Abschlusse des Druckes, wird mir wieder eine neue Flutsage bekannt [1]), die ich nicht mehr benutzen konnte.

Nach meiner Zusammenstellung, deren Lückenhaftigkeit mir wohl bewußt ist, die aber immerhin noch mehr bietet, als bisher gesammelt wurde, läßt sich nun in großen Zügen überschauen, wo überhaupt Flutsagen vorkommen. Es ergiebt sich sofort, daß dieselben nicht universell sind. In Vorderasien, Persien, Tibet, Vorder- und Hinterindien kommen sie vor. Sie erscheinen so verwischt und selten auf dem großen ostasiatischen Archipel, daß ich sie hier fast ausschließen möchte. Inselartig vereinzelt ist die Flutsage auf der Halbinsel Kamtschatka vorhanden. Danach ergiebt sich, daß dieselbe in Arabien, Innerasien, ganz Nordasien, China und Japan fehlt.

Europa hat eigentlich nur in den hellenischen Flutsagen seine Vertretung auf diesem Gebiete. Das wenige andre, was bekannt ist, erscheint aus der biblischen Quelle geflossen, die in heimische Gewänder gekleidet wurde oder sich auf echt vorhandenen Stoff aufpfropfte.

Afrika ist, worauf schon von andern hingewiesen wurde, auszuschließen. Es sind allerdings einige auf natürliche und örtliche Ergebnisse hinweisende Flutsagen vorhanden; dieses ist aber dem ganzen großen Erdteil gegenüber so wenig und verschwindend, daß es übergangen werden kann. Wenn der äußerste Süden mehr Anklänge zeigt, so ist hier christliche Beeinflussung maßgebend gewesen. Vom australischen Festlande an über Neu-Guinea durch Melanesien, Mikronesien und Polynesien bis zu den Sandwichinseln finden wir die Flutsagen. Sie sind in Amerika von den Eskimo im Norden bis zu den Araukanern im Süden überall vorhanden.

Die Gemeinsamkeit aller Sintflutsagen und die Zurückführung derselben auf ein großes Ereignis, dasselbe, welches in der Bibel erzählt wird, ist eine Annahme, die noch vielfach Geltung hat und ihre Vertreter selbst in gelehrten Kreisen findet. Lenormant [1]), welcher auf diesem Standpunkte steht, sagt: Der Sintflutbericht sei une tradition universelle dans tous les rameaux de l'humanité, à l'exception de la race noire. Aucun mythe religieux ou cosmogonique ne présente ce caractère d'universalité. Daher sind ihm diese Sagen der Nachklang eines wirklichen, fürchterlichen Ereignisses, welches die ersten Menschen traf und bei deren Nachkommen nicht in Vergessenheit geriet; es fand statt in der Nähe der Wiege des Menschengeschlechts.

Abgesehen davon, daß wir über die „Wiege des Menschengeschlechts", wie der vage Ausdruck lautet, noch gar nichts wissen, sind die Flutsagen durchaus nicht so allgemein über die Erde verbreitet und bei allen Völkern — von den Negern abgesehen — zu finden, wie Lenormant meint. Meine Zusammenstellung läßt noch gewaltige flutsagenfreie Gebiete erkennen; daneben finden sich räumlich begrenzte Sagengebiete von Fluten, die auf meist bestimmte natürliche Verhältnisse zurückgeführt werden können.

Bereits Jakob Grimm hatte das Richtige getroffen [2]),

[1]) Eine Flutsage der Lolos in Yünnan, eine der berühmtesten Mythen dieses Volks, die bei Verlobungen, Hochzeiten und Todesfällen vorgetragen wird, erzählt Paul Vial in seiner neuesten Schrift De la langue et de l'écriture indigènes au Yun-nan. Paris, Leroux, 1890.

[1]) Origines de l'histoire d'après la Bible I, 489.

[2]) Deutsche Mythologie[3] 547.

wenn er sagt: „Es scheint mir unmöglich, die Vielheit aller Dichtungen von der großen Flut und von der Erschaffung des Menschengeschlechts auf die mosaische Urkunde zurückzuführen, aus der sie verwildert und entstellt sein sollten, das verbieten schon die eigentümlichen Vorzüge, Mängel und Abweichungen einer jeden.“ Muß denn diese Sage gerade bei den Semiten entstanden sein, und könnten, wenn wir einmal von einem Urquell ausgehen wollten, die Hebräer nicht auch von andern Völkern etwas angenommen haben? Die Wahnvorstellung von der völligen Originalität der Juden in allen Dingen ist von der vergleichenden Völkerkunde doch längst zurückgewiesen worden, und vieles, was nur auf sie oder ihren Gesetzgeber zurückgeführt wurde (Beschneidung, Speiseverbote ꝛc.) erweist sich als weit verbreiteter Brauch oder älter als bei den Juden.

Die vergleichende Ethnographie und das Studium des Folklore haben uns heute weit genug geführt, um uns zu zeigen, daß Sagen und Erzählungen ihre Wurzeln in der Natur des menschlichen Geistes haben. Ihr Dasein hängt nicht ab von einer Rasse; gewisse Formen derselben sind unter günstigen Umständen allerdings von einem Volke zum andern gewandert und haben dort, verändert nach den dortigen Verhältnissen, Lokalfärbungen angenommen oder mit vorhandenen Mythen sich vermischt, so daß es Sache der Kritik ist, hier Ursprüngliches und Eingewandertes zu scheiden. Daß die geologische Diluvialperiode ausgeschlossen und mit der mosaischen Fluterzählung nicht in Zusammenhang zu bringen sei, wird jetzt allgemein zugegeben, wie denn überhaupt von einer die ganze Erde deckenden Flut nicht die Rede sein kann und es sich nur um örtliche, teilweise Überflutungen handelt. Mit demselben Rechte, wie der biblische Bericht, spricht der Indianer Amerikas oder der Südseeinsulaner von der Überschwemmung der ganzen Erde; es ist eben die Erde, soweit sie in seinen Gesichtskreis fällt, darunter zu verstehen. Die Sage hat überhaupt die Neigung, das Kleine zum Großen zu gestalten, ein Ereignis, das nur örtlich war, wird von ihr zur Weltbegebenheit aufgebauscht.

Abgesehen auch davon, daß die Flutsagen keineswegs in dem Grade universell sind, wie man gewöhnlich annimmt, spricht der innere Inhalt derselben gegen gemeinsamen Ursprung. Bei vielen zeigt sich, wie wir gesehen haben, der offenbare Zusammenhang mit der biblischen Urkunde so deutlich, daß sofort der Einfluß christlicher Missionare in die Augen springt. Oft ist es die mosaische Erzählung, der nur ein örtlicher Mantel umgehangen wird, noch häufiger aber die Aufpfropfung derselben auf eine echte, vorhandene Flutüberlieferung, die dann erst von dem biblischen Beiwerk befreit werden muß, um sie genau zu erkennen. Häufig ist auch nur die nackte Thatsache von einer großen Flut überliefert, in welcher viele Menschen untergingen, einige aber sich auf Berggipfel oder vorsichtig in Kähnen retteten, welche vorher mit Lebensmitteln versehen waren. Solche Ereignisse sind so natürlich und einfach, daß man dabei nicht an Entlehnung zu denken oder einen Nachhall des biblischen Berichtes anzunehmen braucht. Und will man dennoch letzteres, warum fehlen denn alle übrigen gleichwertigen biblischen Erzählungen, warum ist denn z. B. die Schöpfungsgeschichte nicht erhalten geblieben und nur die Sintflutsage?

Mit den ausschmückenden Einzelheiten ist es etwas andres, und diese, wenn sie zu sehr an den biblischen Bericht sich anlehnen, geben uns oft Fingerzeige für eine Entlehnung und für spätere christliche Einflüsse. Man hat es wohl als charakteristisch für den biblischen Bericht von der Flut hingestellt und diesen allein auszeichnend, daß die Flut als ein göttliches Strafgericht über das sündhafte Menschengeschlecht kam und durch dieselbe die Vertilgung stattfand. Aber auch dieser Zug findet sich anderweitig in durchaus echten Flutsagen und erscheint mir nicht auffällig.

In dem von mir mitgeteilten Stoffe ist ein Strafgericht durch eine vernichtende Flut, ausgehend von einem höheren Wesen und verfügt wegen der Sünden der Menschen, erzählt bei den Kohls, den Mincopi, bei den Dajaks, den Fidschiinsulanern, den Pelauinsulanern, auf den Gesellschaftsinseln, bei den Algonquin, den Arawaken. Von diesen können aber nur einige als biblisch beeinflußt gelten.

Die Aussendung der Taube aus der Arche und ihre Rückkehr mit dem Ölzweig ist schon eine bezeichnendere Einzelheit, die bei ihrem Vorkommen in den Flutsagen der Naturvölker Verdacht erregen muß. Namentlich bei den Indianern treten verschiedene Vögel, der Rabe, die Moschusratte an die Stelle der Taube, bei andern der Coyote. Stets ist dabei aber zu bedenken, daß im Bereiche seefahrender Völker das Mitnehmen von Vögeln auf weiten Seereisen, um durch diese in zweifelhaften Fällen die Küstenrichtung zu erkennen, nichts Ungewöhnliches ist und daher leicht in den Sagen Aufnahme finden konnte. Gerade im Altertum finden sich darauf bezügliche Beispiele, wie solcher Gebrauch im Indischen Meere bei den Seefahrern von Taprobane erwähnt wird. Die Argonauten lassen Tauben fliegen, um von der Möglichkeit der Fahrt durch die Symplegaden sich zu überzeugen. Floke Vilgedarson, der 868 auszog, um Island zu entdecken, führte nach dem Landnamabuk drei Raben mit sich, die ihm als Wegweiser dienen sollten und von denen man annahm, daß sie bei der Nähe von Land diesem zufliegen würden, so daß der Seefahrer ihnen bloß zu folgen brauchte. Auch in den Mythen der nordamerikanischen Völker spielen während der Flut ausgesandte Tiere eine Rolle, um Land zu erkundigen.

Der Zug in der Deukalionischen Flut, daß Menschen durch das Werfen von Steinen entstehen, kehrt wieder bei den Indianern Guianas und zwar ganz unvermittelt.

Als ein sich wiederholender Einzelzug tritt auch die Vorausverkündigung der Flut durch Tiere ein. Bei den Tschiroki ist ein Hund der Warner, bei den Peruanern sind es Llamas.

Wieder gilt als ein die Gemeinsamkeit der Flutsagen beweisender Zug, daß das Schiff, in welchem die Überlebenden sich retten, auf einem hohen Berge strandet. Sofort will man darin den Ararat erkennen. Wie aber die Rettung in einem Schiffe ein durchaus natürlicher, keine Entlehnung beweisender Zug ist, so auch das Sitzenbleiben des Schiffes auf einem Berge, und daß dieses ein hoher, durch die Formen in die Augen springender sein muß, ist beim Wesen der Sage ganz natürlich. Darum kehrt auch der Ararat so oft wieder. In Indien (Naubandhanam), der Tendong bei den Leptscha, die Insel Wolaemi bei den Mincopi, der Lulumut bei den Binnas, der Nusaku auf Ceram, der Parnaß (und andern Othrys, Athos) bei den Hellenen, Mbengge bei den Fidschiinsulanern, die Insel Taomarama bei den Gesellschaftsinsulanern, der Tschaneguta der Loucheux, der „Befestiger“ in der Olympic Range bei den Clallam, die Cascade Range bei den Puyallop, der Taylors Peak bei den Mattoal, der Pik von Colhuacan in Mexiko, der Ancasmarca in Peru, der Thegtheg bei den Araukanern, der Tamanaku am Orinoko sind solche Parallelen des Ararat. Aber nur der kleinere Teil dieser Rettungsberge erscheint in unverfälschten Flutsagen, eine etwas größere Zahl findet sich in solchen, die mit biblischen Elementen durchsetzt sind.

Es giebt aber noch andere in den Flutsagen bei den entferntesten Völkern sich wiederholende Züge, die aus ganz natürlicher Veranlassung fließen, aber nicht als Beweisgrund einer Entlehnung aufgefaßt werden können. In vielen Flutsagen kehrt der Zug wieder, daß das rettende Schiff an ein

1. Wulamo maskan-ako-anup lennowak makowini essopak.
Long ago powerful snake when men also bad beings had become.

2. Maskanako shingalusit nijini-essopak shawalendamep
Strong snake enemy beings had become became troubled
ekin-shingalan.
together hating.

3. Nishawi palliton nishawi machiton nishawi matta
Both fighting both spoiling both not
lungundowin.
peaceful (or keeping peace).

4. Mattapewi wiki nihanlowit mekwazuan.
Less men with dead keeper fighting.

5. Maskanako gichi penauwelendamep lennowak owini
Strong snake great resolved men beings
palliton.
to destroy (fight).

6. N'akowa petonep, amangam-petonep akopehella
Black snake he brought monster he brought rushing snake water
petonep.
he brought.

7. Pehella-pehella pohoka-pohoka eshohok-eshohok
Much water rushing much go to hills much penetrating
palliton-palliton.
much destroying.

8. Tulapit menapit Nanaboush maska-boush
At Tula (or turtle land) at that island Nanabush (strong)
owinimokom linowimokom.
of beings the grandfather of men the grandfather.

9. Gishikin-pommixin tulagishatten-lohxin.
Being born creeping at Tula he is ready to move and dwell.

10. Owini linowi wemoltin pehella gahani pommixin
Beings men all go forth flood water creeping (floating?)
nahiwi tatalli tulapin.
above water which way (where) turtle-back.

11. Amangamek makdopamek alendgwek metzipannek.
Monsters of the sea they were many some of them they did eat.

12. Manito-dasin mokol-wichemass palpal payat payat
Spirit daughters boat helped come, come coming coming
wemichemap.
all helped.

13. Nanaboush Nanaboush wemimokom winimokom
Nanabush Nanabush of all the grandfather of beings the grandfather
linnimokom tulamokom
of men the grandfather of turtles the grandfather.

14. Linapima tulapima tulapewi tapitawi.
Man then turtle then turtle they altogether.

15. Wishanem tulpewi pataman tulpewi paniton
Frightened (startled?) turtle he praying turtle he let it be
wuliton.
to make well.

16. Kshipehelen penkwihilen kwamipokho sitwalikho
Water running off it is drying plain and mountain path of cave.
maskan wagan palliwi.
powerful or dire action elsewhere.

Sintflutbericht der Algonquins nach Squier.

Seil gefesselt wird. In der Bibel fehlt er. Läßt man ein solches einzelnes Argument als kräftig genug gelten, um Entlehnung festzustellen, so ist ein Zusammenhang bei den Flutsagen der Inder, der Kamtschadalen, der Wogulen, der Pelauinsulaner, der Twana und Arawaken vorhanden, bei denen allen das fesselnde Seil von Wichtigkeit. Es ist so natürlich wie eine auf Kundschaft entsendete Taube oder das Stranden des Rettungsschiffes auf hohem Berge.

Gewiß ist es auch ein schwer wiegender Grund gegen die vermeintliche Universalität der Flutsagen und gegen einen gemeinsamen Ursprung der letzteren, daß die den Hebräern benachbarten Völker ohne Kenntnis derselben waren. Bei den Arabern findet sich nichts, was auf eine Flutsage hindeutet, trotzdem sie Semiten und die nächsten Nachbaren der Babylonier und Hebräer sind. Sie weichen in mythologischer Beziehung überhaupt stark von den Nordsemiten ab, und ihre Götterwelt, vor dem Auftreten Mohammeds, ist eine durchaus andre, als jene der übrigen Semiten.

Das gewöhnlich nach Regen lechzende und nichts weniger als zu Überschwemmungen geneigte Eran macht von vornherein die Übertragung der Flutsage vom vorderasiatischen Boden dorthin unwahrscheinlich. Trotzdem wollen verschiedene Gelehrte gefunden haben, daß die große Flutkatastrophe der Genesis im Avesta wiederzufinden sei, eine Ansicht, welcher Friedrich Spiegel nicht beipflichtet. In einer Erzählung des Bundehesch kommt allerdings eine Flutsage vor, die jedoch keinerlei Analogie mit dem biblischen Bericht bietet.

Auch die südwestlichen Nachbaren der Hebräer, die Ägypter, besitzen keine Flutsage. Ihr fast regenloses Land weist dieses schon ab. Lauth will allerdings eine ägyptische Flutsage gefunden haben; es ist dieses eine hieroglyphische Inschrift „Die neue Weltordnung nach Vernichtung des sündigen Menschengeschlechts“, welche sich in einer kleinen Kammer beim Königsgrabe des Pharao Seti I. (um 1350 vor Chr.) in Theben befindet und die H. Brugsch unter diesem Titel herausgegeben hat. Gerade aber diese Sage von der Vernichtung des Menschengeschlechts infolge seiner Sündhaftigkeit giebt dem Texte eine besondere Bedeutung, da sie unwillkürlich an die biblische Überlieferung von der Vertilgung des sündhaften Menschengeschlechts erinnert. Hier wie da die Vorstellung von einem göttlichen Strafgerichte, das nur die Auserwählten dem allgemeinen Untergange entzog. Sonst bewegt sich die ägyptische Überlieferung nur in dem engbegrenzten Rahmen mythologischer Vorstellungen, und es ist auch, außer den angeführten Übereinstimmungen, nicht ein einziger weiterer Zug in ihr vorhanden, welcher eine Vergleichung mit der biblischen Überlieferung gestattet. Namentlich ist von einer Wasserflut in ihr durchaus nicht die Rede.

Bei den nächsten Nachbaren der Hebräer und Babylonier ist also die Flutsage nicht vorhanden.

Der Einfluß der chaldäisch-hebräischen Flutsage auf die Völker der Erde ist aber ein gewaltiger gewesen, und er ist da um so stärker geworden, wo er an ursprünglich Vorhandenes sich anlehnen konnte. Es zeigt sich dieses so recht in Amerika. In diesem weit ausgedehnten Gebiete dürfen wir das Vorhandensein echter und ursprünglicher Flutsagen annehmen; doch diese haben sich nur teilweise rein erhalten, andre zeigen die originalen Formen bloß bruchstückweise, bei sehr vielen zeigt sich eine Vermischung mit Elementen der vorderasiatischen Sage, ja diese tritt hier und da ganz in den Vordergrund, nur mit einem heimischen Mäntelchen versehen. Es ist ein weiter und langer Weg, den die vorderasiatische Sage durch die Jahrtausende, die Geschlechter und Völker zurückgelegt hat, bei denen sie mit zäher Lebenskraft sich stets wieder verjüngte, ein Weg, wie er kaum noch einmal bei einem menschlichen Geisteserzeugnisse sich verfolgen läßt. Viertausend Jahre liegen zwischen den in Sardanapals Palastbibliothek einst aufbewahrten Keilinschrifttafeln und den von ihnen beeinflußten Erzählungen, wie sie heute noch im Wigwam des Indianers widerhallen.

Betrachten wir nun unter dem Gesichtspunkte der chaldäisch-hebräischen Beeinflussung die oben mitgeteilten Flutsagen, so lassen dieselben sich in echte und beeinflußte scheiden. Das letztere ist in sehr verschiedenem Grade der Fall gewesen; oft sind in die ursprünglich vorhandene, echte heimische Überlieferung nur wenige Züge des vorderasiatischen Berichtes aufgenommen worden, oft auch mehren sich diese und der heimische Urquell versiegt, so daß schließlich manchmal nur die biblische Sage in einem fremden Gewande vor uns steht und es schwer zu entscheiden ist, ob überhaupt eine ursprünglich echte Fassung der Flutsagen vorhanden war. Eine Aussonderung habe ich in meiner Schrift versucht. Namentlich machen sich die Einflüsse des biblischen Berichtes, getragen von Missionaren, unter den amerikanischen Indianern geltend, so daß eine Aussonderung schwer wird. Ich gebe hier, als ein Beispiel, die Flutsage der Algonquins wieder, in welcher die Zerstörung der Welt durch Wasserfluten einem bösen Geiste (der Schlange) zugeschrieben wird. Er steht im Gegensatze zu Manabozho (Menaboschu), einem mächtigen Halbgotte. Die Bilderschrift dieser Erzählung mit indianischer Erklärung und wörtlicher englischer Übersetzung wiederhole ich hier nach Squier auf der beigefügten Tafel. Danach ergiebt sich folgende Umschreibung:

1. „Es ist lange her, da kam die mächtige Schlange (Maskanako), als die Menschen schlecht geworden waren. 2. Die starke Schlange war der Feind der Geschöpfe und sie wurden verwirrt und haßten sich untereinander. 3. Dann kämpften sie und vernichteten sich untereinander und hielten keinen Frieden. 4. Und die kleinen Menschen (Mattapewi) kämpften mit dem Hüter der Toten (Nihanlowit). 5. Da beschloß die starke Schlange, sogleich alle Menschen und Geschöpfe zu zerstören. 6. Sie brachte die schwarze Schlange und Ungeheuer und rauschende Gewässer. 7. Die rauschenden Gewässer breiteten sich aus über die Berge, überall hin, alles zerstörend. 8. Auf dem Schildkröteneiland (Tula) war Manabozho, der Großvater von Menschen und Geschöpfen. 9. Kriechend geboren, kann er auf Schildkröteneiland sich bewegen und wohnen. 10. Die Menschen und Geschöpfe fluten auf den Wassern umher und suchen überall nach dem Rücken der Schildkröte (Tulapin). 11. Der Seeungeheuer waren viele und sie zerstörten viele (der Menschen). 12. Dann half ihnen die Tochter eines Geistes in ein Boot und alle vereinigt riefen: Kommt, helft! 13. Manabozho, der Großvater aller Geschöpfe, der Menschen und Schildkröten. 14. Alle zusammen, auf der Schildkröte dort, die Menschen dort, waren alle zusammen. 15. Sehr erschreckt bat Manabozho die Schildkröte, daß er alle wieder herstellen wolle. 16. Dann verliefen sich die Wasser, es ward trocken auf Berg und Ebene und der große Böse ging anderswo hin auf dem Höhlenpfade.“

Mit der biblischen Flutgeschichte stimmt höchstens das Boot (Fig. 12), das ganz unvermittelt hier erscheint und auf Missionseinflüsse zurückgehen kann.

Die Ursachen großer Fluten, welche verheerend weite Landstrecken überschwemmen, sind sehr mannigfacher Art, doch spielt dabei der Regen eine untergeordnete Rolle, da er nie ein gewisses Maß überschreitet und, dem Gefälle der Thäler folgend, mehr oder weniger schnell abfließt; ebenso verlieren sich die oft gewaltigen Fluten verheerender Ströme nach kurzer Zeit und bleiben meist räumlich beschränkt. Diese Naturereignisse sind klein im Verhältnis zu den mächtigen Fluten, die durch Wirbelstürme oder in noch

höherem Maße durch Erdbeben veranlaßt werden, worüber wir Zusammenstellungen von Eduard Süß besitzen.

Die Erdbebenfluten sind es, welche die größten zerstörenden Überschwemmungen hervorrufen, und zwar durch das in Aufregung versetzte Meer, welches flache Küstenstriche und Inseln verheert. Daß sie ganz entschieden in der Überlieferung der von ihnen betroffenen Völker haften und sagenbildend wirken, ergiebt sich aus mehreren der gesammelten Flutsagen. Es ist gerade die an Erdbebenfluten reiche Westküste des amerikanischen Festlandes, wo ich sie nachweisen kann. Sie beginnen im Norden mit der Sage der Eskimo der Prinz Wales-Halbinsel, sind deutlich erkennbar in den Überlieferungen der Makah und Washo, wiederholen sich in Peru und endigen im Süden bei den Araukanern.

Treffen wir Flutsagen im Inneren eines Landes, in hohen bergigen Gegenden, so ist zu prüfen, welche Ursachen hier zu Grunde liegen oder ob sie eingewandert sind. Es kann nämlich ein örtliches Ereignis, wie eine unter besondern Umständen stattfindende Flußüberschwemmung, zu Fluttraditionen Anlaß bieten, während regelmäßig wiederkehrende Überflutungen, die als bekannt zu bestimmten Jahreszeiten erwartet werden, keine Ursache werden, daß daraus sich eine Überlieferung bildet. Die periodische Nilschwelle oder das gewaltige Anschwellen der abessinischen Ströme hat zu keinen Flutsagen Anlaß gegeben. Aber der Durchbruch des Rio Funza auf der Hochebene von Santa Fé de Bogota, der in der Erinnerung haftete, oder dem die Eingeborenen die natürlichen Verhältnisse absahen, wirkte mythenbildend und gab einer echten Flutsage das Dasein. Auf Durchbrüche von Seen deuten auch die in Tibet und Kaschmir umlaufenden Flutsagen. Ganz Ungarn, so lautet eine Sage, war einst von einem weiten Süßwassersee bedeckt, der erst später durch das eiserne Thor seinen Abfluß fand. Die Geologen bestreiten nicht die Möglichkeit solchen Ereignisses und daher kann die Sage von der einstigen Überschwemmung des Landes auch hier angeknüpft sein.

Es gehören weiter hierher die bekannten Überflutungen des Hoangho in China, die Bildung des Thales Tempe, durch eine von Poseidon bewirkte Erderschütterung, wodurch die Thessalien bedeckenden Gewässer ihren Abfluß erhielten.

Fernere Veranlassung zu Sagen, daß einst das Meer bis zu den höchsten Berggipfeln das Land überschwemmt und alles darauf Befindliche zerstört habe, gaben die Versteinerungen, welche selbst dem Auge der Naturvölker nicht entgingen. Auf Samoa wurde allgemein geglaubt, daß einst da, wo jetzt sich Land erhebt, die Fische schwammen; als die Wasser sich verliefen, blieben viele Fische zurück und wurden in Stein verwandelt. Franz Boas fand dieselbe Anschauung bei den Zentral-Eskimo, was der alte Cranz schon von den Grönländern berichtete. Die Flutsage der Gesellschaftsinsulaner beruft sich auch auf die Farero, die versteinerten Korallen und Muscheln auf den hohen Bergen, welche nur bei der großen Flut dorthin gelangt sein konnten.

Noch sind die Cyklone oder Wirbelstürme mit ihren hohen Wasserfluten und verheerenden Wirkungen, wie sie namentlich in Ost- und Westindien auftreten, als Ursachen von Fluten zu betrachten, welche in der Erinnerung haften und zu Flutsagen Anlaß geben. Mit ihren ungeheuren Flutfolgen sind sie wohl dazu geeignet, daß daraus die Sage eine Sündflut gestaltete, zumal wenn ein solches Ereignis über ein dünnbevölkertes Land hereinbricht, aus dem nur wenige Menschen sich retteten. Diese konnten dann leicht im Wahne sein, die einzig Überlebenden zu sein, welche nun „die Erde“ wieder bevölkerten, das örtliche Ereignis als ein allgemeines betrachteten und die Überlieferung davon kommenden Geschlechtern mitteilten.

Die Erdbebenfluten mit ihren verheerenden Wirkungen, örtliche Ereignisse, wie der beobachtete Durchbruch von Flüssen, die Betrachtung der auf dem Festlande gefundenen Versteinerungen von Meerestieren, die Wirbelstürme mit den sie begleitenden Fluten, diese also sind Ursachen, welche zu den Flutsagen Anlaß geben konnten und gegeben haben, soweit solche nicht kosmogonischer Art sind. Die weite Verbreitung solcher wirkenden Ursachen über die Erde läßt aber bereits den Schluß zu, daß es sich bei den Traditionen von Fluten nicht um eine einzige handelt, sondern daß ganz naturgemäß bei vielen Völkern Flutsagen entstehen mußten.

Aus allen Erdteilen.

— **Über die angebliche Leichtigkeit des Gebärens bei den Naturvölkern** hielt in der Sitzung des Anthropologischen Vereins München am 20. Februar Geheimrat **Winckel**, Direktor des Gebärhauses, einen Vortrag. Er zeigte, daß die Beobachtungen einzelner Reisenden nur durch falsche Generalisierung der Ausnahmefälle diesen Schluß ermöglichen. Der regelmäßige Verlauf sei in allen Kulturstufen der gleiche. Auch in Deutschland oder Frankreich sei ärztliche Hilfe nur in sehr wenigen Fällen (etwa 1 von 100) wirklich nötig, sonst nur Mißbrauch. Ebenso sei die angebliche Verengerung des Beckens bei Kulturvölkern, wie sie auch von den Japanerinnen der oberen Stände behauptet worden, überaus selten. Andrerseits sei auch bei den sogenannten Naturvölkern die Hilfeleistung andrer Frauen Regel. Auch die vielfach festgestellte Gewohnheit der Abtreibung oder erstrebten Fehlgeburt gehöre dazu. Leichte, rasche und anscheinend schmerzlose Geburten, ja solche, die ganz unerwartet in voller Öffentlichkeit, in Pferdebahnwagen, auf der Straße u. s. w. vor sich gegangen wären, worüber eine Liste vorgelegt wurde, könnten von fremden Beobachtern ebenso irrtümlich verallgemeinert werden, als ob in Deutschland die Geburt ungescheut im Freien vor sich ginge. Über den Punkt der Kraftleistung in und nach der Geburt, die der Vortragende durch mehrere Fälle als gleich bei sogenannten Kulturvölkern und Naturvölkern erwies, konnte der anwesende Dr. **Höfler** von Tölz die merkwürdige Thatsache beibringen, daß in der Jachenau, einem einsamen Thale östlich des Walchensees, nach seinen Forschungen bis 1847 die Geburt in kauernder Stellung — außerhalb des Bettes — die Regel war. Der Vortrag wird bei seiner Veröffentlichung sicher beachtet werden. Sch.

— **Lesbos und Thasos.** Der französische Geologe de Launay, Professor an der Pariser Bergschule, hat die Inseln Thasos und Lesbos besucht und **geologische Karten** derselben entworfen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Vorkommen von Metallen, den schon im Altertum bekannten heißen Quellen und den Erdbeben. Die Marmorbrüche von Thasos wurden im Altertum stark abgebaut. De Launay hat auf Thasos viele alte Schutt- und Schlackenhalden nachgewiesen, die jenen gleichen, die man jetzt bei Laurium (Attika) wieder ausbeutet. Herodot spricht von Goldminen auf Thasos. Aber weder Parrot, der 1862 danach forschte, noch de Launay konnten Spuren davon auffinden.

— Die Besermianer im russischen Gouvernement Wjatka wurden bisher bald zu den Tataren, bald zu den Wotjaken gezählt. Prof. J. N. Smirnow, der ihre ethnographische Stellung untersuchte und darüber auf dem russischen Archäologenkongresse zu Moskau 1890 Bericht erstattete, kommt indessen zu einer abweichenden Ansicht. Die Besermianer sprechen wotjakisch, ihr Äußeres ist aber türkisch. Die Wotjaken sind klein, blond, ihre Augen grau, die Hautfarbe rötlich, die Besermianer dagegen sind schwarzhaarig und schwarzäugig, von mittelgroßem Wuchse und gelblicher Gesichtsfarbe. Ihre Frauen tragen andre Kopftracht und ihre Stickereien auf Hemden und Röcken sind ganz andre als bei den Wotjaken. Auch in der Sprache finden sich viele nicht wotjakische Wörter; so besonders die Bezeichnungen für Vater, Bruder, Schwager. Der bei den Wotjaken unbekannte Ahnenkultus findet sich bei den Besermianern. Daß dieses Volk auch nicht zu den Tataren gehört, ersieht man daraus, daß es da, wo es mit diesen gemischt lebt, nicht tatarisch, sondern wotjakisch redet. Smirnow neigt sich aus diesen Gründen zu der Ansicht, die Besermianer seien ein türkisches, wotjakisirtes Volk.

— Schlangenplage auf den Liukiuinseln. Die Habus (Trimeresurus Riukianus) sind Giftschlangen von beinahe zwei Meter Länge, die auf den Liukiuinseln viel Unheil stiften. Sie klettern auf Bäume und leben von Vögeln, Ratten und Fröschen, werden aber, wie Dr. Warburg auf der Insel Oschima zu beobachten Gelegenheit fand, den Menschen sehr gefährlich. Gewöhnlich ist der Biß nach wenigen Stunden oder höchstens zwei Tagen tödlich; manchmal soll Lähmung erfolgen. Kleinere Glieder werden meist nach dem Bisse abgenommen. Jährlich sterben auf jener Insel etwa 40 Menschen daran, 80 wurden gebissen. Am Tage der Ankunft Dr. Warburgs starb ein Mann durch diese Schlange, der tags zuvor von derselben gebissen worden war. Wie ein Fluch lastet die Plage auf dem Lande, selbst Dörfer werden verlassen, wo die Habu zu sehr zunimmt. Es steht eine Belohnung von 10 Sen (= 30 Pfennigen) auf der Tötung jeder Schlange, aber man merkt kaum eine Verminderung. Es giebt zwei Spielarten, die Gold- und Silberhabu, je nachdem die Zeichnung mehr gelb oder weiß ist. Die Schlange kommt auf allen Liukiu vor, fehlt aber in Japan.

— Die große sibirische Eisenbahn. Nach dreijähriger Arbeit ist der von der russischen Regierung ernannte Ausschuß für den Bau der sibirischen interozeanischen Bahn zu einem Entschlusse gelangt. Das zuerst empfohlene System die großen Wasserläufe der Kama, des Tobol, Irtisch, Ob, Tom, des Amur und Ussuri zu benutzen und dieselben nur durch einzelne Eisenbahnstrecken miteinander zu verknüpfen, hat man fallen lassen, wiewohl es das billigste gewesen wäre und zwar aus dem einfachen Grunde, weil infolge klimatischer Verhältnisse die Verbindung nur $4^1/_2$ Monate im Jahre benutzbar gewesen wäre. Auch wären mit diesem kombinierten Systeme vorzugsweise traurige und öde Gegenden erschlossen, reiche, zukunftbringende aber vernachlässigt worden. Man hat sich daher für eine ununterbrochene Eisenbahnlinie entschieden und unter verschiedenen Projekten dem nachstehenden den Vorzug gegeben.

Ausgangspunkt ist Samara an der Wolga, das nach Westen hin in ununterbrochener Verbindung mit Moskau und Petersburg steht. Nach Osten hin reicht von hier aus die Bahn über Ufa bis Slatoust am westlichen Abhange des Ural. Hier also beginnt der neue Bahnbau mit der kurzen Uralstrecke bis Miask (32 km), worauf dieselbe über Tschelabinsk, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Mariinsk, Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk geführt wird, im allgemeinen der bekannten großen Straße folgend. Das ist eine Länge von 2912 km, durch den bevölkertsten Teil Sibiriens führend und in Rußland an die fruchtbare Region des Tschernosem anschließend. Die Kosten dieses Teils der Bahn sind auf 236 Millionen Mark veranschlagt.

Nischni-Udinsk an der Uda, nordwestlich von Irkutsk, ist der Mittelpunkt der ganzen großen Bahn. Die Weiterführung von hier nach dem Osten, nach dem Kriegshafen Wladiwostok am Stillen Weltmeere, soll folgendermaßen erfolgen: Nach Irkutsk, von hier nach dem Mwcesowsky-Hafen am Baikalsee, dann nordöstlich über Tschita, Nertschinsk nach Strjetensk an der Schilka, dem großen Quellflusse des Amur. Im Thale der Schilka und des Amur geht es abwärts bis Chabarowka an der Ussurimündung, alsdann in südlicher Richtung den Ussuri aufwärts und nach Wladiwostok. Diese zweite große Abteilung der Bahn, von Nischni-Udinsk bis Wladiwostok wird 7656 km lang, die ganze Bahn von Minsk bis Wladiwostok danach 10568 km. Die Gesamtkosten betragen nach dem Anschlage gegen 740 Millionen Mark. Eine Bahn wie diese, die doppelt so lang wie die kanadische Pacificbahn ist, kann natürlich nicht in wenigen Jahren erbaut werden; man rechnet 10 bis 12 Jahre bis zur Vollendung.

— Agua di Dios in Colombia ist nach einem englischen Konsulatsberichte aus Bogota das Dorf der Aussätzigen in jener südamerikanischen Republik. Es liegt etwa 460 m hoch und gilt als ungewöhnlich gesund. Die Zahl der Aussätzigen, die hierher gebracht sind, beträgt 520; sie machen den dritten Teil der Ortsbevölkerung aus und verkehren mit den Gesunden ungehindert, ja heiraten vielfach mit denselben, wie der englische Konsul Wheeler hervorhebt, ohne daß dabei eine Ansteckung erfolgt. Dagegen sind die aus solchen Ehen stammenden Kinder fast durchweg leprös.

— Russische Ansiedelung an der Anadyrmündung (Sibirien). Vor einiger Zeit sind in St. Petersburg Nachrichten über den Dr. L. F. Grinewetzki eingelaufen. Dr. Grinewetzki hat sich im Sommer 1889 als Ispravnik (eigentlich Chef der Landpolizei) in den Anadyr-Bezirk an das nordöstliche Ufer des Eismeeres begeben. In Begleitung eines Gehilfen und mit 10 Kosaken hat er glücklich die Anadyrmündung erreicht und daselbst in einer völlig unbewohnten Gegend eine Niederlassung Neu-Mariinsk gegründet. Im Jahre 1890 ist ein Missionar mit einigen russischen Ansiedlern aus Makarjewsk zu Grinewetzki gekommen. Den Winter 1890—91 beabsichtigten die Erforscher jener Gegend in der Ansiedelung zu verbringen, im Sommer 1891 aber soll mit der Untersuchung des Gebietes begonnen werden.

(Nowoje Wrjemä.)

— Der Hafen von Saloniki steht in Gefahr zu versanden. Seine Bucht wird durch die immer mehr sich vorschiebenden Alluvionen des Wardar allmählich vom Meere abgeschlossen und damit das Dasein Salonikis als Hafenort bedroht. Schon jetzt ist die Spitze des Wardardeltas nur noch 6 km von dem gegenüberliegenden Kap Kara-Burun entfernt und die Einfahrt durch Sandbänke sehr erschwert; denn Wardar und Wistritza schütten große Massen von Ablagerungen in den Golf. Wegen der Verbindung Salonikis mit dem österreichischen Bahnnetze ist diese Versandung von praktischer Bedeutung. (Mitt. Wiener Geogr. Ges.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 13.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.** Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

I.

Im berechtigten Stolz unantastbarer Selbständigkeit blickt die heutige deutsche Geschichtswissenschaft auf die Zeiten zurück, da nacheinander Theologie, Reichs- und Staatsrecht, Philosophie die Vormundschaft über die Geschichte in Anspruch nehmen durften. Nur mit der Philologie hat die kritische Geschichtsforschung engere Fühlung hinsichtlich der Behandlung der Quellenüberlieferung behalten. Zwar das anfängliche Programm der Beschränkung, nur zu erzählen, wie die Dinge geschehen seien, und dafür ausschließlich auf die Berichte Mithandelnder zurückzugehen, blieb seinem Urheber keine Fessel der Reflexion; es galt auch zunächst für die neueren Zeiten und für die rein politische Geschichte. Ein gefeierter Geschichtschreiber nennt diese die Königin der historischen Wissenschaften, denn der Staat sei schließlich das Bestimmende, mehr als Entdeckungen oder Erfindungen.

Immerhin dürfte somit andern historischen Wissenszweigen nicht die Daseinsberechtigung, nur die Ranggleichheit bestritten sein; und wenn die kritische Geschichtsforschung sich auf die Feststellung der Ereignisse und Zustände beschränken will, so scheint sie die Erklärung, die Antwort auf Wie? und Warum? jenen zu überlassen, da nun doch einmal die exakte und objektive Erzählung nicht alle geistigen Bedürfnisse befriedigt.

Zwar die Philosophie der Geschichte, die gern mit einem Endzweck oder mit einem Erziehungsplan der Menschheit anhob, ist der verdienten Mißachtung verfallen. Hingegen die Kulturgeschichte, gleichfalls aus der Berührung der Philosophie mit der Geschichte entsprossen, hat sich von Voltaire und Herder an fortgesetzt, auf mannigfache Gebiete sich verzweigend oder mit der Naturwissenschaft sich verschwisternd. Aus den Anregungen der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Philosophie ist die Völkerpsychologie hervorgegangen; soweit ihr als Ziel vorschwebt, die Völker als psychische Einheiten zu erfassen, lehrt sie aus ihren Eigenschaften ihre Geschicke begreifen.

Auch die Anthropologie, nach Namen und einzelnen Elementen älter als selbständiger Wissenszweig, hat mancherlei Berührungen mit der Geschichte. Ihr fällt das Gebiet der Urgeschichte zu. Zwar das spärliche Licht, das die Funde auf Industrie und Sitte verschollener Ansiedelungen werfen, kommt zunächst der Geschichte der menschlichen Kultur zu gute; die politische Geschichte kann sich geringschätzig von diesen dunkeln Gebieten wegwenden, aber eine weiter ausgreifende Volksgeschichte sollte es nicht thun. Sie hat die große Entdeckung der Sprachwissenschaft von uralter Gemeinschaft der arisch redenden Völker angenommen, die Hypothesen von Einwanderung der Germanen oder Kelten aus Asien verzeichnet, so müssen ihr auch die Ergebnisse der Forschung über die ältesten Bewohner unsres Erdteils, über die Urrassen, über ihr Verhältnis zu den geschichtlichen Völkern willkommen sein.

Epochemachend wirkte für das Verhältnis der Anthropologie zur Ethnographie und Geschichte die Einteilung der menschlichen Rassen nach dem Schädelbau. Weder die Annahme der alttestamentlichen Genealogie der Sem, Ham und Japhet, noch die am weitesten verbreitete Klassifikation Blumenbachs, die, unter dem Einfluß der Sprachfamilie stehend, eigentlich von vornherein auf naturgeschichtlich brauchbare Definition verzichtete, noch manche andre konnte festen Boden geben. Erst die Einteilung in Lang- und Kurzköpfe, mit einer Zwischenform der Mittelköpfe und einigen Unterabteilungen entsprach dem Bedürfnis der Klassifikation und beherrscht, soweit zu sehen ist, jetzt die Forschung. Sie bietet ja auch den Vorteil, Schädelfunde aus vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit einreihen zu können. Die emsig betriebene Schädelmessung hat nun eben Thatsachen ergeben, die für die Völkergeschichte von größter Bedeutung sind. Der Unterschied der körperlichen Erscheinung der heutigen Bevölkerung besonders des südlichen Deutschlands von der der alten Germanen, wie sie geschichtlich überliefert ist, fiel ja auch schon früher gelegentlicher Beobachtung auf. Die anthropologischen Untersuchungen haben die genauesten Nachweise geliefert, daß die alten Germanen langköpfig und groß, die heutigen Deutschen überwiegend kurzköpfig und klein sind, daß sie ebenso dunkelhaarig sind, während jene als blond gelten müssen, daß mit einem Wort

ein Unterschied der Rasse vorliegt, wenigstens in vielen Teilen des heutigen Deutschlands. Die Verhältniszahlen sind vielfach geradezu überraschend auch für den, der eine Vermischung der alten Germanen oder ihrer Nachkommen mit Bevölkerungsteilen fremder Herkunft von vornherein zugiebt. In dieser gewöhnlichen Annahme, wenn man beispielsweise in Deutschland keltische Überreste sich denkt, geht man freilich ganz über die Frage hinweg, ob denn nur bloß die Germanen innerhalb der Indogermanen groß und blond gewesen seien, so daß sie den Römern und Griechen als autochthone Rasse erscheinen konnten. Mit am ersten machte von Hölder für Württemberg darauf aufmerksam, daß die rund- und kurzköpfige Bevölkerung — man hatte ja wohl gelegentlich von Bauernschädeln gesprochen — von andrer Abkunft sein müsse als die, deren langgestreckter Hinterkopf sie als Nachkommen der echten Germanen kennzeichne. Er nannte die erstere damals ligurischen Typus und schrieb ihn der Nachwirkung römischer Kolonisation zu. Später nannte er die Kurzköpfe noch bezeichnender Turanier, in demselben Sinne ward in Frankreich der Name der Mongoloiden üblich. Auch dort ward der Unterschied der kleinen, kurzköpfigen, dunkelfarbigen Bevölkerung, die heute weitaus vorherrscht, von den alten Galliern, die sich nach der Schilderung klassischer Schriftsteller anthropologisch den Germanen an die Seite stellen, als Verschiedenheit der Rasse aufgefaßt. Schon Huxley hatte bemerkt, daß zu einer Sonderstellung der mitteleuropäischen Kurzköpfe gegenüber der slavisch-mongolischen Völkermasse kaum Grund sei. Für Deutschland konnte man an vorgermanische Bevölkerung, an mitgebrachte Sklaven, an spätere Kriegsgefangene, an die Nachwirkung von fremden Kriegszügen, von den Hunnen und Magyaren bis zum 30jährigen Kriege denken, oder aber Einflüsse kombinieren. Für Tirol hatte ja Ludwig Steub die Fortdauer rhätischer Reste bis ins deutsche Mittelalter verfochten, besonders nach den seltsamen Ortsnamen; das Zurückbleiben von Resten romanisierter Provinzialen ist ähnlich für Bayern und besonders für das Salzburgische durch Ortsnamen und andre Spuren erwiesen, neuerdings auch für den Schwarzwald. Es sind eben nicht Römer, sondern vorrömische Reste. Aber ein Mehr als spärliche Reste ist weder nachzuweisen, noch auch wahrscheinlich bei der Art der Ansiedelung.

Aber auch sonst bedeutet das Verschwinden der Langköpfe, besonders aus der jetzigen Bevölkerung Süddeutschlands, und die Abnahme der Blondheit für die historische Völkerkunde ein Problem. Für Bayern hat Ranke den Anteil der Langköpfe an der alten Bevölkerung als die Hälfte, den der Mittelköpfe auf vier Zehntel berechnet; jetzt sind der ersteren 1 Proz., der zweiten 16 Proz., während die Kurzköpfe von etwa 10 Proz. auf 83 Proz. gewachsen sind. Blonde sind es noch 20 Proz. In Norddeutschland nach Virchows Ermittelung zwischen 43 und 33 Proz. Für Niederösterreich giebt Zuckerkandl als den ehemaligen Anteil der Langköpfe 66,7 Proz., jetzt 4,6 Proz., der Kurzköpfe ehemals 4 Proz., jetzt 63 Proz. Überkurz sind davon 25 Proz. Für Oberösterreich ist es noch auffallender: den 80 Proz. der Langköpfe und 20 Proz. der Mittelköpfe stehen 2 Proz. und 18 Proz. gegenüber der Masse für kurze und überkurze Schädel. In Böhmen sind die 57 Proz. der Langköpfe völlig verschwunden, aus den 23 Proz. der Kurzköpfe sind 60 Proz. geworden und dazu noch 22,5 Überkurze. Noch rätselhafter wird die Sache, wenn man erwägt, daß auch die vorgermanische Bevölkerung der Donauländer nach den Gräberfunden langköpfig gewesen sein muß, so wenigstens die keltischen Völker, die von den Römern unterworfen wurden.

Der Gedanke an die Möglichkeit einer allmählichen Umbildung der langen Kopfform in die kurze liegt zu nahe, als daß er nicht aufgetaucht wäre. Daß die Masse des Gehirns im Laufe der Kulturentwickelung gewachsen sei, wurde z. B. nach Messungen in Pariser Gräbern belegt. Man nannte so die Kurzschädel die Kulturschädel; doch konnte weder diese Annahme noch die Vermutung eines Einflusses der Höhenlage auf die Umbildung sich behaupten. Im Gegensatz hierzu steht die Lehre von der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale, also besonders der Kopfform, außer durch Mischungen, seit dem Diluvium, der Eiszeit, wie sie am schärfsten Kollmann vertritt. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß der Begriff der Rasse, zunächst klassifikatorisch, doch die Notwendigkeit der körperlichen Vererbung in sich schließt. Wer könnte zweifeln, daß das Kind eines Negers und einer Negerin wieder ein Neger, der Sprößling eines Chinesen und einer Chinesin wieder ein Chinese wird? Drängt sich denn nicht der Zweifel auf, mit welchem Recht sich überhaupt die Mehrzahl der heutigen Deutschen als die Nachkommen der alten Germanen betrachten können, ob es mehr als eine Fiktion oder Selbsttäuschung sei, wenn sie den Arminius als den Retter und Befreier feiern und ihm oder der Germania Standbilder aufrichten? Besonders die Süddeutschen? Man darf auch die Tragweite wissenschaftlicher Theorien nicht überschätzen. Eine Zeitlang war die Abstammung der Bayern von den keltischen Bojern offiziell gelehrte Geschichte, sie rechtfertigte zur Zeit des Rheinbundes die Verbindung mit den Franzosen und spukt auch jetzt noch in abgelegenen Köpfen. Umgekehrt hat sich später der süddeutsche Partikularismus darin gefallen, die rein deutschen Stämme der Bayern und Schwaben den halbslavischen Preußen gegenüber zu stellen. Noch jetzt thut dies das Bayrische Vaterland, eine vielgelesene, durch zur Schau getragene Unabhängigkeit einflußreiche Zeitung.

Sollten nicht auch die Ergebnisse der anthropologischen Forschung zu theoretischen Folgerungen führen?

Das Verhältnis des heutigen deutschen Volkes zu den alten Germanen hat in Deutschland Karl Penka behandelt im Zusammenhang mit einer umfassenden Hypothese über Ursprung, Heimat, Verbreitung und Geschichte der Arier — in zwei Büchern Origines Ariacae 1883 und Herkunft der Arier 1886. Unabhängig von ihm hat der französische Anthropologe De Lapouge vielfach sich damit berührende Auffassungen über französische Geschichte und gesellige Zustände und Aussichten zum lebhaftesten Ausdruck gebracht[1]). Allerdings die strenge Wissenschaft läßt Theorie und Hypothesen gerne auf sich beruhen. Aber sonst haben beide schon Beachtung und Anhang gefunden; und was auf ein tieferes Verständnis geschichtlichen Zusammenhanges ausgeht, wird sich auch mit gewagten Verknüpfungen der Thatsachen abfinden müssen.

Penka zieht die volle Konsequenz aus der Bezeichnung der europäischen Kurzköpfe als Turanier. Sie sind ihm Angehörige einer völlig getrennten Rasse. Den germanischen Typus, die Langköpfigkeit, Hellfarbigkeit und Größe nimmt er als die Merkmale der unvermischten arischen Rasse. Diese Merkmale selbst weisen auf den Norden als auf seine Wiege. Von Skandinavien aus sind die arischen Völker ausgezogen und haben ihre Herrschaft und ihre Sprache bis nach Indien getragen. Aber ihre Lebens- und Fortpflanzungsfähigkeit zeigt sich dort als unverträglich mit milderem Klima; nur durch die Vermischung mit Unterworfenen hat sich Name und Sprache erhalten, nur in hohen Gebirgen haben sich weithin verstreute Reste der Rasse gefristet. Im allgemeinen sind sie außerhalb der Urheimat und den nördlichen Ansiedelungen nach und nach ausgestorben, die früheren Unterthanen haben an ihrer Stelle das Übergewicht bekommen und

[1]) Siehe eine Reihe von Aufsätzen in den letzten Jahrgängen der Revue d'Anthropologie.

nur die Sprache ihrer früheren Herren täuscht über den Wechsel der anthropologischen Elemente innerhalb der Völker. So sind also auch die kurzköpfigen deutschsprechenden Bevölkerungen des Südens in Wirklichkeit Turanier, keineswegs die Nachkommen der Germanen. Österreich und die Schweiz sind anthropologisch geeinte Staaten, trotz der Sprachverschiedenheit. Bezug genommen ist hierbei auf einen Ausspruch Ratzels (Anthropogeographie): Gemeinsamkeit der Sprache, des Glaubens, der Sitten, vor allem, was man National- oder Volksbewußtsein nennt, das sind alles nur Gewänder, welche verhüllend und gleichmachend über Verschiedenstes geworfen sind. Es sind damit Völker gemeint wie die Italiener, die die Anthropologie in verschiedene Rassen zerlegen kann.

Es wäre also nach Penka das Klima, von dessen nachteiligen Einflüssen in südlicheren Ländern das Verschwinden der blonden Rasse bedingt sein soll. Hingegen sucht De Lapouge die Gründe der gleichen Erscheinung in Frankreich ausschließlich in geschichtlichen Thatsachen. Das arisch-keltische Rassenelement sei schon durch Cäsars Eroberung aufgerieben worden. Seine Erneuerung durch die germanische Einwanderung der Franken, Goten u. s. w., der kriegerische Lehensadel sei durch das Fehdewesen, die Kreuzzüge, den Cölibat der Geistlichkeit, das die Hälfte der Männer, zwei Drittel der Frauen jeder Generation zur Unfruchtbarkeit verurteilte, durch die Hugenottenverfolgung und zuletzt durch die Revolution ausgemerzt worden, bis also im heutigen Frankreich das kurzköpfige, keltoslavische oder mongoloide Rassenelement die Vorherrschaft erlangt habe.

Noch stärker als Penka oder deutsche Anthropologen betont De Lapouge die Starrheit und Unabänderlichkeit der Rassenmerkmale. Die blonden Langköpfe und die dunklen Kurzköpfe treten in seiner Auffassung wie scharf getrennte Arten hervor. Wie er den Neger einen komplizierten Chimpanse nennt, den zivilisieren zu wollen eine verhängnisvolle Thorheit sei, so behandelt er auch die Nachkommen der Kreuzung zwischen Ariern und Mongolen, oder Lang- und Kurzköpfen nach Analogie der Mischlinge zwischen Weißen und Farbigen. Er sieht in ihnen nur eine Verschlechterung und behauptet, daß sie unter sich eigentlich nicht fruchtbar, nur durch wiederholte Kreuzung mit reinem Blut den Anschein einer konstanten Mischart erhielten. Die niedere Geburtenziffer, den drohenden Rückgang der französischen Bevölkerung, läßt er nur für die Gegenden der gemischten Rassen, die fruchtbaren Flußthäler, gelten; sie ist ihm die Folge der fortgesetzten Kreuzung der Mischlinge, deren Ergebnis unter dem Gesetze des mangelnden Zusammenhanges der durch verschiedene Vererbung überlieferten Körperteile zum Widerspruch der Organisation führt, bei Frauen zur Asymmetrie des Uterus, welche die Fortpflanzung unmöglich macht. Das schließliche Aussterben der französischen Mischlingsbevölkerung, ihre Ersetzung durch reinere Rassen, durch Belgier und Deutsche, scheint ihm unaufhaltbar.

In dieser Auffassung der Rassen als echte und getrennte Arten, die die Mischlinge nach Analogie der Maultiere und Maulesel betrachtet, folgen andre Anthropologen nicht. Der Vertreter der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale seit dem Diluvium, Kollmann, läßt doch eine frühere Periode der Veränderlichkeit zu, eben die Zeit der Bildung der Rassen, zunächst der europäischen. Wie soll man sich nun die Entstehung der Rassen in jener Urzeit vorstellen? Das neue Dictionnaire des sciences anthropologiques 1889 kann als Definition für die beiden Hauptrassen schließlich doch nur die geben, daß ein Paar Langköpfe keinen Kurzkopf, ein Paar Kurzköpfe keinen Langkopf zeugen können. Quatrefages gab den beiden Rassen andre Namen nach wichtigen Fundstätten, er nannte den urzeitlichen Typus der Langköpfe die Kanstattrasse, — nach Penka ist die blonde arische Rasse ihre direkte Fortsetzung, wobei sich auch das charakteristische Merkmal der Knochenwülste der Augenbrauengegend erhalten hat; die kurzköpfige kleine Rasse, die Turanier oder Mongoloiden, nannte er nach einem belgischen Fundort Furfoozrasse und schrieb ihr fast gleich hohes Alter, und nicht asiatische Abkunft zu. Eine dritte Rasse nannte er die Cro Magnonrasse, gleichfalls groß, langköpfig, aber abweichend von der ersten, mit rautenförmiger Gesichtsform und sonstigen Eigenschaften. Penka erklärt sie für die Stammform der mittelländisch semitischen Langköpfe, der Iberer, Japygen, Pelasger. Auch De Lapouge nimmt eine mittelländische Rasse an, zu der die Kuschiten zählen.

Es ist vielleicht an sich nicht so wichtig, wie viele solcher fossilen Rassen, deren charakterisierende Umgrenzung doch nur aus verhältnismäßig wenigen Funden gezogen ist, man aufstellen will. Wichtiger ist, daß sie nicht ausgestorben sind, daß sie noch fortleben, daß ihre Nachkommen gelegentlich in völliger Rassenreinheit noch jetzt unter den europäischen Völkern sich vorfinden, und daß durch die Gräberfunde aus allen Zeiten die Verbindung der Gegenwart mit jener Urvergangenheit bewiesen ist. Daß die Kanstatt-Rasse und der germanische Typus zusammenhängen, ist auch für die Volksgeschichte eine wichtige Thatsache. Es fragt sich nur, wie sie einzuordnen ist.

Die Höhlen bei Rübeland im Harz.

Von Dr. J. H. Kloos. Braunschweig.

I.

Kalkige Gesteine besitzen im Harz eine geringe Verbreitung, und namentlich die sogenannten Massenkalke, nicht geschichtete oder nur in dicken Bänken unregelmäßig abgesonderte Kalksteine, nehmen nur einen verschwindend kleinen Anteil am Aufbau des Gebirges. Daher kommt es, daß trotz des Wasserreichtums des hercynischen Waldes, trotz der vielen, tief eingeschnittenen Flußläufe, trotz der weitgehenden Zerspaltung der Schichten, die Höhlenbildung auf einzelne Teile des Gebirges beschränkt ist.

Denn Höhlen sind an bestimmte Gesteine gebunden, an solche Felsarten, auf welche das Wasser in zweierlei Weise einwirken kann. Zunächst ist die mechanische Wirkung des Wassers erforderlich, welche bereits vorhandene Klüfte und Richtungen geringsten Widerstandes erweitert, und dann muß die chemisch wirkende, auflösende Kraft des Wassers und der in demselben enthaltenen Bestandteile in Thätigkeit treten können. Das Wasser nun kann diese auflösende Thätigkeit in dem zur Höhlenbildung gerade notwendigen Maßstabe nur entfalten in Kalksteinen, in Gips und in dolomitischen Gebirgsmassen.

Die ausgedehnteren unterirdischen Hohlräume werden in Kalksteinen angetroffen und zwar in Massenkalken, deren kompakte Beschaffenheit es mit sich bringt, daß große natürliche Gewölbe sich bilden und erhalten können; der Gips weist nur selten größere Höhlensysteme auf, denn einmal haben die Gipslager gewöhnlich nur eine geringe Ausdehnung und dann ist diese Gebirgsart in zu reichlichem Maße einer völligen Zerstörung durch fließende Gewässer



Fig. 1. Partie aus dem tiefsten Schwemmhöhlenniveau in der Hermannshöhle.



Fig. 2. Gewölbe in einem der höchsten Niveaus der Hermannshöhle.

ausgesetzt; es findet infolgedessen nicht eine teilweise Wegführung von Substanz, sondern eine völlige Abrasion der Schichten statt.

Ist nämlich eine Felsart leicht in Wasser löslich, so kann dieselbe sich überhaupt nur in seltenen Fällen und in wasserarmen Gegenden an der Erdoberfläche halten. Ein Beispiel dafür liefert uns das Steinsalz, welches wir daher gewöhnlich nur in großer Tiefe, von mächtigen Thon- und andern wasserundurchlässigen Schichten überlagert, antreffen. Wären letztere nicht vorhanden gewesen und hätte das flüssige Element Zutritt zu dem Steinsalzlager gefunden, so würde dasselbe überhaupt schon längst gänzlich verschwunden sein.

Viele und große Höhlen lassen sich daher nur dort erwarten, wo mächtige Kalk- und Dolomitlager durch die gebirgsbildenden Kräfte aus ihrer ursprünglichen Lagerung gebracht und durch die seitliche Pressung beim Nachsinken der Erdkruste auf den schwindenden Kern durch und durch zerklüftet sind. An und in solchen Gesteinen nagt das Wasser mittels der aufgelösten Kohlensäure, in mehr untergeordneter Weise auch durch gewisse saure Bestandteile organischen Ursprungs. Das Alter der Gesteine thut hierbei nichts zur Sache und finden wir ausgedehnte und weit verzweigte Höhlensysteme sowohl in den archäischen Kalken der griechischen Inseln und in den paläozoischen Kalksteinen Nordamerikas, Englands, Belgiens und Westfalens, als in den weit jüngeren jurassischen Kalksteinen und Dolomiten Schwabens, Frankens, ja sogar in den Alpenkalken noch jugendlichen Alters, wofür das Gebiet des Karstes so großartige Beispiele aufzuweisen hat.

In kleinem Maßstabe sind die Bedingungen zur Höhlenbildung sämtlich erfüllt da, wo im östlichen Harzgebirge der viel gepriesene Gebirgsfluß, die sagenumwebte Bode, das Elbingeroder Kalkplateau durchfurcht und 80 m tief in dasselbe eingeschnitten hat. Nachdem der im südlichen Teile des Brockenmassivs oberhalb Schierke entspringende Fluß die Granitregion verlassen, tritt er in ein geologisch sehr verwickeltes Gebiet, die sogenannte Elbingeroder Devonmulde, den tektonisch interessantesten Teil des ganzen Gebirges [1]). So lange der Weg durch das Schiefergebirge führt, konnte das Wasser seinen Lauf nur oberirdisch fortsetzen. Bald jedoch ist das zerklüftete Kalkmassiv erreicht und nun bildeten sich auch verschiedentlich unterirdische Flußläufe, die sich später wieder allesamt in der einen Thalrinne zusammenfanden.

Richtung und Verlauf der Flußthäler hängen aufs engste zusammen mit dem geologischen Bau einer Gegend. Eine längere Thalrinne kann jedoch aus geologisch ganz ungleichwertigen Teilen bestehen, und gelingt es nicht immer, derselben in ihren ersten Ursachen nachzuspüren, gewissermaßen die Geschichte einer jeden Krümmung zu schreiben. In dem kleinen Kalkgebirge, einem alten, völlig metamorphosirten Korallenstock der devonischen Zeit, welches sich der Bode entgegenstellte, als sie auf ihrem vielfach verschlungenen Wege bis in die Gegend des jetzigen Rübeland gekommen war, hat jedoch das Wasser selbst seine Geschichte in riesigen Schriftzügen hinterlassen.

Es sind die Höhlen, welche uns hier die Schicksale des Flusses erzählen.

Die berühmteste und am längsten bekannte Höhle bei Rübeland ist die Baumannshöhle. Die ältesten Nachrichten über dieselbe stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Etwa ein Jahrhundert später wurde die Bielshöhle entdeckt und im Jahre 1866 fand man eine dritte Höhle, welche zuerst den Namen Sechserdingshöhle erhielt, gegenwärtig jedoch einen Teil der Hermannshöhle ausmacht, deren Haupträume erst in der allerneuesten Zeit gefunden und zugänglich gemacht worden sind. Fast gleichzeitig (im Jahre 1888) fand ein kühner Bergmann und Höhlenführer, Namens Streitenberg, angeregt durch die Entdeckungen in der Hermannshöhle, daß auch die Baumannshöhle eine weit größere Ausdehnung besitzt, als bis jetzt angenommen war. Es ist zwar zu verschiedenen Zeiten viel von der unergründlichen Länge und Tiefe dieses unterirdischen Höhlenraumes gefabelt worden und hatte die Sage sich dessen in ausgiebigster Weise bemächtigt, doch hatte man vergeblich versucht, in die verschiedenen, sich verengenden Gänge und Spalten einzudringen. Sie zeigten sich stets von riesigen Blockhalden dermaßen verschüttet oder von Kalksinter so sehr überkrustet, daß ein weiteres Vordringen hoffnungslos erschien.

So lange jedoch nicht fester Fels einen Höhlengang abschließt, ist die Möglichkeit vorhanden, daß das Höhlensystem eine weitere Fortsetzung hat, und die engen Zugänge zu größeren Räumen durch versinterte Blockhalden verschlossen sind. Selbst da, wo in einem bestimmten Niveau anstehendes Gestein einen Abschluß zu bilden scheint, kann es vorkommen, daß nur ein mächtiger, vom Wasser verschont gebliebener Pfeiler sich hindernd in den Weg stellt. Dies war z. B. in der Hermannshöhle der Fall, wo die am 26. Dezember 1887 im Niveau der Haupthöhle erreichten Räume 110 m vom Eingange ihr Ende gegen Osten zu finden schienen. Hier stand man vor einer festen Wand, aus mit Schieferschichten abwechselnden Bänken eines dunkeln Kalksteins bestehend, die mit sehr steilem Einfallen gegen Süden in die Tiefe setzten. Erst am 2. September 1888 gelang es, auf Umwegen durch die tiefsten Regionen des Höhlensystems die Fortsetzung zu finden, und nun zeigte es sich, daß ein vom Süden vorgeschobener Pfeiler, 20 m stark, die sich von West nach Ost erstreckenden Räume gewissermaßen in zwei große Abteilungen teilt. Jetzt ist durch das teilweise Wegräumen von Blöcken und Schuttmassen aus einer engen Spalte die Verbindung allerdings auch in den oberen Niveaus hergestellt worden.

Überhaupt erstreckt die Höhlenbildung sich auf die ganze Ablagerung des Massenkalkes am rechten Bodeufer. Die Grenze nach Osten bildet eine Verwerfungsspalte, welche das Bodethal kreuzt und deren Lage durch die geognostischen Aufnahmen der preußischen Landesgeologen, speziell von Prof. Lossen, genau festgestellt ist. Diese Hauptverwerfung in der Elbingeroder Devonmulde ist zugleich eine Überschiebungskluft und läßt sich über Tage an beiden Ufern des Flusses nachweisen. An ihr sind die Sandsteine und Thonschiefer des Unterdevons in die Höhe geschoben und lagern jetzt scheinbar über dem oberdevonischen Kalkstein. Die Kalkpartie ist etwa 1700 m lang (in ostwestlicher Erstreckung) und bis 500 m breit. Außer der Biels- und Hermannshöhle sind in derselben noch einige kleinere Hohlräume und eine große Zahl von weiteren und engeren Spalten bekannt. Obgleich die kolossalen Schuttmassen, welche dieselben erfüllen, den unmittelbaren Nachweis ihres Zusammenhanges mit den größeren Höhlen bis jetzt nicht ermöglicht haben, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir es mit einem ununterbrochenen System von Gängen und unterirdischen Flußläufen zu thun haben.

Obgleich am linken Ufer der Bode der Kalk in bedeutend größerer Erstreckung nachgewiesen ist, so wurde hier bis jetzt nur die Baumannshöhle aufgefunden, deren Ausdehnung, wenn auch nach den neuesten Entdeckungen recht beträchtlich, doch im Vergleich zum Kalkstein selbst geringfügig erscheint. Die vor kurzem stattgefundenen sorg-

[1]) Es ist hier die Kalte Bode gemeint, welche sich bei Königshof mit der von Braunlage kommenden Warmen Bode vereinigt. Später nimmt der Fluß noch die Rappbode und die Luppbode auf.

fältigen Vermessungen haben ergeben, daß die unterirdischen Kanäle der Baumannshöhle in ihrer Höhenlage übereinstimmen mit den gleichgeformten Räumen in der gegenüberliegenden Hermannshöhle. Diese wie jene besteht aus einer Reihe von schräg (in der Einfallsrichtung der Spalten) übereinander liegenden alten Bodearmen, welche nachträglich (durch Einsturz der stehen gebliebenen Kalkbänke) zu einem einzigen ausgedehnten Höhlenraume verbunden worden sind. Durchschreitet man denselben, sei es nun an dieser oder an jener Seite des Flusses, so wandert man zum Teil in den noch übrig gebliebenen Resten der früheren Flußläufe, teils auf und über gewaltige Mengen von Schutt und Gerölle, auf großen Felsblöcken ruhend, die zwischen den Wänden der Spalten eingeklemmt liegen. In beiden Höhlen setzen die Räume einmal nach Norden, das andre Mal in südlicher Richtung in die Tiefe, ganz übereinstimmend mit den zwei Zerklüftungsrichtungen, welche die mächtigen, ins Thal vorgeschobenen Pfeiler, die sich vom Plateau abzweigen, überall aufweisen. Auch diese fallen bei übereinstimmender Richtung in der Horizontale entgegengesetzt ein und die durch eine gewaltige innerliche Zerquetschung des spröden Gesteins hervorgerufene Zerspaltung läßt sich oft bis in die kleinsten Bruchstücke des Massenkalkes verfolgen.

Die vormaligen unterirdischen Flußläufe in Kalk- oder Dolomitgebirgen werden als Schwemmhöhlen bezeichnet; sie sind kenntlich an den abgerundeten und wie abgeleckt aussehenden Formen der Felswände. Die hohlkehlartige Beschaffenheit der Seiten, welche sich in dem nämlichen Niveau in horizontaler Lage verfolgen läßt, sowie die flach gewölbte Decke sind sichere Beweise für die ehemalige mechanische Wirkung des Wassers. Diese Kennzeichen besitzen die Rübeländer Höhlen in mehreren Niveaus übereinander.

In den Fig. 1 und 2 sind dergleichen Räume dargestellt worden. Die erste Abbildung ist der sogenannten unteren Schwemmhöhle in der Hermannshöhle entlehnt. Sie liegt 7 m über dem jetzigen Niveau des Flusses und ist von einem fetten, schwarzgrauen Lehm ausgefüllt, in welchem Geschiebe von Kieselschiefer, Grauwacke, Thonschiefer, Hornfels, Diabas, Granit und andern Felsarten, z. Th. dicht aufeinander gepackt, eingebettet gefunden sind. Das stark abgerundete Material stimmt vollständig überein mit dem Bodekies, wie er sich noch gegenwärtig im Flußbette bei Rübeland absetzt. Die subterrane, fluviatile Bildung ist 2 bis $2^1/_2$ m mächtig, reicht stellenweise bis an die Decke und füllt überhaupt den größten Teil des bis über 16 m breiten, flachen Gewölbes vollständig aus. Bevor die Aufräumungsarbeiten und Grabungen in den Lehm eingeschnitten hatten, war es daher nirgendwo möglich, in aufrechter Stellung den Höhlengang zu durchwandern. Stellenweise sogar mußte man, auf allen Vieren kriechend, oder sich auf dem Bauch fortschleppend, seinen Weg über die Kalksinterdecke nehmen, welche den Flußlehm überkrustet, wobei die zahllosen, von der Decke herunterhängenden Tropfsteine in empfindlicher Weise den Rücken berührten.

Die in der zweiten Figur dargestellte Schwemmhöhle liegt etwa 21 m über dem Bodebette an der Brücke bei Rübeland und bildet das östliche Ende der Haupt- oder Bärenhöhle. Hier wurden bis jetzt keine fremde Geschiebe aufgefunden, was jedenfalls seinen Grund hat in der späteren Auswaschung, welche den ehemaligen Flußkies in ein tieferes Niveau führte. In der Geschichte eines jeden einzelnen unterirdischen Flußlaufes sind mehrere Perioden zu unterscheiden. Zuerst wurde der flach gewölbte Kanal ausgewaschen und darauf der so geschaffene Raum durch die von außen eingeführten fremden Geschiebe, sowie durch lehmige, beziehungsweise grandige und sandige Massen ausgefüllt. Wahrscheinlich fand diese Ausfüllung bei besonders hohem Wasserstande, während der periodischen Anschwellungen des Flusses statt. Inzwischen hatte sich letzterer weiter in das Kalkgebirge eingegraben und in einem tieferen Niveau die vorhandenen Spalten und Klüfte bearbeitet. Sobald dieser Prozeß weit genug vorgeschritten war, erfolgte der Einsturz der oberen Schwemmhöhlen und die gänzliche oder teilweise Zerstörung der dieselben ausfüllenden Ablagerungen, welche nun nicht wieder ersetzt werden konnten, da das Wasser sein früheres Niveau nicht mehr erreichte.

Indische Kinderheiraten.

Von Dr. Ph. Lenz.

Eine außerordentliche, tiefe Aufregung geht durch die gesamte Hinduwelt, bei der es sich um eine Angelegenheit handelt, die nach europäischen Begriffen sehr einfach und natürlich zu lösen ist, in Indien aber bei ihrer Lösung religiöse und soziale Fragen von großer Wichtigkeit berührt.

Es handelt sich dabei um das gesetzlich zulässige Heiratsalter der Mädchen in Indien, um die sogenannte Age of Consent Bill. In der Sitzung des gesetzgebenden Rates von Indien zu Kalkutta am 9. Januar brachte namens der Regierung Sir Andrew Scoble einen Gesetzentwurf ein, nach dem §. 375 des Strafgesetzes dahin geändert werden möge, daß das Minimum des Heiratsalters der Mädchen von 10 auf 12 Jahre erhöht werden sollte.

Daher die ungeheure Aufregung, welche Indien (die Mohamedaner und Anhänger des Brahmo Somaj ausgenommen) ergriffen hat. Zahlreiche Versammlungen sind schon abgehalten worden, der größte Teil der heimischen Presse spricht sich auf das Entschiedenste gegen die Neuerung aus, wiewohl neuerdings sich Fälle ereignet haben, daß 10jährige verheiratete Mädchen am Tage nach der Brautnacht starben. Es ist ähnlich wie im Jahre 1856, als die britische Regierung nur gegen den Willen der Hindus das Gesetz über die Wiederverheiratung der Witwen durchsetzen konnte. Freilich fehlt es auch nicht an aufgeklärten Hindus, welche auf Seite der Regierung treten und für deren Maßregel eintreten, wie denn kürzlich Dr. Tschander Sen (von der Campbell Medizinischen Schule in Kalkutta) eine Schrift herausgegeben hat (The Nubile Age of Females in India, physiologically treated), in welcher er warm für die Erhöhung des Heiratsalters eintritt.

Unter solchen Umständen wird man sich naturgemäß fragen, was liegt hier zu Grunde, daß eine so gewaltige Abneigung gegen ein Gesetz um sich greift, das nach allen Seiten hin nur günstig zu wirken scheint und einen bösen Mißbrauch abstellt? Würden allein europäische Anschauungen, religiöse und soziale Verhältnisse dabei in Betracht kommen, so hätte es auch nicht die geringsten Schwierigkeiten. Aber wir sind in Indien, wo die Dinge ganz anders liegen und eine Frage gelöst werden soll, die uns wiederum einmal die Lehre giebt, daß bei der Behandlung der fremden Völker durch Europäer die Völkerkunde in Betracht zu ziehen ist, daß sie es ist, die uns zeigt, wie Schablonen in dieser Behandlung nicht angebracht sind. Der Staatsmann, welcher ohne Kenntnis der Völkerkunde in solchen Fällen handelt, wird leicht Schiffbruch leiden.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die Sache erregt und da wir beim Eingehen auf dieselbe gewisse religiöse und gesellschaftliche Verhältnisse Indiens sehr genau kennen lernen, halten wir es für zeitgemäß, auch im „Globus" darauf einzugehen, wobei als Quellen drei bemerkenswerte Abhandlungen dienen, die am Schlusse des vergangenen Jahres erschienen. Sie rühren von ausgezeichneten Kennern Indiens her, von H. H. *Risley* (in Blackwoods Magazine), von *Rees* (im Nineteenth Century) und von *Ashburner* (in der National Review).

Die öffentliche Aufmerksamkeit wendete sich gerade in letzter Zeit diesem schlimmsten Mißstand im sozialen Leben der Hindus zu, nachdem in Kalkutta eine noch im Kindesalter stehende Braut an den in der Brautnacht erlittenen Verletzungen gestorben war. Bei dieser Gelegenheit fand die Sache der Frauen in Indien mächtigere Fürsprecher, als man sie von den Indiern bei ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem traurigen Loose der Schwachen hätte erwarten können. Die Gesellschaft für das Gesundheitswesen, eine einflußreiche Vereinigung von Europäern in Kalkutta, welche bis zu einem gewissen Grade die öffentliche Meinung in Indien zum Ausdruck bringt, überreichte im verflossenen Jahre der Regierung eine Denkschrift, worin sie die herrschenden Übelstände hervorhebt und eine Verbesserung des Strafgesetzbuches in der Weise empfahl, wie dieselbe jetzt von der Regierung beabsichtigt ist, nämlich die Erhöhung des Heiratsalters der Mädchen von 10 auf 12 Jahre.

Bei keinem der vielen Probleme, welche im Orient noch der Lösung harren, muß mehr vor Übereifer gewarnt werden, als bei dem der Kinderheirat. Diese seltsame Sitte, welche so ernste Gefahren für das physische und geistige Wohlergehen der Frauen in sich birgt und die Zukunft der ganzen Rasse in Frage stellt, ist gegenwärtig verknüpft mit einer der ältesten Religionen und einem höchst sorgfältig ausgearbeiteten System sozialer Einrichtungen.

Um uns nun klar zu werden, was hier zu thun ist und wieweit die bessernde Hand angelegt werden kann, bedürfen folgende Fragen einer näheren Beleuchtung:

1. Was bedeutet eigentlich die Kinderheirat?
2. Inwieweit ist sie unlösbar mit der Hindureligion verknüpft?
3. In welchen Punkten bedarf sie am meisten der Reform?

Zunächst hat man sich zu vergegenwärtigen, daß in verschiedenen Teilen Indiens *zwei sehr verschiedene Arten von Kinderheiraten* vorkommen, deren eine wenigstens vom physiologischen Standpunkte einwandfrei ist, während die andre in jeder Hinsicht verurteilt werden muß. Jene erstere herrscht im Pandjab vor und wird von Denzil Ibbetson, einer Autorität auf dem Gebiete des indischen Sittenlebens, in folgender Weise geschildert:

„Überall, wo Kinderheirat Sitte ist, kommen Braut und Bräutigam erst dann zusammen, wenn eine zweite Zeremonie, muklawa genannt, vorgenommen worden ist. Bis dahin lebt die Braut als Jungfrau im väterlichen Hause. Diese zweite Zeremonie ist von der wirklichen Hochzeit durch einen Zeitraum von 3, 5, 7, 9 oder 11 Jahren getrennt, und die Eltern des Mädchens bestimmen den Zeitpunkt für dieselbe. So kommt es oft vor, daß das eheliche Zusammenleben um so später beginnt, je früher die Verheiratung stattfindet. In den östlichen Distrikten z. B. heiraten die Jats gewöhnlich im Alter von 5 bis 7 Jahren, und die Rajputen mit 15 oder 16 oder noch später; während aber bei diesen das junge Paar sofort mit der geschlechtlichen Beiwohnung beginnt, finden bei den Jats die Eltern das heranwachsende Mädchen oft so nützlich in der Haushaltung, daß ein Druck auf sie ausgeübt werden muß, um sie zur Auslieferung desselben an ihren Gatten zu bewegen. Und so nimmt hier das eheliche Zusammenleben meist später seinen Anfang als bei den Rajputen.

Wohl niemand, der ein Pandjab-Regiment hat vorbeimarschieren sehen oder die drallen Jatweiber beobachtet hat, wie sie die schweren Wasserkrüge am Dorfbrunnen emporheben, kann darüber im Zweifel sein, welch' guten Einfluß ihr Heiratssystem auf die körperliche Konstitution der Rasse ausübt. Bei den Rajputen zeigen beide Geschlechter einen leichtern Bau als bei den Jats, aber auch hier findet man keine Anzeichen von Entartung. Der Typus ist ein andrer, aber das ist alles."

Wenn wir das große Rekrutierungsgebiet der Indischen Armee verlassen und in südöstlicher Richtung die Ebene des Ganges hinabwandern, so scheint der gesunde Sinn, welcher die kriegerischen Stämme ihre Töchter zu Hause behalten läßt, bis sie der Würde der Mutterschaft gewachsen sind, dem Dämon eines verderbten Zeremonienwesens gewichen zu sein, der stets bereit ist, hilflose Frauen und Kinder der Tradition einer grillenhaften Orthodoxie zu opfern. Bereits in den nordwestlichen Provinzen darf bei den drei höchsten Kasten — der Bramanen-, Chattri- und Kayasth-Kaste — die Braut unmittelbar nach der Hochzeit dem Gatten ins Haus gesandt werden, sei sie nun apta viro oder nicht; freilich zieht man es gewöhnlich vor, bis zur Vornahme einer zweiten Zeremonie, gauná genannt, zu warten, welche 1, 3, 5 oder 7 Jahre nach der ersten stattfinden kann und für welche der passende Zeitpunkt nach der körperlichen Entwickelung der Braut gewählt wird.

Was in den nordwestlichen Provinzen die Ausnahme ist, wird in Bengalen leider mehr und mehr zur Regel. Hier hat der Einfluß der Frauentradition (stri-áchár) die religiösen Heiratsgebräuche der Hindus mit einem Wust von sinnlosem Hokuspokus (der sich meist in den Frauengemächern abwickelt) überladen und es dahin gebracht, daß *die Mädchen der besseren Klassen das eheliche Leben mit neun Jahren beginnen* und so früh Mutter werden, als dies überhaupt physisch für sie möglich ist. Seit wielange dieser Brauch besteht, kann niemand mit Sicherheit angeben. Vor fast 90 Jahren schrieb Buchanan in seinem wohlbekannten Bericht über Bengalen das folgende über einen der Distrikte von Behar, dem Grenzlande zwischen Bengalen und den nordwestlichen Provinzen:

„Bei einigen Stämmen in Shahabad werden, wie in Bengalen, die Ehen vor Eintritt der Pubertät geschlossen. Die Sitte hat sich jedoch nicht weit verbreitet und die Leute sind gewöhnlich stark und groß. Die Pamar Rajputen, welche die Sitte der vorzeitigen Eheschließung angenommen haben, sind ein schlagender Beweis für die üblen Wirkungen derselben; denn ich bemerkte unter ihnen nicht einen einzigen gut aussehenden Mann, ausgenommen den Raja Jay Prakás, und den meisten scheint es an der körperlichen und geistigen Frische zu fehlen. Diese Sitte und die große Zahl der Witwen, die durch ihren Rang verurteilt sind, ledig zu bleiben, üben ohne Zweifel einen unheilvollen Einfluß auf die Bevölkerung aus."

An einer andern Stelle sagt Dr. Buchanan, daß hinsichtlich der Heiratsgebräuche Patna fast auf einem Fuße steht mit Bhágalpur; „aber hier (in Behar) ist die Sitte der vorzeitigen Heiraten nicht so vorherrschend; die üblen Folgen sind auch bei weitem nicht so in die Augen fallend wie in Bengalen. Denn während dort das Mädchen gewöhnlich im Alter von 10 Jahren verheiratet wird, bleibt es im Behar-Distrikte bis zum Eintritt der Reife im väterlichen Hause. Natürlich sind dann auch seine Kinder kräftiger und es verfällt weniger der Unfruchtbarkeit".

So standen also die Dinge zu Anfang des Jahrhunderts nach dem Zeugnis eines zuständigen Beobachters. Über die Verhältnisse von heute schreibt ein hochgebildeter Hindu, einer der fähigsten und thatkräftigsten unter den eingeborenen Beamten in Bengalen, das folgende an Risley:

„Es ist allgemein Sitte, daß Mann und Frau, ohne dazu nach den heiligen Schriften der Hindus berechtigt zu sein, sofort nach ihrer Verheiratung mit der geschlechtlichen Beiwohnung beginnen. Die Eltern leisten dem Gebrauch unbewußt Vorschub, ja sie machen ihn zu einer Notwendigkeit . . . Am zweiten Tag nach der Hochzeit ist die Blumenbettzeremonie; Mann und Frau, ein Knabe und ein Mädchen oder heutzutage gewöhnlich ein junger Mann und ein Mädchen, müssen in dem Hochzeitsbett zusammenliegen. Innerhalb acht Tagen nach ihrer Verheiratung muß die junge Frau in ihr väterliches Haus und dann wieder zu ihrem Schwiegervater zurückkehren, oder sie darf die Thürschwelle ihres Gatten ein Jahr lang nicht überschreiten. In den meisten Familien hält man den achttägigen Termin aus Bequemlichkeit ein. Es würde nur wenig kosten und von unberechenbarem Vorteil sein, wenn man jene Zwischenzeit von einem Jahre für alle Familien zum Gesetz erhöbe oder dieselbe, was noch besser wäre, auf zwei Jahre erhöhte und jenen achttägigen Termin ganz ausmerzte. Die üblen Folgen der verderblichen Sitte, welche der unnatürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes geradezu Vorschub leistet, bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung. Sie befördert unter andern eine vorzeitige Pubertät und bildet so die Hauptwurzel all des Unheils, das frühes Heiraten im Gefolge hat. Letzteres aber könnte vermieden werden, ohne der Religion Eintrag zu thun."

Das ist die Meinung eines orthodoxen Hindus aus hoher Kaste, der trotz seiner englischen Erziehung seine Nationalität nicht verleugnet, und sie beleuchtet scharf die soziale und physische Seite der Kinderheiraten in Bengalen. Wenden wir uns nun zu ihrer religiösen Seite.

Die heiligen Texte, welche sich mit der Heiratsfrage befassen, reden eine zu deutliche Sprache, als daß man sie hier anführen könnte. Was sie darüber sagen, faßt Dr. Julius Jolly in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung des Nârada, in den Heiligen Büchern des Ostens, folgendermaßen zusammen:

„Aus dieser Regel (daß nämlich ein Vater seine Tochter verheiraten muß, sobald sie reif scheint) darf man nicht den Schluß ziehen, daß Narada im Gegensatz zu vielen andern Smriti-Autoren die Kinderheirat verwirft. So sagt Daksha: Man verheirate ein Mädchen im Alter von acht Jahren; so wird das Recht nicht verletzt werden. Angiras schreibt vor, daß ein Mädchen jedenfalls im 10. Lebensjahre verheiratet werden soll. Râjamârtanda, Yama und Parâsara erklären, daß es eine schwere Sünde sei, wenn es nach ihrem 12. Lebensjahre noch im väterlichen Hause verbleibe. Vasishtha, Gautama, Vishnu und Manu verordnen, daß ein Mädchen heiraten soll, bevor sie das Alter der Reife erreicht hat."

Wenn das Zeugnis dieser Texte nicht durch die tägliche Übung bei den Hindus gestützt würde, könnte man geneigt sein, mit ihnen nach Voltaires Manier zu verfahren und sie einfach als eine Erfindung der Priester zu brandmarken. Heutzutage jedoch sind wir gewöhnt, wenn wir in alten Werken seltsame Dinge lesen, den Urmenschen, wie er durch die noch jetzt lebenden zurückgebliebeneren Menschenrassen repräsentiert wird, zur Erklärung derselben heranzuziehen. Und der Urmensch weis nichts von Kinderheirat. Wenn also diese durchaus kein normales Produkt sozialer Entwickelung darstellt und in der That nur in Indien zu finden ist, welchen Ursachen müssen wir dann ihre Entstehung zuschreiben?

Die landläufige Erklärung der Bramanen ist offenbar unzulänglich. Sie bezeichnet die Heirat als eine Art von Sakrament, dessen jede Jungfrau teilhaftig werden soll, damit sie ihre eigene Person von dem Makel der Sünde reinige, die Erlösung ihres Vaters und ihrer Vorfahren vollende und einem Sohne das Leben gebe, der den häuslichen Kult in der Familie ihres Gatten weiterführe. Je früher sie diesen ihren Pflichten genüge, desto besser sei es. Das ganze ist augenscheinlich eine jener nachträglichen Erklärungen von einmal vorhandenen, aber nicht verstandenen Gebräuchen, von denen die priesterliche und Gesetzeslitteratur aller Zeiten und Länder wimmelt.

Nachdem wir noch vorausgeschickt, daß diese Frage keine rein antiquarische Spekulation, sondern von unmittelbarer und praktischer Bedeutung für die Möglichkeit und Form eines gesetzlichen Eingriffes ist, wollen wir versuchen, gewisse Faktoren festzustellen, welche in längst entschwundener Zeit eine wirksame, wenn auch dunkle Rolle bei der Einführung der Kinderheirat gespielt zu haben scheinen und welche in der Gegenwart die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren eine Reform versucht werden kann.

Jedermann weis, daß die Gesellschaft bei den Hindus seit undenklichen Zeiten in eine unbegrenzte Zahl abgesonderter Kasten geteilt ist, deren Mitgliedern es verboten ist, wechselseitige Heiraten zu schließen. Dieses Verbot ist das Charakteristische an dem ganzen System. Weniger allgemein bekannt ist es, wenigstens in Europa, daß alle größeren Kasten in eine Reihe von Nebenkasten zerfallen, deren jede wie die Stammkaste endogam ist.

Der Deutlichkeit halber wollen wir ein Beispiel nehmen, bei dem die uns fremdartig klingenden indischen Namen durch deutsche ersetzt sind. Denken wir uns, die große Sippe der Müller sei eine nach indischem Vorbild organisierte Kaste, so würden zwei Einteilungsprinzipien uns in die Augen fallen. Zunächst würde die ganze Kaste der Müller in eine unbegrenzte Zahl endogamer Sippen gespalten sein und zwar auf Grund von allerlei alltäglichen Unterschieden. Da gäbe es brauende Müller und backende, jagende und schießende, milchverkaufende und mit Wein handelnde, Müller mit Doppelnamen, Müller mit Doppelnamen ohne Bindestrich, konservative und liberale Müller, Kesselflicker und Schneider, Müller aus Westpreußen und aus Baden — diese und alle andern Variationen der Sippe der Müller wären gewissermaßen kristallisiert durch ein unerbittlich strenges Gesetz, welches ihnen verbietet, über den durch den Stammesnamen bezeichneten Kreis hinaus zu heiraten. So könnte ein ultramontaner Müller nur ein ultramontanes Fräulein Müller heiraten, er dürfte nicht an eine liberale Dame denken; ein v. Müller könnte nur eine v. Müller heiraten u. s. w. Zweitens, und dies möchten wir hier besonders betonen, würde nach einem andern Einteilungsgrundsatz jede dieser Einzelsippen in drei oder vier kleinere Gruppen gespalten sein, welche eine Art von aufsteigender Stufenleiter der gesellschaftlichen Stellung bilden. So würde die Sippe der v. Müller, die wir als die Elite der ganzen Kaste betrachten wollen, wieder in orthodoxe, liberale und freidenkerische v. Müller eingeteilt sein, wobei die ersteren die höchste, letztere die geringste gesellschaftliche Stellung einnehmen sollen. Nun würde für diese drei Gruppen die Regel gelten, daß ein Angehöriger der höchsten oder orthodoxen Gruppe ein Mädchen seiner eigenen oder der beiden niedrigeren Gruppen heiraten könnte, ein Liberaler eine Liberale oder Freidenkerin, während ein Freidenker auf seine eigene Gruppe beschränkt wäre. Ein Mädchen jedoch könnte unter keinen Umständen in eine tieferstehende Gruppe hineinheiraten, vielmehr wäre es höchst wünschenswert, daß sie sich mit einem Manne aus einer höheren Gruppe ver-

heiratete. Es ist klar, daß, bei sonst gleichen Verhältnissen, zwei Drittel der orthodoxen Mädchen keine Männer, und zwei Drittel der Freidenker keine Frauen bekommen würden. Es giebt verschiedene Arten, dieses künstlich erzeugte Mißverhältnis auf künstlichem Wege wieder auszugleichen. Ein früher gutgeheißener Ausweg für die Eltern bestand in der Tötung aller derjenigen Säuglinge weiblichen Geschlechts, für die sie keine Gatten finden zu können glaubten. Dieser grausame Brauch bestand bei den Radschputen des nördlichen Indiens, bis die Engländer ein Gesetz erließen, welches für jedes Dorf unangenehme Folgen hatte, das nicht die gehörige Zahl Mädchen aufweisen konnte.

Ein andrer Ausweg ist Polygamie im großen, wie sie von den Kulin Bramanen Bengalens vor einem Menschenalter geübt wurde und in kleinerem Maßstabe noch jetzt herrscht. Ein Kulin von mittlerem Alter soll mehrere Hundert Frauen gehabt und sein Leben mit Besuchen bei seinen Schwiegermüttern zugebracht haben.

Aber was man auch ersinnen mag, um das Gleichgewicht herzustellen, die Lage der Dinge ist, wie man leicht einsehen wird, eine äußerst schwierige. Auf der einen Seite finden wir die streng bindende religiöse Pflicht, eine Tochter vor Eintritt der Reife zu verheiraten, eine Pflicht, deren Außerachtlassung ihre Vorfahren auf drei Generationen dazu verdammt, unermeßliche Zeiträume in der Hölle zuzubringen: auf der andern Seite bedingen die beständige Zersplitterung der Sippen und Nebensippen und die seltsam verwickelten Heiratsvorschriften ein erschreckliches Jagen nach Ehemännern und erhöhen die Schwierigkeit, die religiösen Gebote zu erfüllen. Der Brautpreis, dem wir in der Kulturgeschichte sonst so häufig begegnen, verschwindet in den höheren Gruppen und es tritt an dessen Stelle ein „Bräutigamspreis“, der sich mehr und mehr erhöht, da die Bildung neuer Sippen und Nebensippen die Zahl der verfügbaren Ehemänner beständig verringert.

„Wenn unter solchen Umständen“, so sagt ein erfahrener Hindu, „die Eltern sehen, daß der eine oder die zwei jungen Männer, die ihnen als Gatten für ihre Tochter zur Wahl stehen, anderweitig vergeben werden könnten, falls sie dieselbe nicht sofort verheiraten, und daß es ihnen zur Unmöglichkeit würde, das Mädchen vor ihrem 11. Jahre an den Mann zu bringen, so würden sie die günstige Gelegenheit ergreifen ohne Rücksicht auf die üblen Folgen einer Kinderheirat.“

Daß dieser Beweggrund gegenwärtig einen tiefgreifenden Einfluß ausübt, davon kann sich jeder selbst überzeugen. Die geschichtliche Entwickelung der Dinge scheint die gewesen zu sein, daß ein stark entwickeltes Standesbewußtsein und übertriebene Begriffe von zeremonieller Reinheit den inneren Bau der höheren Kasten in der Weise differenzierten, daß das Gleichgewicht im Verhältnis der beiden Geschlechter gestört, die Nachfrage nach Ehemännern erhöht und das Alter, in welchem die Mädchen heiraten, künstlich herabgemindert wurde. Nachdem nun einmal die Kinderheiraten durch diese besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse ins Leben gerufen waren, wurde dem vorhandenen Brauche von den Brahmanen die religiöse Weihe gegeben und in ihren Schriften die geistliche Erklärung für denselben niedergelegt. Aber die Sitte ist älter als ihre religiöse Billigung und die heiligen Schriften und sie entstand wahrscheinlich aus obigen Ursachen.

Die praktische Folge von all dem ist, daß die indische Gesellschaft in ein unentwirrbares Netzwerk von Gebräuchen, Überlieferungen, Verträgen, gegenseitigen Unternehmungen, Familienbündnissen und dergl. verwickelt ist, die alle das eine große Ziel verfolgen, den Leuten die Verheiratung ihrer Töchter in Übereinstimmung mit jenen gesellschaftlichen und zeremoniellen Unterscheidungen zu ermöglichen. Jede bessere Hindufamilie ist von einem ganzen Heer von Verbindlichkeiten dieser Art eingezwängt, in die sich die Regierung ebensowenig einmischen kann, als sie es vermag, den Ausbruch des Regens zu regeln. Auch wäre nicht der geringste Grund zu einem so aussichtslosen Eingriff vorhanden.

Denn während die heiligen Bücher der Hindus das größte Gewicht auf das Alter legen, in welchem die zeremonielle Verheiratung eines Mädchens zu vollziehen ist, verwahren sie sich vorsichtig gegen die Annahme, daß dies auch der geeignete Zeitpunkt für den Beginn des ehelichen Zusammenlebens sei. Nachdem das junge Ehepaar sich auf den sieben Stufen zum heiligen Feuer, dem Mittelpunkt des Familienkultus, unlöslich verbunden, soll es getrennt leben, bis die Braut die körperliche Reife erlangt hat. Letzteres Ereignis wird durch eine besondere Zeremonie gefeiert und schreckliche Strafen, physische und moralische, werden denen angedroht, welche gegen dieses heilige Gebot verstoßen.

So wird uns die Frage, in welchen Punkten das Heiratssystem der Hindus reformbedürftig sei, der Hauptsache nach von ihren heiligen Schriften selbst beantwortet. Sie weisen auf die Natur der Reform hin und ziehen die Grenzen, auf welche sie sich zu beschränken hat. Wir können offenbar nicht verlangen, daß die Heiratszeremonie verschoben werde, bis die Braut das Alter der Reife erlangt hat, oder wie die theistischen Sektierer der Brahmo-Somajen forderten, bis sie 14 Jahre alt ist. Das hieße nicht nur die ausdrücklichen Vorschriften der heiligen Bücher außer Acht lassen, sondern würde das Gesetz direkt in Streit bringen mit dem obenerwähnten Netzwerk von Familienverbindlichkeiten und eine Verrückung der sozialen und Familienverhältnisse im Gefolge haben, vor der selbst der kühnste Gesetzgeber zurückschrecken müßte.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Nach Wortlaut und Geist der heiligen Bücher der Hindus sollte ein Mädchen vor Eintritt der geschlechtlichen Reife sich der Heiratszeremonie unterziehen.

2. Nach Wortlaut und Geist der heiligen Schriften der Hindus sollte ein Mädchen nicht in das eheliche Leben eintreten, bevor sie die Reife erlangt hat.

3. Der Gebrauch des Pandjab stimmt mit den Geboten der heiligen Bücher überein; das eheliche Leben beginnt nach Eintritt der Geschlechtsreife und das körperliche Befinden der Leute ist ausgezeichnet.

4. Die Sitte der höheren Kasten Bengalens läuft der Lehre jener Schriften zuwider; das geschlechtliche Zusammenleben beginnt vor der Reife, und die Leute stehen in ihrer körperlichen Entwickelung nicht nur hinter den Bewohnern Nordindiens, sondern auch hinter derjenigen der Bengalis niederen Ranges zurück, welche ihre Mädchen daheim behalten, bis sie erwachsen sind.

England hat also, sagt Risley, eine Art von sozialer Wiedergeburt herbeizuführen, indem es die bengalische Sitte in Übereinstimmung bringt mit der nordindischen und mit den Geboten der heiligen Bücher. Wie dieses geschehen soll, haben wir am Eingange dieser Abhandlung gezeigt. Die Folgen aber, die sich durch das Eingreifen der Engländer ergeben, lassen sich durchaus noch nicht übersehen.

Areal und Bevölkerung Afrikas.

Nach E. G. Ravenstein.

Seit die vortrefflichen Übersichten nicht mehr erscheinen, welche Behm und Wagner unter dem Titel „Die Bevölkerung der Erde" herausgaben, ein Werk, das ungemein vielfach benutzt wurde, behilft man sich oft mit älteren Areal- und Bevölkerungsangaben, wo außereuropäische, namentlich halb- und unzivilisierte Länder in Betracht kommen. Für Afrika sind allerdings gelegentlich der politischen Teilung des Schwarzen Erdteils in der letzten Zeit manche mehr oder minder gute Schätzungen versucht worden, die aber sehr häufig (auch ohne Quellenangabe) auf Behm-Wagner zurückführten. Jetzt hat der unermüdliche E. G. Ravenstein neue Schätzungen und Berechnungen mitgeteilt, die dem Werke von Arthur Silva White, The Development of Africa (London and Liverpool, George Philip and Sohn 1890) einverleibt sind. Wir teilen daraus die nachfolgenden Tabellen mit (unter Umrechnung der englischen Square-Miles in Quadrat-Kilometer).

	Areal in Quadrat-Kilometern	Bevölkerung	Einwohner auf 1 qkm
Marokko und Tuat	813 300	6 076 000	7
Algerien	667 150	3 870 000	6
Tunesien	116 000	1 500 000	13
Tripolis	1 035 960	1 010 000	1
Sahara	6 179 500	1 400 000	0,2
Eigentl. Ägypten	1 129 200	6 970 000	6
Alte ägyptische Tributärstaaten	1 771 000	7 162 000	4
Abessinien	331 500	3 000 000	9
Galla und Somalländer	1 896 100	3 190 000	2
Zentral-Sudan	1 715 000	31 880 000	18
West-Sudan und Ober Guinea	1 994 220	14 266 000	7
Äquatorial- und Südafrika	11 547 600	41 818 170	4
Inseln	621 270	4 896 200	8
Summa	29 820 800	127 038 370	4

Nimmt man die politische Verteilung zur Grundlage, wobei freilich vieles fraglich ist und wegen der Grenzstreitigkeiten, bei denen Engländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen beteiligt sind, keine sicheren Zahlen erlangt werden können, so stellt sich die Verteilung von Areal und Bevölkerung wie auf der folgenden Tabelle dar, wobei wir die Zahlen für die europäischen Besitzungen abgerundet haben. Es sind

	Areal in Quadrat-Kilometern		Bevölkerung		Einwohner auf 1 qkm
Unter türkischer Herrschaft					
Ägypten	1 129 200		6 970 000		6
Tripolis	1 035 960		1 010 000		1
		2 165 160		7 980 000	4
In europäischem Besitze					
Britisch	6 000 000		39 289 500		6
Französisch	7 200 000		21 947 600		3
Deutsch	2 100 000		5 105 000		2
Italienisch	810 000		5 369 000		7
Portugiesisch	2 580 000		5 513 900		2
Spanisch	640 000		444 000		0,7
Belgisch	2 100 000		15 000 000		7
		21 430 000		92 669 000	4
Unabhängige Staaten		5 490 000		24 595 370	5
Liberia		90 000		1 050 000	11
Boerenstaaten		437 600		744 000	2
Die großen Seen		208 040		—	—
Summa		29 820 800		127 038 370	4

Die Schwarzwaldgletscher und die Lößbildung der oberrheinischen Tiefebene.

Unter dem Titel: Das Pleistocän und Pliocän in der Umgebung von Freiburg i. Br. hat G. Steinmann unlängst in den Mitteilungen der Gr. Bad. geolog. Landesanstalt eine überaus fesselnd geschriebene Abhandlung veröffentlicht, in welcher auf Grund eingehender Untersuchungen an oberrheinischen Diluvialbildungen deren Entstehungsgeschichte für sich und im Hinblick auf die allgemeinen Vorgänge während der Diluvialzeit in Mitteleuropa zur Erörterung gelangt. Insbesondere liefert die Arbeit wichtige Beiträge zur Lößfrage[1]).

Im südlichen Gebiete der oberrheinischen Tiefebene erlangen rote Bohnerzthone eine große Verbreitung; nach ihrem paläontologischen Charakter erweisen sich dieselben als jüngste Tertiärbildungen, welche auf Grund ihrer Lagerungsverhältnisse, nämlich des Übergreifens über sämtliche, in das Rheinthal abgesunkene, ältere Flözgesteinsschollen, anzeigen, daß bei ihrer Bildung die großen Dislokationen des Rheinthales sich bereits vollzogen hatten. Darüber folgen die als pleistocän zusammengefaßten jüngeren und jüngsten posttertiären Ablagerungen. Dieselben bestehen aus Moränenbildungen, Schwarzwaldschottern, Rheinkiesen, Löß und Lehm.

Nach ihrer Höhenlage gliedern sich die Moränenbildungen in zwei Gruppen: die Moränen der höheren Teile des Schwarzwaldes, besonders in der näheren und weiteren Umgebung des Feldberges, in einer Höhe von etwa 850 bis 1200 m gelegen, in den Thälern bis höchstens 700 m herabgehend, sind vorwiegend als Grundmoränen ausgebildet und sehr wahrscheinlich jünger als eine zweite Gruppe, die Moränen der tieferen Lagen, am Fuße des Gebirges (z. B. in der Staufener Bucht) oder in den tieferen Teilen der Schwarzwaldthäler (im Wehrathale), welche auch ein schon bei weitem weniger frisches Gepräge aufweisen als die ersteren und von Lößlehm vielfach überlagert werden. Diese Gliederung der Moränenbildungen hat ihre Parallele in den Alpenvorlanden, wo die tiefer gelegenen Moränen von ganz ähnlichem Habitus sich als Produkte der ersten großen Vereisung in der Diluvialzeit herausgestellt haben, die Moränen höherer Lage dagegen einer jüngeren, bei weitem weniger ausgedehnten Gletscherbildung angehören.

Für die Erklärung der nachweislich bis 100 m mächtigen Geröllanshäufungen in der Rheinebene ist es bedeutungsvoll, daß sich unveränderte Moränenbildungen bis fast in die Rheinebene verfolgen lassen; sie zeigen uns den Weg, auf welchem die Auffüllung derselben erfolgte, nämlich teilweise durch Einführung des Materials in Form ursprünglicher Moränen, teils durch Überschotterung mit dislozierten, durch Schmelzwasser besonders aus den mittleren Teilen der Thäler herabgeführten Moränenmaterials. Und so stehen auch die alten Flußschotter der Gegend in einem mehr oder weniger engen Zusammenhange mit diesen alten Glacialablagerungen, 1) die Schwarzwaldschotter, welche oft im Liegenden geradezu in diese übergehen und mit ihnen gemeinschaftlich von Lehm und Löß überlagert werden, und 2) die diluvialen Rheinkiese, welche ein gleiches Alter besitzen und aus ihrer Verbreitung bei Freiburg erkennen lassen, daß der Rhein einst den Kaiserstuhl umflossen hat. Die dem Alter hiernach folgenden Diluvialglieder, die Lößbildungen finden wir, von den sekundären, weit verbreiteten Verlehmungen abgesehen, in einer dreifachen Facies entwickelt: 1) als Berglöß (Deckenlöß, Plateaulöß); Löß im engeren Sinne; dieser besitzt alle Merkmale des typischen Löß, führt nur die drei bekannten Lößschnecken und geht in höherer Gebirgslage in Lößlehm (Deckenlehm, Berglehm) über; 2) als Gehängelöß (nicht zu verwechseln mit den in großen Lößgebieten sehr verbreiteten, relativ jung verschwemmten, an flachen Gehängen gehäuften Lößmassen, d. Ref.), welcher häufig streifenförmige Einschaltungen älterer, oberhalb seines Auftretens anstehender Gesteine führt, sich oft in seiner ganzen Masse in hoch verlehmtem Zustande befindet, häufig eine dem Gehänge folgende Schichtung und ziemlich reiche Schneckenfauna aufweist (Pupa columella, Helix pulchella, Helix arbustorum).

Der Gehängelöß geht einerseits in Berglöß, andrerseits in Thallöß über. Der letztere zeigt eine fast immer recht deutliche, durch Lehm- und Sandstreifen, Gerölle- oder Schneckenlagen hervorgerufene Schichtung. Er steigt im allgemeinen nicht über 30 bis 40 m über das Niveau der heutigen Niederungen. Die Schneckenfauna des Berglöß und Gehängelöß trifft man im Thallöß vereinigt, sie ist darum sehr reichhaltig, doch fehlen Süßwasserschnecken vollkommen, die weiter thalabwärts, z. B. in der Sandlößstufe des Elsaß so häufig sind. Reste von Wirbeltieren beschränken sich hauptsächlich auf den Gehänge- und Thallöß.

Die Bildung des Rheinlöß fällt in die Zeit zwischen erster und zweiter Vereisung. Derselbe stammt nicht aus den oberrheinischen Gebirgen oder deren Moränen; er wird auch nicht vom Rhein herzugetragen, sondern muß einer Gegend entnommen sein, wo über weite ausgedehnte Strecken durch Wind leicht aufbereitbare Materialien von sehr gleichartiger Zusammensetzung verbreitet sind. Sein Vorkommen in Europa liegt im Süden der hauptsächlichsten Gletschergebiete, er überschreitet die Alpen und dehnt sich über das östliche Europa aus, ohne seine Zusammensetzung und sein Auftreten zu ändern. Wo das Material fortgeweht wird, bleiben die Spuren der Ausblasung zurück — Sandschliffe an den größeren Geröllen, im Süden davon Sandanhäufungen, die seitlich in Löß übergehen. Wir wissen jetzt, daß sich die Ausblasung nicht auf die nordeuropäischen Grundmoränen beschränkt hat, sondern daß auch im unteren Teile der oberrheinischen Tiefebene Flugsande vorhanden sind, welche gegen Süden in Löß übergehen. Im Rheinthale ist diese Erscheinung nur eine örtlich beschränkte, im norddeutschen Tieflande hingegen weit verbreitet. Um die Mannigfaltigkeit der Lößgebilde, welche sich in den Rheingegenden ablagerten, verstehen zu lernen, ist es von Nutzen, Gegenden aufzusuchen, welche sich heute in einem sehr ähnlichen Zustande befinden, wie unsre Gegend zur Zeit des Zurückweichens der Gletscher; dazu gehört z. B. das südliche Patagonien, welches der Verfasser selbst bereist hat. Vom Atlantischen Ozean das Land betretend, gelangt man in das Gebiet der ebenen bis wellig-hügeligen Pampa. Schon hier herrscht eine gewisse Verschiedenheit in den Feuchtigkeitsverhältnissen und den Lebensbedingungen der Organismen; Hochflächen und Hügel sind trocken und nur dürftig bewachsen, in den Niederungen dagegen breiten sich, besonders in der Nähe von Gewässern, auch im Sommer Wiesenteppiche aus. Gegen das Gebirge

[1]) Vergl. darüber den laufenden Band des „Globus", S. 24. Bei dieser Gelegenheit bitten wir, in der Unterschrift des Profils S. 28 zweimal den Druckfehler „fluvial" in „eluvial" zu verbessern.

verschärfen sich die Gegensätze. Die Plateaus behalten den steppenartigen Charakter bei, in bedeutenderen Höhen werden sie von Feuchtigkeit liebenden, hochandinen Pflanzenformen bewohnt. Zwischen Pampa und Gletscher (in etwa 1200 m Höhe) schiebt sich eine kümmerliche Waldzone ein; sie kann auch fehlen, so daß der Jäger die Guanacos, Strauße u. s. w. im Sommer bis in die unmittelbarste Nähe der Gletscher verfolgen kann. Am Fuße der Kordilleren reichen mächtige Gletscherströme bis zu den Seen von Sta. Cruz (125 m ü. M.) hinab. Die Fauna ist armselig, relativ reich an Säugern und Vögeln. Das Guanaco, der amerikanische Strauß, das verwilderte Pferd, gefolgt von Puma und Fuchs, durchziehen die weiten Ebenen oder suchen ihre Nahrung auf den grünen Höhen, ja in unmittelbarer Nähe der Gletscher. Der Winterschnee treibt sie in die milderen Flußthäler, wo sie im Winter durch das rauhe Klima, im Frühjahr durch Überschwemmungen oft in großen Massen vernichtet werden. Nager (die magellanische Wühlratte) und Gürteltiere können als die eigentlichen Steppenbewohner gelten.

Ähnliche Verschiedenheiten und Gegensätze dürften in den Gebieten des Rheinthales, da der Gletscher sich zurückzog und die Lößablagerung begann, geherrscht haben. Wo der Staub auf feuchtere, mit reichlicher Vegetation bedeckte Stellen fiel, bewirkten die mit Kohlensäure geschwängerte Bodenfeuchtigkeit schnelle Entkalkung, auf dem trockenen Plateau erhielt sich der Kalkgehalt. Wie heute noch auf den Höhen eine andre Schneckenfauna lebt als im Rheinthal, so auch zur Lößzeit. Helix hispida, Succinea oblonga, Pupa muscorum waren den geringsten Feuchtigkeitsgraden angepaßt; die reichste Fauna liefert der Thallöß, wo die aus dem Berglöß herabgeschwemmten Gehäuse sich mit den feuchtlebenden Formen und Süßwasserschnecken mischten. Reste der Wirbeltiere der Lößzeit werden vorwiegend in fluviatilen Ablagerungen gefunden. In den Flußniederungen suchten die Tiere zur rauhen Jahreszeit Schutz und Nahrung; hier verendeten auch die meisten Exemplare; geschützte Höhlen dienten ebenfalls als Zufluchtsstätte.

Die Lebensweise des Menschen der Lößzeit im Rheinthale war jedenfalls nicht wesentlich verschieden von der des heutigen Tehuelchen in Patagonien. Wie dieser heute, so hat auch er bei der Seltenheit der Quellen in Lößgebieten die Umgebung derselben und die Niederungen aufgesucht. Spuren menschlicher Thätigkeit sind im Rheinlößgebiet häufig und haben sich insbesondere durch Untersuchungen in der Neuzeit beträchtlich gemehrt (Kohlebröckchen, Aschelagen, aufgeschlagene Knochen &c.). Das ganz vereinzelte Auftreten von Rollkieseln mitten in homogenem Löß gehört auch hierher und läßt sich kaum anders als durch künstliche Verschleppung erklären; wie noch vor kurzem dem Tehuelchen Flußgerölle als Schleudersteine (bola) dienten, so hat sich jedenfalls auch der Lößmensch des Rheinthales ähnlicher Waffen bedient. Dr. A. Sauer.

Bücherschau.

K. Brandt, Haeckels Ansichten über die Plankton-Expedition. Verlag von Ernst Homann, Kiel 1891.

Der Deutsche liebt die Polemik, das giebt sich nicht nur in den Schriften, sondern sogar in den Referaten zu erkennen. So geht ein kürzlich gegebenes Referat von Haeckels Plankton-Studien kaum auf den positiven Teil der Schrift ein, während der kleinere polemische Teil besonders ausführlich wiedergegeben wurde. Da nun einmal nicht abgewartet ist, bis man von der andern Seite sich rechtfertigte, so muß der Laie jetzt auch auf eine soeben erschienene Entgegnung aufmerksam gemacht werden, obgleich beides im Interesse der Wissenschaft am liebsten unterblieben wäre.

In der Brandtschen Schrift wird zunächst dem Verfasser der Planktonstudien die bona fides abgesprochen, der schlimmste Vorwurf, der, namentlich einem Manne der Wissenschaft, gemacht werden kann. — Die von Hensen ausgeführten, mit Zählungen verbundenen Untersuchungen sind in doppelter Beziehung wichtig: 1. weil durch sie für die subjektiven Bezeichnungen „häufig", „selten" &c. &c., welche von allen Zoologen angewendet werden, ganz bestimmte und vergleichbare Werte eingeführt sind und 2. weil sie in Verbindung mit Volumen und Gewichtsbestimmungen nebst chemischen Analysen, wie sie Hensen schon ausgeführt hat, in der That ergeben, wieviel der Ozean an organischer Substanz hervorbringt. Der Einwand Haeckels nämlich, daß das Plankton nicht gleichmäßig genug im Ozean verteilt sei, um aus einer beschränkten Anzahl von Fängen auf das ganze befahrene Gebiet schließen zu können, muß ebenfalls zurückgewiesen werden: die meisten Beobachtungen von Ungleichmäßigkeit, namentlich die sämtlichen von Haeckel selbst gemachten, beziehen sich auf die Küsten, wo besondere Verhältnisse obwalten und wo besondere Untersuchungen gemacht werden müssen, in Kiel übrigens auch schon lange eingeleitet sind. Die Resultate der englischen Challenger-Expedition und der italienischen Vettor-Pisani-Expedition treten in dieser Hinsicht vollkommen zurück, 1. weil sie auf subjektiver Beobachtung beruhen und 2. weil diese Expeditionen in je drei Jahren an noch nicht so vielen Stellen pelagische Organismen gefischt haben, als die Plankton-Expedition in drei Monaten. Die Zahl der Stationen beider Expeditionen ist im Atlantischen Ozean zusammen nur 49, die der Plankton-Expedition 130. Auffallende Tierschwärme, wie sie auf der Plankton-Expedition beobachtet wurden, machen nach einfachen Rechnungen und Überlegungen kaum ein Prozent des Planktons, d. h. der hauptsächlich durch mikroskopische Organismen gebildeten Masse aus. Die Tageszeiten können schließlich nicht in Betracht kommen, weil 200 bis 400 m tief gefischt wurde und die Plankton-Organismen, mit geringer Eigenbewegung ausgestattet, am Tage nicht so tief hinabsteigen können. Zum Schluß sei bemerkt, daß demnächst eine gründliche Widerlegung der Angriffe Haeckels durch den Leiter der Expedition erfolgen wird. Im einzelnen, namentlich was den zu Anfang genannten scharfen Vorwurf anbetrifft, muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. Dr. Fr. Dahl.

Ferd. Freih. von Andrian, Der Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Karl Konegen, 1891. 385 S.

Der hochverdiente Vorsitzende der Wiener Anthropologischen Gesellschaft behandelt hier zusammenfassend und für verschiedene Gebiete zum erstenmal die Bergverehrung in der Alten Welt, welche im Kultus, der Litteratur, den Mythen und Bräuchen der einzelnen Völker deutlich zu Tage treten. Es ist ein gewaltiges Gebiet, das er hier angreift, da sein Thema ihn notwendigerweise auf das der Religion und Mythologie eines großen Bruchteils der Völker Asiens und Europas führen mußte. Völlig auf der Höhe der heutigen ethnographischen Wissenschaft stehend, behandelt er besonders ausführlich die arischen Inder und die Chinesen (wobei Pfizmaier wesentliche Quelle), während auf des Verf. Antrieb hin durch R. Beer die heiligen Höhen der Griechen und Römer (in demselben Verlage) einer besonderen Betrachtung unterzogen wurden.

Das Ergebnis des umfangreichen Werkes läßt sich etwa im folgenden zusammenfassen. Die Bergverehrung zeigt in den ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen eine sehr große Mannigfaltigkeit, die jedoch nicht des inneren Zusammenhanges entbehrt. Die primitive Naturanschauung hält an der Einheit der Natur fest, wofür die weit verbreitete Ansicht spricht, daß „die beiden großen Eltern", Himmel und Erde, einerlei seien. Diese Ansicht wird auf doppelte Weise ausgeführt. Die irdischen Verhältnisse werden auf den Himmel übertragen oder es dienen umgekehrt die Himmelserscheinungen zum Maßstabe für die irdische Welt. Beide Richtungen bilden wichtige Stufen der menschlichen Geistesentwickelung. In ähnlicher Weise lassen sich auch die Vorstellungen sondern, welche zu einer Bergverehrung führten, je nachdem dieselben von örtlich irdischen Gesichtspunkten ausgehen oder einen kosmischen Charakter aufweisen.

In der ersten Vorstellungsgruppe erscheint ein Berg oder ein Gebirge animistisch personifiziert. Er wird als ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Individuum aufgefaßt,

als ein der menschlichen Seele verwandter Geist, der jedoch stärker und mächtiger ist, als eine menschliche Seele. Der Berg ist ein Dämon oder beherbergt einen Dämon, der auf der Spitze oder im Innern des Berges wohnt und dementsprechend einen gewissen Teil desselben, mit allem, was sich daran oder darauf befindet, als sein Eigentum in Anspruch nimmt und vor fremden Angriffen schützt. Daher dürfen bestimmte Berge gar nicht oder nur unter bestimmten Zeremonien bestiegen werden. Man darf auf denselben nicht ausspucken oder andre Handlungen verrichten. Wer Kräuter sammeln oder Steine holen will, hat den Berggeist zu entschädigen. Auf hohen Bergspitzen, beim Überschreiten von Pässen, beim Umschiffen steiler Vorgebirge darf nicht laut gesprochen werden, um die bösen oder guten Berggeister, welche daselbst hausen, nicht zu erzürnen. Eine andre Ehrenbezeugung für dieselben ist die Errichtung von künstlichen Steinhügeln (Obos). Die Berggeister sind teils guter, teils böser Art. Sie verursachen schreckliche Stürme, Erdfälle, Lawinenstürze, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, giftige Gasausströmungen. Sie sammeln aber auch die Wolken zu wohlthätigem Regen. Man verdankt den Berggeistern heilsame Pflanzen; sie sind die Eltern der Flüsse und besitzen viele kostbare Dinge. Zur Erlangung dieser Gaben, zur Abhaltung der schädlichen Einflüsse bedarf es fortgesetzter Opfer, welche sich nicht selten zu Menschenopfern steigern können. Die Einheit der Natur bei aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die Wechselwirkung der Naturkräfte drückt die animistische Anschauung durch die besondere Einerleiheit einer ungezählten Geisterschaar, durch die unbestimmte Abgrenzung der dämonischen Individualitäten, sowie ihres Machtbereichs, durch ständig wiederkehrende Vergesellschaftung verschiedener Geisterkategorieen aus. Demgemäß bietet die Bergverehrung zahlreiche Berührungspunkte mit den übrigen Naturkulten, mit der Verehrung von Steinen, Pflanzen, Quellen, Flüssen. Beispiele hierfür sind die Verehrung von Felsblöcken, Stromschnellen und Wasserfällen, die Regenbeschwörung auf Bergen, die heiligen Haine auf Bergen.

Die zweite, kosmische Vorstellungsweise geht von dem Verhältnisse unsrer Erdoberfläche zum Himmel aus. Die Berge tragen den Himmel, sie bilden eine natürliche Brücke zwischen Himmel und Erde. Das Firmament wird als ein Felsen oder Berg, als eine aus Erz, Stahl, Kristall, Glas bestehende feste Masse vorgestellt, welche nach der Hesiodischen Kosmogonie aus der Erde hervorgegangen ist. So bildet das Himmelsgewölbe einfach die Fortsetzung der Berge. Diese letzteren empfangen zunächst die wohlthätigen Äußerungen der Himmelsgötter und übermitteln dieselben weiter an die übrige Erde. Die an den Berggipfeln hervortretenden Lichterscheinungen, das wechselvolle Spiel der Wolken an den Höhen bezeugen gleichsam das innige Verhältnis der Berge zum Himmel. Dieser überirdische Charakter wird durch die Schwierigkeit der Annäherung noch verstärkt. Als Symbol der Unendlichkeit und Ewigkeit, als bevorzugte Manifestationspunkte der das organische Leben beherrschenden Kräfte werden die Berge zum Ausgangspunkt einer Weltanschauung, welche die unendliche Mannigfaltigkeit des Kosmos unter dem Bilde eines Himmel und Erde umfassenden Berges (Weltenberg, Götterberg) versinnlicht. Diese kosmische Auffassung der Berge spielt unstreitig in den höheren Kulturstadien eine größere Rolle als die Berggeister. Sie bildet einen wichtigen Bestandteil der nationalen Mythologieen und Kosmogonieen und giebt den Anlaß zu zahlreichen späteren Lokalisierungen von Götterbergen. Die Wandelbarkeit dieser Vorstellungen ist fast unbegrenzt. Sie führt bei den Chinesen auf ein rein ethisches und mystisches Gebiet, in andern Fällen wenigstens zu einer Verflüchtigung des physischen Charakters und zu einer fortschreitenden Verhimmelung der Götterberge. In der Ilias bildet die höchste Spitze des irdischen Olymp den Wohnsitz der Hauptgötter.

Untersucht man die Verbreitung der kosmischen Bergverehrung und deren Ableger bei den Kulturvölkern, so findet man vor allem eine ethnographisch gewiß bedeutsame Lücke oder wenigstens eine sehr späte Form derselben bei den italienischen Völkern. Dagegen besitzen alle asiatischen Kulturzentren, denen sich Griechenland anschließt, einen großen Götterberg schon in weit älteren Epochen ihrer Entwickelung. Die mächtigen Einflüsse des Orients zeigen sich auch hier und werden von Andrian vielfach nachgewiesen. Übrigens ist die Übertragung von Volk zu Volk und deren nachträgliche Ummodelung noch in vielen Fällen festgestellt. So sind die indischen Götterberge mit den daran haftenden religiösen und kosmischen Vorstellungen in mannigfachster Verarbeitung über ganz Nord- und Ostasien gewandert. Der so mannigfaltig ausgebildete Höhenkultus der Chinesen, dessen Umrisse bis jetzt kaum bekannt sind, beruht nur zum Teil auf bodenständigem, ursprünglichem Animismus und auf buddhistischen, meist leicht erkennbaren Einflüssen.

Dieses sind nur kurze Andeutungen über den Inhalt und die Ergebnisse des Andrianschen Werkes, sie beweisen aber die wichtige Rolle, welche die Berge in dem Geistesleben der Völker Asiens und Europas gespielt haben und noch spielen. Es giebt kaum ein hervorragendes Gebirge, welches nicht unter irgend einer Form Gegenstand einer religiösen Verehrung gewesen wäre.

Heinrich Kiepert, Spezialkarte vom westlichen Kleinasien in 1:250000. Zweite Lieferung. Berlin, D. Reimer, 1890.

Wenn ein Mann, wie Prof. Kiepert, eine neue Arbeit über den Orient veröffentlicht, können wir nur einfach referieren, denn zum Kritisieren sind außer ihm wohl nur sehr wenige berufen. Mit der Bearbeitung dieser bedeutenden und wertvollen Karte, die nach ihrer Vollendung 15 Folioblätter umfassen wird, schreitet der Autor rüstig auf dem Wege weiter, den er schon seit Jahrzehnten betreten: die kleinasiatischen Länder in möglichster Ausführlichkeit und mit besonderer Berücksichtigung der antiken Topographie darzustellen. Die Schwierigkeit einer solchen Arbeit vermag nur der voll zu ermessen, der selbst wenig bekannte Erdgebiete kartographisch bearbeitet hat. Welch ungeheures und doch so verschiedenwertiges Material wußte Kiepert hier zusammenzutragen! Von den gut vermessenen, auf den Seekarten niedergelegten Küsten gehen sichere geodätische Linien nur so weit, als die Eisenbahn läuft oder für künftige Bahnen Vorarbeiten ausgeführt sind. Für das Innere muß heute noch eine nicht allzu umfangreiche Zahl von astronomischen Positionsbestimmungen das Skelett liefern, welches dann durch Benutzung von etwa vorhandenen Karten, von Reiseberichten, Spezialaufnahmen und Itineraren ausgefüllt und belebt worden ist. Hierher gehören die Ergebnisse einer großen Zahl von Reisenden, Deutschen, Franzosen, Russen und Engländern. Besonders sind hier hervorzuheben Moltke, Kiepert selbst, der schon 1841 in Kleinasien reiste, Wrontschenko, Hamilton, Ainsworth, Smith, die österreichische Expedition nach Lykien 1882 bis 1883, die Aufnahmen von Diest im Auftrage des Kaiserl. Archäologischen Instituts, Möllhausen, Ramsay, Sterrel, der für die Konstruktion viele Tausende Kompaßpeilungen lieferte, Humann und Hirschfeld. Viele Manuskriptkarten von den türkischen Behörden sowie von verschiedenen Industriegesellschaften standen dem Herausgeber zur Verfügung, überhaupt eine Fülle bisher unveröffentlichten Materials, über welches in den Begleitworten zur Karte berichtet wird. Die zweite, fünf Blätter enthaltende Lieferung ist wegen neuen, früher nicht zugänglichen Materials etwas verspätet ausgegeben worden. Es sind ihr eine Anzahl Korrekturen für die früher veröffentlichten ersten fünf Blätter beigefügt. Situation und Schrift sind in den Blättern schwarz, das Terrain in brauner Schummerung ausgeführt, was das Kartenbild klar und übersichtlich macht. Die Umschreibung der türkischen und griechischen Namen ist mit Rücksicht auf nichtdeutsche Leser nach der Transskriptionsweise gegeben worden, welche vor einigen Jahren von einer Kommission der Pariser Geograph. Gesellschaft vorgeschlagen wurde. Aus griechischen und türkischen Karten entlehnte unsichere Ortslagen sind in Haarschrift geschrieben. Wir ersehen aus dem Charakter der Karte, wieviel im Innern des Landes für Topographie noch zu thun übrig bleibt, besonders wenn wir die leeren Stellen oder die einfachen Formen mancher Gebiete vergleichen mit den detaillierten Angaben an der gut bekannten Küste oder auf den Inseln des Archipels. Trotz alledem haben wir aber hier das Beste, was überhaupt über Kleinasien existirt und sehen mit Freuden den weiteren Arbeiten des gelehrten Autors entgegen. Hier ist ein Fingerzeig gegeben, wie größere geographische Zeitschriften sich wissenschaftliche Verdienste erwerben würden, wenn sie in ähnlicher Weise kartographische Zusammenarbeitungen brächten von Ländern, in denen es an einer topographischen Aufnahme mangelt; die Karten neuer geographischer Entdeckungen sind ja heute bei weitem nicht mehr so zahlreich, wie vor einigen Jahrzehnten.

A. Scobel.

Aus allen Erdteilen.

— Die Inschriften des Morrofelsens in Neu-Mexiko (S. 105) sind nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Prof. F. Blumentritt folgendermaßen richtig aufzulösen, beziehungsweise zu lesen.

Aquí estuvo el General D. Diego
de Vargas quien conquistó . . . .
á la Sante Jé y a la Real
Corona todo el nuevo Mexico
á su costa. año de 1692.

Hier war der General D. Diego
de Vargas, welcher eroberte
. . . . für den heiligen Glauben
und die Königliche Krone das
ganze Neu-Mexico auf seine
eigenen Kosten, im J. 1692.

Por aquí pasó el Alférez Don
Joseph de Payba-Basconcelos
el año que tuvó el cavildo del
Reyno á su costa á 18 de Februar
de 1726 años.

Hier passierte der Lieutenant
D. J. de P. B. in dem Jahre,
in welchem er das Obrigkeits-
amt des Königreichs auf seine
eigenen Kosten ausübte, am
18. Februar des J. 1726.

— Über die Beziehungen der Neger und Rothäute zu einander in Nordamerika hat A. F. Chamberlain im Canadian Institute (24. Januar 1891) einen belangreichen Vortrag gehalten. Er behandelt die Beziehungen vom anthropologischen, sprachlichen, mythologischen und soziologischen Gesichtspunkte. Die ersten Neger wurden kurz nach 1500 in Amerika eingeführt; im ganzen wurden nach Nordamerika (nach Shaler) 500000 gebracht und in ganz Amerika leben heute vielleicht, wenn man die Mulatten einrechnet, gegen 30000000 Neger. Was zunächst die Berührungen in Kanada betrifft, so wissen wir, daß Irokesen in Ontario sich stark mit Negern vermischt haben. Sehr stark war auch eine solche in Massachusetts, wo, als 1633 die Indianer zu erstenmal einen Neger auf einem Baume sitzen sahen, sie ihn für abamacho, den Teufel, hielten, den sie zu beschwören versuchten. Kinder von Negersklaven und Indianerweibern waren frei und daher trachteten die Neger danach, solche zu bekommen. Ein Jahrhundert später werden dort schon häufiger Mischlinge zwischen Negern und Indianern erwähnt, improved in temperance and industry. In einem Berichte aus dem Jahre 1833 heißt es: The Indians are said to be improved by the mixture mit Negerblut. Die „150 Indianer", welche bei Gay Head (Mass.) leben, sind eine vollständige Mischung von weißem, schwarzem und rotem Blute. Man lobt sie als reinliche und ordentliche Fischer und Ackerbauer. Die Mischlinge von Negern und Indianern in Connecticut werden aber als arm, elend und verkommen geschildert. Die Reste der Montouk und Shinnakuk auf Long Island sind stark mit Sklavenblut versetzt.

Wie weit die Vermischung mit den Indianern der Chesapeakbai ging, hat auf sprachlichem Wege Brinton nachgewiesen. Pyrläus, der 1780 als Missionar unter den Mohawks lebte, führt deren Zahlwörter an, von denen aber Brinton nachweist, daß sie dem Mandingo (Westafrika) angehören. Nach Peter Kalm wurden die ersten 1620 nach Virginien gelangten Neger dort für schwarze Geister von den Indianern angesehen, später vermischten sie sich aber mit denselben. Die letzten Mattapony in jenem Lande hatten mehr Neger- als Indianerblut in sich.

In verschiedenen der Südstaaten hielten sich die Indianer, namentlich die Tschiroki, Negersklaven, die oft von einem Stamme an den andern verkauft wurden. Auch die Seminolen in Florida hielten zahlreiche Negersklaven. Ein einzelner Häuptling besaß 1835 deren nicht weniger als 100. Der Staat Georgia verlangte einmal 250000 Dollars von den Creeks für zu diesen entlaufene Sklaven. Dadurch kam viel Negerblut in alle diese Indianer, wiewohl sie mit Verachtung auf die Schwarzen herabblickten. In den westlichen Reservationen (bei Tschiroki, Creek) leben noch jetzt viele Neger zwischen den Indianern.

Naturgemäß sind infolge solcher Vermischung viele Überlieferungen und mythologische Vorstellungen der Neger zu den Indianern übergegangen, worüber eine Abhandlung von F. Crane, Plantation folklore, Auskunft giebt. Auf Westindien, wo heute der Neger herrscht und der Indianer verschwunden ist, und auf Südamerika, wo auch starke Mischungen stattfanden, ist Chamberlain in seiner Abhandlung nicht eingegangen. Nachdem der Gegenstand einmal angeregt ist, wird es gut sein, denselben weiter zu verfolgen, namentlich nach der physiologischen, gesellschaftlichen und volkskundlichen Seite hin.

— Britisch Guiana. Mit der botanischen Erforschung des Landes ist Dr. Goebel beschäftigt, der namentlich der höchst eigentümlichen, bisher kaum näher bekannten Familie der Podostemaceae sein Augenmerk zuwendet. „Diese Pflanzen, schreibt das in Demerara erscheinende Blatt „Argosy", die an den überschwemmten Felsen der Wasserfälle und steinigen Flußbetten unsrer Hauptgewässer wachsen, sind den Goldgräbern und Reisenden wegen ihrer schönen rosaroten Blütenmassen wohl bekannt, die sie in der trockenen Zeit, wenn die Flüsse zurücktreten, entwickeln. Es giebt deren viele Geschlechter und Arten. Sie klammern sich wie Seetange mit einem scheibenförmigen Stammende an die Felsen so außerordentlich fest, daß man beim Losreißen oft ein Stück des Gesteins mit ablöst. Den größeren Teil des Jahres sind sie unter Wasser und fluten darin, wie die Tange am Boden des Meeres; beginnen aber die Wasser in der trockenen Jahreszeit zu verlaufen, dann fangen sie an zu blühen und Früchte zu tragen." (Nature.)

— Die Erforschung des Totenthales im südöstlichen Kalifornien unter Dr. Palmer und Vernon Bayley hat im Verlaufe des Winters gute Fortschritte gemacht. Diese Depression von —20 m bis —30 m zieht sich zwischen der Paramintkette im Westen und der Amargosakette im Osten von Norden nach Süden. Die Expedition besteht aus Naturforschern für die verschiedenen Gebiete und ist mit allem auf das vortrefflichste ausgerüstet, auch mit eigenen Wasserwagen, die bei dem wasserlosen Charakter des Thales notwendig waren; dafür sprachen schon die zahlreichen mumifizierten Leichen derjenigen, die in diese Alkaliwüste sich hineingewagt und darin umgekommen waren. Die Station wurde bei Bennetts Wells aufgeschlagen, wo die Expedition sich teilte und eine Abteilung zur Erforschung des östlichen

Seitenthales Furnace Creek aufbrach, das sich an den Black Mountains und der Furnacekette hinzieht. Diese Depression ist durch eine gewaltige vulkanische Thätigkeit entstanden, durch das Einsinken der ganzen von Norden nach Süden verlaufenden Spalte, zu deren beiden Seiten die jäh abfallenden Gebirge, westlich die Paramintkette mit dem 3330 m hohen Teleskopberge und östlich die bis 2000 m hohe Amargosakette stehen blieben. Solche Bodensenkung infolge von vulkanischer Thätigkeit ist auch weiter westlich am Owensee beobachtet worden, wo 1872 durch ein Erdbeben der Ort Lone Pine mit vielen Einwohnern zerstört wurde und eine 7 m tiefe Bodensenkung stattfand. Vor 10 Jahren wagte Bendire wegen fürchterlicher Hitze nicht ins Totenthal (im Mai) einzudringen. Die neue Expedition fand in diesem Winter aber das Klima angenehm. Trotz des Wüstencharakters ist das Totenthal nicht ohne Pflanzen und Tiere. Es wurden bisher 21 Säugetiere, darunter mehrere neue Arten gesammelt.

— Meteorologische Stationen in der Südsee. Die Regierung der australischen Kolonie Queensland hat beschlossen, den mangelhaften Kenntnissen der meteorologischen Verhältnisse in der Südsee abzuhelfen, indem sie auf verschiedenen Inseln derselben Stationen mit guten Instrumenten errichten läßt. Der Beginn ist im Dezember 1890 auf Neu-Caladonien, in der Hauptstadt Noumea, gemacht worden, wo die von C. L. Wragge eingerichtete Station von einem dortigen Einwohner, S. Johnston, regelmäßig bedient wird. Im Januar 1891 sollte auf den Neu-Hebriden (Aneitum oder Havanna) und dann auch auf Tahiti eine Station durch Wragge errichtet werden. (Nature.)

— Die Einwohnerzahl Japans. Nach der amtlichen Zusammenstellung der Volkszählung vom 1. Dezember 1889 zählt Japan 40 702 020 Einwohner, nach Klassen verteilt: Adlige 3825, alte Militärklasse 1 993 637 und Volk 38 074 558. Gegenüber dem Jahre 1888 bedeutet das eine Zunahme von 464 786 Seelen. Über 100 Jahre alt waren 151 Personen. 15 Städte haben über 100 000 Einwohner, darunter die Hauptstadt Tokio (Verwaltungsbezirk) mit 1 138 546 Seelen.

— Eine untergegangene Stadt in Ostturkestan ist von Lieutenant Bower entdeckt und kürzlich in der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen beschrieben worden. Sie liegt im Distrikte von Katschar, also südlich vom Thian-Schan, bei Mingai am Schahjarflusse, der sich in den Tarim ergießt. Vom Volke wird die Erbauung dieser Stadt dem Könige Afrasiab, einem Zeitgenossen Rustems, zugeschrieben. Die meisten Wohnstätten dieser Stadt sind unterirdisch und durch lange Tunnels zugängig. Sie führen zu einer Anzahl Zellen, die etwa 2 m im Geviert haben und deren Mauern mit Mörtel beworfen sind, der Verzierungen in geometrischen Mustern zeigt. Ähnliche unterirdische Städte sollen noch mehrfach in dem Distrikte vorhanden sein. In der Umgegend dieser Städte findet man eigentümliche massive, bis 30 m hohe, turmartige Bauten aus lufttrockenen Ziegeln, über deren Bestimmung nichts bekannt ist, die aber sehr alt sein müssen. Am Fuße einer dieser Bauten grub ein Eingeborener eine Handschrift auf Birkenrinde und einige Münzen aus, die in Bowers Besitz gelangten. Das Manuskript ist noch nicht gelesen, man nimmt an, es sei ein Überrest des „indo-tatarischen Sanskrit", welches im Anfange unsrer Zeitrechnung in Koten und Kaschgar herrschte. Die meisten Buchstaben stimmen überein mit alten Newari- und Wartula Charakteren, nach welchen in der Mitte des siebenten Jahrhunderts das tibetanische Alphabet gebildet wurde. Das Manuskript besteht aus 56 Birkenrindeblättern, auf welchen die Schrift mit schwarzer Tinte geschrieben ist. Zwei dieser Blätter sind in Heliogravüre in den Proceedings der Asiatic Society of Bengal veröffentlicht worden.

— Unter den Barbieren von Bombay herrscht eine große Aufregung. Sie sind früher wohlhabend gewesen, jetzt aber heruntergekommen und arm. Woran dieses läge und wie dem abzuhelfen, wurde in einer Versammlung beraten, an der 400 Mitglieder des Gewerbes, Mahratta- und Gudscharati-Hindus, teilnahmen. Nachdem der alte und angesehene Barbier Sadoba Krischnadschi zum Vorsitzenden gewählt war, trat Babadschi More als Redner auf und erklärte, ein Fluch laste auf dem Gewerbe, seit es sich damit abgebe, die Köpfe armer unschuldiger Witwen zu scheren und damit diese ihres besten Schmuckes zu berauben. Es verstieße gegen die Schastrasgesetze, Witwen zu scheren. Kein Barbier dürfe mehr, bei Strafe der Ausstoßung aus der Innung, eine Witwe scheren, wiewohl sie öfter von Höherstehenden hierzu gezwungen würden. Dagegen müsse man die britische Regierung anrufen. So wurde auch, trotzdem das Einkommen der Barbiere sich dadurch verringerte, beschlossen.

— Gegen Nasenbluten und Blutflüsse überhaupt hilft in Ostflandern ein roter Seidenfaden, mit dem man das Zeichen des Kreuzes über die Nase macht. Diese etwa einen halben Meter langen wunderthätigen Seidenfäden werden zu Nieukerken verkauft, wo sie in der Kirche geweiht und mit gewissen Reliquien in Berührung gebracht werden. Im Venetianischen helfen auch Seidenfäden, aber sie werden innerlich genommen. Fällt eine schwangere Frau hin, so giebt man ihr einen Seidenfaden in einem Ei ein; der Faden näht dann die etwa durch den Fall entstandenen innerlichen Verletzungen wieder zusammen. (Bull. soc. d'Anthropol. 1890, 287).

— Die Kohlenfelder Birmas ergeben nach dem Verwaltungsberichte für das Jahr 1890 immer günstigere Resultate. Im oberen Tschindwin-Distrikt und im Landstriche zwischen den Flüssen Myittha und Yu umfassen sie eine Fläche von 175 englischen Quadratmeilen. Die Kohlen gehören zur Tertiärformation, in welcher sie in zahlreichen, selten über meterstarken Flözen lagern. In Bezug auf Güte läßt sie wenig zu wünschen übrig. Auch bei Laschio in den nördlichen Shanstaaten ist tertiäre Kohle in Flözen bis zu 10 m Stärke gefunden worden, die sich über viele Meilen Länge erstrecken. Sie wird aber erst von Nutzen sein, wenn die Shanstaaten, besser als bisher der Fall, dem Verkehre erschlossen sind.

— Über Westfalens Schinken und Pumpernickel sagt Privatdozent Dr. Fink (Anthropol. Correspondenzblatt, 1890, Nr. 12), daß sie sich nicht gleichzeitig und in den frühesten Zeiten nachweisen lassen. Während aber die uralte Schweinemast, die Hervorhebung derselben in den ältesten Heberegistern, das Vorkommen von neun köstlichen Schinken (novem pernas optimas) um das Jahr 1000 bereits als ein uraltes Genußmittel in Westfalen feststellen, tritt uns das andere Nahrungsmittel, der Pumpernickel mit diesem Namen (Schwarzbrot, panis niger begegnet uns schon früher), erst seit dem siebzehnten Jahrhundert entgegen, ist mithin jünger als die dicken Bohnen (nämlich vicia faba) Westfalens, die schon in den Epistolae obscurorum virorum eine Rolle spielen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig und Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 14.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

II.

Fassen wir den Begriff der Rasse ins Auge. Ersichtlich giebt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder sind die Rassen uranfänglich getrennt, und so aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, oder sie haben sich durch Abzweigung von einer Urform differenziiert. Ob man diese Urform für schon menschlich oder noch für tierisch ansehen will, ist dann schließlich nur eine Frage nach der Zeit. Den homo alalus nachzuweisen, wird ja wohl kaum möglich sein.

Nach Kollmann fällt die Zeit der Differenziierung in die tertiäre Periode, oder wenigstens vor das Diluvium. Penka nimmt mit Moritz Wagner das Europa der tertiären Zeit, als es noch tropischen oder subtropischen Charakter hatte, für die Heimat des Menschengeschlechts an, von wo die Abkühlung des Klimas Auswanderungen veranlaßte, die zur Differenziierung der Rassen führten.

Nach den klaren Gesichtspunkten der Deszendenztheorie sind nun die Rassenmerkmale entweder Abzweigungen vom Urtypus, die in bestimmten Lebensverhältnissen einen Vorzug gewährt haben, so daß die nicht bevorzugten Individuen nach und nach ausstarben. Das wäre das Überleben des Passendsten.

Oder Merkmale ohne Einfluß auf Lebensfunktionen oder Vorteil für Sicherheit und Verteidigung sind durch den fortgesetzten Vorzug bei Paarung fortgesetzt und befestigt worden, sei es, daß die nicht Begünstigten bei der Fortpflanzung ausgefallen sind und nach und nach ausstarben oder bei fortschreitender Differenziierung zurückblieben, also eine Art für sich bildeten. Das wäre geschlechtliche Zuchtwahl.

Moritz Wagners Ableitung der Menschenrassen von den Auswanderungen, die in verschiedenen Teilen der Erdoberfläche zu Rassen wurden, scheint kaum etwas Andres als das erstere, daß die Menschen sich den neuen Wohnsitzen anpaßten, wie etwa die Neger dem heißen Klima. Wenn er noch die Isolierung und die Inzucht als Grund der Rassenbildung hinzufügt, so dürfte deren Wirkung nur als verstärkend und beschleunigend in Betracht kommen. Außerdem könnte sie nur in ganz beengten Grenzen der Ausbreitung die Häufung und Befestigung zufällig auftretender Abweichungen befördern, wie sie der Tierzüchter benutzt.

Pösche (Die Arier 1878) hat bereits die blonde Rasse mit den Ariern identifiziert und die Rokytnosümpfe als deren Wiege erklärt, weil hier die Depigmentation, das Verschwinden des Farbstoffes aus Haut, Haar und Auge häufig auftritt. Wir wollen dies weder in die schematische Einteilung unterbringen, noch daraus Folgen ziehen, sondern nur bemerken, daß Penka überhaupt den Gedanken Pösches ablehnt. Gegen Pösches Ausdruck Halbalbino erklärt sich auch triftig Andree, Ethnographische Parallelen, N. F. 210.

Er leitet die Hellfarbigkeit nur im allgemeinen von dem Einfluß der Eiszeit Europas auf die zurückbleibenden Menschen ab. Dem Einwande, daß andre Völker trotz langen Aufenthaltes im nordischen Klima noch keinen analogen Ansatz zur Abhellung zeigten, setzt er nur den Hinweis auf die länger dauernde Einwirkung während der Eiszeit entgegen.

Nun hat ja Oswald Heer (Urwelt der Schweiz, 2. Aufl., 1879, S. 596) eine wiederholte Eiszeit erwiesen, die Zwischenzeit soll sich allein auf mehrere Jahrtausende erstrecken. Die französische Einteilung der Urgeschichte stimmt damit überein; Mortillet giebt der Epoche von Solutré eine Dauer von 11000 Jahren, der ersten und zweiten Zeit der sich ausdehnenden Gletscher aus Vorliebe für große Zahlen noch viel längere. Jedenfalls lange genug für die Ausbildung von Rassen. Ob man nun die Hellfarbigkeit als einen Vorzug im Kampf ums Dasein betrachten will? Jedenfalls in anderm Sinne als die Größe oder die Langköpfigkeit! Wenn nun Penka Europa als Urheimat des Menschen annimmt, und den Neanderschädel als Vertreter des

Grundtypus in Anspruch zu nehmen scheint, könnten diese Merkmale einfach als Erbe der Stammform gelten, deren Umbildung unterblieb, da kein Faktor dahin wirkte. Andrerseits läßt er aus den nach Hoch- und Mittelasien ausgewanderten Urmenschen die mongolisch-turanischen Kurzköpfe werden, ohne es näher zu begründen. Man dürfte darauf hinweisen, daß nach Prichard die Breite des Mongolenschädels Folge ihrer entwickelten Sinnesorgane sein könnte (Darwin, Abstammung d. Menschen I, 102). Über Möglichkeiten kommt man eben hierbei nicht hinaus.

Für die spätere Ein- oder Rückwanderung der Kurzköpfe nach Europa, nach dem Ablauf der Eiszeit, als die nach Norden zurückweichenden Eismassen die große osteuropäische Tiefebene frei gaben, kann ja Penka sich auch nur auf den negativen Beweis berufen, daß das Dutzend Schädel der ältesten Zeit, die die Anthropologie als sicher zugiebt, alle der langen Form zuzurechnen sind. Jeder neue Fund könnte dies ändern; in der jüngeren Steinzeit finden sich dann Mittelköpfe und Kurzköpfe.

Die Identifizierung der Arier mit den unvermischten Nachkommen der ureuropäischen quaternären Langköpfe, und mit dem Typus der späteren Germanen, wie sie von Penka, De Lapouge und auch von andern behauptet wird, kann demnach manches zu ihren Gunsten anführen. Auch die alten Schriftsteller bringen die blonde, germanische Rasse in Zusammenhang mit nördlichem Klima. Die Theorie von der asiatischen Urheimat der Arier scheint ohnehin ihre Anhänger mehr und mehr einzubüßen. Wenn aber Penka gerade Skandinavien als die das Gepräge vollendende Heimat der Arier vor der Trennung in die einzelnen Völker in Anspruch nimmt, weil er eine Isolierung gegenüber der turanischen Einwanderung nach der Eiszeit nötig zu haben glaubt, und deshalb die Renntierjäger der letzten Epoche der Eiszeit ihrem Jagdtier nach Norden folgen läßt, so versagt diese Stütze vollständig. Jede zurückbleibende Horde, die von andern jagdbaren Tieren sich erhalten lernte, hatte die Möglichkeit raschen Anwachsens und weiter Verbreitung. Auch die angebliche Kluft der Kultur der älteren und jüngeren Steinzeit, die Übergänge zwischen beiden im Norden sind kein Beweis. Die Wahrscheinlichkeit des Ursitzes der blonden Rasse im Norden der Alpen und Karpathen kann ebenso zugestanden werden, wie ein Zusammenhang mit dem arischen Urvolk, ohne die Unwahrscheinlichkeit in den Kauf zu nehmen. Als die Heimat des noch ungetrennten arischen Urvolkes kann man nur ein Gebiet für wahrscheinlich erklären, das sowohl das allmähliche Anwachsen als die späteren Wanderungen begünstigt, das den Übergang von dem Jäger- zum Hirtenleben erleichtert hat. Als den Zeitpunkt des Auseinandergehens in Stämme oder Völker hat man etwa das Jahr 3000 vor Christus aufgestellt. Man könnte eher herunter- als hinaufgehen. Welchen Zeitraum will man dann für die einheitliche Sprachbildung annehmen? Wer könnte glauben, daß die weit verstreute, quaternäre Bevölkerung Europas, wenn sie schon von gleicher Rasse gewesen sein soll, auch in der sprachlichen Entwickelung die Einheit hätte festhalten können? Sprachlos werden auch die Renntierjäger der Eiszeit nicht gewesen sein; nach ihrer sonstigen Kulturstufe ist es ausgeschlossen. Wenn nun sie oder erst ihre Nachkommen in den arischen Sprachstamm über- oder aufgegangen sind, wenn sie zugleich die blonde, langköpfige Rasse sind, so ist ersichtlich von der anthropologischen und urgeschichtlichen Forschung darüber Auskunft erholt worden, welcher Zeitraum zwischen dem Ende der Eiszeit und dem Beginn der arischen Wanderungen, die bezüglich das Ende der urarischen Sprachperiode ist, verlaufen sein mag.

Selbst nach der Theorie von der Einwanderung der Kurzköpfe als Turanier oder Mongoloiden aus Asien war mit dem allmählichen Freiwerden der östlichen Tiefländer die geographische Isolierung der langköpfigen Bevölkerung Mitteleuropas aufgehoben; nur feindseliges Verhalten, Krieg konnte die Absonderung der beiden Rassen festhalten.

Sehen wir dabei ganz ab von der vielfach sich geltend machenden Vorliebe für große Zahlen, wie Quatrefages das Ende der Eiszeit vor 100000 Jahren, der englische Geologe Croll vor 80000 Jahren eingetreten sein läßt. (Kritik bei Heer, Urwelt der Schweiz, 2. Aufl., S. 668.) Die Berechnungen auf Grund der Kjökkenmöddinger, der Küchenabfälle einer urgeschichtlichen Bevölkerung Dänemarks nach dem Rückgange der ehemaligen nördlichen Gletscherbedeckung, und auf Grund des mehrfachen Wechsels der Vegetation in Skandinavien liefern immerhin die Angabe von 10000 bis 12000 Jahren ihrer Dauer. Die Theorie Adhemars für die Dauer der Eiszeiten würde etwas geringere Zahlen für den Anfang der Bewohnbarkeit dieser Länder geben, doch hat sie sich nicht behaupten können.

Nun liegt die verhältnismäßige Festigkeit der arischen Ursprache sicher viel weiter vom Ursprunge der Sprache, besser von den Anfängen der Sprachbildung ab, als die heutigen arischen Sprachen von der Zeit ihrer Einheit. Die rasche Veränderung von Natursprachen, d. h. den ungepflegten Sprachen kleiner Jägerstämme, in jetziger Zeit muß davor warnen, die arische Ursprache in allzu ferne Vorzeit hinaufzurücken. Die größere Festigkeit des Baues der Sprachen, der Grammatik, wie man es kurz im Gegensatz zum Wortschatz nennen kann, ist kein Einwand dagegen. Der flexivischen Stufe der arischen Ursprache gingen jedenfalls frühere Entwickelungsstufen voraus. Wenn sich auch damals abgezweigte Sprachen auf dieser Stufe erhalten hätten, so wären sie nicht als arisch zu identifizieren.

Die Anfänge der Sprachbildung beschränkten sich jedenfalls auf wenige Wörter, deren Bedeutung sich auf den engsten Kreis von Familien oder Horden als Träger sprachlichen Verständnisses beschränkte, wie andrerseits ihrem Austausch nichts als die Schranken des Verkehrs entgegenstanden. Das Leben der Sprachen ist an die sozialen Verbände geknüpft; vor allem läßt ein größerer Reichtum der Sprache an Bezeichnungen auch auf das Zusammenfließen des ehemals getrennten Sprachgutes von Familien und Horden schließen. So auch der verhältnismäßige Wort- oder, wenn man will, Wurzelreichtum der arischen Ursprache. Andrerseits sichert auch die große Anzahl der Sprachgenossen die Sprache vor rascher Veränderung. Eine solche umfassende Volkssprache erweitert, im engsten Zusammenhange mit der Geschichte des Volkes, ihre Geltung und zehrt lawinenartig eng begrenzte Sprachen auf. Das gilt nicht nur für die Urzeit, es gilt unter veränderten Verhältnissen auch für das Lateinische gegenüber den eng begrenzten Sprachen der barbarischen Völkerschaften, die von den Römern unterworfen wurden, für das Russische in Europa und Asien, für das Spanische und Portugiesische in Südamerika. In der Sprache selbst, als Drang der Mitteilung, liegt ein Moment der Vereinigung des Getrennten. Für die Urzeit müssen zahllose Sprachen angenommen werden, bevor eine soziale Rotation die Atome vereinigte.

Die Geschichte der arischen Sprachbildung hat also gewiß einen viel späteren Anfang, als die Verbreitung der langköpfigen Rasse in Europa, und auch als die der Verbreitung von Kurzköpfen. Man kann dann die Fragen formulieren. Sind alle Langköpfe oder Blonden von Anfang an die Träger der arischen Sprachbildung gewesen? Dann mußten sie entweder isoliert von andern gelebt haben oder die Sprachbildung muß ein Ausfluß der Rassenorganisation gewesen sein! Oder hat die arische innere und äußere Sprachgeschichte ihren Anfang in einem begrenzten

Gebiete, wenn auch in einer Horde gleicher Rasse, die allmählich erwachsend und sich verzweigend in die arischen Völker auseinanderging? Dann konnte sie ja Lang- und Kurzköpfe auch von Anfang an umfassen! Die Möglichkeit, ob die arische Sprache von einer kurzköpfigen Bevölkerung ausgegangen sein kann, wollen wir beiseite lassen.

Penka wie De Lapouge und ihre Anhänger nehmen eine spezifische Begabung der Arier und der Rassen überhaupt an; Penka vertritt auch mit aller Bestimmtheit das Entweder der obigen Alternative; er und Lapouge bieten ja gerade in dem Wechsel des blonden Elementes den eigentlichen Schlüssel des Verständnisses der Völkergeschichte.

Die lappische Völkerwanderung vom 17. bis 19. Jahrhundert.

Ein Kulturkampf zwischen Nomaden und Ackerbauern.

Von Prof. Dr. Yngvar Nielsen. Kristiania.

(Mit einer Karte.)

Im Sommer 1889 bereiste ich die Gegenden von Norwegen, die man bis vor einigen Jahren als die Heimat der südlichsten Zweige der lappischen Nationalität betrachtet hat. Meine Absicht war eine doppelte, erstens ethnographische Sammlungen zu machen und daneben die eigentümlichen Verhältnisse zu studieren, welche in den letzten Jahren einen scharfen Streit zwischen den Nomaden lappischer Herkunft und der festwohnenden norwegischen Bevölkerung hervorgerufen haben. Eine königliche Kommission war eben eingesetzt, um die Sache rechtlich zu beleuchten; mir lag besonders daran, das interessante Phänomen aus nächster Nähe zu studieren, wie eine nomadische Invasion in Gegenden, die Jahrhunderte hindurch im Besitze einer zivilisierten Nation gewesen, wirklich stattfinden konnte — wodurch sie veranlaßt war, und wie sie endlich ablaufen würde. Die Wissenschaft hat sich verhältnismäßig wenig mit den südlicheren Lappen beschäftigt, und was man in den norwegischen wie in den schwedischen Museen vorfindet, stammt zum größten Teile von den mehr nördlich wohnenden Vertretern dieser Rasse. Aus der beigefügten Kartenskizze wird der Leser den nötigen Überblick von den besuchten Gegenden erhalten können. Es erstreckten sich die Untersuchungen vom Südende des hoch gelegenen großen Gebirgssees Faemundsjö, ein wenig südlich vom 62. Breitengrade bis gegen den 65. um die Quellen des Namsen und der Angermanaelf, längs der schwedischen Grenze.



Fig. 1. Lappischer Löffel aus Renntierhorn. Namsdalen. 1/2 natürl. Größe. Museum in Kristiania.

Was hier augenblicklich auffallen mußte, war der große Unterschied zwischen dem lappischen Leben und Treiben in der südlichen und nördlichen Hälfte der bereisten Gegend. Es bildet hier die 1882 vollendete Bahn von Trondhjem nach Österfund (die Merakerbahn) ungefähr die Grenze zwischen den südlichen Gebirgsstrecken, wo die lappische Rasse erst in neuerer Zeit eingewandert sein konnte, und den nördlicheren, wo alles darauf hindeutet, daß dieses kleine Volk seit vielen Jahrhunderten über die Berge und durch die Wälder mit seinen Renntierherden umhergeirrt ist.

Südlich von der Merakerbahn keine alten Gräber, keine lappischen Ortsnamen, keine Traditionen, — nördlich davon allerlei Merkmale einer alten Anwesenheit dieser Nomaden, wie sie, von der Kultur überall umgeben, sich bis in die Gegenwart erhalten können. Gräber in den öden Gebirgsgegenden, alte Opferstellen, wo vielleicht noch in unsern Tagen der Nomade heimlich den alten heidnischen Göttern seines Volkes eine materielle Huldigung darbringt[1]), immer zahlreichere Namen lappischen Ursprunges zeugen hier von dem alten Bürgerrecht der nordischen Nomaden. Auch das historische Bewußtsein der einzelnen Lappen — wenn überhaupt bei einem Nomaden von derartigen Begriffen die Rede sein kann — ist ein ganz verschiedenes. Die Lappen um den Faemundsjö, um den Aursundensjö und um das von der Nidelv durchströmte Hochthal von Tydalen haben keine Erinnerung von der nicht besonders weit entfernten Zeit, als ihre Vorfahren noch Heiden waren; wer ihnen etwas derartiges erzählt, wird ausgelacht. Ganz anders mit den Lappen, welche ihr lebenlang die weiten Einöden um Joma, Derga und Börgefjeld durchstreifen; die Gegend selbst, mit den alten Gräbern und Opferstätten, mit den von ihrem Volke in heiliger Ehrfurcht betrachteten Berggipfeln, zwingt sie dazu. Um 1720 heißt es von ihnen, daß sie ihre Toten in den Gebirgen begraben, und diese Sitte hat noch hundert Jahre fortgedauert. In Björnhusdalen, am Oberlaufe des Namsen, findet sich ein lappisches Grab von 1828, ganz in heidnischer Weise, und noch höher thalaufwärts ein andres, das aus dem Jahre 1820 stammt[2]). Selbst heute mag hier die Bekehrung eine mehr äußerliche sein. Die Lappen am Aursunden sind gläubige Christen; mit denen von Joma und Börgefjeld mag es zweifelhafter sein. Ebenso ist ihr Rassetypus, besonders ihr Blick wilder, oder besser: weniger gezähmt. Sie sind mehr bewußte Nomaden; in ihnen lebt wohl auch mehr Haß gegen die Kultur, welche sie von allen Seiten einengt. Alle ethnographischen Merkmale zeigten deutlich, daß der Unterschied ein tiefer und wohlbegründeter sein mußte. Von Norden her geht der alte lappische Boden bis an die heutige Merakerbahn; südlich von dieser sind die Lappen nur Einwanderer aus ziemlich neuer Zeit.

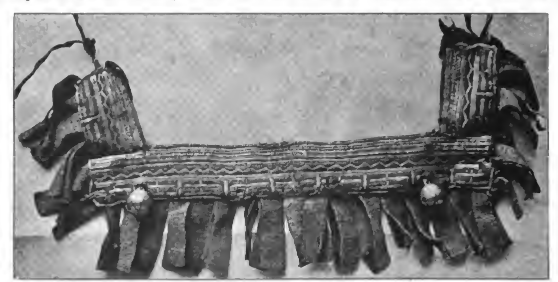
Als ich schnell diese Überzeugung gewonnen, war auch meine Aufgabe als Sammler mir deutlich bezeichnet. Von den Lappen aus der Umgegend von Röros habe ich Trachten, Schmucke und einige Geräte erworben, die nicht besonders ausgeprägt, auch nicht alt sind. Von Schädeln waren keine zu haben, weil diese Lappen immer ihre Toten

[1]) Die südlichste, die man jetzt kennt, befindet sich auf einer kleinen Insel im Tunnsjö, unter 64° 44′ n. Br.

[2]) Die Schädel aus beiden sind jetzt im ethnographischen Museum zu Kristiania.

in christlicher Weise auf den ihnen mit der norwegischen Bevölkerung gemeinsamen Friedhöfen begraben hätten.

Von den nördlicheren Lappen habe ich bessere Sachen erworben, darunter auch — neben echt lappischen Schädeln — einzelne Gegenstände, die bei den Lappen fast als Antiquitäten gelten können. Ein netter Löffel von Renntierhorn (Fig 1) trägt die Jahreszahl 1822 und zeigt interessante alte Formen, wie sie wohl nicht weiter südlich zu finden sind. Besonders eigentümlich ist ein alter „Glockenkranz", wie er um den Hals des Renntierbockes gehängt wird (Fig. 2). Er sei zweihundert Jahre alt, sagten die Lappen von diesem seltenen Stücke; wäre es nur hundert Jahre



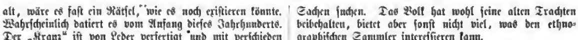


Fig. 2. Lappischer Glockenkranz für Renntiere aus Namsdalen. 1/10 natürl. Größe. Stickerei mit Zinndraht. Museum in Kristiania.

alt, wäre es fast ein Rätsel, wie es noch existieren könnte. Wahrscheinlich datiert es vom Anfang dieses Jahrhunderts. Der „Kranz" ist von Leder verfertigt und mit verschieden gefärbten wollenen Kleiderstücken besetzt. Die Stickerei — echt lappisch — ist von Zinndraht und erinnert an indianische Arbeit. Der Kranz wird oben am Genicke des Bockes zusammengebunden und hängt dann an beiden Seiten herab, mit je einer Glocke an jeder Seite. Eine andre, aber neuere Probe derselben Stickereien giebt eine kleine, lose Tasche (Fig. 3), wie sie immer von den Männern getragen wird, welche darin ihren Tabak, ihr Flintenzeug und ähnliches verwahren.



Fig. 3. Lappische Tasche aus Namsdalen. Stickerei mit Zinndraht. 1/4 natürl. Größe. Museum in Kristiania.

Alles dieses ist echt lappisch, wie es auch aus einer alten lappischen Gegend stammt, und zeugt von der Gleichartigkeit der speziell lappischen Kultur vom Eismeere bis an die Merakerbahn. Man wird sie nirgends besser finden, wohin man sich auch wenden möchte. Es ist sogar wohl möglich, daß sich eben bei diesen Lappen, den norwegischen Namdalslappen [1]), viel mehr Altes, viel mehr Ursprüngliches finden kann als bei den mehr nördlich wohnenden. Sie haben ein mehr unbeachtetes Dasein geführt, vielleicht eben deshalb auch um so leichter derartige Überreste bewahrt. Mehr südwärts soll man auch vergebens nach solchen Sachen suchen. Das Volk hat wohl seine alten Trachten beibehalten, bietet aber sonst nicht viel, was den ethnographischen Sammler interessieren kann.

Im Herbste 1889 habe ich dann dieselben Fragen auf geschichtlichem Wege zu untersuchen und zu beantworten versucht, und bin durch Studien der einschlägigen Litteratur und archivalische Forschungen zu Resultaten gekommen, welche den an Ort und Stelle gewonnenen rein ethnographischen Eindruck völlig bestätigen.

Der Zug der Lappen ist Jahrhunderte hindurch gegangen und geht fortwährend von Norden gegen Süden. Dieses kleine Volk befindet sich in einem steten Vordrängen, das es immer mehr in eine feindliche Berührung mit der Kultur bringen muß. Diese Thatsache allein muß genügen, um mit der schon früher aufgegebenen Theorie von einer ehemaligen lappischen Bevölkerung, welche auf den südlicheren Bergen Norwegens als Fischer und Jäger umherirrte, gründlich aufzuräumen. Man weiß ja jetzt, daß die seiner Zeit viel besprochenen vermeintlichen Überreste lappischer Lager in den Hochgebirgen von Hardangervidda einen norwegischen Ursprung haben und von norwegischen Renntierjägern stammen. Wenn jetzt die Lappen wieder in diese Gebirge ihren Einzug halten, dann ist dies nicht ein Zurückkehren in die alte, vor Jahrhunderten verlassene Heimat, sondern eine Benutzung ganz neuer Gegenden.

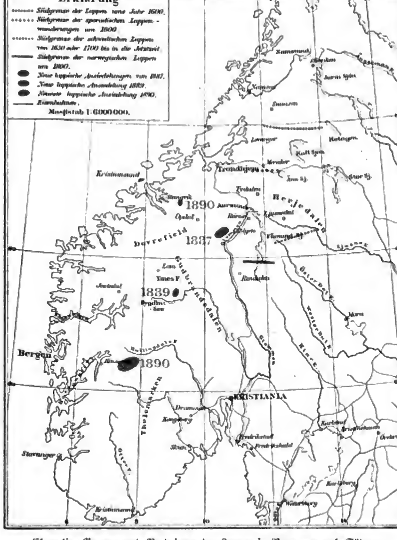
Archäologische Überreste, die einer alten lappischen Be-

[1]) Das breite Namdal wird von dem Namsen durchströmt; nach diesem Thale kann man überhaupt die auf den umgrenzenden Gebirgen lebenden Lappen mit einem gemeinsamen Namen benennen.

völkerung gehören können, finden sich überhaupt nicht südlicher, als in der Umgegend von Stenkjaer am inneren Trondhjemsfjord. Eben in diese Breite setzen auch die älteren Verfasser, welche im 16. Jahrhundert über die Lappen geschrieben haben, ihre Südgrenze. Das Zusammentreffen beider Zeugnisse ist kein Zufall.

Der alte norwegische Topograph, Peder Claussön Friis[1]), der um 1600 schrieb, setzt die Südgrenze der Lappen zwischen Ramdalen und Jämteland (das letzte auch bis 1645 norwegische Provinz). Der schwedische Verfasser, Olaus Magni[2]), dessen Kenntnisse auf Mitteilungen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beruhen, spricht auch nicht von Lappen in südlicheren Gegenden; er teilt speziell sehr genaue Nachrichten über die geographischen Verhältnisse um den 63. Grad mit. Ein vereinzelter Lappe wurde 1657 in der Gegend der jetzigen Merakerbahn von den gegen Schweden marschierenden norwegischen Soldaten angetroffen[1]).

Die Verfasser des 17. Jahrhunderts sprechen sich mehr unbestimmt aus. Jonas Ramus, dessen Beschreibung von Norwegen 1715 erschien, nennt Lappen östlich von Snaasen, J. F. Scheffer kennt in seiner 1674 erschienenen Lapponia Lappen in der Nähe von Underfåker, westlich von Östersund, an der jetzigen Bahn. Doch müssen zu dieser Zeit oder ein wenig später die Lappen diese Bahnlinie überschritten haben und bis in die Gegend um Storsjö Capel östlich von Hede vorgedrungen sein. Denn ein schwedischer Topograph, der 1775 schrieb[2]), kennt in dieser Gegend lappische Opferstätten und Gräber, welche aus alten Zeiten stammten. Die Lappen müssen folglich diese Gegend (unter 62° 25′ n. Br.) spätestens um 1700 erreicht haben. Sie wohnten aber dort südlicher als einige Lappen in Norwegen, wo — wie später erwiesen werden wird — noch am Ende des 17. Jahrhunderts die jetzige Merakerbahn ihre Südgrenze bildete und sie sogar südlich von Snaasen sehr spärlich vorkamen. Der große Vorstoß, welcher die Lappen weiter auf norwegischem Boden forttrieb, kommt erst im Anfang des 18. Jahrhunderts und dann nicht von Norden her, sondern von Osten. Seit der Zeit haben sie sich in Schweden nicht weiter ausgebreitet; in der schwedischen Provinz Dalarne kommen sie nicht vor, und höchstens kann man da einen vereinzelten Bettler von dieser Nationalität antreffen. Im 17. Jahrhundert hat ihre Zahl stets in Schweden zugenommen[3]). Schon längst waren dort im Norden des Reiches die Lappen in die verschiedenen Lappmarken eingeteilt und für ihre Bekehrung eine wirksame Mission errichtet. Nachdem Jämteland mit Herjeådalen 1645 unter schwedische Herrschaft gekommen war, war auch von der jämtelandischen Lappmark die Rede. Aber erst spät (von 1746 an) organisierte die schwedische Regierung hier eine Mission. Bis damals hatten die dortigen Lappen als Heiden gelebt. Wenn die zunehmende Nomadenbevölkerung sich neuen Platz suchen wollte, war sie auf Norwegen angewiesen,



Ehemalige Grenzen und Vordringen der Lappen in Norwegen nach Süden.
Gezeichnet von Y. Nielsen.

[1]) Schriften, herausgegeben von Dr. G. Storm, S. 399.
[2]) Histor. gent. septentrion., lib. II, cap. 12. Vergl. auch seine von Dr. O. Brenner veröffentlichte Karte in Christiania Videnskabsselskabs Forhandl., 1886, Nr. 15.

[1]) J. A. Fridericia, Jörgen Bjelkes Selvbiographi (1890).
[2]) Abr. Hülphern, Samlingar till en beskrifning öfver Norrland III, p. 69.
[3]) Nach Mitteilungen von Professor Dr. Gustav Storm, welcher die schwedischen Steuerlisten studiert hat; die Resultate seiner archivalischen Forschungen stimmen genau mit den meinigen überein.

zumal, da sie auch nur hier die nötigen Bedingungen einer fortgesetzten Nomadenwirtschaft finden konnte. Das erste Auftreten von Lappen in Norwegen, südlich von der Merakerbahn, muß durch das Anwachsen des Volkes veranlaßt worden sein.

Zuverlässige Nachrichten über das erste Vorkommen der Lappen, südlich von der jetzigen Merakerbahn auf norwegischem Boden finden sich in einer 1742 niedergeschriebenen amtlichen Relation von den Lappen, die von einem intelligenten, norwegischen Offizier, Major Peter Schnitler, verfaßt ist, welcher mit den vorläufigen Untersuchungen für die neue, 1751 endlich abgeschlossene Grenzenregulierung zwischen Norwegen und Schweden beauftragt war.

Major Schnitler, der seine Reise im Frühjahr 1742 unternahm, zu einer Zeit, wo die späterhin von den Lappen besessenen Gebirge noch ganz mit Schnee bedeckt waren, war bis zu Tydalen, am Oberlaufe der Nidelv gekommen, ohne von Lappen gehört oder gesehen zu haben. Sie waren zu der Zeit am Faemund, am Aursunden und um Röros nicht eingebürgert. Erst auf den Gebirgen, welche Tydalen umgeben — in der skandinavischen Geschichte durch den Rückzug des schwedisch-finnischen Heeres Januar 1719 traurig bekannt — hatte er Gelegenheit, mit der ihm bisher nie vorgekommenen lappischen Rasse Bekanntschaft zu machen, und er benutzte diese Gelegenheit, um seine Abhandlung, die Relation von den Lappen, zu verfassen, welche jetzt eine große ethnographische Bedeutung erworben hat[1]).

Schnitler erzählt, daß die Lappen nach den Tydalschen Gebirgen „in der Zeit der Eltern der jetzigen Bauern" gekommen, und daß sie von Osten, von Schweden her, eingewandert waren. In Schweden lebten sie schon längst weiter südlich; nach der Schnitlerschen Relation weiß man also nun, daß die Einwanderung nach Norwegen um 1700 oder vielleicht besser schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts stattgefunden hatte. Einer der Lappen, mit denen zu verkehren er jetzt Gelegenheit hatte, war selbst 1681 in Schweden geboren und führte ein Wanderleben auf den norwegischen wie auf den schwedischen Grenzgebirgen. Die Zahl der Familien war nicht groß; nach den Angaben von Schnitler gab es in Tydalen nur drei, und ebensoviel an der schwedischen Seite um Ljusnedal. Schnitler erzählt weiter, daß die Lappen auch mehrere Versuche gemacht hatten, auf der norwegischen Seite mehr südwärts zu drängen, daß aber die Bauern ihnen Widerstand geleistet hatten und die Eindringlinge zurückdrängten.

Die Schnitlersche Relation ist ein wertvolles unverwerfliches Zeugnis über die Völkerwanderung der Lappen. In Schweden waren sie schon früher, als Heiden, bis über Ljusnedal vorgedrungen; in Norwegen kamen sie erst Ende des 17. Jahrhunderts nach den Tydalschen Gebirgen[2]). Die hinteren Lappen haben die ersten Pioniere weiter vorgeschoben; der Druck wurde diesen zu stark. Sie rückten vorwärts und andre nahmen ihre alte Stelle ein. Als der Geschichtsforscher Gerhard Schöning 1773 Tydalen bereiste, fand er Lappen auch an der Südseite. Sie hatten das enge Thal überschritten und weideten ihre Renntiere auf dem Gebirge Bukhammeren, zwischen dem Tydal und dem Guldal.

Vielleicht war schon früher auch die Grenze gesprengt, welche die Bauern um Röros und Aursunden noch 1742 gehalten hatten. Um 1780 waren jedenfalls die Lappen schon um Röros eingebürgert und breiteten sich längs den Ufern des großen Gebirgssees Faemund aus. Die Gegend ist nur spärlich bevölkert. Nach und nach haben sich hier die Nachkommen der Bergmänner von Röros angesiedelt und zwischen den hochgelegenen Wäldern ihre vereinzelten Wohnungen gegründet. Hier drängten nun auch die Nomaden vorwärts und fanden ein lappisches Dorado vor, wo das Renntiermoos in nie versiegender Fülle für ihre Tiere immer vorrätig war. Ich kenne keinen Distrikt, wo die Lappen so ausgezeichnete Weidegründe haben, wie eben um Faemund, und sie wissen es sehr wohl. Lappen und Röroiken haben mir von dem Reichtum der Faemundgegend erzählt; sie betrachteten es als das herrlichste Ziel, einmal dahin zu kommen und diese Herrlichkeiten zu sehen.

Als der Kronprinz Friedrich 1788 nach Trondhjem reiste, stellten sich ihm die Lappen von Röros vor und erhielten von ihm einen Schirmbrief, auf den sie späterhin ihre Rechte begründet haben. In diesem Jahrhundert haben sie auch einige Thäler am Faemund verpachtet; sie glauben selbst dadurch ein ewiges Recht erworben zu haben, und beachten nicht, daß der Termin schon längst überschritten ist, ohne daß ihre Kontrakte erneuert sind.

Der Zensus von 1801 zeigte, daß in der Röros-Faemundgegend im ganzen sieben lappische Familien von 32 Personen lebten. 1742 waren keine da gewesen.

Bald wurde ihnen aber der Raum zu eng. Ihre Tiere müssen viel Platz haben, und sieben Familien war schon eine hohe Zahl. Die Lappen sind keine aussterbende Rasse. In Jemtland (Schweden) lebten 1830 im ganzen 334 Lappen, welche Zahl 1870 auf 784 gestiegen war. Diese rasche Vermehrung erklärt genügend die Ausdehnungskraft, welche dieser Rasse innewohnt. In Schweden war der Raum schon ausgenutzt. Wollten sie sich weiter ausbreiten, war ihnen nur ein einziger Weg gelassen; sie mußten auf den norwegischen Hochgebirgen weiter ziehen und sich dort neues Land erobern.

Es ist eine weit verbreitete, aber irrige Meinung, daß die Lappen von Röros und Faemund nur „ein elender Überrest des ehemals mächtigen südlappischen Stammes" sein sollen. Es streitet dies gegen all unser Wissen.

Schon bald nach 1800 nahm dieser Kampf des allzu rasch wachsenden kleinen Nomadenvolkes seinen Anfang. Es drehte sich damals und dreht sich noch in unsern Tagen um das Überschreiten des Glommenflusses und des Österdals. Der Reisende, welcher hier mit der Bahn nach Trondhjem reist, ahnt nicht, welch ein Kulturkampf oben in den Höhen geführt wird. Es ist dies der Kampf zwischen Ackerbauer und Nomade.

Die Lappen glauben selbst von Gott mit allen norwegischen wie schwedischen Gebirgen belehnt zu sein. Der Bauer hat das Thal, wir die Höhe; so sagen sie immer. Unglücklicherweise meint nun der Bauer auch ein Recht an die Höhen zu haben, wo er seit uralten Zeiten seinen Sennbetrieb hat. Die Lappen lassen sich nicht mit dem öden Steinboden, mit Schnee und Gletschern genügen. Im Sommer geht ihr Zug auf dieselben Weiden, wo die Bauern ihre Herden haben, und im Winter sind sie gezwungen, ihren Tieren Schutz in der Waldregion zu verschaffen.

Ein Zusammenstoß war unvermeidlich, sobald die Lappen den Glommen und die Gula — die jetzige auf der Karte angegebene Eisenbahn Kristiania-Trondhjem — überschritten. Die Gerichtsakten wurden damit auch die Annales Lapponici. Im Jahre 1810 überschritten die ersten Lappen die genannte Linie. Röros liegt im Amte Süd-Trondhjem, Tolgen im Amte Hedemarken. An dem rechten Ufer des Glommen lagerten sie sich nördlich von der Grenze zwischen

[1]) Gedruckt im Jahrbuch der geograph. Gesellschaft zu Kristiania 1889/90.

[2]) Sporadisch kann man sie schon weithin treffen. 1685 kam ein Lappe mit einem Renntier nach Opdal, um sich dem Könige Christian V. zu zeigen, welcher da nach Trondhjem reiste. Wahrscheinlich gehörte er zu einer der gegen Tydalen hervorrückenden Familien.

den beiden Ämtern, ließen aber ihre Tiere südwärts davon umherstreifen, wie sie die Weiden der hochgelegenen Thäler von Os und Talsbygden betraten. Ihre Hauptstation war im Sennenthal, Herjedalen. Schon 1811 kam die Katastrophe.

Am 25. August 1811 versammelten sich die durch die neue Invasion in ihren Interessen bedrohten Bauern und ermordeten am selbigen Tage 300 bis 400 Renntiere. Die Lappen klagten den Behörden und so wurde ein Kriminalprozeß eingeleitet. In 1813 wurden die Bauern von einer Spezialkommission, und 7. Septbr. 1814 von dem Oberkriminalgericht verurteilt. Später, noch ehe der Prozeß vor das höchste Gericht gebracht war, wurde ein Ausgleich geschlossen [1]).

Die Bauern bezahlten 18000 Reichsthaler, und die Lappen versprachen, weg zu ziehen. Der Lappe, Jon Mortenssön, welcher das Geld abholte, hatte sich aber betrunken und die ganze Summe weggeworfen. Er endete als Bettler. Sämtliche Lappen verließen die neuen Stationen im Herjedale an den Seen Liungen und Elgsjöen, und waren für 20 Jahre von dort verschwunden.

1835 erschienen da wieder im Winter einige arme Lappen, welche von Riastin, zwischen Aursunden und Tydalen kamen und dort in fünf bis sechs Wintern ab und zu von neuem erschienen. Einen neuen Besuch von Lappen hatte man dort in zwei Wintern in den 60er Jahren.

Endlich kam 1877 die letzte Invasion nach Herjedalen. Die Lappen überschritten dann Glommen und sind seither in den Sennenthälern am rechten Ufer, besonders in Herjedalen umhergeschweift. Sie sind da Winter und Sommer. Ihre Renntiere zählen zwischen 4000 und 6000.

Die Folge ist eine Reihe von Prozessen gewesen. August 1890 hatten sich die Bauern auf ein neues Eingreifen vorbereitet; sie versammelten sich und wollten die Renntiere und ihre Herren vertreiben. Glücklicherweise verschwanden diese aber vorher. Später sind sie wieder zurückgekommen.

Weiter und weiter geht der Zug. Während man im Osten prozessiert, wandern die Lappen weiter gegen Westen. 1890 ließen sie sich auf den Gebirgen von Stangvik nieder. 1889 erreichten sie auf ihrem Marsche südwärts die Hochthäler vom Gudbrandsdale, wo sie überall in Streit mit den Bauern geraten. 1890 hörte man endlich von einer lappischen Kolonie, welche in den öden Hochebenen von Hardangervidde sich niedergelassen hatte, und damit waren die äußersten Vorposten der Nomaden bis gegen den 60. Grad vorgedrungen.

Alle diese Lappen leben als Nomaden, und sämtlich gehören sie der Röros-Faemundgruppe an, mit einem gewissen Zusatze von schwedischen Lappen. Der Vorstoß kommt immer von Schweden, und neue Lappen treten immer an die leeren Stellen, — der beste Beweis, daß das kleine Volk im Zunehmen begriffen ist [1]).

Ihr fester Glaube an das gottgeschenkte Recht kann sie aber nicht retten. Überall ist die lappische Frage eine brennende geworden, und der Kampf wird auch überall mit denselben juristischen Waffen geführt. Wie soll dies enden? Die Frage muß endgültig durch die bevorstehenden Urteile abgemacht werden, und damit muß dem Vordringen der neuen Kolonieen Einhalt geboten werden. Die Lappen müssen ihre neu besetzten Territorien verlassen, sofern sie nicht ihre Herden an die Bauern verkaufen und in ihren Dienst treten. Alle seit 1877 gemachten Eroberungen müssen aufgegeben werden, und höchstens kann man die Lappen in ihren älteren Sitzen um Röros und Faemund sitzen lassen. Ihre Stellung ist wesentlich eine andre, östlich und westlich von der Eisenbahn Kristiania-Trondhjem.

Die alten Sitze erlauben keine Erweiterung des Tierbestandes; sind sie doch schon ziemlich stark besetzt; der Überschuß des Volkes kann dann nicht mehr in der althergebrachten Weise leben. Sich der Kultur fügen wollen und können sie vielleicht nicht; sie werden nicht in die Reihen der festwohnenden Bevölkerung übertreten. Ihr künftiges Loos muß damit als das traurige der Bettellappen bezeichnet werden. Auch jetzt leben in den alten Sitzen mehrere Familien, die ihren Besitz an Renntieren verloren haben und ein elendes Leben als Bettler dahinschleppen, indem sie zugleich ihre Nachbarn, die Bauern, gründlich hassen. Die Zahl derartiger problematischer lappischer Existenzen muß sich mit der Zeit bedeutend mehren. Die norwegischen Lappen sind Nomaden oder Bettler; sie können sich die Kultur so weit aneignen, als es mit dem Nomadenleben vereinbar ist. In ihren rauhen Zelten sieht der Reisende englische Wanduhren, er trinkt Kaffee aus Porzellan. Sich ruhig niederlassen und Ackerbau treiben, ist ihnen aber bis jetzt nicht eingefallen. Ein vereinzelter Lappe, der reiche Paal Jonssön, hat sich gewiß eine Hütte und etwas Land dazu gekauft, um damit der Rechte der wohnhaften Bauern teilhaft zu werden. Seine Söhne setzen das alte Leben fort und ziehen mit seinen Herden von einem zum andern Weideplatze.

Die Gerichte werden die Frage lösen müssen.

Von der kgl. Lappenkommission wird man hoffentlich binnen kurzer Zeit eine Denkschrift erhalten, welche den thatsächlichen Bestand aller dieser verwickelten lokalen Streitfragen in ihren Einzelheiten darlegt. Auf dieser Grundlage muß dann weiter gearbeitet werden.

Mittlerweile werden die Prozesse ihren Gang gehen, — eine eigentümliche Form eines Kulturkampfes zwischen Ackerbauern und Nomaden. Diese Prozesse sind fast zu einer Institution geworden. Einer der Lappen, die Herjedalen besetzt halten, hat — so wird es wenigstens erzählt — seinen besonderen Advokaten, den er mit einem festen, nicht unbeträchtlichen jährlichen Gehalt bezahlt.

[1]) Diese und die folgenden Einzelheiten verdanke ich der Güte des Präsidenten der kgl. Lappenkommission, Herrn Staatsadvokat H. Berg in Elverum. Die Sache selbst ist schon längst bekannt; siehe Bargas Bedmar, Reise nach dem hohen Norden (Frankfurt a. M. 1819) I, S. 259 flg.

[1]) Tydalen gilt noch als eine Grenze; nördlich davon leben die Nordlappen, südlich die Südlappen, wie sie allgemein in der Gegend bezeichnet werden.

Die Höhlen bei Rübeland im Harz.

Von Dr. J. H. Kloos. Braunschweig.

II.

Nach der Trockenlegung und teilweisen Zerstörung trat eine zweite Art von raumausfüllender Thätigkeit ein. Die Produkte derselben sind verschiedener Art. Entweder lieferte sie schüttige Massen, scharfkantige oder wenig abgerundete Kalkblöcke und Kalkgrus, oder ein völlig neues Gebilde, ein mit zahllosen Knochen gemengtes lockeres Gestein, welches unter Mitwirkung der organisierten Welt zustande kam. Es ist dies der sogenannte Höhlenlehm, ein Gestein, welches der jüngsten geologischen oder Quartärperiode angehört. Endlich sind hierzu auch die Kalksinterbildungen und

Tropfsteine zu rechnen, welche ausschließlich der chemischen Thätigkeit des Wassers ihre Entstehung verdanken.

Diese verschiedenen Stadien lassen sich in den Rübeländer Höhlen in ausgezeichneter Weise verfolgen. Der tiefste, in 1866 aufgefundene Höhlengang trägt über eine Länge von nahezu 100 m noch jetzt überall den ausgeprägten Charakter eines unterirdischen Flußlaufes, wie solcher durch Fig. 1 (oben S. 196) veranschaulicht wird. Er enthält die eingeschwemmten Massen in unversehrtem Zustande. In einem 7 m tieferen Niveau nagt jedoch unausgesetzt der Fluß mittels einer unterirdischen Abzweigung, welche ihren Weg in derselben Richtung nimmt, worin das Höhlensystem sich erstreckt. An der Stelle, wo der Kalk zu Ende ist, vereinigt das Wasser des Höhlenbaches sich wieder mit der Bode. Vorher hat es jedoch eine mächtige Ablagerung von Flußlehm mit zusammengeschwemmtem Schutt, mit Knochen und Kalkblöcken derart unterspült, daß nur noch eine Sinterschicht übrig blieb, welche jetzt in gefahrdrohender Weise den gespenstigen Raum überwölbt, über dessen schlüpfrigen Boden man sich mühevoll einen Weg bis zum nächsten stehen gebliebenen Kalkpfeiler suchen muß.

Die durch das Einbrechen der Decke entstandenen Räume zeigen im Gegensatz zu den Schwemmhöhlen überall zackige Konturen, sowie ebene (nicht gerundete) Ablösungsflächen der Kalkblöcke, die sich oft noch an den betreffenden Stellen einpassen lassen, von wo sie herabgestürzt sind.

Fig. 3 ist einer charakteristischen Stelle in der Hermannshöhle entlehnt, welche ihre ursprüngliche Gewölbeform ein-



Fig. 3. Zerstörtes Gewölbe in der Hermannshöhle.

gebüßt hat und eine solche nur noch in den allgemeinen Umrissen des Raumes zu erkennen giebt. Die entgegengesetzt einfallenden Spaltenrichtungen sind hier deutlich ausgeprägt; sie bringen die dachförmige, zugeschärfte Gestalt der Decke hervor. Die Sohle des Höhlenganges besteht nicht aus festem Kalkfels, wie in den noch erhaltenen Resten früherer Schwemmhöhlen, sondern aus einem Haufwerke scharfkantiger Blöcke, welche in der durch Bruch erweiterten Spalte eingeklemmt liegen und durch Sinterbildung zu einer riesenhaften Breccie verkittet worden sind.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Höhlen bei Rübeland, welche gegenwärtig durch das bis 80 m tiefe und 200 m breite, schluchtartige Thal getrennt sind, in früheren Zeiten, als der Fluß noch weniger tief in das Kalkmassiv eingeschnitten hatte, in Zusammenhang standen. Nur dann lassen sich die Erscheinungen erklären, welche die Höhlenfauna darbietet; auch ist die Entstehung von Thälern in Kalkgebirgen durch Einsturz früherer Hohlräume eine auch anderweitig, z. B. in Yorkshire, sicher gestellte Thatsache. So weit die unterirdischen Räume jetzt durchforscht sind, liegt das höchste Schwemmhöhlenniveau des Rübeländer Höhlensystems in den neuen Räumen der Baumannshöhle. Hier fand ich in einer Höhe von 35 m über dem jetzigen Bodebette und 16 m unter der Oberfläche des überliegenden Plateaus die deutlichen Reste eines früheren Flußlaufes. Man erreicht diese Stelle jetzt von einer großen Blockhalde in der Haupthöhle aus auf Leitern, mittels deren man durch die Einbruchsstelle hinaufsteigt. Der regelmäßig gewölbte Raum ist fast bis unter die Decke von einem rötlichen, stark versinterten Lehm erfüllt. Derselbe enthält viele abgerundete Geschiebe, unter denen ich Hornfels, Kiesel- und Thonschiefer, Grauwacke und einen weniger festen Sand-

stein erkennen konnte. Es ist dieser alte Flußarm der einzige Raum in den höheren Niveaus, wo ich noch fremde, von außen eingespülte Gesteine auffand. Diese oberste Flußkiesablagerung ist jedoch nur ein unbedeutender Rest früherer ausgedehnter Absätze. Ihr Auftreten in einem so hohen Niveau kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß auch über Tage in gleicher Höhe alte Schotterterrassen vorkommen. Dergleichen sind namentlich auch im Bodethale oberhalb Rübeland bekannt.

Die riesigen Blockanhäufungen, welche die unterirdischen Räume stellenweise völlig ausfüllen, ziehen sich in ein noch höheres Niveau als die oberste, bis jetzt aufgefundene Schwemmhöhle. Im neuen Teile der Baumannshöhle gelang es, auf einem solchen Felssturz bis etwa 5 m unter Tage hinauf zu klettern. Dann war jedoch die Spalte vollständig verstürzt.

Was die Größe der bis jetzt bekannten unterirdischen Räume bei Rübeland anbelangt, so sind in horizontaler Ausdehnung in der Hermannshöhle etwa 400 m zugänglich gemacht worden. In der Baumannshöhle wurde in neuerer Zeit gewöhnlich nur eine horizontale Erstreckung von etwa 200 m befahren und in der Bielshöhle beträgt die lineare Ausdehnung der Räume etwa 240 m. In der Hermannshöhle ist es jedoch dem Besucher, welcher die mühselige Fahrt über unebene und schlüpfrige Wege nicht scheut, möglich, 600 m Länge zu durchwandern und in der Baumannshöhle würde diese Möglichkeit sich auf etwa 700 m erstrecken, daher die Gesamtausdehnung der unterirdischen Räume unsres kleinen Kalkgebirges durch die neuesten Entdeckungen bis zu 1500 m oder $1\frac{1}{2}$ km angewachsen ist.

Größe und Ausdehnung der Höhlen eines Kalk- oder Dolomitgebirges würden bedeutend erheblicher sein, wenn dieselben nicht von lockeren Bildungen sowohl wie von kompakten Massen nachträglich wieder in so hohem Maße ausgefüllt wären. Das Studium der verschiedenartigen Höhlenausfüllungen ist von dem größten Interesse für die Geologie, um so mehr, weil diese gewöhnlich Reste einer untergegangenen Tierwelt beherbergen. Letztere besteht zum Teil aus eigentlichen Höhlenbewohnern, teilweise aber auch aus solchen Tieren, welche entweder durch Raubtiere eingeschleppt oder

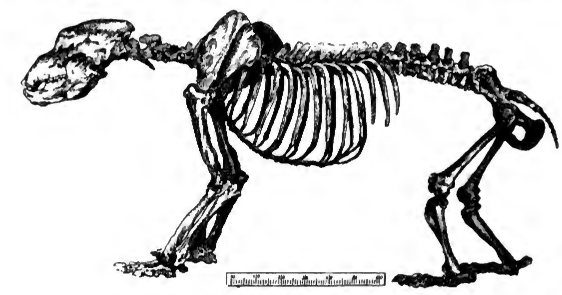


Fig. 4. Skelett des Höhlenbären aus der Hermannshöhle.

nach ihrem Tode vom Wasser eingeschwemmt wurden. Um hinsichtlich der einen oder andern Entstehungsweise der Knochenablagerungen in Höhlen Sicherheit zu erlangen, müssen genau wie bei allen geologischen Forschungen im Gebiete der sedimentären Formationen die Gesteine selbst, welche die organischen Reste einschließen, aufs genaueste erforscht und aus ihrer Beschaffenheit auf die genetischen Verhältnisse geschlossen werden. Dabei ist aber bei der Beurteilung der Altersverhältnisse und der Aufeinanderfolge verschiedener Faunen die größte Vorsicht zu gebrauchen, da wir es sehr häufig mit dislozierten Bildungen, mit zusammengeschwemmtem Material zu thun haben, welches möglicherweise einen mehrfachen Transport durchgemacht hat und daher Tierreste aus verschiedenen Perioden enthalten kann.

Auch bei Rübeland sind die Höhlenausfüllungen höchst mannigfacher Art. Am meisten Raum nehmen die bereits mehrfach erwähnten gewaltigen Blockhalden und Trümmerfelder ein, die sich häufig durch sämtliche Niveaus der früheren Flußläufe verfolgen lassen. Die einzelnen Kalkblöcke besitzen häufig sehr bedeutende Abmessungen und können die Größe kleiner Wohnhäuser erreichen. Sie liegen dann festgeklemmt zwischen den Wänden der Spalten und dienen so als Unterlage für kleinere Blöcke und Schuttmassen. Entfernt man in Gedanken diese erstaunliche Menge zerstörten Kalksteins, so bleibt ein einziger, zusammenhängender Raum übrig, der nur hin und wieder von einem stehen gebliebenen Pfeiler unterbrochen wird. Wir sahen bereits oben, daß die einzelnen Höhlengänge häufig nichts weiter sind als zufällige Niveaus, Zwischenräume in dem Felsenhaufwerke, durch Festklemmung der Blöcke entstanden. Man bemerkt dies allerdings nur in solchen Höhlen, wo die Wege noch nicht durch Menschenhand geebnet wurden. Das Aufräumen von Blöcken und Einebnen der Wege kann die ursprüngliche Physiognomie einer größeren Höhle vollständig zerstören und eine ganz falsche Vorstellung ihrer Entstehungsweise hervorrufen.

Die nächste Stelle in bezug auf Massenhaftigkeit nimmt dann der Süßwasserkalk ein. Diese lediglich der chemischen Thätigkeit des Wassers, ohne Mitwirkung der organisierten Natur entsprungene Neubildung ruft zwar keine Kalksteine im eigentlichen Sinne des Wortes hervor, immerhin kann jedoch der Kalksinter in der Form von Tropfsteinen und

Kalkkrusten einen bedeutenden Raum einnehmen und engere Gänge zwischen den Blockfeldern oder im festen Fels vollständig verschließen.

Die Rübelander Höhlen sind sämtlich Tropfsteinhöhlen und bilden als solche einen Hauptanziehungspunkt für die Touristen des Harzes.

Weniger Raum einnehmend, aber von der größten Bedeutung für die Geschichte unsrer Höhlen und ihrer Bewohner sind die knochenführenden Ablagerungen. Vor allem ist dies der Fall mit dem eigentlichen Höhlenlehm, welcher selbst zu einem großen Teil aus den Substanzen des tierischen Leichnams zusammengesetzt ist. Seine Bildung fing in einem Zeitalter an, welches dem Erscheinen des Menschen auf unsrem Planeten unmittelbar vorangegangen ist und ragt noch in die gegenwärtige Entwickelungsperiode desselben hinein. Durch die neuen Entdeckungen in der Hermanns- und Baumannshöhle ist für den östlichen Harz das Vorhandensein wenigstens zweier in ihrem Charakter völlig verschiedener Höhlenfaunen der Diluvialzeit nachgewiesen. In der älteren Fauna ist der Höhlenbär, Ursus spelaeus, weitaus die bezeichnendste und die so sehr überwiegende Tierform, daß alle übrigen Knochenreste gegen dieses im ganzen Diluvium der alten Welt auftretende Raubtier verschwinden.

Trotz der großen Menge von Knochen dieses Bären in den verschiedensten Alterszuständen, welche sich in den Rübelander Höhlen vorfinden, ist es hier ebensowenig wie in andren gleichalterigen Höhlenablagerungen bis jetzt gelungen, ein nur annähernd vollständiges Skelett desselben aufzufinden. Die in den Museen vorhandenen Gerippe des Ursus spelaeus von verschiedenen deutschen, österreichischen und polnischen Fundorten sind stets zusammengesetzt aus den Knochen verschiedener Individuen und dies findet seine naturgemäße Erklärung in der Entstehungsweise des Höhlenlehms, der die Reste beherbergt. Ein derartiges, aus möglichst zusammengehörigen und zusammenpassenden Einzelteilen des Ursus spelaeus aus der Hermannshöhle zusammengesetztes Skelett ist nun auch in dem Naturhistorischen Museum der Technischen Hochschule zu Braunschweig aufgestellt und bringt Fig. 4 eine Abbildung desselben. Der mit dargestellte Maßstab in Zentimetern ermöglicht es, aus der Abbildung die Maße der verschiedenen Skeletteile dieser ausgestorbenen Spezies zu entnehmen und dieselben mit denjenigen der entsprechenden Teile der Bären unsrer jetzigen Schöpfung zu vergleichen.

Am auffälligsten bei unsrer Spezies ist die Größe des Kopfes im Verhältnis zur Länge des Körpers. Der Eisbär, sowie der Grislybär, welche ihrem Gefährten der Diluvialzeit in der Größe am nächsten stehen, oder gleichkommen, zeigen in dieser Beziehung gerade das umgekehrte Verhältnis.

Außer dem Höhlenbären finden sich von größeren Tieren in der älteren Fauna noch vereinzelt Reste des Höhlenlöwen (Felis spelaea), des Wolfes (Canis lupus) und des Edelhirsches (Cervus elaphus). Von kleineren Tieren wurden bis jetzt aufgefunden der Hamster (Cricetus frumentarius), sowie Reste von Lemmingen (Myodes). Alle diese kleineren und größeren Knochen, reichlich vermischt mit scharfkantigen Kalkbrocken von der verschiedensten Größe, sind in einem echten Höhlenlehm eingebettet. Derselbe hat in feuchtem Zustande eine gelblich- bis rotbraune Farbe und eine thonige Beschaffenheit; getrocknet ist er pulverig und nimmt dann eine bräunlichgelbe bis gelblichgraue Färbung an. Die chemische Untersuchung hat nachgewiesen, daß hier eine Mischung von kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk mit Thon, feinstem Sand und organischen Stoffen, aber in den verschiedensten Verhältnissen, vorliegt.

Die organischen, zum Teil stickstoffhaltigen Bestandteile rühren unzweifelhaft von den verwesten Leichnamen und Exkrementen, der phosphorsaure Kalk von den Knochen der großen Säugetiere her. Der Höhlenlehm mit dieser älteren Fauna tritt in verschiedenen Niveaus auf. Er bildet zum Teil eng begrenzte, bis zu 10 m mächtige Terrassen, zum Teil erstreckt er sich im Zusammenhange aber mit weit geringerer Mächtigkeit durch die Blockhalden, wo er, wie in der neuen Baumannshöhle, bereits 50 m weit verfolgt werden konnte. Diese Ablagerungen bestehen größtenteils aus zusammengeschwemmtem Material und die betreffenden Tierreste sind erst nach dem Tode der Tiere an ihre jetzige Lagerstätte geraten, mit andern Worten, sie haben in den unterirdischen Räumen einen Transport durchgemacht und dieser kann nur durch fließendes Wasser bewirkt sein.

Für die jüngere Fauna giebt in der Baumannshöhle das Renntier, in der Hermannshöhle das Moorschneehuhn (Lagopus albus), oder eine nahe verwandte Vogelspezies die häufigste Tierform ab. Außer diesen beiden Tieren finden sich jedoch eine Menge andrer, meistens kleinerer Vierfüßler und Vögel, von denen bis jetzt die nachfolgenden Arten mit Sicherheit haben erkannt werden können. Es sind dies die beiden Lemminge (Myodes torquatus und lemmus oder obensis), der Pfeifhase (Lagomys hyperboreus), die Wasserratte (Arvicola amphibius), die nordische Wühlratte (Arvicola ratticeps), der Hamster (Cricetus frumentarius), das Hermelin (Putorius Erminius), der Fuchs (Canis vulpes), das Pferd (Equus caballus fossilis), der Schneehase (Lepus variabilis), die Spitzmaus (Sorex cf. alpinus), der Pferdespringer (Alactaja jaculus), sowie unzählige Reste von Fledermäusen. Von letzteren läßt sich nicht immer bestimmen, ob sie zu einer verschwundenen oder rezenten Höhlenfauna gehören. Eine nähere Bestimmung erwarten noch die Hornzapfen und das Unterkiefer-Bruchstück einer Antilope, welche zur Gemse (Antilope rupicapra) gehören können, sowie das Bruchstück eines Hornzapfens vom Ochsen, möglicherweise von Bos primigenius herrührend. Von letzterem ist es auch unbestimmt, ob er zur älteren oder jüngeren Fauna gehört. Das Bruchstück wurde mit stark abgerundeten Kalksteingeröllen, sowie mit Resten vom Höhlenbär und von andren Raubtieren in einem der vormaligen Flußläufe in der Baumannshöhle aufgefunden.

Alle hier nicht genannten sonstigen in den Rübelander Höhlen aufgefundenen und in den letzten Publikationen aufgeführten Tierreste, wie Reh, Igel, Fuchs und Marder, sind unzweifelhaft rezent und der jetzigen Fauna des Harzes angehörig.

Das Muttergestein der jüngeren, aber ebenfalls verschwundenen Höhlenfauna bei Rübeland ist vom eigentlichen Höhlenlehm völlig verschieden und besteht aus einem kleinschüttigen Kalkgrus, vermischt mit einem hellfarbigen, grauen, kalkreichen Lehm von gleicher Beschaffenheit wie der Gehängeschutt des äußeren Geländes. Die räumlich eng begrenzten Lagerstätten besitzen jedenfalls eine weit geringere Ausdehnung als die älteren Ablagerungen und haben die Form von Spaltenausfüllungen und Schuttkegeln. In der Hermannshöhle ist das lockere Gestein an zwei Stellen bekannt. Die eine liegt in der unteren Schwemmhöhle, 8 bis 9 m über der Bode und erwies sich als die Ausfüllung einer 50 cm breiten, zu Tage gehenden Kluft. Die zweite, weit bedeutendere, findet sich in der Haupthöhle und hat die Form eines von den schönsten Tropfsteinbildungen bedeckten Schuttkegels. Die Basis desselben liegt in einer Höhe von 16 m über der Bode. Die Ausdehnung nach oben ist nicht bekannt, jedoch weiß man, daß der Schutt auch hier die Ausfüllung einer Spalte bildet, welche möglicherweise zu Tage

ausgeht. Vom Fuße des Kegels verbreitet sich der graue Lehm, mit kleinem Kalkschutt vermischt, in das Innere der Höhle und macht allmählich dem rötlichen, phosphorsäurereichen Höhlenlehm Platz, ohne daß eine Überlagerung zu bemerken wäre. Daher sind die Verhältnisse hier sehr verwischt und eine Aufeinanderfolge zweier Faunen konnte mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Der Höhlenbär ist in dem Schuttkegel selbst nicht vertreten, stellt sich jedoch am Fuße desselben bereits im grauen Lehm ein und seine Reste nehmen, sobald der braunrote Lehm sich einstellt, sofort an Häufigkeit zu.

In dem neuen Teile der Baumannshöhle liegt ein Schuttkegel von 9 m Höhe und etwa 50 m Umfang an der Basis, von gleicher Beschaffenheit wie der soeben beschriebene, zum Teil auf den Ausfüllungsmassen einer eingestürzten Schwemmhöhle, zum Teil auf großen, in einer Spalte festgeklemmten Blöcken. Während die Unterlage dieses Kegels die ältere Fauna beherbergt, führt der Schutt nur die jüngere Fauna. An der Grenze beider Ablagerungen sind die Knochen teilweise vermischt, nichtsdestoweniger ist eine Aufeinanderfolge sicher gestellt. Ob in dem Schuttkegel noch verschiedene, durch bestimmte Tierformen charakterisierte Schichten unterschieden werden können, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. In petrographischer Hinsicht läßt sich namentlich eine feinsandige Schicht unterscheiden, die beim Eingraben in den Schuttkegel, in $2\frac{1}{2}$ m Tiefe unter dem Gipfel, aufgefunden wurde. Dieselbe besteht vorwiegend aus wenig gerundeten Quarzkörnchen, deren Größe und Gestalt erst mittels des Mikroskops aufgefunden werden können. Daneben fand ich Splitter von Feldspat, Glimmer, Hornblende und Turmalin, alles in feinster Verteilung (Durchmesser der einzelnen Körner und Splitter von 0,001 bis 0,15 mm). Dieser an den Fingern haftende staubartige Sand hat die größte Ähnlichkeit mit dem Löß von den Gehängen unsrer großen Flußthäler und deutet auf eine ähnliche Entstehung. Von gleich feiner Verteilung ist der dem eigentlichen Höhlenlehm beigemengte Quarzsand. Er dürfte durch starke Winde in die Spalten eingeblasen sein. Eine besondere Bedeutung erhält diese vermutlich äolische Bildung durch die Auffindung eines echten Steppentieres in einer lockeren, mit etwas feinem Staub vermischten Schicht kleiner, scharfkantiger Kalksteine unmittelbar über dem lößartigen Sande. Es ist der bereits oben erwähnte große Pferdespringer (Alactaga jaculus), der ganz besonders für die Steppenfauna der Gegenwart charakteristisch ist. Mit diesem Tiere in der nämlichen Schicht liegen Reste von Nagetieren, von welchen die nordische Wühlratte (Arvicola ratticeps) mit Sicherheit hat erkannt werden können, sowie mehrere Exemplare von Helix hispida.

Das Vorkommen von Steppentieren mitten im Harz ist jedenfalls eine auffällige und in wissenschaftlicher Hinsicht höchst bemerkenswerte Thatsache. Im übrigen trägt die jüngere diluviale Fauna aus den Rübelander Höhlen einen ausgeprägt nordischen Charakter und deutet in jeder Hinsicht auf eine von der gegenwärtigen starken Waldbedeckung völlig verschiedene Vegetation [1]).

[1]) Die diesem Aufsatze beigegebenen Abbildungen wurden dem Werke über die Hermannshöhle von Dr. J. H. Kloos und Dr. Max Müller (Weimar 1889, Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung) entlehnt. Die Untersuchungen in den neuen Teilen der Baumannshöhle, ausgeführt von den Professoren Dr. W. Blasius und Dr. J. H. Kloos, haben im Frühjahre 1891 einen Anfang genommen. Außer einigen vorläufigen Mitteilungen von Dr. J. H. Kloos in der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft von 1888, S. 306 sind über die Funde in der Baumannshöhle bis jetzt nähere und ausführlichere Mitteilungen erschienen in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 289 bis 291 vom 10. bis 12. Dezember 1890, auch besonders als Auszug aus dem Sitzungsbericht des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 27. November 1890. Braunschweig, Verlag des Herzogl. Naturhistorischen Museums. Letztere Publikation lag zum Teil dem obigen Aufsatze zu Grunde.

Die Altertümer Chiriquis [1]).

I.

Die auf dem Isthmus gelegene, zu Colombia gehörige und an Costarica angrenzende Provinz Chiriqui ist erst in neuester Zeit näher erforscht worden. Damit ist auch die Erkenntnis gekommen, daß wir es hier mit einem einst dicht bevölkerten amerikanischen Kulturlande zu thun haben, dessen alte Einwohner uns reiche, künstlerisch gestaltete Schätze hinterließen, die einen klaren Einblick in ihre ehemalige Kultur gestatten. Namentlich ist es der südliche Teil der Provinz, der hier in Betracht kommt. Von Ost nach West durchzieht der Länge nach, die Wasserscheide bildend, die Kordillere Chiriqui; von Süden, vom Stillen Ozean her, tritt die Bai von David in das Land, von welcher aus der Boden allmählich zur Kordillere aufsteigt, ein Tafelland von gegen 1000 m Höhe bildend, das mit Bergen besetzt und von Schluchten durchbrochen ist. Dieses, vielleicht einst die Durchzugsstraße der vom nördlichen nach dem südlichen Festlande flutenden Bevölkerung, mußte stets zur Besiedelung angelockt haben und es ist darum auch, namentlich im Gebiete der nach der Davidbai abfließenden Gewässer, der Hauptfundort jener archäologischen Schätze, welche uns gestatten, die alten Bewohner Chiriquis neben die Kulturvölker Mexikos und Perus zu stellen.

Die bisherige Litteratur über Chiriquis Altertümer ist nicht groß. Merritt schrieb 1860 im Bulletin of the American Ethnological Society über die alten Gräber oder Huacals von Chiriqui; in demselben Jahre behandelte die bis dahin bekannten Altertümer Bollaert in seinem Antiquarian researches in New-Granada; gleichfalls 1860 gab der französische Konsul in Panama, de Zeltner, Notes sur les sépultures indiennes du département de Chiriqui mit photographischen Abbildungen heraus. Der letzte, welcher über die Archäologie Chiriquis handelte, war der französische Amerikanist Pinart im Pariser Bulletin de la société de Géographie 1885.

Alle diese, im ganzen nicht sehr bedeutenden und ausführlichen Nachrichten werden jedoch in den Schatten gestellt durch die Ausgrabungen und Forschungen des Amerikaners J. A. Mc Niel, der einige tausend Gräber Chiriquis öffnete und die gefundenen Schätze dem National-Museum in Washington einverleibte. Seinen Sammlungen und Aufzeichnungen liegen die nachfolgenden Mitteilungen zu Grunde.

Gegenwärtig ist Chiriqui von Indianern und Mischlingen bewohnt, unter denen, nach Pinart, noch Überlieferungen von den alten Vorfahren und Gräberbauern bestehen. Die Stämme, welche die Gräber gruben und ihre Schätze darin versenkten, waren sicher noch zur Zeit der spanischen Eroberung im Besitze des Landes. Inwiefern sie mit den

[1]) Nach William H. Holmes, Sixth Annual Report of the Bureau of Ethnology, 13—187.

nördlichen oder südlichen Kulturvölkern Amerikas in Beziehung standen, läßt sich aus den hinterlassenen Kunsterzeugnissen nicht schließen; die Töpferware zeigt indessen mehr nach Norden hin; aber ihre Grabgebräuche, der Mangel an festen Häusern und Tempeln, ihre reiche Herstellung von Goldgeräten deutet mehr auf die Chibchas (Mixtecas) von Neu-Granada. Ob auch bei den alten Bewohnern Chiriquis verschiedene Kulturschichten aufeinander folgten, läßt sich beim gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnis nicht ausmachen; was bis jetzt in den Museen aufgespeichert ist, deutet eher auf eine einzige Kulturepoche hin[1]).

Die Begräbnisstätten.

Die alten Huacals oder Grabstätten sind über den größeren Teil des pazifischen Abhanges von Chiriqui verbreitet, seltener am Meere, in Menge aber in den Thälern, an den Bergabhängen, mitten im Walde. Sie sind nicht groß und die ausgedehntesten umfassen einen Raum von etwa 12 Acres; wahrscheinlich lagen sie in der Nähe der Ortschaften, von denen aber bisher keine Spur aufgefunden wurde. Häuser der alten Bewohner sind unbekannt und man muß annehmen, daß diese aus einem leicht zerstörbaren Stoffe erbaut wurden, was allerdings im Widerspruch zu der sonst sich ergebenden hohen Kultur steht.

Die Gräber sind schon in früherer Zeit von Schatzsuchern durchwühlt und dabei ist manches kostbare Stück vernichtet worden, viel Gold in den Schmelztiegel gewandert. So wurde der Friedhof von Bugaba 1859 ausgeraubt, wobei die Schatzgräber Goldfiguren im Gewichte von 130 Pfund fanden, die zumeist eingeschmolzen wurden[1]).

Die Gräber selbst wechseln nach Form, Bauart und Tiefe, sie sind bald oval, bald viereckig, gewöhnlich vier bis sechs Fuß tief und mit Steinpackung versehen, oft auch völlige Steinkammern, von Platten eingefaßt. Andre wieder sind förmliche Schächte bis zu einer Tiefe von 18 Fuß. Die flachen Steine, welche die Grabkammer umgeben, sind oft



Fig. 1. Mahlstein in Gestalt eines Puma.

Fig. 2. Steinbeil aus Chiriqui.

Fig. 3. Lanzenspitze aus Stein. Chiriqui.

sehr schwer und wiegen bis 300 Pfund und mehr, so daß die Erbauung dieser unterirdischen Kammern viel Mühe verursachen mußte.

Auffallend ist die gänzliche Abwesenheit menschlicher Überreste in den Gräbern, so daß man annahm, die alten Bewohner Chiriquis hätten Leichenverbrennung geübt. Unter den geschichtlich bekannt gewordenen Stämmen jener Gegend ist diese aber unerwiesen und schwerlich würde man auch die großen Steinkammern für die Asche erbaut haben. Darum bleibt aber die Abwesenheit von Leichenresten nicht minder bemerkenswert. Merritt wies Menschenhaar und einen Backenzahn in den Gräbern von Bugaba nach; de Zeltner berichtet von einem Schädel und einigen sehr zerfallenen Knochen; Mc Niel, der die meisten Gräber öffnete, fand nur wenige Knochen — dieses wenige genügt aber noch nicht, die auffallende Abwesenheit von Leichenresten zu erklären. Die Grabbeigaben, Töpferware, Geräte, Zierrat, wurden vielleicht mit dem Toten selbst bestattet — wie sie aber bei demselben lagen, läßt sich bei der Abwesenheit von Gerippen nicht erkennen. Es scheint aber, daß sie nicht direkt beim Körper lagen, sondern, daß sie erst, nachdem das Grab zugefüllt war, zwischen den Lücken der Steinsatzungen angebracht oder in die aufgeschüttete Erde geworfen wurden. Die schwereren Steingegenstände lagen nie tief unter der Oberfläche.

Bis jetzt ist es der Inhalt der Gräber fast allein, der uns über die Kunstleistungen der alten Eingeborenen von Chiriqui Aufschluß giebt, und dieser zeigt uns Gegenstände

[1]) M. Uhle (Congrès international des Américanistes. 7me session. Berlin 1888, S. 471) ist geneigt, die Beziehungen der Kunst Chiriquis zum Süden (also zu den Tschibtschas) höher anzuschlagen als Holmes. „Kulturelle, von dem Sprachstamme der Tschibtscha ausgegangene Einwirkungen sind durch ganz Darien und Panama erweisbar.“ Er hebt namentlich die überraschende Übereinstimmung der Gräber hervor, die so groß ist, daß sie den Schluß auf eine einheitliche über diese Gebiete ausgedehnte Kulturform zu erlauben scheint. A.

[1]) Vergleiche hierzu: C. W. Lüders, der große Goldfund in Chiriqui im Jahre 1859. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Jahrbuch der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, VI, 1889. Nach Lüders war der Metallwert der Figuren nahezu eine Million Dollars. Ein Freund des Herrn Lüders konnte damals die wichtigsten Figuren in Panama vor dem Einschmelzen abzeichnen; sie sind in der genannten Abhandlung wiedergegeben und zeigen vielfach interessantere Typen, als Holmes sie nach den in Washington befindlichen Stücken abbilden konnte. A.

aus Stein, Thon, Gold und Kupfer, die nachstehend behandelt werden sollen. Über die Baukunst, Landwirtschaft und Webkunst geben die Grabfunde jedoch keine Auskunft.

Gegenstände aus Stein.

Hier ist zunächst der Piedra pintal, der Stein mit eingegrabenen Figuren zu erwähnen, der bei Caldera, nördlich von David, liegt und schon 1853 von Berthold Seemann (Reise um die Welt. Hannover 1853. I, 325) geschildert wurde. Er unterscheidet sich nicht von den vielen sogenannten „Inschrift“-Steinen Südamerikas, und zeigt eingeritzte Tierfiguren, Sonnen, Gesichter.

Von Steinfiguren finden sich etwa sechs Stück in der Sammlung Mc Niels, unter denen eine rohe weibliche Figur von 23 Zoll Höhe die bedeutendste ist. Außer einer Art Kopfbedeckung und einem Gürtel ist sie unbekleidet. Der Stoff, aus dem sie gefertigt, ist olivengrüner Basalt. Vielleicht stellt sie, da die Gestalt sich mehrmals wiederholt, eine Göttin vor; im Stile nähert sie sich den Skulpturen der mittelamerikanischen Staaten. Andre, kleinere Figuren, gleichfalls aus Basalt, sind viel roher gearbeitet und stellen plumpe, menschliche Gebilde mit affenartigen Gesichtern vor.

Fig. 4. Pfeilspitze aus Stein. Chiriqui.

Fig. 5. Goldfigur aus Chiriqui.

Fig. 6. Goldfigur (Papagei) aus Chiriqui.

Fig. 7. Goldfigur (Puma) aus Chiriqui.

Weit hervorragender als diese Figuren sind die Metate oder Mahlsteine, die früher und noch jetzt in jedem indianischen Haushalte zu finden sind und aus Schale und Läufer bestehen, zwischen denen das Korn, Mais ꝛc., zu Mehl zerrieben wird. Sie sind zahlreich und finden sich an der Oberfläche der Gräber, oft auch noch benutzt von den heutigen Indianern. Alle sind aus dem vulkanischen Gestein des Landes gearbeitet und die Schale, auf Füßen stehend, meist sehr kunstvoll. Zuweilen liegt der Schale eine Tierfigur zu Grunde wie in Figur 1 ein Puma. Das Ganze ist aus einem Stück gearbeitet; die Schale stellt den Körper vor, der auf den vier Beinen ruht. Der Kopf, wohl etwas konventionell gehalten, läßt mit seinen Raubzähnen die große Katze deutlich erkennen. Das Ganze ist mit Ornament überzogen und 17 Zoll lang, doch findet man auch bis zwei Fuß lange Metates.

An die Mahlsteine schließen sich die sogenannten „Sessel“ oder „Stühle“ an, von denen es jedoch zweifelhaft ist, ob sie jemals wirklich als Gegenstände zum Sitzen dienten. Von den Mahlsteinen unterscheiden sie sich dadurch, daß ihre runde Platte mit einem scharfen, aufstehenden Rande versehen ist. Der Fuß ist oft von großer Schönheit aus durchbrochenem und gegittertem Steinwerk, manchmal mit Figuren von Affen geziert. Da ganz ähnliche Gegenstände auch aus Thon, der leicht zerbrechlich ist, gefertigt vorkommen, so ist ihre Verwendung als Sessel mehr als zweifelhaft und man kann sie auch als Untersetzer für Vasen und Götzenbilder oder als Opferaltäre deuten.

Die sehr schön gearbeiteten Celte und Beile aus Stein, die zu hunderten in allen Stadien der Herstellung gefunden wurden, kommen in den Gräbern vor, doch sind selten mehr als drei Stücke nebeneinander gefunden worden. Ihre Schneiden zeigen die Spuren langen Gebrauchs, sind aber trotzdem noch völlig scharf. Als Stoff zu ihrer Anfertigung diente ein fester, dunkler vulkanischer Tuff, welcher einem fein gekörnten Schiefer gleicht. Die Formen sind im allgemeinen dieselben wie bei allen vorgeschichtlichen Steingeräten; die größten Beilklingen haben 8½ Zoll Länge, bei 4 Zoll Breite und 7/8 Zoll Stärke. Die meisten sind kleiner. Für eine Klasse dieser Beile ist ein sechseckiger Durchschnitt kennzeichnend, so an dem Figur 2 abgebildeten Stück. Die Glättung und ganze Arbeit an diesen Steingeräten ist eine vollkommene, während bei den Speerspitzen und Pfeilspitzen der Arbeiter sich mit einfachem Zuschlagen und Anschleifen der Spitzen begnügte. Charakteristisch für diese Speer- und Pfeilspitzen von Chiriqui ist der dreieckige Durchschnitt (Figur 3 u. 4). Der Stoff, aus dem dieselben hergestellt wurden, ist meistens ein feuersteinartiger Jaspis von rötlicher oder gelblicher Farbe.

Gegenstände aus Metall.

Von Metallen kannten die alten Bewohner Chiriquis wie die meisten ihrer Nachbarn: Gold, Silber, Kupfer und Zinn, das letztere in der Bronze. Gold wurde von ihnen am häufigsten verarbeitet, und zwar allein oder als Legierung mit Kupfer und Silber, ferner verstanden sie dasselbe zu Plattierungen anzuwenden. Schon die ersten Spanier, die in das Land kamen, erwähnen den kostbaren Metallschmuck der Eingeborenen. Balboa erhielt 1510 auf dem Isthmus Schmuck aus Gold im Werte von tausenden von Pesos. Kolumbus fand die Landschaften Chiriqui und Veragua so goldreich, daß er die Gegend Castillo del Oro nannte. Aber schon zu jener Zeit durchsuchten die Eingeborenen alte Gräber nach Goldschmuck, ein Beginnen, in dem die Eroberer ihnen bald folgten, so daß bereits 1642 ein Gesetz erlassen wurde, nach welchem alles im spanischen Amerika gefundene Gold an die Spanier abgeliefert werden mußte.

Die Goldgegenstände, die in den Gräbern Chiriquis gefunden wurden, betrachtet man meistens als persönlichen Schmuck, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß viele derselben einen sinnbildlichen Charakter besaßen. Sie waren wohl mächtige Amulette, die zum Schutze ihrer Besitzer gegen böse Einflüsse getragen wurden. Wie verbreitet und zahlreich sie waren, ergiebt die oben mitgeteilte Geschichte des großen Goldfundes aus dem Jahre 1859. Nicht in allen Gräbern sind sie vorhanden, dann aber auf dem Boden der Grabschächte, bei der (verschwundenen) Leiche oder auch in kleinen Nischen zur Seite des Grabes.

Gewöhnlich ist das Gold mit Kupfer legiert, doch findet man auch Gegenstände aus ganz reinem Golde. In einzelnen Fällen scheinen die Figuren aus natürlichen Goldklumpen geformt zu sein, gewöhnlich aber sind sie gegossen. Der erste Anblick scheint dem zu widersprechen, denn man glaubt zunächst an ein Filigranwerk, bei dem der Golddraht durch Löten vereinigt ist. Allein die sorgsamste Untersuchung der alten Technik hat ergeben, daß von Löten keine Rede sein kann und daß wir es nur mit *höchst kunstvollem Guß* zu thun haben. In der Regel wurden einfache Figuren und einige Teile von zusammengesetzten Figuren in Formen gegossen, doch sind solche Formen bisher noch nicht aufgefunden worden, ebensowenig hat man an den Figuren Gußnähte entdeckt, die auf Formen deuten, welche aus Stücken zusammengesetzt sind. Golddraht, durchschnittlich $^1/_{25}$ Zoll stark, wurde zur Herstellung von Einzelheiten und Schmuck an den Figuren in reichem Maße benutzt [1]).

Die Art, in welcher die vielen Teile der zusammengesetzten Figuren miteinander verbunden sind, ist zugleich interessant und staunenerregend. Vergebens sieht man sich nach dem Vorhandensein eines Lötstoffes um. Die aufgelegten Drähte erscheinen mit dem Hauptkörper der Figuren durchaus homogen verbunden, keinerlei Zwischenraum oder Übergang ist vorhanden, wie deutlich durch die vorgenommenen Durchschnitte nachgewiesen wurde. Auch die aufgelegt erscheinenden Drähte sind zugleich mit dem Hauptkörper gegossen. Gegossen ist also das Ganze. Selbstverständlich aber wurde das Originalmodell aus besonderen Drähten und den massiven Teilen zusammengesetzt; als Stoff zu demselben diente eine formbare Masse, wie Thon, Teig oder Wachs. Der Vorgang wird ähnlich gewesen sein, wie derselbe heute noch im Oriente stattfindet, d. h. mit sogenannten „verlorenen Formen". Das Modell wird aus Wachs, Harz oder einem ähnlichen plastischen Stoffe hergestellt und dann um dasselbe ein Mantel aus Thon geschlagen, also aus einer Masse, welche große Hitze verträgt. Ist dieser Mantel nun getrocknet und genügend dick, so wird durch Hitze das ursprüngliche Wachsmodell herausgeschmolzen und an seine Stelle das Metall hineingegossen. Nach dem Erkalten zerschlägt man den Thonmantel und erhält so den Guß. Bei dieser Art des Gießens gehen natürlich Modell und Form verloren und dieses ist der Grund, daß nie zwei ganz gleich gestaltete Figuren vorkommen, da für jeden Guß ein neues Modell gefertigt werden mußte.

Von Ziselierung findet sich bei den Altsachen aus Chiriqui keine Spur; dagegen bemerkt man Spuren von Hämmerung, durch die hier und da an den Extremitäten der Figuren noch geformt und zugerichtet wurde. Das auffallendste aber bei den Metallaltertümern Chiriquis ist, daß viele Gegenstände *mit Gold platiert* sind, während der Körper aus geringem Gold oder reinem Kupfer besteht. Diese Thatsache hat zu der Frage Veranlassung gegeben, ob nicht etwa hierbei europäischer Einfluß stattgefunden habe? Ja, die Vermutung ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser Richtung Fälschungen durch Weiße begangen wurden, wenn auch anderseits die Äußerung von Acosta vorliegt, daß die Eingeborenen das Kupfer zu vergolden verstanden; doch ist seine Erklärung dieses Vorgangs, nämlich es sei geschehen durch Einreiben mit einem Pflanzensafte, ganz ungenügend.

Abgesehen von dem Prozesse der Vergoldung auf chemischem Wege scheint es aber, als ob die alten Bewohner Chiriquis das rein *mechanische* Platieren gekannt haben, wenigstens sprechen dafür die dicken Goldlagen auf kupfernen Kernen; aber auch sehr dünne Schichten kamen vor. Wie dem nun auch sein möge, über die angewendeten Methoden haben wir nur Mutmaßungen und keine sichere Kenntnis. Alle Kenner der Altertümer von Chiriqui weisen übrigens den vermuteten europäischen Einfluß bei deren Herstellung zurück und zwar aus folgenden Gründen: Die erobernden Spanier lobten die Metallurgie der Eingeborenen, erzählten von deren Kunst im Formen und von den „Lötrohren"; europäische Fälscher würden auch keineswegs zum Kerne der Figuren eine reiche Goldlegierung, sondern sicher ein unedles Metall gewählt haben; namentlich ist aber der Stil der Sachen, welcher ein durchaus eigentümlicher, amerikanischer ist, ausschlaggebend für deren Echtheit.

Die Altertümer stellen meist grotesk geformte Lebewesen dar: menschliche Figuren, Vögel und Tiere, im Stile ganz ähnlich den Figuren aus Stein oder Thon desselben Landstrichs. Figur 5 stellt eine der typischen Goldfiguren dar, welche, um ihr Halt zu geben, an zwei etwas gebogenen flachen Goldbalken befestigt ist. Die *menschliche, männliche Figur* bildet die Grundlage, auf welcher eine Menge Einzelheiten aus Draht, Vögel und Schlangen darstellend, angebracht sind. Der Kopf ist aus drei Geierköpfen gebildet; aus dem geöffneten Munde gehen zwei Schlangen aus geflochtenem Golddraht hervor, welche von den Händen der Figur oberhalb ihres Kopfes ergriffen werden. Vom Kopfe und den Füßen der Figur, die im ganzen aus etwa 80 im Modell zusammengesetzten Teilen besteht, gehen gleichfalls schlangenartige Gebilde aus.

Vögel sind häufig mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz dargestellt; gewöhnlich ist nur die Unterseite mit dem Kopfe ausgearbeitet, während der Rücken die rohe Gußfläche zeigt. In Figur 6, welche einen Papagei vorstellen soll, ist der Schwanz durch Hämmern breit gedrückt. Unter den Vierfüßern ist der Puma ein beliebter Gegenstand der Darstellung und, wie Figur 7 zeigt, mit Lebenswahrheit gebildet. Der Körper ist hohl, am Bauche offen und an den Vorderfüßen mit Ösen zum Aufhängen versehen. Unter den Reptilien erscheint am häufigsten der *Frosch* in den verschiedensten Größen, lebhaft und naturtreu, ebenso sind Alligatoren, Polypen u. dergl. vielfach zum Vorwurf genommen.

Unter den *Bronzegegenständen* fallen die *Schellen* oder Glöckchen auf, die eine häufige Erscheinung in Amerika sind und in manchen Formen sich ganz den Schellen nähern, wie sie bei uns an Schlittengäulen angebracht sind. Sie bestehen also aus einem hohlen, kugelförmigen Körper, der an einer Öse hängt und einen Schlitz besitzt; im Innern liegt ein kleines Metallstück, durch welches der Ton erzeugt wird. Diese Schellen, die häufig in den Gräbern Chiriquis gefunden werden, sind stets gegossen und oft verziert, so daß manche mit erhabener Arbeit, mit Gesichtern u. s. w. bedeckt sind. Bei der Ähnlichkeit dieser Schellen mit den

---

[1]) Bei den Tschibtscha, deren Kunst viel verwandtes mit jener von Chiriqui zeigt, hat man Modellplatten aus Schiefer gefunden, in welchen die Figuren aus Goldblechen mittels Durchreiben gebildet wurden. Die aufgesetzten Goldfaden fehlen aber hier. Über die Technik der Tschibtschas vergleiche M. Uhle in den Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde. Berlin 1889, I, 41. A.

europäischen ist die Frage aufgeworfen worden, ob dieselben nicht etwa von den Spaniern entlehnt seien? Indessen findet sich die Schelle schon auf altmerikanischen Abbildungen, sie ist auch dort als Bronzeglöckchen bekannt, offenbar hervorgegangen aus der Klapper, einem allgemein amerikanischen Instrument, das von den Medizinmännern vom Norden bis zum äußersten Süden in Gebrauch ist.

Das Gold zu den aufgeführten Metallgegenständen fand sich frei in den Strömen des Landes, kann aber auch auf dem Handelswege dahin gelangt sein. Silber und Zinn kommen nur in Legierungen mit Gold und Kupfer, aber nicht allein für sich, in Chiriqui vor. Die Goldsilberlegierung ist wahrscheinlich ein natürliches Vorkommen, während das Zinn, wohl von auswärts eingeführt, künstlich mit dem Kupfer zur Bronze verschmolzen wurde, die in bezug auf Aussehen und Härte der europäischen gleicht. Analysen derselben liegen noch nicht vor. Dafür, daß die Bewohner Chiriquis es verstanden, Erze auszuschmelzen, sind keine Beweise vorhanden. (Schluß folgt.)

Aufklärung über das chinesische Wachsinsekt.

Über das chinesische Wachsinsekt (Coccus pe-la), die Pflanzen, auf denen es lebt und die ganze chinesische Wachsindustrie waren wir nur sehr dürftig unterrichtet und viele falsche Vorstellungen liefen mit unter. Bei der Wichtigkeit, welche die Sache besaß, beauftragte Sir Joseph Hooker den Konsularagenten, Alexander Hosie, bei seinen Reisen im westlichen China die Sache womöglich aufzuklären. Dieses ist auch gelungen, wie ein besonderes Hauptstück in dem neuen Reisewerke Hosies (Three years in Western China: a narrative of three years Journeys in Szechuan, Kweichow and Yunnan. Lond. 1890) zeigt. Hosie reiste, um das Wachsinsekt zu finden, von Tscheng tu, der Hauptstadt Setschuens nach Südwest, in die von den Lolos bewohnten Lande und von da in das Thal des Tschien-tschang mit gleichnamiger Hauptstadt, dem Caindu des Marco Polo, die jetzt der Mittelpunkt der Wachsindustrie ist. Das Thal liegt etwa in 1500 m Höhe. Der Baum (Ligustrum lacidum) hat dicke, immergrüne, glänzende Blätter, die paarweise stehen.

Im Mai und Juni tragen diese Bäume Büschel weißer Blumen, aus welchen sich purpurrote Früchte entwickeln. Als im März Hosie diese Bäume besichtigte, fand er an deren Ästen zahlreiche braune Auswüchse, in der Form einer Erbse, welche beim Öffnen entweder eine weißbraune fleischige Masse bildeten, oder auch eine Menge kleiner Tiere zeigten, welche wie Mehl aussahen, und deren Bewegungen man gerade mit bloßem Auge wahrnehmen konnte. In beiden Fällen entwickelte sich binnen zwei bis drei Monaten ein Schwarm brauner Tierchen, wovon jedes mit sechs Beinen und ein Paar Fühlern versehen war, die Weißwachsinsekten. Viele von diesen Auswüchsen enthielten auch ein kleines Kokon, welches eine Puppe umhüllte; andre wiederum einen vollkommen ausgebildeten kleinen, schwarzen Käfer (Brachytarsus), welcher von den Chinesen „Büffel“ genannt wird. Läßt man denselben ungestört, so fährt er fort, sich in die innere Wandung der Hülse einzubohren, welche seine Nahrung zu sein scheint. Dieser Käfer ist in der That ein Schmarotzer des Coccus. Wenn man eine Hülse von dem Baume abbricht, so entschlüpfen die Cocci durch die entstandene Öffnung. 360 km nordöstlich vom Tschien-tschang Thal und getrennt von demselben durch eine Gebirgskette, liegt die Stadt Tschia ting, in welcher das weiße Insektenwachs als Handelsartikel zubereitet wird. Im Tschien-tschang-Thal sammelt man die Hülsen, packt sie in Papier, und macht davon Pakete, wovon jedes ungefähr 16 Unzen wiegt. Eine Ladung besteht aus 16 solcher Pakete, welche durch Träger von Tschien-tschang nach Tschia-ting befördert werden. Man sagt, daß es in früheren Jahren gegen 10 000 solcher Träger gegeben habe. Sie reisen nur des Nachts, um die hohe Temperatur des Tages zu vermeiden, welche zu der schnellen Entwickelung der Insekten und deren Auskriechen aus den Hülsen beitragen würde. An einem kühlen Orte der Haltestellen werden die Pakete geöffnet, wo man gewöhnlich findet, daß jedes Paket während des Transportes durchschnittlich eine Unze an Gewicht verloren hat. Ein Pfund dieser Hülsen auf diese Weise nach Tschia ting gebracht, kostet in guten Jahren etwa $2^1/_2$ Mark; in schlechten Jahren ist der Preis doppelt so groß. In günstigen Jahren kann man aus einem Pfund Hülsen vier bis fünf Pfund Wachs erzielen. In der Ebene, welche Tschiating umgiebt, findet man Felder, welche von Baumstümpfen von 1 bis 4 m Höhe umzäunt sind, die unsren gekappten Weiden ähnlich sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Baum Fraxinus chinensis, eine Art Esche. Bei der Ankunft der Hülsen von Tschien-tschang, ungefähr zu Anfang des Monats Mai, packt man zwanzig bis dreißig Stück zusammen, und wickelt sie in ein Blatt des Holzölbaumes. Die Ränder dieses Blattes werden mit einem Reisstrohhalm zusammengebunden, vermittels welchem das Paket dicht unter die Äste der oben genannten Esche oder des Weißwachsbaumes, wie die Chinesen sagen, aufgehangen wird. Mit einer stumpfen Nadel werden hierauf einige Löcher in das Blatt gestochen, damit die Insekten ihren Weg durch dieselben nach den Ästen finden können.

Nach dem Verlassen der Hülsen kriechen die Insekten schnell nach den Blättern der Esche, unter welchen sie ungefähr während dreizehn Tagen nisten. Sie kriechen alsdann auf die Äste und Zweige herab, auf welche sie sich niederlassen; die Weibchen wahrscheinlich, um sich der Fortpflanzung ihrer Rasse hinzugeben, indem sie Hülsen bilden, um darin ihre Eier zu legen, und die Männchen, um den Stoff abzusondern, welchen man als weißes Wachs kennt. Das letztere erscheint zuerst als ein Ansatz an den Seiten der Äste und Zweige wie eine leichte Schneedecke, welche dem schwefelsauren Chinin ähnlich sieht. Nach und nach verbreitet sich diese Schicht über den ganzen Ast, und erreicht nach drei Monaten eine Dicke von ungefähr $^1/_4$ Zoll. Nach Verlauf von Hundert Tagen ist die Ausscheidung beendet, die Äste werden abgehauen und das Wachs soviel wie möglich mit der Hand entfernt. Dieses wird alsdann in einen eisernen Topf mit kochendem Wasser gethan und das Wachs, welches an die Oberfläche steigt, abgeschäumt, in eine runde Form gegossen, von welcher es als weißes Wachs, wie es im Handel vorkommt, abläuft. Im Fall es unmöglich ist, das Wachs mit der Hand zu entfernen, werden die Äste und Zweige ebenfalls in den Topf gesteckt; jedoch ist das so gewonnene Wachs dunkler und von geringerer Güte. Die Insekten, welche sich am Boden des Topfes absetzen, steckt man in einen Sack, preßt sie so lange, bis der letzte Tropfen Wachs herauskommt, und wirft sie alsdann vor die Säue. Das Wachs wird als äußerer Überzug der tierischen und vegetabilischen Talgkerzen verwandt, um dem Talg größere Festigkeit zu geben. Zuweilen wird es auch als Leim für Papier und Baumwollenwaren gebraucht, sowie um der Seide einen Glanz zu verleihen und um die Möbel zu polieren.

Aus allen Erdteilen.

— **Moderne Geißler in Sizilien.** Im September wird alljährlich in einem Bergstädtchen bei Messina die Festa der Madonna della Catena gehalten, über welches Kirchenfest kürzlich der englische Vizekonsul in Messina einen amtlichen Bericht erstattet hat. Hat ein Mann Sorgen, ist er krank oder verliebt, so gelobt er, ein, zwei, drei oder vier Jahre hintereinander die Pilgerfahrt zu „unsrer lieben Frau in Ketten" zu machen. Zu diesem Zwecke entkleidet er sich vollständig, bis auf ein Tuch um die Lenden und macht sich ein Geißelgerät aus einem Stücke Sferzaholze, das sehr markreich ist, zurecht. In dasselbe werden 40 bis 50 Nadeln gesteckt, die 3 bis 4 mm aus dem Holze hervorstehen und mit denen er sich auf dem 2 bis 3 km weiten Wege bis zur Wallfahrtskirche die Schultern, Brust und Beine blutig schlägt. Die Weiber reichen unterdessen den Männern Wein und Wasser und ein Priester führt mit einer Fahne die Prozession an. Als der englische Vizekonsul diese Prozession sah, nahmen über 100 Männer an derselben teil, die fürchterlich bluteten. Zwei Todesfälle kamen infolge dieser Geißelung vor! Die Weiber aber, welche Gelübde geleistet hatten, leckten mit ihren Zungen den Weg von der Kirchenthür bis zum Hochaltar trotz aller Unsauberkeit ab. So geschehen 1890.

— **Der Rikwasee** südöstlich vom Tanganjikasee ist 1879 zuerst von Joseph **Thomson** besucht worden, welcher ihn „nach unserm studierenden Prinzen Leopoldsee" nannte. Bei den Eingeborenen wurde er Likwa, Ruckwa, Hikwa, Huckwa genannt. Thomson, der nur am nordwestlichen Ende an den See traf, vermochte nichts genaues über dessen Größe und Ausdehnung mitzuteilen. Im Jahre 1882 erreichte ihn der Abgesandte der deutschen afrikanischen Gesellschaft, Dr. **Kaiser**, und jetzt giebt ein Begleiter Johnstons, D. K. **Croß**, einige nähere Auskünfte über dieses Gewässer, das endlich anfängt, feste Gestalt auf der Karte anzunehmen, auf der es bisher umherschwankte (Proceedings 1891, 95). Der Rikwasee liegt vollständig innerhalb des deutschen Schutzgebietes (vergl. die Karte auf S. 35 dieses Bandes); er ist nach Croß etwa 150 km lang und 50 km breit. Sein Wasser ist schwarz, brackig, schlammig und ganz ungenießbar; Croß hält ihn für den Rest eines größeren, zusammengeschrumpften Sees. Er sah viele Fische, aber keinerlei Flußpferde und Krokodile. Von Osten her mündet der Songwa, von Süden der Saſi in den See; ein Abfluß soll nicht vorhanden sein. An der Ostküste zieht sich ein hohes Gebirge hin, im Süden und Westen dehnt sich Steppe aus. Besonders zahlreich sind die Büffel am See.

— **Über die Entwickelung der Sinne bei den Gabunesen** (Westafrika) machte neuerdings **Dorlhac de Borne** bemerkenswerte Mitteilungen. Ziemlich unempfindlich scheinen dieselben gegen **Schmerz** zu sein, da sie unter eingreifenden chirurgischen Operationen wenig leiden, Verletzungen des Kopfes leicht ertragen und schwere Verwundungen, welchen die meisten der Europäer erliegen würden, schon nach einigen Verbänden überstehen. Krankheiten gegenüber sind sie weniger widerstandsfähig, sie sträuben sich gegen europäische Krankenbehandlung, nehmen Zuflucht zu ihren Fetischpriestern (ogango) und wünschen bei langwierigen Krankheiten selbst den Tod herbei. Der **Geruchsinn** ist offenbar gut entwickelt, denn der Gabunese ist sehr empfänglich für europäische Wohlgerüche; er bevorzugt das Lavendelwasser, liebt aber auch andrerseits für civilisirte Nasen widerwärtige Gerüche, wie z. B. jenen des ranzigen Palmöles, womit die Frauen ihr Haar einschmieren. Alles ihrem Geruchsorgane Wohlgefällige bezeichnen sie mit oyombo. Manche vermögen an dem Geruche Angehörige verschiedener Stämme zu unterscheiden. Das **Gehör** ist besser als bei den Weißen entwickelt, dabei unempfindlich gegen die widerwärtigsten Geräusche. Das **Sehvermögen** ist auch sehr gut. Kurz- und Weitsichtige oder Farbenblinde sind kaum bekannt. Vor Ankunft der Europäer wurden drei Farben hergestellt, Weiß aus Schlemmkreide, Schwarz aus Kohle, Rot aus Rotholz oder dem Ruenbaum; diese drei Farben werden gegenwärtig auch noch bei feierlichen Gelegenheiten bevorzugt, trotzdem durch die Europäer die verschiedensten Farben eingeführt sind. Weiß, Rot oder Blau nimmt man hauptsächlich für die Schurze, letztere Farbe in Trauerzeiten. Durch Übung scheinen sie ihre Augen bis zu gewissem Grade an direktes Sonnenlicht gewöhnen zu können. So giebt es einen Tanz, welchen junge, an Kopf und Schultern mit Blättern geschmückte Mädchen aufführen, bei welchem diese auf ein Zeichen der Aufführerin direkt in die Sonne blicken und zwar so lange sie es auszuhalten vermögen. Manche Frauen üben diese Augenquälerei ohne Anstrengung mit einer gewissen Fertigkeit (Bull. soc. d'Anthropologie 1890, p. 64).

— **Über die Künste bei den Siaposch**, den arischen Bewohnern von Kafiristan in Innerasien, war so gut wie nichts bekannt. **Capus** hat darüber einige Mitteilungen in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft am 6. März 1890 gemacht. Sie schnitzen Idole aus Holz, seltener aus Stein. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten wird der Tote durch eine Holzfigur dargestellt. Ist der Siaposch fern von seinem Hause gestorben, so stellt man ihn durch eine Strohfigur dar, die mit den Kleidern des Verstorbenen angethan wird. Zum Andenken ihrer Häuptlinge stellen sie Holzstatuen bei deren Särgen oder Wohnungen auf; rot bekleidete Figuren oder auch nur einen Holzpfosten mit soviel Einschnitten als der Häuptling Feinde getötet hat. — Die Götzenbilder sind sehr zahlreich. Suruja, Pandu und Lamani werden aus Holz geschnitzt; Matika Panu, die Trösterin der Weiber, aber aus Stein. Pulis Panu in Musgal ist ein Idol mit silbernen Augen. Das höchste Wesen, Deohgan in Sann-Glam ist eine Holzfigur mit durchbohrendem Blicke. Er sitzt mit gezücktem Schwerte auf einem Sessel; dazu trägt er Messer und Flinte. Die Augen sind vergoldet. Die Siaposch verstehen sich aufs Zeichnen. Die Verzierungen ihrer Gewebe und Waffen sind sehr symmetrisch und zeigen künstlerischen Sinn.

— **Schwefellager in Transkaspien.** Auf dem halben Karawanenwege von Aschabad nach Chiwa (300 km von Aschabad), in der Steppe **Karakorum** befindet sich ein Gebiet, das heißt **Kyr-Tschulba** (auf deutsch 40 Hügel). Der größte Teil dieser etwa 25 bis 60 m hohen Hügel besteht aus Schwefelerzen, die 40 bis 45 Proz. reinen Schwefel enthalten. Die Schwefellager, die den Tekinzen schon lange bekannt sind, gehören unzweifelhaft zu den reichsten der Welt. Bis zu Ankunft der Russen haben die Tekinzen hier mit sehr primitiven Werkzeugen Schwefel gewonnen. Nach den Mitteilungen der Eingeborenen giebt es außerdem noch reine Schwefellager auch in der Ebene. St.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 15.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

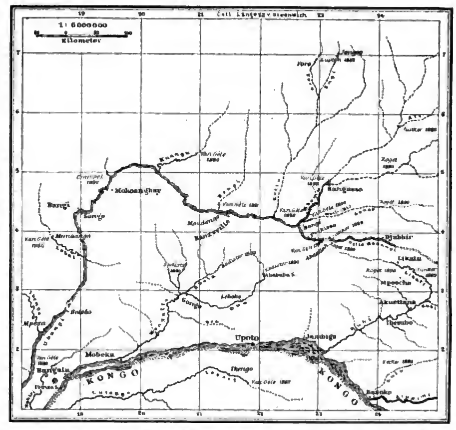
Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die Erforschung der Wasserläufe des nördlichen Kongogebietes.

Von A. Scobel.



Der Ubangi-Uelle und andre nördliche Kongozuflüsse. Nach den neuesten Forschungen und der Karte von Wauters.

Im Süden des Kongo waren schon viele der großen Nebenflüsse bekannt, als man im Norden noch ein weites Feld für Hypothesen hatte. Kapitän Hanßens war der erste, der auf seiner Kongofahrt 1884 den nördlichen Nebenflüssen Aufmerksamkeit schenkte und im April desselben Jahres den Ubangi (Mobangi) sah. Hanßens befuhr den Mbula oder Bulumbu (Rubi oder Stanleys Itimbiri) 75 km weit und untersuchte den Mongalla. Eine bedeutende Thätigkeit entwickelte der englische Missionar Grenfell, der mit Comber 1884/85 viele Nebenflüsse teils nach Lage und Verlauf genauer feststellte, teils neu entdeckte. Der Kwa wurde gegen die Stanleyschen Angaben richtig gestellt, der Ikelemba und Boloko (Lomami) befahren, von rechtsseitigen Nebenflüssen Lefini, Nkie (Ukenje), Alima, Mongalla, Loika (Itimbiri), besonders aber der große Ubangi oder Mobangi, der bis 4° 29′ nördl. Br. verfolgt wurde. Oberhalb seiner Einmündung in den Kongo, am Posten Ukundja, mißt die Strombreite des Ubangi 2500 m bei einer größten Tiefe von 9 m. In 4° nördl. Br., unterhalb der Stromschnellen, mißt die Breite 1200 m bei einer Tiefe von 7 m. Woher erhielt dieser mächtige Fluß seine Wasser und wo war sein Oberlauf zu suchen?

Weit im Nordosten wurde 1870 von Schweinfurth der westlich fließende Uelle (Kibali) entdeckt. Man betrachtete ihn als den Oberlauf entweder des zum Tsadsee fließenden Schari oder des zum Kongo strömenden Aruwimi. Seine westliche Stromfortsetzung erhielt bestimmtere Lage durch die Reisen Dr. Junkers 1883, der den Uelle = Makua bis 23° 13′ östl. L. und 3° 57′ nördl. Br. verfolgte. Durch die ersten Nachrichten von Grenfells Reisen wurde Wauters, der thätige Redakteur des „Mouvement géographique“, 1885 veranlaßt, eine Hypothese über die Identität des Uelle mit dem Ubangi aufzustellen. Die Forschungsreisen schritten indes in schnellem Tempo vorwärts. Im Jahre 1885 untersuchte Grenfell mit Leutnant v. François die linksseitigen Kongo-Nebenflüsse Lulongo und Uruki (Tschuapa), beide auf einer Strecke von mehr als 600 km, ferner den Tributär des letzteren, Bussera. Der rechtsseitige Zufluß des Lulongo, der Lopori, wurde 1887 von Kapitän van Gèle befahren. Auch wurde von Grenfell ein rechtsseitiger, unterhalb des Ubangi in den Kongo mündender Fluß, Bunga (Sangha), befahren. Von Leutnant Massari wurde 1886 der Likuala bis zum Äquator aufwärts verfolgt und von Kapitän Rouvier Ortsbestimmungen vorgenommen, durch welche der Unter- und Mittellauf des Kongo auf eine sichere kartographische Grundlage kam.

Der belgische Leutnant Baert kam auf dem Mongalla 325 km weit bis unter 3° 30′ nördl. Br. und 21° östl. L. Dieser Fluß konnte aber mit dem Uelle nicht identisch sein, da er nur eine Breite von 10 m und eine Tiefe von 1,5 m hatte, während der Uelle nach Junker eine viel bedeutendere Ausdehnung zeigen sollte. Kapitän van Gèle hatte bereits im Oktober und November 1886 den Ubangi untersucht und mehrere Zuflüsse entdeckt, aber erst durch seine späteren Fahrten wurde die Wautersche Annahme über den Zusammenhang des Ubangi mit dem Uelle glänzend bestätigt. Im Jahre 1886 fuhr van Gèle nur bis zu den Zongostromschnellen des Ubangi, die Grenfell 1885 schon überwunden hatte; er untersuchte ferner die zwei rechtsseitigen Tributäre Ibenga (Grenfells Botabo) und Lobai, sowie den linksseitigen Nghiri und den Lopori, den rechten Nebenfluß des Lulongo. Erst 1887 gelang es van Gèle in Begleitung des belgischen Leutnant Liénart, mit zwei kleinen Staatsdampfern nach vielen Schwierigkeiten die Stromschnellen von Zongo zu überwinden. Oberhalb der Schnellen hatte der Strom eine Breite von 800 bis 900 m und eine Tiefe von 4,5 m. Der nördlichste Punkt des Ubangi liegt in 5° 7′ nördl. Br. Ende Dezember 1887 wurde der rechte Nebenfluß Bangasso (Mbomu) entdeckt und kurz darauf, im Januar, die Rückfahrt angetreten.

Die bedeutendste Reise van Gèles, in Begleitung der Kapitäne de Rechter, Schagerstrom, Hanolet und der Leutnants Marinel und Busine, nahm am 21. Mai 1889 ihren Anfang. Die Expedition erreichte Zongo am 25. Juni, passierte die Schnellen und gründete zwei Stationen in Mokoanghay und Banzyville. Im November wurden zwei rechtsseitige Zuflüsse entdeckt, Kuangu und Bengi, von denen der erstere 125 m breit ist und 110 km weit befahren wurde. An seiner Mündung ist er 180 m breit und 4 m tief; der kleinere Bengi ist nur 60 m breit und 5,5 m tief. Am 12. Dezember wurde der Nebenfluß Kotto gefunden, dessen Name sich schon auf der großen Junkerschen Karte findet. Der Fluß war 270 m breit und 1,9 m tief. Es ist anzunehmen, daß die Flüsse Foro und Engi, die 1882 unter 7° nördl. Br. von Lupton-Bey überschritten wurden, die oberen Zuflüsse des Kotto sind. Ferner wurden auf einer Bootsfahrt in 5° 7′ 49″ nördl. Br. und 22° 36′ östl. L. zwei gleich bedeutende Flüsse gefunden, die nach ihrer Vereinigung den Ubangi bilden. Der nordöstliche wird von den Anwohnern Kengo und weiter hinauf Mbomu genannt (der Mbomo Junkers) und mißt 700 m Breite bei 2,9 m Tiefe. Der südöstliche Fluß wird von den Eingeborenen Koju genannt und ist der Makua Junkers, der Uelle Schweinfurths. Er ist 850 m breit und 1,8 m tief. Am 23° östl. L. beginnt eine Reihe von Felsenbarrieren und ihre Wasserfälle setzen hier der Schiffahrt ein Ziel. In 23° 4′ 27″ östl. L. wurde von van Gèle der äußerste Punkt erreicht, etwa 15 km entfernt von der Seriba Abdallah, bis wohin Junker 1883 und Roget 1890 gelangten. Letzterer fand weiter aufwärts bei Djabbir den Uelle 200 m breit, aber von großer Tiefe. Der Mbomu, dem linksseitig der Fluß Bi oder Mbili zuströmt, hat viele Stromschnellen und Wasserfälle. Auf Booten wurde sein Lauf verfolgt bis Bangasso, 4° 49′ nördl. Br. und 23° 8′ östl. L. Unsre Karte (nach derjenigen im „Mouvement géographique“ vom 8. März 1891) zeigt die Resultate dieser wichtigen Entdeckungsfahrten, durch welche die großen Flußgebiete des nördlichen Kongogebietes endlich in großen Zügen bekannt geworden sind.

Durch zwei Dampferfahrten von März bis November 1890 hat Hodistee den Nachweis geliefert, daß der Mongalla sich weiter nach Norden ausdehnt, als Kapitän Baerts Fahrt 1886 wahrscheinlich gemacht hatte, und jedenfalls nicht weit vom Mittellaufe des Uelle-Makua entspringt. Der Fluß wird von drei größeren Quellflüssen gebildet, sein Quellgebiet ist ein sehr umfangreiches. Nach Zurücklassung des Dampfers in Liboko wurde der Quellfluß Dua verfolgt bis zum kleinen See Ababuba. Der Dua sowohl wie der Quellfluß Ebala durchströmen dichte Waldungen. Eine Verbindung der Aufnahmen zwischen dem mittleren Kongo und dem Uelle wurde von den Offizieren des Kongostaates Kapitän Roget und Kapitän Becker hergestellt. Ersterer ging vom Rubi (Itimbiri) aus und erreichte den Uelle im Juni 1890 wenig oberhalb von Dr. Junkers fernstem Punkte, unfern der kleinen Seriba Abdallah, und kam nördlich noch bis zum Gango und Mbomu (5° 12′ nördl. Br.). Kapitän Becker ging von Jambuga, an der Schiffbarkeitsgrenze des Aruwimi gelegen, über den Lulu (den nördlichen Zufluß des unteren Aruwimi) und den Rubi (Loika, Itimbiri) bis zum Uelle, der dort eine Breite von 1500 m hatte. Wieviel diese beiden Landreisen geographische Neuigkeiten bringen werden, läßt sich heute noch

nicht übersehen, doch wäre es sehr wertvoll, nach der Periode der großen Flußfahrten endlich auch an die Aufschließung des Landes zu gehen. Die Grundlage für eine kartographische Darstellung bleibt bis jetzt leider noch sehr schwankend. Die Breitenbestimmungen von van Gèle im unteren Ubangigebiete stimmen mit denjenigen des französischen Reisenden Crampel ziemlich überein, doch zeigen die Längenbestimmungen beider erhebliche Differenzen. Es wäre zu wünschen, daß die Regierung des Kongostaates bald mit der astronomischen Fixierung einiger Hauptpunkte beginnen ließe, um in die kartographischen Darstellungen jener Gegenden etwas Beständigkeit zu bringen.

Die Altertümer Chiriquis.

II.

Die Thonwaren.

Die Gräber Chiriquis haben einem einzigen Forscher auf einem Raume von etwa 50 Squaremiles 10000 Stück Töpferwaren geliefert. Dieses allein zeugt schon von der Ausbreitung einer Kunst, die hier in Amerika sich zu einer seltenen Höhe erhob. Eine vortreffliche Technik, doch ohne Kenntnis der Töpferscheibe, schöne, mannichfaltige, oft klassische Formen, ein großer Reichtum in der Verzierung zeichnen die Thonwaren Chiriquis aus. Dabei zeigen dieselben verschiedene Stile und Herstellungsarten, so daß man auf mehrere Zeitperioden in der Ausführung schließen kann. Auch auswärtige Einflüsse, so z. B. jener von Costarica, lassen sich bei den Thonwaren von Chiriqui nachweisen. Die Hauptmasse derselben besteht aus Gefäßen verschiedener Art, an welche sich Trommeln, Pfeifen, Klappern, Spinnwirtel, puppenartige Figürchen anschließen. Auffallend ist der Mangel an Porträts und menschlichen Figuren, die in den peruanischen Töpferwaren so oft wiederkehren.

Die Gefäße werden, wie erwähnt, in den Gräbern gefunden, und wiewohl alle menschlichen Teile, alles was von Holz, Knochen oder Muschelschalen war, aus denselben verschwunden ist, haben sich die Thonwaren in bezug auf Form, Schliff, Farbe so wunderbar gut erhalten, daß sie durch die Berührung mit dem Erdboden gar nicht gelitten zu haben scheinen. Sie sind aus einem sehr zarten Thone gebildet, der stark mit fein pulverisiertem Sand vermengt ist. Die Symmetrie ist so groß und die Gestalten der Gefäße sind so schön, daß vorzügliche mechanische Hilfsmittel bei der Herstellung verwendet sein müssen, wenn auch die Töpferscheibe unter diesen sich nicht befand. Die oft zahlreichen Teile wurden einzeln geformt und dann später zum Ganzen vereinigt, das oft so schön poliert erscheint, als ob es glasiert wäre. Das Brennen muß auch in einer vorzüglichen Weise vor sich gegangen sein, da nirgends Schwärzung der Ware sich zeigt, wie dieses bei roheren Brennmethoden erfolgt. Die Naturfarbe der Thongefäße wechselt von einem Hellgelbgrau bis zum Terrakottabraun. Hier und da kommt Lachsfarbe und Orange oder Schwarz und Schwarzbraun vor; zur Verzierung wurden Rot, Schwarz und Purpurgrau angewendet. Auffallend ist, daß die meisten Gefäße keinerlei Spuren von Gebrauch zeigen, auch nicht vom Feuer geschwärzt sind, über dem sie doch gestanden haben müßten, wären sie verwendet worden. Alles deutet darauf hin, daß sie gleich nach ihrer Vollendung, frisch und neu, mit in die Gräber gelegt wurden, daß also die Töpferei hier wesentlich religiösen und Totengebräuchen dienstbar war. Bei den Dreifüßen und zweihenkligen Schalen, sowie bei großen Kesseln findet man dagegen häufig Schwärzung, die darauf hinweist, daß sie im häuslichen Gebrauch Verwendung fanden.

In der Dekoration zeigt das Töpferwerk von Chiriqui manche eigentümliche Züge; in bezug auf die Schönheit und Vollendung der Formen wird es von keinem andern keramischen Erzeugnisse Amerikas übertroffen. Die Verzierungen bestehen teils aus plastischen, teils aus flachen Formen, von denen die ersteren meist sehr realistische und groteske Gestalten zeigen, während die letzteren fast ganz geometrischer Natur sind. Die plastischen Verzierungen sind teils als Henkel, teils als Füße verwendet; sie zeigen niemals Pflanzenform, sondern nur Krokodile, Pumas, Affen, Eidechsen, Frösche, Fische und groteske Menschenfiguren, wie z. B. Fig. 8, bei der die Arme und Beine in sich windende Schlangen auslaufen. Könnte man den Ursprung dieser uns jetzt rein ornamental erscheinenden Figuren nachweisen, so würde sich wohl für dieselben eine andre Bedeutung herausstellen, sie würden etwa in einem mythologischen Gewande erscheinen oder als Fetische und Zaubermittel, bestimmt auf die Gefäße, an denen sie angebracht sind, einen günstigen Einfluß auszuüben.

Die Gefäße von Chiriqui kann man in zwei große Gruppen einteilen: in bemalte und unbemalte. Die letzteren, die eigentlichen Terrakotten, sind die bei weitem zahlreicheren; sie sind von biskuitartiger Natur und zeigen uns die fortgeschrittene Kunst der alten Töpfer von Chiriqui am besten. Wir finden da Vasen der verschiedensten Art, stets aber in schönen gefälligen Formen. In der Form, nicht aber in Stoff und der Ausführung des Ornaments, schließt sich der Terrakottaware die schwarze Ware an. Die Verzierungen sind entweder vor oder nach dem Brande in dieselbe eingeritzt und dann mit einer weißen Substanz ausgefüllt, durch welche das Muster deutlich hervorgehoben wird, wie Fig. 9 zeigt.

Was die bemalten Gefäße betrifft, so kann man geritzte, mit Henkeln versehene, dreifüßige, kastanienbraune, mit roten oder weißen Linien versehene, alligatorförmige und vielfarbige unterscheiden. Geometrische Motive sind bei der Bemalung in ausgedehnter Weise verwendet, doch fehlt der anderweitig in Amerika häufig vorkommende Mäander hier ganz, dagegen finden sich Ornamente, welche natürlichen Gestalten entlehnt sind und dann von der natürlichen Form allmählich in ganz stilisierte übergehen. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß der Kunsthandwerker ein feines Verständnis für die Anpassung des Ornamentes an die Gestalt des Gefäßes besaß. Nachdem das Gefäß fein poliert war, so daß es wie glasiert aussieht, wurden die Verzierungen in Schwarz, Weiß und Rot in verschiedenen Abstufungen, sowie in einem düsteren Purpur aufgetragen, was zusammen mit der grauen oder bloß orangefarbenen Grundfarbe einen schönen Effekt abgab.

Die eingeritzten bemalten Gefäße sind verhältnismäßig selten und nur von zwei Orten, nördlich von David und bei Alanje, bekannt. Sie sind nach der Art des zur Herstellung verwendeten Stoffes, sowie nach der Rohheit der Formen und der Verzierungen mit den übrigen Gefäßen von Chiriqui nicht auf gleiche Stufe zu stellen und scheinen von einem niedriger stehenden Volke herzurühren. Fast alle gehören zur Gruppe der Dreifüße, zeigen dicke, plumpe Wandungen und rohen, leicht zerbrechlichen, schlecht gebrannten Thon. Die Verzierungen sind einfach geritzt und ohne viele Kunst



Fig. 8. Groteske Menschenfigur aus Thon, mit Armen und Beinen in Schlangenform. Chiriqui.



Fig. 9. Schwarze Töpferware mit eingeritzten weißen Figuren. Chiriqui.



Fig. 11. Krug mit „verschwundener“ Farbe. Chiriqui.



Fig. 10. Dreifuß mit fischförmigen Füßen. Chiriqui.



Fig. 12. Alligatorvase. Chiriqui.



Fig. 14. Ornament am Halse einer vielfarbigen Vase. Chiriqui.

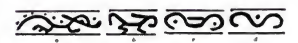


Fig. 13. Stilisierung des Alligatorornamentes. Chiriqui.



Fig. 15. Thönerne Pfeife. Chiriqui.



Fig. 16. Durchschnitt derselben.

und Abwechselung hergestellt. Der von den Einritzungen frei gebliebene Teil des Gefäßes ist mit dunkelroter Farbe bedeckt.

Während die meisten Gefäße von Chiriqui, wie erwähnt, keine Spuren des Gebrauches zeigen und nur als Totenbeigaben verwendet wurden, sind die Henkelgefäße sicher zum Kochen benutzt worden, wie ihr angeschwärzter Boden beweist. Sie zeigen meist zwei, seltener einen Henkel, manchmal in Tierform. Keineswegs gehören sie zu den feineren Exemplaren, sie sind richtige Gebrauchsgegenstände. Das gleiche gilt von den Dreifüßen, die in ihrem Körper mit den eben erwähnten Gefäßen übereinstimmen, aber durch ihre drei, meist übermäßig langen Thonfüße ausgezeichnet sind. Die letzteren sind häufig in Tierform und dabei überwiegt der Fisch, vielleicht weil solche darin gekocht wurden. Die Füße sind hohl, haben meist Schlitze und enthalten kleine Thonkugeln, oft bis zu einem Dutzend, so daß diese Füße, wenn das Gefäß bewegt wurde, die Rolle von Schellen übernahmen. Fig. 10 zeigt einen solchen Dreifuß, dessen Füße von Fischen gebildet werden, an denen die Flossen und Augen leicht erkennbar; der Schlitz verläuft über den Rücken.

Die kastanienbraunen Gefäße sind bisher nur in geringer Anzahl in den Gräbern von Los Tenajos durch Mc Neil gefunden worden. Sie sind einfarbig in der genannten Farbe, ohne andre Malerei hergestellt, meist schön und sorgfältig in den Formen, welche aber mit jenen der übrigen Gruppen stimmen, so daß das Charakteristische nur in der Farbe liegt. Dasselbe ist der Fall bei der rotlinigen Gruppe, bei der als einzige Farbe auf dem grauorangen Grunde rote Linien vorkommen. Bei einer andern, gleichfalls kleinen Gruppe zeigt das Ornament weiße Linien.

Die Gefäßgruppe mit der verschwundenen Farbe ist die größte von allen und umfaßt herrliche Gebilde der Keramik. Auf dem polierten Grunde, der entweder aus der natürlichen Farbe des Thons oder aus dem flächenbildenden Rot besteht, war in einer jetzt völlig verschwundenen Farbe das Muster aufgetragen, dessen Spuren auf dem Grunde aber noch erkennbar sind, da die Grundfarbe durch das verschwundene Pigment verändert wurde. Woraus dieses, das der Zeit keinen Widerstand leistete, bestand, läßt sich jetzt schwer sagen. Die Zeichnungen sind sehr mannichfaltig, zeigen aber doch einen einheitlichen Charakter. Sowohl feine geometrische als Naturformen kommen vor, gehen aber unmerkbar ineinander über; plastische Verzierungen, an Henkeln und Füßen, sind nebensächlich, da es bei dieser Gruppe vor allem auf schöne Politur und Färbung ankam. Die meisten Gefäße sind krug- oder vasenförmig. Fig. 11 zeigt ein Exemplar dieser krugartigen Gefäße.

Als die interessanteste Gruppe der Thongefäße von Chiriqui müssen jene mit dem Alligatorornament bezeichnet werden, bei denen an die Stelle des vorherrschenden Alligators auch andre stilisierte Tierformen treten können. Sie besteht meist aus krugförmigen, kurzen und dicken Gefäßen von graugelber Grundfarbe, auf der die roten und schwarzen Malereien auf einen verhältnismäßig geringen Raum beschränkt sind. Einzelne Exemplare haben ganz absonderliche Formen. Gewöhnlich sind diese Gefäße nur klein, doch kommen einzelne vor, die den Inhalt von einer Gallone und mehr haben. Fig. 12 zeigt eine Alligatorvase, gleichzeitig das bemerkenswerteste Stück, welches in Chiriqui gefunden wurde. An den würfelförmigen Körper setzt sich ein schornsteinartiger, nach oben erweiterter Hals an. Als Träger der Vase erscheinen zwei groteske, mit dem Rücken an dieselbe gelehnte Menschengestalten mit weit gespreizten Beinen, deren Köpfe als Henkel dienen. Sie haben auf dem mit einem Diadem geschmückten Kopfe einen Schlitz, sind hohl und stehen mit dem Hauptraume der Vase in Verbindung. Auf dem Halse der Vase ist das stilisierte Alligatorornament in einem Rahmen von roten und schwarzen Linien angebracht; auf dem Körper der Vase sieht man einen gleichfalls stilisierten zweischwänzigen Affen. In den mannichfaltigsten Formen wird der Alligator bei diesen Gefäßen verwendet und der Übergang von stilisierten Gestalten, welche aber noch deutlich das Tier zeigen, bis zu ganz einfachen Formen, welche an und für sich betrachtet den Ursprung nicht mehr erkennen lassen, läßt sich beim Vergleiche größerer Serien von Töpferwaren aus Chiriqui unschwer erkennen, wie dieses Fig. 13 zeigt [1]).

Den Schluß machen die vielfarbigen Vasen, die höchsten Gebilde der keramischen Kunst Chiriquis. Schöne Formen und schöne Verzierungen zeichnen sie in gleichem Maße aus. Ihre Grundfarbe ist stets ein poliertes Hellrot, auf welchem die Ornamente in Schwarz, Dunkelrot und Purpurgrau aufgetragen sind. Als Beispiel der Verzierungsart sei hier in Fig. 14 die Zone am Halse einer großen Vase wiedergegeben, welche zwei symmetrische stilisierte Reptilienfiguren in Schwarz und Rot wiedergiebt.

Die plastische Kunst der alten Bewohner Chiriquis zeigte sich aber nicht bloß in der Herstellung der bis jetzt aufgeführten Gegenstände. Auch Spinnwirtel, mit und ohne Verzierung, bemalte Nadelbüchsen mit Deckeln, kleine groteske Menschenfiguren, wie an der großen Alligatorvase (Fig. 12), Sessel, ganz in der Art, wie die früher erwähnten aus Stein, und namentlich Musikinstrumente aus Thon kommen vor. Unter den letzteren sind Trommeln, Klappern, Pfeifen und Klarinetten gefunden worden. Die Klappern sind flaschenförmig und enthalten im Bauche kleine Steinchen, welche nur einen schwachen Klang geben. Vielleicht wurden sie bei priesterlichen Funktionen benutzt, worauf namentlich schön bemalte und mit Figuren geschmückte Stücke deuten. Die Trommel war bei der Entdeckung Amerikas ein allgemein verbreitetes und beliebtes Instrument. Über dem großen vasenförmigen Gefäße von Holz oder Thon war eine dünne Tierhaut ausgespannt. Nur wenige Trommeln aus Thon haben sich erhalten, was darauf hindeutet, daß dieses Musikinstrument wohl meistens aus Holz gebildet wurde.

Am zahlreichsten sind die Blasinstrumente aus Thon in den Gräbern, es sind Pfeifen einfacher Bauart, die als gewöhnliches Spielzeug anzusehen sind; nur wenige sind vorhanden, welche mehrere Töne besitzen und darauf hindeuten, daß die Musik nicht in den ersten Kinderschuhen bei den Eingeborenen stand. Immer aber haben diese Instrumente hübsche Formen, so daß man an ihnen leicht die verschiedensten Tiere, Pumas, Armadille, Adler, Papageien, Enten, Alligatoren, Krabben unterscheiden kann. Die Konstruktion des Pfeifapparates ist in allen Fällen gleich und entspricht etwa unserm Flageolet (s. Fig. 15). Die Öffnungen stehen so nahe beisammen, daß beide Pfeifen notwendigerweise gleichzeitig geblasen werden mußten. Der erzeugte Ton ist ein sehr hoher, durchdringender, ja ohrzerreißender. Auch rohrförmige Pfeifen mit Fingerlöchern, auf denen acht Töne gespielt werden können, sind gefunden worden.

[1]) Wie die alten indianischen Bewohner Chiriquis es verstanden, eine natürliche Figur in eine stilisierte Form überzuführen, so noch heute Indianer Südamerikas. Dr. Paul Ehrenreich fand bei den in völligem Urzustande lebenden Bakairi an den Quellflüssen des Schingu Schlangen, Fische u. s. w. als Ornamente verwendet und bemerkt dazu: „Es wurde die kulturgeschichtlich wichtige Thatsache festgestellt, daß alle als geometrische Figuren erscheinenden Zeichnungen in Wirklichkeit abgekürzte, zum Teil geradezu stilisierte Abbildungen bestimmter, ganz konkreter Gegenstände, meistens von Tieren, sind.“ (Zeitschrift für Ethnologie 1890, S. 89.) A.

Überblick.

Die vorhergehenden Mitteilungen haben uns den Beweis geliefert, daß auf einem kleinen, bisher wenig beachteten Raume des amerikanischen Isthmus ein großer Reichtum an Kunsterzeugnissen gefunden wurde, welche uns Zeugnis von der hohen Kultur der einstigen Bewohner ablegen, die, vielleicht niedriger als jene der amerikanischen Kulturvölker im Norden und Süden Chiriquis, dennoch der Originalität nicht entbehrt und sicher aus vorkolumbischer Zeit stammt. Diese Kunstwerke finden sich in Gräbern, in denen keine Spur der darin bestatteten Leichen mehr vorkommt. Ist auch die Kunst in Stein wenig vertreten, so fällt es um so mehr auf, daß von Bauwerken irgend welcher Art, die doch in andern zentralamerikanischen Ländern sich finden, in Chiriqui so gut wie nichts vorhanden ist. Dagegen bemerkt man in Felsen geritzte Figuren, Statuetten aus Stein, verzierte Mahlsteine, Sessel, Beile, Speer- und Lanzenspitzen. Von Kriegswaffen aber keine Spur. Von Metallen ist Gold, Kupfer, eine Legierung aus beiden, sowie Bronze vertreten und die Gebilde aus denselben zeigen einen höchst eigenartigen Stil. Sie sind meistens klein, erreichen selten das Gewicht von einem Pfund und dienten ausschließlich als zierende Anhängsel. Sie sind in Formen gegossen und stellen zum allergrößten Teil Tierarten dar.

Die meisten Altertümer Chiriquis sind Thongebilde von oft bewundernswerter Form und Ausschmückung. Die Vasen stellen sich den schönsten amerikanischen Erzeugnissen dieser Art an die Seite. Weder Glasierung noch die Töpferscheiben waren bekannt. An die Vasen schließen sich Statuetten, kleine Büchschen, sesselartige Gebilde, Spinnwirtel und Musikinstrumente aus Thon an, alles dekoriert, und die letztern beiden den Beweis liefernd, daß die Künste des Webens und der Musik in Chiriqui bekannt waren. Was die ästhetische Seite der Keramik Chiriquis betrifft, so kann sie sehr hoch angeschlagen werden, wie die schönen, fast klassischen Formen vieler Vasen schon bezeugen. Die Flächendekoration verdient besondere Aufmerksamkeit.

Die Elemente dieser Dekoration stammen in der Keramik aus zwei Quellen: aus der Kunst und aus der Natur. Die Kunstelemente sind hauptsächlich mechanischen Ursprungs, daher nicht imitativ und geometrisch. Die Naturelemente ahmen natürliche Formen nach und sind daher ursprünglich nicht geometrisch. Die Kunstelemente sind, als mechanischen Ursprungs, ohne innere Bedeutung und nicht ideographisch; diejenigen, welche der Natur entnommen wurden, sind aber in ihren frühesten Stadien gewöhnlich mit mythologischen Vorstellungen verknüpft und daher ideographisch. Alle Dekorationen können daher in vier Doppelklassen untergebracht werden: 1) mit bezug auf die Art der Ausführung als plastisch und flach; 2) mit Rücksicht auf die Abstammung als mechanisch und nachgeahmt; 3) mit bezug auf den Plan der Darstellung als geometrisch oder nicht geometrisch und 4) mit Rücksicht auf die zu Grunde liegende Idee als etwas bedeutend oder als bedeutungslos. Die keramische Kunst, welche die verschiedenen Elemente des Ornaments ergriffen hat, führt sie nach eigenen Methoden durch viele Wechsel der Form hindurch. Dieses ist namentlich bei lebenden Formen erkenntlich und von Wichtigkeit. Ein realistisches Tier geht durch viele Übergänge in ein ganz bestimmtes dekoratives Motiv über, wie dieses beim Alligator erkenntlich war.

Prähistorische Bauten auf Menorca (Balearen).

Von Juan Pons y Soler in Mahon.

Betrachtet man die archäologischen Denkmäler Menorcas nach ihrem Ursprunge, so kann man zwei sehr bestimmte Arten unterscheiden. 1. Solche, die sich nur auf den Balearen, besonders Menorca, finden und hier meist als Talayots, Navetas und Taulas bezeichnet werden. 2. Solche, die auch in andern Ländern vorkommen, wie Höhlen, die als Wohnungen oder Begräbnisstätten dienten, Megalithen, Menhirs, Cromlechs. Diodor von Sizilien ist der einzige Schriftsteller des Altertums, der sie, wenn auch in unbestimmter Weise, erwähnt. Neuerdings haben John Armstrong und Dr. Juan Ramis in ihren Schilderungen aus Menorca sich mit denselben beschäftigt. Sie halten dieselben für keltisch, wiewohl wir keinerlei Anhaltspunkte für den Aufenthalt der Kelten auf der Insel haben. Spätere Schriftsteller sind ihnen hierin einfach gefolgt, indem sie die Irrtümer vermehrten und z. B. die Taulas als Dolmen bezeichneten, wiewohl sie mit diesen nichts zu thun haben. Demnächst ist von Emil Cartailhac ein Werk über diese Denkmäler zu erwarten, das uns wohl manche Aufklärung über den Ursprung dieser geheimnisvollen Denkmäler bringen wird.

Fig. 1. Ein Talayot. Nach Photographie.

Die Talayots (Fig. 1) werden durch einen abgestumpften Kegel charakterisiert, der aus großen, nach der inneren Seite roh geebneten Steinblöcken aufgeführt ist. Die Steine sind in parallelen Schichten aufgeführt, deren jede aus einer Steinlage besteht. Alle Talayots, die noch einigermaßen erhalten sind, sowie diejenigen, die wir haben zerstören sehen, endigten in einer wagerechten Plattform ohne Brüstung, die etwa zur Verteidigung hätte dienen können; auch waren sie nicht mit Erde eingeebnet. Mit cyklopischen Bauten haben sie nichts gemeinsam, dagegen kann man sie mit den bekannten Nurhagen Sardiniens vergleichen, wiewohl diese vielleicht jüngeren Ursprungs sind und ihre Erbauer mehr Baukunst verraten. Die Nurhagen kann man als vervollkommnete Talayots ansehen und Sampere hat darauf hingewiesen, daß Menorca im Altertum Nura hieß. Die Güte der Ausführung der Talayots ist verschieden, doch darf man daraus

wohl nicht auf ein verschiedenes Alter derselben schließen. Die Verschiedenheit ist dem verschiedenen Können der Erbauer zuzuschreiben; die Typen, nicht die Einzelheiten charakterisieren die Epochen. Man findet die Talayots einzeln oder in unbestimmten Gruppen, auf Höhen oder Thälern, nah oder fern dem Meere, immer da, wo der Stoff zu ihrem Bau vorhanden. Es giebt mehrere Arten dieser Bauten, die verschiedenen Zwecken gedient zu haben scheinen. Zuweilen ist der Talayot nur von einer einzigen Kammer eingenommen, die als Wohnstätte gedient haben kann. Bei andern wird das Innere von einer nach der Plattform führenden Treppe erfüllt, so daß der Bau bloß wegen der Plattform aufgeführt zu sein scheint. Die einfachsten sind völlig mit Steinen erfüllt. Bei einigen neuerdings zerstörten will man Aschenurnen gefunden haben. Auf einer meiner Besitzungen befindet sich ein zerstörtes Talayot mit Grabstätten im Grunde. Bei mehreren sieht man in verschiedener Höhe und ohne Symmetrie an der Außenseite kleine Nischen oder Zellen angebracht. Wieder andre sind von einfachen oder verzweigten Gängen mit Zellen durchzogen, die zur Plattform führen. Zwei oder drei Talayots haben Grundrisse in Form einer Ellipse oder eines Kreisausschnittes. Die Wichtigkeit dieser Ausnahmeformen werden wir bei den Navetas erkennen. Was die Zeit der Erbauung anbetrifft, so können wir bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse uns nur auf Mutmaßungen beschränken.

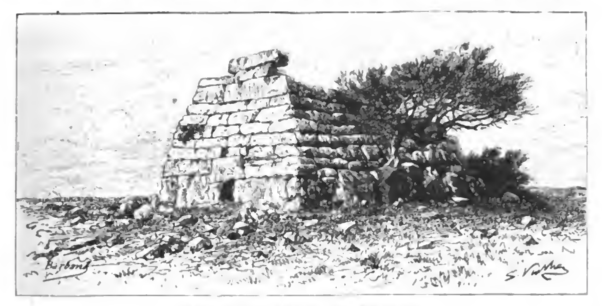
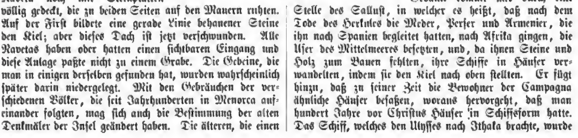


Fig. 2. Naveta des Tudons. Nach Photographie.

Die Navetas oder Schiffchen (von nau) haben die Gestalt eines umgekehrten Botes mit dem Kiel nach oben. Die Art ihres Baues ist dieselbe, wie jene der Talayots. Die Naveta des Tudons (Fig. 2) galt als die einzige ihrer Art, bis ich das Glück hatte, noch fünf weitere zu entdecken. Seitdem hat sich ihre Anzahl abermals vermehrt. Vor wenigen Jahren war jene Naveta noch mit Steinplatten



Fig. 3. Taula de Talati de Dalt. Nach Photographie.



völlig gedeckt, die zu beiden Seiten auf den Mauern ruhten. Auf der First bildete eine gerade Linie behauener Steine den Kiel; aber dieses Dach ist jetzt verschwunden. Alle Navetas haben oder hatten einen sichtbaren Eingang und diese Anlage paßte nicht zu einem Grabe. Die Gebeine, die man in einigen derselben gefunden hat, wurden wahrscheinlich später darin niedergelegt. Mit den Gebräuchen der verschiedenen Völker, die seit Jahrhunderten in Menorca aufeinander folgten, mag sich auch die Bestimmung der alten Denkmäler der Insel geändert haben. Die älteren, die einen echten Totenkultus hatten, waren wählerisch in der Art der Grabstätten; die neueren, weniger streng, paßten das Begräbnis den vorhandenen Baulichkeiten an, die Begräbnisstätten können selbst mehrere Male gedient haben. Es ist möglich, daß ein Vandale in dem Grabe eines römischen Bürgers ruht und daß ein barbareskischer Seeräuber in einer Naveta bestattet wurde, die als Tempel des Neptun oder der Isis diente, der Beschützerin der Schiffahrt. Die kleinen Verhältnisse stehen dem nicht entgegen: der von Romulus errichtete Tempel des Jupiter Feretius war noch kleiner. Deuten die gegen Norden gerichteten Vorderseiten der Navetas auf den Weg, den ihre Erbauer nach dem Landen auf Menorca verfolgten? Dieser Gedanke kommt mir durch eine Stelle des Sallust, in welcher es heißt, daß nach dem Tode des Herkules die Meder, Perser und Armenier, die ihn nach Spanien begleitet hatten, nach Afrika gingen, die Ufer des Mittelmeeres besetzten, und, da ihnen Steine und Holz zum Bauen fehlten, ihre Schiffe in Häuser verwandelten, indem sie den Kiel nach oben stellten. Er fügt hinzu, daß zu seiner Zeit die Bewohner der Campagna ähnliche Häuser besaßen, woraus hervorgeht, daß man hundert Jahre vor Christus Häuser in Schiffsform hatte. Das Schiff, welches den Ulysses nach Ithaka brachte, wurde

nach Homer, ohne seine Form zu verlieren, in Stein verwandelt.' Alles dieses kann mit den Navetas in Verbindung gebracht werden und darf die Aufmerksamkeit der Archäologen erregen. Man kann auch annehmen, daß die Navetas Umwandlungen der Talayots sind, hervorgegangen aus einem solchen mit elliptischer Grundform.

Was die Taulas betrifft, so sind sie Denkmäler ganz eigener Art. Es sind Bilithen, bestehend aus einem ziemlich gleich hohen und breiten und dabei sehr schmalen Grundstein, der aufrecht im Boden steht, in den er nur wenig tief eingegraben ist oder der gar auf dem natürlichen Felsen ruht. Auf dieser gebrechlichen Grundlage ruht wagerecht ein zweiter großer und dicker Stein, der wie durch ein Wunder das Gleichgewicht hält. Aber nicht immer hält der Stein sich ohne Stütze auf seinem Platze; bei einigen Taulas, so bei jener von Talati di Dalt (Fig. 3), sind Steinstützen zu seinem Halte angebracht. Die meisten der wagerechten Steine der Taulas sind gut zubehauen, während die unteren, senkrecht stehenden das rohe Material zeigen. Man kann dieses recht gut bei der Taula von Trapuco bei Maho erkennen (Fig. 4). Dieser Umstand scheint einer rituellen Vorschrift zu entspringen, die nicht auf Altären zu opfern gestattete, die durch die menschliche Hand profanirt waren. Rings um einige Taulas sieht man einen weiten Kreis von Pfeilern oder Menhirs, welche das Denkmal vervollständigen; es ist also ein Cromlech. Ich schließe mich der Ansicht derjenigen an, welche in den Taulas Altäre sehen; wenn sie aber zu Opfern dienten, so können sie ihren



Fig. 4. Taula von Trapuco. Nach Photographie.

Dimensionen zufolge nicht zum Opfern von Menschen und großen Tieren gedient haben.

Grotten, die zur Wohnung oder zu Begräbnissen dienten, sind sehr häufig auf Menorca; zu Calas Covas am Meere bilden sie eine beträchtliche Ortschaft. Sie haben Thüren, Fenster und selbst in den Felsen gehauene Sitze. Im Barranco d'Algendar ist die Vorderseite einer Grotte mit Verzierungen versehen, ähnlich den phönizischen. Megalithische Wohnungen finden sich in Menorca auf und unter der Erde. Die Mauern sind oft aus den natürlichen Felsen gebildet, wie alles in rohen Steinen erbaut ist. Einige besitzen einen Mittelpfeiler, der monolithisch oder aus mehreren Steinen gebildet ist. Andre besitzen eine oder zwei Reihen von Pfeilern mit runder oder viereckiger Basis.

Die Denkmäler Menorcas dürfen, wegen ihrer besondern Verhältnisse, nicht in das System eingefügt werden, welches für andre Länder Gültigkeit hat. Es giebt auf unsrer Insel Mauern, die ganz den cyklopischen Bauten gleichen. Andre sind durch eine einzige Reihe von Steinen gebildet. Eine ganz andre Art von Mauern, sehr dick, nachlässig aus rohen Steinen zusammengefügt, sind die Antigots. Zur Zeit des Dr. Juan Ramis sah man bei Albranca Vell ein Amphitheater mit einigen Stufen; die letzteren sind verschwunden, doch sieht man noch die Grundlagen des Theaters, vier konzentrische Ringe, jeder ein Meter über dem vorhergehenden; der für die Arena übrige Raum war ungenügend für Kämpfe und dramatische Vorstellungen. Man kann annehmen, daß es sich hier um eine Agora handelte, die etwa 300 Personen faßte. (Übersetzung aus Le Tour du Monde 1890. Bd. LIX, S. 238 bis 240.)

Die Denudation der Wüste.

Von F. Regel. Jena [1]).

Anfang 1887 unternahm Dr. Walther eine Reise nach Nordafrika und nach dem Roten Meere, um die Bildung der Korallenriffe zu studieren, sowie Beobachtungen über die in der Wüste thätigen Kräfte zu sammeln: er lernte zunächst am Roten Meere die Wüsten des Sinai kennen, hatte dann das Glück, einer Einladung Schweinfurths folgend, im Wadi el Arabah das dortige hochinteressante Tonvorkommnis näher zu studieren und konnte nunmehr in Begleitung jenes ausgezeichneten Kenners der ägyptischen Wüste zum koptischen Kloster des heiligen Antonius und durch das Wadi Asbar zur südlichen Galala hinaufsteigen, und schließlich von hier aus allein quer durch die Wüste zum Nil reiten und so nilabwärts nach Europa zurückkehren. Im Jahre 1889 konnte Walther, von einer Reise nach Indien zurückkommend, die begonnenen Studien fortsetzen und die früheren Beobachtungen ergänzen.

In der vorliegenden Abhandlung sind nunmehr die Ergebnisse zusammengestellt, zu welchen der Verf. auf Grund seiner originalen Beobachtungen an Ort und Stelle, sowie nach einer gründlichen Durcharbeitung der sehr umfassenden einschlägigen Litteratur gelangt ist. Dieselben gehen keineswegs nur die Geologen von Fach an, sondern sind ebenso geeignet, lebhaftes Interesse in geographischen Kreisen zu erwecken, da es sich ja nicht um spezielle paläontologische,

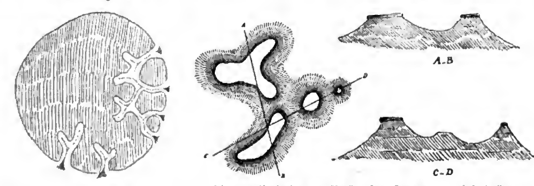


Fig. 2. Projektion und Profile einer Zeugengruppe Kef-el-Gara (nach Mission de Ghadamès).

Fig. 1. Äolische Abtragung eines Tafelgebirges in der Wüste.



Fig. 3. Äolische Abtragung in der Wüste. Späteres Stadium.



Fig. 4. Zeuge im Wadi Guerrani.

stratigraphische oder tektonische Studien handelt, sondern um die Deutung ganz allgemeiner, überall in den Wüstenzonen der Erde auftretender und wirksamer Erscheinungen.

Die ungewöhnlich reich mit Textabbildungen und acht Lichtdrucktafeln ausgestattete Arbeit gliedert sich in acht Kapitel: I. **Meteorologie der Wüste** einschließlich des Pflanzenwuchses — so werden z. B. die sogenannten „Neulinge", Sandanhäufungen um Wüstenpflanzen, hier besprochen; II. **Charaktere der Wüste**: es werden 1. **Felswüste**, 2. **Kieswüste**, 3. **Sandwüste**, 4. **Lehmwüste** unterschieden. In den folgenden vier Kapiteln (III bis VI) wird nun jede einzelne dieser verschiedenen Formen der Wüste spezieller behandelt, weiterhin (im Kap. VII) Belege für die Beständigkeit des Klimas in Ägypten gebracht und schließlich in einem „Rückblick" (VIII) die Antwort auf die Fragen zu geben versucht, welche sich der Verf. bei Antritt seiner Reise gestellt hatte: „**Welche meteorologischen Kräfte sind in der Wüste thätig? Wie zerstören dieselben die Felsen? Was ist das Endergebnis dieser Prozesse? Ist das Relief der heutigen Wüste unter dem Einfluß anderer Kräfte entstanden, als heutzutage dort wirksam sind? Woran erkennt man Wüsten?**"

Von einer Meeresbedeckung der Wüstentafel in jüngerer geologischer Vergangenheit ist keine Rede, das Salz der Wüste stammt durchweg aus älteren Sedimenten; die Modellierung des Wüstenreliefs ist nur zum geringeren Teil durch das Wasser bewirkt, Erosion und Verwitterung (durch Wasser) tritt ganz in den Hintergrund gegen die gewaltigen **äolischen** (= Wind) **Gewalten**, welche den Felsenboden der Wüste zertrümmern und alle die zum Teil wunderbaren und eigenartigen Bildungen der Wüste erzeugen, indem sie teils den Boden tief aushöhlen, natürliche Amphitheater, enge Uädikessel und Schluchten erzeugend, teils ganze Schichtenkomplexe bis auf einzelne Pfeiler oder Klötze, die „Zeugen (temoins)", oder sonderbare Pilzfelsen hinwegblasen.

[1]) **Die Denudation in der Wüste und ihre geologische Bedeutung.** Untersuchungen über die Bildung der Sedimente in den ägyptischen Wüsten von **Johannes Walther**, a. o. Prof. an der Universität Jena. (Abhandl. der math.-physik. Klasse d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. XVI, Nr. 3, Leipzig, S. Hirzel, 1891, gr. 8°, 225 S.)

Die denudierende Kraft der Wüstenwinde hat Verfasser mit dem unzweideutigen Ausdruck Deflation bezeichnet. Im Kapitel III werden nun die Wirkungen der Deflation in der Felswüste näher dargelegt: wie „Zeugen“ in Gegenden mit abwechselnd harten und weichen Schichten entstehen, ist hier sehr schlagend nachgewiesen und durch höchst charakteristische Zeichnungen veranschaulicht, ebenso die Ausmodellierung der Uādis, an welchen der erodierenden Kraft des Wassers wohl eine gewisse Mitwirkung zuzusprechen ist, obschon der Löwenanteil auch hier der Deflation zukommt.

Von allen Seiten wird das Tafelland durch die Winde angefressen, kleine Uādis dringen herein und es entsteht ein Umriß, wie Fig. 1 ihn zeigt, doch fast ohne die Mitwirkung erodierenden Wassers. Immer tiefer nagen sich die kleinen Uādis, sie verästeln sich, sie vertiefen sich, aber ihre Grundfläche bleibt immer die Kalkbank *D*; ihre Wände werden von dem Mergel *C* gebildet und nach oben wird die Bergmasse abgeschlossen durch die Bank *B*. Das Wasser schafft aus den Uādis die groben Blöcke heraus, aber die Hauptleistung vollzieht die Kraft des Windes. Auf einem späteren Stadium (Fig. 2) sehen wir auf dem Profil eine Zeugenlandschaft. Der Deflationsprozeß geht weiter. Die freistehenden Zeugen bieten der Denudation geringen Widerstand und einer nach dem andern verschwindet. Endlich ragt (Fig. 3) aus der weiten durch die Bank *D* gebildeten Wüstenebene noch ein einzelner Zeuge heraus, der letzte Rest einer früher weit ausgedehnten Schichtendecke. Der Zeuge wird infolge stärkerer Verwitterung an der Schattenseite schief (Fig. 4) und unregelmäßig, auf der Nordseite wird die schützende Kalkplatte stärker untergraben, sie bricht endlich herab und bald verschwindet auch der letzte Zeuge einer früher weit ausgedehnten Gesteinsschicht und eine Ruhepause tritt ein in der Abtragung des Landes, denn die Kalkbank *D* widersteht lange den Angriffen der wüstenbildenden Kräfte.

Eine sehr eigentümliche und nicht leicht erklärbare Wirkung der Deflation zeigt sich auch bei der Bildung der Säulengänge und der Pilzfelsen, die man oft in der Wüste trifft. Man sieht Felswände wie von regelmäßigen Fensterreihen durchbrochen, die durch spätere Entfernung der eigentümlichen und nicht erklärten Schutzwände entstanden sind. Etwas Ähnliches findet bei der Bildung der Pilzfelsen (Fig. 5) statt. Vereinzelte Blöcke von größerem Umfange bilden sich in der Wüste auf zweierlei Art: entweder sind es von einer Felswand herabgebrochene Stücke, oder sie sind bei der Deflation in situ isoliert. Solche vereinzelte Blöcke werden nun leicht, sofern sich ihr Gestein dazu eignet, von der erwähnten braunen Schutzdecke umgeben, wenigstens auf ihrer oberen Hälfte. Der Fuß wird durch Sandgebläse zerfressen und verkleinert, während die Oberseite durch die Schutzrinde widerstandsfähig geworden ist. Letztere wird bisweilen teilweise durchlöchert und nun beginnen die Wüstenkräfte sich hineinzubohren. Auf diese Weise entstehen Pilzfelsen mit weit überhängendem, ausgezacktem Rande, wie in der beistehenden Fig. 5 nach einer Zeichnung G. Schweinfurths schön zu sehen ist. Solche pilzähnliche Kalkstücke, durch Deflation aus einer größeren Felsmasse herausmodelliert, haben etwa 5 m Höhe und Breite. Fast 1 m ragt der gebräunte Hut über einem weißen Stiel hervor.

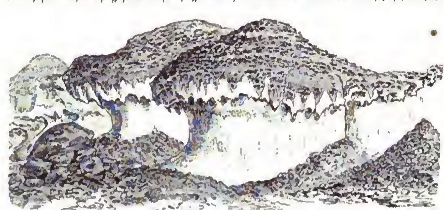


Fig. 5. Pilzfelsen im Uadi Tarfeh.

In dem Abschnitt (IV) über die Kieswüste wird die Zerstörung der Gesteine durch „das Sandgebläse“ und die mächtige Wirkung der Insolation eingehend erläutert, das Auftreten der sonderbaren Säulengänge, der Pilzfelsen, das Vorkommen versteinerten Holzes in der Wüste erklärt, während eine andre Erscheinung, die „braune Schutzrinde“ des Wüstengesteines, noch nicht völlig aufgeklärt werden konnte.

Sehr interessante Beobachtungen enthält auch der Abschnitt über die Sandwüste: hier wird auf die Bildung des Wüstensandes, auf die Form und das Wandern der Dünen, die Fußspuren im Sande u. a. näher eingegangen.

Neue portugiesische Kolonialkarten.

Von H. Seidel.

Seit Ausbruch des englisch-portugiesischen Streites ist man am Tajo eifriger als je mit Publikationen über die lusitanischen Besitzungen in Afrika hervorgetreten. Neben den litterarischen Erscheinungen ist uns in rascher Folge eine stattliche Reihe von Kartenwerken zugeflogen, die sämtlich Portugals Anteil am dunkeln Erdteil illustrieren. Man beeilt sich, wieder gut zu machen, was früher, so lange die Kolonialarchive ängstlich geschlossen blieben, versäumt und gesündigt ist. So liegen mir heute nicht weniger als 26 afrikanische Karten vor, welche überwiegend in den letzten zwei Jahren durch die kartographische Kommission des Ministerio da Marinha e Ultramar herausgegeben sind.

Zur bequemeren Übersicht möchte ich diese Werke in drei Gruppen ordnen, indem ich zuerst die reinen Landkarten, dann die Seekarten und endlich die Inselkarten bespreche, da einige der letzteren ebensowohl die terrestrischen wie mari-

timen Verhältnisse ihres Gebietes behandeln. Eine Sonderstellung nimmt schließlich der Esboço do curso do Zambeze in 1:200000 ein, den ich am besten als Flußkarte kennzeichne.

Den Reigen darf die Carta da Guiné Portugueza in 1:500000 aus dem Jahre 1889 eröffnen. Dieselbe veranschaulicht das vielfach gegliederte und durch einen Schwarm von Inseln umlagerte Territorium in der Mündungszone der Flüsse Cazamansa, Cacheo, Geba, Cassini und Nuñez. Aus dem Wirrsal von Delta-Armen, Buchten, Sandbänken und Klippen erhebt sich der einsame Bissagos-Archipel (vergl. Globus LVII, 237).

Geringer im Wert steht uns die zweite Karte, ein kleines Blatt in 1:750000, das für die Territorios de Cabinde. Molembo e Massabi bestimmt ist. Auch die dritte Karte, die auf schmaler Fläche die Kongo- oder Zaire-Mündung wiedergiebt, läßt kaum eine Erörterung zu. Etwas mehr können wir aus der Carta de Angola in 1:3000000 lernen, da hier durch verschiedene Farbentönung die fruchtbaren und relativ gesunden Regionen von den fruchtbaren, aber ungesunden Bezirken augenfällig unterschieden sind. Der Karte ist noch eine Übersichtstafel der landwirtschaftlichen und Bergwerkserzeugnisse beigegeben, die sich leider mit gar zu allgemeinen Daten begnügt.

Indem wir nach Ostafrika übergreifen, sei hier zunächst eine recht inhaltreiche Karte des Distrikts Manica und der Umländer erwähnt, auf welcher unter anderen auch die wichtigsten Routen der neueren Forschungsreisenden eingezeichnet sind. Das Blatt stammt aus dem Jahre 1887, und so erklärt sich die mangelhafte Wiedergabe des Zambesi-Deltas, wo wir z. B. den Chinde-Arm vergebens suchen. Die Befahrbarkeit desselben ist erst nach jener Zeit erprobt worden, so hauptsächlich durch das englische Kriegsschiff „Storch" mit dem Konsul Johnston an Bord. Der „Storch" passierte früh am 28. Juli 1889 die Barre, eine bis zwei Stunden nach Hochwasser, und fand 19 Fuß Tiefe, so daß er ungefährdet in den schönen Hafen des Nañombe-Beckens — oder, wie die portugiesischen Karten schreiben, Inhaombe — einlaufen konnte. Laut der Berichte von Konsul Johnston[1]) und Kapitän Balfour[2]) ist der Chinde stark gewunden, und manche seiner Biegungen sind sogar ziemlich kurz; aber das Wasser ist sehr tief, ausgenommen den Zugang in den Zambesi, wo die Fahrrinne bei Niedrigwasser nur 10 Fuß Tiefe hat. Die Flut steigt und fällt hier noch um 8 Fuß, so daß — nach Konsul Johnston — Schiffe von höchstens 17 Fuß Tiefgang und 200 Fuß Länge nicht nur die Chinde-Barre bequem passieren, sondern auch ebenso leicht den Hauptstrom selbst durch den Chinde erreichen können.

Während der englischen Vorstöße auf dem Chinde war schon das portugiesische Kanonenboot „Liberal" seit Wochen zur Vermessung jener Gefließe in Thätigkeit. Als Frucht dieser Arbeit begrüßen wir den sorgfältigen Plan der Chinde-Barre, sowie des unteren Flusses bis Punta Salimane in 1:20000. Vor allem ist die Beschaffenheit der Barre mit größter Pünktlichkeit wiedergegeben. Aus den Tiefenzahlen ersehen wir, daß die flachste Stelle in der Einsegelungslinie noch 1,8 m bei Niedrigwasser mißt. Rechnen wir hierzu das Steigen der Flut im Mittel zu 3,2 m, im Maximum aber zu 4 m, so ergeben sich gut 5 m Tiefe und darüber für die Fahrrinne, allerdings in den meisten Fällen doch etwas weniger, als die Meldung Johnstons voraussetzen läßt.

Die hydrographischen Verhältnisse des Hauptstroms bis über die Abzweigung des Chinde hinauf sind bereits seit mehr als 20 Jahren zuverlässig mappiert. Die britischen Seekarten Nr. 650 und 2865 erteilen den Schiffsführern die nötige Auskunft, die ihnen merkwürdiger Weise der sonst recht inhaltvolle Esboço do curso do Zambeze gerade für das Delta versagt. Auf einem 30 cm breiten und 2½ m langen Streifen ist der Unterlauf des Zambesi bis kurz oberhalb von Tete mit seinen Inseln, Ufersümpfen und Nebenflüssen, mit den benachbarten Bergzügen, Handelswegen und Ortschaften in möglichster Vollständigkeit niedergelegt. — Sehr hübsch präsentiert sich ferner die große Carta de Moçambique in 1:3000000, die im Süden bis über Lourenço Marques, im Norden bis Mikindani und den Bangweolo-See reicht, während im Westen etwa der 28. Meridian östl. v. Gr. die Scheide bildet. Wir haben hier sonach das ganze ausgedehnte Feld vor uns, auf dem sich gegenwärtig der englisch-portugiesische Interessenstreit bewegt; namentlich überrascht uns der gewaltige Umfang des britischen Begriffes „Nyassaland", wozu man an der Themse außer dem See und seinen Rändern auch das Schiregebiet, sowie die Räume östlich und westlich des Zentralbeckens zählt. Die lang bestrittene Priorität der Entdeckung des Nyassa hat kürzlich Jaime Batalha Reis in seiner Schrift „Os Portuguezes na região do Nyassa" auf Grund gewisser „documentos já esquecidos ou ignorados" von neuem für Portugal in Anspruch genommen[1]).

Von den Seekarten, zu denen ich jetzt komme, ist eine schon des Näheren erörtert. Die übrigen enthalten, teils genauer, teils flüchtiger ausgeführt, die Bahia do Mocambo, den Rio Pungue bis 19° 25′ südl. Breite aufwärts, sowie dessen Einfahrt vor Beira und die Mündung des Rio Linde im Delta des Zambesi. Zur westafrikanischen Küste gehören zwei Litoralaufnahmen aus Angola und die kleine Karte einer Bucht der Insel Braka unter 14° 52′ nördl. Br. Störend wirkt es, daß zur Bezeichnung der Tiefen in den Karten kein einheitliches Maß gewählt ist; bei einigen treffen wir Meter, bei anderen Fuß oder gar Braças an.

Geographisch weit interessanter sind die sechs Karten der Kap-Verdischen Inseln, denen bei San Thiago noch zwei Seekarten, die eine für Porto da Praia (1:8000), die andre für die Bahia do Tarrafal (1:5000), zugezählt werden müssen. Sämtliche Inseln sind in gleichem Maßstab 1:100000 gezeichnet, und wir erhalten dadurch ein so ausführliches Bild jener entlegenen Eilande, wie es uns sonst nicht geboten wird. Das in brauner Schummerung gehaltene Terrain bietet mancherorts ganz überraschende Gemälde dar. Höchst seltsam erscheint z. B. der mit wechselnden Kraterformen bunt übersäete westliche Teil der Antoniusinsel. Auf einer elliptischen Fläche von 10 km Längen- und 5 km Breitenachse sind an 50 vulkanische Krater verstreut, manche von erheblichen Dimensionen, wie der Campo redondo, manche wieder sehr klein, nur 100 bis 200 m im Durchmesser haltend. Bei vielen ist der umschließende Ringwall durchbrochen, oft gar zur Hälfte und darüber eingestürzt, oder es hat sich in dem älteren Zirkus noch ein zweiter Krater gebildet, der hier und da auch schon zerstört ist. Kurz, die Physiognomie der Gegend erinnert uns sofort an die längst bekannten typischen Mondlandschaften. Von dem durchweg niedrigen Kulturstand der Inseln und ihrer schwachen Bevölkerung geben die Karten ein sprechendes

[1]) Bluebook C. — 5904. Africa Nro. 2 (1890) Correspondence respecting the action of Portugal etc. S. 140 u. 141.

[2]) A. a. O. S. 143 bis 145. Zwischen den Angaben Johnstons und denen des Kapitäns besteht ein merkwürdiger Unterschied. Der Konsul setzt sämtliche Tiefenzahlen um 2 Fuß höher an, als der vorsichtigere und für seinen Bericht verantwortliche Seemann. Wir sind unbedenklich dem letzteren gefolgt.

[1]) Der englische Text obiger Abhandlung ist im Mai 1889 im Scottish Geographical Magazine erschienen.

Zeugnis. Die spärlichen Ansiedelungen sind vorwiegend auf die Küstensäume beschränkt, wenn diese nicht, wie auf der Ilha de Boa Vista oder der Ilha do Sal, durch ein ungastliches und gefährliches Ufer den Kolonisten zurückschrecken. In dem Plane von Porto da Praia fällt eine hübsche „Vertonung", d. h. bildliche Ansicht der Stadt und ihrer näheren Umgebung mit dem scharf zuckerhutförmigen Pico d'Antonia und dem gleichmäßigen Kegel des Monte Vermelho angenehm auf. Ebenso ist zur Bahia do Tarrafal eine Zeichnung der Strandszenerie gegeben, welche das jäh abfallende, von Klippen umgürtete Gestade mit dem stattlichen Monte Graciosa dahinter (645 m hoch) prächtig zur Schau bringt.

Weniger gelungen sind die beiden letzten Inselkarten, nämlich die der Ilha de S. Thomé in 1:150000, sowie die der Ilha do Principe in 1:100000. Die erstere ist auf Professor Greffs Karte in Petermanns Mitteilungen 1884, Tafel 6, trotz des kleineren Maßstabes viel detaillierter gehalten. Der einzige Vorzug des portugiesischen Blattes besteht in einer als Karton eingefügten Seekarte der Bahia de Anna de Chaves in 1:40000. Verschiedene Farbentönungen machen für die Inseln das kultivierte wie das unkultivierte Terrain erkennbar, und für San Thomé ist noch ein kultur- und handelsstatistischer Plan beigedruckt, dessen Daten allerdings auf das Jahr 1881/82 zurückgreifen.

Trotz solcher und ähnlicher Mängel, die auch in den früher besprochenen Blättern kaum fehlen werden, können wir es der portugiesischen Regierung nur Dank wissen, daß sie mit der Publikation ihrer afrikanischen Karten so wacker voranschreitet. Noch mehr zu rühmen ist jedoch die Liberalität, mit welcher Portugal diese Werke auch an auswärtige Bibliotheken und Institute gelangen läßt.

Vorstellungen des russischen Volkes vom Tode.

Der Tod ist nach den Vorstellungen des russischen Bauern ein schreckliches Ungeheuer, dem alles auf der Erde unterthan und jeder Widerstand unmöglich ist. Dieses Ungetüm wird in einer alten Legende vom Riesen Anika folgendermaßen geschildert: Ein Ungeheuer mit einem Menschenkopfe mit langen, bis zu den Hüften herabwallenden Haaren und mit Pferdefüßen; seine Bewaffnung wird bald als nur aus einer Sense, bald als aus Schnittmesser, Säge und Schaufel bestehend beschrieben.

Die Gestalten, welche die Seele annimmt, um aus dem Körper eines Verstorbenen zu entweichen, sind sehr verschieden, bald ist sie ein kleiner Vogel oder ein Schmetterling (daher wird im Gouvernement Jaroßlawl der Schmetterling düschitschka, von duschá = Seele, genannt), bald ein kleines Männchen, und sie wird sogar als Rauch (dymzó máloje) geschildert. Damit die entwichene Seele vor Beginn der beschwerlichen Wanderung ins Jenseit sich stärke, wird auf dem Fensterbrett eine Tasse mit Wasser aufgestellt. Die Vorstellung vom Jenseit, wie sie Basilius, ein Bischof von Nowgorod aus dem XIV. Jahrhundert, beschreibt, ist unverändert bis auf den heutigen Tag in der Phantasie des russischen Bauern geblieben. In seinem Briefe an Theodor, den Bischof von Twer, schildert Basilius, auf eine Legende vom heiligen Euphrosinus Bezug nehmend, der angeblich im Paradiese gewesen sein soll, das Paradies als einen hohen, von der Brandung eines stürmischen Meeres umtosten Berg. Da nun dieser Berg sehr schwer zu ersteigen ist, so herrscht unter den Bauern in einigen Gegenden Rußlands die Meinung, daß die abgeschnittenen Nägel unter keinem Vorwande weggeworfen werden dürfen, sondern man muß sie sorgfältig aufbewahren, um sie nach dem Tode beim Ersteigen des Paradiesberges benutzen zu können. In einigen Gegenden legte man zu demselben Zwecke aus Riemen geflochtene Leitern in den Sarg, und in den Gouvernements Kursk und Woronesh bäckt man für den Toten Kuchen in Form einer Leiter.

Da das Paradies von einem Meere umgeben ist, nach andern wieder von einem Feuerstrome (ognennaja rjeka) umflossen wird, so legt man dem Toten Geld in den Sarg, damit er die Überfahrt bezahle. Wie naiv die Vorstellungen der Russen vom Jenseit sind, zeugt am deutlichsten der Glaube, daß der Verstorbene dieses Geld außer zur Überfahrt noch zum Ankauf eines Platzes für sich, zur Bestechung der höllischen Richter rc. braucht. Die Raskolniken verfertigen noch jetzt Särge aus ausgehöhlten Baumstämmen, in der Art, wie früher Kähne hergestellt wurden. Also hier begegnen wir der so oft bei verschiedenen Völkern wiederkehrenden Sitte, ihren Toten ein Boot zur Reise ins Jenseit mitzugeben.

Im Altertum wurden mit dem Verstorbenen seine Weiber, Sklaven, Vieh und mancherlei Geräte beerdigt, als ein Überbleibsel aus der heidnischen Zeit kann man die Sitte betrachten, dem Toten ein Handtuch aus Leinwand in die Hände zu legen. Das Totenmahl (pominki) der Russen, welches am Beerdigungstage, am 9., 21., 40. Tage und am Jahrestage veranstaltet wird und zu dessen wesentlichen Bestandteilen Kissel, eine Mehlspeise mit Zusatz von Zucker, Himbeer-, Heidelbeer- oder anderm Beerensaft, und Bliny, flache, runde Buchweizenkuchen, welche mit Butter, Kaviar, Lachs genossen und merkwürdigerweise nur noch außer zum Totenmahl in der Butterwoche (massljaniza) gebacken werden, gehören, — dies Totenmahl ist natürlich nichts andres als die alte heidnische trisna, welche auf dem Grabe des Verstorbenen mit Essen, meistens übermäßigem Trinken, nicht selten mit Tanz und Musik gefeiert wurde.

In einigen Gegenden zünden die Bauern auf ihren Höfen Stroh am heiligen Weihnachtsabend und am Vorabend der heiligen drei Könige (krestschenskiy sotschelnik) an, damit die Verstorbenen sich erwärmen können. In der ersten Woche nach Ostern wird zu Ehren der Dahingeschiedenen die sogenannte radoniza gefeiert, in Rjasan heißt dies Fest auch nawiy deñ (von naw = Toter) oder grobki (von grob = Sarg). An diesem Tage werden Bliny gebacken, Eier gefärbt, und alle ziehen auf den Kirchhof hinaus, um damit ihre geschiedenen Anverwandten zu bewirten, wobei die Eier in Grabhügeln vergraben und diese mit Branntwein und Met begossen werden. Diese Sitte herrscht nicht nur auf dem Lande, sondern sogar in Städten, und selbst in der sonst fast kosmopolitischen Hauptstadt des Reiches St. Petersburg sind alle Kirchhöfe an diesem Tage von Arbeitern, Handwerkern, niedern Beamten, Kaufleuten und ihren Familien überfüllt.

Ebenso am Tage des Heiligen, welchem der Friedhof geweiht ist, ziehen alle hinaus zu den Gräbern ihrer Angehörigen, um dort zu deren Ehren zu essen und zu trinken, wobei es nicht ohne rohe Auftritte und widerliche Szenen völliger Trunkenheit abgeht; bezeichnend ist z. B., daß noch im Jahre 1889 am Tage des heiligen Mitrofan, auf dem ihm geweihten Friedhofe (Mitrofaniewskoje kladbistsche) in St. Petersburg nicht weniger als 300 Polizeisoldaten und berittene Gendarmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgeboten werden mußten. Da die Polizei das Mitbringen von geistigen Getränken streng untersagt hat, so versucht man die beim Eingange zum Friedhof aufgestellten Polizisten auf verschiedene Art zu täuschen, um Bier und Schnaps einzuschmuggeln.

Im Gouvernement Charkow glaubt man, daß zu Ostern die Toten in der Kirche sich versammeln und die längst ver-

storbenen Priester das Hochamt zelebrieren. Das Seelenmessenlesen und andre mit dem Totenkultus verbundene Zeremonien galten in Rußland vor der Reform Peters I. für so wichtig, daß dafür ein besonderes Ministerium in Moskau existierte, der sogenannte „panaphiduiy prikas". In Nowgorod erzählte man einst die Sage von dem Possadnik (einer hohen Magistratsperson) Stschila, welcher ein arger Wucherer war und deshalb lebendig zur Hölle fuhr. Der Erzbischof ließ auf einem Bilde die Hölle darstellen und inmitten der Flammen befand sich der sündige Possadnik. Der Sohn des Sünders ließ in 48 Kirchen Seelenmessen für das Heil seines Vaters lesen, und siehe da! der Kopf des Stschila wurde über den Flammen sichtbar; als der Sohn diese Seelenmessen wiederholen ließ, erhob sich der Sünder bis zu den Hüften aus den Flammen und nach der dritten Totenfeier (pominowenje) wurde er gänzlich aus den Flammen befreit.

Bekanntlich herrscht in Rußland, namentlich bei den Kaufleuten, noch heute die Sitte, besondere Klageweiber zu mieten, welche den Toten beweinen (golossitj) und seine Tugenden in wohlgesetzten Reden mit weinerlicher Stimme preisen (pritschitywatj) sollen. Irrlichter auf den Friedhöfen und Sümpfen galten im Gouvernement Tambow als Seelen der Verstorbenen, und man erzählt im Gouvernement Pensa, daß auf dem Grabe eines unschuldig Hingerichteten jede Nacht eine Kerze brannte, bis für sein Heil eine Seelenmesse gelesen wurde.

Im Gouvernement Perm und in Sibirien hält man Sternschnuppen für die Spuren eines nach der Seele eines Sterbenden ausgesandten Engels.

Sehr viele Russen niedern Standes haben abergläubische Furcht vor dem Porträtieren, weil dabei angeblich ihre Seele ihnen genommen wird. Daß die Seele die Gestalt eines Vogels annimmt, ist in Rußland ein weit verbreiteter Glaube, so z. B. als 1681 der Diakonus Theodor und andre Häupter (sakonoutschiteli) der Sektierer (raskolniki) in Moskau auf dem Scheiterhaufen starben, entwichen ihre Seelen, nach den Berichten der Raskolniken, als weiße Tauben. Als 1754 der kaiserliche Hofmeister Tschogloкoff starb, hielt seine Witwe einen in ihr Schlafzimmer zufällig hineingeratenen Vogel für die Seele ihres verstorbenen Mannes. In den Kreisen (ujesd) Mossalsk und Shisdra im Gouvernement Kaluga wird sechs Wochen nach dem Tode eines Hausgenossen ein Handtuch auf dem Fensterbrett ausgebreitet und darauf Brot gelegt, damit die Seele des Verstorbenen, welche in Gestalt eines Vogels kommt, nicht zu hungern braucht.

P. von Stenin.

Crampels Besuch beim Zwergstamme der Bayaga (äquatoriales Westafrika).

In der Sitzung der Pariser geographischen Gesellschaft vom 5. Dezember kam ein Brief Crampels zur Verlesung, der die Pygmäen Zentralafrikas wieder in einer neuen Lokalität nachweist, und manche interessante Beiträge zu ihrer genaueren Kenntnis giebt: Crampel fand sie im Gebiete der M'Fangs, nördlich vom Ogowé, unter 11° östl. L. und 2° nördl. Br. Das Land ist ein ausgedehntes Sumpfgebiet, meist mit dichtem Urwald bestanden, ein Lieblingsrevier des Elefanten; nur hier und da finden sich trockenere, hügelige Stellen, auf denen die M'Fangs mit Vorliebe ihre Dörfer erbauen. Sie sind Ackerbauer; die Ausübung der Jagd überlassen sie, wie andre Waldstämme auch, den Pygmäen, welche hier Bayagas heißen. Sie stehen mit diesen in einer Art Vertragsverhältnis. Jeder Häuptling hat seine bestimmte Horde Bayagas, welche im Wald in der Nähe seines Dorfes hausen und für ihn besonders den Elefanten jagen. Dabei treten sie aber durchaus nicht in ein eigentliches Dienstverhältnis und wahren sich ängstlich ihre Freiheit. Man bekommt die Bayagas nur zu Gesicht, wenn sie wollen, sagte der M'Fang-Häuptling, der Crampel zu „seinen" Bayagas führte. Sie bleiben selten länger als ein paar Tage an einer Stelle, runde Zweighütten mit großen Blättern überdeckt sind ihre Wohnstätten, ein Haufen Laub ihr Lager; ihre Hausgeräte bestehen aus einem kaum geformten Eisenklumpen, der wie vielfach in Afrika als Hammer dient, und einem kleinen Elefantenzahn, mit dem sie die Baumrinde, aus der sie ihre Kleidung gewinnen, klopfen und glätten. Manche haben auch eine Rohrflöte oder noch seltener einen Tambourin; ein paar Speere und Bogen und Pfeil vollenden die Ausrüstung eines Bayaga. Vor dem kleinen Loch, welches jedem Bau als Thüre dient, steht eine kleine aus Zweigen geflochtene Hürde zum Fleischtrocknen.

Die Bayagas hausen meistens in Trupps von etwa 15 Köpfen zusammen; jeder Trupp teilt sich in zwei Hälften, die abwechselnd jagen gehen. Sobald ein Elefant erlegt ist, wird der Häuptling benachrichtigt; er sendet dann seine Frauen mit Lasten von Maniok und Bananen an die Stelle, wo das Tier liegt, und nimmt für diese das Elfenbein und einen Teil des Fleisches in Empfang. Ist die Jagd besonders gut gewesen, so erhalten die Jäger wohl auch noch ein paar alte unbrauchbare Flintenläufe und zerbrochene Äxte, aus denen sie ihre Speere schmieden, einige Lappen Zeug und vielleicht einige Perlen. Nur in ganz besonderen Fällen, wenn sie ungewöhnlich große Elefantenzähne abliefern, erhält der Älteste des Trupps wohl auch einmal eine noch brauchbare Flinte mit Pulver und Blei. Crampel hatte selbst einmal Gelegenheit, einem derartigen Tauschhandel beizuwohnen. Die Bayagas brachten, da der tote Elefant zu fern lag, nur die ziemlich kleinen Zähne; sie wurden mit Geheul empfangen, herumgestoßen, fast geprügelt, man nahm ihnen das Elfenbein ab und warf ihnen ein paar Perlen und ein altes Gewehr hin, und das Geschäft war abgemacht. Der Reisende äußerte sich mißbilligend darüber. „Was willst Du?" sagte der Häuptling, „so ist es ganz in der Ordnung. Vor langer Zeit hatten die Bayagas noch keine Speere und nährten sich kümmerlich von Honig und Beeren. Sie hatten Hunger und ihr Vater hieß sie eines Tages die Elefanten angreifen; aber die Elefanten waren stärker als sie. Da erbarmte sich der Vater der M'Fangs ihrer und gab ihnen die alten Gewehre, daß sie sich Speere machen und die Elefanten töten konnten. Nur durch uns können sie jagen und es ist darum nur billig, daß sie es für uns thun." Die Bayagas standen mit gesenkten Köpfen dabei, als der Häuptling das erzählte, und schienen es zu bestätigen. Sie betrachten sich selbst als eine niedrigere Rasse und der Reisende mußte, wenn er sie zum Reden bringen wollte, erst alle M'Fangs aus der Nähe entfernen.

Die Sprache der Bayagas ist den M'Fangs absolut unverständlich, aber bei jeder Horde finden sie einzelne, welche die M'Fang-Sprache kennen, und durch diese konnte sich Crampel ganz gut mit ihnen verständigen. So erfuhr er Genaueres über ihre Lebensweise. Sie sind Jäger von klein auf. Die Kinder fangen die kleineren Waldtiere in Schlingen, die Frauen sammeln den wilden Honig, die Jünglinge und Männer jagen mit Pfeil und Bogen Affen und Antilopen. Ihre Lieblingsbeschäftigung aber ist die Elefantenjagd. Sie jagen natürlich nur mit der Lanze. Diese ist 1,60 m lang, länger als der Jäger, zweischneidig und sehr spitz. Die Bayagas greifen immer zu zweien ein Tier an; die erfahrensten und stärksten nehmen auch die größten Männchen auf sich. Affenartig gleiten sie unter Vermeidung der Pfade durch die dichten Lianen des Urwaldes und beschleichen den Riesen, wenn er schläft oder wenn er sich gerade im Sumpf

wälzt und über seinem eigenen Plätschern die anschleichenden Zwerge nicht hört. Einer von rechts und einer von links nähern sie sich unhörbar und stoßen ihm die Speere in die Weiche; dann verbergen sie sich im Dickicht, bis der Elefant sich ausgetobt hat, und folgen nachher seiner Spur, bis er zusammenbricht. Nicht immer geht es glatt ab; die Truppe, welche Crampel kennen lernte, hatte innerhalb sechs Monaten sechs Leute verloren, aber auch 26 Elefanten erlegt. Von Zeit zu Zeit machen sie einmal Ferien, um sich neue Waffen zu schmieden und etwas auszuruhen. Dann kommen sie in die Nähe der Dörfer und die M'Fangs müssen sie während dieser Zeit ernähren. Werden sie schlecht behandelt oder zu arg beim Handel betrogen, so sind sie auf einmal verschwunden, und der betreffende Häuptling hat dann mitunter lange zu warten, bis ein andrer Trupp in seine Dienste tritt. Das wissen die M'Fangs und deshalb ist das Verhältnis zwischen beiden Stämmen durchschnittlich ein ganz leidliches. Sie vermischen sich aber nie; auch die Bayagas würden nie ein Mädchen einem M'Fang zur Frau geben.

Die Bayagas, mit denen Crampel in Berührung kam, waren durchschnittlich nur 1,40 m groß, also im Vergleich mit den hochgewachsenen M'Fang Zwerge; sie sind aber stämmig und kräftig gebaut und gut gewachsen. Ihre Farbe ist ein gelbliches Braun, die Haut beinahe überall behaart. Die Brauenbogen springen stark vor, die Augenbrauen fließen zusammen, die Backenknochen stehen vor; die Nase im Profil gesehen ist gebogen; von vorn erscheint sie breit und nach dem Mund herabsteigend. Der Hals ist sehr kurz, so daß der Kopf zwischen den Schultern steckt; die Brust ist gewölbt, der Arm stark, die Faust groß, die Beine krumm, der Knöchel springt stark vor. Im Ruhezustand sind die Füße einwärts gekehrt. Am meisten fällt der eigentümlich scheue, ängstliche Gesichtsausdruck auf; sobald man sie befragt, senken sie den Kopf und scheinen zu zittern; trotzdem sind sie sehr neugierig. Die Frauen sind noch scheuer und nur ganz ausnahmsweise gelang es dem Reisenden, sie durch Salz herauszulocken. Sie durchbohren die Ohren und stecken immer größere Gegenstände hindurch, bis schließlich das Ohrläppchen bis auf die Schultern herabreicht. Genaueres über Sitten und Gebräuche war nur schwer zu erfahren, denn die M'Fangs berichteten darüber das tollste Zeug und aus den scheuen Bayagas war nur schwer etwas herauszuholen. Die einzelnen Trupps scheinen in der That Familien zu sein, Vater, Kinder und Enkel, seltener auch ein Bruder des Familienhauptes und seine Nachkommen. Doch gilt offenbar noch Mutterrecht, denn der junge Bayaga, der heiraten will, muß in die Familie seiner Frau eintreten; vorher muß er aber längere Zeit umsonst dienen und besonders eine Anzahl Elefanten erlegen helfen. Hat er einen Sohn und ist dieser soweit erwachsen, daß er einen Elefanten töten kann, so darf der Vater wieder in seine ursprüngliche Familie zurückkehren, aber der Sohn gehört zu der der Mutter und bleibt bei dieser, bis er heiraten will. Mehr als eine Frau haben nur die Ältesten, die Zahl der Frauen scheint zu gering, als daß allgemeine Polygamie möglich wäre.

Nachdem Crampel einmal durch Verteilung von Salz, Messer und Stoffen das Vertrauen der Bayagas gewonnen hatte, erwiesen sie sich sehr anhänglich; drei Männer begleiteten ihn längere Zeit, bis ein Häuptling der M'Fangs, denen diese Freundschaft sehr wenig gefiel, sie durch Drohungen verscheuchte.

Die Niveauschwankungen des Kaspischen Meeres.

Die seit langer Zeit bekannten Niveauschwankungen des Kaspischen Meeres sind verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Man hat einen unterirdischen Abzug nach dem Persischen Golf angenommen, andre dachten an einen Schlund im Karabugas, in dem die Wässer verschwanden, und neuerdings hat man von unterirdischen Vulkanen gesprochen, welche die Wässer in sich aufnehmen und anderweitig wieder von sich geben. Auch hat man die Schwankungen überhaupt bezweifelt, weshalb es nötig erschien, die alten Beobachtungen wieder zu prüfen und neue feste Marken anzubringen, die spätere Untersuchungen möglich machen.

Unter denjenigen, welche sich mit der Frage beschäftigt haben, sind Pallas, Humboldt, Lenz, Abich, Baer und Chanikow zu nennen. Alle diese haben, wenn auch nicht in genügender Weise, versucht, die Erscheinung zu erklären. Um eine feststehende Marke zu besitzen, meißelten Lenz 1830 und Chanikow 1853 auf der Insel Nargen und bei Baku Zeichen in die Felsen ein. Chanikow studierte die Sache eingehend und kam zu folgenden Schlüssen: Im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung stand der Spiegel des Kaspischen Meeres 26 m über dem heutigen Niveau, dehnte sich somit über eine weit größere Fläche aus. Seitdem hat ein allmähliches Einschrumpfen stattgefunden. Im achtzehnten Jahrhundert trat dagegen wieder ein Steigen ein, wenn die Berichte von Hanway, Woodruffe, Tatitschew und andern Reisenden richtig sind. Mit dem Beginn unsres Jahrhunderts trat abermals ein Sinken ein, doch seit 1865 hat sich der Spiegel wieder gehoben.

Chanikow sowohl als Lenz in seiner Abhandlung „Über das Niveau des Kaspischen Meeres" förderten die Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse wesentlich. Auch der 1843/48 im Kaspischen Meere beschäftigte Flottenoffizier Sokolow brachte, aus eigener Beobachtung schöpfend, viel neuen Stoff bei. Er zeigte, daß in unserm Jahrhundert der Spiegel stetig gefallen war, sowie er im verflossenen ständig gestiegen war, wodurch bei den Umwohnern große Furcht vor Überschwemmungen und der Glaube an ein 13jähriges Fallen und Steigen des Sees entstanden. Lerch, der 1734 und 1747 in Baku war, fand überschwemmte Gebäude, die 30 Jahre früher auf trocknem Lande standen, und von der Bucht von Enseli bei Rescht erzählte ihm ein Perser, daß der See alle 30 Jahre abwechselnd steige und falle, was allerdings nicht zutrifft.

Jetzt hat N. M. Philipow in den Zapiski der russischen geographischen Gesellschaft (Bd. XX, 2. Petersburg 1890) die ganze Angelegenheit einer neuen Untersuchung unterzogen. Er nahm Teil an der hydrographischen Untersuchung des Kaspischen Meeres unter Oberst Iwatschintsew und zählt verschiedene Ursachen auf, die auf die Niveauschwankungen von Einfluß sind: Der Wind treibt das Wasser nach gewissen Küsten; die Temperatur bewirkt im Sommer starke Verdunstung und damit ein Fallen des Spiegels, während im Winter das Gegenteil der Fall ist. Die Flüsse, der Regen, Erdbeben sind auch thätig, um tägliche und monatliche Schwankungen hervorzubringen. Die russische Regierung zollt der Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit und hat den Meteorologen Rykatschow beauftragt, neue Marken anzubringen, so daß an die Stelle von ungewissen Theorieen nun sichere Thatsachen treten können. (E. D. Morgan in Proceedings 1891, 130.)

Aus allen Erdteilen.

— Der Phonograph wird mit vielem Erfolge jetzt bei der Aufnahme der nordamerikanischen Indianersprachen angewendet, welche zahlreiche Laute enthalten, die mit unserm Alphabet sich nicht einfach wiedergeben lassen. Kaum zwei Sprachforscher hören da gleich oder geben die Laute in der gleichen Weise wieder und auch die langen Erzählungen und Gesänge werden bei einfacher Niederschrift nur schwer ordentlich festgehalten; aber gerade diese, die allmählich aussterben, noch jetzt uns zu bewahren, ist eine Aufgabe unsrer Zeit. Der Kaklan, ein Zuñi-Ritual, welcher vom Priester nur alle vier Jahre einmal vorgetragen wird, bedarf mehrerer Stunden, um hergesagt zu werden, an und für sich eine Aufgabe, die schwerlich ein Weißer ohne Anstand durchführt. Walter Fewkes hat nun mit Erfolg die Gesänge und Erzählungen der im Staate Maine lebenden Possamaquoddy mit dem Wachscylinder des Phonographen aufgenommen und ebenso die Gesänge bei den heiligen Tänzen der Zuñis in Neu-Mexiko. So sind dieselben uns echt erhalten. Die Transscription allerdings bereitet Schwierigkeiten.

— Südafrikanische Flußgeister. Bei den Zulu und andren südafrikanischen Bantustämmen spielen die Fluß- und Wassergeister eine große Rolle. In den vom Standpunkte der Volkskunde ganz ausgezeichneten Abhandlungen, die Rev. J. Macdonald nach genauer persönlicher Kenntnis der Südafrikaner veröffentlicht, geht derselbe auch auf diese Geister näher ein (Journ. Anthropol. Instit. XX, 124, November 1890). Die Orte, wo sie hausen, werden gefürchtet und gemieden. Ertrinkt ein Mensch und es liegt kein offener Grund dafür vor, so heißt es: „Der Fluß (-Geist) hat ihn gerufen." Diesem Ruf kann Niemand widerstehen, man muß ihm Folge leisten und untergehen. Die Zauberer bringen ihre Opfer dar, nicht, indem sie die Tiere töten, sondern indem sie dieselben in den Fluß treiben. Eine andre Form ist, daß man unter wiederholten Anrufungen einige Hände voll Korn in das Wasser wirft. Das hindert aber nicht, daß die Zauberer einmal entscheiden, der Geist müsse gesteinigt werden; dann versammeln sich die Männer am Flusse, werfen Steine hinein und stoßen Schimpfworte gegen die dort hausenden Geister aus. Doch diese Flußdämonen dürfen nur im Beisein der gegen sie schützenden Zauberer solchergestalt gereizt werden. Setzt man über einen unbekannten Fluß, so unterläßt man nicht, etwas — sei es auch wertlos — hineinzuwerfen, um so Schaden abzuwenden.

Vor etlichen Jahren badeten einige Galekamädchen an einem schönen Tage im Baschiflusse. Eines geriet an eine tiefe Stelle und begann mit dem Wasser zu kämpfen und um Hilfe zu rufen; die Gefährtinnen schrieen und auf ihren Ruf eilten einige in der Nähe befindliche Männer ans Ufer, während das Mädchen noch lebte; keiner der Männer aber machte den geringsten Versuch, ihr zu helfen, denn es lag auf der Hand, sie war „gerufen" vom Flusse. Der Körper ward aufgefunden und es stellte sich heraus, daß das Mädchen in nur 5 Fuß Wassertiefe ertrunken war. Als die Sache vor dem britischen Residenten, Bell mit Namen, in Gegenwart der Zauberer verhandelt wurde, gaben jene Männer zu, daß sie das Mädchen wohl hätten retten können, „allein es sei unrecht und gefährlich, sich einzumischen, wenn jemand vom Flusse gerufen würde". Sie erhielten zur Strafe jeder 6 Monate schwere Arbeit.

Im Jahre 1889 ertrank ein Mädchen im Flüßchen Mbulu, dessen Körper sich unter einem Felsvorsprunge festklemmte und nicht leicht entfernt werden konnte. Die Verwandten trieben einen Ochsen ans Ufer und der dabei anwesende Zauberer betete: „Gieb uns unsre Tote. Wir bringen dir ein Opfer." Die Geister antworteten nicht und ein englischer Reverend tauchte schließlich und holte die Leiche, obwohl alle Schwarzen entsetzt schrieen, er würde auch „gerufen".

Als Macdonald selbst im Tsitsa an einem heißen Sommertage baden wollte, warnte ihn sein Bursche vor den im Flusse lebenden Schlangen. Die Gegenrede, Wasserschlangen bissen nicht, zog nicht. Der Bursche warnte mehr und mehr und brach schließlich in die Worte aus: „Herr, um die Wahrheit zu sagen, da drinnen wohnt ein Tikolosch, der „ruft" Sie, wenn sie in den Fluß gehen. Was soll ich Ihrer Frau sagen, wenn Sie nicht wiederkommen?" Man erkennt die Verwandtschaft der südafrikanischen Wassergeister mit unsern Nixen u. s. w., die heute noch nicht ganz im Volksaberglauben ausgestorben sind.

— Über versunkene Wälder an der Ostküste Nordamerikas berichtet Shaler in einer eingehenden Arbeit über die Geologie von Cape Ann, Mass. (in Ninth. Ann. Rep. U. S. Geol. Survey 1887/88). Er kommt zu dem Schluß, daß von einer Versenkung durch Unterwaschung nirgends die Rede sein könne, daß es sich vielmehr überall, wo er Gelegenheit zu einer genauen Untersuchung gefunden, offenbar um eine wirkliche Senkung der unterliegenden Gesteinsschichten handele. Wo die Wellen das Ufer mit solcher Energie treffen, daß eine Unterspülung erfolgen kann, werden auch die oberen Schichten, so bald sie sich senken, völlig zerstört. Die versunkenen Wälder kommen überhaupt nur da zum Vorschein, wo die Baumstämme durch überlagernden Sand gegen die Wogen geschützt gewesen sind, also wo ein sandiges oder dünentragendes Ufer von den Wellen angefressen wird. Am Cape Ann liegen die Baumstümpfe nur etwa drei bis vier Fuß unter Hochwasser, in den anstoßenden Gewässern der Küste von Massachusetts dagegen erheblich tiefer, bei Canabridgeport sogar siebzehn Fuß unter Hochwasser und noch sieben Fuß unter der tiefsten heutigen Ebbelinie. Ko.

— Das Winnebago-Alphabet. Es ist bekannt, daß die Tschiroki schon seit längerer Zeit auf Grundlage unsres Alphabetes ein eigenes Alphabet erfunden haben, daß sie bei ihren Schriften benutzen. Jetzt hat Alice C. Fletcher entdeckt, daß in ähnlicher Weise und ganz selbständig die Winnebago in Nebraska sich ein Alphabet zurecht gemacht haben, da sie einsahen, daß unsre Buchstaben und Laute nicht ausreichten, um ihre Sprache zu schreiben. Es besteht aus 19 Zeichen, von denen 16 unserm Alphabet entnommen sind, aber zum Teil andre Lautwerte haben. Drei Zeichen sind neu. Alle Silben werden getrennt geschrieben. Näheres über dieses Winnebagoalphabet im Journ. Americ. Folklore III, 299, 1890. —

— Katanga, eines der metallreichsten Länder Afrikas an den Quellflüssen des Congo (10 bis 12° südl. Br.), ist mit den nördlich daranstoßenden Gebieten Kasongo, Urua, Manjema u. s. w. vom Congostaate zur Ausbeutung an eine besondere Katangagesellschaft übergeben worden. Im Westen wurde es von Cameron berührt, von Osten her drang Reichart bis an die Grenzen, im Süden waren es die Portugiesen Ivens und Capello und der schottische Missionar Arnot. Alle priesen die Reichtümer, Schönheit und das

Klima des Landes. Cameron sah Gold, welches von dort stammte. Vor allem ist aber sein Kupferreichtum großartig. Das Kupfer von Katanga, welches in Form von Kreuzen (Hondas) ausgeschmiedet wird, geht als Tauschartikel durch einen großen Teil Südafrikas. Die Kupferbergwerke von Kalabi sind von Capello und Ivens beschrieben worden. England macht den Besitz Katangas dem Congostaate streitig.

— Missionsthätigkeit unter den Heiden des europäischen Rußland. Aus Kasan schreibt man: Das Gouvernement Kasan bietet der Thätigkeit der Missionare ein weites Feld; neben der Bekämpfung einer Agase-Sekte ist die Bekehrung der Mohammedaner und Heiden mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Bisweilen ereignet sich folgendes: Der Missionar erreicht das erstrebte Ziel, indem er einige Familien, vielleicht sogar eine ganze Gemeinde zum Christentum bekehrt hat; ruhig verläßt er seine neuen Christen jetzt wieder. Aber sobald er im Verlaufe einiger Monate wieder in die zuerst besuchte Gegend zurückkommt, findet er entweder, daß die Neubekehrten vollkommen vom Christentum abgefallen sind, oder daß sie viele ihrer christlichen Feiertage anstatt des Sonntags den Freitag feiern, daß sie wieder den „Keremet" verehren und daß sie mit abergläubischer Furcht sich ihrem Naturgotte, dem „Jomsen", zuwenden. Und von neuem beginnt die schwere Arbeit, die oft sehr traurig endet. Besonders schwierig ist die Vernichtung des „Keremet"; zur Bestätigung dieser Behauptung möge folgende Thatsache angeführt werden: In einer Gemeinde der Tschuwaschen (Kreis Jadrinsk) erfreute sich der Keremet („Kass-Kagyoldutsche") einer besonderen Verehrung; sein Standquartier war eine einzelne Eiche inmitten eines weiten Platzes. Hier lebte lange Zeit ein alter Geistlicher, der sich aber um den „Keremet" gar nicht kümmerte. Doch der Alte ging ab und ein junger Geistlicher trat an seine Stelle; dieser junge nun, um die Ohnmacht des Keremet darzuthun, hieb in Gegenwart der Tschuwaschen eigenhändig den Eichbaum um. Die Tschuwaschen waren in voller Erwartung des kommenden Unheils — der Rache des schrecklichen Keremet. — Und in Folge des Zusammentreffens trauriger Umstände erkrankte bald darauf der junge Geistliche, verlor die Sprache und starb. Die Tschuwaschen aber wurden von Schrecken erfaßt, denn sie betrachteten den Tod des Geistlichen als ein Zeichen des Zorns ihres Keremet; um ihnen wieder gnädig zu sein, begannen sie ein andres Feld zu besuchen, wo in einer alten Eiche ein andrer Keremet, Chori-Sfori, lebte.

Ein andrer Fall: Ein Missionar kommt in das Dorf Schije und findet, daß die neubekehrten Tscheremissen sich entfernt haben, um zu ihrem Keremet zu beten, aber vor ihrem Abzug den Bauern Jegorew nebst der ganzen Familie fast zu Tode geprügelt haben, weil derselbe an ihrem Gebet sich nicht beteiligen wollte.

Solche Thatsachen beweisen, daß bis zur Ausrottung des Heidentums unter den Eingeborenen noch viel zu thun ist. (Nowoje Wrjemä 1891.)

— In Stein ausgehauene Affenköpfe, ungefähr 25 cm hoch, sind am John Day River, einem Nebenflusse des Columbia in Oregon, als Oberflächenfunde durch James Terry aufgefunden worden. Sie gleichen den Köpfen anthropoider Affen. Terry meint, daß diese wahrscheinlich sehr alten Skulpturen von asiatischen Einwanderern aus der Erinnerung angefertigt wurden und Alfred Russel Wallace (Nature 26. Febr. 91), der diese Ansicht zurückweist, schließt (vorläufig) sich einer andern Meinung an, daß nämlich derartige Affen einst in Columbia im Columbiathale lebten. — Allein, es ist gar nicht nötig, eine solche Hypothese aufzustellen. Viel einleuchtender ist uns, was Otis T. Mason (Science, 6. März 91) über diese Köpfe sagt. Er weist auf die sehr ausgebildete Bildhauerkunst der Eingeborenen an der amerikanischen Nordwestküste hin und deutet die Köpfe als Steinkeile und Steinschlägel, mit denen man dort das Holz zu Planken bearbeitet. Diese Schlägel werden meist schön in Tierkopfformen ausgearbeitet (vergl. z. B. in Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas die Abbildungen S. 31 und 58). Die Phantasie jener indianischen Bildhauer ist sehr reich, sie fertigen bereits Figuren, die Europäer darstellen, ebenso übertragen sie Abbildungen in Zeitungen in Stein. Es liegt weit näher, eine derartige Entstehung der Affenköpfe anzunehmen, als zu solchen Hypothesen zu greifen, wie Terry und Wallace sie vertreten.

— Die Revilla-Gigedo-Inseln im Westen von Mexiko, zwischen 18 und 19° nördl. Br. gelegen, sind 1889 von dem amerikanischen Dampfer „Albatroß" mit dem Naturforscher Townsend an Bord untersucht worden. Socorro und Clarion sind die Hauptinseln. Die erstere ist 38 km lang, 15 km breit und besitzt Berge bis zu 600 m hoch. Townsend sammelte 26 Pflanzen, 18 auf Socorro und 12 auf Clarion; vier Arten sind beiden Inseln gemeinsam. Der Charakter der Flora ist ein tropischer, jenem Mexikos vielfach gleich. Jedenfalls ist die Flora nicht reich; vertreten sind weit verbreitete Arten, wie Portulaca pilosa, Waltheria americana, Tribulus cistoides, Dodonaea viscosa, Sophora tomentosa, Lantana involucrata u. a. (Nature.)

— Der nördlichste Punkt Grönlands soll durch Schlittenfahrten erreicht werden. Zu diesem Zwecke soll am 1. Mai eine Expedition unter dem Ingenieur der Ver. Staatenflotte, Peary, New Bedford in Massachusetts verlassen, um sich nach dem Inglefieldsfjord zu begeben, von wo die Schlittenreise angetreten werden soll.

— Nach einer Bestimmung des Kaisers erhält die beim städtischen Krankenhause Friedrichshain in Berlin gelegene neue Straße den Namen Virchowstraße, zu Ehren des berühmten Gelehrten, der in diesem Jahre seinen 70. Geburtstag feiert. Diese Anerkennung des bewährten Anthropologen ist hocherfreulich. Wir wollen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß 1890 der Stadtrat von Paris eine Straße nach dem verstorbenen Anthropologen Broca, eine andre nach dem britischen Naturforscher Darwin benannte.

— Indische Kinderheiraten. Der Gesetzentwurf, welcher das Heiratsalter der Mädchen von 10 auf 12 Jahre erhöht, ist am 19. März 1891 vom Legislative Council in Calcutta angenommen worden. Unter den Hindus besteht die gleiche Aufregung, wie zur Zeit, als die Sattis, die Witwenverbrennungen, verboten wurden (vgl. S. 199).

— Der bisher unabhängige Staat Momeik, der an die Rubinminen in Birma grenzt, ist von den Engländern besetzt und mit Oberbirma vereinigt worden. Seit der Eroberung des letzteren durch die Engländer ist Momeik stets eine Quelle nachbarlicher Unruhen und Streitigkeiten gewesen. Amtlich galt Momeik als Schanstaat, doch besteht nur ein kleiner Teil der Bevölkerung aus Schans; die meisten Einwohner sind Katschjens und Birmanen.

— Wasilij Priklonski, dessen wichtige Arbeit über die Gräber der Jakuten wir in Nr. 6 mitteilten, erhielt am 28. Januar von der russischen geographischen Gesellschaft für seine dreijährigen Forschungen im Jakutenlande die goldene Medaille.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 16.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die chilenische Provinz Tarapaca.

Von Hugo Kunz[1].

Der Rio Loa (21° 28′ S.) bezeichnet im Süden, die Quebrada de Camarones (19° 12′ S.) im Norden die Grenze der durch ihren Natronsalpeterreichtum berühmten, vormals peruanischen Provinz Tarapacá, die während des Salpeterkrieges durch die Gewalt des Schwertes in den Besitz von Chile gelangte. Die Provinz umfaßt ein Flächengebiet von 50000 qkm mit 45086 Einwohner, daher eine Bevölkerungsdichtigkeit von nur 0,9 auf den Quadratkilometer.

Welche steigende Wohlstandsquelle diese Provinz für Chile bedeutet, veranschaulicht die Statistik der Salpeterausfuhr und die aus letzterer dem Staate erwachsenden Einnahmen. Die Salpeterausfuhr betrug im Jahre

1886: 452 788 292 kg im Werte von 19 230 047 Dollars bei einer Einnahme für den Staat im Betrage von 10 429 096 Dollars.

1888: 784 249 831 kg im Werte von 33 866 196 Dollars bei einer Einnahme für den Staat im Betrage von 17 888 978 Dollars.

Den Vorrang untee allen Salpeterhäfen (Pisagua, Iquique, Junin, Caleta Buena, Tocopilla, Antofagasta, Taltal) behauptet Iquique (20° 12′ S.). Der Hafen, in welchem die Schiffe guten Ankergrund und Schutz gegen Südwestwinde finden, liegt zwischen der Stadt und der gleichnamigen Insel. Der Exportanteil an Salpeter, Jod, Borax ꝛc. belief sich im Jahee

	Iquique	Pisagua
1885	auf 14 086 414 Doll.	auf 5 487 835 Doll.
1888	„ 19 810 219 „	„ 14 547 363 „

Der gesamte Salpeterexport vom 1. Januar 1878 bis 30. Juni 1889 wird in dem Boletin de la Sociedad Nacional de Mineria, S. 387, auf 4 992 470 609 kg im Werte von 245 885 758 Dollars nachgewiesen. Nach einem ungefähren Überschlag soll die Pampa Tamaeugal, in welcher der Salpeter gewonnen wird, noch heute mehr als 50 Millionen Tonnen enthalten, also den Bedarf noch auf mindestens 1000 Jahre decken. Von seinem Wert für die Landwirtschaft ganz abgesehen, ist der Salpeter auch für die Schiffahrt wichtig, weil er für viele Fahrzeuge, welche sonst in Ballast aus der Südsee zurückkommen müssen, eine wertvolle Fracht liefert.

Im Gegensatz zu dem lebhaften Eindruck, den der Hafen von Iquique macht, bietet die Stadt selbst den Anblick einer geradezu beängstigenden Eintönigkeit und Langeweile. In diesen stauberfüllten, ungepflasterten, von bretternen Trottoirs eingefaßten Straßen, auf dieser einzigen, mit einem halben Dutzend staubbedeckter und wasserdurstiger Bäume und Blumen bepflanzter Plaza, dieser künstlichen Oase inmitten der sonneglühenden Salzsteppe, nirgends die Spur eines städtischen Gehabens und Treibens! Eine nur spärlich sickernde Quelle der Geselligkeit und geistiger Erholung bieten wohl der englische und deutsche Fremdenklub, im übrigen aber sind die Verhältnisse trostloser Art.

Die Architektur Iquiques ist der Nutzbau in der allerursprünglichsten Gestalt: Holzpfosten mit Brettern umkleidet, darüber ein Wellblechdach, das ist der Typus der Menschenwohnungen, die den Eindruck eines vorübergehenden Daseins hervorrufen. Und in der That, wer bürgt bei der schicksalsvollen Vergangenheit Iquiques für den kommenden Tag? Bis gegen 1850 ein kleines Fischeedorf, verdankt die heute 15 391 Einwohner zählende Stadt ihr Aufblühen der sich in der Pampa de Tamarugal entwickelten Salpeterindustrie. Von der fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben vom 13. August 1868, später durch die Feuersbrunst im Jahre 1875, duech das abermalige Erdbeben vom

[1] Der Herr Verfasser, früher Sekretär dee deutschen Gesandtschaft in Santiago, befindet sich seit Jahresfrist in chilenischen Staatsdiensten. Seine Schilderungen sind deshalb von besonderem Belang, weil die Provinz Tarapaca in der gegenwärtigen Revolution in Chile eine hervorragende Rolle spielt. A.

9. Mai 1877 hat sich die Stadt ungeachtet ihres mehr und mehr aufblühenden Handels nicht zu ihrem Vorteil zu entwickeln vermocht.

Seit dem Jahre 1875 verbindet der 126¼ engl. Meilen lange Schienenweg der „Nitrate Railways Co." Iquique mit dem 40 Meilen weiter nördlich gelegenen zweitwichtigsten Salpeterhafen Pisagua und verschiedene Zweiglinien die einzelnen Salpeterwerke. Mit den ersteren zusammen mißt der Schienenweg eine Länge von 202 engl. Meilen bei einer Maximalsteigung von 4½ Proz. Von Iquique aus teilt sich der Schienenweg auf der Station Central in zwei Linien nach dem Norden (Endstation Pisagua) und nach dem Süden (Hauptstation La Noria). Die Bahn behauptet unter allen Verkehrsanlagen des Nordens, von der Caldera-Copiapó-Bahn abgesehen, den ersten Rang.

Die salpeterhaltige Erde, Caliche genannt, befindet sich gewöhnlich 1 m unter der Erdoberfläche. Man unterscheidet den Caliche nach seinem Prozentgehalt, der zwischen 70 bis 20 Proz. abwärts schwankt und durchschnittlich 1 Proz. Kalisalz enthält; es kommen auch ärmere Caliches vor, die indes bisher nicht bearbeitet werden. Die einzelnen Salpeterwerke beschäftigen je nach ihrem Betriebsumfange bis zu 800 Maultiere, um oft 4 bis 5 km weit den Caliche mittels Wagen nach der Maschine zu befördern. Es existieren verschiedene Systeme der Auslaugung, doch hat sich bislang das sogenannte Agua-Santa-System, das dem in der Sodaerzeugung bekannten Shankschen Verfahren gleich ist, am vorteilhaftesten bewährt.

Der durch Kochen von fremdartigen Bestandteilen gereinigte Salpeter wird zu Kuchen geformt, welche in 2½ Zentner haltenden Säcken verladen und zum weitaus größten Teile nach England und Hamburg verschifft werden. Der Preis für 95- und 96 proz. Salpeter war durchschnittlich 2,50 bis 2,60 Dollars.

In der wasserlosen Wüste wird das zum Auslangen nötige Wasser nur in ungeheurer Tiefe gefunden und mittels Dampfpumpen zur Oberfläche befördert; da das Wasser indes salzhaltig ist, muß dasselbe vorher der Destillation unterzogen werden. Der Eimer dieses destillierten Wassers wird mit 5 Centavos bezahlt.

Wie das Wasser teuer ist, so ist auch der Kohlenverbrauch ganz bedeutend. Das Verhältnis zwischen dem Kohlenverbrauch und der Salpetererzeugung wechselt von 1 : 5 bis 1 : 10, wobei auf 5 Quintales Salpeter 1 Quintal inländischer Kohlen kommen, während bei der englischen Kohle wegen ihres bessern Heizstoffgehaltes sich ein günstigeres Verhältnis ergiebt. Alle Maschinen müssen Tag und Nacht arbeiten, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen, so daß der Salpeterarbeiter keinen Ruhetag kennt. Nur am ersten Montag jeden Monats, dem Zahltage, wird zuweilen die Arbeit vernachlässigt; indes steht der Maschinenbetrieb niemals still.

Das Leben in dieser Salpeterregion ist ein recht mühseliges. Sämtliche Lebensmittel, die zur Unterhaltung der einzelnen Salpeterwerke erforderlich sind, werden vermittelst der Bahn von Iquique zugeführt und übersteigen das Doppelte der ohnehin teuren Marktpreise im Hafenplatz.

Die Hauptnahrung der sehr kräftigen Salpeterarbeiter besteht aus Hülsenfrüchten, Bohnen und Mais. Der Mehrzahl nach sind es Chilenen und Bolivianer. Nach einer in der Revista Economica veröffentlichten Statistik befanden sich am 31. Juli 1890 insgesamt 11 788 Arbeiter sowie 244 Pferde und 4685 Maultiere im Dienste der 48 Salpeterwerke; die meisten Arbeiter (1231) beschäftigte die Oficina Primitiva.

Zu einem nicht geringen Teile sind diese Arbeiter gerichtlich verfolgte Banditen und Soldaten, die nach dem peruanischen Kriege, durch die hohen Löhne angelockt, sich hier niedergelassen haben. Ein solcher Salpeterarbeiter verdient im Akkord zwischen zwei bis fünf Pesos Tagelohn, da derselbe indes meistens mit Gummimarken, sogenannten Fichas, im Nominalbetrage von 1 Peso, 50, 20 und 10 Centavos ausbezahlt wird, die anderwärts nicht in Zahlung genommen werden, fließt der größte Teil des Verdienstes in die den Werken gehörigen Pulperias (Proviantmagazine) zurück. Ungeachtet dieser plumpen Übervorteilung reicht die Börse des Salpeterarbeiters immer noch aus zu Ausschweifungen, die ihn zu Grunde richten.

Die Wohnstätten in diesen Salpeterdistrikten sind mit Rücksicht auf die häufigen Erdbeben aus Latten, Segeltuch, Blechtafeln, Strohmatten und Leinwandfetzen notdürftig hergestellte Hütten mit mauselochartiger Thüröffnung. Die Füße der Bettstellen stellt man in mit Petroleum gefüllte Blechbüchsen, um das Anklettern des häufigen Ungeziefers zu verhüten, was indes nicht hindert, allnächtlich von Ratten heimgesucht zu werden. Am lästigsten ist die Fliegenplage.

Das an und für sich nicht ungesunde, aber heiße und trockene Klima in den Salitreras von Tarapacá beeinträchtigt der durch die Seewinde (West- und Südwind) hervorgerufene schroffe Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht; während beispielsweise morgens um 6 Uhr das Thermometer noch vier Grad unter Null zeigt, steigt dasselbe nicht selten bis nur zwei Stunden später auf 22 und 25° R. Der längere Aufenthalt unter dem Einflusse der oft unerträglichen Hitze, der verzehrenden Trockenheit, des schlechten Wassergenusses, des Mangels jeder Vegetation und des durch einen Überfluß elektrischer Spannung bis zum höchsten Grade gesteigerten Mißbehagens wirkt zuletzt doch sehr nachteilig auf die Gesundheit, daher Leberkrankheiten eine nicht seltene Erscheinung sind. Regen ist gänzlich unbekannt, höchstens im Herbst und Winter herrscht häufig eine starke Camanchaca (dichter Nebel). Wenn den Reisenden solcher Nebel überrascht, ist ihm dringend geraten, abzusteigen und den hellen Tag abzuwarten, jedenfalls nicht in der Nacht auf die Gefahr der Verirrung weiter zu reisen. Vielerorts bleichen in der Pampa die Knochen der auf solche Weise verunglückten Reisenden.

Im Zusammenhange mit der Salpetererzeugung steht seit Anfang der siebenziger Jahre die Gewinnung des Jods, das im Wege der Raffinerie und nachfolgender Sublimation aus der Mutterlauge des Natronsalpeters gewonnen wird. Die Gesamtgewinnung des Jods belief sich im Jahre 1886 noch auf 175 680 kg im Werte von 1 756 800 Dollars. Infolge einer Übereinkunft der Salpeterfirmen ist zum Zwecke der ständigen Preishaltung seitdem die Erzeugung beschränkt worden. Dieselbe betrug im Jahre 1888: 91 375 kg im Werte von 913 750 Dollars. Der Gesamt-Jodexport in der Zeit vom 1. Januar 1879 bis 30. Juni 1889 wird in dem Boletin de la Sociedad Nacional de Mineria, S. 387, mit 1 734 230 kg im Werte von 21 182 052 Dollars nachgewiesen.

Da der Natronsalpeter in hohem Grade Feuchtigkeit anzieht, gelangt derselbe mit einem Untergewicht von mindestens 3 Proz. nach Europa zur Verschiffung.

Das in Iquique angelegte englische Kapital beläuft sich heute auf 7 565 000 Pfd. Sterl. Dasselbe beeinflußt zum Nachteil der deutschen Handelsstellung die dortigen Verhältnisse in so hohem Grade, daß z. B. die spanische Sprache im Handel und Verkehr des Nordens, selbst an Bord der unter chilenischer Flagge fahrenden Küstendampfer zu gunsten der englischen fast vollständig verdrängt und der größte Teil der deutschen Salpeterwerke durch Kauf in englischen Besitz übergegangen ist.

Daß die Werte der Salpeterlager in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen sind, ist natürlich, da Salpeter immer allgemeiner zu einem fast unentbehrlichen Bedürfnisse der Landwirtschaft in den europäischen Kulturländern geworden ist.

Borax gelangt in ansehnlichen Mengen seit Jahren von Iquique und Pisagua aus zur Ausfuhr; im Jahre 1887 allein belief sich dieselbe auf 3 053 200 kg im Werte von 457 980 Dollars, wogegen sich die Ausfuhr im Jahre 1888 auf 538 286 kg im Werte von nur 80 742 Dollars beschränkte.

Holubs Reise zu den Maschukulumbe.

Das Land im Norden des mittleren Sambesilaufes ist das Forschungsgebiet Dr. Emil Holubs, zu dessen Aufklärung er nicht wenig beigetragen hat. Sein erstes großes Reisewerk „Sieben Jahre in Südafrika“ (zwei Bände, Wien 1881) macht uns namentlich mit dem Marutse-Mambundareiche bekannt, das seitdem wieder, wie so manche andre afrikanische „Staatenschöpfung“, zerfallen ist. Die noch weiter nach Norden gelegenen Länder mit dem Bangweolosee als Ziel schwebten abermals Dr. Holub bei seiner neuen Reise vor, da gerade auf der Strecke vom Sambesi bis zum Bangweolo noch wichtige unbekannte Gebiete liegen. Von Osten her war 1879 der Engländer Selous bis Sitanda gelangt, ein Jahr vor Holub, 1885, waren die Portugiesen Capello und Ivens bis zu dem Kerne des Gebietes, zu den Maschukulumbe gekommen. Den Bangweolosee, sein ideales Ziel, hat Dr. Holub freilich nicht erreichen können, seine Expedition kam unter 15° 30′ südl. Br. durch einen Gewaltakt zum Abschluß, aber das wichtige Maschukulumbeland ist uns durch ihn bekannt geworden und damit der mittlere Lauf des Luenge, eines linken Nebenflusses des Sambesi, der unter dem Namen Kafue mündet und 1856 durch Livingstone entdeckt wurde.

Wie das frühere Reisewerk Holubs ist auch das neue [1]) sehr fesselnd, aber etwas breit geschrieben, voller Abenteuer und Jagdgeschichten, aber auch voller trefflicher Beobachtungen und Forschungen. Der südliche Teil der Reise bis zum Sambesi führt durch bekannte, oft beschriebene Länder, die trotzdem bei Holub, dem genauen Kenner des Landes, noch mit Gewinn für den Leser studiert werden müssen. Da, wo Livingstone die donnernden Viktoriafälle entdeckte, ist heute schon eine feste Ansiedelung von Weißen und noch ein gutes Stück weiter nördlich kann man die „Zone des Kattuns“ mit Verdrängung heimischer Art verfolgen. Was in persönlicher Beziehung die Expedition des unerschrockenen Österreichers auszeichnet und der Reise einen eigenen Beigeschmack giebt, der an Bakers Reise zum Albert Nyanza vielfach erinnert, das ist die Begleitung Holubs durch seine junge Frau, die in allen Dingen sich vorzüglich bewährte und mit seltener Thatkraft den Gefahren Trotz bot, so daß wir nur mit der größten Hochachtung vor Frau Rosa Holub das Buch aus der Hand legten.

In den Matokeländern, nordöstlich von den Viktoriafällen, hatte Holub bereits jungfräulichen Boden unter sich und traf er die ersten Neger, die wohl von den Weißen gehört, aber niemals solche gesehen hatten. Neu und am wichtigsten sind seine Ergebnisse, die er aus dem Lande der Maschukulumbe mitbrachte, das er im Juli 1886 bei 16° südl. Br. und unter 28° östl. L. betrat. Schon von den südlichen Nachbarn der Maschukulumbe, den Matoke, war er vor jenen gewarnt worden, und in der That fand auch bei ihnen, im Angesicht des von Holub entdeckten Franz-Josefs-Gebirges (unter 15° 30′ südl. Br.) durch Beraubung der Expedition diese ein jähes Ende. Diese Kämpfe und persönlichen Abenteuer, bei denen einer von Holubs weißen Begleitern getötet wurde, sind wie ein Roman zu lesen, können aber hier, wo wir auf das Wichtigste im Buche, die zerstreuten Nachrichten über die Maschukulumbe und ihr Land, eingehen wollen, nicht weiter berücksichtigt werden.

Fig. 1. Die Franz-Josefs-Berge im Maschukulumbelande, von Galulongo aus gesehen.

Das Maschukulumbeland mit durchschnittlicher Erhebung von 1000 bis 1100 m ist eine flache Ebene, in welcher die Flüsse träge dahin schleichen und zahlreiche große Sümpfe vorhanden sind. Laterit ist häufig; hauptsächlich ist das Riesengras charakteristisch für weite Strecken, neben denen wieder Palmenwälder kilometerweit sich hinziehen. Von Süd nach Nord, ungefähr in der Richtung, in welcher Holubs Weg führte, fließt der Monjeko, ein rechter Nebenfluß des Luenge, und jener ist es, der die großen Sümpfe bildet. „Zur Zeit des Hochwassers ragen nur die kleineren und größeren Termitenhügel mit ihren Palmen inselförmig über die lange Zeit seeartig stagnierende Flut empor.“ Dann ist die Landschaft auch nur von Wasserbockantilopen bewohnt. In der trockenen Jahreszeit bleiben die Sümpfe mit ihrer dicken Fieberluft stehen.

[1]) Von der Kapstadt ins Land der Maschukulumbe. Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883 bis 1887 von Dr. Emil Holub. 2 Bände. Mit 205 Holzschnitten und 2 Karten. Wien, Hölder, 1890.

Trockener und mit einzelnen kleinen Höhen versehen ist das Thal des Luenge, der von West nach Ost etwa unter 15° 40′ südl. Br. das Land durchströmt. Diese mit Sykomoren und Riesenmimosen bestandenen 10 m hohen Hügel „sind durch alte Fluten entstanden“, sie dienen zur Anlage der Dörfer. Der Luenge ist bei Bosango, wo ihn Holub überschritt, 120 bis 150 m breit, ziemlich tief und ungefähr 5 m in die Thalsohle eingeschnitten.

Das Land im Norden des Luenge ist eine hochbegraste Thalebene mit zahlreichen Lagunen und Sümpfen. Holub teilt dieses Gebiet in drei Zonen von Süd nach Nord: die Zone des höchsten Graswuchses am Luenge, 5 bis 26 km breit; daran nördlich stoßend die Zone der heuschobergroßen Termitenhügel, „mehr denn 100000 an der Zahl“, endlich im Norden die Zone der Schilfrohrsümpfe, unterbrochen von Hainen oder Gruppen hoher, schattiger Riesenmimosen. Das Gebiet ist reich an Wild, namentlich Antilopenarten, Zebras, Hyänen, Nilpferden.

Den Abschluß des Maschukulumbelandes im Norden bildet eine Gebirgskette, deren Höhe weder im Texte noch auf der Karte angegeben ist und die von Ost nach West verläuft. Sie stellt einen Kamm mit zwei sattelförmigen Einsenkungen dar. Sie ist felsig, schwach bewaldet und schließt mit ihrer Mittelpartie nach Süden zu einen Halbkessel ein, der die großen Galulongasümpfe umgiebt. Holub nannte dieses Gebirge, das Endziel seiner Reise, Franz Josefs-Berge (Fig. 1).

In der kurzen Zeit, die Dr. Holub im Maschukulumbelande zubrachte, noch dazu in fortwährender Lebensgefahr, konnte er natürlich kein vollständiges Bild desselben entwerfen, noch die zu den Bantustämmen gehörigen Eingeborenen, von denen er nur schlechte Eindrücke empfing, näher studieren. Proben von ihrer Sprache erhalten wir nicht. Wiewohl die Maschukulumbe durch Einfuhr fremder Frauen kein reiner Stamm sind, zeigt sich bei ihnen doch ein einheitlicher Typus. An einer Stelle des Buches werden sie „pechschwarz“ genannt; ihre Figuren, die bei fast völliger Nacktheit leicht zu übersehen waren, sind meist kräftig. „Unter den Anwesenden fielen uns einige Häuptlinge mit leichten Adlernasen durch ihre schönen, ja prächtigen Gestalten, ihren stolzen Gang auf.“ Sie erinnerten in ihrem togaartig umgeworfenen blauen „Leintuch“ an römische Patrizier. Die Bekleidung ist gering, ja, abgesehen von einem Antilopenfell, das nachlässig umgeschlungen wird, oder der erwähnten Toga, geht Mann, Weib und Kind nackt. Desto mehr wird auf den Haarputz verwandt und hier treffen wir auf meterhohe Aufbauten, Chignons, die alles hinter sich zurücklassen, was sonst aus dem in bezug auf Frisuren so reichen Afrika bekannt ist. Männer tragen Chignons bis zu 110 cm Länge, Frauen erscheinen glatt rasiert und letzteres ist der Beweis weiblicher Opferfähigkeit, denn die Frau spendet ihr Wollhaar dem Manne zu seinen Haartouren. Auch die Sklaven und die im Kampfe Erschlagenen werden zu diesem Zwecke rasiert, außerdem wird Haar von andern Stämmen gekauft und mit all dieser Wolle baut der Ortsfriseur den Riesenchignon faustgroß, stufenförmig oder meterlang zusammen. Ein solcher Riesenchignon kommt im Werte auf einen Ochsen zu stehen und seine Herstellung, ein Kunststück, nimmt Wochen, ja Monate in Anspruch. Mit einer Tapeziernadel wird die Wolle in kleinen Flöckchen durch einen Bastfaden zusammengebaut, der spiralförmig vom Kopfe bis zur Spitze des Chignons läuft und mit Haarglanzschmiere überstrichen ist. Mit dem Chignon hat der eitle Maschukulumbe sein höchstes Glück erreicht; er zeigt dadurch seinen Reichtum und Ärmere müssen sich mit kleineren Frisuren behelfen (Fig. 2).



Fig. 2. Maschukulumbe-Typen.
1. Glattrasierte Frau. 2. u. 3. Der Chignon im Bau begriffen. 4. u. 5. Vollendeter Chignon.

Die Frauen werden als unschön bezeichnet und das Rasieren des Kopfhaares verunstaltet sie noch mehr. Reiche Maschukulumbe haben deren bis acht; Holub sah aber gewöhnlich nur eine bei einem Manne, bei den Häuptlingen zwei. In den häufigen Fehden tötet man selbst die Frauen der Feinde, um den feindlichen Stamm nicht anwachsen zu lassen, und in Gegenden, wo solche Kämpfe häufig vorkommen, müssen Frauen dann wieder durch Kauf von andern Stämmen erworben werden. Frauenhandel (14 eiserne Hauen das Stück) ist am Luenge daher gäng und gäbe und es giebt

Frauenhändler, die stets Waare vorrätig haben, jedoch meist häßliche. Bei dem herrschenden Frauenmangel ist starke Eifersucht natürlich und nie schläft der Maschukulumbe nachts außerhalb seiner Hütte.

Abgesehen davon, daß die Maschukulumbe uns als räuberisch, hinterlistig und grausam geschildert werden, ist ihnen große Arbeitsscheu und Faulheit eigen. Daher die verhältnismäßig geringe Stufe afrikanischer Kultur, auf der sie stehen, was noch durch ihre Abgeschlossenheit gegen die Nachbarstämme befördert wird. Sie sind auch Langschläfer in einem Grade, wie es Holub nirgends bei den vielen von ihm besuchten südafrikanischen Stämmen fand. In der „Stadt“ Kaboromando fand er um 11 Uhr mittags noch alles im tiefsten Schlafe, so daß er ungesehen den Ort durchziehen konnte.



Fig. 3. Maschukulumbehütten mit Schädeln geschmückt.

Die Maschukulumbe wohnen in kreisförmig angelegten, meist mit Holzpalissaden umgebenen Dörfern. Die spitzdachigen Hütten zeigen den Typus wie jene der Betschuanen; die Erbauung derselben ist Sache der Frauen, während die Männer nur den Stoff zutragen. Bei den Dörfern im Norden des Landes fand Holub die Spitzen der kegelförmigen Grasdächer mit Antilopenhörnern, mit Büffel-, Zebra- und auch Löwenschädeln geschmückt, was ihnen ein eigentümliches Ansehen gab (Fig. 3). Waren dieses Jagdtrophäen, wie es öfter in Afrika vorkommt, so war der Schädelbaum, den der Reisende in Nikoba traf, weniger unschuldiger Natur. Ein astreicher, abgestorbener Baum war ganz mit Menschenschädeln bedeckt, die teilweise noch ziemlich frisch waren, und unter den Schädeln hingen Waffen, die erkennen ließen, welchem Stamme die einstigen Besitzer der Schädel angehört hatten. Meist friedliche Händler hatte man niedergemacht, um den Baum mit den schrecklichen Trophäen zu schmücken[1]).

Raubzüge und Kriege, wobei sie mit Wurfspeeren von ungewöhnlicher Länge ausgerüstet sind — andre Waffen fehlen — bilden eine Hauptbeschäftigung der unter vielen kleinen Häuptlingen zersplitterten Maschukulumbe. Jedes Dorf hat fast seinen eigenen Herrn und lebt mit den Nachbarn in Fehde. „König“ Njambos Reich im Norden ist das größte, er gebietet über 20 Dörfer mit 500 wehrhaften Männern und vielleicht 1000 Einwohnern. Es erstreckt sich über 50 km Länge und 25 km Breite.

Was die Beschäftigung betrifft, so sind die Maschukulumbe in erster Linie Rinderhirten. Außer dem Rind kommt nur noch der Hund als Haustier vor. Der genannte Njambo, der reichste Fürst, besitzt 7000 Rinder und 70 Hunde. Bei guter Weide ist die Viehzucht leicht und Rinderherden von mehreren Tausenden werden öfter in dem Buche erwähnt. Die Milch wird getrunken. Außerdem treibt man Jagd in Fallgruben, und Fischfang, wozu man, aus Faulheit, die Reusen von auswärts kauft und nicht selbst verfertigt. Der Handel ist sehr beschränkt. Tabak in Kuchenform bringen die nördlich wohnenden Mankoja, die dafür die Felle der in den Sümpfen lebenden Letschweantilope eintauschen.

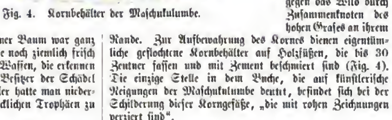


Fig. 4. Kornbehälter der Maschukulumbe.

Noch ist der keineswegs blühende Ackerbau der Maschukulumbe zu erwähnen. Mais wird viel gebaut; aber die Felder sind klein und zeigen wenig Sorgfalt in der Bebauung; man schützt sie gegen das Wild durch Zusammenknoten des hohen Grases an ihrem Rande. Zur Aufbewahrung des Kornes dienen eigentümliche geflochtene Kornbehälter auf Holzfüßen, die bis 30 Zentner fassen und mit Zement beschmiert sind (Fig. 4). Die einzige Stelle in dem Buche, die auf künstlerische Neigungen der Maschukulumbe deutet, befindet sich bei der Schilderung dieser Korngefäße, „die mit rohen Zeichnungen verziert sind“.

[1]) Dafür giebt es vielfache Parallelen, nicht bloß in Afrika. Das bekannte Koppensnellen der malayisch-polynesischen Welt gehört auch hierher. Bei den Nagas in Indien steht im Mittelpunkte des Dorfes ein heiliger Baum, an dessen Ästen die Köpfe der im Kampfe erschlagenen Feinde aufgespießt sind. (Woodthorpe). A.



Die Sprachverhältnisse in Luxemburg.

Von Prof. H. Gaidoz. Paris [1]).

Die Eingeborenen Luxemburgs, welche von deutscher Herkunft sind, sprechen einen Dialekt, welcher mit demjenigen Mitteldeutschlands, oder genauer genommen, mit den fränkischen Dialekten verwandt ist. Der luxemburgische Dialekt (welcher in vier Mundarten zerfällt) wird seit einem halben Jahrhundert in einer solchen Weise kultiviert, daß er sogar eine Volkslitteratur bildet. Diese Litteratur beschränkt sich jedoch nur auf Gedichte, humoristische und romantische Erzählungen, Lustspiele u. s. w., welche sogar in Luxemburg aufgeführt werden. Das Gedicht von Lentz, D'Letzeburger, welches zur Volkshymne wurde, ist in luxemburgischem Dialekt geschrieben. Die Luxemburger sprechen unter sich selbst nicht hochdeutsch, sondern den luxemburgischen Dialekt. Sie hängen um so mehr an demselben, weil er ihre kleine Nationalität verkörpert. Auf der Weltausstellung in Paris, im Jahre 1889, gab es Warnungstafeln in allen Sprachen. Auch der Kommissär der luxemburgischen Abteilung hatte eine solche anbringen lassen, um zu zeigen, daß die Luxemburger eine besondere Sprache vor der deutschen besitzen. Sie lautet: g'et oicht op't bem; streckt de Kapp an't ben net heraus. Im Fall Luxemburg noch ein halbes Jahrhundert unabhängig bleibt, wird sein Dialekt vielleicht noch eine litterarische und politische Sprache werden, wie z. B. das Holländische [2]).

In der Presse herrscht jedoch die deutsche Sprache vor; und augenblicklich giebt es nur ein Journal in Luxemburg, welches ausschließlich in französischer Sprache gedruckt wird — l'Indépendance luxembourgeoise. Le Mémorial officiel erscheint in beiden Sprachen. Die andern Zeitungen werden in deutscher Sprache gedruckt, bringen jedoch manchmal Aufsätze oder Ankündigungen in französischer Sprache. Die deutschen Sprachreiniger haben sich mehrmals über Gallicismen beklagt, welche das in Luxemburg gesprochene oder geschriebene Deutsch entstellen. Der französische Einfluß ist die Schuld dieser Verwälschung, wenn man z. B. schreibt: Man ist gebeten, anstatt: Man *wird* gebeten, oder: Ein *sicherer* N... anstatt: Ein *gewisser* N... Das Französische hat sich zuweilen in das Luxemburgische eingeschlichen, und oft zu manchen Eigentümlichkeiten Anlaß gegeben. So z. B. wird man in dem häufig gebrauchten Ausdruck: maia! schwerlich eine Mischung des französischen mais und des deutschen ja erkennen. Ebenfalls würde ein Deutscher oder ein Franzose Mühe haben, in dem Worte mischen, die Abkürzung des französischen demi-setier wiederzufinden. Außerdem enthält das Luxemburgische, wie es scheint, eine Anzahl Worte, welche im Deutschen nicht vorhanden sind. Sprachgelehrte sind im Begriff, ein Wörterbuch herauszugeben, um zu beweisen, daß ihre Sprache kein Patois ist, und daß die Luxemburger keine Deutschen sind (??). Die Luxemburger haben daher (meint Prof. Gaidoz) *drei* Sprachen in ihrem eigenen Dialekt für das häusliche und alltägliche Leben, und außer diesen das Deutsche und Französische. Die Luxemburger Schriftsteller schreiben beide Sprachen ungefähr gleich gut. Die Schulbildung bringt dies mit sich, da beide Sprachen, von der Volksschule an, gelehrt werden müssen. Man findet beide während der ganzen Schulzeit nebeneinander, wie zwei Fäden von verschiedener Farbe in der Hand eines geschickten Webers. Diese Lehrmethode würde für einen Pädagogen sehr interessant zu studieren sein; aber es ist nur mit Lehrern möglich, welche beide Sprachen gleich gut sprechen, welches man nur selten antrifft, ausgenommen in den Ländern, wo zwei Sprachen gesprochen werden.

In bezug auf die Muttersprache, d. h. die angestammte Volkssprache, kommt im Großherzogtum einzig und allein die germanische Sprache in Betracht. Bloß in einigen Dörfern, welche zum Kanton de Bastogne (im jetzigen belgischen Luxemburg) gehörten, findet man ein Gemisch von wallonischer, d. h. französischer Bevölkerung mit den Deutschen. Es sind dies die folgenden Dörfer oder Weiler, Doncols, Sonlez, Tarchamps und Troine. Noch vor kurzer Zeit predigte man in Doncols nur französisch, der jetzige Pfarrer predigt abwechselnd in beiden Sprachen. Herkömmlicherweise war jedoch das Französische die zweite Sprache des Landes. Sie gab den Ausschlag im „quartier wallon", und dieses Vorrecht ist ihr so wenig bestritten worden, daß nach der Teilung des „quartier wallon" im Jahre 1839 das Französische amtliche Sprache geblieben ist, ohne daß sich ein Luxemburger dadurch beleidigt gefühlt hätte. Seit der neuen Organisation des Großherzogtums hat die luxemburgische Regierung das Deutsche im Verkehr mit dem deutschen Bund und in allem, was sich auf die Bundesverfassung bezog, angewandt; in der allgemeinen Verwaltung des Landes gebrauchte man jedoch das Französische (Erlaß des Großherzogs vom 17. November 1841). Seit dieser Zeit sind alle Verfassungen, welche die Luxemburger gehabt haben, im Französischen geschrieben worden. In französischer Sprache eröffnet ferner der Großherzog oder sein Vertreter den Landtag; ebenso finden die Verhandlungen der Abgeordneten und der Minister in dieser Sprache statt. Die Gesetze und amtlichen Bekanntmachungen werden im Französischen veröffentlicht, sowie das Amtsblatt le Mémorial (bezüglich in deutscher Übersetzung) herausgegeben. Der Text des Gesetzes ist stets französisch, das Deutsche wird nur zur Übersetzung gebraucht. Die einzige Ausnahme in dieser Beziehung bilden nur die Aktenstücke, welche sich auf Sachen des Zollvereins beziehen und die nur deutsch gedruckt werden. Die Münzen, welche Luxemburg schlagen läßt, sind bloß Stücke im Werte von 5 und 10 Centimes mit französischer Umschrift. Selbst die Postmarken sind den französischen nachgeahmt, und haben mythologische Figuren, wie Merkur und Maia. Der Überlieferung und der Zustimmung des ganzen Volkes verdankt die französische Sprache diesen Vorzug, denn das Gesetz macht zwischen den beiden üblichen Mundarten keinen Unterschied. Artikel 29 der Verfassung von 1868 lautet: Der Gebrauch der deutschen und französi-

---

[1]) Unser verehrter Freund, Herr Professor Henri Gaidoz, hat uns gegenüber den Wunsch ausgesprochen, daß wir seine Arbeit über Luxemburg, die in der Revue Nouvelle (1. und 15. Oktober 1890) erschien, dem deutschen Publikum zugänglich machen möchten. Indem wir diesem Wunsch bezüglich des Abschnitts über die Sprachverhältnisse Raum geben, bemerken wir, daß Prof. Gaidoz natürlich als Franzose und im französischen Interesse schreibt, wiewohl er sich bemüht, unparteiisch zu sein. Stimmen wir auch nicht überall mit seinen Ansichten überein und gestatten wir uns hier und da eine abweichende Meinung zu äußern, so ändert dieses doch nichts an dem reichen thatsächlichen Stoff, den Prof. Gaidoz zur Beurteilung der Sprachverhältnisse in Luxemburg beibringt. Der Herausgeber.

[2]) Das ist doch wohl nur ein Scherz des Herrn Prof. Gaidoz oder ironisch gemeint, denn bei einer Mundart, die von wenig über 200000 Menschen gesprochen wird, noch dazu zwischen den beiden großen Litteraturvölkern der Deutschen und Franzosen, ist dieses nicht ernst zu nehmen. Die luxemburger Mundart wird in dieser Beziehung nie eine andre Rolle spielen als etwa das provençalisch in Frankreich, das Plattdeutsche in Deutschland, das „Schwyzerdeutsch" in der Schweiz. A.

schen Sprache ist fakultativ, deren Anwendung nicht beschränkt werden darf. Diese Regel wird auch bei den amtlichen Erlassen befolgt. L'Arrêté sur l'organisation et le service des bureaux (§. 5) verlangt, daß die Beamten beider Sprachen mächtig sein müssen, ein Zwang, wenn man es so nennen darf, welcher nur für sie allein besteht.

In Wirklichkeit beschränkt sich die Anwendung der deutschen Sprache nur auf Gemeinde-Angelegenheiten. Im Gemeinderate der Stadt Luxemburg finden die Verhandlungen im Französischen statt, während sie in den Gemeinderäten des platten Landes gewöhnlich im Deutschen, oder vielmehr im üblichen Dialekt erfolgen. Protokolle werden in beiden Sprachen aufgenommen, je nach dem Ermessen des Bürgermeisters oder seines Sekretärs. Dasselbe geschieht mit den Zivilstandsregistern; und was die bürgerlichen Akten betrifft, so werden sie ebenfalls in der einen oder andern Sprache ausgefertigt, je nach dem Wunsche der betreffenden Personen.

Für das Gesetzbuch in Luxemburg hat man als Grundlage und Ausgangspunkt den Code Napoléon (Code français de 1808) genommen, jedoch hat dasselbe seitdem manche Veränderungen erfahren, namentlich die Abschaffung des Geschworenengerichts. Der Gerichtshof besteht aus sechs Personen: drei Räten und drei Bezirksrichtern, und die gleiche Stimmenzahl genügt, um den Angeklagten freizusprechen.

Es liegt auf der Hand, daß mit dem Bestehen des Code Napoléon das Französische die Gerichtssprache geblieben ist; und seltene Ausnahmen abgerechnet, findet das gerichtliche Verfahren in dieser Sprache statt. Urteile, welche sich auf städtische und Gemeinde-Sachen beziehen, werden ebenfalls in französischer Sprache vollzogen. In bezug auf Strafsachen, und im Interesse der niederen Klassen, denen das Französische weniger geläufig ist, räumt man der deutschen Sprache seit einigen Jahren gewisse Rechte ein [1]). Eine ministerielle Verfügung vom 10. September 1879 schreibt die deutsche Sprache für die Gerichtsakten vor, insofern die Anklage-Akten, die Zeugenaussagen und die Urteile in dieser Sprache abgefaßt werden. Dagegen hat dieser Erlaß durchaus nichts mit den Verteidigungsreden der Advokaten und des Staatsanwalts zu thun. Dieselben geschehen, wie früher, in französischer Sprache, nicht weil es das Gesetz vorschreibt, sondern weil es eine alte hergebrachte Sache ist. Eine amtliche deutsche Übersetzung des Strafgesetzbuches ist im Jahre 1879 herausgegeben worden, jedoch sind die andern Gesetzbücher nur in französischer Sprache vorhanden. Die Akten der Notare werden gleichviel in der einen oder andern Sprache geführt, je nach dem Wunsche der betreffenden Parteien.

[1]) Die hier geschilderten Verhältnisse beziehen sich doch wesentlich auf die Hauptstadt und die größeren Orte des Ländchens — auf dem platten Lande, in den Dörfern, ist die Kenntnis des Französischen gering. A.

Das Atoll Nissan und seine Nachbarn.

Von H. Seidel.

Als Darwin im Frühjahr 1874 die zweite Ausgabe seines Werkes über die Korallenbauten erscheinen ließ, mußte er sich für die Riffe im Salomons- und Bismarck-Archipel noch mit älteren, zum Teil recht lückenhaften Angaben begnügen. Vor allem konnte der verewigte Gelehrte von der langen Atollreihe, die sich seewärts der genannten hohen Inseln erstreckt, keine befriedigende Nachricht geben. Ongtong-Java oder Lord Howe im 5. Grade südl. Br. ist das einzige Gebilde, das er mit Sicherheit als Atoll zu bezeichnen wagte [1]).

Zieht man statt dessen Dr. K. Meinickes Monographie über die Inseln des Stillen Ozeans zu Rate, die gerade ein Jahr nach Darwins Buche erschien, so wird billig die Genauigkeit überraschen, mit welcher der deutsche Geograph jene melanesischen Riffkränze charakterisiert. Dabei standen unserm Landsmann kaum die großartigen Hilfsmittel und Unterstützungen zu Gebote, deren sich Darwin schon in der ersten Auflage seines Werkes rühmt.

Meinicke [2]) beschreibt fast ohne Ausnahme sämtliche Inseln, die bei uns erst in jüngster Zeit durch die Forschungen der deutschen Kriegsschiffe weiteren Kreisen bekannt gemacht sind. Die Zahl der dortigen Lagunenringe ist eine erheblich größere, als man nach Darwin je annehmen durfte. So liegen gleich in der Nähe von Ontong-Java [3]) — der Grabstätte des Kapitänlieutenants Palecke [4]) — zwei kranzförmige Riffe, nämlich die Tasman-Gruppe [5]) im Norden und das inselarme Candelaria- oder Roncador-Riff [6]) im Süden. Letzteres ist keineswegs identisch mit dem viel weiter entfernten Bradley-Riff, das wir ganz im Südosten und nahe der Grenze des deutschen Schutzbereichs eingetragen finden [7]). Etwa $2^1/_2$ Grad westlich von Candelaria folgen die Markeninseln [8]) und diesen wieder, in etwas geringerer Entfernung, die mageren Sandflecke auf dem Carteret-Kranze [9]). In der breiten Durchfahrt zwischen der Salomone Buka und Neu-Mecklenburg haben Nissan-Atoll und Pinepil oder die Grüne Insel [10]) ihren einsamen Platz, und noch tiefer in See werden die Abgarris- oder Faedinseln [11]) getroffen, laut der Sailing Directions eine Kette niedriger Eilande und Sandbänke, die von Riffen umgürtet sind und sich ungefähr 30 Seemeilen in der Richtung von Nordwest nach Südost erstrecken. Nicht weit von diesem Atoll sah der Schoner „Heron" noch einen zweiten Korallenbau [12]) von 3 Seemeilen im Umfange mit einem

[1]) Darwin, Korallenriffe. Deutsche Ausgabe 1876, S. 170.

[2]) Inseln des Stillen Ozeans, Bd. I, Leipzig 1876, S. 140, 141, 158 u. 159.

[3]) Annalen der Hydrographie ꝛc. 1876, S. 209; 1877, S. 48 u. 350; 1887, S. 350 und 1890, S. 128.

[4]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, Bd. III, 1890, S. 87 u. 88.

[5]) Annalen ꝛc. 1883, S. 278 u. 515 mit Karte des Atolls auf Tafel 8 und Annalen 1885, S. 60.

[6]) Annalen 1876, S. 209 und 1887, S. 48 u. 350. Desgl. Sailing Directions for the Pacific Islands, Vol. I, Western Groups. London, 1890, p. 421, 422.

[7]) Pacific Islands, Vol. I, p. 421.

[8]) Auch Mortlock-Atoll genannt — nicht zu verwechseln mit den Mortlock-Inseln im Karolinen-Archipel —; Annalen ꝛc. 1883, S. 278; 1884, S. 596; 1885, S. 60 und 1887, S. 702.

[9]) Annalen 1879, S. 282; 1882, S. 227; 1883, S. 279, 281, 515 und Karte auf Tafel 8.

[10]) Letztere ist noch sehr wenig bekannt; nach der Karte in den Annalen 1881, Tafel 10 [Text S. 517] ist sie jedenfalls korallinen Ursprungs und wahrscheinlich auch ein Atoll, vorausgesetzt, daß die Karte an demselben Fehler krankt, wie die noch zu erwähnende Aufnahme von Nissan. Als Korallengebilde bezeichnet sie auch der kaiserliche Kanzler Schmiele in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1891, Heft I, S. 66.

[11]) Meinicke, a. a. O., Bd. I, S. 140 u. 141 und Pacific Islands, Vol. I, p. 430.

[12]) Pacific Islands, Vol. I, p. 430, 431.

trockenen Inselchen in der Mitte. Dagegen ist das Lyra-Riff [13]), das 1826 von Kapitän Rennick entdeckt wurde, und das sich selbst in unsre Handatlanten eingeschlichen hat, ein submarines Gebilde von zweifelhafter Lage und Ausdehnung, über welchem 4 bis 5 Faden Wasser stehen sollen.

Es hat Jahre und Jahrzehnte gedauert, ehe jedes dieser Riffe untersucht und annähernd richtig in die Karten eingetragen wurde. Manches ist bis in die neueste Zeit ganz falsch dargestellt worden, oder es schwankte mit wechselnden Namen in unsicheren Positionen hin und her. Für die Tasman-Inseln z. B. waren noch die Nebentitel Welling-Gruppe und Le Maire-Atoll üblich, eine geraume Weile sogar lief der Ring als „Simpson Coral-Islands“ durch die Listen der „Reported Dangers“. — Welche Mängel selbst den besten Quellen anhaften können, zeigt uns ein Vergleich der Schilderungen und Karten von Nissan-Atoll oder der Sir Charles Hardy-Insel.

Nach deutschen [14]) und englischen Karten und Segelanweisungen erscheint das Atoll als eine elliptische Fläche mit etlichen ausspringenden Ecken, von Riffen umgeben, die sich einzig an der Westseite zu einer kleinen Bucht öffnen, deren Zugang jedoch durch Korallenmassen und ein schmales Inselchen gesperrt wird. Die Ufer sind mäßig hoch, tragen Mangroven und Kokosbäume und fallen besonders nach der Ostseite hin sehr steil ab, so daß ein Landen mit Booten nur an wenigen Stellen ausführbar ist. Die höchsten Punkte im Innern schätzt die Aufnahme aus 1883 durch das Kriegsschiff „Hyäne“ zu 100 m.

Hält man diese Beschreibung mit den Ergebnissen der jüngsten Nissan-Forschung durch den kaiserlichen Kanzler G. Schmiele [15]) zusammen, so lassen sich zwischen beiden kaum irgend belangreiche Ähnlichkeiten entdecken. Denn statt der Vollinsel, von der uns die früheren Quellen sprechen, erblicken wir ein echtes Atoll, und zwar zu jenem Typus gehörig, den Darwin treffend als „Hufeiseninsel“ bezeichnet. Die eckigen Umrisse aus der älteren Karte sind verschwunden; die Außenlinie läuft sanft gerundet um das ganze Atoll, nur einmal im Osten und zweimal im Westen durch tiefere Buchten gegliedert. Um so vielgestaltiger zeigt sich dafür der Saum der Lagune, besonders im südlichen und südöstlichen Teile, wo er wahrhaft mäandrische Windungen macht. Das Binnenwasser ist von Norden nach Süden 12 Seemeilen lang bei einer Breite von 4 bis 5 Seemeilen. Zum offenen Meere führen drei Ausgänge, zwischen welchen die Eilande Barahen und Sirot liegen. Das 3 bis 4 Seemeilen breite, wie ein Hufeisen gekrümmte Hauptland heißt bei den Eingeborenen „Nissan“, ein Name, den Kanzler Schmiele für das gesamte Atoll empfiehlt. Am merkwürdigsten ist der Ostflügel der Insel geformt; das Land springt gleich hinter der Lagune mit jähem Hange 7 bis 10 m auf und hebt sich dann, gleichmäßig ansteigend, in der Richtung zum Weststrande gegen 40 bis 60 m empor. Ein schroffer Abfall leitet von der Hochfläche in ein bis 500 m breites Vorterrain hinab, welches Pandanus und Kokospalmen in Fülle trägt. Dieser fruchtbare Küstenstreifen wird Talehua genannt.

Steilhänge, die auf eine nachträgliche Hebung des Atolls schließen lassen, begegnen uns ferner im Nordosten bei Talhua, sowie an der ganzen Westseite, wo Abstürze von 8, 9, 20 und 25 m verzeichnet sind. Besonderes Interesse erheischen die in der Wand von Talehua eingewaschenen Höhlen, die oft in dreifachen Reihen übereinander liegen und zum Teil mehrere Hundert Fuß tief sind. Es untersteht keinem Zweifel, daß die Insel ein gehobenes Atoll darstellt, ähnlich wie das über 10 Längengrade östlich vor ihr belegene Nauru, welches jetzt gleichfalls zum deutschen Kolonialbesitz rechnet. Wir treffen auf Nauru, dem Pleasant-Island [16]) der englischen Karten, in gewisser Hinsicht dieselben Erscheinungen an, wie auf Nissan. Der Boden schwillt von der schmalen Strandebene mit rauh zerklüfteten Klippen und Wänden zu 50 bis 60 m auf. Der feste Korallenkalk ist zu tiefen Grotten, steilen Türmen und Zinnen ausgewaschen; oft schauen die Blöcke weißschimmernd zwischen dem Grün der Vegetation hervor. Auf der Eggertschen Karte [17]) von Nauru sind außerdem am Westufer zwei unterseeische Höhlenausflüsse verzeichnet. Vor allem aber läßt uns die ovale Senke [18]) im Innern, deren Grund noch jetzt ein brackischer See ausfüllt, keinen Augenblick über die frühere Natur von Nauru im Zweifel.

[13]) Pacific Islands, Vol. I, p. 431.

[14]) Annalen ꝛc. 1883, S. 517 mit Karte auf Tafel 10, und 1886, S. 521; 1890, S. 340. Hier giebt Korvettenkapitän Herbing die erste richtige Beschreibung des Atolls. Pacific Islands, Vol. I, 1890, p. 428 wiederholen nur fast wörtlich die Notiz aus Annalen 1883, S. 517.

[15]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1891, Bd. IV, Heft 1, S. 65 u. 66 mit Karte.

[16]) Annalen 1873, S. 195; 1881, S. 533; 1882, S. 154; 1884, S. 375 mit Karte und Ansicht auf Tafel 10, und 1888, S. 231. Vergl. auch die „Aufzeichnungen über die Insel Nauru“ vom Kaiserl. Kommissar Dr. Sonnenschein in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1889, Bd. II, S. 19 bis 26.

[17]) Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1890, Bd. III, Heft 3, Tafel 8.

[18]) „The centre is of much less elevation than the coast“. Pacific Islands, Vol. II, p. 76.

Die Grabstätte des Kaisers Yung-Lo (Mingdynastie).

Von C. F. Caspari. Hongkong.

Der beifolgende, auf Vermessungen beruhende Grundriß des berühmten Grabes des Kaisers Yung-Lo ist wahrscheinlich der erste, welcher zur Veröffentlichung gelangt, da wohl Zeichnungen vorhanden waren, die Wächter aber mit Rücksicht auf den bekannten Fengshui-Aberglauben bisher jeder Aufnahme Widerstand entgegensetzten. Bei einem Ausfluge, welchen ich im verflossenen Frühjahr in Begleitung eines Schotten, des Mr. Savage, zu den berühmten Ming-Gräbern von Peking aus unternahm, gelang es uns, in klingender Weise die Wächter auf unsre Seite zu bringen und das größte Grabdenkmal der Mingdynastie zu vermessen, was um so genauer gelang, als Mr. Savage ursprünglich Architekt ist.

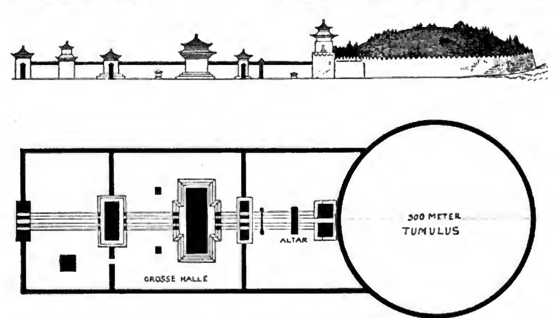
Das besondere Interesse, welches diese großartigen Bauten darbieten, besteht vor allem in der Vereinigung zwischen einem Tumulus prähistorischer Art und dem Bauwerk vergleichsweise modernen Ursprungs. Um den Tumulus von 300 m Durchmesser zieht sich kreneliertes Mauerwerk herum und der Zugang wird gebildet durch ein aus drei großen aneinanderstoßenden Abteilungen bestehendes Bauwerk. Es scheint, als ob hier uralte Formen der Begräbnisstätten beibehalten sind, was bei dem konservativen Volke der Chinesen ja nichts auffallendes ist; der ganze Grundriß erinnert an gewisse prähistorische Gräber Europas, bei denen auch der Zutritt zu der eigentlichen Grabkammer durch einen Gang

riesiger Steinplatten gebildet wurde mit nachfolgender Aufschüttung von Erde in Form eines Tumulus.

Die berühmten Ming-Gräber liegen auf dem Wege von Peking zur Großen Mauer. Wir kamen vorüber an dem von den Franzosen zerstörten kaiserlichen Sommerpalast Wan-schau-schan, übernachteten in einem Tempel in Ta-he an, passierten am andern Tage Tschang-ping-tschau und gelangten nachmittags zu der bekannten, oft abgebildeten Gräberstraße, die zu dem kesselartigen Thale führt, in dem eine der größten Nekropolen der Erde sich befindet. Hier liegen die 13 Kaiser der Mingdynastie begraben, welche fast 300 Jahre lang (1368—1644) China beherrschten. Sie sind also Zeitgenossen unsrer deutschen Kaiser von Karl IV. bis Ferdinand III. und erloschen zur Zeit des 30 jährigen Krieges mit dem freiwilligen Tode des letzten Mingkaisers, worauf die jetzt regierende Tsingdynastie folgte.

Die Straße der berühmten Steinbilder mit ihren riesigen Pferden, Kamelen, Elefanten und Löwen, die den Zugang zum Gräberthal bildet, ist so oft beschrieben und auch abgebildet worden, daß ich wohl hier von ihr schweigen darf. Ich will nur als Begleitworte eine kurze Schilderung des Tumulus Kaiser Yung-Los geben, da dessen Grabstätte die größte unter allen ist. Yung-Lo, der dritte in der Reihe der Mingkaiser, regierte von 1403—1425; er ist auch im Abendlande dadurch bekannt geworden, daß er die Hauptstadt von Nanking nach Peking verlegte; sein Ahnenname ist Tsching-tsu.

Der flach erscheinende Tumulus liegt am nördlichen Ende des ganzen Baues und wird durch eine starke Mauer aus roten Ziegeln zusammengehalten. Sein Durchmesser beträgt 300 m; er ist bepflanzt mit Koniferen, welche nach chinesischem Glauben die Eigenschaft besitzen, mißgestaltete Geister,



die Mong-tsa-on, abzuhalten, die sich vom Gehirn der Leichen nähren. Die Höhe des Tumulus beträgt ungefähr 30 m. Der nach Süden zu vorgebaute, aus drei Abteilungen bestehende Tempelgang ist mit einer hohen roten Umfassungsmauer umgeben und bildet ein an den Tumulus sich anschließendes Parallelogramm von 360 m Länge und 150 m Breite (in abgerundeten Zahlen). Der mittlere Theil dieser dem Grabdienst und der Verehrung des hier bestatteten Yung-Lo geweihten Baulichkeiten wird durch die große Halle gebildet, die ein besonders schönes Beispiel chinesischer Grabarchitektur ist und deren Dach von hohen Säulen aus Teakholz getragen wird, die bis 20 m hoch sind. Dieser Haupttempel ist von hellfarbigen Marmorbalustraden umgeben, die in schöner Reliefarbeit mit chinesischen Symbolen, Drachen- und Vogelfiguren bedeckt sind. Das ganze großartige Gebäude mit der hoch über uns emporragenden Decke hat nur den Zweck, die Ahnentafel Yung-Los zu schützen, ein nur 60 cm langes Brett, auf dem der Kaiser als „der vollkommene Ahne, der litterarische Kaiser" gefeiert wird. Weihrauchgefäße, Räucherkerzen und was sonst zu der Verehrung der Ahnen gehört, stehen vor der Tafel.

Es folgt nun die dritte Abteilung der Baulichkeiten, die zunächst dem Tumulus gelegene. In derselben steht, ohne Überbau im offenen Raume, ein 7 m langer mächtiger Altar, dessen Deckplatte aus einem riesigen Monolith gebildet wird. Hier fanden früher die besonderen Opfer für den verstorbenen Kaiser statt. Es folgt nun, unmittelbar an den Tumulus angebaut, das hohe Mausoleum, welches die eigentliche Grabstätte Yung-Los bildet. Durch dasselbe hindurch steigt schräg aufwärts ein bequemer Gang nach dem Hügel, den wir an der Plattform der krenelierten Mauer erreichten. Man kann auf derselben den ganzen gewaltigen Tumulus umschreiten; von dort oben hat man einen herrlichen Blick auf das Thal mit seinen zahlreichen Gräbern.

Die Sarkophage von Sidon.

Von J. P. Peters.

Am Fuße der Berge hinter Sidon und Tyrus findet man eine fast ununterbrochene Reihe von Grüften, welche in den Felsen gehauen sind. Wie in Palästina wurden auch in Phönizien die Toten in Grüften begraben, welche in Felsen gehauen sind, und sich gewöhnlich an steilen Bergabhängen und tiefen Gewässern entlang ziehen, wo die Bodenbeschaffenheit es erlaubt, mit möglichst geringer Mühe solche Grüfte auszuhauen. Reiche Leute jedoch bauten oft ihre Grabstätten in ihren Gärten, obgleich dies mehr Arbeit erforderte, namentlich wo die Oberfläche des Felsens eben ist. Um solche Grabstätten herzustellen, in welche sie ihre Sarkophage versenkten, mußten sie tiefe Schächte in dem festen Gestein austeufen, auf deren Grunde sie ihre Gräber aushöhlten. Gräber dieser Art findet man häufig in den Saatfeldern und Gärten hinter der Stadt Sidon, sowie zwischen letzterer und dem Gebirge. In einer solchen Gruft, südöstlich von Sidon, auf dem Felsenplateau, gerade über den Gärten, wurde der Sarkophag des Königs Eschmuna'zar gefunden, welcher sich jetzt im Louvre befindet. Dieser Sarkophag wurde, wie es scheint, seines Inhaltes beraubt, aus der königlichen Gruft entfernt, wieder gebraucht und an andrer Stelle in eine Gruft gesetzt. Hier war es, wo Renan Ausgrabungen vornahm und eine Anzahl Gräber fand, so daß er diese Stelle auf seiner Karte mit dem Namen Nekropolis von Sidon bezeichnete. Diese Bezeichnung ist jedoch ganz unrichtig, denn man findet ebensoviel Gräber überall hinter der Stadt, als in Renans sogenannter Nekropolis. Die ganze Oberfläche dieses Felsenplateaus oberhalb der Gärten und unterhalb der Hügel ist mit solchen Gräbern besäet, die man teils einzeln, teils in Gruppen findet. Die dortigen Steinhauer entdecken fortwährend neue Gräber. Sie werden gewöhnlich von ihnen geplündert, und die Lampen, Fläschchen &c. an Antiquitätenhändler und Reisende verkauft. Es waren ebenfalls Steinhauer, welche die Gruft entdeckten, die den erwähnten Sarkophag Eschmuna'zars enthielt. Die eigentümlichen Merkmale des letzteren veranlaßte sie, den Fund andern mitzuteilen, und so kam er in den Besitz des Duc de Luynes für den Louvre.

Vor vier Jahren machte ein Steinhauer die Entdeckung eines Grabes, am Saume des Plateaus, dicht an den Gärten, ungefähr so weit nordöstlich von der Stadt, als sich Renans „Nekropolis“ südöstlich von ihr befindet. Die eigentümliche Beschaffenheit der darin befindlichen Sarkophage bewogen den Steinhauer, die amerikanischen Missionare in Sidon von seiner Entdeckung in Kenntnis zu setzen, welche dem Direktor des kaiserlichen Museums, Hamdy Bey, hiervon Mitteilung machten. Dieses führte 1887 zu weiteren Ausgrabungen in Sidon, und der Auffindung jener bemerkenswerten Sarkophage, welche im neuen Museum der türkischen Hauptstadt ausgestellt sind.

Im Winter 1887/88 verbreitete sich die Nachricht, daß einer dieser Sarkophage derjenige Alexander des Großen sei, eine Ansicht, die seitdem nicht wieder ausgesprochen wurde. Das Werk Hamdys über die Sarkophage ist bei Leroux in Paris erschienen. Es ist Renans „Mission en Phénicie“ ähnlich und mit vielen Abbildungen versehen. Ich sah die Sarkophage im Oktober 1890. Ich werde nie meinen ersten Besuch vergessen, den ich nach meiner Ankunft in Konstantinopel machte, wo ich Hamdy im Museum aufsuchte, welcher mir sofort die Sarkophage zeigte.

Er begann mit dem Sarkophag der „Leidtragenden“ und schloß mit jenem, den man Alexander dem Großen zuschrieb. Ich war erstaunt, denn obgleich ich etwas von den Schönheiten der Skulpturen gehört hatte, so hatte ich durchaus nicht vermutet, solche wundervolle Kunstschätze zu finden. Ich hatte nie etwas Ähnliches gesehen, und je öfter ich sie später besah und genauer prüfte, desto größer war der Eindruck. Sie nehmen ganz sicher einen hohen Rang unter den Kunstschätzen der Welt ein, und es lohnt sich der Mühe, eine lange Reise zu machen, um sie zu sehen und zu studieren. Insgesamt giebt es dort siebzehn Sarkophage, wovon neun mit polychromen Skulpturen verziert sind. Es waren zwei Gräber vorhanden, wovon das eine, ein phönizisches, königliches, ganz unbeschädigt war; und das andre ein griechisches. Im letzteren fand man alle Sarkophage erbrochen und beschädigt. Das erstere befand sich in einer höheren Lage als das letztere. Als man die griechische Gruft baute, wußte man nichts mehr von der phönizischen Gruft, denn als die Bauleute einen Schacht abteuften, wurden sie durch einen dumpfen Ton darauf aufmerksam, daß sie in eine ältere Gruft eindrangen. Sie trieben daher ihren Schacht noch tiefer, bis sie zu der ungewöhnlichen Tiefe von 12 m kamen.

Einige Angaben über die Auffindung der phönizischen Gruft, und speziell des erwähnten Sarkophag von Tabnith, des Vaters des eben erwähnten Eschmuna'zar, enthielt die Revue Archéologique vom Jahre 1887, wo Renan jedoch irrtümlicherweise sagte, daß sich das griechische Grab auf einem höheren Niveau als das phönizische befunden habe. Auch setzt er die phönizische Gruft und die Inschrift Tabniths ein Jahrhundert zu spät an. Hamdy Bey ist es gelungen, annähernd das Datum Tabniths zu bestimmen; wenigstens liefert seine Entdeckung den entschiedenen Beweis, daß die Jahreszahl 300 v. Chr. Geburt um wenigstens hundert Jahre oder noch mehr zu hoch gegriffen ist. Die Aufschrift am Sarkophag der Tabnith lautet wie folgt: „Ich, Tabnith, Priester des Ashtaroth, König der Sidonier, Sohn des Eschmuna'zar, liege hier in diesem Sarge. Wanderer, der du diesen Sarg findest, öffne mein Grab nicht, noch entweihe es, denn weder ein Bildnis von Silber oder Gold, noch Juwelen sind hier verborgen (?). Ich allein liege in diesem Sarge, öffne mein Grab nicht, noch entweihe es, denn es ist ein Abscheu vor Ashtaroth, und wenn du je mein Grab öffnest und entweihest, so sollst du keine Nachkommen unter den Lebenden unter der Sonne, noch eine Ruhestätte unter den Toten haben!“

Man wird gerührt beim Lesen dieser Aufschrift, welche sogar von der Unsicherheit königlicher Gräber Zeugnis ablegt, was auch aus der Mühe hervorgeht, welche man sich gegeben hatte, um den Sarkophag in seiner Nische zu befestigen. Derselbe war in einer Höhlung des felsigen Bodens eingelassen, mit kleinen Steinen und Kalk ausgefüllt und oben mit einem großen Stein belegt, welcher ungefähr 3 m lang und $1^1/_2$ m dick war. Trotzdem haben weder Verwünschungen noch äußere Mittel geholfen, dieses Grab unversehrt zu erhalten, denn es ist Thatsache, daß derselbe Sarkophag, in welchem die Mumie von Tabnith gefunden wurde, von einem ägyptischen Grabe gestohlen worden war. Die ägyptischen Aufschriften sind innerlich und äußerlich unversehrt, wonach es den Anschein hat, daß dieser steinerne,

mumienförmige Sarg ursprünglich derjenige eines ägyptischen Generals, namens Panephtah, gewesen ist. Es ist wahrscheinlich, daß nach der Eroberung Ägyptens durch die Perser, als viele alte Grüfte geplündert wurden, man anfing, mit ägyptischen Särgen Handel zu treiben. Als Ergebnis solchen Handels kann der Sarkophag des Eschmuna'zar im Louvre angesehen werden, welcher ein ägyptischer, steinerner Sarg ist von derselben Art als derjenige des Tabnith. Wie schon bemerkt, wurde er weder in seiner ursprünglichen Beschaffenheit, noch wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Lage gefunden. Hamdy Bey ist geneigt, anzunehmen, daß das Grab Eschmuna'zars in derselben Gegend, wie dasjenige des Tabnith war. Wenn dieses der Fall, dann kann das Grab von Tabnith einen Teil einer königlichen Nekropole gebildet haben und man wird dort vielleicht nicht weniger interessante, unbeschädigte Gräber von andern Königen Sidons entdecken. Steinhauer versichern, im letzten Sommer in jenem Reviere noch mehr Grabeshöhlen entdeckt zu haben. Hamdy Bey hofft dieselben im Frühjahr 1891 auszugraben.

In der Gruft des Tabnith giebt es noch andre Grabhöhlen, welche steinerne Sarkophage ohne Inschrift enthalten, und vermutlich die Särge der Frauen seiner Familie sind. Soviel wie mir bekannt ist, wurde in keinem von ihnen etwas Interessantes gefunden, sie enthielten bloß Lampen und Vasen von gewöhnlicher Form. Sie wurden ebenfalls nach Konstantinopel gebracht, und bilden einen Teil der Sarkophagensammlung, welche einzig in ihrer Art ist. Dieselbe füllt das ganze niedere Stockwerk des neuen Museums aus und erstreckt sich nach vorn bis in den Hof.

Wichtiger noch als die Entdeckung des Grabes des Tabnith, war die Entdeckung der griechischen Sarkophage mit polychromen Skulpturen, welche man später in einer tieferen Gruft vorfand. Es giebt deren vier, welche vorzügliche Kunstwerke sind, jeder aus einem rechtwinkeligen Block weißen Marmors bestehend, ungefähr 3 m lang und $1^1/_2$ m breit und hoch. Einer von denselben ist inwendig in menschlicher Form ausgehöhlt, die übrigen haben nur einfache Formen. Jeder Deckel besteht aus einem einzigen großen und schweren Marmorblock. Diese gewaltigen Steinblöcke wurden am Boden eines 12 m tiefen Schachtes gefunden, und zwar in einer Gegend, wo es keine Krahne noch sonstige mechanische Vorrichtungen gab, um solche Massen zu handhaben. Hamdy ließ einen schiefen Tunnel durch den Felsen bis an den Fuß des Schachtes treiben, und die Sarkophage einen nach dem andern mit Seilen ans Tageslicht bringen. Hierauf legte er eine Straße durch die Gärten und beförderte sie auf dieselbe Weise nach dem Meere. Man kann sich kaum vorstellen, mit welchen mechanischen Schwierigkeiten Hamdy bei seinen Ausgrabungen zu kämpfen hatte. Der erste dieser Sarkophage, den ich sah, war eine Nachahmung eines griechischen Tempels mit Säulengang. Zwischen je zwei Säulen stand eine weibliche Figur in trauernder Stellung. Diese Anordnung in ihrer Einförmigkeit nimmt sich etwas steif aus, doch ist die Darstellung der weinenden Figuren so verschieden und so anmutig, daß diese Steifheit verschwindet. Auch die kleinen Verzierungen sind ungemein schön, doch ist die Farbe dieses Sarkophags ziemlich verwischt. Neben diesem steht der Sarkophag eines alten Mannes. Auf einer der Längsseiten ist er dargestellt, als ob er im Begriff stände, seinen Wagen zu besteigen; auf der andern Längsseite erscheint er als Jäger und an einer der kurzen Seiten sitzt er zu Tische. Seine Figur bildet in allen Fällen den Mittelpunkt.

Der dritte Sarkophag ist viel größer als der vorige, der Deckel ist hoch und gespitzt, mit Giebeln an beiden Enden. Die eine der Längsseiten stellt eine Wettfahrt zu Wagen dar. Die Köpfe der Pferde sind die schönsten, die man in Marmor sehen kann. Die Giebel sind mit Greifen versehen. Das Polychrom war hier sehr gut erhalten, ebenso das Gold, welches jedoch an andern Stellen sehr verwischt war.

Jeder von diesen drei Sarkophagen ist ein prächtiges Kunstwerk für sich, und jeder von ihnen überragt an Schönheit alle Sarkophage, welche ich je gesehen habe, aber keiner von ihnen kann in bezug auf Interesse und Schönheit mit dem vierten Sarkophag verglichen werden. Eine seiner Längs- und eine seiner Querseiten stellen eine Schlacht zwischen Griechen und Persern dar. Zur äußersten Linken, wo das Gefecht beginnt, befindet sich Alexander der Große zu Pferde. Die Mittelfigur der Handlung ist ein junger, bartloser, hübscher Grieche, welcher ebenfalls zu Pferde sitzt. Der Kopf dieser Figur war noch nicht restauriert, als ich den Sarkophag sah, doch war es mir, durch die Güte Oskan Effendis, des Professors der Skulptur an der Kunstakademie zu Konstantinopel, vergönnt, ihn zu sehen. Der Hut dieses Jünglings war vergoldet, eine Auszeichnung, welche die andern Figuren nicht besaßen. Diese Thatsache, sowie seine Stellung im Mittelpunkte lassen vermuten, daß der Sarkophag für ihn bestimmt war. Zur äußersten Rechten des Schlachtbildes, an einer der Längsseiten, befindet sich ein dritter Grieche zu Pferde.

Nach Hamdy Bey stellt er einen Greis vor, dessen Gesicht übereinstimmt mit demjenigen eines Griechen, welcher von Griechen im Basrelief des einen Giebels ermordet wird. Sollte diese Identität wirklich bewiesen werden, so ist wahrscheinlich Hamdys Annahme richtig, daß dieser Sarkophag der des Perdikkas sei. Trotzdem würde ich noch nicht ganz überzeugt sein, da mir die Stellung des jungen Mannes mit dem vergoldeten Hute im Mittelpunkte des Feldes Bedenken einflößt. Es schien mir, als wenn die Identität der erwähnten zwei Figuren nicht hinreichend sei, doch habe ich keinen so sorgfältigen Vergleich zwischen ihnen wie Hamdy angestellt. Soviel wenigstens scheint sicher, daß der Sarkophag einem der hervorragendsten Männer angehörte, der mit Alexander dem Großen gekämpft hatte, und in irgend einer Weise an dem Morde eines Griechen, vielleicht des Perdikkas, beteiligt war. Dieser und die andern Sarkophage desselben Grabes müssen daher dem Schlusse des vierten Jahrhunderts vor Christus zugeschrieben werden.

Doch wem auch dieser Sarkophag gehört haben möge, er ist nicht nur eines Generals Alexanders würdig, sondern Alexanders selbst. Ein gleich ausdrucksvolles Stück von Skulptur habe ich nie gesehen. Zuweilen sind Skulptur und Malerei vereinigt, und manchmal die letztere nur allein vertreten, je nachdem man mehr oder weniger Relief geben will. Die Wirkung ist ungemein realistisch. Die Farben sind nicht vollständig erhalten, doch genügend, daß man mit wenig Einbildung sich das Ganze vollkommen herstellen kann. Ein andrer merkwürdiger Beweis von Realismus ist der Gebrauch der Metalle für Pferdegebisse, Lanzen, Schwerter &c. In gleicher Weise ist Gold zu Schmucksachen angewandt. Ich habe meine Beschreibung hauptsächlich dem Schlachtbilde gewidmet: die Jagdszene ist jedoch fast ebenso interessant, und sogar besser erhalten. Als man diese Sarkophage fand, waren sie alle bedeutend beschädigt. Glücklicherweise fand man die fehlenden Stücke bei den Sarkophagen, sie sind alle so geschickt zusammengefügt worden, so daß man den wirklichen, ursprünglichen Sarkophag ziemlich unversehrt vor sich hat. Die Vandalen, welche sie zerstört hatten, waren gewiß sehr zahlreich und mit tüchtigen Instrumenten versehen. In Anbetracht der häufigen Plünderungen und der Art der dabei gebrauchten Werkzeuge vermutet Hamdy, daß sie von römischen Soldaten erbrochen und geplündert wurden. Zum Schluß will ich wiederholen, daß Hamdy Bey mit den Sar-

kophagen von Sidon einen der größten Kunstschätze der Welt entdeckt hat, dessen ausführliche Beschreibung von Künstlern und Archäologen mit Ungeduld erwartet wird.

(The Nation. Januar 1891).

Vorgeschichtliches aus Reichenhall.

Unter dieser Spitzmarke erscheint auf S. 191 dieses Bandes eine Kritik über die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891, Nr. 38 veröffentlichten Schürfungsergebnisse einer prähistorischen Stätte bei Reichenhall. Da die von dem Herrn Referenten — Studienlehrer Dr. Mehlis aus Dürkheim — hierüber gezogenen Schlüsse dem Leserkreise des Globus unter teilweiser Entstellung der Fundgeschichte unterbreitet wurden, ist nachfolgende Berichtigung erforderlich.

Die aufgefundene oberste Bodenschicht zu Langacker besteht aus einem über den ganzen Hügelbau sich hinziehenden Knochenlager, welches mit unzähligen Geschirrresten durchsetzt ist; dieser weißgebrannte Knochenschotter bedeckt nun bei seiner kolossalen Mächtigkeit von 25 bis 120 cm somit eine Fläche von mehr als 100 Schritten im Umfange und berechnet sich sein Inhalt auf mindestens 270 Raummeter. Bei dem Umstande, daß dieses hartgebrannte Knochenmaterial, welches seine äußere Form nicht verändert hat, zahlreiche Hornzapfen, Hufbeine, Gehörnstücke, Schneide- und Backenzähne von Pferden, Rindern u. s. w. enthielt, war jede „Verwechselung mit menschlichen Skeletteilen" völlig ausgeschlossen, eine an Ort und Stelle von Fachleuten wiederholt vorgenommene Besichtigung des großen Beinlagers, sowie die nach München zur Rassenbestimmung eingesandten kalcinierten Knochenteile ließen bezüglich ihrer tierischen Herkunft auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen.

Grobe Ungenauigkeit läßt sich der Herr Studienlehrer in seiner Kritik bei Angabe der Funde und der sie begleitenden Umstände zu schulden kommen und mehrfach ist ersichtlich, daß das „Vorgeschichtliche aus Reichenhall" nicht einmal mit der erforderlichen Aufmerksamkeit gelesen worden ist. Die Besprechung der Beilage zur Allgem. Zeitung erwähnt z. B. einfach den Fund von zwei Armringen in dem obersten weißgebrannten Knochenlager (cf. S. 2, Abs. 5), der Herr Dr. Mehlis läßt dagegen dieselben „ziemlich tief in der Holzkohle" und mit dem weiteren Zusatze „in der Mitte des Hügels" auftreten. In unsrer Fundgeschichte geschieht von einer „durch Bronzebeigaben veranlaßten grünen Färbung der Schädelfragmente und Occiputteile" mit keiner Silbe Erwähnung; falsch ist ferner die Angabe von „zwei" erhobenen Fibeln (Kahnfibeln), da unter den Beigaben nur eine fragmentierte Fibel (Bügel fehlt, Fuß, Rolle und Nadel sind erhalten) aufgeführt ist (cf. S. 2, Abs. 5). Daß sämtliche Bronzefunde mit Ausnahme der Armringe und einer Gewandnadel bald in der Lehmdecke, bald auf dem Steinbau allerorts ausgestreut vorgefunden wurden, wäre klar und deutlich auf S. 2, Abs. 5 zu lesen gewesen, der Herr Referent dagegen stellt fest, daß die Beigaben in Mitte des Hügels in einem Steinkranze über menschlichen Leichenteilen lagen. — Nur bei gänzlicher Außerachtlassung des in verschiedenster Entfernung, Tiefe und Bodenlage zu Tage getretenen Fundmaterials konnte zu Dürkheim ein Phantasiegebilde über eine Leichenbestattung aus der Hallstattperiode entstehen, welches in Wirklichkeit zu Langacker niemals vorhanden sein konnte.

Unter der obersten Bodenlage des Hügels, dem weißgebrannten Knochenlager, welches mit Scherben durchsetzt ist, die behufs ihrer chronologischen Zuteilung der Bronzezeit angehören und in auffallender Verwandtschaft mit den keramischen Fabrikaten aus den Pfahlbauten des Starnbergersees und oberösterreichischen Sees stehen (cf. S. 2, Abs. 1 der Beilage z. Allg.), Hallstattgräber zu vermuten, ist ein archäologischer Schnitzer, welcher „einer besonnenen Forschung" nicht unterlaufen sollte!

Die ohne Schablone und Voreingenommenheit geführte Forschung zu Langacker ist vom schönsten Erfolge begleitet und wird von der kritischen Feder des Herrn Studienlehrers Dr. Mehlis nicht in Mißkredit gebracht werden können.

Bad Reichenhall, 29. März 1891.

v. Chlingensperg-Berg.

Bücherschau.

Vuk vit. Vrčević, Narodne pripovijesti i presude iz života po Boki Kotorskoj, Hercegovini i Crnojgori. Ragusa 1890, D. Pretner. (Volkserzählungen und Rechtsprüche aus dem Leben in der Bocca di Cattaro, im Herzoglande und den Schwarzen Bergen.)

Die Volkserzählungen des 1881 verstorbenen Vuk Ritter v. Vrčević, österreichischen Konsuls in Trebinje im Herzoglande sind eine der wichtigsten Quellen für Belehrung über das serbische Volkstum. In den schwer zugänglichen Felsengebirgen Montenegros, des Herzögischen, der Krivošija und der Bocca di Cattaro behauptete und entwickelte sich ein eigenartiges Volkstum, welches sich im wesentlichen bis in die Neuzeit auf der epischen Kulturstufe der homerischen Lieder bewegt. Inmitten dieses Volkes ist Vrčević geboren und erzogen worden und dort hat er auch seine Tage verbracht. Seine allgemeine Bildung westlicher Art war unbedeutend, er sprach ziemlich fließend italienisch und etwas deutsch, aber er war ein tüchtiger Beobachter und ein unermüdlicher Sammler. Als Gerichtsschreiber auf Cetinje in Montenegro und als Konsul in Trebinje hatte er überreiche Muße, die Anregungen zu befolgen, welche ihm sein Freund Vuk Karadžić, der erste und einflußreichste serbische Volksschriftsteller dieses Jahrhunderts, gegeben. Vrčević sammelte und erzählte unermüdlich, doch sein Leserkreis war gering. In seinem Nachlasse wurden bedeutende Schriften vorgefunden, welche nun allmählich veröffentlicht werden.

Man kann Vrčević mit keinem unserer modernen deutschen Dorfgeschichtenerzähler in eine Reihe stellen. Diese erzählen mehr oder weniger für ein gebildetes Publikum und legen sich das Volk zurecht, wie es ihnen paßt. Das ist Kunstschriftstellerei. Vrčević aber schreibt bloß nieder, was er aus dem Munde von Bauern gehört und vernommen. Seine Kunst liegt darin, daß er unmittelbar die Rede des Bauern wiedergiebt, ohne sie mit Reflexionen irgendwelcher Art zu bereichern. Aus diesem Grunde ist das jüngsthin erschienene Buch Vrčević's, auch für den Folkloristen eine Quelle ersten Ranges zu nennen.

Daß Vrčević's Verdienste sowohl unter den Südslaven als auch in Deutschland unter den Ethnographen nach und nach die gebührende Würdigung finden, ist nicht zum geringsten meinen Bemühungen zu verdanken, denn seit acht Jahren schon weise ich bei jeder Gelegenheit und fast in jeder meiner Arbeiten auf Vrčević's Leistungen hin. Das soll auch jetzt wieder geschehen, indem ich in Kürze über den vom ethnographischen Gesichtspunkte bemerkenswerten Inhalt einiger Erzählungen dieses Buches Bericht erstatten werde.

1. Bruchstücke aus dem Leben in der Bocca di Cattaro. Zwei dalmatinische Matrosen, Jugendfreunde, begegnen einander nach zwanzigjähriger Trennung in Kalifornien und erzählen einander ihre Schicksale. Sie sind beide im Begriff, nach Heim zu reisen. Jeder hat schon genug in der Welt erworben. Der eine ist verheiratet, der andre ledig. Jija, der ledige, fragt den verheirateten Ponto: Du hast also geheiratet? Ist das Weib ruhig oder bellerisch? Darauf Ponto in aller Gemütsruhe: „Ein Weib, welches nicht bellt, taugt zu nichts. Eine Hündin, die ihre Hürde, und ein Weib, welches sein Heim nicht verteidigt, essen umsonst das Brot des Hauses." Das sind echte Volkssprichwörter, welche das Verhältnis zwischen Mann und Weib bezeichnen. Von Sprichwörtern wimmelt es in dem Buche. Einige auf das Weib bezügliche sollen gleich noch angeführt werden, S. 66: Der Hausvorstand, der sein Weib nicht durchzuhauen sich getraut, das ist kein Mann. S. 74:

Ein Weib hat einen Kopf und hundert Zungen. S. 127: Eine Schlange muß man auf den Kopf, ein Weib aber auf den Rücken hauen, und dann brauchst du dich vor ihnen nicht zu fürchten.

II. Eine Mutter als Mörderin ihres Sohnes. Ein Ereignis, welches sich im Jahre 1750 in Piva zugetragen hat und noch erzählt wird. Die verwitwete Mutter zweier Söhne hat am Dorfende ein Wirtshäuschen und ernährt sich schlecht und recht. Der ältere Sohn wird Mohammedaner und ist dann für sie in der Welt verschollen. Späterhin muß auch der jüngere Sohn in türkische Dienste treten. Nach 15jähriger Abwesenheit kehrt er als sehr reicher Mann heim und als Fremder bei seiner Mutter ein, ohne sich am ersten Tage erkennen zu geben. Nachts schlachtet ihn die Mutter unter Mithilfe ihres Knechtes ab, um ihn zu berauben. Am Morgen erfährt sie, daß sie ihr eigenes Kind aus der Welt geschafft und stößt sich vor Gram ein Messer ins Herz. Die Geschichte ist als Sage im ganzen Süden wohlbekannt und verbreitet. Im übrigen ist dieses Motiv auch dem Sagenschatze andrer Völker nicht fremd [1].

III. Zwei montenegrinische Hochzeiten. Eine wahre Begebenheit nach der Volksüberlieferung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Unter den Stämmen herrschte bekanntlich Exogamie (Frauenraub und Frauenkauf). Der Zufall fügte es, daß Martin Tomašeo und Golub Gjokanav, beide aus dem Dorfe Bajica und dem Stamme Katuni, um ihre Bräute die Hochzeitsgeleitschaften gleichzeitig aussandten, Martin um ein Mädchen aus dem Stamme Kčoi und dem Hause Batričeoić, Golub um ein Mädchen aus dem Stamme Cuei und der Sippe Perooić. Weder sie noch ihre Eltern kannten die Bräute. Man hatte letztere durch fernstehende Vermittler deren Angehörigen abgekauft. Da und dort kamen die Hochzeitsführer und das Geleite bei Nacht an, übernahmen sogleich die tiefverschleierte Braut und machten sich auf den Heimweg. Im Gebirge trafen die zwei Hochzeitszüge zusammen und hielten gemeinsam Nachtrast. Die zwei Bräute schliefen abgesondert bei einander. Beim Aufbruch wurden die zwei Bräute zufälligerweise vertauscht, und so geschah es, daß die Bräutigame mit fremden Mädchen getraut wurden. Zu erwähnen ist die Episode (S. 26), daß in den ersten zwei, drei Nächten die zwei Brautführer mit der Braut schlafen, und in den folgenden Nächten die Schwiegermutter, so daß Braut und Bräutigam länger als eine Woche miteinander in keine Berührung kommen können. Auf diesen Brauch wies ich schon in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslaven“ hin (Wien 1885, S. 454), und meine Deutung desselben als eines Überlebsels vom Hetärismus der Brautnacht, fand bei den Ethnographen Anklang. Hervorzuheben ist jedenfalls, daß dieser Brauch unter den Südslaven nur bei den montenegrinischen Stämmen nachweisbar ist.

IV. Aus Unverstand in den Tod gerannt. Ein Ereignis aus dem Jahre 1820 in der Gemeinde Pobora in der Bocca di Cattaro. In Montenegro und Süddalmatien ist es Brauch, wenn der Bienenstand in einem Hause nicht gedeiht, und der Bauer einen neuen Bienenstand einführen will, daß der Hausvorstand als Stock drei Bienenkörbe samt Brut neu einwirtschaften muß, und zwar kauft er einen, den andern läßt er sich schenken und den dritten stiehlt er irgendwo. Der Bauer Rade machte es auch so, wurde aber beim nächtlichen Diebstahl vom Eigentümer des Bienenstandes erschossen. Der Fall kam, um die Blutrache zu verhüten, vor das bäuerliche Friedensgericht, welches sich aus 24 älteren Hausvorständen zusammensetzte. Der Sohn des Getöteten wollte durchaus den Mörder töten, doch die Friedensrichter fällten ein andres Urteil: der Sohn des Getöteten habe am Liebfrauentag im Hause des Mörders zu erscheinen und mit ihm drei „feuchte“ Gevatterschaften (mokra kumstva, das sind Taufgevatterschaften) und drei Wahlbruderschaften (tvi pobratimstva) einzugehen unter üblicher gegenseitiger Beschenkung.

V. Schätze graben. Ein Fall aus dem Herzoglande aus neuerer Zeit. In zwei alten Kirchenruinen wurde nachgegraben, aber nichts gefunden. Den Ort, wo Schätze vergraben liegen, erfährt man entweder im Traume, oder ein schwarzes Öchslein bleibt an einer solchen Schatzstelle stehen, scharrt daselbst mit den Hörnern den Boden auf und stößt dabei ein unablässiges Gebrülle aus, oder die Gebirgsgeister (planinski džini) halten über dem vergrabenen Schatze beim dritten Hahnenkrähen ihre Versammlung ab. Einer erzählt: „Meinem Vater träumte von einer Stelle, wo ein vergrabener Schatz liege, und er machte sich vor Tagesanbruch mit seinem Bruder und zwei andern Verwandten auf den Weg. Sie nahmen einen im Monat März ausgebrüteten, schwarzen makellosen Hahn und einen schwarzen, fleckenlosen Schafbock mit. Man hatte fest vereinbart, kein Wörtchen zu sprechen. Als sie auf den bezeichneten Ort kamen, schlachtete mein seliger Vater den einjährigen Schafbock, machte einen blutigen Umkreis dort, wo man zu graben hatte, und dann ging es noch vor Sonnenaufgang an die Arbeit. In der Tiefe von einer Elle stießen sie auf eine behauene Steinplatte auf. Da schlachtete nun mein seliger Vater über jener Platte den Märzhahn und rötete mit Blut den Stein. Leider brach mein Oheim vorzeitig das Schweigen. Als sie hernach die Platte aufgehoben, fand man darunter ein steinernes Gefäß voll Kohlen, statt des Schatzes“. (Im Volke herrscht der Glaube, ein schwarzer Märzhahn sei in jeder Hinsicht ein Glück für das Haus, denn er sei geistersichtig (vjenovit) und verstehe sich auf hunderterlei Künste, ja, wo ein solcher Hahn sei, dort vermögen böse Seelen oder Geister dem Hause gar kein Übel zuzufügen.) Gut ist es ferner, wenn der Schatzgräber in seiner Schultertasche bei sich etwas Meerrettig, drei Schwarzdorneeiser und eine Wachskerze hat. Manche Schatzgräber nehmen als Opfer einen schwarzfarbigen Hengst und einen schwarzen Widder mit, der aber drei Hörner haben muß. Über solche Opfer vergl. mein Buch „Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven“, Münster i. W., 1890, S. 148 bis 170.

VI. „Die Heldenthat eines Weibes.“ Aus dem Jahre 1820. Der Grundherr Bey Mula Jusuf, ein serbischer Mohammedaner aus Trebinje, besuchte in Grahovo seine Grundbauern, um die ihm zustehenden Gebühren in Naturalien einzuheben. Bei der Gelegenheit wollte er nebenbei auch der jungen Frau des Hofbauern froh werden. In der Hitze der Abwehr schlitzte ihm das Weib mit einem Rasirmesser den Bauch auf. Vrčević stellt diesen ziemlich vereinzelten Fall als einen Beweis für die Keuschheit der Bäuerin dar. Nicht ganz mit Recht. In der Regel ist die ledige und ganz gewöhnlich die verheiratete südslavische Bäuerin mit ihrer Gunstbezeugung nicht knauserig. Im Savelande z. B. ist so gut wie jede Bäuerin für einen äußerst bescheidenen Preis bereit, dem erstbesten sich hinzugeben. Die Auffassung über den Wert der Keuschheit ist aber doch in den verschiedenen Gegenden des Südens eine verschiedene. Dafür bietet uns das vorliegende Buch mehrere treffende Beispiele. Hier drängen sich zwei einheimische Mädchen zugleich einem wildfremden, andersgläubigen Manne auf, dort wieder wird ein einheimischer Bursche samt seiner Braut vom Volke gesteinigt, weil sie vor der Trauung von den Freuden der Liebe genossen. Beide Fälle sind aus ein und derselben Gegend! Jene zwei Mädchen gingen dagegen straflos aus!

Die vierzehnte Erzählung hat Vrčević als Augenzeuge miterlebt. Es war im Jahre 1853. Zwei junge Männer, Geschwisterkinder, die in Eintracht miteinander aufgewachsen, gerieten in tötliche Feindschaft. Der Anlaß war nicht unbedeutend. Zufällig erblickten beide zu gleicher Zeit einen unbewaffneten Türken und rannten mit blankem Schwerte auf ihn zu, um ihm den Kopf abzuhauen. Der eine packte ihn rückwärts beim Zopf, der andre bei der Kehle an, jeder wollte aber den Kopf für sich haben. Sie kamen darüber in Streit, bis sie einander verwundeten und bis ein dritter Montenegriner für sich dem Türken den Kopf abschlug und frohlockend heimeilte. Der älteste der Phratrie (brastvo) und die Sippenhäupter bemühten sich vergebens, die zwei Blutsverwandten zu versöhnen. Endlich brachten es die Väter der zwei Jünglinge so weit, daß sich die Streitenden dazu verstanden, ihren Fall dem Fürsten auf Cetinje vorzutragen, damit er ein gerechtes Urteil fälle. Der Fürst und die Senatoren samt Vrčević dem Schreiber, waren in großer Verlegenheit, wie man da Recht sprechen solle, denn beide Jünglinge hatten doch gleichen Anspruch auf den Kopf des Türken gehabt. Um der Geschichte ein Ende zu bereiten, wurde das Urteil Gott überlassen, d. h. man genehmigte einen Zweikampf auf Jatagane vor den Richtern, Entfernung sechs Schritte. Vor dem Kampfe erfolgte zuerst eine rührende Versöhnung, dann rief der eine: drž mi se (halt dich mir), der andre: držim ti se! und sie stürmten mit den Jataganen auf einander los. Stanko durchhieb dem Jokaš die linke Achsel und Jokaš dem Stanko drei Rippen auf der rechten Brustseite. Nun waren beide kampfunfähig. Gott hatte gerecht geurteilt. Stanko konnte schon nach 15 Tagen wieder heimwärts ziehen, Jokaš aber erst nach zwei Monaten.

Das Buch enthält 35 Erzählungen. Aus den dürftigen Skizzen, welche ich eben mitgeteilt, mag man auf den reichen Inhalt schließen. Es würde sich wohl verlohnen, dieses Buch vom Anfang bis zum Ende ins Deutsche zu übersetzen.

Dr. Fr. S. Krauß.

[1] Vergl. das bekannte Volkslied aus dem Huy (bei Halberstadt): „Es waren einmal zwei Bauernsöhne, die hatten Lust, in Krieg zu ziehen.“

J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. Resultate geographischer, naturwissenschaftlicher u. ethnographischer Untersuchungen. Mit Karte und Abbildungen. II. Band. Leiden, E. J. Brill, 1890.

Büttikofer behandelt in diesem zweiten Bande seines klassischen Werkes die Bewohner und die Tierwelt Liberias. Mit großer Objektivität und doch mit vielem Wohlwollen steht er dem merkwürdigen Negerfreistaate gegenüber, welcher schon vor 40 Jahren von Karl Ritter in einer Monographie behandelt und mit Hoffnungen begrüßt wurde, die leider nur zum allergeringsten Teile zur Wahrheit geworden sind. Der Einfluß der Liberianer auf die Eingeborenen ist ausgeblieben, sie selbst erhalten sich nur unter amerikanischem, fortdauerndem Einflusse auf dem Standpunkte der aus der neuen Welt mit herübergebrachten Kultur, und von Fortschritten ist kaum die Rede. Das Gesamtbild, das wir aus Büttikofers mit viel Anerkennung geschriebenem Werke erhalten, ist kein günstiges. Es kommt hierbei darauf an, ob man unsern Maßstab der Zivilisation anlegt und glaubt und verlangt, daß der Neger sich bis zu unsrer Höhe emporschwingen kann. Für solche, die dieser Ansicht sind, muß allerdings das Studium des Werkes ernüchternd wirken. Wer aber glaubt, daß der Neger wohl entwickelungsfähig sei, nur in andrer Weise als wir, der seine Zukunft nicht darin sieht, ihn auf den Standpunkt unsrer Kultur erhoben zu sehen, wird viele Bestätigungen für seine Meinung finden.

Als Staatswesen, finanziell so gut wie bankerott, steht Liberia, trotz redlicher Arbeit einiger tüchtiger Präsidenten, sehr niedrig da. Es existirt eigentlich nur in einigen Städten mit zusammen 20000 zivilisierten Negern (S. 78). Eine Volkszählung ist nie vorgenommen worden. Aber man hat zahlreiche Nachbargebiete angegliedert und deren Bewohner, wie es in einem liberianischen Berichte heißt, „teilweise zivilisiert. Diese Thatsache ist eines der denkwürdigsten Ereignisse des 19 Jahrhunderts“. Daß aber die eigentlichen Eingeborenen noch auf der urwüchsigsten Stufe stehen, erkennen wir durch Büttikofer. Die „Thatsache“ ist einfach nicht vorhanden und nur der maßlose Dünkel an jenem Berichte ist von Belang, aber kennzeichnend für den Liberianer. Gewalt vor Recht ergehen lassend, haben in Grenzstreitigkeiten die Engländer den Liberianern manches Unrecht zugefügt. Von Widerstand konnte nicht die Rede sein und die auswärtigen Beziehungen sind, sobald ein Streit entsteht, immer wenig ehrenvoll für Liberia gewesen. Als die deutsche Korvette „Victoria“ für Plünderung eines deutschen Schiffes 1881 von der Hauptstadt Monrovia Schadenersatz verlangte, konnte die Summe von nur 1500 Dollars nicht von dem Staate aufgebracht, sondern mußte erst bei den fremden Handelshäusern in der Stadt geborgt werden. Auf die unterworfenen Eingeborenen ist die eingewanderte amerikanische Negerbevölkerung so gut wie ohne Einfluß geblieben, auch ist die Regierung zu schwach, um ihr Ansehen aufrecht zu erhalten (S. 81 bis 84).

Die Armee mit einem Brigadegeneral an der Spitze ist eine Karikatur. Auf der Parade spazieren die Truppen mit Sonnenschirmen und Damen am Arm. „Den Offizieren wird bald der Mut vergehen, sich eine passende Uniform anzuschaffen“, schreibt ein Liberianer. Büttikofer hatte für diese Armee, „deren Dienste nicht verlangt werden“, ein mitleidiges Lächeln. Bewaffnet ist sie mit Vorladern, „wer aber einen Snider- oder Winchester-Rifle besitzt, bringt diesen mit“. Das Schlimmste sind die Finanzen, die Anleihen, das Übersteigen der Ausgaben gegenüber den Einnahmen, das fortwährende Rechnen auf Hilfe von außen (Amerika).

Die Hauptrolle in Liberia spielt der Handel und dieser ruht ganz in den Händen von drei Firmen, einer deutschen (Wörmann), einer holländischen und einer amerikanischen. Was muß man dazu sagen, wenn man hört, daß das reiche, entwickelungsfähige, für den Anbau von Kolonial- und Nahrungspflanzen ungewöhnlich geeignete Land seine Lebensmittel (namentlich Reis) aus dem Auslande bezieht! Dazu Mehl, Erbsen, Fleisch, Gemüse u. s. w. Ebenso den Tabak. Außer den gewöhnlichen Handwerkern, unter denen mit Stolz ein Uhrmacher erwähnt wird, ist nichts, was an Industrie erinnert. Bretter schneidet man mit der Handsäge. Würde der Ackerbau ordentlich betrieben, so läge alles anders, dann wären reiche Hilfsquellen vorhanden. Aber wie jammervoll ist es damit bestellt, selbst mit „Sklaven eingeborener Häuptlinge“ arbeitet hier und da der Liberianer. Fortschritt ist nicht vorhanden, trotz einiger Ausnahmen, die Büttikofer immer gern in allen Fällen hervorhebt und anerkennt. Im allgemeinen fehlt Sinn für Sparsamkeit und Blick in die Zukunft, zwei mit der Negerrasse eng verknüpfte Eigenschaften. Viehzucht ist kaum vorhanden, frisches Fleisch in Liberia selten zu haben; abgesehen von Hühnern.

Die Liberianer sind europäisch gekleidet und die „gesellschaftlichen Formen werden mit angeborenem Takte beobachtet“. Sie sind angenehm und freundlich, haben ein reges Vereinsleben, das sich auch ganz naturgemäß bei ihnen entwickeln mußte, da ja Orden, Verbindungen, Geheimbünde u. s. w. schon bei den urwüchsigsten Westafrikanern eine Rolle von jeher spielten. Daher auch die Vorliebe für das Freimaurertum. Die protestantische Kirche herrscht, ist aber in viele Sekten getrennt. Die Amerikaner sorgen für Aufrechterhaltung der Kirche; sie bauen die Gotteshäuser und besolden die Prediger. Was ohne diese Thätigkeit stattfände, läßt sich wohl ahnen. Die religiöse Schwärmerei der Liberianer ist groß, anerkennenswert aber ihre Duldsamkeit gegen Andersgläubige. Revivals mit Verzückungen sind an der Tagesordnung und beliebige Bürger oder Handwerker wirken dabei als zerschmetternde Sittenprediger. „Das Wenige, was in bezug auf den Unterricht gethan wird, verdient Anerkennung.“ Einzelne gebildete Leute hat es immer in Liberia gegeben, aber „wenig besonders hervorragende Dichter und Denker“. Gewiß wird man diese kaum verlangen können. „Der Liberianer hat sich unstreitig zu früh emanzipirt“, lautet Büttikofers Schlußurteil. „Die große Masse aber ist blind und taub für die Fragen der Zukunft.“

Ethnographisch von hohem Werte sind Büttikofers Schilderungen der eigentlichen Eingeborenen, der Vai, Golah, Pessy, Bassa, Kru u. s. w., die Mitteilungen über deren Sprachen mit Vokabularien; endlich der zoologische Teil. R. Andree.

Alb. Herm. Post, Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1891, S. 214.

Den zahlreichen ethnologisch-rechtswissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers, die ihm bei allen Kennern der Sache ungeteilten und wohlverdienten Beifall eintrugen, die das hohe Verdienst haben, neue Bahnen für die Rechtswissenschaft eröffnet zu haben, setzt dieses Werk die Krone auf, indem es die ganzen Ergebnisse seiner langjährigen Studien zusammenfaßt und uns zeigt, was denn eine allgemeine Rechtswissenschaft auf völkerkundlicher Grundlage aufgebaut eigentlich ist und wie unendlich höher und weiter ihre Gesichtspunkte sind, als die bisherige in beschränkten Grenzen sich bewegende Juristerei. So wie die Sprachwissenschaft eine ganz andre geworden, seit sie durch Bopp in die Welt hinaustrat und eine vergleichende, allgemeine wurde, seit der bloß klassischen Philologie der kleinere, ihr gebührende Raum zugewiesen wurde, so wird es nun auch, dank Post und andern gleichgesinnten Gelehrten, auf dem Gebiete des Rechts werden. Der rechtswissenschaftliche Teil der Ethnologie steht im Begriffe, uns allgemeine für die ganze Menschheit gültige soziale Gesetze zu erschließen. Da liegen höhere Aufgaben vor, denen sich die Rechtsgelehrten widmen können, als das Wiederkäuen von Pandektenstellen.

Post giebt uns in diesem klar und schön geschriebenen, von echter wissenschaftlicher Begeisterung getragenen Buche eine Übersicht des Rechtslebens der ganzen Menschheit und die Ergründung ihrer Ursachen, soweit dieses nach dem bisher vorliegenden, schon sehr umfangreichen Stoffe möglich ist. Die Äußerungen des individuellen Rechtsbewußtseins und die Gesamtheit der Rechtsgebräuche werden erörtert. Ein Idealrecht giebt es nicht und läßt sich nicht aufbauen. „Das einzige Beständige im Recht der Völker ist, daß dasselbe die Grenze des Individualwillens gegen den Kollektivwillen eines konkreten sozialen Organismus darstellt.“ Das Idealrecht der Naturphilosophen stellt nichts andres dar, als das Naturrecht der geschichtlichen Entwickelungsstufe, auf welcher es sich befindet.

Die Untersuchung des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes, mit andern Worten die Untersuchung der Rechtsgebräuche, welche bei den verschiedenen Völkern der Erde vorkommen, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. Danach handelt Post von den Quellen der allgemeinen Rechtswissenschaft und deren Bearbeitung; er giebt eine Übersicht der wichtigsten Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker und stellt die verschiedenen Rechtsgebiete der Erde und ihre Bearbeitung zusammen. Hier ist es nun zu bewundern, wie der Verfasser, ein vielbeschäftigter Richter in Bremen, es vermocht hat, den geradezu ungeheuren Stoff zusammenzutragen und zu bewältigen. Nicht nur die geschriebenen und durchgearbeiteten Rechte Europas, was Asien, die Südsee, Amerika und Afrika bieten, ist hier nach Hunderten, ja Tausenden von Quellen mühsam zusammengetragen, ein herrliches Zeugnis deutschen Fleißes. Das ethnologische Material ist hier in der reichlichsten Weise ausgenutzt, entgegen den auf bodenloser Unkenntnis beruhenden verzopften Anschauungen vieler Juristen, daß dasselbe wertlos sei. Gerade das, was die Rechtsverhältnisse der Naturvölker uns bieten, enthält die Keimbildungen des

Rechtslebens und damit den sichersten Schlüssel für die Entwickelungsgeschichte der Kulturrechte. Was vor letzterem liegt, die Anfänge, kennt ein bloß im römischen Recht geschulter Jurist — nicht.

Diesen Fachleuten ist es ganz unbekannt, welch großer, allgemein menschlicher Bestand in den Rechtsinstituten und Rechtsnormen der Völker der Erde vorliegt, die allerdings noch teilweise besser, als bisher möglich war, gesammelt werden müssen. Aber die bereits gesichteten Parallelen der ethnologischen Jurisprudenz ergaben schon bestimmte Grundzüge: Es giebt bestimmte Rechtsinstitute, welche sich so sehr bei vielen Völkern wiederholen, daß man sie als ein Gemeingut der Menschheit betrachten darf. In ihnen wird man das allgemein Menschliche im Recht erblicken; sie bilden den Stamm, an welchem sich das ganze Blätter- und Blütenwerk eines konkreten Rechtsgebietes entwickelt. Sie sind das Naturnotwendige im Rechtsleben, dasjenige was in organischen Individuen das Skelett ist. Andre Rechtsinstitute dagegen finden sich nur sporadisch, sporadisch aber wieder bei ganz stammfremden Völkern. Andre wieder sind beschränkt auf bestimmte Völkergruppen, welche sie nicht überschreiten, andre erstrecken sich nur auf ein einzelnes Volk, andre nur auf einzelne Stämme. Gerade die von Post gegebene Übersicht der wichtigsten Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker (Geschlechtsverfassung, territorialgenossenschaftliche Verfassung, herrschaftliche Organisation, gesellschaftliche Organisation, die Parallelen im Verfassungs-, Personen-, Familienrecht u. s. w.) bilden die wichtigste und jeden Vorurteils freien überzeugende Grundlage für den Aufbau der allgemeinen Rechtswissenschaft, die hier in ihren Anfängen von Post dargestellt wurde.

Aus allen Erdteilen.

— Die Bevölkerung Deutschlands. Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht das vorläufige Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dez. 1890 im Deutschen Reich. Daraus ergiebt sich, daß Deutschland seit 1885 einen Bevölkerungszuwachs von 2665138 Seelen erfahren hat, was einer Zunahme von 5,7 Proz. gleichkommt. Außerdem ist noch die Einwohnerzahl von Helgoland mit 2086 Köpfen hinzuzurechnen. Im Einzelnen stellt sich das Ergebnis der Volkszählung wie folgt:

Staaten	Ortsanwesende Bevölkerung am 1. Dezember 1890	1885
1. Königreich Preußen ohne Helgoland	29 957 302	28 318 470
1. Königreich Preußen mit „	29 959 388	—
2. Königreich Bayern	5 589 382	5 420 199
3. „ Sachsen	3 500 513	3 182 003
4. „ Württemberg	2 035 443	1 995 185
5. Baden	1 656 817	1 601 255
6. Elsaß-Lothringen	1 603 987	1 564 355
7. Hessen	994 614	956 611
8. Hamburg	624 199	518 620
9. Mecklenburg-Schwerin	578 565	575 152
10. Braunschweig	403 029	372 452
11. Oldenburg	355 000	341 525
12. Sachsen-Weimar	325 824	313 946
13. Anhalt	271 759	248 166
14. Sachsen-Meiningen	223 920	214 884
15. Sachsen-Koburg-Gotha	206 329	198 829
16. Bremen	180 309	165 628
17. Sachsen-Altenburg	170 867	161 460
18. Lippe	128 414	123 212
19. Reuß jüngerer Linie	119 555	110 598
20. Mecklenburg-Strelitz	97 978	98 371
21. Schwarzburg-Rudolstadt	85 838	83 836
22. Lübeck	76 459	67 658
23. Schwarzburg-Sondershausen	75 514	73 606
24. Reuß älterer Linie	62 759	55 904
25. Waldeck	57 283	56 575
26. Schaumburg-Lippe	39 183	37 204
Deutsches Reich ohne Helgoland	49 420 842	46 855 704
Deutsches Reich mit „	49 422 928	—

— Über den Warenverkehr Deutschlands mit seinen Kolonieen enthält der neueste Band der „Statistik des Deutschen Reiches" folgende Mitteilungen: Die Einfuhr in den freien Verkehr betrug (1889): aus den deutschen Schutzgebieten in Westafrika (Kamerun, Togo, südwestafrikanisches Schutzgebiet) 4 363 000 Mk., aus den deutschen Schutzgebieten in Ostafrika (das Witu-Gebiet ist noch mit eingerechnet) 256 000 Mk., aus den deutschen Schutzgebieten der Südsee (Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, der deutsche Anteil der Salomons-Insel und die Marschall-Inseln) 10 000 Mk., zusammen 4 629 000 Mk. Die Ausfuhr aus dem freien Verkehr betrug: nach den deutschen Schutzgebieten in Westafrika 4 165 000 Mk., nach den deutschen Schutzgebieten in Ostafrika 311 000 Mk., nach den deutschen Schutzgebieten der Südsee 509 000 Mk., zusammen 4 985 000 Mk. Die Ein- und Ausfuhr zusammengenommen betrug 9 614 000 Mk. Hierbei ist der Veredelungs- und Durchfuhrverkehr nicht mit in Betracht gezogen. Selbstverständlich sind auch diejenigen Waren nicht berücksichtigt, welche nach Einlagerung in andern Ländern von den Schutzgebieten hieher, bezw. von Deutschland nach den Schutzgebieten gelangt sind. Das genaueste Bild des Verkehrs mit dem Mutterlande ergiebt daher die Statistik für diejenigen Schutzgebiete, welche in direkter Schiffsverbindung mit Deutschland stehen, wie dies bei Togo und Kamerun der Fall ist. Die wichtigsten mit den Schutzgebieten ausgetauschten Waren waren bei der Einfuhr von Deutsch-Westafrika: Palmkerne, Kopra, Butterbohnen im Werte von 2 138 000 Mk., Kautschuk für 1 450 000 Mk., Palm- und Kokosnußöl für 249 000 Mk.; bei der Ausfuhr nach Westafrika: Schießpulver für 1 020 000 Mk., grobe Eisenwaren für 300 000 Mk., Branntwein 6067 kg für 455 000 Mk. Bei der Einfuhr von Deutsch-Ostafrika spielten Elfenbein und Kaffee, bei der Ausfuhr dorthin Steinkohlen eine Hauptrolle.

— Die englisch-italienische Einflußlinie in Ostafrika ist zwischen den Vertretern beider Mächte am 24. März in Rom festgestellt worden. Dieselbe steigt im Thale des nahe dem Äquator mündenden Jubastromes aufwärts bis 6° nördl. Br., wendet sich von hier nach Westen bis 35° östl. L. und entlang diesem Grade zum Blauen Nil. Damit fällt ganz Abessinien mit seinen südlichen Vorlanden (Kaffa u. s. w.) den Italienern zu. — Viel schwieriger als diese Grenzfrage werden jene im Osten und Nordosten der italienischen Besitzungen zu lösen sein. Im Osten handelt es sich um die Abgrenzung gegen französische und britische Gebiete am Golfe von Aden; im Nordwesten um die Landschaften von Kassala und Taka, die vor der mahdistischen Revolution unter ägyptischer Oberhoheit standen.

— Die topographische Gestaltung des Genfer Sees ist von Delebecque näher untersucht worden. Durch die Barre von Nernier oder Promenthoux, welcher oberflächlich die Einschnürung im westlichen Teile des Sees entspricht, wird derselbe in den großen und kleinen See zerlegt; der erstere mit einer größten Tiefe von 310 m bildet ein weitausgedehntes, fast ebenes Becken, dessen Niveauunterschiede beispielsweise über einem Areal von 46 qkm die Höhe von 5 m nicht übersteigen. Die Neigung der Beckenränder ist recht verschieden zum Teil nur 1° bis 2° in der Bucht von Rolle und Chondrée, 56° dagegen am Fuße des Schlosses Chillon. Das Areal des kleinen Sees besteht aus 4 bis 76 m tiefen

Kesseln, die durch abgeplattete Barren getrennt werden. Bellerive gegenüber erhebt sich eine unterirdische Kuppe bis 8 m unter dem Seespiegel. Im großen See wird die flache, horizontale Beschaffenheit des Grundes durch eine in die Verlängerung des Rhonebettes fallende Rinne unterbrochen; das abgelagerte Material ist ein überaus feiner Schlamm; an den Gehängen grobe Trümmermasse. (Nach einem Berichte von Schrader in Tour du Monde.) S.

— Erforschung des Mar Chiquita (Argentinien). Der Ingenieur Georg B. v. Grumbkow machte im Februar 1890 eine Expedition nach diesem in der Provinz Córdoba der Argentinischen Republik belegenen großen See. Er berichtet darüber (in Bolet. del Inst. Geogr. Argent., T. XI, cuad. 4 bis 6) folgendes. Das „kleine Meer" ist von Norden nach Süden an der schmalsten Stelle, zwischen der Bahia de Toscas und einer andern namenlosen Bai (an der Nordküste), 50 km breit und von Westen nach Osten 81 km lang. Es enthält über 15 ziemlich große Inseln, die dicht mit „Quebracho colorado" (= Quebrachia Lorentzii Gr.) und „Pino" (jedenfalls eine Podocarpus-Art) bewachsen sind und von denen sich einige 7 m bis 8 m über die Oberfläche des Wassers erheben. Die Tiefe des Meeres beträgt durchschnittlich 34 m, der Boden besteht aus hartem oder grobem Sande. An der Nordküste und in einigen Baien (wie in denen des Rio Primero und R. Segundo) ist die Tiefe 30 bis 50 cm. Heftige Stürme erzeugen auf dieser Wasserfläche Wellen von 1,5 bis 1,75 m Höhe. Das Wasser enthält 6 Proz. fast reinen Kochsalzes. Die zahlreichen Wasservögel lassen die Fische in diesem Meere nicht zur vollen Entwickelung kommen. — Der Boden des Ufers ist sehr humusreich; die ganze Küste, mit Ausnahme der nordöstlichen und östlichen, ist mit Wäldern von Quebracho colorado und Algarrobo (Prosopis-Arten) bedeckt. Die Fläche des „Mar chiquita" liegt 82 m über dem Niveau des Ozeans. H. P.

— Eine russische Expedition unter Leutnant Maschkow nach Abessinien ist Mitte April aufgebrochen. Sie begab sich unmittelbar nach Antogo, der Hauptstadt des Königs Menilek, von wo aus Reisen nach verschiedenen Richtungen zum Zwecke botanischer, zoologischer und geologischer Forschungen unternommen werden. Die Dauer der Expedition ist auf drei Jahre berechnet; die Rückkehr soll womöglich durch die Gallaländer im Süden erfolgen. Leutnant Maschkow ist 33 Jahre alt und stammt aus dem Kaukasus. Unter seinen Begleitern befindet sich auch der Mönch Tichon, welcher ursprünglich Arzt war.

— Auf der malayischen Halbinsel wird eine Eisenbahn von Singora an der Ostküste nach Saiburi und von da nach Kulen im Zinngebiete der Provinz Kedah gebaut. Sie liegt auf siamesischem Gebiete. Unternehmer ist ein Engländer aus Singapur.

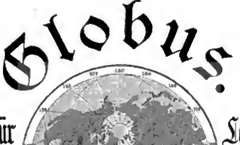
— Die zentralasiatische Reise der Gebrüder Grum-Grschimailo 1889/90. Die im Juni 1889 begonnene und mit dem Schlusse des vorigen Jahres vollendete große Reise der Gebrüder Grum-Grschimailo, welche dieselben von Kuldscha an der sibirischen Grenze bis zum Hoangho im Innern Chinas und von da wieder zurückführte, ist eine für die Wissenschaft äußerst ergebnisreiche gewesen, da sie namentlich in geographischer und zoologischer Beziehung viel Aufklärung über bisher unerforschte Gebiete brachte. Der ältere, Gregor, ist zum fünften Male als Naturforscher gereist; er war diesmal von seinem Bruder Michel, einem russischen Gardeoffizier, begleitet. Nach einem Berichte von E. Blanc aus Taschkent (Compte rendu soc. géogr. 1891, p. 104) haben die Gebrüder über 1200 Vögel, über 300 Säugetiere, 70 Fische, 150 Reptilien und Amphibien, 1000 mineralogische Handstücke und 500 Pflanzen mitgebracht. Sie haben im Norden von Gutschen in der Dsungarei (44° n. Br., 90° öst. L.) echte wilde Pferde gejagt und nördlich vom Lobsee echte wilde Kamele. Die Länge ihrer Reise auf chinesischem Gebiete betrug 8000 Werst, davon entfielen 6000 auf unerforschte Gegenden. 35 astronomische Ortsbestimmungen wurden gemacht. Das neu erforschte Gebiet liegt östlich von dem bisher bekannten. Als besonders wichtig ist hervorzuheben: Das Nichtvorhandensein einer bisher angenommenen Wüste südlich von der Stadt Chami. Man kommt südlich von derselben zunächst auf die 3000 m hohen Taguetaberge, von denen bis zum Lobsee sich eine kultivierbare Steppe ausdehnt. Die große chinesische Kaiserstraße von Kuldscha nach Sutschen und Peking verläuft ganz anders als bisher angegeben wurde. Verschiedene Seen, die bisher auf den Karten standen, sind nicht vorhanden, so jener im Norden von Ansi. Das Merkwürdigste ist die Feststellung einer Depression im Süden Luktschuns gegen Döga zu im Lande der Uiguren, also südlich von dem bekannten Turfan. Die Ruinen von alten Städten im Uigurenlande wurden besucht.

— Vergleichende Studien über Mayaaltertümer hat Dr. Schellhas im Internationalen Archiv für Ethnographie III, 209 veröffentlicht. Die architektonischen Überreste, die vorhandenen Handschriften und die Sammlungen (namentlich jene im Berliner Museum für Völkerkunde) sind da verglichen. Reicher Gewinn wird durch die sorgfältige, mit vielen Figuren versehene Arbeit erzielt und wir erhalten Gewißheit über die physischen Merkmale, die Tättowierung, die Kleidung, die Schuhe, die Halsketten, den Ohrschmuck, den phantastischen Kopfschmuck, die Gefäße und Fächer der Mayas von Yukatan. Ein einheitlicher Typus fehlt unter den Mayaaltertümern, Handschriften, Reliefs der Bauten und die Thonfiguren bilden drei verschiedene Gruppen, die allerdings in einzelnen Punkten übereinstimmen. Die Bauten zeigen mexikanischen Einfluß, die Kodices und Thonfiguren weisen mehr nach Süden, nach Palenque und Copan. Hier lag das eigentliche Zentrum der mittelamerikanischen Kultur, die bei den Maya die höchste Blüte erreichte und reichere, zierlichere, aber auch realistischere Kunsterzeugnisse hervorbrachte, als Mexiko mit starren, eckigen, konventionellen Typen. Die Blüte der alten mittelamerikanischen Kultur war aber schon vor Ankunft der Spanier vorüber.

— In den Comptes rend. vom 22. Dez. 1890 macht Durègne Mitteilungen über das Vorkommen wahrscheinlich diluvialer Dünenbildungen in den Grandes Landes zwischen Gironde und Adour. Von den recenten Dünen dieses Gebietes unterscheiden sich die alten Dünen schon durch beträchtlichere Höhe, welche 75 m erreicht, vor allem aber durch die Streichrichtung, West-Süd-West gen Ost-Nord-Ost, welche nahezu rechtwinkelig zur Längserstreckung der recenten Dünen gerichtet ist. Die alten Dünen sind mit einer dichten, mannigfaltigen Waldvegetation bedeckt (Kiefer, Eiche, Erdbeerbaum, Stechpalme, Farne u. s. w.). Diese dürfte eine uralte und von den ältesten Bewohnern schon vorgefundene sein. Denn es finden sich im Bereiche dieser Dünenwaldungen Steinwerkzeuge. Bezeichnenderweise führen die alten Dünenzüge den Namen montagne, so montagne de Lacanau, d'Arcachon, de la Teste de Buch, de Biscarrosse, de St. Girons u. s. w. S.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. — Globus. — Nr. 17.



Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Amulette und Zauberapparate der ungarischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Da man bei den Zigeunern von eigentlichen Kultusgebräuchen, sofern man nicht die Opferungen zur Versöhnung und Bestechung böser Geister hierher rechnen will, vollständig absehen muß, so kann selbstverständlich an das Vorhandensein einer eigenen Priesterkaste nicht gedacht werden, um so mehr, als selbst bei größeren Opferfesten immer der Häuptling (gakko, thagar) des Stammes oder der Vorstand einer Sippe (saibidjo) die religiösen Zeremonien leitet oder deren Vollzug besorgt. Trotzdem können die sogenannten Zauberfrauen (covalyi) der Zeltzigeuner, denen überirdische Kräfte zugeschrieben werden, als eine eigene Kaste betrachtet werden, teilweise mit priesterlicher Würde. Sie wirken als Wahrsagerinnen, sagen Gebet- und Zauberformeln her und vertreten am häufigsten die Stelle der sogenannten Heilkünstler, die Amulette und Zauberapparate verfertigen, boshafte Dämonen vertreiben können, überhaupt im Besitz einer höheren Gewalt sind und denen ein Einfluß auf die Geisterwelt zugeschrieben wird. Da nun jede Erkrankung nach dem Glauben der Zigeuner dem verderblichen Einfluß eines mißgünstigen und boshaften Dämons zuzuschreiben ist, so wird in allen Krankheitsfällen die Hilfe der Zauberfrau in Anspruch genommen, die, wenn auch „nicht helfen, so doch den Ausgang vorhersagen kann“. Ist z. B. bei einem Kranken der „Krankheitsdämon“ übermächtig und steht der tötliche Ausgang bevor, dann greift die Zauberfrau zum letzten Mittel, zur Untersuchung der Schulterknochen, um sich Gewißheit über den Ausgang der Krankheit zu verschaffen. Bei dem Eintreten bedrohlicher Erscheinungen, bei Steigerung des Fiebers oder bei zunehmendem Kräfteverfall des Kranken läßt die Zauberfrau in der Nacht von den Angehörigen des Kranken einen Hammel, einen Ziegenbock oder ein Schwein schlachten, und dessen linken Schulterknochen vom Fleische loslösen. Während die Angehörigen mit dieser Arbeit beschäftigt sind, tobt die Zauberfrau in dem nur durch düsteres Feuer erhellten Zelte des Kranken in wildem Stampfen und Sprüngen im Kreise umher, indem sie die Dämonen in einem einförmigen Gesange anruft, z. B.:

Miseçe avri janen!	Ihr Dämonen, kommt hervor!
Tumen mange mosht penen:	Flüstert leise mir ins Ohr:
Kay te kay tradyan tumen	Wohin habt ihr denn vertrieben
Manusheskro, adaleskro	Dieses Mannes, dieses Lieben
Gule, gule e jipen?	Süßes, allersüßtes Leben?
Pore tumen mosht me dav,	Will Gedärme nun euch geben,
Kokalá me çunavav,	Will die Knochen euch vergraben,
Tumen bute bala dav!	Auch Tierhaare sollt ihr haben!
Anen tumen mange jipen;	Mannesseele her mir bringt;
The kokalo pharudyol	Wenn d. Knochen schnell zerspringt
Andro yagokotban,	In des Feuers Glut,
Manusheske, guleske	Soll dem Manne, süß und gut,
Ta' avel sigo e jipe;	Kommen her das Leben;
Daren, daren most daren,	Vor mir sollt ihr beben,
Kana jipen na anen! [1]	Wollt zurück ihr es nicht geben.

Zum Verständnis dieses Zaubergesanges müssen wir nun bemerken, daß bei inneren Krankheiten der krankheiterregende Dämon stets von der boshaften Absicht erfüllt ist, die Seele, das Leben (jipen) des von ihm erkorenen Menschen dem Leibe zu entführen; die Seele eines Kranken entfernt sich, dem Volksglauben der Zigeuner gemäß, in dem Augenblicke, als der Dämon von dessen Innern Besitz ergriffen, aus seinem Körper, kehrt zeitweilig wieder zurück, wird aber vom Dämon immer wieder vertrieben. Diese Entfernung der Seele steigert sich stets mit dem Zunehmen der Krankheit, so daß sie schließlich zum gänzlichen Verluste des Lebens, zum unabwendbaren Tode führen kann, wenn es der Zauberfrau eben nicht gelingt, den Dämon zu besiegen und die den Körper des Kranken verlassende und wieder dahin zurückkehrende Seele, die nur von ihr allein

[1] Was die Transskription anbelangt, so entspricht dem c = tsch, ç = ch, j = dsch, ñ = nj, sh = sch, y = j, siehe meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ (Leipzig 1884, W. Friedrich), S. 3.

gesehen werden kann, zu stetigem Verweilen in dem siechen Leib zu bewegen.

Obigen eintönigen Gesang setzt die Zauberfrau so lange fort, bis die Anverwandten des Kranken den Schulterknochen bringen, worauf sie neunerlei Holz ins Feuer wirft und den Knochen in die Glut einscharrt und ihn so lange im Feuer läßt, bis die ganze Oberfläche gleichmäßig schwarz gebrannt ist. Dann hebt sie den Knochen mit einem, nur hierzu gebrauchten Werkzeug, das zwei miteinander verbundenen Zangen ähnlich sieht, aus der Glut hervor und verschiedene Mal daraufspuckend, prophezeit sie aus den Rissen und Sprüngen, aus der Form des Schulterknochens überhaupt, die Genesung oder den Tod des Kranken. Diese Beobachtung der Schulterknochen muß schon in den ältesten Zeiten bei den Zigeunern in Gebrauch gewesen sein. Die Deutungen, welche sich nicht nur auf Tod und Genesung, sondern auch auf verschiedene Lagen und Verhältnisse des menschlichen Lebens beziehen können, sind etwas verwickelter Art und schwer ohne ausführlichere Erläuterung der einzelnen Merkmale am Schulterknochen verständlich zu machen. Die südungarischen Zigeuner nennen die Gelenkhöhlung oben das Zelt (cerça); wenn sie von bedeutender Tiefe ist, so bedeutet dies Glück und Erfolg; der aus dem Schulterblatte hervorragende Knochen heißt Leben (jipen), und von seiner Größe und Stärke schließt man auf Genesung oder Tod des Kranken, auf die Lebensdauer überhaupt. Zuweilen finden sich auf der ebenen Seite des Schulterblattes unzählige kleine schwarze Punkte, die Glück (baçt) heißen, wenn sie in der Mitte des Schulterblattes stehen; dagegen mit der Benennung Unglück (bibaçt) belegt werden, wenn sie sich dicht gedrängt am Rande der ebenen Seite des Schulterblattes befinden. Hat die untere Seite des Knochens in der Glut Risse und Sprünge bekommen und können dieselben mit dem Daumen der linken Hand bis zum ersten Knöchel nicht zugedeckt werden, so stirbt der Kranke, es tritt ein Todesfall in der Familie ein. Bekommt die ebene Seite des Schulterblattes in der Glut viele sich kreuzende Risse, so ist der Tod des Kranken gewiß, denn „das Leben will nicht mehr im siechen Leibe wohnen" (jipen nä kamel andro nasvälo trupo the beshel). Bilden sich durch die Glut Erhöhungen auf der ebenen Seite des Schulterblattes und sind dabei keine Risse und Sprünge vorhanden, so ist noch Hoffnung auf Genesung vorhanden und der Schulterknochen wird in der Nähe des Kranken in die Erde vergraben, damit sich die ziellos herumflatternde Seele darauf setzen könne. Tritt dann eine Besserung im Zustande des Kranken ein, so heißt es: „Das Leben sitzt auf dem Knochen" (jipen beshel upro kokalos).

Die Auffassung der Maus als Unheils- und Todesbote veranlaßte vielleicht vor vielen Jahrhunderten die Zauberfrauen der Zigeuner zur Verfertigung eines zwar einfachen, aber in seiner Anwendung höchst eigentümlichen Apparates, der also hergestellt wird: In der Johannisnacht wird eine Haselrute abgeschnitten, die beiden Enden miteinander durch einen roten Zwirnfaden fest verbunden, so daß die Rute eine kreisähnliche Figur bildet. Dieser Haselreif wird nun mit Fellen von Mäusen, die in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr gefangen wurden, so überzogen, daß neben je ein noch mit Haaren besetztes Fell je ein der Haare ganz und gar entblößtes Fell zu stehen kommt, so daß die also verfertigte Kreisfläche die Ähnlichkeit eines Schachbrettes hat. Diesen Apparat nennen die Zeltzigeuner mishcerça (wohl von misha = Maus und cerça = Zelt; also Mauszelt). Will nun jemand erfahren, ob ihm dies oder jenes Leid ein gewöhnlicher Mensch oder eine Hexe (holyipi) angethan habe, so geht er zu einer Zauberfrau (covalyi), die einen solchen aus Mäusefellen bereiteten Apparat (mishcerça) besitzt. Er muß nun den kleinen Finger seiner linken Hand mit einem Messer so tief ritzen, daß die Zauberfrau einige Tropfen seines Blutes in einen dünnen Federkiel auffangen kann, dessen untere Öffnung sie mit dem kleinen Finger ihrer linken Hand verstopft. Ist der Federkiel ungefähr bis zur Hälfte mit Blut gefüllt, dann hält sie ihn über die Mäusefelle, bläst durch die freie Öffnung hinein und indem sie die nach unten, gegen die Mäusefelle gekehrte, mit ihrem Finger verstopfte Öffnung durch ein rasches Wegziehen des Fingers frei macht, wird das Blut Sprühregen gleich über die fellbedeckte Scheibe verstreut. Kleine Blutstropfen werden auf den enthaarten Fellen bemerkbar und nur diese kommen in Betracht; die auf die haarigen Felle gefallenen Tropfen „zählen nichts". Nun zählt die Zauberfrau die auf die enthaarten Felle gefallenen Blutströpfchen ab und giebt dann, aus der Anzahl und der Lage dieser Tropfen den Schluß ziehend, die gewünschte Auskunft. Gar oft wird diese mishcerça auch bei unverhofften Erkrankungen zu Rate gezogen und dem Kranken durch den Schnitt in den kleinen Finger seiner linken Hand unnötige Schmerzen bereitet. Ich selbst war während meiner ersten „Zigeunerfahrt" Zeuge davon, daß die Zeltzigeuner in ihrer bangen Neugierde, die Zukunft zu erforschen, selbst Sterbende nicht schonen. Ein Greis, Namens Petru Piku, des siebenbürgischen Zeltzigeunerstammes Kukuya erkrankte eines Vormittags plötzlich, nachdem er am Morgen noch rüstig und wohlauf die Wanderfahrt angetreten hatte. Am Abend desselben Tages lag er schon im Sterben. Seine Angehörigen waren nun vollkommen überzeugt, daß ihm „eine Hexe das Leben rauben wolle" (holyipi leske jipen kamel the corel), ließen ihm Blut aus dem linken Finger und eine Zauberfrau sprengte dasselbe auf die mishcerça. Schauerlich war es anzusehen, wie der sterbende Greis, als man ihm in den Finger schnitt, in Zuckungen verfiel.

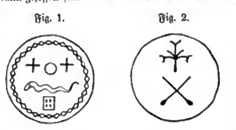
Zu ähnlichen Zwecken und fast ausschließlich nur, um das Wirken der Hexen zu bestimmen und dieselben in ihrer schädlichen Thätigkeit zu hemmen, dient den südungarischen und serbischen Zigeunern auch ein andrer Apparat, der aus zwei Wieselfellen hergestellt wird; das kleinere wird enthaart und trichterförmig zusammengenäht, dann in das größere, nicht enthaarte und ebenfalls trichterförmig zusammengenähte Wieselfell gesteckt, so daß das Ganze einen doppelten Trichter bildet. Will nun jemand erfahren, ob ihm oder seinem Haushalte eine Hexe ein Leid zugefügt habe, und er sie dafür züchtigen möchte, so geht er zu einer Zigeunerin, die ihn sein Wasser in den inneren Trichter abschlagen läßt, dann wird der Apparat von dem Beschädigten an einem einsamen Orte abends an einen Baumast gehängt und zwar mit den Worten: „Wieviel Tropfen drinnen, so viel zentnerschwere Steine mögen auf dein Haupt fallen!" Zu bemerken ist, daß der innere Trichter unten eine Öffnung hat, durch welche er mit dem äußeren in Verbindung steht; das äußere, behaarte Fell ist aber unten zugenäht. Am nächsten Morgen sucht der Beschädigte noch vor Sonnenaufgang den Apparat auf, und findet er, daß das Wasser aus dem inneren Trichter in den äußeren hinübergesickert ist, so kann er vollkommen überzeugt sein, daß das ihm oder seinem Hauswesen zugefügte Leid von einer Hexe herrührt. Um diese nun für immer unschädlich zu machen, so wirft er den ganzen Apparat samt dessen Inhalt in der Richtung der aufgehenden Sonne von sich und spricht in seiner Muttersprache die Worte: „Nimm und verreck!" Nun muß er sich rasch vom Orte bis zu einem Kreuzwege wegbegeben und zwar ohne nach rückwärts zu blicken, denn sonst fährt die Seele der Hexe in ihn und er muß dann, in einen „Hundemenschen" (jiuklanush) verwandelt, in den Wäldern herumirren. „Hundemenschen" sind dämonische

Wesen von menschlicher Gestalt, mit Hundefüßen und einem Hundekopf versehen.

Einen eigentümlich geformten Zauberapparat verkaufen bisweilen die südungarischen Zeltzigeunerinnen, der als ein zuverlässiger Probierstein für die Treue einer Ehefrau betrachtet wird. Derselbe besteht aus drei entblätterten Buchsbaum- und ebenso vielen Rosmarinzweiglein, die mit einem roten Faden umwunden durch drei entfleischte Elsternschädel gezogen werden. Der eifersüchtige Gatte legt nun diesen Zauberapparat unter das Kopfkissen seiner Frau: ist sie rein, so wird sie ruhig schlafen, im andern Falle aber wird ihr Schlaf unruhig sein, ja sie wird im Traume alle ihre Fehltritte ausplaudern. Wirksamer wird dieser Apparat, wenn er neun Tage vorher in dem Grabhügel eines ungetauft gestorbenen Kindes eingescharrt gelegen und dann mit dem Menstruationsblute eines Weibes besprengt worden ist. Um seine Ehefrau vor Verführung „zu sichern“, läßt sie der junge Gatte in der Brautnacht unbemerkt auf eine kleine Scheibe aus Lindenholz, von der Größe eines Thalers, barfuß treten. Auf der einen Fläche dieser Scheibe, die die Dicke und Größe eines Thalers hat, sind, wie aus folgender Abbildung ersichtlich, Zeichen und Figuren mit einer noch nie gebrauchten, im Feuer erhitzten Nadel eingeritzt:

Eine Zigeunerin erklärte mir diese Zeichen folgendermaßen: die am Rande der Fläche hinlaufenden, verschlungenen Linien bedeuten eine Kette („wie mit Ketten soll die Frau an den Mann gefesselt sein“ — sár lánċaha e romñi romeske hin pandli); die Kreuze bedeuten das „böse Glück“ (miseç baçt) = Wollust, die in das „Loch“ (çev) fallen soll. Die darunter befindliche Figur stellt die Schlange dar (wahrscheinlich symbolisch den zukünftigen Verführer) und die darunter befindliche Figur ist ein „Turm“, „wo der Gatte wachen soll“ (kay o rom the arakel) über die Treue seiner Gattin, oder „seine Glieder sollen so stark sein, wie der Turm“ (soralo kár hin leske, sár toroñyis), damit seine Gattin mit ihm zufrieden sei. Auf diese Seite der Scheibe soll die junge Gattin in der Brautnacht mit dem linken Fuß treten, mit dem rechten aber auf die andre Seite, die mit folgenden Zeichnungen versehen ist:

Fig. 1. Fig. 2.



Die obere Figur soll eine Blume darstellen, „das ist die Liebe“ (ada hin kamaben); die untere aber zwei gekreuzte Stöcke (kopalori), für den Fall, wenn sich die Ehefrau in der Liebe vergessen sollte.

Um den Abortus zu verhindern und den ehelichen Zwist zu vermeiden, tragen die nordungarischen Zigeunerinnen im ersten Jahre ihrer Ehe auch sogenannte tháryibo kamabineskro (Liebesbetrug), Amulette am bloßen Leibe, deren es verschiedene Arten giebt, von denen wir hier nur einige anführen wollen.

Ein schwarzer Hund wird mit dem Schwanze an die allgemein bekannte Pflanze, Knabenkraut (Orchis, zig. karengro), festgebunden, nachdem man vorher die Wurzeln der Pflanze mit einem noch nie gebrauchten Messer halbwegs bloßgelegt hat. Hierauf hält man dem Hunde ein Stück Eselsfleisch vor; indem der Hund nach dem Fleische springt, reißt er die Pflanze aus. Nun werden aus den also erlangten Wurzelknollen menschliche Genitalien geschnitzt und, in ein Hirschlederstück eingewickelt, am linken Arm getragen. Dies gilt bei den Zigeunern auch als geheimes Mittel zur Beförderung der Konzeption [1]).

Ein andres Liebesamulett, das ebenfalls von jungen Zigeunerweibern am bloßen Leibe getragen wird, besteht aus einem achteckigen Lindenholztäfelchen, auf welchem folgende, genau nachgebildete Zeichnung eingebrannt ist:

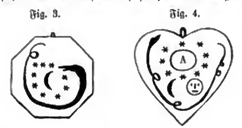
Eine Schlange umzingelt den Neumond, welchen neun Sterne umgeben. Die Schlange soll hier, dem zigeunerischen Volksglauben gemäß, den „Bösen“ (miseç) = Krankheitsdämon darstellen, während die neun Sterne und der zunehmende Mond „Kinderreichtum“ bedeuten.

Ähnlich ist ein andres Amulett. Dasselbe besteht aus einem herzförmigen Lindenholztäfelchen, auf dessen einer Seite folgende Zeichen eingebrannt sind:

Die Schlange umzingelt hier abermals neun Sterne, den zunehmenden Mond und auch den Vollmond. In *A* befindet sich ein Loch, in welches eine mit Eselschwanzhaaren künstlich übersponnene Haselnuß eingezwängt wird. Fällt diese Haselnuß mit der Zeit heraus, so glaubt das junge Weib sich in gesegneten Umständen zu befinden. Das Original, von dem ich obige Zeichnung nahm, befand sich im Sommer 1885 im Besitze einer jungen siebenbürgischen Zeltzigeunerin, namens Joane Lovachela.

Serbische und bosnische Zigeunerinnen tragen, sobald sie sich in andern Umständen fühlen, um den bloßen Leib

Fig. 3. Fig. 4.



einen aus Eselsschwanzhaaren gewirkten, ungefähr fünf Finger breiten Gürtel, in den fortlaufend je ein Stern, ein zunehmender und ein abnehmender Mond mit roter Baumwolle gestickt ist. Durch das Tragen dieses Gürtels glauben sie die ihnen bevorstehenden Geburtswehen zu erleichtern, die Krankheitsdämonen von ihrem Leibe fern halten zu können. Mit Bärenklauen besetzte Gürtel, die über das Gewand geschlungen werden, sollen dieselben Dienste leisten.

Will eine solche Frau erfahren, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen das Leben schenken wird, so wendet sie sich an eine Zauberfrau, die in einer glänzenden Zinntafel das Geschlecht des zu erwartenden Kindes erscheinen läßt, bisweilen aber auch das Gesicht des betreffenden Krankheitsdämons, der bei der Geburt die Gebärerin foltern wird; — was aber, wie alle schwarze Magie, nur heimlich verlangt und gezeigt wird. Diese Zinntafel ist ungefähr zwei Spannen lang und anderthalb Spannen breit und trichterförmig zusammengerollt, jedoch so, daß der obere Teil nicht ganz schließt, d. h. die Kanten der Tafel einen Schlitz frei lassen, durch welchen die betreffende Person bei der Befragung der Zukunft in das Innere des Trichters blicken muß. Ich selbst habe bei verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten in mehrere solcher Zaubertrichter (curin) hineingeblickt, aber darin gar nichts gesehen, während Zigeuner steif und fest dies oder jenes darin erblickt zu haben behaupteten.

[1]) Vergl. Will. Tennant, Indian recreations, Vol. I, Edinb. 1803, p. 194: „On this principle married women sometimes wear a small golden lingam upon the neck or arm.“

Zu ähnlichen Zwecken dient auch der Apparat, zu dem die Zigeuner Siebenbürgens das Holz zu Pfingsten zu schneiden pflegen. Dieser Apparat, der heutzutage schon gar selten bei den Wanderzigeunertruppen Siebenbürgens und Rumäniens anzutreffen ist, besteht aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von außen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel befestigt, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn nun der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil eben die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt ist; während die Zauberfrau ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so daß, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, er das Bild, das sich auf der Walze befindet, im Spiegel erblickt. Freilich sind diese Bilder verwischt und erscheinen nur in verschwommenen Umrissen im Spiegel, so daß die Phantasie des Fragenden gar sehr in Anspruch genommen wird, um aus dem Gesehenen etwas herauszutüfteln zu können. Zigeuner selbst nehmen diesen Apparat bei Befragung um die Zukunft gar nicht in Anspruch; „er ist für die weißen Leute geschaffen“ (parne manushenge yov kerdalo hin). —

Fig. 5.

Wir gehen nun zu den Grab- und Totenfetischen über.

„Alles und jedes“, sagt F. S. Krauß, mit bezug auf die Südslaven, „was mit einem Toten in irgend eine Berührung kommt oder auch nur in eine entfernte Beziehung tritt, erlangt unter Umständen die Kraft eines Totenfetisches, z. B. der Hausbesen, die Grabschaufel, die Abfälle von den Sargbrettern u. s. w.“ Dasselbe gilt auch in ausgedehntestem Maße für die Zigeuner, die alles und jedes, was mit einem Toten in Berührung kommt, zu Zaubereien verwenden. In erster Reihe sind die sogenannten „Totenmänner“ (manush mulengré) kleine Figuren, in Nachahmung von Menschen- und Tiergestalten, die aus einem Teig von Baumwachs, den man von Bäumen eines Friedhofes entnommen, den gepulverten Haaren und Nägeln eines toten Kindes oder einer Jungfrau, ferner aus der Asche, die man nach der üblichen Verbrennung der Kleider des Verstorbenen erhält, verfertigt. Diese kleinen Figuren werden zeitweilig zu Pulver gerieben, unter das Futter des Viehs gemischt; dadurch wird dasselbe vor Hexerei geschützt und in seinem Wachstum und seinem Gedeihen befördert.

Sowie eben der Volksglaube die Zigeuner verleitet, den Muscheln, Ringen und Holzplättchen, die sie von irgend einer Zauberfrau erhalten, seltsam geformten Wurzeln und Zweigen und vielen andern Dingen übernatürliche Kraft und großen Einfluß auf die Krankheitsdämonen, auf die Geisterwelt überhaupt zuzuschreiben, ebenso halten sie zäh an der Meinung fest, daß figürliche Darstellungen, die in irgend einer Verbindung mit Toten stehen, gleich andern Talismanen die Krankheitsdämonen zu bestimmen vermögen, und daß sie überhaupt Böses abzuhalten, Gutes zu vermitteln im stande sind.

Manche dieser „Totenmänner“ (manush mulengré) zeigen Darstellungen der ganzen menschlichen Gestalt, andere wieder sollen Dämonen darstellen, letztere stehen wohl mit den religiösen Begriffen des Zigeunervolkes in unmittelbarerem Zusammenhange, als erstere, da sie nur aus dem Grunde geschaffen werden, um ihrem Besitzer die Gunst der Dämonen zuzuwenden. Aus dem oben angeführten Teige, dem, um die Wirkung zu erhöhen, noch Exkremente, Ausscheidungen jeder Art, wie Blut und Speichel, und Körperteilchen eines Verstorbenen beigemengt sind, werden Dämonen, wie z. B. Phuvusche (Erdgeister), Nivaschi (Wassergeister), Maschurdalo (Riesen) u. s. w. je nach Bedarf geformt, d. h., wenn z. B. ein Zigeuner als Besenbinder oder Holzfäller seine Beschäftigung aufnimmt, so formt er sich aus dem Teige ein Phuvusch oder einen Maschurdalo, den er bei seinem ersten Eintreten in den Wald ins Gebüsch wirft; dann glaubt er sich für die Dauer seiner Beschäftigung, für einige Monate gesichert vor den Nachstellungen dieser Dämonen. Verdingt sich der südungarische Zigeuner als Gehilfe bei einem Fischer oder Schiffer, so formt er sich einen Nivaschi (Wassergeist), den er ins Wasser wirft, bevor er noch seinen Dienst antritt.

Fig. 6.

Nicht nur aus diesem Teige werden diese Bildwerke geformt, sondern auch aus morschen Sargbrettern, Grabkreuzen und aus dem Holze solcher Bäume, die auf dem Friedhofe wachsen, denn nicht bloß der Tote und was unmittelbar zu ihm gehört, sondern auch der gesamte Friedhof hat im allgemeinen Fetischkraft. Die Zigeuner meinen durch sichere Zeichen, die ihnen im Traume mitgeteilt werden, von den betreffenden Dämonen selbst die Anweisung zu erhalten, aus welchem Holze und aus welchem Aste des Baumes, der auf diesem oder jenem Friedhofe wächst, und in welcher Gestalt sie diese Bildwerke zu schnitzen hätten.

Während meinen häufigen Wanderfahrten mit Zigeunern sah ich mehrere solcher Figuren, von welchen ich hier zwei in möglichst getreuer Abbildung vorführe.

Fig. 5 stellt einen Phuvusch (Erdgeist) dar. Die Größe des Gebildes ist kaum viel mehr als die der vorliegenden Illustration; das Material ist Lindenholz. Die Gestalt ist, wie ersichtlich, in derber Weise roh und klotzig geschnitten; Augen, Ohren, Nase und Mund sind durch kantige Einschnitte beiläufig charakterisiert; in die Kappe sind oben sieben kleine Nägel eingeschlagen, die vor ihrer Verwendung neun Tage lang in irgend einem Grabhügel verscharrt gelegen sind.

Fig. 6 stellt einen Hundemenschen (jiuklanush) dar, von dem wir schon weiter oben gesprochen haben. Die Größe dieses Gebildes ist auch kaum viel mehr als die der vorliegenden Abbildung; der Stoff ist ebenfalls Lindenholz und die Gestalt verrät in der kernigen Art der Darstellung eine geübte Hand. Zu bemerken ist, daß diese Gebilde, wo immer man sie in Ungarn, Siebenbürgen, Serbien und Rumänien antrifft, in der Darstellung einander ähnlich sind. Nie wird es einem Zigeuner einfallen, einen „Hundemenschen" oder Phuvusch anders zu schneiden, als die oben mitgeteilten Abbildungen diese Gebilde darstellen. Wir haben eben in diesen kleinen Holzfiguren jene rohen Schnitzarbeiten vor uns, die um so weniger einen Anspruch auf irgend welche Kunstfertigkeit zu erheben vermögen, als jeder Zeltzigeuner ohne Rücksicht darauf, ob er nun dazu Talent besitze oder nicht, den religiösen Bedürfnissen des Augenblicks entsprechend, sich einen manush mulengró in aller Eile selbst anfertigt. Die bildhauerischen Erzeugnisse der Zeltzigeuner können uns freilich eine besonders hohe Meinung von der plastischen Kunstfertigkeit dieses Volkes wohl nicht beibringen; aber diese Arbeiten hängen durchaus mit den religiösen Vorstellungen dieses Wandervolkes zusammen, das, äußerlich der christlichen Religion anhängend, im Innern noch immer an den alten Überlieferungen festhält, deren Keime es vielleicht vor Jahrtausenden in seiner asiatischen Urheimat empfangen hat. —

Somit hätten wir in flüchtigen Strichen ein wichtiges Kapitel zigeunerischen Volksglaubens mitgeteilt, als Beweis dafür, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, sich mit diesem Wandervolke eingehend zu befassen und Stoff zu sammeln an den wenigen Orten, wo solcher noch zu finden ist. Auch mit bezug auf die Zigeuner müssen wir unseres hochverehrten Altmeisters Adolf Bastian Worte anführen: „In der Fülle der Zeit zur Reife aufgebrochen, steht die Ethnologie am heutigen Tage ihrer Geburt mit einem Fuße bereits im Grabe. Seit wenigen Jahrzehnten sind ihre Aufgaben dem Bewußtsein klarer entgegengetreten, die Aufgabe, wie sie sich stellt, mit Einführung der Psychologie unter die Naturwissenschaften, bei induktiver Behandlung derselben mittels der Bausteine aus den Schöpfungen des Völkergedankens, — die Vorbedingung der Aufgabe deshalb, wie in Ansammlung des Materials aufliegend, aus unabweislich ernster und zwingendster Pflicht."

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

III.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Gleich den Normannen der späteren Zeit sind nach Penka die arischen Völkerschwärme aus ihrer skandinavischen Heimat ausgezogen und haben den schwächeren Rassen ihre Herrschaft auferlegt. In allen Völkernamen findet er den Gegensatz der hellen Rasse gegen die dunklen Untertanen ausgedrückt: Arier, Germanen, Romanen, Hellenen, Gallier u. s. w. geht auf die Bedeutung der „Hellen" zurück. Das Aussterben der Nordländer infolge des Klimas ermöglicht die Wiedererhebung der ehemaligen, freilich in der Sprache arisierten Untertanen dunkler Rasse. Der Kampf der römischen Plebejer gegen die Patrizier, wie der der mittelalterlichen Zünfte gegen die Geschlechter; der Kampf der Bauern gegen den Adel; der Zusammenbruch der feudalen Herrschaft in Frankreich beruhen alle auf dem Rassengegensatz der Herren und der Untertanen, obgleich er nicht in reiner Form, sondern in der sozialen oder politischen auftritt. Es sei erlaubt, hierzu auf eine Stelle in Kollmanns Referat über v. Hölders Schädelformen in Württemberg 1876 aufmerksam zu machen. Archiv für Anthropologie (1877) X, 173.

Mit Recht hat jüngst im Anthropologischen Verein zu Stuttgart ein kompetentes Mitglied direkt auf den Standpunkt der Anthropologie sich gestellt und das Ergebnis der württembergischen Reichstagswahlen als den Ausdruck eines natürlichen Instinktes beurteilt, der in den Naturanlagen des Volkes wurzelt. Im Oberland ... ein kompaktes Schwarz: die klerikalen Wahlen von einer Volksmasse mittlerer Beschaffenheit, — Dunkel- und Helläugige in gleicher Masse. Dagegen scheint ein entschiedener Zusammenhang zu bestehen zwischen den Schwarzaugen und der Demokratie. Demokratisches Wählen und Überwiegen der dunklen Rasse fällt meistenteils zusammen, ebenso wie die Helläugigen mit den Wahlen im Sinne der Regierungspartei [Deutschen? Sch.] in enger Verbindung zu stehen scheinen. So führen statistische Erhebungen aus dem Gebiet der physischen Anthropologie hinüber auf das der Psychologie der Völker . . . Hölder regt zum Nachdenken an. Auf dem Zurückweichen des arischen Bestandteils in Süddeutschland und Österreich beruhen die partikularistischen Bestrebungen dieses Jahrhunderts, die Unterordnung der süddeutschen Staaten unter das stärker arisch gebliebene Norddeutschland, der Untergang der österreichisch-deutschen Herrschaft in Ungarn und Italien. Das anthropologische Moment ist eben durchaus wichtiger als das sprachlich ethnische. Der geringe Prozentsatz der Blonden in Elsaß-Lothringen erklärt die Sympathieen für Frankreich, dem es näher steht als den Norddeutschen.

Eine merkwürdige Parallele bietet der litterarische Streit zwischen dem Humanisten Wimpheling und dem Franziskaner Murner über die natürliche Zugehörigkeit Straßburgs und des Elsasses, Anfang des 16. Jahrhunderts. Wimpheling hatte in seiner Germania betont, daß die Römer links und rechts des Rheines schon das gleiche Volk, mutig, groß, blond, vorgefunden hätten.

Murner sprach sich im Verlauf des Streites in einem Büchlein honestorum poematum laudatio dahin aus, daß die Reiche weder nach Sprache noch nach Sitten geteilt seien, Si etiam capillorum varietas regna secerneret quot filios quisque pareno habet pilis difformes eosdem ex tot esse regnis progenitos diceremus, wenn vollends die Haarfarbe ausschlaggebend sein sollte, so müßten verschiedenfarbige Söhne eines Vaters aus verschiedenen Ländern herstammen; das sei lächerlich. Die Rassenmerkmale sind unabänderlich, die ethnischen Momente wandelbar. Das Gleiche behauptet auch Kollmann. Deshalb mußte die Wissenschaft der Anthropologie die Berechtigung des Nationalitätsprinzips verneinen, wie Penka belegt.

Auch das Verhältnis zur Religion ist von der Rasse bestimmt. So ist der Fanatismus der Spanier das Erbteil der iberisch-semitischen Abstammung. Der Katholizismus steht den Kurzköpfen, den Turaniern, die den größten

Teil der Bevölkerung Europas, besonders auch Süddeutschlands bilden, näher, wie andrerseits auch der mit dem Christentum sich berührende Buddhismus, während dieses in seinem innersten Wesen den Ariern nicht congenial war, weshalb die Christianisierung vieler germanischer Stämme nur schwer, durch Gewalt oder durch Zugeständnisse in Sitten und Anschauungen gelang. So ist auch der deutsche Protestantismus „die zum plötzlichen Durchbruch gekommene Reaktion gegen eine Religion, die niemals in die innerste Denk- und Anschauungsweise der unvermischt gebliebenen Germanen Eingang gefunden hatte“. So deckt sich also noch jetzt der Protestantismus mit dem Gebiet starker germanischer Bevölkerung, der Katholizismus mit dem Überwiegen der kurzköpfigen dunkelhaarigen Bevölkerung, der Turanier Süddeutschlands und des übrigen Europas.

Wie die Turanier, der größere Teil der Bevölkerung von Europa, auch bei Mischung sich nur wenig von den Mongolen unterscheiden, so paßt denn eine allgemeine Charakteristik auf beide. Dem Turanier fehlt die Energie des Willens, die Initiative, der Sinn der Selbständigkeit, das Gefühl der Persönlichkeit, die Phantasie — er ist passiv phlegmatisch und konservativ. Deshalb die lange Dauer der von Kurzköpfen gegründeten Staaten. Sie sind einerseits Gefühlsmenschen und friedfertig, obschon, zum Kampf genötigt, ausdauernd und selbst grausam, andrerseits praktisch, nüchtern und von überwiegender Verstandesthätigkeit. Wenn wir also diese Charakteristik umkehren, so werden wir die der echten Arier haben.

Ganz den gleichen Anschauungen huldigt nun auch der französische Anthropolog De Lapouge und giebt ihnen eine bestimmte Anwendung auf die Geschichte und die Zustände Frankreichs. Die Arier gelten ihm durchwegs als die zur Herrschaft berufene Rasse. Aus ihnen gehen die Anführer und Erfinder hervor; sie sind die Heroen der Griechen und Römer; dieser Abkunft sollen selbst die führenden oberen Stände der andern Kulturvölker des Altertums sein; der Ägypter, Chaldäer, Assyrier, Chinesen! In Europa gehören der arischen Rasse nicht nur fast alle regierenden Häuser an, sondern auch der Adel selbst in Italien, Spanien und Rußland, besonders aber in England und Deutschland, während hier die Masse der Bevölkerung ersichtlich andrer Rasse, nämlich Kurzköpfe sind. Deshalb ist die Ausmerzung der blonden Rasse in Frankreich — die diese wesentlich dem Adel gleichgesetzt —, die den Glanz und die Macht der alten französischen Monarchie bestritt, der Grund von dessen Rückgang, während die ausgewanderten Hugenotten Preußen das Übergewicht verschafften. Die Kurzköpfe sind nur die Soldaten, die ohne Führer nichts leisten können. Die Vorherrschaft der langköpfigen nördlichen Völker, der Engländer, Nordamerikaner u. s. w., wird immer zunehmen und die Zukunft der Kultur arisch sein. Der Charakter der Kurzköpfe, der Celtoslaven oder Mongoloiden beherrscht die Zustände des jetzigen Frankreichs: Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, aber auch Engherzigkeit und Beschränktheit. Mit dem Wegfall des zur Herrschaft und Leitung befähigten Arier ist die Demokratie als Begleiterin des Verfalles aufgekommen. Die Richtung auf Gleichförmigkeit, wie sie sich in der Forderung gleicher Dienstzeit für alle ausspricht, ist ein unfehlbarer Faktor des Rückschritts.

An die Möglichkeit einer Hebung, eines Fortschritts durch Unterricht und Erziehung der Massen glaubt der französische Anthropologe nicht. Seine Wissenschaft zwinge, auf solche Illusionen zu verzichten; er läßt das Gesetz der Vererbung, der Unveränderlichkeit der körperlichen und geistigen Ausstattung der Rasse gelten. Die untern Stände sind ihm der Bodensatz, nachdem die lange Reihe von Geschlechtern alles Aufstrebende und Entwickelungsfähige herausdestilliert haben. Die Lehre von der Verderbnis der Mischlinge kennen wir schon; in ihnen verstärke sich der Egoismus der Kurzköpfe nur noch durch den kühnen Individualismus der Langköpfe, während das Gemeingefühl der Rasse und der Familie erlösche. Als Folge der spezifischen Begabung der Rassen tritt die Unverträglichkeit der doppelten Vererbung auf in dem Widerspruch der nach zwei Seiten ziehenden Neigungen, Gefühle und Antriebe, bis zur gegenseitigen Aufhebung, bis zur Ohnmacht des Willens. Es ist Buridans Esel ins Moderne übersetzt; die Schuld fällt aber den Vorfahren und deren unüberlegten Verbindungen zu. Die Zersetzung der Rassen liefert also körperlich die Analogie zum Straßenhund, als Gegensatz und Aufhebung der Rassenschönheit, moralisch einen Schwächling, eine problematische Natur. Hingegen entziehen sich Schönheit, Kraft, Befähigung, Charakterstärke infolge der verkehrten sozialen Verhältnisse allzu häufig der Vererbung, da nicht Rücksicht auf sie, sondern auf Geld die Ehen zu stande bringt, und die Guten nicht zugleich die Reichen sind. Die Intelligenz ohne Vermögen aber kann die Schmälerung des Einkommens durch zahlreiche Nachkommenschaft nicht wünschen.

Als eine Konsequenz der verschiedenen Fruchtbarkeit der Rassen, von denen die Arier der nördlichen Länder, besonders die Angelsachsen, sich am schnellsten vermehren, prophezeit De Lapouge dem nächsten Jahrhundert Rassenkriege mit Millionen von Opfern, geführt wegen eines Unterschieds von 1 oder 2 Grad des Längen- und Breiten-Index, der die Einreihung unter die Lang- oder Kurzköpfe bestimmt. Für die Ersetzung der französischen Mischbevölkerung durch reinere Rassen, Belgier und Deutsche, die in den Grenzstrichen bereits im Gange ist, für die düstern Aussichten der Kurzköpfe überhaupt tröstet sich der französische Anthropologe durch die Hoffnung, daß die Arier die Theorie der Vererbung und die Praxis einführen und durch Zuchtwahl innerhalb der Rasse die Erhaltung und Steigerung ihrer Vorzüge betreiben werden. Es bedarf dazu nur der Abschließung, wie sie auch die Juden gegenüber den Völkern üben, unter denen sie leben; es bedarf nur einer alliance aryenne, da sie das Bewußtsein der Solidarität der Rasse besitzen, um die Vervollkommnung der Menschheit durchzusetzen. (Vergl. Revue d'Anthropologie 1888, p. 191.)

Diese Theorie des Eugenismus, der erblichen Vorzüglichkeit, die vom Engländer Galton herübergenommen ist — einen ähnlichen Gedanken hat aber auch Spurzheim vor etwa 50 Jahren ausgesprochen — zeigt, zu welchen Folgerungen der Begriff der Rasse verleiten kann.

Ist nun aber der Schritt, der von der Annahme der Unveränderlichkeit der körperlichen Rassenmerkmale zu der gleichen Festigkeit der geistigen Befähigung führt, allzu groß? Man wird zugeben müssen, daß die Sprache nach beiden Seiten Beziehungen hat. So hat Penka ausführlich dargestellt, wie die Veränderungen und Abweichungen der verschiedenen arischen Sprachen darin ihren Grund haben, wie das Arische sich im Munde andrer Rassen gestaltet habe. Die Quetschlaute des Sanskrit und des Italienischen, die Lautverschiebungen des Deutschen, die Nasenlaute des Französischen wären so durch Übertragung des Arischen auf nicht arische Sprachorgane entstanden. Das bessere Französisch der Süddeutschen gegenüber den Norddeutschen entspräche der anthropologischen Zusammengehörigkeit der Kurzköpfe, die Ersetzung der echten Flexion der älteren arischen Sprachen durch Wortgruppen mit Präpositionen und Hilfszeitwörtern, also matris und de la mère, volui und j'ai voulu, das süddeutsche vulgäre dem Richter sein Haus statt des Genitivs, ganz wie im Magyarischen, wäre der Durchbruch der turanischen Geistesorganisation. Daß der Chinese das Englische nur nach Maßgabe seiner Sprachstufe

bewältigt, könnte als Analogie aus der Gegenwart angeführt werden. Ob das gleiche Prinzip der Erklärung für so viele einzelne Erscheinungen der Sprachgeschichte ausreicht, das erscheint untergeordnet gegenüber der Frage, inwiefern die Zurückführung geschichtlicher Veränderungen auf anthropologische Vorgänge und Formeln die treibende Kraft aufdeckt und wie sich die angebliche Unwandelbarkeit spezifischer Geistesorganisation zum Wechsel der Zeiten verhalten möge.

Daß der körperlichen Vererbung, die die Rasse bestimmt, eine geistige zur Seite geht, wer könnte das bestreiten wollen? Wie der einzelne Mensch nach Befähigung und Charakter, Neigungen und Gewohnheiten Abbild oder Kombination seiner Erzeuger und Ahnen ist — eine uralte Beobachtung der Weisheit auf der Gasse, des Sprichwortes: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm und andrer — so ist es auch für das Große, für Völker und Rassen. Die Übertragung und Fortdauer von Anlagen und Charakterzügen bildet für Völkerkunde und Geschichte die Grundlage der Betrachtungen. Für den Begriff des Volkscharakters braucht man nur auf die Zigeuner und Juden hinzuweisen. Über den Begriff des Volkscharakters (schon bei Hume, Essays I, Nr. 21, On national charakter) vergl. die Einleitung zu Richard Andree, Volkskunde der Juden, „das Rassenelement im Völkerleben". Ribot, hérédité, chap. VII (Juden und Zigeuner). Den deutschen Volkscharakter genetisch und historisch zu fassen, versuchte der Verfasser 1887. Grenzboten, III. Quartal, 4 Juli-Nummern. Den Protestantismus, die Reformation hat Jakob Grimm zuerst, doch nicht der Einzige, auf den Freiheitssinn, auf die religiöse Anlage als Wurzel zurückgeführt; selbst Ranke spricht von einer natürlichen Verwandtschaft des eingeborenen Sinnes der Bevölkerung mit der Lehre Luthers. Sollen dies nur müßige Arabesken am Bau der Thatsachen sein? Die Verteidigung von Saragossa 1809 hat man in Parallele gestellt mit dem Heldenmut der Numantiner. Die Schilderung, die Strabo vom Charakter der Iberer entwirft, paßt, so sagt man, auch auf die heutigen Spanier. Den fränkisch-germanischen Einfluß auf Einrichtungen und Geschichte des französischen Volks, sein allmähliches Zurücktreten, das Emporkommen andrer, galloromanischer Züge zu beobachten, ist so wenig neu wie die Bemerkung, daß Cäsars Charakterschilderung der alten Gallier auch heute wieder geschrieben werden könnte. Und schon vor Bismarck hat Katharina von Rußland die französische Revolution als die Erhebung der Gallier gegen die Franken verstanden. Ist es davon weit zur rein anthropologischen Auffassung als Rassenkampf?

Und die ungleiche Befähigung der Rassen für höhere geistige Entwickelung ist ein schon von älteren Anthropologen und Ethnographen gern behandeltes Thema (Carus 1849; Vollgraff 1853; Gobineau 1854; auch Klemm, Kulturgeschichte, IV. Bd.). Wer wollte auch annehmen, daß die Australier oder die Neger eine der europäischen gleichstehende Kultur zu erreichen befähigt gewesen wären; oder daß die Indianer Amerikas durch Unterricht und Anleitung zu Teilnehmern am Aufschwung der Union werden könnten?

Hat man dann nicht auch das Recht, die Leistungsfähigkeit, die Aussichten der europäischen Kurzköpfe an dem Maßstab turanisch-mongolischer Kulturstaaten abzuschätzen? Übersehen werden wir freilich nicht, daß z. B. De Lapouges Charakteristik der französischen Kurzköpfe halb vom Kleinbürger, dem épicier, halb vom Chinesen abstrahiert ist.

Die Erklärung der einzelnen Ereignisse als anthropologischer Vorgänge müßte aber eben doch vor allem mit den Thatsachen übereinstimmen, bevor man noch zur Erwägung veranlaßt wäre, ob die anthropologische Seite Anspruch hat, die Hauptsache zu sein. Hölder hat nun z. B. nachgewiesen, daß in der Stadt Eßlingen im Laufe der Jahrhunderte in den mittleren und oberen Ständen die Kurzköpfe zugenommen haben. Ähnlich neuerdings De Lapouge für Montpellier (Anthropologie 1891, S. 36—43). Ob aber der Streit der römischen Plebejer und Patrizier zugleich ein Gegensatz zweier Rassenelemente war, das kann die Anthropologie nicht mehr entscheiden. Gegen die etruskische Abstammung der Luceres hat sich Mommsen allerdings verwahrt; daß aber die Plebejer, die Nachkommen unterworfener Latiner, durchaus andrer Abkunft gewesen seien, als die Einwohner des als Stadt jüngeren Roms, wird kaum wahrscheinlich gemacht werden können.

Der Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter in den deutschen Städten des Mittelalters oder der Bauernkrieg werden sich ebensowenig mit körperlichen Gegensätzen decken. Die Geschlechter sind sicher in vielen Städten Nachkommen der ehemaligen Ministerialen und Hörigen der Bischöfe oder sonstigen Landesherren, nach einer Auffassung kommen ja z. B. für Köln Überbleibsel der romanisierten Provinzialen in Betracht. Jedenfalls mußte auch der später bevorrechtete Teil städtischer Bevölkerung vielfach sehr langsam von den drückendsten Formen persönlicher Unfreiheit sich erheben. Auch der niedere Adel ging vielfach aus Hörigen hervor. Andrerseits sank der einst freie Bauernstand, der Kern der germanischen Stämme, immer mehr in Abhängigkeit und Unfreiheit herab. Der jüngere Zuzug in die Städte wird wohl gerade seine trotzigsten, dem Zwang widerstrebenden Glieder aus diesem Teil der Landbevölkerung erhalten haben. Die Fülle kühner, energisch aufstrebender, streitbarer Männer, die die Städte stets in die Wagschale warfen, unter Heinrich IV. und später in den Zunftkämpfen, läßt sich mit den angeblichen Zügen der Kurzköpfe nicht vereinigen. Auch die Landsknechte setzten sich aus jüngeren Bauernsöhnen neben Junkern zusammen; die Nachwirkung zeigt sich wieder im Bauernkrieg. Der Individualismus, als Charakterzug der Germanen, waltet in den Städten nicht minder kräftig, wie vormals in den Urwäldern. So bleibt auch das Aufstreben der Eidgenossen, die Buntscheckigkeit der staatlichen Gebilde, die späteren Sympathieen mit Frankreich, das Eindringen der französischen Sprache wohl andrer Erklärung bedürftig, als des anthropologischen Nachweises, daß das Land heute hervorragend kurzköpfige Bevölkerung enthält. Wo sind denn die alemannischen Bauern hingekommen, die einmal so gründlich germanisiert haben, vor denen die Rhätoromanen ins Gebirge zurückwichen? Das Klima hat sie gewiß nicht umgebracht. Oder hatten sie eine so überwiegende Menge von Knechten mitgebracht, und dieselben dann so günstig gestellt, daß ihre Vermehrung die der Herren überwucherte? Auch hierüber wird die geschichtliche Forschung aus eigenen Mitteln Erwägungen anstellen können. Abgesehen davon, daß es auch Kriegsgefangene und Knechte germanischer Abkunft gegeben haben muß, kann ein Überwiegen der Unfreien beim Übergang der Germanen zum Ackerbau im eigentlichen Sinne bei der Ausbreitung über Donau und Rhein gerade von der anthropologischen Statistik der Gräberfunde nicht bewiesen werden. Die gelegentliche Vermutung, daß die Knechte gar nicht beigesetzt, sondern wie das Vieh verscharrt worden wären, vielleicht in der Nähe des Schindangers (v. Hölder, Archiv für Anthropologie II, S. 80), soll nur erwähnt sein.

Am leichtesten ist es, den angeblichen Zusammenhang der Religionsform mit der Rasse zu widerlegen. Selbst wenn wirklich die Verbreitung oder das Vorherrschen der kurzköpfigen Rasse mit dem Katholizismus, der langköpfigen mit dem Protestantismus sich besser deckte, bliebe das post hoc ergo propter hoc zu prüfen. Nun sind ja die Süddeutschen, Württemberger, Badener, Franken, Schweizer

gutenteils protestantisch, die echten Sachsen, die Westfalen stramm katholisch, Finnen, Esthen, ein Teil der Magyaren protestantisch. Dogmen und Gebräuche, sofern sie die Zugehörigkeit zu einer Religionsgenossenschaft entscheiden, vertragen sich mit jeder Besonderheit der Befähigung und des Charakters; nur wenn sie Opfer an Gewohnheiten, Überzeugungen oder Einkünften fordern, nötigen sie das Individuum, sei es zum Widerspruch oder zur Unterwerfung. Diese Erregung des Willens in bezug auf die Kirche ist allerdings die treibende Kraft der Reformationszeit; die allgemeine Verbreitung des Mißbehagens kommt dem Mut des Angriffs auf das Bestehende zu gute. Aber es ist durchaus keine tiefere Erklärung des Protestantismus, wenn man ihn in irgend welchen Worten auf den Volkscharakter zurückführt, wie, daß die Germanen schon zur Zeit des Tacitus keine Götterbilder und Tempel gehabt, oder daß er als Lehre dem eingeborenen Sinne der Deutschen verwandt sei. Wie die Körperlichkeit Luthers nicht dem germanischen Typus entspricht, so ist auch seine Rechtfertigungslehre für die Volksstimmung kaum mehr als der Ausdruck der Opposition. Diese war — wenn man will — negativ, sie wollte nur etwas Andres. Die praktischen Konsequenzen Luthers, die ihm in zweiter Linie kamen, waren das Durchschlagende, der Enderfolg aber war Machtfrage, in Deutschland und in ganz Europa. Daß die Reformation oder der Abfall von der Kirche gerade in den germanischen Ländern durchdrang, ist nicht die Folge einer Wahlverwandtschaft. Das zeigt deutlich die Kirchengründung Heinrichs VIII. in England, die die Lehre unangetastet ließ, oder der Zwang, durch den die echtesten Germanen, die Isländer, von der alten Kirche abgebracht wurden. Die Ketzer Südfrankreichs und die Hussiten hatten sich lange vorher von der Kirche abgewandt. Pulver und Blei haben schließlich entscheiden müssen, wie weit die Macht des Papstes und der Jesuiten reichen solle. Daß nachher die protestantische Religionsform der selbständigen Entwickelung deutschen oder germanischen Wesens vorteilhafter wurde, das ist nicht religiöse, sondern soziale Folge. Und im übrigen wurden gerade vom deutschen Adel Klagen darüber laut, daß durch die teilweise Säkularisation der Kirchengüter die Versorgung seiner jüngeren Söhne in geistlichen Stellen ihm geraubt worden sei.

Wenn man überhaupt dem Adel in Frankreich, Deutschland und England wegen seiner germanisch-arischen Rassenreinheit einen Vorzug der Befähigung zuschreibt, so ist dagegen einzuwenden, daß weder die wesentliche Gleichartigkeit der Rasse die Regel ist, noch das Fortblühen in gleicher körperlicher und geistiger Kraft, vielmehr das Gegenteil. So fanden die Franken in Gallien schon vornehme und begüterte gallo-romanische Geschlechter, die senatorischen Familien vor; andre Romanen kamen im Hofdienst der Merowinger empor. In der Schlacht bei Benevent trat die Überlegenheit der deutschen Ritter Manfreds an Größe und Stärke über die französischen Karls v. Anjou so stark hervor, daß die Franzosen ihre Gegner, die das Schwert mit beiden Händen schwangen, durch Stöße in die Achselhöhlen zu fällen trachteten. Die mannigfache Abstammung des römischen Adels ist gleichfalls schon öfter hervorgehoben worden.

Wenn De Lapouge eine spezifisch höhere Begabung des französischen Adels, der nach ihm mit dem arisch-germanischen Element zusammenfällt, nach De Candolles Statistik der Gelehrten, durch die Anerkennung der französischen Akademie und den verhältnismäßigen Anteil der einzelnen Stände zu beweisen sucht — so bedarf das keiner Widerlegung. Er versichert auch, daß die Eintragung der hervorragenden Menschen in eine Karte das Übergewicht der arisch-germanischen nördlichen Länder, als einer Zone der Erfinder und Entdecker zur Anschauung bringt. Ebenso könnte man eine Karte der Kommerzienräte entwerfen, die die Inferiorität Süddeutschlands in Handel und Gewerbe klar beweisen würde. Erst seit wenigen Jahren wäre ein Aufschwung bemerkbar!

Im übrigen ist der Niedergang und das Erlöschen vornehmer Geschlechter so häufig, daß es bekanntlich nur wenige Adelige giebt, die ihren Stammbaum bis über das Jahr 1000 hinauf belegen könnten. Jeder Mensch hat ja schließlich Ahnen bis in die graueste Vorzeit; es kann sich also nur um den Zeitpunkt handeln, wo ein Geschlecht eine hervorragende Stelle gewinnt. Jedes Jahrhundert weis von ausgegangenen Familien zu berichten, nicht nur regierender Häuser, auch andrer Adeligen. Es sind nicht nur die Jahrhunderte, in denen kriegerische Gewohnheiten den Lebensfaden verkürzt haben können. Um 1700 wird der Verfall, das körperliche Verkommen des hohen Adels in England, Spanien und Frankreich von ernsten Schriftstellern konstatiert, man sei unter ihm wie in einer Gesellschaft von Kranken gewesen (vergl. Ribot, hérédité 1879, p. 392). Man wird sich auch an Swifts Schilderung erinnern, wie Gulliver die Ahnen der vornehmen Häuser sich heraufbeschwören läßt.

Aber mit der Rasse hat es nichts zu thun, daß eine hervorragende Lebensstellung nicht auf viele Geschlechter indirekter Linie sich fortsetzt. Man möchte glauben, daß die Verdichtung der Lebensenergie, ob sie nun Repräsentationspflicht sei oder sich in greifbaren Leistungen geistiger Produktivität ausdrücke, schließlich auf Kosten der Nachkommenschaft geschehe. Das Heruntersinken zu Mittelmäßigkeit, die Fortfristung eines Geschlechts, ist ja nicht ausgeschlossen. Aber der bloße Begriff der Rasse als Abstammung scheint uns kein Licht zu bringen für die Aufhellung der dunklen Zusammenhänge körperlicher und geistiger Bestimmtheit des einzelnen wie der Völker.

Münster im Gregorienthal.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Zu den schönsten Thälern unsrer Hochvogesen zählt das im Westen von Colmar bis an den Hochkamm des Gebirges sich hinziehende Gregorienthal. Mitten darin liegt die alte Klosterstadt Münster oder monasterium ad confluentes — das oberelsässische Koblenz — ungefähr da, wo die Bäche des Großthales und des Kleinthales sich vereinigen.

Die Gründung der Stadt führt uns in jene Urzeit zurück, wo die Sendlinge des heil. Gregorius um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in diese Wildnis kamen und nach schweren Kämpfen mit Bären und Auerochsen ihre ersten Zellen bauten. Heute erinnert nichts mehr an diese Zeiten der ersten Besiedelung durch die Mönche; und wo einstens das Vesperglöcklein die Klosterleute zur Andacht lud, ruft jetzt die Glocke die zahlreichen Arbeiter in die Werkstätten der großen Spinnerei von Hartmann u. Söhne. Aus einer Klosterstadt wurde Münster eine Fabrikstadt ersten Ranges.

Aber eines ist geblieben. Die prächtigen Berge mit ihren dunkeln Tannenwäldern, die klaren Bergwasser, die zwischen den Felstrümmern schäumend sich Bahn suchen, die



Münster im Elsaß. Nach einer Photographie.

grünen Matten mit ihren einladenden Molkereien, sie haben den Wandel der Zeiten überstanden und üben dieselbe Anziehungskraft auf uns aus, wie ehedem auf die Söhne des heil. Benediktus. Noch tragen, wie vor undenklichen Zeiten, die Bewohner im oberen Thale ihre alte Tracht, noch vererbt sich die Kunst der Bereitung von Käse, der jährlich in vielen Zentnern verschickt wird, von Vater auf Sohn wie vor Hunderten von Jahren.

Münster eignet sich wie wenige Orte als Standquartier, um von da aus einen großen Teil der Hochvogesen zu durchstreifen. In wenigen Stunden erreicht man einen der beliebtesten Luftkurorte „Drei Ähren" (690 m über dem Meere) mit seinen beiden prächtigen Gasthöfen. Noch großartiger als hier ist die Aussicht von dem ungefähr eine Stunde entfernten großen Hohnack. Das Auge beherrscht von hier aus die Nordvogesen mit der Hohkönigsburg und St. Odilien, das Rheinthal, die Südvogesen mit Staufen, Großem Belchen, Kahlen Wasen, nach Westen den Hohneck und die Schlucht. Wer weiter wandern will, wende sich den Seen zu, dem Weißen und dem Schwarzen See, sie liegen hoch oben, nahe an der französischen Grenze, eingebettet in gewaltige Felsblöcke. Durch nichts wird die majestätische Ruhe hier oben gestört, wenn nicht der Wanderer durch Zufall das einsam äsende Reh aufscheucht. Auch zu linguistischen Studien ist hier reichlich Gelegenheit; die Bewohner des Dorfes Labaroche (lat. parochia = Pfarrei), durch das unser Weg führt, sprechen ein eigentümliches französisches Patois, in dem Kenner noch manche keltische Bestandteile finden wollen.

Von Münster aus erreicht man in ungefähr vier Stunden die französische Grenze, die Schlucht, einen wildromantischen Gebirgspaß, dessen Umgebung völlig alpinen Charakter trägt. Von dem nur eine Stunde entfernten Hohneck (1361 m) schweift der Blick über den ganzen Wasgau hinüber zum Schwarzwald und von da bis zu den Schneehäuptern der Alpen, unter denen besonders die Bergriesen des Berner Oberlandes herüberleuchten.

Ist manche dieser Wanderungen mit einiger Anstrengung verknüpft, so ist die Besteigung des Kahlen Wasen oder Kleinen Belchen (1268 m) fast mühelos, doch nicht weniger lohnend. Der müde Wanderer findet in der Bergwirtschaft gute Verpflegung.

Auf alle diese Punkte führen sorgsam unterhaltene Vogesenpfade, die vom Vogesenklub, dessen Sektionen im Gebirge eine große Thätigkeit entfalten, angelegt sind. Ebenso zahlreich sind die Spaziergänge in den schattigen Anlagen der Stadt Münster selbst wie in deren nächster Umgebung. Fügen wir noch hinzu, daß in vielen Molkereien wie in besonderen Gasthäusern auf den Höhen auch für des Leibes Bedürfnisse trefflich gesorgt ist, daß in Münster ein großer neuer Gasthof mit billiger Pension jeglichen Wünschen gerecht wird, so bedarf es wohl keines weiteren Beweises, daß Münster zu den angesehensten und zugleich lohnendsten Sommerfrischen der Hochvogesen gehört [1].

[1] Wer sich über die Geschichte der Stadt, ihre Kulturverhältnisse bis zur Gegenwart unterrichten will, dem sei das mit Liebe für seine Vaterstadt geschriebene Buch von Dr. Friedrich Hecker, Die Stadt und das Thal zu Münster im St. Gregorienthal (Münster, Beck, 1890) empfohlen.

O. Warburgs Forschungen auf den Liukiu-Inseln.

Über die Liukiu-Inseln, die sich in einem Bogen von der südlichsten japanischen Insel bis zur Nordspitze Formosas hinziehen, sind wir im allgemeinen noch dürftig unterrichtet. Neben den kurzen Nachrichten, die wir der Broughtonschen Entdeckungsreise am Ende des vorigen Jahrhunderts verdanken, sind Notizen und Schilderungen uns zugängig gemacht worden durch Basil Hall, der 1816 mit den englischen Kriegsschiffen „Alceste" und „Lyra" die Liukiu besuchte; durch Kapitän Beechey, der 1827 mit dem englischen Kriegsschiffe „Blossom" hier war und durch das amerikanische Geschwader unter Perry, 1853 und 1854. Bei der damals noch sehr mißtrauischen und feindseligen Stimmung der Eingebornen wurde aber durch alle drei Expeditionen unsre Kenntnis des Archipels nur wenig gefördert.

Eine neue Ära beginnt mit der Wiederbefestigung und Ausdehnung des japanischen Einflusses auf den Liukiu. Deren Verbindung mit dem Sonnenaufgangsbade ist eine alte, tausendjährige, und wiewohl hier auch chinesischer Einfluß durch die Jahrhunderte sich geltend machte und die japanische Oberhoheit über die Liukiu auch heute noch nicht von China anerkannt ist, so übt doch Japan die Herrschaft thatsächlich aus. Schon 1853 fand Perry auf der Hauptinsel eine japanische Besatzung. Im Jahre 1876 wurde der letzte König mediatisiert und nach Japan geschickt. Es war früher von einer Abtretung der Südgruppe an China die Rede; allein alle Inseln sind jetzt im thatsächlichen Besitze der Japaner und kein Chinese lebt auf der ganzen Gruppe.

Mit der Ausbreitung der japanischen Herrschaft beginnt auch eine bessere Kenntnis der Inseln. Das Wichtigste aus dem Berichte des japanischen Gesandten Idsichi übersetzte Müller-Beeck, und der an der Universität Tokio angestellte deutsche Professor Döderlein sammelte während eines vierzehntägigen Aufenthalts auf der Hauptinsel Okinawa wichtige Materialien.

Die Inseln, die in vier Gruppen zerfallen, liegen zwischen 24 und 30 Grad nördl. Br., also selbst die südlichste noch innerhalb der gemäßigten Zone; der Flächeninhalt wird nach den Ausmessungen der Karten von Döderlein auf nur 3800 qkm berechnet (d. i. ungefähr so groß, wie das Herzogtum Braunschweig); dagegen ist die Bevölkerung ziemlich dicht; sie beträgt nach japanischen, ziemlich zuverlässigen Quellen 370000.

Wichtige neue Nachrichten über die Gruppe verdanken wir jetzt dem Dr. O. Warburg aus Hamburg, der die Inseln vor drei Jahren besuchte und deren pflanzengeographischen Charakter feststellte. Einem Vortrag, den derselbe in der Hamburger Geographischen Gesellschaft gehalten hat (Mitteilungen derselben 1889 bis 1890, S. 121 bis 145) entnehmen wir die nachfolgenden, viel Neues bietenden Schilderungen.

Von dem japanischen Hafen Koba aus begab sich Dr. Warburg mit einem japanischen Dampfer zuerst nach der Insel Oschima, die er als bergig, düster, aus Urgestein aufgebaut schildert, mit einigen guten Häfen und 30000 bis 50000 Einwohnern. Die sogenannte Sagopalme (Cycas revoluta) erreicht hier ihre Nordgrenze, ebenso eine Zuckerpalme (Arenga Engleri). Die Cycas ist die wichtigste Pflanze der Liukiu, sie bildet durch ihren Sagogehalt kleine Proviantmagazine in Zeiten der Not. Als Hauptnahrungs-

mittel dient die von China her eingeführte Batate oder süße Kartoffel. Hauptausfuhrartikel ist der Zucker; auch baut man Indigo.

Eine Tagereise brachte Dr. Warburg nach der Hauptinsel Okinawa, wo er in dem Hafenorte Nafa in einem kleinen japanischen Hotel freundliche Aufnahme fand. Daß dort jetzt selbst ein japanischer Photograph ansässig ist, beweist, wie sehr die Insel allmählich in die Kultursphäre einbezogen wird. Der Hafen ist mit Dschunken belebt, und als Warburg dort war, lagen in demselben sogar zwei kleine Handelsdampfer. Auch die japanischen Jinrikschas (von Männern gezogene, als Droschken dienende Wägelchen) haben ihren Einzug gehalten; früher gab es keine Läden; jetzt haben die Japaner solche eingerichtet und neben Pale Ale war Flensburger Stockbier zu haben. Die Industrie ist bedeutend; Glasflaschen, Steingut, Ziegel, Lacksachen, Messing, Zinnarbeiten werden erzeugt; vor allem aber wird viel gewebt, selbst in Fabriken, die grobe Stoffe aus Manilahanf herstellen. Die Stoffe werden nach Japan ausgeführt. Dazu kommt sehr viel Branntwein (Awamori), aus Hirse und Reis gebraut. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist Reis. Dagegen werden eingeführt: Baumwolle, Tabak, Thee, Öl, Makkaroni, Papier, Metalle u. s. w.

Eine Stunde von dem Hafen Nafa landeinwärts liegt höchst malerisch die frühere Residenz Schuri, in der jetzt eine japanische Garnison haust. Der Berg, auf dem die Stadt liegt, ist durch mächtige, bis 20 m hohe Mauern kunstvoll terrassiert.

Von der verhältnismäßig am besten bekannten Hauptinsel begab sich Dr. Warburg in einem kleinen Privatdampfer nach den südlicheren Inseln. Zuerst wurde Kerama, westlich von der Hauptinsel, besucht, wo es sehr viele, wohl eingeführte Hirsche giebt. Es besteht aus dunkeln Schiefermassen und Konglomerat, oben ist Gneis und darüber liegen kristallinische Schiefer. Die Höhe der Insel giebt Warburg zu etwa 150 m an. Von Bedeutung ist hier die Schweinezucht. Noch weiter westlich liegt Kumeschima, wo ein einziger Japaner, der Gouverneur, lebt. Sie besteht aus drei bis gegen 250 m hohen, dicht bewaldeten Hügeln, an die sich nach Westen eine mit Reis bebaute Ebene anschließt.

Viel wichtiger ist das zur Südgruppe gehörige Taipinsan oder Mijakoschima, eine dicht bevölkerte, aus gehobenem Korallenkalk bestehende Insel mit vielen Grotten, in denen sich süßes Wasser ansammelt. Hier fand Dr. Warburg auf einem Hügel mitten unter prächtigem Pandanusgebüsch einen Marmorblock auf einem Granitsockel mit folgender Inschrift:

Im Juli 1873 ist das deutsche Schiff R. J. Robertson
geführt von Kapitän Hernsheim aus Hamburg,
an den Felsen der Küste von Taipinsan
gestrandet. Die Besatzung wurde mit Hilfe
der Uferbewohner gerettet, in Sicherheit gebracht und während 34 Tagen gastlich aufgenommen, bis sich am 17. August 1873 die
Heimreise bewirken ließ. In Anerkennung
dieses rühmlichen Benehmens haben wir
Wilhelm von Gottes Gnaden deutscher
Kaiser, König von Preußen, die Aufstellung dieses Denkmal zur bleibenden
Erinnerung angeordnet.

Von Taipinsan wird Tripang nach China ausgeführt; man webt Nesseltuch, baut Reis und Bataten. Auf der Südgruppe leben 50 Japaner, darunter 21 Beamte. Ein Hafen ist nicht vorhanden; man ankert zwischen zwei Inseln in 16 Faden Tiefe. Für die 32000 Einwohner bestehen nur vier, von Japanern geleitete Schulen.

Ischikagi, die nächste von Warburg besuchte Insel, bildet mit Iriomotte zusammen die Untergruppe Yerama, die 15000 Einwohner, darunter 250 Japaner, zählt. Ischikagi ist sehr bewaldet und hat wohl den höchsten Berg der Liukius, den Omotodake, 512 m hoch. Neben Reis und Hirse wird Holz (Eiche und Kiefer) ausgeführt. Dort wächst der beste Tabak der Inseln. Ischikagi hat gar keinen Hafen, man legt eine Stunde weit vom Lande an.

Was Iriomotte, die letzte größere Insel betrifft, so ist sie sehr ungesund durch Fieber, wovon die nördlichen Inseln ziemlich verschont sind. Sie war vor 20 Jahren eine Strafkolonie des Königreichs Liukiu. Die Insel ist gebirgig, mit Spitzen bis 410 m, schön und dicht bewaldet, mit reizenden tropischen Landschaften, Mangrovewäldern und Wasserfällen. Der Hafen von Funaoki im Norden ist mäßig geschützt und bis 28 Faden tief. Die Insel besteht zumeist aus Sandstein mit Kohlenflötzen; an der Ostseite soll Schiefer zu Tage treten. Seit sieben Jahren wird die Kohle durch eine japanische Gesellschaft in sehr urtümlicher Weise mit Japanern abgebaut. Die Flötze sind nur 70 cm stark; die Tonne Kohlen kostet kaum 4 Mark; ausgeführt wird dieselbe nach Hongkong.

Nach dieser kurzen Übersicht der Reisen des Dr. Warburg gehen wir auf die ethnographischen Bemerkungen desselben ein. Die Liukiu sind in einem Umwandlungsprozesse begriffen, der sich unter dem Einflusse der japanischen und der ihr folgenden europäischen Kultur vollzieht. Japanische Kaufleute, Fabrikanten und Gesellschaften bringen Geld ins Land hinein, die Hilfsmittel europäischer Kultur werden zugängig gemacht. Hungersnot durch die Taifune (deren vier bis fünf jährlich über die Inseln gehen) gehört bei den heutigen Verbindungen zu den Unmöglichkeiten. Kurzum, die Inseln werden bald wie das japanische Hauptland kultiviert sein. Viel Ursprüngliches war bei dem fortgesetzten Einflusse Chinas und Japans überhaupt nicht vorhanden, und aus diesen Ländern stammen die meisten Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. „So ist der Hausbau mit den Strohdächern und auf Pfählen japanisch; ebenso sind die Matten wie in Japan gefüllte, der Mangel von Stühlen und Tischen, ebenso der kleine Hausaltar, die wie unser Fausthandschuh geformten Socken, die Stroh- und Holzsandalen, die Pfeifen und Tabakstäschchen, die Servierung und Zubereitung des Thees, das Gospiel, die Tänze und vor allem die Sprache, die als ein altertümlicher und etwas veränderter japanischer Dialekt aufgefaßt werden muß. Ihre Schriftsprache steht der japanischen sehr nahe, doch verstehen die Vornehmen und Gebildeten auch die chinesischen Zeichen. Von den Chinesen haben sie vor allem die Religion und Heilkunde, ferner eine Reihe von Geräten, auch die Zuckermühlen, die Pflasterung der Straßen, den Brückenbau, die Ziegelbereitung, die Musikinstrumente, die Djunken, die Abschließung ihrer Häuser durch Mauern und, als die Inseln noch selbständig waren, ihr ganzes Beamtenwesen. Dagegen erinnert die feste Abgrenzung der Stände wieder an Japan. Der sogenannte Liukiuzopf, der erst seit zwei Jahrhunderten bestehen soll, wird mit der Mandschudynastie in China in Zusammenhang gebracht. Die Gräber sind äußerlich durch ihre Hufeisenform den chinesischen sehr ähnlich. Die Sitte der Knochenwaschung, d. h. der Gebrauch, das Grab nach drei Jahren festlich zu öffnen, die Knochen zu reinigen und sie in ein andres Gefäß zu thun, findet sich auch jetzt noch in Korea und einem Teile Chinas. Wie alle die östlichen Völker, haben sie einen Ahnendienst, gerade auf den Liukius nur sehr dünn übertüncht durch Buddhismus und die Lehre des Konfucius. So sehen wir denn, daß die Sitten und Gebräuche der Liukiuinsulaner größtenteils ältere Formen der chinesischen und japanischen Sitten sind.“

Von Interesse ist auch, was Warburg über das Tättowieren der Hände bei den Frauen mitteilt. Auf Okinawa lassen sich nur verheiratete Frauen nach bestimmten Mustern tättowieren. Auf Mijakoschima aber tättowieren sich die Schönen selbst die Muster der von ihnen gefertigten Stoffe auf den Arm, und zwar von früh an. Bei einer Dame sah Warburg 53 Webmuster auf dem Arme.

Wie weit die Liukiuinsulaner ein selbständiges Volk sind, welche Rassenelemente in ihnen enthalten, darüber äußert sich Dr. Warburg sehr zurückhaltend. In ihrem Körperbau findet man die Anzeichen eines Kulturvolkes, d. h. starke Abwechselungen der verschiedenen körperlichen Merkmale, so daß die Urformen schwer festzustellen sind. „Ich habe, schreibt Dr. Warburg, eine Reihe von Messungen der Körper- und Gesichtsmaße angestellt, die noch der Bearbeitung harren, doch glaube ich kaum, daß man ein andres Ergebnis erhalten wird, als daß sie den Japanern sehr nahe stehen, was man freilich ohne Messungen auch erkennt. Auf diese Ähnlichkeit mit den Japanern hin unterscheidet nun Döderlein zwei Typen, indem er nämlich alle japanischen Charaktere dem einen Typus, alles möglichst unjapanische dem andern zuteilt." (Döderlein in Bd. III der Mitt. d. deutschen Ges. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.) Als auffallend bezeichnet Dr. Warburg das häufige Vorkommen viel stärkerer Körperbehaarung als bei den Japanern, Chinesen, Formosanern u. s. w., wodurch, wie auch oft durch den Gesichtsschnitt auf ein Element in den Liukiuinsulanern hingedeutet wird, das mit den Ainos von Jeso stimmt. Diese reichten in Japan früher weit südlicher und bilden, wie sich immer bestimmter zeigt, ein Element in der anthropologischen Bildung derselben. Ob auch eine malaiisch-polynesische Bevölkerung bei der Bildung der heutigen Liukiuinsulaner mit beteiligt war, läßt sich nicht nachweisen, aber auch nicht verneinen.

Sehr wichtig und die Wissenschaft fördernd ist, was Dr. Warburg über die geologische und botanische Stellung der Liukius ermittelt hat, und die darauf bezüglichen Fragen waren der Hauptzweck seiner Reise. Dr. Warburg hat festgestellt, daß die Liukiu als Reste eines vormaligen Landes zu betrachten sind, welches Japan mit Formosa und so mittelbar auch mit dem asiatischen Festlande verknüpfte.

Japan besitzt eine Flora, die aus zwei Elementen zusammengesetzt ist, aus einer Flora der subtropischen und der gemäßigten Zone; erstere ist auf der südlichen Insel vorherrschend und nimmt in der Hauptinsel Hondo die wärmeren Thäler ein. Nun gab es aber zu Ende der Tertiär- und Anfang der Quartärperiode in Südjapan eine Zeit (vielleicht unsrer Eiszeit entsprechend), wo Pflanzen, einer kälteren Formation angehörig, in Südjapan vorherrschten, vor allem Buche, Ahorn, Hainbuche, Walnuß 2c., während jetzt diese Pflanzen nur auf den höheren Bergen der Insel vorkommen und subtropische Pflanzen ihre Stelle in tieferen Bergen einnehmen.

Danach entsteht die Frage: Wenn diese subtropischen Formen damals schon vorhanden waren, wo sind sie während der Zeit des kühleren Klimas geblieben, oder wenn sie erst später einwanderten, wo kamen sie her? Nachdem Warburg verschiedene Möglichkeiten ihrer Einwanderung (von Norden und Westen) von der Hand gewiesen, spricht er sich nach den erlangten Kenntnissen für die Einwanderung von den Liukiu aus, wiewohl er ein endgültiges Urteil erst fällen will, wenn die Floren von Japan, China, Korea und Formosa näher bekannt gemacht worden sind.

Waren die Liukius eine Zufluchtsstätte oder ein Ausgangspunkt für die subtropischen Formen in dieser jungen Periode, so war anzunehmen, daß dieselben oder korrespondierende Arten sich noch jetzt dort erhalten haben würden; war das nicht der Fall, so blieb nur noch die Annahme, daß sich in der betreffenden Periode in Südjapan selbst die subtropischen Elemente doch noch an geschützten Stellen erhalten haben müßten, während neben ihnen die Elemente der gemäßigten Zone gediehen.

Es ließ sich, sagt Warburg, voraussehen, daß die eigentlichen Liukius, d. h. von Oschima an südwärts, kaum die Annahme rechtfertigen, daß sich die japanischen Formen dorthin zurückgezogen hatten. Die Verwandtschaft der Inseln zu Südchina, Formosa und den polynesischen Inseln ist eine weit größere als zu Nordchina. Von 121 Arten z. B., die Warburg darauf hin prüfte, sind neben 5 den Liukiu eigentümlichen 50 dem Süden und nur 22 dem Norden gemeinsam, während 44 auf beiden Seiten zu finden sind. Dieses ist nur ein Teil der Pflanzen von Oschima und Okinawa. Wenn die Südinseln mit betrachtet werden, so ändert sich das Verhältnis noch mehr zu Ungunsten Japans. Nach Döderleins Mitteilungen verhält es sich mit den Tieren Oschimas ähnlich, so daß wir kaum berechtigt sind, in dieser so kurz verflossenen Periode noch eine Landverbindung zwischen den Liukiu und Japan anzunehmen. Nun liegt aber zwischen Japan und Oschima noch eine Reihe von Inseln, unter denen auch einige größere sind, welche eine Japan sehr ähnliche Flora haben, und in der That ist es nicht unwahrscheinlich, daß Japan sich nach dieser Richtung hin damals weiter ausgedehnt hat.

Das Hauptergebnis der Reisen Warburgs, daß die Liukiu die Reste eines ehemaligen Landes waren, welches Japan mit Formosa verband, wird aber noch durch folgendes unterstützt.

1. In einer der späteren Perioden des Tertiär waren, wofür geologische Thatsachen sprechen, die Liukiuinseln noch miteinander verknüpft. Dafür sprechen außer tier- und pflanzengeographischen Gründen auch geologische Thatsachen, so vor allem die Kohlenlager. Die Kette ist größtenteils von Vulkanen begleitet und Erdbeben sind häufig, also Hebungen und Senkungen von vornherein nicht ausgeschlossen.

2. Die Pflanzen und Tiere von Formosa und Liukiu zeigen große Verwandtschaft und die Zahl endemischer Arten auf den Liukiu ist gering.

3. Viele Organismen Japans sind den korrespondierenden Arten in Formosa näher verwandt, als den korrespondierenden Arten in Südchina.

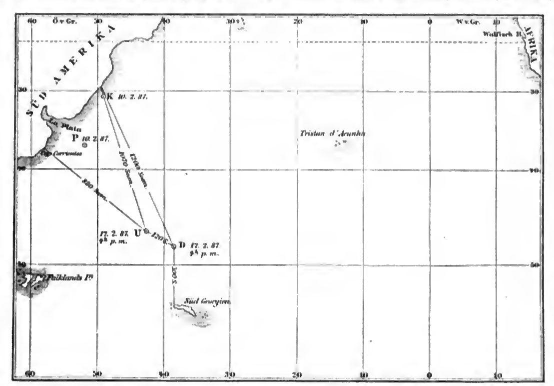
4. Formosa, die Liukius und Japan besitzen eine Reihe gemeinsamer oder sich sehr nahe stehender Formen aus solchen Gruppen, die Meereshindernisse schlecht überwinden, deren Verbreitung also nicht durch den Kuroschivo (ostasiatischen Golfstrom) erklärt werden kann.

Es ist danach wahrscheinlich, daß sich die Landbrücke nach Japan eher löste, als die nach Formosa, ob aber, wie Döderlein meint, beide Verbindungen vor der Ankunft von Säugetieren in Japan und Formosa schon gelöst waren, erscheint Dr. Warburg fraglich; er möchte im Gegenteil eher glauben, daß einige, wie z. B. Affe und Schwein, gerade den Weg über die Liukius genommen haben. Beide und wahrscheinlich auch der Maulwurf kommen auf den Inseln vor.

Landferne Schmetterlinge über dem Südatlantischen Ozean.

Ähnlich wie der Wüstenstaub der Sahara weit in den Ozean hinausgeführt wird (man vergleiche Globus LV, Nr. 16), werden auch in den Gewässern südöstlich vom La Plata Schmetterlinge und Insekten, ja sogar Landvögel teils in ganzen Schwärmen, teils in vereinzelten Individuen weit ab vom Lande angetroffen. Sie sind die Begleiter der vom Lande herkommenden Luftdruck-Depressionen, und zwar kommen sie nicht etwa gleichzeitig mit den aus West bis Südwest daherstürmenden Pamperos, sondern zeigen sich bei der dem Ausbruch des Sturmes vorangehenden Windstille, wenn das Barometer seinen tiefsten Standpunkt erreicht hat. Die Erklärung dafür, daß sich die Tiere schon zeigen, noch ehe der Sturm entfesselt ist, mag darin gesucht werden, daß dieselben gleich anfangs durch den Wind, welcher zum stillen Zentrum des Wirbels hindrängt, ebendahin verschlagen werden und dort die Möglichkeit finden, am Leben zu bleiben.

Eine weitere Erklärung, daß die Tiere nicht sogleich vom Sturme vernichtet werden, dürfte darin liegen, daß sie durch den in der Umgebung des Minimums aufsteigenden Luftstrom länger schwebend erhalten bleiben und nicht sofort im Wasser umkommen. Aus einigen Angaben deutscher Schiffe (vergl. Annalen der Hydrographie, 1889, Heft 12) geht hervor, wenn man dazu noch deren Positionen auf dem beigegebenen Kärtchen betrachtet, in welch ungeheure Entfernungen die Tiere in den Ozean hinaus verschlagen werden; Entfernungen,



die, von der La Plata-Mündung gerechnet, in südöstlicher Richtung an 1000 Seemeilen betragen. Es ist dies ein Abstand, welcher dem von Hamburg nach Tunis oder dem von Berlin nach Madrid ungefähr gleichkommt. Wie sich unter gewissen, durchaus berechtigten Voraussetzungen schließen läßt, wird sich aus dem Folgenden die interessante Thatsache ergeben, daß der stündlich zurückgelegte Weg eines so verirrten Tieres 22 Seemeilen während einer Zeitdauer von 48 Stunden gewesen ist. Am 12. Februar traf das Vollschiff „Undine" um 4 Uhr nachmittags bei schwacher NNO.-Brise und einem bereits seit $1\frac{1}{2}$ Stunden niedrigen Barometerstande von 732,5 mm auf eine große Zahl großer Schmetterlinge, die, aus südlicher Richtung kommend, auf dem Schiffe Schutz suchten. Nicht lange währte es und eine leichte SSW.-Brise, welche rasch an Stärke zunahm, kam auf. Bis Mitternacht nahm die Windstärke stetig bis zum Orkan zu bei steigendem Barometer, um dann gegen Morgen zu mäßiger Stärke sich zu verringern.

Der Ort (U), an dem die Schmetterlinge an Bord kamen, liegt vom La Plata in südöstlicher Richtung 880 Seemeilen entfernt. Indessen konnte durch ein zweites Schiff, die Bark „Dione" (D), welche um die gleiche Zeit wie „Undine" (4 Uhr nachmittags am 12. Februar) ihre Beobachtung machte, festgestellt werden, daß die Tiere noch weiter anzutreffen waren. Um die genannte Zeit flog nämlich ein großer Schmetterling an Bord. Die „Dione" stand etwa 1000 Seemeilen vom Lande ab. Die Windänderung (von Stille bis zum Sturm) verlief auch hier ganz ähnlich mit entsprechend andern Zeiten wie auf dem ersten Schiff.

Zur Begründung der eingangs erwähnten Äußerung, daß die Depression in der That von der südamerikanischen Küste gekommen war, können die Beobachtungen der Bark „Parnaß" dienen. Diese befand sich zwei Tage früher vor der La Plata-Mündung (in P) 130 Seemeilen von der Küste. Auch brach der Sturm, nachdem der Luftdruck langsam abgenommen, plötzlich aus SSW. herein, wuchs zum Sturme und führte,

bei mehr westlich gewordener Windrichtung, eine große Menge von Pflanzenstoffen mit sich. Eine zweite, noch festere Stütze, daß jene Schmetterlinge dem südamerikanischen Festlande entstammten, findet sich in den Aufzeichnungen des Dampfers „Köln" (K) vom 10. Februar: Gegen 5 Uhr nachmittags droht schweres Wetter aus Südwest. Als gegen 6½ Uhr eine schwere Regenböe aus Westen einfällt, kamen vor derselben viele Schmetterlinge und Libellen an Bord.

Nimmt man nun nicht unberechtigter Weise an, daß der Schmetterlingsschwarm auf dem „Köln" mit dem der „Undine" identisch war, so ist der letztere von dem dem „Köln" zunächst gelegenen Punkte der Küste 1070, und das einzelne Individuum an Bord der „Dione" gar 1200 Seemeilen über das Meer geführt worden. J. v. Overne.

Die äußersten Ostpunkte der Neuen Welt.

Von Prof. S. Ruge.

Die äußersten Westpunkte Amerikas sind, seitdem sie einmal entdeckt und benannt worden waren, weder nach der Form des Namens noch nach der Bedeutung ihrer Lage in Zweifel gezogen. Sie werden in allen Handbüchern genannt und haben also ihren festgegründeten Ruf.

Anders verhält es sich mit den Ostpunkten sowohl Süd- als Nordamerikas. Nehmen wir Südamerika zuerst. Man muß zugeben, der äußerste östliche Punkt des Festlandes scheint nichts Auffälliges zu bieten, was man für eine so wichtige Stelle wünschen möchte. Daher hat man sich meistens mit dem schon im Anfange des 16. Jahrhunderts getauften Vorgebirge des heil. Rochus begnügt. Höchst wahrscheinlich stammt die Taufe von der Fahrt Amerigo Vespuccis im Jahre 1501. Da sich bei dieser Entdeckungsreise die Hauptmomente aus den Kalendertagen ablesen lassen und da das Kap des heil. Rochus in die Reihe paßt, so wird man dadurch in der Annahme, daß Vespucci der Taufpate gewesen ist, um so mehr bestärkt. Der Kalendertag des heil. Rochus (San Roque) fällt auf den 16. August; weiter südlich folgt der heil. Augustin auf den 28. August (Kap de St. Agostino), Rio de San Francisco auf den 4. Oktober, Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos) auf den 1. November. Der heil. Rochus wird deshalb, weil er seit langen Zeiten einen geographischen Namen hat, oft zitiert. Und doch charakterisiert Wappäus (Südamerika II, 1214) das Vorgebirge dahin, daß es einen nur wenig hervorragenden weißen, an einzelnen Stellen von wenig Rasen und Buschwerk bedeckten Sandberg bilde. Allerdings liegt das Kap der auffälligen Wendung der Küstenlinie Brasiliens am nächsten; aber es ist doch nicht richtig, zu sagen, daß von diesem Vorgebirge aus die Küste sich scharf südwärts wende. (Guthe-Wagner I, 217, 5. Aufl.) S. Roque liegt fast einen halben Breitengrad südlich von der Küstenbeuge und der Gestadezug läuft über 100 km nach S. zu O. bis nördlich von Pernambuco. Und hier liegt die Punta de Guia (richtiger im Portugiesischen wohl Ponta de Guia) nach Rapers Practice of navigation (London 1877), mit dem Zusatze east extr. of S. Amer. unter 34° 47′ w. Gr. und 7° 26′ s. Br. Am nächsten kommt ihm das nördlich gelegene Kap Branco, unter 34° 48′ w. Gr. und 7° 8′ s. Br. Weit mehr als diese tritt das Kap S. Roque zurück, denn es liegt 35° 16′ w. Gr., also beinahe einen halben Grad weiter westlich als de Guia. Dieses habe ich bisher nirgends erwähnt gefunden; vermutlich ist es als Landmarke bedeutungslos. Will man diesen allerdings nicht unwesentlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken, dann möchte sich empfehlen, die Olindaspitze zu nennen. Olinda ist eine Vorstadt von Pernambuco und liegt weithin sichtbar auf dem Hügel gleichen Namens. Dieser Hügel bildet für den Schiffer, der von Norden kommt, die erste wichtige Landmarke und den ersten hohen bergartigen Punkt an der ganzen brasilianischen Küste (Wappäus II, 1215). Er wird sich nach der Lage der großen benachbarten Handelsstadt leicht merken lassen und liegt unter 34° 50′ w. Gr., also nur 3 Gradminuten westlicher als Guia. Ehedem war Olinda bekannter und berühmter als jetzt. Dapper giebt in seiner „Beschreibung des Weltteils Amerika" nicht nur einen prächtigen Kupferstich von „Olinda de Pernambuco", wie sich der bebaute Olindahügel von der Seeseite her ausnimmt, sondern liefert auch (S. 435) eine ausführliche Beschreibung davon.

Ich wende mich nun nach Nordamerika. Beiläufig will ich bemerken, daß das östlichste Inselkap, auf Neufundland gelegen, gegenwärtig den entstellten englischen Namen C. Race trägt, was nichts bedeutet; denn das Wort Race in der Bedeutung Stamm, Geschlecht, Rasse kann man doch unmöglich heranziehen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts zeigen die spanischen und portugiesischen Seekarten das genannte Vorgebirge unter dem Namen C. Raso, so z. B. auch die Karte von Pedro Reinel im Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerikas (München 1857, Tafel I). Raso heißt in Portugal eben, flach, frei. Dies Vorgebirge wird schon um deswillen erwähnt, weil hierher von Irland aus das transatlantische Kabel landet. Dagegen herrschen über die Ostspitze auf dem Festlande wieder Unklarheiten. Guthe-Wagner nennt gar keinen östlichsten Punkt auf dem festen Lande von Nordamerika. Klöden nennt in seinem Handbuch (V, 214, 4. Aufl. 1884) das Kap Charles an der Ostecke Labradors, aber er giebt die Längenbestimmung davon nicht an. Der Name Cap Charles findet sich bei den älteren Kartographen wie Mercator, Hondius, Sanson noch nicht, wohl aber bei de l'Isle und bei d'Anville. Er wird wohl erst im 17. Jahrhundert gegeben worden sein, aber wir wissen jetzt, daß es auf einer Insel an der Küste liegt. Etwas nördlich davon treffen wir am festen Lande auf das Kap St. Lewis. Man vergleiche dazu die Karte des Kapitäns Chimmo im Journal R. Geogr. Soc. London 1868. Nach Raper liegt dieses Kap unter 55° 37,2′ w. Gr., Kap Race dagegen unter 53° 4,3′ w. Gr. So sind also die östlichsten Punkte der Neuen Welt in Nord- und Südamerika, Kap St. Lewis und Ponta de Guia, bisher noch ziemlich unbekannte Größen zu nennen.

Eine russische Stimme über die deutschen Kolonieen in Rußland.

Wiederholt haben die Tagesblätter gemeldet, wie sehr die deutschen Kolonieen in Rußland neuerdings von der russischen Presse angefeindet werden. Mit Rücksicht hierauf ist es nicht ohne Interesse, zu vernehmen, was die Neue Zeit (Nrwoja Wrjemä) vor kurzem darüber schrieb:

In den Zeitungen ist der Kampf gegen die deutschen Ansiedler in Rußland wieder aufgenommen worden: man hält den Deutschen vor, daß sie russische Ländereien ankauften. Leider ist in dieser Hinsicht nichts neues zu melden, immer dasselbe — Behauptung, Klagen über den ökonomischen Schaden, der für Rußland daraus entsteht, daß die russischen Ländereien in die Hände der Deutschen übergehen. Und doch ist nichts leichter, als zu zeigen, daß jene Behauptungen unbegründet sind, wenn man sich streng auf dem Boden der allgemeinen ökonomischen Grundsätze hält. Zunächst ist ein Satz vollkommen klar: die russischen Landbesitzer verkaufen ihre Ländereien an die Deutschen deshalb, weil sie selbst, wie ersichtlich, keinen Vorteil finden, ihr Land auszunutzen, und weil zweitens die Deutschen bessere Preise zahlen als die Russen selbst.

Wenn man sich die Gründe, warum die russischen Ländereien an die Deutschen übergehen, klar macht, so überzeugt man sich leicht, daß, wenn die russischen Besitzer ihr Land verkaufen, weil sie die Wirtschaft nicht lohnenswert finden und die Deutschen dieselben Ländereien kaufen, weil sie auf Gewinn rechnen, nur eins möglich ist. Entweder täuschen sich die Deutschen, wenn sie die russischen Ländereien kaufen, in ihrem erhofften Vorteil — dann werden sie Verluste erleiden, die sie allmählich zwingen werden, die gekauften Ländereien wieder aufzugeben; oder aber die Deutschen irren sich nicht in Bezug auf die vorteilhafte Wirtschaft — dann ist es sicher, daß die russischen Wirte schlecht gewirtschaftet haben. Wenn die Russen ihre Ländereien verloren, tragen sie die natürlichen Folgen ihres schlechten Wirtschaftens; die deutschen Käufer mildern nur die Folgen, insofern als ohne die Deutschen das Land noch billiger verkauft werden müßte oder vielleicht gar keine Käufer fände.

Was für Gründe liegen vor, um behaupten zu können, daß der Ankauf der russischen Ländereien durch deutsche Ansiedler dem russischen Reich in ökonomischer Beziehung Schaden brächte? Im Gegenteil, es ist vollkommen klar, daß der Ankauf der Ländereien von Seite der deutschen Ansiedler für Rußland in ökonomischer Beziehung direkt vorteilhaft ist. Die Verkäufer der Ländereien erhalten höhere Preise und die Ländereien kommen in geschicktere Hände, die aus ihnen reichlichen Gewinn ziehen werden. Wenn aber auch die Deutschen nicht besser wirtschaften würden als die Russen, die ihre Ländereien verkauften, so bleibt immerhin die Erhöhung des Kaufpreises für den Boden — das ist ein Plus in der Volkswirtschaft.

Wenn demnach keine ökonomischen Gründe vorliegen, um das Zuströmen der Deutschen zur russischen Landwirtschaft schädlich zu nennen, so soll damit doch keineswegs gesagt sein, daß die Regierung sich gleichgültig gegen die Thatsache des Eindringens der Deutschen in die russische Landwirtschaft verhalten solle. — Die Regierung soll nicht nur auf ökonomischen Vorteil ihre Aufmerksamkeit richten, sondern auch die Umstände dabei ins Auge fassen, die einen ganz andern Charakter haben und für Kultur und Politik von Bedeutung sind.

Und über die politische Bedeutung des friedlichen Eindringens der Deutschen in die russische Landwirtschaft kann kein Zweifel bestehen. Die Thatsache, daß die Deutschen sich der russischen Ländereien bemächtigt, wirkt viel schädlicher, als einst der Umstand wirkte, daß alle hohen russischen Staatsposten in den Händen der Deutschen sich befanden. Im letzten Falle blieb alles deutsch, was die Deutschen mit sich brachten in der oberen Schicht — in das Volk drang nichts hinein; wurde auch die Masse des Volkes davon berührt, so war das nur äußerlich —, das eigentliche Volksleben, das geistige Leben des Volkes blieb unbeeinflußt. — Für die Bevölkerung derjenigen Gouvernements, wo jetzt bereits die Deutschen ausgebreitete Landflächen innehaben, steht die Sache jetzt anders. Hier kommt nun der deutsche Einwanderer unmittelbar mit dem Volke zusammen, hier wo sie auf dem Gebiet des täglichen Interesses sich begegnen, hier ist der Deutsche durch seine Kultur, durch sein Wissen der Masse des russischen Volkes überlegen, hier ruft der Erfolg der Deutschen in der Landwirtschaft das Staunen der Russen hervor —, hier übt der deutsche Einwanderer auf die Masse einen ungeheuren Einfluß aus, hier beherrscht er sie mit Leichtigkeit, hier bestimmt er die Masse, ihm zu folgen, hier bewirkt er eine innerliche Veränderung im geistigen Sein des Volkes. Vom ökonomischen Standpunkte aus ist das alles nur von Nutzen: der russische Bauer kann von dem deutschen viel Nützliches lernen. Aber in bezug auf Kultur und Politik ist dieser deutsche Einfluß — ein Gift, das die religiöse und politische Ueberzeugung zerlegt. Das ist eine sehr große Gefahr — von dieser Gefahr muß man sprechen, um die Frage richtig zu stellen. (Nowojä Wrjemä 5349, Jan. 1591.)

Thätigkeit der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien 1890.

Die erste Sektion setzte die 1889 begonnene Aufnahme der Flyschzone von Salzburg bis in die Gegend von Gmunden fort: eine Neuaufnahme des Grazer Beckens wurde durchgeführt, und die Umgebung des Hochschwabgebietes (Lunz, Hieflau, Gams, Schneealpe u. s. w.) durchforscht, sowie Begehungen im Kaisergebirge und im Hochschwabgebiete gemacht, über welche das „Jahrbuch" Heft 3 und 4 v. 1890 und die „Verhandlungen" (Nr. 16 v. 9. Dezember 1890) ausführlich berichten. Gelegentlich der Aufnahme in den Sannthaler Alpen wurden in den Megalodonten führenden Kalken, welche dem Dachsteinkalke zugezählt werden, Durchbrüche von Felsitporphyren entdeckt. Die Aufnahme der Gegend von Judenburg wurde vollendet, die von Murau gegen Westen fortgesetzt, und jene von der Mur bis zum Tauernkamme zum Abschlusse gebracht.

Die zweite Sektion arbeitete in Mähren im Karpatensandsteingebiete des Maesgebirges, des Steinitzer Waldes, und in den südwestlichen Ausläufern des mährisch ungarischen Grenzgebirges, wobei die Neogenablagerungen der mährischen Bucht des Wiener Beckens bei Gaya in das Aufnahmegebiet mit einbezogen wurden. Auch wurde die Aufnahme des Blattes Göding-Lundenburg der Generalstabskarte vollendet, und der östliche Teil der hohen Tatra begangen, um auch das Blatt Neumarkt-Zakopane zum Abschluß zu bringen.

Auch die dritte Sektion betrieb die Aufnahme von mährischen Gegenden in der Umgebung von Brünn, Olmütz und in der mährischen Schweiz, ferner bei Freiwaldau, Senftenberg und Schönberg. Der Oberbergrat Dr. Guido Stache setzte selbständig seine Aufnahmen in Istrien und Görz fort, und widmete die Monate August und September der Spezialaufnahme des südlichen Teiles des Blattes Villach. Auf der Insel Lesina wurden die fischführenden Plattenkalke eingehend untersucht und zwei verschiedene Horizonte festgestellt. Auch einige Ausflüge auf das dalmatinische Festland und die Insel Bua lieferten schöne Ergebnisse und eine reiche Ausbeute von Versteinerungen. Eine große Anzahl von wichtigen Photographieen kennzeichnender tektonischer oder lehrreicher Erosionserscheinungen wurden von Stache aufgenommen, welche als Illustrationen, insbesondere für die Veröffentlichung über die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Triest dienen sollen. Direktor Dr. Stur revidierte sechs Blätter der Umgebungskarte von Wien, die den Anfang der zu veröffentlichenden geologischen Karten bilden werden, für welche 1891 von Seite des Unterrichtsministeriums ein Betrag von 5000 Gulden bewilligt worden ist. Damit ist ein langjähriger Wunsch der Direktion erfüllt.

Trotz dieser angestrengten Thätigkeit blieb den Mitgliedern der Anstalt noch Zeit übrig für Neuaufstellungen im Museum, welche in den nicht heizbaren Räumen nur im Sommer vorgenommen werden können. Der Jahresbericht des Direktors umfaßt 32 Seiten, aus denen hier nur die wichtigsten Punkte entnommen sind. F. K.

Aus allen Erdteilen.

— Kamerun. Die Expedition des Premierleutnants Morgen ist nach einem erfolgreichen Zuge von Batanga und dem südlichen Hinterlande nordwärts bis Ibi am Benuë vorgedrungen und hat sich von hier aus zu Schiff an die Küste begeben. Leutnant Morgen war im Mai vorigen Jahres mit zwei Vertretern der Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormählen als Führern einer Handelsexpedition ins Innere der Kolonie aufgebrochen. Die Karawane kam bis ins Gebiet des mächtigen Häuptlings Ngila, der zur Zeit auf einem Kriegszuge gegen die Nachbarn begriffen war. Nach Errichtung einer Station trennte sich Morgen im Oktober von seinen kaufmännischen Begleitern und schlug die nördliche Route ein, um über Tibati und Banjo marschierend gen Adamaua zu gelangen. Die Handelskarawane nahm ihren Rückweg über den Samaga-Fluß und dessen Lauf folgend bis zu den Idia-Fällen. Hierbei wurde sie viermal von den beutegierigen Schwarzen angefallen, konnte aber die Feinde mit Leichtigkeit in die Flucht schlagen, so daß sie wohlbehalten am 25. Dezember mit 1000 Pfund Elfenbein am Sitze des kaiserlichen Gouverneurs wieder eintraf.

Unterdes hat auch Premierleutnant Morgen sein Ziel, den Anschluß an die Routen Flegels und Zintgraffs in Adamaua, nach einer äußerst mühseligen Tour schließlich erreicht. Von den Strapazen und Gefahren erhält man einen Begriff, wenn es heißt, daß 100 Leute umgekommen sein sollen, obwohl Morgen für seine Expedition lauter kräftige Neger, besonders Wei aus Oberguinea, angeworben hatte. Ein genauerer Bericht steht noch aus; wir wissen nur, daß Morgen die Absicht hatte, von Akassa an der Nigermündung direkt mit seiner Truppe nach Kamerun zu gehen; er ist aber durch das Scheitern des für diesen Zweck bestimmten Küstendampfers gezwungen worden, mittels eines englischen Schiffes zunächst nach Lagos zu segeln, wo er seine Leute entließ. Von dort wird sich Morgen nach Kamerun begeben und einen ausführlichen Reisebericht nebst Karte einsenden. Sechs Kisten und zwei Ballen mit ethnographischen Gegenständen sind von Lagos nach Berlin abgegangen. H. S.

— In dem am 5. März 1891 in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. verstorbenen Arzte Dr. Wilhelm Stricker verliert die Kulturwissenschaft und Anthropologie einen warmen und litterarisch vielfach thätigen Förderer. Stricker war 1816 geboren, hatte viele Länder gesehen und war Bibliothekar der Senckenbergischen Bibliothek. Seine Arbeiten sind in geographischen und anthropologischen Zeitschriften zerstreut. Er schrieb u. a. über die afrikanische Tierfabel, verglichen mit der europäischen, und war der erste, welcher die später vielfach behandelte Frage nach der Bedeutung der sogenannten Haarmenschen und bärtigen Frauen anregte.

— Kommandant Camille Coquilhat, Vizegouverneur des Kongostaates, geboren 1853 zu Lüttich, ist am 24. März 1891 zu Boma am Kongo gestorben. Seit 1882 war er in schneidiger Weise für den Ausbau des neuen Staates thätig; ihm gelang es, die Bangalas zu brauchbaren Truppen heranzuziehen. Seine Erfahrungen und Beobachtungen am Kongo hat er in dem Werke Sur le haut Congo niedergelegt.

— Aibughir redivivus. Seit der russischen Expedition gegen Chiwa im Jahre 1873 verschwand die südwestliche, bis dahin auf allen Karten befindliche Fortsetzung des Aralsees von den Karten. Der Aibughir, so hieß dieselbe, sei ausgetrocknet. Nach den kürzlich in jener Gegend von Oberst Koslowski vorgenommenen Untersuchungen befindet sich aber jetzt dort wieder ein See mit bleibendem Wasser, der vielleicht, je nach dem wechselnden Wasserstande des Aralsees, wieder einen Busen des letzteren bilden könnte. Allein, da sein Wasser süß ist, erscheint dieses ausgeschlossen. In den neuen Aibughir fließt ein von Nordost kommender Fluß, der Abzug der Sümpfe, die bei der Mündung des Amu-Darja in den Aralsee gelegen sind. Diesem Wasserabzug wird die Neubildung des süßen Sees zuzuschreiben sein.

— Die gefälschten Bronzen von Sinj. Im ersten Hefte der Musealzeitschrift von Sarajevo, B. II, 1890, finden sich auf S. 18 bis 29 die Gutachten dreier gelehrten Archäologen über „zwei wunderbare Bronzegruppen aus der Sinjer Gegend“. (Sinj ist ein Städtchen in Dalmatien, fünf Wegestunden von Spalato entfernt.) Hinsichtlich der Bedeutung der höchst seltsamen Figuren, deren Patina auf hohes Alter hinweist, konnten die Gelehrten nicht einig werden. Das Rätsel würde noch so manchem schweres Kopfzerbrechen verursachen, hätten nicht glücklicherweise Herr Dr. Franz Bulat, der Direktor des Spalatoer Museums, Herr Dr. Bulić, Gymnasialdirector ebenda und Herr Dr. Ludwig Thallóczy die Lösung gefunden. Bei prähistorischen Antiquitäten ist es in den allerseltensten Fällen möglich, auch nur das Jahrhundert der Entstehung oder Anfertigung eines Stückes genau zu bestimmen, diesmal jedoch gelang es sogar, nahezu das Entstehungsjahr und den Künstler mit vollem Namen aufzuspüren. Er ist Feldbauer, Hufschmied, Büchsenschäfter, Maurer, Bildhauer u. s. w. Kurz ein Tausendkünstler und Autodidakt, heißt mit Namen Peter Pezelj, wohnt im Dorfe Rožci in der Pfarre Donji Dolac des Sinjer Bezirkes und versorgt seit etwa 15 Jahren Freunde von Altertümern mit den merkwürdigsten Stücken seines Fleißes. Seine ersten „Studien“ machte er als Besucher des Spalatoer Museums, er entlehnt aber auch Motive den Reliefdarstellungen alter Kirchen, z. B. jener in Trau. Die Statuetten und Bronzegruppen seines Fabrikates schickt er in die Welt als Antiquitäten durch Vermittelung andrer Personen, welche gewöhnlich angeben, sie hätten die Gegenstände entweder in der alten Burgwarte Čačina unweit Dolac oder in Vojnić-Gardun (Ardnba?) aufgefunden. Herr Dr. Bulić sah mehrere Kunstwerke Pezeljs, z. B. zwei Öchslein aus Bronze, eine Gruppe, welche einen auf dem Throne sitzenden König darstellt, dem mehrere kleinere Könige ihre Ehrerbietung erweisen; auf der Rückseite dieser Gruppe war die geheimnisvolle Inschrift NERONOIN zu lesen; ferner sah er einen Prinzen Marko (M. Kraljević), der seinen Namen in einem Schwerte eingeritzt zur Beglaubigung mit führte. Die im Glasnik veröffentlichte Gruppe wurde Herrn Dr. Bulić im Jahre 1885 oder 1886 von einer Frau in Trau angeboten als ein Gegenstand von großem Werte, der die Tötung Agrippinas durch Nero darstelle. Als Dr. Bulić der Frau erklärte, es läge eine Fälschung vor, räumte sie dies ein. Die kostbare Gruppe „Prinz Marko“ hat vor etwa zehn Jahren der damalige russische Konsul in Ragusa, Herr Vasilij Passek, käuflich an sich gebracht und als serbische Antiquität nach Rußland mitgenommen. Die Patina wird von Pezelj durch Schweineexkremente erzeugt, nur ist diese Patina infolge des Phosphorgehaltes nicht grün, sondern schwarz. F. S. K.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 18.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Die neue deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen in den Jahren 1886—1890.

Von M. Gehre.

Unter den mannigfachen Maßregeln, die von der preußischen Regierung und der Volksvertretung im Jahre 1886 beschlossen worden sind, um das polnische Element in den Provinzen Posen und Westpreußen zurückzudrängen und das Deutschtum daselbst zu kräftigen, ist gewiß die bedeutsamste und wirksamste die Umwandlung polnischer Rittergüter in deutsche Kolonistendörfer. 100 Millionen Mark wurden für diesen Zweck bestimmt; eine eigene Ansiedlungskommission, an deren Spitze bis vor kurzem der Oberpräsident der Provinz Posen, Graf Zedlitz-Trützschler, stand, wurde mit der wichtigen Aufgabe betraut, polnische Güter, die sich für die Ansiedelung deutscher Kolonisten eignen, anzukaufen, zu parzellieren und zu besiedeln. Obwohl nur erst wenige Jahre seitdem verflossen sind, obwohl man sich auf Erfahrungen nicht stützen konnte, da in Preußen seit 80 Jahren kein neues deutsches Dorf mehr auf slavischem Boden aufgebaut worden war, so ist doch schon Großes auf dem Gebiete der Kolonisation geleistet worden. Man ersieht dies am besten aus den fünf Denkschriften, welche die Ansiedelungskommission in den Jahren 1887 bis 1891 für die Regierung und den Landtag herausgegeben hat.

Bis Ende 1890 wurden von der Ansiedelungskommission im ganzen 82 größere Güter mit einer Fläche von 48665,63 ha für 29376816 Mark und 32 Bauernwirtschaften mit einer Fläche von 1334,37 ha für 904295 Mark, insgesamt also 50000 ha Landes für 30281211 Mark angekauft. Im Jahre 1886 wurden erworben 16 Rittergüter mit 11748,59 ha, 1887 27 Güter mit 14825,77 ha, 1888 19 Güter mit 9523,55 ha, 1889 8 Güter mit 4800,63 ha und 1890 12 Güter mit 7767,09 ha Fläche.

Von den 82 größeren Gütern finden sich in Westpreußen 17 mit einer Fläche von 11885 ha. Die bedeutendste Besitzung, die in dieser Provinz erworben wurde, ist die Herrschaft Rynsk mit 7 Vorwerken im Kreise Briesen. Sie hat eine Fläche von 3778 ha. Die übrigen Güter verteilen sich auf die Kreise Pr. Stargard, Flatow, Schlochau, Berent, Karthaus, Schwetz, Löbau, Kulm, Strasburg und Rosenberg. Im Kreise Pr. Stargard liegt das Ansiedelungsgut Barchnau (395 ha), im Kreise Flatow Dollnik-Paruschke (859,40 ha), im Kreise Schlochau Groß-Jenznik (193 ha), im Kreise Berent liegen die drei Güter Alt-Bukowitz, Lippusch und Waldowken mit einer Gesamtfläche von 1563 ha, im Kreise Karthaus das Gut Kobissau (772 ha), im Kreise Schwetz das Gut Zbrachlin mit dem Vorwerk Schellenschin (500 ha), im Kreise Löbau das Gut Groß-Tillitz (350 ha), im Kreise Kulm das Gut Kiewo (379 ha), im Kreise Rosenberg das Gut Gulbien (768 ha), im Kreise Strasburg endlich die fünf Güter Bobrowo, Niewierz, Zgnilloblott, Kruschin, und Griewenhof mit einer Gesamtfläche von 2280 ha.

In der Provinz Posen, wo die Ansiedelungskommission ihre Hauptthätigkeit entwickelt, wurden 65 Rittergüter mit einer Gesamtfläche von 36780 ha erworben. Davon kommen auf den Regierungsbezirk Posen 24, auf den Regierungsbezirk Bromberg 41 Rittergüter. Von den Ansiedelungsgütern im Posener Bezirke finden sich je 1 in den Kreisen Lissa, Wollstein, Koschmin, Obornik, Schildberg, Schrimm, Schroda und Schmiegel. Es sind dies die Güter Belencin (1073 ha), Zodyn (692 ha), Groß-Zalesie (684 ha), Boguniewo, Przadborow (949 ha), Zabno (1119 ha), Czarne piatkowo und Leipe. Je 2 Güter liegen im Kreise Fraustadt (Groß Kreutsch und Deutsch-Wilke mit 2855 ha) und Rawitsch (Slonskowo und Groß-Goretzki), je 6 Güter in den Kreisen Wreschen (Wengierki, Kornaty, Sokolnik, Zajezierze, Ossowo und Sedziewojewo mit 2886 ha) und Jaroschin (Wojziechowo, Cerekwice, Lowencice, Strzyzewko, Slawoszewo und Wilcza mit 3018 ha).

Von den Ansiedelungsgütern im Bromberger Bezirke liegen 2 im Kreise Schubin (Sadlogosch und Jablowo-Buschkowo), 3 im Kreise Inowrazlaw (Modliborzyce, Konary

und Baschkowo), 5 im Kreise Mogilno (Ostrowitte, Radlowo, Strzyzewo, Orchowo und Slovikowo mit 3473 ha), 6 im Kreise Witkowo (Chladowo, Lipe, Ruchocin, Rudki, Malachowolepe und Sobinsierne mit 2563 ha), 7 im Kreise Wongrowitz (Gmielinko, Jaroszewo, Kopaschin, Runowo, Brazim, Wisniewko und Wysoka mit 3554 ha), 8 im Kreise Znin (Czewojewo, Zurawiniec, Slorki, Ustaszewo, Zarniki, Niedzwiady, Dziewierzewo und Neudorf mit 5756 ha) und 10 im Kreise Gnesen (Michalcza, Lubowo, Lubowko, Sokolniki, Komorowo, Swinary, Swiniarki, Lednogora, Czechi und Waliszewo mit 3940 ha). Die meisten Ansiedelungsgüter liegen also östlich und nordöstlich von der Provinzialhauptstadt Posen und zwischen Thorn und Löbau nicht allzu weit von der russischen Grenze.

Fast alle Güter wurden von Polen teils freihändig, teils in der Zwangsversteigerung erworben; von Deutschen wurden nur wenige Güter (z. B. Modliborzyce, Kobissau, Gulbien, Griewenhof, Waliszewo und die Kujawa-Mühle) angekauft. In den letzten Fällen war die Konkurrenz mit polnischen Interessenten zugleich mit dem Umstande für den Ankauf entscheidend, daß die Besitznahme für den Schutz deutscher Interessen besonders wünschenswert erschien.

Die Ansiedelungskommission hätte ungleich mehr Güter ankaufen können, wenn sie gewollt hätte. Es wurden ihr allein im Jahre 1887 216 Güter und 121 sonstige Grundstücke zum freihändigen Erwerb angeboten, nämlich 102 Güter aus polnischer und 114 Güter aus deutscher Hand, 1889 27 Güter und 61 bäuerliche Grundstücke aus polnischer und 23 Güter und 16 bäuerliche Grundstücke aus deutscher Hand, und im Jahre 1890 25 Güter und 26 bäuerliche Grundstücke aus polnischer und 27 Güter und 20 bäuerliche Grundstücke aus deutscher Hand. Es hat sich also die Thatsache geltend gemacht, daß die polnischen Besitzer, welche überhaupt verkaufen wollen, gar kein oder nur wenig Bedenken tragen, in direkte Verhandlungen mit der Ansiedelungskommission zu treten.

Das Ankaufsverfahren zerfällt in zwei verschiedene Phasen: die Wertschätzung und den Vertragsabschluß mit der Übernahme. Die Wertschätzung bietet die allergrößten Schwierigkeiten. Es giebt keinen, selbst nur für ein beschränktes geographisches Gebiet oder für bestimmte Bodenverhältnisse objektiv richtigen Wertmesser. Weder die Grundsteuer, noch die landschaftlichen Taxen können hierfür als absolut bestimmend gelten. Der opferwilligen Mitwirkung einzelner Gutsbesitzer, Pächter und Administratoren von unzweifelhafter Sachkunde ist es zu danken, daß die Ansiedelungskommission in den ersten Jahren nicht genötigt gewesen ist, für die Zwecke der Abschätzung eigene Beamte anzustellen. Die Abwickelung des Kaufgeschäftes war bei den freihändigen Erwerbungen meist eine sehr zeitraubende und mühevolle Arbeit. Bei dem Ankauf der Güter fällt besonders die spezielle Brauchbarkeit für die Zwecke der Aufteilung und Besiedelung ins Gewicht. Ein Gut, welches bei bedeutendem Betriebskapital im großwirtschaftlichen Betriebe zu hoher Rente befähigt sein kann, wird bei der Verwertung zu kleinbäuerlichen Stellen fast stets als zu teuer erscheinen; umgekehrt aber kann in vielen Fällen ein bis auf den Grund vernachlässigtes Großgut für den Zweck der Ansiedelung besonders geeignet sein. Die angekauften Güter werden zunächst bis zur Parzellierung in Verwaltung genommen nach bestimmten Grundsätzen, die sich bewährt haben. Die Ergebnisse dieser Verwaltung bessern sich stetig, nachdem die ersten schwierigen Übergangsperioden überwunden sind und ein Stamm von Lokalbeamten herangebildet ist, der mit den Normen und Zielen einer derartigen, immer nur auf kurze Fristen berechneten Wirtschaftsführung sich vertraut gemacht hat. Im letzten Jahre ist die Verwertung der Produkte sowie der Ankauf der größeren Bedarfsartikel einheitlich für sämtliche Ansiedelungsgüter erfolgt, wodurch recht erhebliche finanzielle Vorteile erlangt wurden.

Die Bearbeitung der Ansiedelungspläne erfolgt zum Teil durch das technische Büreau der Ansiedelungskommission, zum Teil durch die Generalkommission in Bromberg nach speziellen Vorschriften. Es erfolgt eine vollständige Neumessung und Kartierung, sowie die Erörterung der kulturtechnischen und der Verkehrsverhältnisse des Areals und, nachdem den hierdurch bedingten Erfordernissen durch Festlegung der etwa nötigen Verbesserungen und Wegeanlagen auf dem Plane Rechnung getragen ist, die den örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßte Aufstellung des Verteilungsplanes. Mit diesen Arbeiten wird eine Prüfung und Klarlegung der öffentlich rechtlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Grundstücke, die Abschätzung der vorhandenen Gebäude nach ihrem Gebrauchswert und endlich eine genaue Bonitierung verbunden, durch die das gesamte Areal in verschiedene Wertklassen zerlegt wird. Derartig festgestellte Teilungspläne bilden ein völlig abgeschlossenes Werk, das nur insoweit der Abänderung unterliegt, als etwa im Laufe des eigentlichen Austhuungsgeschäftes sich aus Gründen der Zweckmäßigkeit oder um den Wünschen der Ansiedler entgegenzukommen, Verlegung von Grenzlinien 2c. nötig zeigen.

Über das System, nach welchem bei den Planeinteilungen die Gehöfte zu gruppieren und die Größe der einzelnen Parzellen zu bemessen sind, hat sich keine allgemein gültige Norm finden lassen. Man hat sich bemüht, die möglichst geschlossene Dorfanlage anzustreben und die Größe der einzelnen Parzellen so anzuordnen, daß die wirtschaftliche Existenz einer Familie auskömmlich und bei reinem Landwirtschaftsbetriebe die volle Ausnutzung der menschlichen und tierischen Arbeitskraft ermöglicht wird.

Die Mehrzahl der bisher ausgearbeiteten Pläne hat den Eigenaufbau der Ansiedler, insoweit denselben nicht aus den vorhandenen Gebäuden solche überwiesen werden können, in Aussicht genommen. Auf den meisten bisher zur Besiedelung gelangten Gütern ist der Aufbau der Wohnhäuser, Scheunen und Schuppen von den Ansiedlern bereitwillig übernommen und die Aufgabe im ganzen recht befriedigend, vielfach sogar in überraschend kurzer Frist und zweckmäßiger Weise gelöst worden, allerdings unter sehr wesentlicher Mitwirkung und Hilfeleistung der technischen Beamten der Kommission und der Lokalverwalter. Da jedoch der Eigenaufbau wesentlich nur zu Gunsten der aus nahe gelegenen Gebieten zuziehenden Kolonisten und derjenigen wirkt, die durch bauliches Geschick selbst oder durch Familienglieder einen erheblichen Teil der Kosten abarbeiten können, so hat die Ansiedelungskommission, um den Ansiedlern aus der Ferne die Niederlassung zu erleichtern, durch das Bauamt eine größere Zahl von Gehöften auf eigene Kosten herstellen lassen: im Jahre 1889 wurden 87 Gebäude (3 größere Wohnhäuser, 26 Wohnhäuser mit Stallung unter einem Dach, 10 Wohnhäuser mit Stall und Scheune unter einem Dach, 13 allein stehende Stallgebäude, 5 Gebäude, welche Stall und Scheune unter einem Dache enthalten, 24 Scheunen, 3 Schmiede- und 3 Kruggebäude) und im Jahre 1890 sogar 132 Gebäude aufgebaut und an die Ansiedler entweder verpachtet oder verkauft. Außerdem wurden zur provisorischen Unterbringung der Kolonisten bis Ende 1890 96 Holzbaracken hergestellt. Für öffentliche Zwecke wurden 1889 fertig gestellt, zum Teil vollständig neu gebaut 9 Schulen mit Nebengebäuden und 8 Brücken; 1890 wurden 1 Kirche, 11 Schulhäuser mit 22 Nebengebäuden, 1 Armenhaus, 2 massive Brücken u. s. f. teils begonnen, teils vollendet.

Die auf die Besetzung der planmäßig aufgeteilten Güter

mit Ansiedlern gerichtete Thätigkeit zerfällt in zwei Teile: 1. In den informierenden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den sich meldenden Bewerbern und die Prüfung der Personal- und Vermögensverhältnisse und 2. in das eigentliche Ansiedelungsgeschäft selbst. Von Anfang an ist ein besonderes Gewicht auf die eingehende Bescheidung derjenigen Leute gelegt worden, die ein ernstes persönliches Interesse als Bewerber um Ansiedelungsstellen zeigten. Abgesehen von zahlreichen mündlichen Erkundigungen wurde derart verfahren, daß alle erstmaligen und ganz allgemein gehaltenen Anträge formularmäßig beantwortet wurden. Diese Bescheide enthalten eine kurze Erläuterung über das Wesen der Ansiedelung und die Formen, unter denen sich dieselbe vollziehen soll, und haben augenscheinlich sehr klärend gewirkt. Sie sind in den Heimatsorten sicher von Hand zu Hand gegangen, wie aus dem Umstande zu erkennen war, daß oft von Leuten, die der Ansiedelungskommission völlig unbekannt waren, auf sie Bezug genommen wurde. Jedem dieser Bescheide wurde ein Fragebogen beigefügt und dessen Ausfüllung und Wiedereinreichung zur Bedingung für die fernere Berücksichtigung des betreffenden Bewerbes gemacht. Es haben sich nun seit 1886 bei der Ansiedelungskommission im ganzen 4537 Bewerber gemeldet, welche ein Gesamtvermögen von 19338181 Mk. hatten, nämlich 4092 Evangelische, 428 Katholiken, 12 Mennoniten und 5 Juden, im Jahre 1890 allein gingen 836 Ansiedelungsanträge ein, und 513 Bewerber wurden in die Liste aufgenommen.

Im ganzen wurden bisher planmäßig parzelliert 20799 ha, mehr als $^2/_3$ der erworbenen Bodenfläche. Für öffentliche Zwecke, wie für Kirchen- und Pfarrgrundstücke, für Schulgehöfte und Lehrerdienstland, für Lehm- und Sandgruben, Schulzendienstland und Wegeanlagen wurden 1124 ha bestimmt, für spätere Begebung vorbehalten 2279 ha, und auf 978 Ansiedlerstellen verteilt 17396 ha. Von den 978 Stellen sind 37 größeren Umfangs (Restgüter ꝛc.), 116 haben eine Fläche von 25 ha und mehr, 361 eine Fläche von 13 bis 25 ha, 381 eine Fläche von 4 bis 13 ha, 83 eine Fläche von weniger als 4 ha. Von den 978 eingerichteten Stellen wurden bis Ende 1890 964 zum Verkauf gestellt. Davon wurden in den Jahren 1886 bis 1889 526 Stellen und 1890 186 Stellen begeben; unbegeben blieben noch 252 Stellen. Zu Kauf gegen Rente wurden 555, zu Pacht auf Zeit 146 Stellen begeben; 11 Parzellen sind zu freiem Eigentum verkauft worden.

Auf den 712 begebenen Stellen wohnen im ganzen 690 Ansiedlerfamilien, von denen 183 aus Posen, 150 aus Westpreußen, 78 aus Schlesien, 61 aus Brandenburg, 51 aus Pommern, 31 aus Württemberg, 28 aus Westfalen, 21 aus dem Rheinland, 45 aus den übrigen preußischen Provinzen stammen, 6 andern deutschen Staaten angehören und 36 aus Rußland zurückgewandert sind. Mit der Zunahme des west- und süddeutschen Elements in den Ansiedelungen vermehrt sich sichtlich der Zuzug kapitalskräftiger Bauern; Landwirte, die für einen Erwerb von 25 bis 40 ha Landes ein Anlagekapital von 10000 bis 15000 Mark mitzubringen sich anheischig machen, sind keine Seltenheit mehr. Mehrfach wurde auch festgestellt, daß die von auswärts zuziehenden Ansiedler Heimatsangehörige nach sich ziehen, welche in der Nähe der Ansiedelungsgemeinden Hofstellen erwerben oder in den Ansiedelungen selbst sich einmieten und als Handwerker ihr Brot suchen und finden. Daß sich evangelische Schwaben entschlossen haben, nach Posen auszuwandern, ist von guter Vorbedeutung. Gefällt es diesen Schwaben im Osten — und daran ist wohl kaum zu zweifeln —, so werden in den kommenden Jahren gewiß Hunderte, ja Tausende von württembergischen Landwirten anstatt wie bisher nach Amerika nach Posen und Westpreußen gehen, um sich daselbst eine neue Existenz zu gründen. Die Schwaben sind aber — in Süd-Ungarn und im südlichen Rußland haben sie das zur Genüge gezeigt — ihres rastlosen Fleißes, ihrer Sparsamkeit und ihres Kinderreichtums wegen der zur Kolonisation tauglichste deutsche Volksstamm.

Von den 42 parzellierten Rittergütern waren bis Ende 1890 33 vollständig oder doch zum größten Teil mit deutschen Kolonisten besetzt. Diese fertigen deutschen Dörfer sind: Sablonowo im Kreise Briesen (17 Stellen), Dollnik bei Flatow (22 Stellen), Bobrowo bei Strasburg (57 Stellen), Kiewo bei Kulm (26 Stellen), Alt-Bukowitz bei Berent (35 Stellen), Groß-Jenznik bei Konitz, Niewierz bei Strasburg, Lippusch bei Berent (12 Stellen), Komorowo (15 Stellen), Michelsdorf, früher Michalcza (17 Stellen), Bismarckfelde, früher Swiniary-Swiniarki (34 Stellen) und Sokolniki (18 Stellen), bei Gnesen, Slonskowo (34 Stellen) und Goretschki (22 Stellen), bei Rawitsch, Lubowo-Lubowko (38 Stellen), Imielinken mit Jaroschau (25 Stellen) und Runowo bei Wongrowitz (25 Stellen), Zodyn bei Bomst (14 Stellen), Ustaszewo (mit 28 württembergischen Familien besetzt), Jablowo-Buschkau und Czewojewo (56 Stellen) und Zerniki bei Znin, Boguniewo bei Obornik (22 Stellen), Wojziechowo (18 Stellen) und Lowencice (36 Stellen), bei Jarotschin, Ostrowitte bei Mogilno (21 Stellen), Sadlogosch bei Schubin (24 Stellen), Wengierki und Kaczanowo bei Wreschen, Ruchocin mit Lipa bei Witkowo (30 Stellen), Kobissau bei Karthaus (41 Stellen), Kujawa-Mühle (8 Stellen), im Kreise Briesen und Kopaschin bei Wongrowitz (14 Stellen). Drei der neu entstandenen Dörfer, Dollnik, Michelsdorf und Bismarckfelde, sind bereits in selbständige Landgemeinden umgewandelt worden. 30 Dörfer sind von evangelisch-deutschen Ansiedelern, 3 von deutschen Katholiken bewohnt. In 16 Ansiedlungen wurde im November 1889 eine Zählung vorgenommen, welche ergab, daß neben 2441 Deutschen 415 Polen (14,5 Prozent) wohnten. Letztere waren zum größten Teil Knechte, Mägde und Arbeiter, zu einem kleineren (91 Köpfe) Mieter. Die größten von diesen neuen deutschen Dörfern waren Bobrowo mit 369, Bismarckfelde mit 318, Lubowo-Lubowko mit 312, Slonskowo mit 248, Imielinken-Jaroschau mit 237 und Dollnik mit 202 Seelen.

Für den Unterricht ist in den neuen deutschen Kolonieen in ausgiebigster Weise gesorgt worden. In Slonskowo bei Rawitsch wurde bereits im Dezember 1887 eine deutsche Schule ins Leben gerufen, die gut gedeiht und von 50 bis 60 Kindern besucht wird. In den letzten drei Jahren wurden 21 neue deutsche Schulen errichtet. Wo eine Schulgründung nicht für nötig erachtet worden ist, hat sich der Anschluß der Ansiedlerkinder an eine bestehende, ihrer Konfession entsprechende deutsche Schule überall ohne Schwierigkeiten erreichen lassen. Mit besonderer Sorgfalt ist auch die kirchliche Versorgung der Ansiedler ins Auge gefaßt worden. In Lubowo bei Gnesen ist die evangelische Kirche im Rohbau vollendet. Nach vorläufigen Erhebungen können diesem Kirchspiele aus verschiedenen Ansiedelungsdörfern etwa 1000 Seelen zugewiesen werden. Die neue Pfarrei wird mit 30 ha Land ausgestattet. Umgeben von großen, in deutschen Händen befindlichen Gütern und acht zum Teil deutschen Bauerndörfern, an einem Knotenpunkte des Wegenetzes des südlichen Teiles des Gnesener Kreises gelegen, ist Lubowo besonders geeignet, den Mittelpunkt für das Deutschtum der dortigen Gegend zu bilden. Die Begründung eines weiteren evangelischen Kirchspieles mit dem Mittelpunkte Zernicki im Kreise Znin ist eingeleitet. Der Betsaal in Bobrowo findet sich schon seit längerer Zeit in Benutzung; weitere Bethäuser sollen demnächst

in Jaroschau, Jablowo und Wengierki errichtet werden. Außer dem Vikar in Lubowo ist noch ein zweiter Vikar in Kruschwitz zur Pastorierung des größten Teiles der westpreußischen Ansiedelungen und ein dritter in Ustaszewo im Kreise Znin für die sieben Ansiedelungen dieses Kreises angestellt worden. Für das kirchliche Bedürfnis der katholischen Ansiedler von Sokolniki, Kaczanowo-Ossowo und Kobissau ist in durchaus zufriedenstellender Weise gesorgt. Die in den Ansiedelungen eingerichteten Volksbibliotheken haben großen Anklang gefunden und sind überall, namentlich in den älteren Kolonieen, während der Wintermonate fleißig benutzt worden. In mehreren Orten wurden Postagenturen und Posthilfsstellen errichtet.

Der Obstbau bürgert sich rasch ein; 1889 wurden von den Kolonisten gegen 5000 Obstbäume (Äpfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen- und Nußbäume) gepflanzt, 1890 wurden durch Vermittelung der Ansiedelungskommission für 262 Besitzer 7192 Obstbäume geliefert. Viele Kolonisten, namentlich die Schwaben in Ustaszewo, pachten jetzt schon die Obstgärten benachbarter deutscher und polnischer Güter, um aus dem gewonnenen Obst guten Most zu bereiten.

Fast überall stehen die deutschen Ansiedler in freundlichen Beziehungen zu ihren deutschen und polnischen Nachbarn bäuerlichen Standes. Als die besten Ansiedler haben sich bisher diejenigen erwiesen, die durch die Ansiedelung selbst wirtschaftlich und sozial eine oder mehrere Stufen heraufstiegen. Landwirte, welche in hochkultivierten Gegenden kleinen Besitz zu hohem Preise verwerten und mit dem Erlöse das Vier- bis Fünffache an sich gleich guten Bodens im Osten erwerben können, dürfen in besonderem Maße einer gesicherten Zukunft entgegensehen. Dringend zu wünschen ist, daß die polnischen, der deutschen Zunge so ungeläufigen Namen der Güter und Dörfer recht bald durch deutsche ersetzt werden mögen! Nachdem in den letzten Jahren eine stattliche Anzahl polnischer Ortsnamen im Regierungsbezirk Bromberg beseitigt worden ist, nachdem zwei der Ansiedelungen Michelsdorf und Bismarckfelde genannt worden sind, ist gewiß zu hoffen, daß die Mehrzahl der neuen deutschen Kolonieen bald auch deutsche Namen erhalten wird. Vielleicht findet der Vorschlag Beachtung, sie nach den großen deutschen Männern unsers Jahrhunderts zu benennen.

Schon jetzt läßt sich übersehen, daß die in großem Maßstabe begonnene deutsche Kolonisation in Posen und Westpreußen ebensogut gelingen werde, wie die, welche von dem Großen Kurfürsten in Brandenburg, von Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen, von Friedrich dem Großen in Schlesien, Westpreußen und im Netzedistrikt, von Friedrich Wilhelm II. in Posen ins Werk gesetzt wurde. Die bisher aufgestellten Rechnungen ergeben, daß die Kolonisation ohne große Opfer an Kapital durchführbar ist, daß selbst bei reicher Dotierung der neuen Gemeinden mit Schul-, Kirchen- und Wohlfahrtseinrichtungen mit der Zeit 90 bis 92 Millionen Mark in den Betriebsfonds zurückfließen werden, so daß nur 8 bis 10 Millionen Mark als verloren zu betrachten sind. Schon jetzt ist dem polnischen Adel in den Kreisen Gnesen, Witkowo, Znin, Wongrowitz, Jarotschin, Wreschen, Strasburg und Kulm viel Einfluß entwunden worden; mehrere, den Polen bisher ganz sichere Landtags- und wahrscheinlich auch zwei Reichstagsmandate werden in Zukunft den Deutschen zufallen. Bleibt die Regierung in ihren Bestrebungen fest, werden von Jahr zu Jahr einige Hundert deutscher Familien in den Kreisen Posens und Westpreußens angesiedelt, in welchen jetzt das Polentum die große Mehrheit hat, so werden die Deutschen in einem halben Jahrhundert gewiß das Übergewicht in diesen Kreisen erlangen. Aus dem seit sieben Jahrhunderten bald mit den Waffen in der Hand, bald auf dem Gebiete des wirtschaftlichen und geistigen Lebens geführten Kampfe zwischen Deutschen und Slaven an der Warthe und Weichsel werden und müssen die Deutschen als Sieger hervorgehen!

Erzherzog Ludwig Salvators Werk über Menorca.

Erzherzog Ludwig Salvator von Österreich-Toskana, geboren 1847, der zu Palma auf der Insel Mallorca wohnt, setzt sein großes Werk über die Balearen, das sich nicht im Buchhandel befindet, rüstig fort. Vor uns liegt ein neuer Band, der nicht weniger als 20 Pfund wiegt und 595 Seiten auf schönem kartonartigen Papier umfaßt: Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Sechster Band. Die eigentlichen Balearen. Viertes Buch, Menorca. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890.) Wie die früheren Bände ist auch dieser mit vielen prächtigen Farbendrucken, meist landschaftlichen Ansichten, und zahlreichen erläuternden Holzschnitten geschmückt. Die Schilderung der Insel ist so ausführlich, so sehr ins Einzelne gehend, mit statistischen Tabellen der minutiösesten Art ausgestattet, daß nach dieser Richtung nichts zu wünschen übrig bleibt. Es liegt eine große Liebe zu dem Gegenstande der Arbeit und ein gewaltiger Fleiß darin. Diese bis ins kleinste gehende Schilderung, die heute uns wohl teilweise als zu weit gehend erscheint, wird in Jahrhunderten aber ihren Wert haben, um dann durch den Vergleich sich ein genaues Bild vom ehemaligen Kulturzustande Menorcas machen zu können. Es ist nicht leicht, aus dem umfangreichen, gar nicht gegliederten Bande das Wichtigste auszuziehen; im nachstehenden soll dieses aber versucht werden.

Menorca ist im allgemeinen flach und bei oberflächlicher Betrachtung einförmig zu nennen, indem die bedeutendste Erhebung der Insel, jene des Toro, nur 358 m erreicht. Er nimmt mit den andern Haupterhebungen die Mitte der Insel ein. Der Weg von Ciudadela nach Mahon scheidet die Insel in zwei Hälften, die so ziemlich der geologischen Struktur entsprechen. Die nördliche Hälfte bildet eine ganze Reihe von ameisenhaufenartigen, durch kurze enge Thäler getrennten kleinen Hügeln; der südliche Teil besteht aus einem nach Süden geneigten Plateau, dessen höchste Stellen 170 m hoch sind. „Etwas Öderes und Einförmigeres als dieses steinige Plateau läßt sich kaum denken." Weit schöner ist der bewegtere Norden, mit beckenartigen Thalsohlen. Die Küsten sind meist scharf abgebrochen mit jähen, häufig ausgehöhlten Wänden und tiefen Seehöhlen. Der Hafen von Mahon ist einer der besten des Mittelmeeres. Eigentliche Flüsse fehlen auf Menorca; es giebt nur Bäche, steil in ihrem Anfang und mit sanftem Verlauf gegen ihre Mündung hin. Im Sommer trocknen sie meist aus, während sie in der Regenzeit Überschwemmungen veranlassen. Die Bäche verlaufen im Süden in tiefen Furchen, welche das flache Inselland durchschneiden und den Zentralthälern als Abfluß dienen. Diese Furchen, von den Insulanern Barrancos genannt, sind häufig von senkrechten Felswänden begrenzt, haben aber bei aller Schönheit einen gewissen einförmigen Charakter. Es sind dieselben sich immer wiederholenden Bilder, üppiger Pflanzenwuchs in der Thalsohle und weißliche, tief ausgehöhlte Felswände,

wie dieses am Bilde der Ausmündung des Sta Galdanaflusses sich erkennen läßt.

In dem nördlichen, mannigfaltiger gestalteten Teile der Insel ist namentlich Devon (130 qkm) und bunter Sandstein



Die Gruppe des Toro (Menorca).

Mündung des Sta Galdanaflusses (Menorca).

vertreten, aber auch Muschelkalk und Keuper; im Süden herrschen tertiäre Kalke vor, die den größten Raum einnehmen. Die mittlere Jahrestemperatur betrug im Durchschnitt der Jahre 1865 bis 1887 16,9°; das kälteste Jahr hatte 15,5°, das wärmste 17,6° C. Die Extreme betrugen + 35,0 und — 1,0° C. Schneefälle sind selten und kamen

in jener Periode (22 Jahre) nur 39 mal vor. Was die Fruchtbarkeit des Bodens betrifft, so stehen darin die Barrancthäler obenan, worauf das Mioeänplateau folgt. Aber meist tritt die felsige Unterschicht zu Tage und das Plateau im Süden erscheint im Sommer und Herbste, wenn das Gras verdorrt ist, ganz kahl. Die Flora stimmt im wesentlichen mit jener der übrigen Balearen überein; in unsrer Quelle sind 819 Gefäßpflanzen aufgeführt. Als Charakterpflanzen werden hervorgehoben der wilde Ölbaum, der Mastixstrauch, die Steineiche, die Strandkiefer, Cistus, Erica multiflora, die Myrte, Calycotome spinosus, Clematis und die Tamariske; Palmen sind selten. Die Zone am Meere wird gekennzeichnet durch Euphorbia dendroides, Sonchus cervicornis, Astragalus Poterium und Thymelaea velutina. Von Fischen verzeichnet man 194 Arten, von Amphibien und Reptilien 13. Die gemeine Eidechse, der Gecko, die griechische und namentlich die Süßwasserschildkröte sind vertreten; von Schlangen sind die Natter und Äskulapschlange häufig. Die Zahl der Vögel wird auf 153 angegeben. Unter den Landvögeln ist das Steinhuhn, Passer pretoria, Merops apiaster, der Aasgeier (Neophron) hervorzuheben. Säugetiere zählt man, die Haustiere eingerechnet, 26, darunter Myoxus nitela, Robben, Delphine. Die Viverre, die auf Mallorca noch haust, fehlt auf Menorca.

Die Bevölkerung betrug im Jahre 1887 nur 38237 Seelen, das ist bei 665 qkm 59 Seelen auf den Quadratkilometer. Eine ungemein genaue Statistik derselben, auf die einzelnen Distrikte und Gemeinden eingehend, wird mitgeteilt. Was die Gesundheitsverhältnisse betrifft, „so geht ein gewisser Zug von Malaria über die ganze Insel"; im übrigen zeigt sich der Einfluß der Bodenbeschaffenheit hier sehr deutlich: Wo Sandstein und Devon auftreten, ist die Insel ungesund, gesund im Bereich der tertiären Kalke; namentlich sind die hohen Plateaus im Süden gesund. Die Religion ist seit alten Zeiten die katholische und nur wenige Evangelische wohnen hier, denen ein englischer Pastor vorsteht. Die Sterblichkeit wird als sehr günstig geschildert; die Leute sind gewandt, intelligent, mit guten Anlagen, sehr begabt für die Musik. Die Häuser bleiben selbst in den Städten nachts unverschlossen und Diebstähle sind selten. Der Erzherzog schreibt: „Ich selbst ließ wiederholt das Haus, welches ich sowohl in Mahon wie in Ciudadela bewohnte, offen, ohne daß jemand im Hause geblieben wäre und niemals hat mir auch nur die kleinste Sache gefehlt." Die Kriminalstatistik bestätigt diese günstige Anschauung.

Die Sprache Menoreas ist dieselbe, wie jene der übrigen Balearen, und gehört zu den katalonischen Dialekten. Sie enthält kastilanische, französische, italienische und namentlich auch englische Wörter, letztere aus der Zeit der englischen Herrschaft, wie lesi (lazy), péni (penny), bébi (baby) u. s. w. Die Namen vieler Handwerksgeräte und Kinderspiele sind englisch, so daß man bei letzteren in Mahon Ausdrücke wie in, out, stop, please hören kann.

Der Erzherzog führt die einheimischen Schriftsteller und ihre Werke ausführlich an und giebt auch eine Anzahl von eigentümlichen Volksliedern in Übersetzungen und Original; sie sind religiösen, erotischen und humoristischen Inhalts. Es fehlen Kinderlieder und Sprichwörter, letztere wenig übereinstimmend mit den mitteleuropäischen, gleichfalls nicht. Für Unterrichtsanstalten ist gut gesorgt und die Bildung ist auf Menorca verhältnismäßig größer als auf den andern Balearen. Religiöse Bildung wird nicht sehr gepflegt, aber das Volk ist seinen Gefühlen nach religiös und seinem Gruß ist der religiöse Stempel aufgedrückt. Alabat sia Deu, Gott sei gelobt, lautet derselbe. Der Erzherzog führt manche religiöse Gebräuche an, die das Volksleben durchziehen, unter denen wir folgenden hervorheben, da er auf einer uralten Anschauung zu beruhen scheint. Wenn die Kalkbrenner das Feuer in ihren Öfen anzünden, thun sie es mit einer Fackel, die sie an einer Lampe, welche vor dem Bildnisse der Mutter Gottes von Toro brennt, angesteckt haben, nachdem sie knieend ein Gebet verrichtet. Was den Aberglauben betrifft, so findet sich auf Menorca vieles, was allgemein europäisch, ja universell ist. Umgeschütteter Wein bedeutet Glück und Heiterkeit, ausgeschüttetes Salz das Gegenteil. Wenn 13 an einem Tische speisen, stirbt einer im Laufe des Jahres von ihnen. Der nächtliche Ruf der Eule beim Hause eines Kranken deutet auf dessen bevorstehenden Tod. Unter Lebenden verschenkte Scheren zerstören die Liebe. Ein Hufeisen am Thore aufgehängt, bringt Glück ins Haus. Abgeschnittene Haare in die Hände einer Hexe oder eines Feindes gelangt, bringen dem Inhaber derselben Leid. Nadeln, in ein Schafherz gestochen und ins Meer geworfen, lassen sympathisch den zu Grunde gehen, dem es gilt. Klingt das rechte Ohr, so wird man gelobt, das linke, getadelt. Rauten im Gärtchen gepflanzt, verhindert den Eintritt böser Geister. Die Placenta eines unentwickelt geborenen Kindes, in Stückchen getrocknet und aufbewahrt, bringt Glück. Das ist allgemeiner Aberglaube, der tausend Parallelen bei andern Völkern besitzt. Eigentümlich ist folgendes: Um einen Dieb zu quälen und ihn zu zwingen, Gestohlenes zurückzugeben, wirft man Bohnen in das Öl der Kirchenlampen; je nachdem diese quellen und sich öffnen, tritt Gewissensangst und schließlich Rückgabe des Gestohlenen bei dem Diebe ein. Volksmedizin fehlt natürlich nicht.

Infolge der vielfachen Besetzung Menoreas durch fremde Völker ist der ursprüngliche Typus der Bevölkerung ein gemischter geworden. Ein großer Teil der Araber hat sich mit den Christen verbunden; aber oft schlägt der arabische Typus noch durch und andrerseits glaubt man wieder rosige, blonde Engländerinnen zu sehen, was bei dreimaliger Herrschaft der Engländer erklärlich wird. Am schönsten sind die Leute in den beiden größeren, im Osten und Westen gelegenen Städten, in Mahon und namentlich in Ciudadela, wo die edle, regelmäßige Form der Gesichter auffällt. In der Mitte der Insel sind die Leute weniger schön. Die alte Tracht ist ganz verschwunden. Erwähnenswert ist die ganz urtümliche Fußbekleidung des Landvolks, die Aubarea aus Rindshaut, die mit den Haaren nach außen gewendet ist und von einigen Lederschnüren zusammengehalten wird. Das Leder dazu stammt aus Montevideo.

In dem Hauptstück, das vom Hausbau handelt, fallen die sehr eigentümlich gestalteten Kamine auf und ist von den Zisternen die Rede, welche auf der wasserarmen Insel sich bei jedem Hause finden; anschließend daran besitzt man steinerne Destillirapparate, denn das Regenwasser dient zum Trinken. Die Kochkunst wird sehr eingehend von dem Verfasser erörtert; sie ähnelt der spanischen, hat aber einen wesentlichen Vorzug vor der letzteren, wenigstens in unsern Augen: man bedient sich bei der Bereitung der Speisen der Butter statt des Öles, was die Menorquiner wohl von den Engländern überkommen haben und was sich einerseits aus der großen Buttererzeugung, andrerseits aus dem Mangel an Öl leicht erklärt. Wie wir aus den seitenlangen Speiseverzeichnissen ersehen (es werden z. B. 26 Salatsorten angeführt), spielen Schweinefleisch und Käse eine besonders große Rolle auf Menorea. Schokolade, sonst in Spanien so verbreitet, wird auf Menorca wenig getrunken; auch speist man viel Fische, und der Name der bei uns so bekannten Mayonnaise stammt von der Stadt Mahon, wo sie erfunden wurde und noch zu vielen Speisen benutzt wird. Eine große Rolle spielen die Formatjades, die Käsegerichte, die unter

Zusatz von Fleisch, Eiern, Mehl in besondern Formen sternartig, durchlöchert oder zuckerhutartig gebacken werden. Selbst die vornehmsten Damen widmen sich mit Vorliebe der Bereitung dieser nationalen Speise; alle Leute aus dem Hause nehmen an der Herstellung teil, die ein förmliches Fest bedeutet.

Der Gesang ähnelt auf Menorca jenem auf Mallorca und die meisten Volkslieder, deren Erzherzog Ludwig Salvator eine Anzahl nebst Noten mitteilt, sind beiden Inseln gemeinsam. Die alte, sonst viel gebrauchte Panflöte oder Syrinx aus Rohr ist nur noch im Innern der Insel gebräuchlich; sie ist durch die modernen europäischen Musikinstrumente verdrängt worden, gerade so wie die allgemein europäischen Tänze die einheimischen verdrängten. Seit dem 15. Jahrhundert waren Wettrennen und Ringspiele auf Menorca gebräuchlich, was nicht wenig zur Verbesserung der Pferdezucht beitrug. Diese Spiele haben sich am Johannistage in Ciudadela erhalten, wo eine große Kavalkade, eine Art Maskerade mit Lanzen- und Ringstechen, stattfindet. Dazu Rennen mit Pferden, mit Maultieren, Eseln und zwischen Männern und Knaben. Wir können hier nicht auf die verschiedenen Volkssitten und Feste näher eingehen, erwähnen aber noch die Avias Cuaremas, wie eigentümliche, aus Papier geschnitzte, drollige Figuren mit sieben Füßen heißen. Die sieben Füße bedeuten die sieben Wochen der Fastenzeit und nach Ablauf einer jeden Woche reißt man einen Fuß ab, um so ein Bild zu haben, wie lange die Enthaltungszeit noch dauert. In diesen sieben, nach Ablauf einer Woche abzureißenden Füßen kann man ein Überlebsel urtümlicher Zählungsweise erkennen, wie bei Naturvölkern dieselbe noch heute vorkommt. Statt vieler will der Berichterstatter hier nur zwei Parallelen anführen. Bei den Buschnegern in Guayana sind Knotenschnüre im Gebrauch, bei denen die einzelnen Knoten z. B. eine Anzahl Tage bedeuten, innerhalb welcher ein Auftrag ausgeführt werden soll. An jedem Tage wird zu diesem Zwecke ein Knoten gelöst, damit die richtige Zeit eingehalten wird (Kappler, Holländisch-Guayana, 237). Die Papuas der Küsten, wenn sie mit denen der Berge sich verabredet haben, daß sie sich in zehn Tagen treffen wollen, um mit ihnen Handel zu treiben, machen sich Schnüre mit zehn Knoten darin, von denen sie täglich einen lösen. Ist der letzte gelöst, so ist es Zeit, sich zu treffen (van Hasselt in Zeitschrift für Ethnologie VIII, 201).



Formatjadas von Menorca.

Von den zahlreichen Spielen, die sehr genau beschrieben werden, sind viele allgemeinen Charakters, andre eigentümlicher Natur und einzelne deuten auf geschichtliche Erinnerungen. So erinnert das Spiel Moros en terra, gelandete Mauren, an die Überfälle der Mauren. Die Knaben teilen sich hierbei in Christen und Mauren, die einander bekämpfen. Wieder mahnt das Spiel Matar judius, Judentöten, an die alten Judenverfolgungen. Dieses wird in der Charwoche gespielt, wobei mit Palmrippen ein Stein geprügelt wird, der den Juden vorstellt. Das an die alten Balearen erinnernde Schleuderspiel von Groß und Klein, Passetja genannt, kommt jetzt außer Gebrauch. Man schleuderte nach einem Ziele. Nur im Innern der Insel ist die Schleuder beim Zusammentreiben des Viehes noch im Gebrauche.

Wir übergehen hier die Schilderungen der Taufen, Verlobungen, Hochzeiten und erwähnen nur die Trauer. Man hielt Trauermahlzeiten und aß während der Trauerzeit bestimmte Speisen nicht. Um letzteres zu umgehen, errichtete man in den Häusern kleine Trauerbacköfen aus Thon, um im Geheimen doch essen zu können. In Abnahme begriffen ist auch der Brauch, sich nach dem Tode eines nahen Verwandten ein Jahr lang nicht zu scheren.

Ein Hauptreichtum der Insel besteht in ihren Steinen, die gebrochen und ausgeführt werden. Bei dem Reichtum der Insel an solchen ist dieselbe ganz, wie ein Schachbrett, mit ohne Mörtel aufgeführten Mauern (Tancas) durchzogen. „Etwas Öderes und Einförmigeres, als diese Tancas, läßt sich nicht denken, denn von der Tiefe gesehen, deckt sich Wand mit Wand und selbst das Grün der Felder verschwindet hinter der öden Steinwüstenei.“ Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine sehr verschiedenartige. Das Kulturland nimmt 40000 ha ein, der Wald 14000, das Grasland 7000 und unkultiviert liegen über 4000 ha. Sehr ausführlich wird mit allen Geräten, zum Teil recht urtümlicher Art, der Ackerbau geschildert. Weizen ist die wichtigste Frucht. Der Wald ist zum allergrößten Teile niedriger Buschwald, und nur die Strandkiefer und die immergrüne Eiche bilden eigentliche, aber nicht große Wälder. Der Ölbaum tritt ganz zurück, dagegen wird die Feige in 27 Sorten mit Erfolg gebaut, während der Wein wieder eine untergeordnete Rolle spielt. Der Anbau des Havannatabaks (Nicotiana Tabacum) ist verboten; noch 1862 wurden auch die Ernten von Bauerntabak zerstört, seitdem darf derselbe aber wieder gebaut werden. Auf der kalkigen Südhälfte Menorcas ist die Kultur des Espartograses, als Faserpflanze, sehr verbreitet. Bedeutend ist die Viehzucht, bei der die Schafe vorherrschen (22000 Stück), dann folgen Rinder (5000), Maultiere (1800) und die

beliebten Schweine (4000). Höchst eigentümlich und an prähistorische Bauten erinnernd sind die aus Steinen pyramidenförmig oder in Stufenbauten aufgeführten Viehställe (Barracas) mit einem oder mehreren Schutzgemächern, und besonders hervorgehoben zu werden verdienen die mannigfaltigen Eigentumsmarken, die in den Ohren der Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine durch Löcher angebracht werden (S. 444). Jede Besitzung hat ihre Marke, welche einst von der Universidad general verliehen wurde, während sie heute von den Distriktsvorstehern vergeben wird, die hierfür ihren eigenen Beamten, Batto de las Ovellas, anstellen. Er führt ein Register mit allen Marken und entscheidet in zweifelhaften Fällen, denn das Vieh wird ohne Hirten in den Tancas (s. oben) gelassen und überspringt diese zuweilen. Selbst die Fleischer haben die Pflicht, die Marken der geschlachteten Tiere zu verzeichnen und die Gerber die Ohren am Leder zu belassen, was schon zu Ende des 14. Jahrhunderts geschah. Diese Maßregel verhindert Diebstähle. Die Marken werden mit Scherenschnitt in die Spitze oder den Rand des Ohres angebracht. Man kennt 18 verschiedene Marken, die an einem Ohr oder an beiden, an einem Rande oder an beiden eingeschnitten werden, wodurch eine große Zahl von Zusammenstellungen erzielt werden kann. Solche Eigentumsmarken am Vieh sind weit verbreitet und uralt, sie kommen schon im Evangel. Johannis vor; das berühmte indische Hakenkreuz, das Svastika, ist ursprünglich nichts andres, und auch in Deutschland wie der Schweiz, abgesehen von zahlreichen Naturvölkern, ist diese Kennzeichnung der Tiere nicht unbekannt.



Avias Guaremas (vergl. S. 279).

Die Fischerei ist an den Küsten sehr entwickelt. Berühmt ist die Insel wegen ihrer Marisc, d. h. eßbaren Mollusken, Polypen, Austern, Pecten-, Arca-, Tapes-, Spondylus-, Venusarten, die nach Barcelona ausgeführt werden. Die gewerbliche Thätigkeit ist nicht bedeutend; die Thonwaren zeigen zum Teil recht altertümliche Formen. Schuhwerk wird fabrikmäßig dargestellt und ausgeführt; ebenso Blumen aus Muschelschalen, aus denen selbst Heiligenfiguren zusammengeklebt werden.

Anthropologie und Geschichte.

Von Dr. F. Guntram Schultheiß.

IV.

(Schluß.)

Aber wenn nun auch für das Verständnis der geschichtlichen Vorgänge im einzelnen durch den dargebotenen Begriff der Rasse kaum mehr gewonnen scheint als ein neuer Name für eine alte Sache, so kann sich doch die Geschichte ihrerseits nicht der Aufgabe entziehen, die Ergebnisse der anthropologischen Forschung mit der historischen Überlieferung in Einklang zu bringen. Wie ist die Thatsache, daß die Germanen beim Eintritt in die Geschichte den fremden Beobachtern in solchem Abstande körperlicher Erscheinung entgegen treten, geradezu als autochthon galten, zu vereinbaren mit ihrer Zugehörigkeit zur arischen Sprachfamilie? Dies gilt im ganzen auch für die Gallier oder Kelten, die einige Jahrhunderte früher in den historischen Geschichtskreis der klassischen Kulturvölker eintraten.

Die Hypothese von der Einwanderung der Germanen aus Asien ist ohne Rücksicht darauf aufgestellt, daß zwischen der in germanischen Gräbern vorherrschenden Kopfform und Körperbau und den entsprechenden Merkmalen der Urbevölkerung Mitteleuropas solche Übereinstimmung besteht, daß genealogischer Zusammenhang kaum abzuweisen ist. Die Blondhaarigkeit und Hellfarbigkeit kann natürlich durch keinerlei Gräberfunde aus irgend welcher Zeit bewiesen werden. Stillschweigend gilt stets die Annahme, daß die langköpfigen Urrassen dunkel gewesen seien, daß die Hellfarbigkeit, durch irgend welche äußeren Einflüsse begünstigt, sich allmählich ausgebreitet habe. Sie besteht noch jetzt in weiterer Verbreitung als die Größe und Langköpfigkeit. Die blonden Haare sind aber sporadisch fast auf der ganzen nördlichen Erdhälfte verbreitet, sie waren besonders auch bei den Griechen der heroischen und klassischen Zeit häufig. Man kann behaupten, daß ihre Verbreitung sich mit der der arischen Völker decke, sei dies nun Eroberung und kriegerische Einwanderung oder Wirkung sonstiger Mischung, z. B. durch Sklavenhandel. Welchen Ursachen die häufige Blondheit unter den heutigen Juden, die auch in Saloniki beobachtet wird, zugeschrieben werden könnte, wollen wir bei seite lassen und uns auf die Thatsache beschränken, daß die Germanen und teilweise die Gallier als blonde Rassen, d. h.

als durchaus blond in die Geschichte eintreten, wie sie andrerseits als durchaus groß und langköpfig durch die Gräberfunde erwiesen sind. Als die Gründe der anthropologischen Sonderstellung der nördlichen Völker nehmen die Alten unbedenklich Klima und Lebensweise an, Kälte und Feuchtigkeit der Wohnsitze, beständige Uebung der Kräfte, einfache und reizlose Nahrung. Ob sie damit so weit von dem Richtigen geblieben sind? Die Zurückschiebung der Ursachen in die Eiszeit ist auch nichts andres als die Berufung auf das Mögliche. Die Möglichkeit erklärt ohnehin nur den Anfang einer Abänderung der körperlichen Merkmale, als Naturerscheinung, als individuelle Abweichung.

Der Sprache nach sind die Germanen unzweifelhaft ein Teil der Arier. Diese müssen vor der Trennung der einzelnen Völker lange Zeit in naher Gemeinschaft gelebt haben. Die Sprachentwickelung, das Auseinandergehen in Stämme setzt eine Verdichtung der Bevölkerung voraus, die erst mit dem Übergang zum Hirtenleben möglich ist. So kann auch als die Heimat der Arier nur ein Gebiet in Betracht kommen, das sowohl diese Bedingungen bot, als zu der späteren Trennung und der Richtung der Wanderungen ohne Sprung hinüberleitete. Das kann nur ein Festland sein. Längst hat man deshalb an die große osteuropäische Ebene in verschiedener Fixirung gedacht, gelegentlich auch an das eigentliche Deutschland oder die Rokytnosümpfe. Aus allgemeinen und speziellen Gründen empfiehlt es sich gerade, ein Übergangsland zwischen dem mitteleuropäischen Waldgebiet und dem völligen Weidegebiet anzusetzen. Dort hat während der Eiszeit eine schmale Landbrücke zwischen der weit ausgedehnteren Ostsee, ob sie nun Wasser oder Eismasse gewesen sein soll, und den gleichfalls vergletscherten Karpaten bestanden. Der paläolithische Mensch hat sich auch bis weit nach Osten verbreitet. Andrerseits hat auch der asiatische Mensch keine andren Grenzen seiner Verbreitung haben können. Die abtrocknende osteuropäische Tiefebene erweiterte diese Zone; östliche Horden konnten nach Mitteleuropa sich verbreiten, wenn sie nicht an dieser Stelle mit ältern Bewohnern zusammenstießen und aufgehalten wurden. Gleichviel nun, woher die Kurzköpfe neben den Langköpfen in Ansiedlungen der jüngeren Steinzeit, in Höhlen Belgiens und in Pfahlbauten des Alpenvorlandes gekommen sein mögen! Die Bewahrung von Unterschieden der Rassen kann von da an nicht mehr bloß Folgeerscheinung des Klimas oder natürliche Auslese sein. Nehmen wir hypothetisch das Land von den Sudeten östlich, von den Karpaten nördlich, das Gebiet, von dem große Ströme nach Osten und Norden, und eine niedrige Wasserscheide nach Süden den Weg weisen, als den Ursitz der arischen Sprachgenossenschaft an. In den nordwestlichen Strichen herrscht das Jägerleben vor, die östlicheren Arier gingen mehr und mehr zum Hirtenleben über, das die Vorbedingung ihrer weiten Wanderungen ist. Hirtenstämmen ist der Knecht auch fremder Rasse wertvoll, Krieger und Jägerstämme können Sklaven kaum halten, noch weniger sich vermehren lassen. Die Kulturstufe der Germanen des Cäsar ist ein sehr geringer, wenigstens einseitiger Fortschritt gegen die urarische, wie sie aus der Vergleichung des Sprachschatzes zusammengestellt worden ist; schon dies ist als ein Zurückbleiben im räumlichen Sinne und im übertragenen zu verstehen. Indem dann die Urgermanen arischer Sprachstufe den nördlich fließenden Strömen entlang sich ausbreiteten, werden die übrigen vereinzelten Nachkommen der einheimischen langköpfigen Bevölkerung desto leichter mit ihnen verschmolzen sein, je mehr die Rasse die gleiche war. Dies folgt aus der viel früheren Verbreitung der paläolithischen Langköpfe in Mitteleuropa gegenüber der Notwendigkeit, für die Bildung der arischen Ursprache ein begrenztes Gebiet anzunehmen und eine jüngere Zeitperiode als das Ende der Eiszeit und die fortschreitende Bewohnbarkeit Skandinaviens; denn für dieses, speziell für Dänemark, ist ja eine vorgermanische Bevölkerung nachgewiesen durch die Urgeschichte. Alle Schwierigkeiten lösen sich durch die nächstliegende Annahme, daß sie wesentlich derselben Rasse angehörten, wie die später kommenden Germanen, ohne daß man mit Munch an Kelten glaubt. Waren sie dem aus Mitteleuropa sich nach Norden zurückziehenden Renntier gefolgt, so ist freilich nicht einzusehen, weshalb nicht dunkle Langköpfe, die bis nach Belgien sich verbreiteten, von Broca und Quatrefages Cro-Magnon-Rasse genannt, gleichfalls hatten dorthin gelangen können. Man hat denn auch die langköpfigen, hochgewachsenen aber dunkeln Talekarlier auf solche Vorfahren zurückführen wollen. Übrigens zeigen die schwedischen Gräber der jüngeren Steinzeit einen Anteil kurzer Schädel.

Für die Frage, ob der germanische Typus gar nichts weiter sei als die unvermischte Fortsetzung einer gleichartigen arischen Rasse, kommen aber noch andre Gesichtspunkte in Betracht. Selbst die Gleichartigkeit des Aussehens, wie sie die Alten an den Germanen fanden, schließt individuelle Abweichungen nicht aus. Für den ersten Anblick überwiegt auch andern Rassen und Völkern gegenüber die Ähnlichkeit der Individuen ihre Unterschiede; für uns sehen alle Neger oder Chinesen gleich aus, für sie wir Europäer.

Nun wird aber der Farbe des Haares der Germanen mit aller Bestimmtheit von einem alten Schriftsteller (Galen) nicht blond, sondern feuerfarben, von andern rot oder rötlich genannt. Mehrfach ist erwähnt, daß die Germanen durch eine besondere Seife oder Salbe das Haar rot färbten. Bedeutet dies, daß sie dunkleres Haar heller haben wollten, weil es als Zeichen der Unfreiheit schien? (Andree, Ethnographische Parallelen, N. F. 262.) Suetonius erzählt, daß Caligula Gallier ihre Haare rot färben ließ, um sie im Triumphzug als germanische Gefangene aufführen zu können.

Es läge darin, wie in manchen andern weniger sichern Anhaltspunkten, die Einwirkung eines Schönheitsideals der Rasse vor. Darwin sagt geradezu, daß unter allen Ursachen der Rassebildung die geschlechtliche Zuchtwahl die wirksamste wäre. (Abstammung des Menschen II, S. 338.) Richtiger würde man sagen: Nur die geschlechtliche Zuchtwahl in Rücksicht auf die Rassenmerkmale kann diese befestigen. Denn es handelt sich eben um die Ausschließung der Übergangsstufen; darauf zielt auch Moritz Wagners Bedingung der Isolierung und Inzucht, wobei aber noch dunkel bleibt, ob es sich um bloße Differenzierung im lokalen Sinne oder um Häufung individuell günstiger Eigenschaften handeln soll.

Nun kann aber für den germanischen Typus die Zeit zwischen der Ablösung von der arischen Sprachgruppe und dem Auftauchen in der Geschichte nicht ohne Einfluß sein: entweder Verstärkung oder Abschwächung! Konnten sich doch in dem gleichen Klima, dem die Alten zusammen mit Lebensweise und Nahrung die Rassenmerkmale der Germanen zuschrieben, auch andere behaupten. Inwieweit aber Reste einer vorarischen oder doch vorgermanischen Bevölkerung wesentlich gleicher Rasse sich im Unterschied der Hörigen von den Knechten verraten, das stehe dahin (vgl. Grimm, Rechtsaltertümer 321). Aber auch letztere konnten, wie Tacitus ausdrücklich und unzweifelhaft bezeugt, Germanen sein, wenn auch meist von einem andern Stamm. Auch ein Aufsteigen zur Freiheit kam vor. Noch viel später haben die Langobarden so eine ausgiebige Verstärkung gewonnen, wie Paulus Diakonus berichtet nach Volksüberlieferung und Volksauffassung! (Hist. Langob. I, 18.) Dies ist auch anthropologisch von Belang für die Beurteilung der Rassengleichheit.

Dunkle Spuren der Mutterfamilie bei germanischen Stämmen deuten in eine Vorzeit, die der Inzucht in der Richtung eines Rassenideals günstig sein konnte, wenn eben ein solches der Differenzierung individuellen Geschmacks entgegen stand. In jüngeren Lebensformen aber konnte es als Schönheitsideal sowohl die geschlechtliche Zuchtwahl leiten wie eine soziale Auswahl! Etwas ähnliches wirkt bei allen Völkern im Naturzustand gegen Differenzierung. Der Vater hatte das Recht, das Kind gelten zu lassen oder nicht; d. h. dem Tode zu weihen. Man will es auf Schwächlinge beschränken — wie bei den Spartanern, und meint, die Sitte hätte die Strenge des Rechts gemildert (Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I, 49). Aber weshalb idealisieren? Allerdings soll bei Kindern die Rasse nicht ausgeprägt sein. Verkauf der Kinder in Sklaverei kommt noch in christlicher Zeit vor, ja bis ins 15. Jahrhundert (Grimm, Rechtsaltertümer 461); in dem lateinischen Schwank vom Schneekinde entledigt sich der Schwabe so des ihm ins Nest gesetzten Kindes. Es giebt auch andre Züge von Barbarei. Menschenopfer, besonders von Kriegsgefangenen, sind nichts seltenes; ja ganze Heere wurden den Göttern zum Opfer geweiht. Ein Heer christlicher Franken, das 539 in Oberitalien einfiel, schlachtete die gotischen Weiber und Kinder als Kriegsopfer ab. Weshalb sollte denn für die Urzeit der Germanen die Sitte etwas andres sein als das Recht? Das Beispiel der Spartaner zeigt die Richtung der Auslese.

Tacitus bezeugt, daß die Heergemeinde über die Wehrhaftmachung und Aufnahme der Jünglinge entschied. Wies sie auch zurück? Und was geschah mit den Zurückgewiesenen? Tacitus sagt auch, daß die Schwächlinge mit den Weibern und Greisen den Ackerbau trieben. Natürlich entsprach nicht aller Nachwuchs dem Rassenideal. Bekannt sind Pipin oder der wegen seiner Kleinheit verhöhnte Longobarde bei Paulus Diakonus. Gerade vom Adel forderte man als Beweis seiner Ächtheit die Steigerung der Rassenmerkmale. Der König der Teutonen, Teutoboch, soll — nach späterer Erzählung bei Florus — über die römischen Feldzeichen hinausgeragt und über sechs Pferde gesprungen sein. Das nordische Lied Rigsmál, über den Ursprung der Stände, stellt den schmutzigen verkümmerten Knecht in Gegensatz zum leuchtend hellen Edeling. Der Freie, der Bauer steht einfach in der Mitte zwischen beiden. Bei den Sachsen waren die drei oder vier Stände nach Rudolf von Fulda, der im 9. Jahrhundert schrieb, wie Kasten von einander geschieden; gewiß ist wenigstens soviel, daß ein zahlreicher Adel den Gemeinfreien abgeschlossener entgegenstand als sonst bei Germanen. Noch der viel spätere Sachsenspiegel III, 44 (Homeyer I, 377) leitet die Unfreiheit von Eroberung ab, nicht aber nicht im anthropologischen Sinne verschiedene Rassen annehmend; hier und noch mehrfach sind es Thüringer, die von den Sachsen in niedrigere Rechtsstufe versetzt werden. Auch die Rechtfertigung der Unfreiheit durch den Fluch Noas über Cham, die sich schon Ende des 13. Jahrhunderts bei Hugo v. Trimberg findet, ist allzu klar theologischen Ursprungs, als daß man daraus Schlüsse ziehen könnte.

So mögen also die verschiedensten Verhältnisse zusammengewirkt haben, um einen alten Rassentypus zu der körperlichen Vervollkommnung herauszuarbeiten, die ja gerade Fremde und Feinde anerkennen, nicht nur bei den Männern, sondern auch bei Weibern, so z. B. Prokopius (Gotischer Krieg III, 1). In ähnlichen Lebensverhältnissen, doch anderm Klima, haben ja auch die Kaffern sich zu einem Ideal körperlicher Ausstattung erhoben, natürlich innerhalb der Grundzüge der afrikanischen Rassen, doch von vorurteilslosen Beobachtern mit den Körperformen antiker Plastik verglichen.

Der Übergang der Germanenstämme zu voller Ansässigkeit während der Jahrhunderte der Völkerwanderung bahnt auch bei den zurückbleibenden in der alten Heimat oder deren Nähe eine völlige Änderung aller Lebensverhältnisse an, die sich bis auf die Nahrung, ja später auch auf das Klima ausdehnt. Größe und Kraft traten im Kampf ums Dasein gegen wirtschaftliche Tugenden zurück; nach heutigem Ausdruck zeigt sich eine Krisis der Gemeinfreien als Bauern, indem sie massenhaft zu Formen der Abhängigkeit herabsinken. Sollte es bedeutungslos sein, daß fortan die Kleineren und Schwächeren konkurrieren konnten, unter den Schutz der Kirche traten von der Geburt bis zum Tode? In Gräbern der christlichen Zeit finden sich eben mehr und mehr Mittelköpfe. Muß das durchaus Mischung sein? Noch gegen Ende des achten Jahrhunderts nennt der Bischof Aribo von Freising seine Landsleute hochgewachsen. Sollen etwa die Ungarneinfälle gerade den kräftigsten und schönsten Teil der bairischen Bauern vernichtet und so die Rasse verschlechtert haben? Es wäre Aufgabe einer historischen Statistik, Anhaltungspunkte dafür zu gewinnen, ob andre Gründe als das Klima die Ersetzung der bairischen Bauern durch die anschwellenden Unfreien wahrscheinlich machen können.

Übrigens wirkt das alte Schönheitsideal noch lange Jahrhunderte fort, ja man kann sagen, bis in die Gegenwart. (Gretchen!) Schon im neunten Jahrhundert gelten körperliche Vorzüge als Ausdruck sozialer Vorrechte. Dies zeigt eine hübsche Anekdote der St. Galler Klosterchronik (Cas. S. Galli I, 10, 15; Mon. Germ. II, 84). Es sind aber weder durchaus die alten Rassenmerkmale noch sind sie selbst unter dem höchsten Adel so durchgängig, wie man glauben könnte. Leider sind zuverlässige Schilderungen ziemlich selten, so daß man einwenden könnte, der alte germanische Typus sei derart Regel, daß nur die Ausnahmen erwähnt würden. So wird Otto II., der den Beinamen des Roten, wegen seiner Gesichtsfarbe führt, klein genannt. Dem Volk wohlbekannt war der tapfere Ritter Kuono der Kurzbold. Kaiser Heinrich III. hieß wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe der Schwarze, nach späterem Berichte wegen seines schwärzlichen Bartes. Zugleich war er wie alle seines Geschlechtes durch Körpergröße hervorragend. Vollständiger sind wir über die Hohenstaufen unterrichtet. Friedrich der Rotbart wird von seinem Verwandten Otto von Freising oder dessen Vertrauten und Fortsetzer als etwas über mittelgroß, blondhaarig, von rötlichem Bart und milchweißer Hautfarbe geschildert (Gesta Friderici IV, 76). Eine ganze Reihe seiner Zeitgenossen wird in einer etwas späteren Aufzeichnung beschrieben (Acerbi Morenae contin. Mon. Germ. 18, 640), aber sehr im Widerspruch mit den anthropologischen Behauptungen des gleichartigen germanischen Typus des hohen Adels. Die Kaiserin Beatrix, eine Burgunderin, sowie ihr Bruder sind blond und mittelgroß, auch die beiden Bischöfe Rainold von Köln und Hermann von Werden. Groß und weißblond ist des Kaisers Neffe, Konrad von Rotenburg, und ein Graf, der schönste im Heere. Groß ist Otto von Wittelsbach, später Herzog von Baiern, aber fast schwarzhaarig, ebenso zwei deutsche Grafen; Heinrich der Löwe, mittelgroß, mit schwarzen Augen und ziemlich schwarzem Haar. (Nach einem englischen Chronisten war sein Enkel Otto das Kind von angestaunter Länge.) Der Markgraf von Montferrat, ein Lombarde, ist mittelgroß und weißblond, ein andrer Italiener klein, schwarzhaarig, von schwärzlicher Gesichtsfarbe. Friedrichs und der Beatrix Sohn, König Philipp, wird von deutschen Chronisten wegen seines schwachen Körperbaus Holzwürmchen genannt, Heinrich IV. ähnlich geschildert. Friedrich II. wird als mittelgroß und rotblond bezeichnet. Allerdings finden sich auch die allgemeinen

Ausdrücke von der Größe und Blondheit der Deutschen. Bemerkenswert ist in anthropologischer Beziehung eine Angabe der Chronik von Kolmar im Elsaß (Mon. Germ. 17, 240), daß die Männer insgemein 6 Fuß 2 Fingerbreiten hätten, kleine Leute würden aber gefunden mit $4^1/_2$ Fuß. Es ist allerdings eine späte Handschrift, die das zur Nachricht hinzufügt, daß Rudolf von Habsburg 7 Fuß Länge und einen kleinen Kopf gehabt habe. Nachrichten über die Kopfform, auf welche die Anthropologie so viel Gewicht legt, dürften sonst selten sein. Vielleicht beweist die Betrachtung der alten Kaiserkrone in Wien, die wohl zur Zeit Friedrichs II. gefertigt ist, für welche Form sie berechnet ist. Außerdem konnten nur Untersuchungen in den Grüften alter Geschlechter darüber Aufschluß geben. So sind die Grafen von Cilli im 14. und 15. Jahrhundert als Kurzköpfe erkannt.

Man hat versucht, das Schönheitsideal der höfischen Ritterzeit aus den verstreuten Angaben in den Gedichten zu konstruieren (Alwin Schulz, Quid de pulchritudine Germani XII. Saeculi sen. serint., 1866). Eine Bevorzugung der blonden Haarfarbe, der hellen Augen ist freilich unverkennbar. An den österreichischen Adeligen tadelt Thomas Ebendorfer noch im 15. Jahrhundert die Eitelkeit, ihr Haar künstlich zu locken und blond zu machen. Solche Anhaltspunkte sind von belang; die einzelnen Stellen geben an sich trotz aller Statistik noch keinen Einblick in die Wandlungen, denen auch das Schönheitsideal — bewußt und unbewußt — im Laufe der Geschlechter unterworfen ist. Zwischen den grimmen Recken des Walthariusliedes, der Nibelungen, der Gudrun und den eleganten Rittern der höfischen Epen liegt ein solcher Wechsel in der Mitte. Das körperliche Ideal in diesen hat selbst für Männer eine Art weiblichen Beigeschmacks, die Helden sind die ewigen Jünglinge. So zeigen in späterer Zeit Bildnisse ganz verschiedener Individuen und Künstler den gleichen Ausdruck. Ist diese Ähnlichkeit eine solche der Menschen oder bloß von der Auffassung hineingetragen? Andrerseits hat Moritz Wagner gegenüber anthropologischen Einseitigkeiten mit Recht darauf hingewiesen, daß die geschlechtliche Anziehung seit der Zeit der Exogamie auf einem gewissen Gegensatz beruht. Freilich gilt dies nur innerhalb bestimmter Grenzen der körperlichen Verschiedenheiten und hat mit vorübergehenden Verbindungen nichts zu thun. Wer Familiengallerien betrachtet, wird vielleicht finden, daß wie bei den Männern, so auch bei den Frauen der gleiche Typus öfter wiederkehrt. Anthropologisch wird das nicht zu fassen sein. Aber rätselhafter wäre diese Erscheinung unbewußter Abhängigkeit, gleichsam des Suchens nach dem ergänzenden Typus, auch nicht, als die des Atavismus im rein körperlichen Sinne, wenn Vertreter der Urrassen Europas sich gelegentlich wieder konstatieren lassen, nachdem nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende an ihrer Abschwächung und Verschmelzung gearbeitet haben. Sollte vielleicht die Behauptung von der Dauerhaftigkeit und Unwandelbarkeit der (europäischen wie der andern) Rassen seit dem Diluvium nur der Ausdruck der Thatsache sein, daß sich alle Schädelformen der heutigen europäischen Völker gerade in ihren Extremen deshalb schon in so frühen vorgeschichtlichen Zeiten finden, weil sie überhaupt die Grenzen der Wandelbarkeit darstellen?

Fassen wir die Schlußfolgerungen zusammen, zu denen die Ergebnisse der anthropologischen Forschung berechtigen. Der Begriff der Rasse ist nichts andres als die Verallgemeinerung der körperlichen Vererbung, deren individuelle Geltung längst beobachtet und anerkannt ist. Doch ist sie nicht die bloße Wiederholung der Erzeuger, sei es eines von beiden oder einer Kombination unter sich, oder mit entfernten Vorfahren, sondern es besteht noch für die individuelle Abweichung ein größerer oder kleinerer Spielraum. Diese verträgt sich auch mit der Verallgemeinerung, welche die wesentliche Gleichheit oder Ähnlichkeit innerhalb größerer Gruppen zusammenfaßt, und dabei teilweise genealogischen Zusammenhang, teilweise Abhängigkeit von Lebensverhältnissen voraussetzt. Denn außerdem könnten die Merkmale ganz willkürlich gewählt werden. Die Identifizierung fossiler Rassen mit jetzigen Typen strebt nach Merkmalen, die den genealogischen Zusammenhang beweisen sollen, die auch die Summierung individueller Abweichungen noch überragen müssen. Die Entscheidung hierüber kann aber nur nach dem Maßstab der angenommenen Wichtigkeit der Merkmale erfolgen. Ganz abgesehen von den willkürlichen Grenzen bei Übergangsformen, wie den Mittelköpfen, bleibt es bei der Vereinigung verschiedener Merkmale eine offene Frage, welches vorwiegen soll. Wer kann die Annahme eines kurzköpfigen und blonden Rassenelementes widerlegen? Oder die Möglichkeit einer späteren Rassenbildung? Es handelt sich nur darum, welche Wichtigkeit man den ersten Ansätzen beilegen will, durch die sich die Engländer von den festländischen Sachsen, die Yankee von den Engländern unterscheiden. Vielleicht entzieht sich diese Differenzierung anthropologischer Bestimmung; aber wenn auch nur die Möglichkeit besteht, so ist die Fortführung von Umständen abhängig, die auch in früheren Zeiten fördernd und begünstigend hätten wirken müssen. Die größere oder geringere Intensität, eine neue Kombination herrschend zu machen, begründet kaum einen Unterschied, wenn die Verbreitung einer Rasse als Thatsache der Naturbeschreibung wie eben bei Tieren aufgefaßt wird, wie es die ältere Anthropologie that — hierin eigentlich mehr Geographie oberflächlich und unzureichend für die Gegenwart wie für die Vergangenheit der menschlichen Rassen.

Die Umstände der Bildung, Verbreitung und Verdrängung der Rassen beruhen hauptsächlich, wie die gesamte Entwickelung des Menschen, seine Erhebung über die Tierwelt, auf dem sozialen Moment, im weitesten Sinne des Wortes. Nur als geselliges Wesen genießt er das Erbe der Vergangenheit. Auch die körperliche Bedingtheit, der individuelle Anteil an der Rasse, ist ein Stück fortlebender Vergangenheit, aber er tritt an Bedeutung immer weiter zurück gegen die objektiven Einflüsse, die als Sprache und Anschauungen, Gesellschaft und Staat den einzelnen zwingen, sich in sie einzuleben, sie in sich aufzunehmen. Das Maß seiner Befähigung entscheidet darüber, ob sie ihn unterjochen, oder ob er einen Rest individueller Freiheit behaupten kann; das Maß seiner Willenskraft, ob er bei neuen Bedürfnissen Verzicht leistet oder Befriedigung anstrebt. Der Zusammenstoß des Neuen mit dem Alten ist eben Geschichte; wo er fehlt, wie bei Naturvölkern, kann Jahrtausende hindurch alles beim Alten bleiben, selbst die Möglichkeit einer Anpassung an neue Verhältnisse erlöschen, die gewaltsame Berührung mit andren Lebensformen das Aussterben nach sich ziehen. Nur Menschen von überschießender Individualität können Veränderungen durchsetzen, so weit diese nicht von äußerer Gewalt herrühren; vor allem, wenn die Schranken der sozialen Ordnung und Gliederung in Widerspruch mit individuellem Selbstgefühl stehen. An die Rasse ist dies nicht gebunden; dies zeigen alle Sklavenaufstände der alten und der neuen Geschichte; das römische Weltreich betrieb in seiner Ausbreitung systematisch dessen Zerstörung, die pacificatio. In der kriegerischen Gesellschaftsverfassung der Germanen war das Gefolgswesen der Ausweg.

Nun sind allerdings Thatkraft und Urteil sehr verschieden bei einzelnen wie bei Völkern oder in den Zeiträumen — nicht Ergebnis der Erziehung oder des Vorbildes, sondern

der Vererbung seelischer Elemente in individueller Steigerung und glücklicher Kombination. Ihr Eingreifen in die Geschichte, ihr Erfolg aber hängt doch von Umständen und Bedingungen ab. So mancher Luther mag verbrannt, so mancher Napoleon im ersten Treffen seines Lebens getötet worden sein. Wer wollte den Zufall leugnen, den Ziegelstein, der vom Dach fällt und einen Newton oder Kant zum Tölpel machen kann, oder die Seuche, die Generationen voraus beseitigt? Man kann sagen, daß das Negative außer Rechnung bleiben kann, und sich selbst gegenseitig aufhebt. Doch ist sicher, daß die Inquisition die Spanier, die Gegenreformation die Deutschösterreicher gerade um die besten Kräfte gebracht hat. Aus dem Ergebnis einer langen Geschichte der Völker oder Rassen kann man aber nicht den Schluß ziehen, daß eine spezifische Begabung die Bahn bestimmt. Allerdings giebt nur der Feuerstein so viel Funken, als zum Feuermachen nötig ist. Die Mongolen haben nur einen Tschingiskhan hervorgebracht, um dann wieder zurückzusinken; die Chinesen und Ägypter sind stecken geblieben, als die Last der Vergangenheit zum Hindernis des Fortschritts wurde. Aber auch dieses Hindernis gehört der sozialen Geschichte an, nicht der der Rasse, und ihrer Erschöpfung. Ebenso ist die rapide Steigerung der europäischen Kultur nach einem tausendjährigen Stillstande, ja Rückgange der überlieferten römischen doch im direkten Widerspruch zu der Deutung, welche anthropologische Einseitigkeit der Thatsache geben möchte, daß in dieselbe Zeit eine Zunahme der Kurzköpfigkeit trifft. Die historische Betrachtung kann die Gründe davon auf sich beruhen lassen. Die Zurückführung der europäischen Völker auf ihre körperlichen Grundformen mag ebenso richtig sein wie der Nachweis, daß gesellschaftliche Umwälzungen parallel mit Veränderungen im Typus laufen, eine tiefere Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang kann man daraus nicht gewinnen. Über den Ursprung der Völker kann die historische Anthropologie Aufschluß geben. Aber es ist kaum mehr als eine petitio principii, von der Unveränderlichkeit der Rassenorganisation auszugehen und allen Wechsel der Zustände auf den schleichenden Kampf der Rassenelemente innerhalb der Völker zurückzuführen. Wie auf flacher Paßhöhe die Wasserscheide kaum merklich verläuft, jenseit und diesseit aber die Bäche, rasch zu Thale stürzend, sich zu sammeln streben, so entfernt sich auch die Entwickelung der Völker immer weiter von ihrem Ursprung, an den sie kaum die Erinnerung lange festhalten, und mannigfache Einflüsse beherrschen die Richtung ihrer Geschichte. Wie die Ereignisse zu den Gedanken und Auffassungen sich verhalten und diese selbst wieder abändern, das ist die Aufgabe der historischen Betrachtung. Aber keinerlei allgemeine Formel kann die Untersuchung des einzelnen unnötig machen.

Tippu Tip.

Unter den Arabern, die von Sansibar aus ihre Sklavenjagden, Raub- und Handelszüge bis über den Congo hinaus tief ins Innere unternommen haben, ist keiner bedeutender und mächtiger geworden, als Tippu Tip, der mit seinem eigentlichen Namen Hamed bin Mohamed heißt. Viele Reisende der Gegenwart sind mit ihm im Innern oder in Sansibar, wo er sein Standquartier hat, zusammengetroffen und alle heben den mächtigen Einfluß hervor, den dieser Mann im schwarzen Erdteile sich zu erringen wußte. Nachrichten aus Sansibar besagen, er liege vom Schlage getroffen in Unjanjembe und es fragt sich, ob damit seine Geschichte ihr Ende erreicht hat. „Während dreier Jahre, seit er Vali im Dienste des Congostaates an den Stanleyfällen ist, hat Tippu Tip treu sein Wort gehalten“, schrieb noch jüngst das Organ des Congostaates, Mouvement géographique, ohne indessen zu verkennen, daß die Schwierigkeiten, welche der Islam und die Araber in Afrika den Europäern bereiten, nicht überwunden sind. Es ist jetzt wohl an der Zeit, daß wir einige Nachrichten über den hervorragenden Mann hier zusammenstellen, die wir mit seinem Bildnisse begleiten, das nach einer Photographie gefertigt ist, welche F. de Meuse im Jahre 1888 an den Stanleyfalls aufnahm.



Tippu Tip. Nach einer Photographie von F. de Meuse.

Der erste Europäer, der uns von Tippu Tip berichtete, war der englische Leutnant Cameron, welcher in der Gegend von Nyangwe am Congo mit ihm zusammentraf. Er zog von dem intelligenten Manne viele Erkundigungen ein, die ihm bei seinem großen Zuge quer durch Afrika von Nutzen wurden. In demselben Jahre hatte Stanley in Sansibar von Tippu Tips kühnen Zügen tief ins Innere gehört, von seinem Reichtum, von den vielen Sklaven, die er geraubt, von dem Elfenbein, welches er zusammengebracht und dem Ansehen, das er sich unter den Arabern erworben. Tippu Tip war ein fürstlicher Kaufmann geworden, der es auch verstand, Krieg zu führen und über eine ansehnliche Macht gebot. Auch Stanley traf in der Gegend von Nyangwe mit Tippu Tip im Oktober 1876 zusammen. Er schildert ihn folgendermaßen: „Es war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, intelligentes Gesicht mit einem nervösen Zucken in seinen Augen und mit glänzendweißen, vollkommen geformten Zähnen. Er war von einem zahlreichen Gefolge junger Araber, welche zu ihm als ihrem Befehlshaber emporblickten, und von

20 Wanjamesi begleitet, die er Tausende von Meilen weit mit sich durch Afrika geführt hatte. Mit dem würdevollen Benehmen eines feingebildeten Arabers und fast mit Höflingsmanieren hieß er mich willkommen. Nachdem ich ihn einige Minuten betrachtet hatte, gewann ich die Überzeugung, daß dieser Araber ein bedeutender Mensch sein müsse, der bedeutendste, dem ich bisher unter den Arabern in Afrika begegnet war. Er war fein in seinem Äußern, seine Kleider waren von der reinsten Weiße, sein Fez nagelneu, um seinen Leib war ein kostbarer Seidenschal geschlungen, sein Dolch glänzte von feinen Silberdrahtverzierungen und seine Gesamterscheinung war die eines arabischen „Gentleman", der sich sehr großer Wohlhabenheit zu erfreuen hat."

Tippu Tip war damals bereits neun Jahre fern von Sansibar im Innern Afrikas auf seinen Raub- und Handelszügen gewesen und wurde auch für Stanley durch seine Kenntnisse des Landes und Volkes vom höchsten Werte. Er gab ihm Auskunft über den Lauf des Congo, und schloß mit Stanley einen Kontrakt, nach welchem er ihn gegen Zahlung von 5000 Dollars ein gutes Stück den Congo abwärts durch die feindlichen Völker führen solle, bis es ihm gelänge, sich einzuschiffen. Dieser Kontrakt ist auch ausgeführt worden und zwei Monate lang, von Ende Oktober bis Ende Dezember 1876, ist Tippu Tip denn mit Stanley durch die Wälder und Landschaften am Congo hingezogen. Das war seine erste Bekanntschaft mit diesem mächtigen Araber, die später zu einer weiteren Verbindung zwischen beiden Männern führen sollte.

Auch **Wißmann** ist im Jahre 1883 mit Tippu Tip zusammengetroffen, und zwar im Osten des Tanganjikasees, bei dem damals allmächtigen Häuptlinge Mirambo, mit dem Tippu Tip, der zweitmächtigste Mann Ostafrikas, Freundschaft schloß. Nach Wißmann war Tippu Tip damals 45 Jahre alt, „von ganz schwarzer Hautfarbe", obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Er bestätigt übrigens Stanleys Schilderung, nur sagt er, Tippu Tip habe etwas Lauerndes im Auge und spöttele gern.

Als der Congostaat gegründet wurde und dessen Pioniere bis zu den Stanleyfällen vordrangen, fanden feindliche Berührungen mit Tippu Tip statt. Die Belgier bombardirten seine Niederlassungen mit Kruppschen Geschützen, von denen mehrere in Tippu Tips Hände fielen. Er hatte diese Kriegsbeute auf ungeheurem Wege quer durch Afrika mit sich nach Sansibar geschleppt, wo er sie im März 1887 wutschnaubend Stanley zeigte, der gerade seine Emin-Pascha-Expedition antrat. Er brütete damals über Wiedervergeltungspläne, die indessen nicht zur Ausführung kamen. Im Gegenteil, er wurde durch Stanley ein Verbündeter und Beamter des Congostaates. Die Sache hat damals viel Aufsehen gemacht und es ist Stanley als Fehler angerechnet worden, daß er den großen Sklavenjäger zum Werkzeuge europäischer Kulturbestrebungen gemacht habe.

Der erste Anlaß zur Anwerbung Tippu Tips geschah übrigens auf Anregung des Königs Leopold von Belgien. Tippu Tip ging auf die Sache ein; er sollte Vali an den Stanleyfällen werden, möglichst selbständig sein, doch ein Europäer sollte ihm zur Seite stehen. Sklavenhandel und Sklavenjagden wurden ihm streng untersagt; dagegen konnte er nach Herzenslust Handel für eigene Rechnung treiben und erhielt monatlich einen glänzenden Gehalt in Sansibar ausgezahlt.

So schiffte sich denn der neue Gouverneur samt 100 Mann Begleitung mit Stanley nach der Congomündung ein. Staunend sah er in der Kapstadt, was die Europäer zu leisten vermögen — gegen diese war das berühmte Sansibar nur ein Schatten. Früher, so sagte er dort, hätte er geglaubt, daß alle Weißen Narren seinen, jetzt glaube er aber, daß sie sehr gescheit sein müßten und unternehmender als die Araber. Auch hoffe er vor seinem Tode noch London zu sehen.

Tippu Tip ist dann als Vali an den Stanleyfällen geblieben und hat dort mit den im Lager von Jambuja am Aruwimi zurückgelassenen Offizieren Stanleys (Bartelot, Jameson u. s. w.) vielerlei Berührungen gehabt. Nach den Schilderungen **Jamesons**, der ihn in seiner Hauptstadt Kassongo am Congo (südlich von Nyangwe) damals aufsuchte, thronte er dort wie ein Fürst. Seinen Namen hatte er von den Eingeborenen nach dem Knalle der Gewehre erhalten, mit denen er sie zuerst bekämpfte. Er trug sich mit riesigen Plänen und wollte das Land bis zum Albert-Nyanza erobern; das Vorgehen der Deutschen war ihm störend und offen sprach er den Wunsch aus, Deutschland und Frankreich möchten doch bald in Krieg miteinander geraten, damit ersteres in Ostafrika nicht weiter vorgehen könne und er freie Hand erhalte. Auch Jameson lobt seine wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft und seine Güte. Stanley dagegen spricht schließlich von seiner „natürlichen Herrschsucht, seiner Unkenntnis der Geographie, seiner barbarischen Überhebung und seiner wachsenden Habsucht". Die letztere scheint überhaupt ein wesentlicher Charakterzug dieses Arabers zu sein. „Die Verpflichtungen, welche er kontraktlich eingegangen war, und die Dankbarkeit, die er mir schuldete, waren in dem regen, geschärften Appetit nach Geld vergessen", meint schließlich Stanley von ihm. Bei seiner Rückkehr von der Emin-Pascha-Expedition ließ Stanley in Sansibar noch die Summe von 200 000 Mark, die Tippu Tip gehörten, mit Beschlag belegen, um sich schadlos für die von diesem nicht erfüllten Verpflichtungen zu halten. So schwankt Tippu Tips Charakterbild bei Stanley.

R. Andree.

Bücherschau.

Heinrich Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht mit besonderer Berücksichtigung der Negertrachten. Stuttgart, Cottas Nachfolger, 1891. 146 S.

Der Verfasser, dessen Name den Lesern des Globus nicht unbekannt ist, fordert in der Einleitung den Fortschritt der Ethnologie vom bloßen Aufspeichern des Stoffes, „bestenfalls ein Aufsuchen von Analogieen", S. 2 — was als aufs äußerste getriebene induktive Methode bezeichnet ist — zu einer deduktiven Ethnologie. In unserm eigenen Innern gelte es die Triebe zu entdecken, die die mannigfachsten Sitten und Bräuche hervorgerufen haben. Im Sinne der Deduktion sucht er nun die Tracht (richtiger Kleidung, denn Tracht ist deren nationale, lokale und soziale Ausbildung) von der psychologischen Wurzel des Schamgefühles als eines allgemein menschlichen (dies nach Ratzel, Völkerkunde I, 63) Besitzes abzuleiten, — im Gegensatz, wie er selbst betont, zu der fast durchaus geltenden Zurückführung auf die Putzsucht. Dafür sind ja nicht nur die S. 6 Angeführten — sondern auch Gewichtigere wie Waitz, Heller oder Lippert eingetreten. Ratzel I, 64 ist nicht ohne weiteres der Meinung wie Schurtz. Die Berechtigung und Ersprießlichkeit der Deduktion als Methode wird niemand bestreiten, insofern sie zeigen kann, ob das gewählte Prinzip zur hypothetischen Erklärung genügt.

Eine Prüfung des Prinzips, eine Untersuchung des Begriffes des Schamgefühles fehlt; sie scheint, soweit Referent vorläufig sieht, auch sonst noch nicht versucht worden zu sein. Als allmählich entstanden betrachtet es aber auch Schurtz, nur verwahrt er sich gegen den „ungeheuerlichen Gedanken, daß es aus der Gewohnheit der Kleidung erst herangezüchtet sei". Als dessen Ausgang gilt ihm vielmehr der geschlechtliche Alleinbesitz, die

Ehe, die Eifersucht des Mannes. Deshalb werde die Verhüllung der Weiber allenthalben als nötiger empfunden. Da nach seinem Prinzip der Ausgang der Kleidung die Bedeckung der Geschlechtsteile ist, völlige Nacktheit eines oder beider Geschlechter als Rückschritt erscheint, so gelten Beschränkungen der Bedeckung und des Schamgefühles auf andre Teile, wie Nabel, Gesäß, oder Gesicht, als Perversitäten (Abschnitt IV). Symbolische Andeutung der Kleidung (V) und damit Anerkennung des Bedürfnisses der Verhüllung findet Schurtz auch in der Muschel der Melanesier, die bloß die Eichel bedeckt; so sind auch Schmutzkruste, Fetteinreibung, Bemalung und Tättowierung (VI) als Ersatz der Kleidung behandelt. Der VII. Abschnitt handelt von der Mode bei Naturvölkern; voraus geht eine Betrachtung des Begriffes der Mode. Nur soweit die Kleidung Schmuck sei, bleibe sie fortwährendem Wechsel unterworfen; das Durchdringen einer Mode hänge davon ab, ob sie der allgemeinen Stimmung, erzeugt vom Gange der Politik und der wirtschaftlichen Lage, entspreche. Daß aber die Schnelligkeit des Wechsels proportional der Abnutzung schmückender Kleidungsstücke sei (S. 97), wird kein Ehemann oder Vater unterschreiben. Zum Titel gehört nur der Einfluß europäischer und arabischer Tracht in Afrika. Im VIII. Abschnitt, Erweiterung der Tracht, läßt Schurtz sein Prinzip fallen, Rücksicht auf Schutz, auf Schmuck und Symbolik bedingen sie. Wie reichere Kleidung Abzeichen der Vornehmheit gegenüber dem Sklaven ist, so drückt Entblößung auch Unterwürfigkeit — unsre Hoftracht, ausgeschnittene Kleider! S. 124 — und Trauer aus. Daß reichlichere Kleidung nicht immer Steigerung der Schamhaftigkeit sei, das spreche gegen deren Entstehung durch gewohnheitsmäßige Bekleidung. Auch die beiden letzten Abschnitte, Tracht (Kleidung!) und Moral (IX) und Tracht in der Kunst umschreiben nur im einzelnen, daß Sittlichkeit und Kleidung getrennte Wege wandeln. Sie zeigen aber auch, daß das angeschlagene Thema einer **Psychologie der Kleidung** nicht ausgeführt werden kann, ohne die Kultur-, Sitten- und Trachtengeschichte auch andrer Völker heranzuziehen. Die Beweiskraft von Beobachtungen an sogenannten Naturvölkern ist überhaupt begrenzt. Auch andre Punkte, wie die Ehe, d. h. Monogamie mit der Eifersucht, erfordern breiteren Ausbau als hier am Platze sein könnte; es sind Probleme der Soziologie und Urgeschichte.

Dr. Schultheiß-München.

Dr. Walter F. Wislicenus, Handbuch der geographischen Ortsbestimmungen auf Reisen zum Gebrauche für Geographen und Forschungsreisende. Mit 19 Fig. im Text. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1891. XII, 270 S.

Der Verf. bemerkt im Vorworte wohl mit Recht, daß diejenigen Andeutungen zur Anstellung von Ortsbestimmungen, deren Autoren Astronomen sind, meist viel zu sehr ins Einzelne gehen und auf Punkte Gewicht legen, welche z. B. für den Forschungsreisenden von untergeordneter Bedeutung sind, daß dagegen wieder die Lehrbücher der mathematischen Geographie „zu wenig astronomisch" angelegt zu sein pflegen. Beides trifft zu und ist in der Natur der Sache wohl begründet. Für die Erdkunde als solche ist die Festlegung eines bestimmten Punktes durch Koordinaten nur eines der vielen Probleme, an deren Lösung sie zu arbeiten hat, ein hochwichtiges und umfassendes freilich, aber doch keines, das im Systeme mehr Raum und Zeitaufwand zu fordern berechtigt wäre, als etwa die Erforschung der Erdgestalt oder das Studium der Bewegungen unseres Planeten. Dem Unterzeichneten ist wohl auch in einzelnen Besprechungen seines vor Jahresfrist erschienenen „Handb. d. math. Geogr." der Vorhalt gemacht worden, daß auf diesen Punkt, zumal auf die Verdeutlichung der abstrakten Lehren durch Beispiele, zu wenig Bedacht genommen worden sei, allein ein derartiges Verlangen beruht auf einer Verkennung dessen, was ein systematisches Werk, ein Handbuch zumal, zu leisten bestimmt ist und zu leisten hoffen darf. Hierfür muß ein Buch dienen, wie dasjenige von Wislicenus, mit dessen Veröffentlichung der Verf., wie uns bedünken will, einen guten Griff gemacht hat.

Der Vorzug des Buches besteht darin, daß es sich strenge an die Anforderungen der Praxis hält, nicht zu viel voraussetzt und durch eine Fülle vollständig in Zahlen durchgeführter Rechnungsparadigmen den Praktiker, an den es sich ausschließlich wendet, in den Stand setzt, sich selbst zu helfen und diejenige Genauigkeit zu erreichen, welche für geographische Zwecke ausreichend ist. Man glaubt zu bemerken, daß der Verf. schon an wissenschaftlichen Reisen teil genommen und die auf solchen sich ergebenden Erfahrungen an sich selbst gemacht hat; darauf weisen hin seine Bemerkungen über die Behandlung der Instrumente, über deren Verpackung, über die Anbringung gewisser Korrektionen u. s. w. Von Winkelmeßinstrumenten werden speziell Universalinstrument, Spiegelsextant und Prismenkreis berücksichtigt, während neben den Uhren auch der von Chandler erfundene „Chronodeik" hinsichtlich seiner Verwendung zur Zeitbestimmung besprochen worden ist. Für die Breitenbestimmung empfiehlt der Verf. als die genaueste die Methode von Gauß (drei Sterne in gleicher Höhe); die Längen lehrt er nicht bloß terrestrisch oder durch Monddistanzen aufzufinden, sondern er trägt auch dem früher in so hohem Ansehen stehenden und in etwas ungerechtfertigten Mißkredit gekommenen Verfahren Rechnung, welches von den Verfinsterungen der Jupiterstrabanten Gebrauch macht.

Großes Lob verdienen die sehr übersichtlich angelegten Rechnungsschemata, welche es auch dem mit mathematischen Dingen weniger Vertrauten ermöglichen, sich rasch zurechtzufinden. Wer mit den Hauptsätzen der sphärischen Trigonometrie vertraut ist, findet keine theoretische Schwierigkeit bei dem Studium des Werks; die praktischen Schwierigkeiten dagegen, wie sie das Beobachten selbst darbietet, werden nur von der unausgesetzten Übung überwunden. Insoweit ein gedruckter Ratgeber dieses Geschäft abzukürzen und zu erleichtern vermag, wird der vorliegende seine volle Schuldigkeit thun, und er sei deshalb vorwiegend geographischen Kreisen recht angelegentlich empfohlen.

München. S. Günther.

W. J. van Bebber. Die Wettervorhersage. Eine praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte für alle Berufsarten. Im Auftrage der Direktion der deutschen Seewarte bearbeitet von ... Stuttgart, Verlag von F. Enke, 1891.

Das treffliche Buch des bewährten Meteorologen richtet sich an das große Publikum, insbesondere an alle Berufsklassen, welche in höherem Grade von Wind und Wetter abhängig sind, und hat den Zweck, die Grundzüge der Meteorologie in gemeinfaßlicher Weise darzustellen, insbesondere den Leser zu befähigen, sich ein selbständiges Urteil über die jeweilig sich vollziehenden Witterungserscheinungen zu bilden, damit derselbe in Stand gesetzt werde, auf Grund des erforderlichen Materials auf die kommenden Witterungsvorgänge zu schließen. Bei der außerordentlichen Bedeutung der Wettervorhersage ist das trefflich geschriebene Werk von sehr hohem Wert hauptsächlich auch des Nutzens wegen, welcher daraus für das Berufsleben gezogen werden kann.

Dr. Geuß.

Aus allen Erdteilen.

— Die Einwohnerzahl Britisch-Indiens beträgt nach den vorläufigen Ergebnissen der eben abgeschlossenen Zählung 220 490 000, was gegenüber dem Zensus des Jahres 1881 eine Zunahme von fast 22 Millionen Seelen ergiebt. Rechnet man die Bevölkerung der Vasallenstaaten hinzu, so ergeben sich 285 bis 290 Millionen Einwohner. — Die Hauptstadt Kalkutta hat 674 000, mit den Vororten, wozu auch Bally und Howrah gehören, aber 969 000 Einwohner. Bombay hat 806 000 und Madras 449 000 Einwohner.

— Über ein Knochenlager mit Säugetierüberresten, welches bei Ixelles in der Umgegend von Brüssel entdeckt wurde, hat Mourlon im Bull. de l'Ac. roy. de Belgique, t. XVII, 131 bis 151 ausführlich berichtet und demselben ein prädiluviales, nämlich pliocänes Alter zugeschrieben. Nach Boule, welcher Gelegenheit hatte, die betreffenden Überreste aus eigner Anschauung kennen zu lernen, zwingen weder Gesamtcharakter der Fauna, noch auch die Lagerungsverhältnisse dazu, derselben ein höheres Alter zuzuschreiben als ein diluviales. (L'Anthropologie 1891, 49 S.) S.

— Kamerun. Auf Seite 127 haben wir den Abgang der Zintgraffschen Expedition von der Barombi-Station nach Norden angezeigt und können jetzt einen Schlußbericht darüber folgen lassen. Am 9. Dez. traf Dr. Zintgraff nach einem anstrengenden Marsche durch sumpfiges Gelände in Baliburg ein. Der Gesundheitszustand sämtlicher Mitglieder war trotz der ungewöhnlich lange dauernden Regenzeit recht befriedigend. Leider hat der Vertreter von Jantzen und Thormählen, Eggert, auf der Elefantenjagd durch ein verwundetes Tier, das den Schützen in der Wut ins Wasser schleuderte, sein Leben verloren. Die früher feindseligen Banyangs stellten Träger und lieferten Lebensmittel. Doch empfiehlt Zintgraff, in das größte Dorf der Banyangs, in Miyimbi oder Difang Tale, eine Besatzung unter einem Europäer zu legen, um das Volk in Obacht zu halten und an den Frieden zu gewöhnen. Auf der Station Baliburg, die in der elfmonatlichen Abwesenheit ihres Begründers arg zerfallen war, mußten verschiedene Neuanlagen und Pflanzungen gemacht werden. Der Häuptling des Landes, Garéga, ließ seine Neger mithelfen, gab auch die Erlaubnis, daß Weiße allenthalben in seinem Gebiete umherreisen und Handel treiben dürfen.

Die so glücklich begonnene Expedition hat nach in letzter Stunde einen traurigen Abschluß erhalten. Bei Bafut, nördlich der Barombistation und schon auf der deutsch-englischen Grenze belegen, kam es mit den Eingeborenen, die sich bereits auf Zintgraffs erster Reise sehr bösartig gezeigt, zum offenen Kriege. Den Anlaß dazu gab die Ermordung zweier Wei-Jungen, die Dr. Zintgraff dem Häuptling in Bafut zugeschickt hatte, um ihm ein Freundschafts- und Handelsbündnis anzubieten. Statt dessen ließ der neidische und durch die Bevorzugung des Bali-Fürsten Garéga in seinem Stolze gekränkte Wilde die beiden Sendlinge töten. Sofort stockte der eben eingeleitete friedliche Verkehr; es kam kein Elfenbein auf den Markt und das Ansehen der Deutschen begann zu schwinden. Um jene Unthat zu rächen und zugleich das sinkende Ansehen wieder herzustellen, entschloß sich Dr. Zintgraff zum Kampfe. Am 31. Januar lieferten die Weißen, vereint mit 5000 Mann Hilfstruppen der Balis, den etwa 10 000 Bafuts, Bandengs und ihren Anhängern ein großes Gefecht, das anfangs siegreich war, schließlich aber mit einer Niederlage endete, die durch den Tod des Leutnants v. Spangenberg, des Expeditionsmeisters Huwe und der Handelsbeamten Nehber und Tiedt für die Deutschen um so schmerzlicher wurde.

Nach dem Gefecht hielt sich Dr. Zintgraff noch 14 Tage in der Station Baliburg auf, um einen möglichen Angriff der Bafuts abzuwarten; allein diese verhielten sich ruhig und Zintgraff konnte ungehindert die nötigen Schutzmaßregeln treffen. Er ließ den Expeditionsmeister Carstensen mit 140 Mann in Baliburg, während Caulwell mit 25 Mann nach Miyimbi gelegt wurde zur Bewachung der Handelsstraße. Der Führer selbst ging dann nach Kamerun zurück, in der Absicht, weitere Schritte gegen die Feinde in Bafut vorzubereiten.

Es steht zu hoffen, daß das Auswärtige Amt in Berlin, gegenüber diesen erschütternden Thatsachen, aus seiner lauen Zurückhaltung heraustritt, damit das deutsche Blut nicht umsonst in Afrika verspritzt ist. Männer, wie der gefallene Leutnant v. Spangenberg, der mit sprachlichen und astronomischen Kenntnissen gründlich ausgerüstet war, strömen unsern Schutzgebieten wahrlich nicht in Scharen zu; ein solcher Verlust ist also um so schwerer zu ersetzen.

Was die Sicherung der Kolonie anlangt, so führt uns der letzte Mißerfolg ganz von selbst auf den Plan der Hamburger Handelshäuser Woermann und Jantzen und Thormählen zurück, nämlich in Kamerun eine Schutztruppe von 200 bis 300 Haussas zu organisieren, die, über das Land verteilt, den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen, wie diese selbst zu schützen hätte. Außerdem müssen, wie Dr. Zintgraff vorschlägt, die treuen Balis unter Garéga bewaffnet werden, damit sich dieselben zu einer Art kostenlosen Schutztruppe heranbilden.

Augenblicklich ist unsre Lage in Kamerun geradezu unhaltbar. An der Küste sitzen die übermütigen Duallas und beuten nach wie vor ihr Monopol als Zwischenhändler rücksichtslos aus. Im Innern vernichten die kriegerischen Bafuts die eben geknüpften guten Beziehungen zu friedlichen Völkern, erschlagen unsre wackern Kulturpioniere und töten ungestraft Hunderte von unsern schwarzen Freunden. Das tiefe Hinterland endlich, Adamaua und den Zugang zum Tschad, sowie zu den nördlichen Tributären des Congo, trachten die Franzosen an sich zu bringen, denen es schon seit langem gewaltig nach jenen Reichen gelüstet.

Das Programm des Comité de l'Afrique Centrale und ein Artikel im Journal des Debats über die Expedition Paul Crampels zum Tschad zeigen deutlich die Gefahren, welche uns seitens der Franzosen für Kamerun drohen.

H. S.

— Die Schwierigkeiten des Telegraphenbaues in Yünnan werden in einem Bericht des Statthalters dieser Provinz in der amtlichen Pekinger Zeitung geschildert. Die Drahtlinie reicht jetzt bis nach Momein an der Grenze Birmas. Die Strecke von der Stadt Yünnan ist 1600 Li oder 440 km lang und führt durch ein bergiges, dicht bewaldetes Land, wo oft auf weite Strecken keine Menschen, aber Tiger und Wölfe gefunden wurden und die Arbeiter unter freiem Himmel in höchst ungesunder Gegend schlafen mußten. Besondere Schwierigkeit verursachte die Überschreitung der Flüsse Mekong, Salwin und Schweilei. Namentlich raffte am Salwin die Malaria viele Arbeiter hin und das Klima war hier, nach des Statthalters Bericht, so schlecht und feucht, daß den Pferden die Hufe von den Füßen abfaulten. Die Linie war im Mai 1890 vollendet. Von Momein, dem chinesischen Grenzorte, bis Bamo, dem englischen Telegraphenendpunkte am Irawaddi in Birma, ist nur eine verhältnismäßig kurze Strecke.

— Kaiser Wilhelms-Land. Im November und Dezember 1890 hat Dr. Lauterbach aus Breslau eine Expedition zur näheren Erforschung der Astrolabe-Ebene unternommen, worüber jetzt die ersten Berichte kund werden. In Begleitung eines Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie und der nötigen Träger ging Dr. Lauterbach zuerst den Gogolfluß hinauf, welcher bei der Gorimaspitze in die Astrolabe-Bai mündet. Der Fluß war 14 km aufwärts für eine Barkasse von 4 bis 5 Fuß Tiefgang befahrbar; dann zog die Expedition noch weitere 60 km über diesen Punkt hinaus und fand am nördlichen Flußufer eine ausgedehnte, mit Urwald bestandene Ebene, die vortrefflichen Boden enthält. Am südlichen Ufer traten die Berge dichter, als man bisher vermutet, zum Wasser heran. Das Land war im oberen Gebiete stark bevölkert und von höchster Fruchtbarkeit und Schönheit. Die Eingeborenen zeigten sich freundlich und entgegenkommend.

H. S.

— Die Vereinigten Staaten von Australien. Der 9. April 1891 ist der Geburtstag dieses neuen großen Staatenwesens: The Commonwealth of Australia, denn an diesem Tage hat die zu Sydney tagende Versammlung der Abgeordneten der bisherigen einzelnen Kolonieen die Bundesverfassung für ganz Australien angenommen. Noch ist dieselbe von den einzelnen Kolonieen und dem britischen Parla-

mente zu ratifizieren, worüber indessen kein Zweifel besteht. An der Spitze des Bundes befindet sich künftig ein einziger, von der Krone ernannter Generalgouverneur; die bisherigen Kolonieen bestehen als Staaten mit eigener Gesetzgebung fort, doch besitzen sie ein gemeinsames Parlament mit zwei Häusern, Abgeordnetenhaus und Senat, deren ersteres aus direkten Wahlen hervorgeht, während letzterer durch die Parlamente der einzelnen Staaten erwählt wird. Sieben Minister stehen dem Gouverneur zur Seite; ein höchster Gerichtshof wird (nach Art desjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika) geschaffen. Zwischen den einzelnen Staaten besteht Handelsfreiheit. Die sieben bisherigen Kolonieen (Neu-Süd-Wales, Viktoria, Queensland, Südaustralien, Westaustralien, Tasmania und Neuseeland) umfassen (1889) 7964000 qkm mit einer Bevölkerung von 3860000 Seelen, das macht durchschnittlich nur 0,5 auf den Quadratkilometer. Am dichtesten bevölkert ist Viktoria mit 5 Seelen auf den Quadratkilometer. Eingeborene sind auf dem Kontinente noch 31000, auf Neuseeland noch 42000 vorhanden. Melbourne, die größte Stadt, zählt 440000, Sydney 370000, Adelaide 120000 und Brisbane 85000 Einwohner. Die übrigen Städte sind wesentlich kleiner.

— Fortschritte des Deutschtums in Nordschleswig. Eine halbamtliche Statistik ergiebt die bezeichnende Thatsache, daß in den 57 Kirchengemeinden, in welchen bis 1864 der Gottesdienst abwechselnd in deutscher und dänischer Sprache stattfand, das dänische vollständig und zwar mit Zustimmung der Mehrheit der Bewohner verschwunden ist, so daß dort die Kirchensprache jetzt ausschließlich deutsch ist; in den 114 Kirchspielen Nordschleswigs, in welchen bis 1864 kein deutsches Wort in der Kirche gehört wurde, wird jetzt in 45 Kirchen der Gottesdienst in deutscher und dänischer Sprache gehalten, so daß jetzt nur 69 Kirchspiele ausschließlich dänische Kirchensprache haben. Während der ersten zwanzig Jahre nach 1864 machte die deutsche Sprache auf kirchlichem Gebiet keine umfangreichen Fortschritte. In den sechs „gemischten" Gemeinden der Propstei Süd-Tondern wurden die dänischen Gottesdienste vollständig beseitigt, während die Gemeinden Abel und Ropstedt in der Propstei Nord-Tondern, Holebüll, Rinkenis, Klipleff und Ries in der Propstei Apenrade und Broacker in der Propstei Sonderburg teilweise deutsche Kirchensprache erhielten. Seit dem Jahre 1885 hat die deutsche Sprache auf kirchlichem Gebiete in Nordschleswig einen nie geahnten Fortschritt gemacht, indem seit diesem Zeitpunkte in nicht weniger als 28 neuen Kirchspielen die Kirchensprache teilweise deutsch wurde, nämlich in den Gemeinden Hammeleff, Schottburg, Hügum, Holk, Frörup, Stepping, Jögerup, Hoptrup, Alt-Hadersleben, Sommerstedt, Tostlund, Rödding, Scherrebek, Hviddiug und Oxenwatt der Propstei Hadersleben-Tönninglehn, in den Kirchspielen Ulderup, Ulkebüll und Kekenis der Propstei Sonderburg, in den Gemeinden Quars, Uk, Jordkirch und Bjolderup der Propstei Apenrade, sowie in den Kirchengemeinden Bulderup, Buhrkall, Tingleff, Hoist, Hortrup und Brede der Propstei Nord-Tondern.

— Die Missionen am Kilimandscharo. In Modschi (Moschi) am Kilimandscharo besteht seit längerer Zeit eine englisch-evangelische Mission, deren Vorstand und Arzt Dr. Baxter ist. Neben ihm wirkt der Engländer Stegall, der seine europäischen Hosen abgelegt hat und dafür das Kikoi, das Lendentuch der Eingeborenen, trägt; was, wie Dr. E. Wolf schreibt, vielfach bei den englischen Missionaren im Innern Sitte ist, wiewohl dadurch das Ansehen der Europäer gegenüber den Eingeborenen geschädigt wird. Der Unterricht in dieser Mission ist in englischer Sprache, wiewohl sie auf deutschem Gebiete liegt, und über dem Missionshause weht die englische Flagge! Stegall hat eine Druckerei eingerichtet, in welcher er ein Lesebuch sowohl in der Kimodschi- wie in der Kivetasprache hergestellt hat; am Schlusse des 16 Seiten umfassenden Buches steht das Vaterunser. Die Schüler der Mission stammen aus den umliegenden Gehöften. — Die französischen katholischen Missionare, an deren Spitze Pater Sonnenginger steht, haben 6 Stunden höher hinauf im Gebirge ihre Station errichtet; in dieser wird nicht etwa französisch, sondern deutsch und kisuaheli unterrichtet. Bezüglich der Erfolge und Wirksamkeit der Missionen am Kilimandscharo verweisen wir auf Dr. Hans Meyers Werk: Ostafrikanische Gletscherfahrten, S. 294.

— Katholische Missionen in Afrika. Von den unter Kardinal Lavigerie stehenden afrikanischen Missionen ist eine Übersichtskarte erschienen (Carte des missions des Pères blancs et des Soeurs missionaires de N. d'Afrique), welche die zahlreichen Sitze dieser vom Maison Carrée in Algerien ausgehenden Missionare zeigt. Die nordafrikanische Mission umfaßt Algerien und Tunis und reicht im Innern bis zum Niger und Tsadsee. Das Vikariat des Viktoria Nyanza umfaßt die Umgebung dieses Sees und den weißen Nil (mit Uganda); ein andres Vikariat zieht sich am östlichen Tanganjikasee hin und ist nach ihm benannt. Westlich von demselben erstreckt sich das Provikariat des oberen Congo; ganz in das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet fällt das Provikariat von Unjanjembe, und am Nyassasee liegt das nach diesem bezeichnete Provikariat. In Deutsch-Ostafrika befinden sich folgende Missionen der weißen Brüder: Saint Marie Karema am Tanganjika, gegründet 1881, Hauptsitz; Saint Jean d'Usipa, südlich vom vorigen, dazu fünf Nebenstationen; Kipalapala, Hauptsitz der Mission in Unjanjembe, Usambiro, nordwestlich von diesem. Auf diesen Stationen wirken ein Vikar, ein Provikar, neunzehn Väter und Brüder, und drei schwarze, in Malta gebildete Ärzte. Am deutschen Ufer des Viktoriasees liegen: Notre Dame des Exilés und Notre Dame de Kamoga.

— Die Zahl der Ainos auf der Insel Jeso gab Dr. B. Scheube in seiner Schrift über dieses Volk (Yokohama 1882) auf rund 17000 für die damalige Zeit an. Genaue Angaben konnte er nur für einen Teil der Insel erlangen, doch konnte er das Übergewicht des männlichen über das weibliche Geschlecht feststellen. Jetzt teilt Nature (5. März 1891) eine Statistik der Ainos mit, welche für das Jahr 1872 zusammen 15275 Ainos und für 1888 17062 (8475 Männer und 8587 Frauen) ergiebt. Mit einigen Schwankungen hat daher eine Zunahme der Ainos, deren Aussterben man befürchtete, stattgefunden. Auf Jeso leben 350000, meist eingewanderte Japaner.

— Einwohnerzahl Birmas. Dieselbe betrug nach der Aufnahme für das Jahr 1890 in Ober-Birma 2500000, in Unter-Birma 4430000. Hierbei sind die Schanstaaten mit 500000 Seelen nicht inbegriffen, ebenso nicht die Stämme der Tschins, Katschjens und Roten Karens, die zusammen 100000 Köpfe ausmachen.

— Wölfe in Frankreich. Im Jahre 1884 wurden 1035; in 1885 900; in 1886 760; in 1887 701; in 1888 505; in 1889 515 Wölfe in Frankreich getötet, die meisten in den Departements Dordogne und Charente. Das ergiebt eine stetige Abnahme und Aussicht auf gänzliche Ausrottung dieses Raubtieres.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 19.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Ethnologische Gedanken.

Von Dr. Alb. Herm. Post.

Die Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts haben allmählich ein mächtiges Material zusammengetragen und auf diesem Material beginnt sich langsam aber sicher fortschreitend ein Bau des menschlichen Wissens aufzutürmen, welcher, wenn er einmal vollständig fertiggestellt sein wird, sich wesentlich anders ausnehmen wird, als alle Weltanschauungen, welche bisher von den Völkern der Erde erzeugt sind.

Die naturwissenschaftlichen Anschauungen beginnen in unsern Tagen schrittweise auch in das Gebiet des Volkslebens vorzurücken und die Sozialwissenschaften zeigen die Tendenz, sich zu einer einzigen Naturwissenschaft des sozialen Lebens zu entwickeln. Diese Naturwissenschaft des sozialen Lebens ist die Ethnologie. Zur Zeit läuft sie noch neben den alten, aus andern Weltanschauungen erwachsenen Sozialwissenschaften her, indem sie sich als besondres Zweiggebiet in jene einschiebt. Es ist aber leicht möglich, daß später einmal alle Sozialwissenschaften nur noch als Zweig gebiete der Ethnologie erscheinen werden.

Die auf naturwissenschaftlicher Basis erwachsenen ethnologischen Anschauungen stehen in einem sehr bemerkenswerten Gegensatze gegen diejenigen, welche bisher die Sozialwissenschaften beherrscht haben, und lassen nach den verschiedensten Seiten hin das Volksleben in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Es handelt sich dabei auch nicht um Nebendinge, sondern um ganz fundamentale Punkte.

Schon die Natur des einzelnen Menschen, soweit derselbe als Glied der sozialen Verbände in Betracht kommt, erscheint vom Standpunkte der Ethnologie ganz anders, als von demjenigen der bisherigen Sozialwissenschaften.

Die bisherige Sozialwissenschaft hatte das menschliche Individuum von der ganzen übrigen Welt streng abgeschieden und ihr ein besonderes Reich des Geistes gegründet, in welchem es als willensfreies Wesen umherwandelte, erleuchtet von der Sonne der ihm allein beschiedenen Vernunft, weit erhaben über die übrige organische Welt unsers Planeten, weit erhaben selbst über den Wandel der Gestirne, die im trüben Banne des Naturgesetzes ihre Bahnen vollenden. Dem entsprechend schied sie das ganze Völkerleben aus dem Rahmen der Natur aus. Die Geschichte wurde von der Naturgeschichte streng abgesondert. In jener herrschte Freiheit, in dieser Gesetz. Die Geschichte entwickelte sich aus Kampf und Kompromiß der kleinen menschlichen Individualgötter. Sie wurde von den einzelnen Menschen gemacht. Sie wurde gekämpft und beschlossen.

Der Ethnologie ist diese ganze Anschauung über die Natur des Menschen fremd. Die Resultate ihrer Forschung sind mit einer solchen Anschauung vollständig unvereinbar. Sie findet die Menschheit gebannt in große, streng gesetzmäßige Entwickelungsgänge, welche über Jahrhunderte und Jahrtausende ihren festen Weg verfolgen, ganz unbekümmert um die kleinen historischen Ereignisse, welche nur hier und dort als Symptome jenes gewaltigen Werdeprozesses zu Tage treten. Die Einwirkung der einzelnen Individuen auf diesen Werdeprozeß ist minimal. Sie glauben zu treiben, aber sie werden getrieben, sie glauben zu denken, aber es denkt in ihnen, und wenn sich ein historischer Entwickelungsprozeß mit dem Namen einer historischen Persönlichkeit verknüpft, so ist nicht jener durch diese erzeugt, sondern diese durch jenen.

Die Entdeckungen der Ethnologie über die Entwickelungsgänge des Völkerlebens lassen keinen Raum für den willensfreien Menschen. Es kann ja nicht bestritten werden, daß der einzelne Mensch bis zu einem gewissen Grade die Empfindung hat, als ob sein Wille seine Handlungen bestimme, und man kann insoweit vom physiologischen Standpunkte aus von einer Willensfreiheit sprechen. Es scheint sich aber dabei lediglich um eine Übersetzung seines unbewußten und andersartigen seelischen Vorganges in das Bewußtsein des menschlichen Individuums zu handeln; denn die Resultate der Ethnologie lassen darüber gar keinen Zweifel, daß alle seelischen Thätigkeiten der einzelnen Menschen, sobald sie in der Sinnenwelt erscheinen und speziell, soweit sie im Volksleben wirksam werden, so gut im Rahmen des naturgesetzlichen Geschehens liegen, wie irgend ein andrer Prozeß in der Welt. Die großen Gesetze des Kosmos

machen keinen Halt vor dem willensfreien Menschen. Sie reichen hinein bis in die kleinsten Fäserchen des Volkslebens. Kein König, kein Philosoph kann sich ihrem Banne entziehen.

Der Gedanke eines naturgesetzlichen Verlaufs des Völkerlebens war den bisherigen Sozialwissenschaften ganz fremd. Es galt aber ein feststehendes Dogma, daß es im sozialen Leben keine Naturgesetze gebe und es konnte dies auch nach der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften, welche sich mit dem Volksleben beschäftigten, kaum anders sein. Den Ausgangspunkt für diese Anschauung bildete wohl ursprünglich die Geschichtsforschung. Diese zog ihrer Natur nach das Dogma groß, daß jedes Volk etwas Eigenartiges, von jedem andern Volke Verschiedenes sei, daß jedes Volk seine eigene Geschichte habe, welche sich nirgendwo auf der Erde wiederhole und für welche es bei andern Völkern höchstens zufällige Analogieen gebe. Die geschichtlichen Urkunden, namentlich die Chroniken, führten mit fast zwingender Gewalt zu dieser Anschauung. Denn sie überlieferten der Regel nach nur konkrete Zeitereignisse, welche als solche nur einmal vorgekommen und von jedem ähnlichen Ereignisse verschieden waren. Insoweit sich die Geschichte eines Volkes aus derartigen konkreten Ereignissen zusammensetzt, ist sie notwendig eine Geschichte, welche lediglich diesem Volke und keinem andern eigen ist. Durch die älteste ethnologische Disziplin, die Sprachwissenschaft, wurde diese Anschauung nur noch verstärkt, denn die Sprachen sind isolierte Produkte, welche nur in bestimmten Völkern und Völkergruppen ihren Boden haben.

Diese Anschauung machte sich auch in allen übrigen Sozialwissenschaften geltend. Der Blick der Vertreter derselben war in der Regel auf einzelne Völker beschränkt, deren Eigenart bis ins Kleinste zu begreifen für besonders wissenschaftlich gehalten wurde. Dehnte er sich einmal besonders weit aus, so umfaßte er das Gebiet der europäischen Kultur. Darüber hinaus gab es nur noch wertlose Wildnis. Bei einer solchen Betrachtung des Völkerlebens war es unmöglich, von einem gesetzmäßigen Entwickelungsgange in demselben irgend etwas zu entdecken. Denn es wurde geflissentlich alles ignoriert und vermieden, was in dieser Beziehung Aufklärung geben konnte.

Die Ethnologie führt zu ganz abweichenden Anschauungen. Seitdem sie ihre Studien auf alle Gebiete des Volkslebens und auf alle Völker der Erde ausgedehnt hat, ist es zu einer unumstößlichen wissenschaftlichen Errungenschaft geworden, daß in allen möglichen Gebieten des Volkslebens bei den verschiedensten Völkern der Erde gleichartige Sitten und Anschauungen zu Tage treten. Es steht fest, daß der Geist der Menschheit bei allen Völkern der Erde wesentlich gleichartige Sitten und Anschauungen erzeugt, ganz gleichgültig, welcher Rasse ein Volk angehört und welchen Erdteil es bewohnt. Und diese allgemein menschlichen Erscheinungsformen des Völkerlebens sind so überwiegend, daß die Eigenart der einzelnen Völker, welche allerdings ebenfalls überall zu Tage tritt, sehr oft nur als eine Spielart eines festen Typus erscheint. Solche ethnographische Parallelen finden sich in großer Massenhaftigkeit namentlich in den Gebieten der Religion und des Rechts. Sie treten aber auch in allen möglichen geselligen Sitten und Anschauungen hervor. Von Masken, Tänzen, Spielen, Trachten, Werkzeugen, Geburts-, Hochzeits- und Totenbräuchen, Sprichwörtern, Rechtsinstituten, Kunstformen spinnt sich eine ununterbrochene Kette gleichmäßiger Erscheinungen hinauf bis zu den höchsten religiösen und wissenschaftlichen Ideen; und sehr häufig sind diese Erscheinungen so seltsam, daß wir nach unsern landläufigen Anschauungen viel geneigter sein würden, sie für individuelle Ausgeburten des Gehirns von Spaßvögeln zu halten, als für Erzeugnisse des Geistes der Menschheit.

Es steht auch ferner fest, daß sich in den verschiedensten Gebieten des Volkslebens bei allen möglichen Völkern der Erde korrespondierende Entwickelungsgänge finden, welche unabhängig von der Eigenart der Völker und sogar vielfach unabhängig von ihren Existenzbedingungen sind, so daß sie als naturgemäße Erzeugnisse des geselligen Menschentums anzusehen sind.

Wie diese Parallelerscheinungen und diese gleichmäßigen Entwickelungsgänge im Völkerleben zustande kommen, ist von der Theorie des willensfreien und vernunftbegabten Menschen aus allerdings vollständig unbegreiflich. Es wird sich da stetig die Frage aufdrängen, ob denn außer den menschlichen Individuen, welche ein Volk bilden, noch ein geheimnisvolles Etwas existiere, welches die Geschicke eines Volkes leite, ob etwa in irgend welchen Klüften oder lichten Regionen ein Volksgeist hause und das Treiben der Menschen regiere. Sobald man sich mit der Ethnologie daran gewöhnt hat, das Volksleben als etwas im Rahmen der Natur Liegendes anzusehen, tauchen aber derartige Fragen überhaupt nicht mehr auf. So wenig wir die Gestirne Geistern zuweisen, die ihren Lauf leiten, so wenig wir die Geschicke eines Baumes einer Nymphe anvertrauen, so wenig bedürfen wir eines Volksgeistes, damit er den Gang des Volkslebens überwache. Die Gesetzmäßigkeit des Völkerlebens ist von einem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht rätselhafter, als die Gesetzmäßigkeit in den Bewegungen eines Gestirnsystems. Rätselhaft wird sie nur, wenn man den Menschen aus dem Reiche der Natur entfernt und ihn als willensfreien Gott in der Natur herumtaumeln läßt.

Sieht man mit der Ethnologie das Volksleben als ein Gebiet der Natur an, so hat dies den erheblichsten Einfluß auf die Stellung, welche dem individuellen menschlichen Bewußtsein zukommt. Mit der Theorie des willensfreien und vernunftbegabten Menschen hatte derselbe in seiner Vernunft einen Maßstab gewonnen, an welchem er die ganze Welt auf ihre Güte, Wahrheit, Schönheit, Zweckmäßigkeit maß. Sogar der Weltgeist war nicht davor sicher, von der menschlichen Vernunft gemeistert zu werden. Vom erhabenen Throne der Vernunft aus wurde dekretiert, wie die Welt sein müsse und vor allem war das Volksleben ein Gegenstand vernunftgemäßer Belehrung. Der Rechtsphilosoph erwies aufs Genaueste, was Recht sein müsse, ohne sich um die Entwickelungsgeschichte des Rechts zu kümmern; der Religionsphilosoph erklärte die Religion für unhaltbar und dem Verfall geweiht, wenn sie sich mit seiner Vernunft nicht vereinigen ließ; und schließlich erschienen auch noch Volksbeglücker, welche einen ganzen Staat aus ihrer Vernunft oder gar aus ihrem gesunden Menschenverstande, d. h. der landesüblichen Durchschnittsdummheit, herausarbeiteten und träumten, denselben in die Wirklichkeit übersetzen zu können.

Die Ethnologie ist gezwungen, der individuellen Vernunft eine ganz andre Stellung anzuweisen. Aus den großen Entwickelungsgesetzen, welche im Völkerleben wirksam sind, geht mit zwingender Notwendigkeit hervor, daß ein Volk ganz anders empfindet, fühlt und denkt, wie der einzelne Mensch. Das individuelle Empfinden, Fühlen und Denken erscheint vom ethnologischen Standpunkte aus nur als ein Ausläufer der gesamten seelischen Thätigkeiten, welche im Volksleben zum Ausdruck gelangen und von denen nur ein kleiner Teil dem menschlichen Individuum überhaupt bewußt wird. Damit kehrt sich die ganze bisherige Betrachtungsweise des Völkerlebens um. Anstatt das Völkerleben am Maßstabe der individuellen Vernunft zu messen, mißt der Ethnologe seine eigene Vernunft an den Empfindungen, Gefühlen und Gedanken, welche im Völkerleben zum Ausdruck gelangt sind. Anstatt durch seine Vernunft die Völker

zu belehren, lernt er von ihnen, um sich selbst zu erkennen. Anstatt vom Katheder der individuellen Vernunft aus den Glauben eines Volkes für Aberglauben, seine Sitten für Unsitten zu erklären, sind ihm Glaube und Sitte der Völker die geheimnisvollen Offenbarungen des Geistes der Menschheit, dessen wunderbares Schaffen er in der eigenen Seele nicht mehr ergründen, sondern höchstens in weihevollen Stunden ahnend empfinden kann.

Diese veränderte Betrachtungsweise des Volkslebens führt dann wieder zu der Konsequenz, daß der Ethnologe überhaupt nicht mehr danach fragt, ob irgend eine Volkssitte, irgend eine Volksanschauung gut, wahr, schön, zweckmäßig ist, sondern nur danach, ob sie vorhanden ist und welche Ursachen sie hat. Es ergiebt sich dies unmittelbar aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Völkerlebens. Ein Naturforscher wird sich nicht damit beschäftigen, darüber nachzudenken, ob die Welt etwa bisher gar nicht da wäre oder ob sie bisher anders wäre, sondern für ihn ist die Welt etwas Gegebenes, welches er soweit möglich auf seine Ursachen untersucht. Diese Anschauungsweise hat der Ethnologe auch in bezug auf die Erscheinungen des Volkslebens. Die Sitten und Anschauungen eines Volkes sind ihm ganz in der gleichen Weise ein wissenschaftliches Beobachtungsobjekt, wie es die Pflanzen für den Botaniker und die Tiere für den Zoologen sind. Die individuelle Wertschätzung einer Volkssitte oder einer Volksanschauung liegt ganz außerhalb seiner wissenschaftlichen Aufgabe. Er übt sie, wie jeder andre Mensch, persönlich, insoweit er selbst treibendes, von den seelischen Vorgängen des Volkslebens beeinflußtes Individuum ist; aber sie liegt außerhalb seiner Thätigkeit als Ethnologe. Diese Grundanschauungen lassen den Ethnologen auch die praktischen Gebiete unsers Volkslebens in einem wesentlich andern Lichte erscheinen, als in welchem sie Beobachtern erscheinen, welche sie nach der in den bisherigen Sozialwissenschaften üblichen Grundsätzen betrachten.

Als ein Beispiel mögen die Anschauungen über unsre Volksreligion dienen. Es existieren in unserem Volksleben im wesentlichen zwei Grundanschauungen über das Christentum. Die eine, die gläubig-theologische, betrachtet das Christentum als eine göttliche Offenbarung und somit als etwas Gegebenes, welches nur aus sich selber zu erklären ist, und ganz außerhalb des natürlichen Entwickelungsganges des Völkerlebens liegt. Die andre, die rationalistisch-philosophische, mißt den Inhalt des Christentums an der individuellen Vernunft des heutigen Menschen und behauptet im wesentlichen, da sich hier Differenzen ergeben, daß das Christentum, wenigstens in seinem überkommenen Zustande, im Zerfall begriffen und sein Untergang nur eine Frage der Zeit sei.

Die Ethnologie steht beiden Anschauungen gleich fremd gegenüber. Das Christentum erscheint ihr nicht als eine Offenbarung Gottes, sondern als eine solche des Geistes der Völker, die es erzeugt haben. Ihre Forschungen haben ergeben, daß dies religiöse Bewußtsein der Menschheit bei allen Völkern der Erde seinen ganz gebundenen Entwickelungsgang hat und in ganz bestimmten, sich überall auf der Erde wiederholenden Formen zum Ausdruck gelangt. Die ganze Entwickelungsgeschichte des Christentums trägt die unverkennbarsten Zeichen dieser allgemeinen Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit. Es giebt kaum eine einzige christliche Anschauung und Sitte, welche nicht bei den verschiedensten Völkern der Erde, mögen sie auf niederer oder hoher Kulturstufe stehen, ihre genauesten Analogieen hätte. Für den Ethnologen hat dies auch gar nichts Überraschendes. Die Vorgeschichte der christlichen Religion reicht bis zu den primitivsten Anfängen des religiösen Bewußtseins hinab. Eine Menge hochentwickelter religiöser Ideen älterer Kulturvölker sind in dieselbe übergegangen und von ihr weiter verarbeitet. Alles, was an religiösem Leben bei den Völkern, welche die christliche Religion im Laufe der Geschichte angenommen haben, vorhanden war, hat sie in sich aufgenommen und ihm ein christliches Gewand angelegt und bis ins kleinste Detail sind die relisen Bedürfnisse jedes Volkes von unzähligen fleißigen Arbeitern seit Jahrhunderten und Jahrtausenden studiert. So hat sich denn im Schoße der christlichen Kirche allmählich ein Schatz religiösen Lebens angesammelt, der sie befähigt, mit den mächtigsten Weltreligionen der Erde in Wettbewerb zu treten. Und dieser kolossale Bau sollte gefährdet sein, weil er mit der Vernunft des modernen menschlichen Individuums nicht in Einklang steht, weil er Reste von Weltanschauungen enthält, welche vergangenen Zeiten angehören und jetzt, wenigstens in Europa, nicht mehr entstehen könnten? Vom ethnologischen Standpunkte aus liegt gerade umgekehrt der Wert der großen Weltreligionen darin, daß in ihnen alles nebeneinander liegt, was seit Jahrtausenden durch religiös erregte menschliche Seelen zum Ausdruck gelangt ist, da vom ethnologischen Standpunkte aus in einem Volke stets gleichzeitig alle Schichten übereinander liegen, aus denen dasselbe allmählich zu seiner zeitigen Kulturhöhe erwachsen ist, so entspricht eine Religion nur dann den Bedürfnissen des ganzen Volkes, wenn sie jeder Schicht das dem religiösen Bedürfnisse dieses Entsprechende bieten kann. Es erscheint daher ganz gleichgültig, ob bestimmte religiöse Dogmen oder Gebräuche dem Entwickelungszustande bestimmter Schichten des Volkes nicht entsprechen, sofern sie nur dem Entwickelungsstande andrer Schichten zusagen. Es kann vom ethnologischen Standpunkte aus kaum irgend einem Zweifel unterliegen, daß das zeitige Christentum im wesentlichen mit dem Standpunkte des religiösen Bewußtseins der abendländischen Völker sich noch vollständig deckt; wie denn auch zu unsrer Zeit, in welcher weite Kreise sogenannter Gebildeter sich vom Christentum abgewandt haben, weil sie es mit den zeitigen wissenschaftlichen Anschauungen nicht für vereinbar halten, daß die Kirchen wie Pilze aus der Erde wachsen und eine so allseitige apologetische Litteratur entstanden ist, wie noch nie. Es wird auch das Christentum sich durch nichts ersetzen lassen, am allerwenigsten durch die Wissenschaft. Das Menschengeschlecht scheint ohne das mystisch-magische Halbdunkel der Religionen überhaupt nicht existieren zu können, und je mehr bei uns eine rein wissenschaftliche Weltanschauung die Oberhand erhalten würde, desto wahrscheinlicher würde eine Erstarkung der katholischen Kirche sein, welche die mystisch-magische Seite des religiösen Bewußtseins der Menschheit am reinsten bewahrt hat.

Ähnliche Differenzen zwischen den zur Zeit noch herrschenden und den ethnologischen Anschauungen ergeben sich hinsichtlich andrer Gebiete des Volkslebens.

Vor allem sieht sich das Gebiet der Wirtschaft und das eng damit verbundene Gebiet des Rechts vom Standpunkte der bisherigen Sozialwissenschaften und von demjenigen der Ethnologie sehr verschieden an.

Vom Standpunkte der Theorie des willensfreien Menschen aus ist das heutige wirtschaftliche und rechtliche Leben der westeuropäischen Völkerfamilien nach vielen Seiten hin ein idealer Zustand. Die zahlreichen und sehr kräftigen Störungen, welche uns tagtäglich vor Augen treten, kommen nur daher, daß noch nicht alle Menschen ihre begnadete Intelligenz als kleine willensfreie und vernunftbegabte Individualgötter auszufüllen vermögen. Dazu müssen sie erzogen werden, was allerdings recht schwierig zu sein scheint. Daran aber, daß der kleine willensfreie Gott mit allen seinen Attributen im wesentlichen weiter bestehen müsse, wird nur von wenigen gezweifelt.

Vom ethnologischen Standpunkte aus gewähren unsre zeitigen wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände dagegen ein mindestens sehr seltsames Bild.

Soweit der Blick des Ethnologen reicht, findet er die Menschheit stets gegliedert in soziale Verbände von bedeutender Solidarität der Interessengemeinschaft. Der Einzelne ist in diesen Verbänden stark gebunden, aber auch durch sie stark gestützt. Lediglich auf sich selbst finden wir ihn nirgendwo gestellt. Je weiter wir in der Geschichte der Völker zurückgehen, desto kräftiger sind diese Verbände. Der älteste soziale Verband, das Geschlecht, namentlich das seßhafte Geschlecht, die Hausgemeinschaft, eine Bildung, die mit geringen Abweichungen über die ganze Erde verbreitet ist, ist ein Verband von der allerhöchsten Solidarität, ein wichtiger Kommunalstaat im Kleineren. Die Hausgemeinschaft auf der vollen Höhe ihrer Entwickelung kennt nur gemeinsames Eigentum, welches von ihrem Oberhaupte im Interesse der Hausgenossen verwaltet wird, und aus welchem alle Bedürfnisse derselben bestritten werden. Das Land der Hausgemeinschaft wird von den Genossen gemeinsam bearbeitet, aller Erwerb derselben fällt in das gemeinsame Hausvermögen. Im Inneren wird die Ordnung der Hausgemeinschaft durch das Oberhaupt derselben oder durch die Gesamtheit der Genossen gehandhabt; begeht aber ein Hausgenosse nach außen hin, gegen einen Genossen einer andern Hausgemeinschaft einen Rechtsbruch, so trifft die Schuld für diesen Rechtsbruch alle Hausgenossen des Rechtsbrechers und alle Hausgenossen des Verletzten üben gegen alle Hausgenossen des Rechtsbrechers Rache. Es entsteht also zwischen den beiden Hausgenossenschaften Krieg. Die sogenannte Blutrache, welche so lange andauert, bis Friede geschlossen wird.

Von dieser ältesten Organisationsform des Völkerlebens bis zu unserm heutigen Zustande findet sich ein über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende sich hinziehender Zerfallprozeß, in welchem sich die ursprünglichen Assoziationsformen der Menschheit stets wieder neue Gestaltungen zu schaffen suchen, ohne je wieder zu einer so allseitigen Ausbildung zu gelangen, wie in der ursprünglichen Hausgemeinschaft. Das Geschlechtsvermögen löst sich, indem zunächst jeder Hausgenosse bestimmten Erwerb für sich behalten darf. Damit beschränkt sich dann die Haftung des Geschlechtsvermögens auf bestimmte Schulden. Das Sondergut der Genossen wächst immer mehr, so daß schließlich nur noch einzelne Grundstücke Geschlechtseigentum bleiben. Dann erlischt auch das Kollektionseigentum der Hausgenossen an diesen und es bleibt ihnen nur ein Recht des Vorkaufs im Falle der Veräußerung desselben. Endlich wird alles Geschlechtsvermögen Privateigentum. Damit ist dann zugleich jede Haftung eines Hausgenossen für Schulden eines andern erloschen. In gleicher Weise verschwindet auch die blutrechtliche Seite der Haftung der Hausgenossen für einander. Die blutrechtlich verantwortlichen Kreise werden immer kleiner, bis schließlich nur der einzelne Rechtsbrecher einem einzelnen Bluträcher gegenüber steht. So zerfällt das alte Geschlecht schließlich in unsre heutige Familie, welche wirtschaftlich und rechtlich kaum mehr eine soziale Existenz hat. Das alte Kollektiveigentum ist Individualeigentum geworden, aus der Haftung jedes Blutsfreundes für den andern ist die persönliche Haftung des Einzelnen für seine Handlungen entstanden; die gemeinsame Wirtschaft der Hausgenossen ist in die Einzelwirtschaft jedes Einzelnen übergegangen. Schließlich, um den Untergang des alten Geschlechts vollständig zu machen, ist an die Stelle des Racherechts und der Rachepflicht der Blutsfreunde die Strafjustiz des Staates getreten. Nirgendwo auf der Erde ist dieser Zersetzungsprozeß soweit vorgeschritten, wie im westlichen Europa. In China und Japan bilden die alten in Vermögensgemeinschaft lebenden Hausgemeinschaften noch heutzutage die Grundlage des Staatswesens und in Indien ist noch heutzutage in der Regel alles Eigentum Kollektiveigentum. Eine scharfe Bindung des Individuums in soziale Verbände tritt uns auch außerhalb der Familie bei allen Völkern der Erde entgegen. Wo sich Dorfgemeinschaften entwickeln, findet sich unter den Dorfgenossen überall eine starke Solidarität und regelmäßig gemeinsames Landeigentum, welches gemeinsam genutzt oder unter die einzelnen Haushalte periodisch verteilt wird. Wo herrschaftliche Organisationsformen entstehen, bilden wieder die Höfe feste soziale Stützpunkte, an welche sich die schutzbedürftigen Hörigen anlehnen. Ebenso sehen wir überall auf der Erde Kasten, Gilden, Zünfte mit bedeutenderer Solidarität der Mitglieder entstehen. Im heutigen westlichen Europa sind alle sozialen Verbände zerfallen. Jeder Einzelne wirtschaftet für sich, individuelles Eigentum überwiegt zu einem bedeutenden Grade und ist durch nichts mehr beschränkt, individuelle Haftung für Verbrechen und Schulden ist ausschließlich bekannt. Unser Recht wird immer mehr ein Komplex von individuellen Rechten und Pflichten. Unsre Rechtsordnung bezeichnet nur noch die Grenze, bis zu welcher der Mensch im Kampfe aller gegen alle seine Individualität bestätigen darf. Jeder Mensch ist auf sich selbst angewiesen und kann sich nur durch rücksichtsloses Hervordrängen seiner Individualität im harten Kampfe ums Dasein erhalten. Er ist heimatlos und friedlos. Seine Mitmenschen sind ihm mehr feindliche Gewalten als Freunde. Um sich eine wirtschaftliche Existenz zu schaffen, muß er rücksichtslos alle Mitmenschen niederdrängen, welche sich in derselben Not ihm in den Weg stellen. Dem Ethnologen müssen solche Zustände, trotz des Glanzes, welchen einzelne Individuen dabei um sich zu verbreiten vermögen, als Zustände eines tiefen sozialen Verfalls erscheinen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz oder lang stark sozialistische Triebe im Volksleben wachrufen werden. Man möge aus diesen kurzen Andeutungen ersehen, daß die Ergebnisse der Ethnologie allerhand Gesichtspunkte eröffnen, welche von den landläufigen Volksanschauungen stark abweichen. Ob die ethnologische Betrachtung des Volkslebens auf dieses selbst einen Einfluß üben wird, das ist eine zweite Frage. Gewöhnlich erwachsen neue Wissenschaften gleichzeitig mit neuen sozialen Bildungen im Volksleben und geben diesen festere Stützpunkte. Vielleicht hat auch die Ethnologie eine solche Mission zu erfüllen.

Übersicht der Slavenreste in Tirol.

Von Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann.

I.

Vor 25 Jahren erschien in der von A. Lukšić herausgegebenen (Wiener) Zeitschrift „Slavische Blätter" mein „Slavenreste in Tyrol" betitelter Aufsatz (I). Derselbe war ohne mein Vorwissen durch einen Freund, welchem ich ihn zur Durchsicht und Ergänzung übersendet hatte, in die Öffentlichkeit gelangt. Trotz seiner Mängel fand er freundliche Aufnahme und durch wiederholte Reproduktion eine über alle Erwartung weite Verbreitung. Er wurde auch für Andre

zum Anlaß, über den darin behandelten Gegenstand weitere Forschungen anzustellen und die Sonde fachwissenschaftlicher Kritik an das damit Gebotene zu legen. Im Jahre 1876 lieferte ich dazu Nachträge in Gestalt eines Anhangs zu meinem Werke „Die Romanen und ihre Verbreitung in Österreich“ (II). Hierdurch wurde die Aufmerksamkeit der in gleicher Richtung thätigen Litteraten neuerdings auf den Gegenstand gelenkt. Dr. Valentin Hintner beschäftigte sich mit demselben in seinen 1878 in Wien erschienenen „Beitr. z. tirolischen Dialektforschung“ (III). Der als Sprachenkenner und Förderer der katholischen Missionen in Afrika auch außerhalb seiner engeren Heimat geschätzte Gymnasial-Direktor Dr. J. C. Mitterrutzner zu Brixen in Tirol veröffentlichte im 29. Programm des dortigen k. k. Gymnasiums (1879) eine Abhandlung: „Slavisches aus dem östlichen Pusterthal in Tirol“ (IV), welche in geschichtlicher Beziehung meinen ersterwähnten Aufsatz ergänzt und den slavischen Wortschatz, welchen ich bis dahin konstatiert hatte, vervollständigt. Noch im nämlichen Jahre brachte das Journal des kaiserl. russischen Ministeriums der Volksaufklärung (Novemberheft 1879, S. 71 bis 83) einen Aufsatz des Akademikers A. Wesselofsky: „Die germanisierte slavische Niederlassung in Tirol, nach Bidermann, Mitterrutzner u A.“ (V). A. Unterforcher widmete in seiner, dem Programm des Leitmeritzer Gymnasiums für 1885 einverleibten Abhandlung „Romanische Namenreste aus dem Pusterthal“ (VI) auch den hier vorkommenden slavischen Namen einige Bemerkungen, vorwiegend polemischen Inhalts. Eingehender und auf Grund eigener Umschau behandelte der Letztgenannte die slavischen Namenreste im Osten des Pusterthales in vier weiteren Programmarbeiten, von welchen drei in Leitmeritz, die vierte aber in Eger auch als Sonderabdrücke publiziert wurden. Die Titel dieser Abhandlungen lauten: „Beitrag z. Dialekt- und Namenforschung des Pusterthales“ 1887 (VII); „Slavische Namenreste a. d. Osten des Pusterthales“ 1888 (VIII); „Zur slavischen Namenkunde a. Ost-Pusterthal“ 1889 (IX); „Beiträge und Berichtigungen z. slavischen Namenforschung a. Ost-Pusterthal“, Eger 1890 (X). Pfarrer Davorin Trstenjak veröffentlichte in der Klagenfurter Zeitschrift „Kres“ 1884 einen Aufsatz unter dem Titel: „Slovenske besede v Tirolskoj nemčini“ (Slavische Wörter im tiroler Deutsch) (XI). Ich selber habe in meiner Schrift: „Die Nationalitäten in Tirol“ (Forschungen z. deutsch. Landes- u. Volkskunde, I. Bd.) 1886 Ergänzungen zu meinen früheren Arbeiten anhangsweise beigebracht (XII). Jos. Patigler handelt in der ersten Abteilung der Programmarbeit „Ethnographisches aus Tirol-Vorarlberg“ im Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis für 1887 von „einstigen Wendensitzen in Deutschtirol“ (XIII). Der das Thema bloß streifenden Druckschriften gedenke ich im Folgenden nach Bedarf; die vorangeführten aber zitiere ich mit den römischen Zahlen, welche ich in Klammern jeder beisetzte.

Die Slavenreste in Tirol sind: teils in der Umgangssprache fortlebende, teils an Örtlichkeiten haftende slavische Wörter, die als sogenannte Hausnamen mitunter auch zur Bezeichnung von Familien dienen; ferner Gebräuche und rechtsgeschichtliche Überlieferungen; endlich einzelne Merkmale am Typus der Bevölkerung gewisser Gegenden, bezüglich welcher auch geschichtlich feststeht, daß sie einst von Slaven bewohnt waren.

Von den Slavenresten müssen die bloßen Anklänge slavischen Wesens unterschieden werden, welche durch ganz Tirol verbreitet sind, jedoch einen Rückschluß auf einstige Anwesenheit von Slaven an den Orten, wo sie sich vorfinden, nicht gestatten. Diese rühren von äußerer Einwirkung her oder es treibt, ohne daß auch nur derartiger Einfluß Platz gegriffen hätte — lediglich der Zufall damit sein Spiel. Ihnen müssen die oft täuschenden Analogien zugerechnet werden, welche auf den ersten Blick sogar als Slavenreste sich darstellen, während in Wirklichkeit nicht einmal ein Anklang slavischen Wesens vorliegt.

Von derartigen Vorkommnissen will ich hier zuerst berichten und zwar sowohl von denjenigen, welche als echte Anklänge Beachtung zu verdienen scheinen, als auch von den einer gründlichen Überlegung nicht Stand haltenden Seitenstücken. Mit letzteren hat sich A. Unterforcher wiederholt befaßt. Sein Verdienst ist es namentlich, falschen Deutungen mit beweiskräftigen Argumenten entgegengetreten zu sein und so manchen Irrtum berichtigt zu haben. Das Mißtrauen, womit er insbesondere die slavischen Anklänge auf ihren wahren ethnographischen Wert prüft, verleitet ihn zwar zu einer Strenge, welche ohne Not die slavischen Wurzelwörter durch romanische ersetzt wissen will und den Slaven überhaupt einen sehr beschränkten Einfluß auf jene Anklänge einräumt; allein die Vermutung streitet da in der That zumeist für eine andre Auslegung, als welche der Slavist im Sinne hat, und in dieser Hinsicht bildet Unterforchers Rückhältigkeit einen grellen Gegensatz zu der Geneigtheit, womit der im Frühjahr 1890 verstorbene Pfarrer Davorin Trstenjak die fraglichen Anklänge als Ausflüsse slavischen Wesens, ja häufig sogar als Belege für slavische Niederlassungen gedeutet hat.

Indessen sind die Ergebnisse, zu welchen Trstenjak beim Durchforschen des von J. B. Schöpf begonnenen und von Ant. J. Hofer vollendeten „Tirolischen Idiotikon“ gelangte, immerhin der Veröffentlichung würdig, weil sie trotz der Einseitigkeit und Übertreibung, womit der Genannte überall slavische Anklänge fand, wo nur ähnliches seiner Beobachtung sich darbot, — überraschende Winke in sich begreifen. Je ferner den Verfassern jenes „Idiotikon“ der Gedanke lag, daß am tirolischen Sprachschatze auch das Slavische einen Anteil haben könne, desto schätzbarer sind diese Winke. Daher gebe ich hier einen Auszug aus dem Verzeichnisse, welches Trstenjak veröffentlicht hat (XI). Augenfällige Mißgriffe bleiben unerwähnt.

Allgemein übliche oder doch an keine bestimmte Lokalität gebundene Ausdrücke sind in Tirol: Bisen, beslen = Rennen des von Bremsen gestochenen Rindes (slov. bez-ate, biz-ati); Plöschen, Bleschen = Schlagen, daß es schallt (slav. plesk-ati); Brenta = Kufe, Bottich (slav. brenta); Britsch = flaches Scheit zum Plattschlagen des Düngers (slav. peric̓, perača); Deje = Backtrog (russ. deza); Glutsche = Abteilung im Stalle für Kleinvieh (serb. Kljač = schiefer Dachboden); Gumpe = Kretin (slav. gumpec von gump = Kropf); Dörcher = Vagabund (slav. derhal = Gesindel); Juten = Käsewasser, Molken (slav. juta = eine durch Umrühren bereitete säuerliche Speise, russ. jur-aga = Käsewasser); Kauder = Werg (bei den karantan. Slaven čoder); Klenken = Schlingen machen (altslav. klenka); Tulli = junger Stier (slov. tuliti = brüllen); Paschebua = Hirtenknabe auf der Alm (slov. paša = Weide); Läs = Bergrutsch (slov. laz von lazim = rutschen); Schmatte = dickes Weib (slov. zmeten = schwer); Schmöchen = fortglimmen (slav. smoha = ein schwer entzündbares Tannengeäste); Schurimuri = übereilt, ungeschickt (slav. čurimuri); Tschogkl = Holzschuh (slov. čokel); Tschore = Närrin (slov. čura); Doll = gut, schön (russ. tály, altslav. toliti = begütigen). Auch die den Kühen beigelegten Kosenamen: Rumel, Muschga, Zucka, Moara und Rizza erklärt Trstenjak aus dem Slavischen, und zwar leitet er sie von rama, rema (= gestreiftes); musko (kroat. = Sommerrappe); čuha (= junge Kuh); maora (= schwarze Kuh) und ridža (= dunkelrote Kuh) ab.

Die Mehrzahl vorstehender Ausdrücke ist offenbar importiert worden, hauptsächlich durch Tiroler, welche außer

Landes Viehmärkte besuchten und dort die betreffenden Worte vernahmen (noch heutzutage wandern Schweinehändler aus Tirol bis ins Königreich Serbien) oder als Hausierer sie aufschnappten. Doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß sie vom östlichen Pusterthale, wo sie alteinheimisch gewesen, ihren Weg durchs übrige Land machten; mindestens wird dies von einigen anzunehmen sein, wie z. B. von Bisen, Plöschen, Britsch, Kauder, Klenken, Tulli, Tschogkl. Wie aber soll man es erklären, daß der an der Kärntner Grenze übliche Ausdruck „Köise“ = Schirmdach zum Aufhängen der Garben im Freien, wofür die Inner-Pusterthaler das Wort „Harpfe“ gebrauchen, — einer der wenigen Ausdrücke, denen auch im „Tirol. Idiotikon“ slavischer Ursprung zugestanden wird — in der Form „Köss“ auch im Sarnthale bei Bozen zur Bezeichnung solcher Schirmdächer dient? Und wie soll man es sich erst zurecht legen, daß im Schnalser Thale ein entehrtes Mädchen wie bei den Kärntner Slaven čura (Tschurl) heißt; daß die Vintschgauer einen zwischen Hügeln gelegenen Weideplatz „Gunck“ nennen, was dem slov. gonek (= Viehtrieb) entspricht; daß im oberen Etschthale der Halsbogen am Joche der Zugrinder „Karp“ heißt, während im Slavischen Kerp-lje den hölzernen Bogen bedeutet; daß im Leukenthale (zwischen Kitzbühl und Erpfendorf) das slavische Wort dober mit der nämlichen Bedeutung, die das deutsche „brav“ hat, angewendet wird; daß im Unterinnthale „eine Roi machen“ nicht etwa soviel als beim Tanze eine Reihe herstellen heißt, sondern „Roi“ da mit dem slavischen Roj (Schwarm) gleichbedeutend ist; daß ebendort die Schalen der Hülsenfrüchte mit dem slavischen Worteježico (abgekürzt: Schitzen) benannt werden; daß dort ein Morast „Serkl“ (vom slavischen serkati) heißt? Als weiteres Rätsel füge ich hinzu, daß das in Deutsch-Tirol allgemein übliche Wort Ritsche, womit offene Kanäle bezeichnet werden, seiner Bedeutung nach vollkommen mit dem slavischen Worte rieća übereinkommt, da die betreffenden Rinnsale gewöhnlich ein Netz von Wasseradern darstellen. Keinesfalls haben wir es da mit Slavenresten, sondern wir haben es da mit slavischen Anklängen zu thun, und selbst diesen gegenüber darf man sich skeptisch verhalten, schon weil die für das „Tirolische Idiotikon“ thätigen Sammler einzelne Wörter unrichtig aufgezeichnet oder lokalisiert haben können.

Nicht minder ist es zweifelhaft, ob die gewissen, vorzugsweise bei den Slaven verehrten Heiligen (dem h. Veit, dem h. Cyrill, dem h. Nikolaus, der h. Helena) geweihten Kirchen und Kapellen deshalb schon als Überbleibsel slavischer Gottesverehrung anzusehen sind. Ist ja doch die Slavizität des Veit-Kultus sogar für den Fall, daß er auf die Gottheit Svantevit zurückzuführen wäre, von kompetentester Seite in Frage gestellt worden. Siehe den diesbezüglichen Ausspruch des „Großmeisters der slavischen Sprachforschung“ (Miklosić) bei A. Unterforcher (X, S. 7).

Ich leugne auch nicht die Berechtigung der Bedenken, welche (ebenda) gegen die Behauptung erhoben wurden, daß die auf einen Voit hinweisenden Lokalbenennungen eine slavische Ansiedlung an dem Orte, dem sie anhaften, zur Voraussetzung haben.

Dagegen sind es unbestreitbare Slavenreste, welche ich im Nachstehenden verzeichne u. z.

I. In der Umgangssprache fortlebende Wörter. Diese vernimmt man fast ausschließlich im Iselthale und in dessen Verzweigungen. Es gehören hierher nach A. Unterforcher (IX, S. 26—29) folgende Ausdrücke: Ainschlizen für Stachelbeere (ošljice), Aunitschen für Hagebutten (aluice), Däbernitsche für eine Art Stachelbeere (debernice), Preslitzen für wild wachsende Johannisbeeren (prilesje = im Haselgebüsch), Parlieskeu für Frühlingszeitlose (prileska), Obletzen (auch Oublitz'n) für gekochte Rüben (oblica), Pötsch'n für gebratene Rüben (peeka), Jaus'n für Mittagmahl (južina), Barleß für Specht (brglez), Prèbigen (auch Prèbeten) für Zaunringe (vom slov. previti, winden, flechten), Vogrite (Pougritte) für schlechte Schlafstelle (pograd = Lager für Holzknechte), Pogratte für Tragbahre mit Fußgestell (gleichen Ursprungs), Bekez'n für wimmern (bekati = blöken), Tschatsch für wertlose Dinge (čača = Tand). Aus VII, S. 8 und X, S. 4 füge ich hinzu: Arl für eine Art Pflug (oralo), sowie für ein Geviertmaß (welches nach der Leistung dieses Pfluges bemessen wurde); ferner: Wurn für Alpenweide (von vora, dimin. vorina = Gehege). Aus III, S. 111 entlehne ich: Jauch-Wind = Südwind (Föhn) vom slav. jaug, der Süden. Damit ist aber der bezügliche Wortschatz noch keineswegs erschöpft. Mir selber stieß vor einigen Jahren westwärts vom Toblacher Felde, zu Niederdorf nämlich, das Wort Datschker für Kröte auf, welches mit dem das Gleiche bedeutenden, südslav. krastača zusammenhängt. Gewissermaßen mundartlich, wenn schon jetzt nur mehr auf einzelne Lokalitäten angewendet, sind Ausdrücke wie: Pol (Pölle) für Hügel mit einer abschüssigen Wand (vom slav. poljo = hügelige Gegend), Petsch (Pötsch) für Höhle (vom slav. peča, pećina), und Dröge für thalähnliche, durch Abrutschung entstandene Vertiefung (vom slav. podraga = am Graben). Derlei Wörter müssen den Bewohnern der Iselregion noch vor 100 Jahren weit geläufiger gewesen sein. Dies darf aus dem „Salzburgischen Idiotikon“ gefolgert werden, mit welchem L. Hübner im III. Bande seiner „Beschreibung des Erzstifts Salzburg“ (Salzburg 1796) uns bekannt macht. Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren danach im unmittelbar an die Iselregion grenzenden Nachbarlande außer manchen oben angeführten Wörtern noch Ausdrücke wie: Fempitzen für Flimmern, Gamitzen für Gähnen, Garitzen für Wimmern, Maulitzen für Zanken, Narritzen für Foppen, Napfitzen für Schlummern, Naukitzen für Jammern — gang und gäbe. Ist gleich die Wurzel dieser Wörter nur ausnahmsweise slavisch, so verrät doch die Endung große Vertrautheit mit slavischen Sprachformen und die Hinneigung zum Gebrauche derselben.

II. An Örtlichkeiten haftende Wörter. Die vollständigsten Verzeichnisse solcher hat bisher A. Unterkircher (VIII u. IX) geliefert. Aber auch Mitterrutzner hat die von mir (II) beigebrachten Belege schon um ein Beträchtliches vermehrt (IV). Es steht jetzt außer Zweifel, daß sowohl in den Katastern der Gegenwart, als in den Steuer- und Urbarbüchern der Vorzeit das Gebiet, von welchem hier zunächst die Rede, durch zahllose Lokalbenennungen slavischen Ursprungs als ehemaliges Slavenland gekennzeichnet ist. Darunter sind Wörter, die sich beinahe unverändert aus der Zeit erhalten haben, wo daselbst ausschließlich slavisch gesprochen wurde; so z. B. Geziska, eine Schafweide bei Windisch-Matrei (jazisko = baumlose Gegend); Gruschlitze, ein Acker in Schlaiten (kruškica = Ort, wo Birnbäume stehen); Laß, mehrfältige Bezeichnung von Äckern, (identisch mit laz = Neubruch); Mulitz, Thal und Alpe in Defereggen, Bach bei Ainet und zwei Wiesen bei Virgen (mulica, mylovica = Ort, wo Flutsand oder Schlamm liegt); Proseck, Weiler bei Windisch-Matrei (proseku = Verhau); Stanisla, Gemeindefraktion in Kals (stanište = Standquartier); Belitz, Alpen in Gwabl (belice = weiß, glänzend); Mallwitz, Alpe in Pregraten (malovice, malvice vom Personennamen Malov = Klein). Hierher gehören auch: die vielen aus deber = Anhöhe gebildeten Ortsnamen (Daber, Tabernitz u. s. w.); der Glabuschker Wald und die gleichnamige Wiese in der Gemeinde Grafendorf bei Lienz, vom altsloven. glaboku = tief; die Flur Gominig zu St. Johann im Walde von kamenik = steinig, das Bächlein Iselitz (Isolica, Diminutiv von Isel); der Röglas-

Bach (reklica) im Virgenthale und mancher andre Name, welchen Unterforcher jüngst (X) nachgetragen hat. Derselbe Forscher hat (ebenda, S. 13) die Wandlungen nachgewiesen, welche einzelne slavische Namen im Laufe der Jahrhunderte in der Iselregion erfuhren. Das heutige Prägratten hieß im Jahre 1329 pregrad, predegrad; das heutige Klein-Iselthal 1545 Jsliz, 1329 Jsoliz; das heutige Wölzlach 1545 Welzellach, 1329 welzedlach; das heutige Damerwitzen 1545 Damerwiz, 1329 tambrowiz. Daß das Pusterthal nach einem slavischen Worte (pustrica = Wüstenei) benannt sei, gilt längst für eine ausgemachte Sache. Der vorgenannte Forscher hat es aber mit einem Aufsatze, welchen er in Nr. 24 der „Lienzer Zeitung" vom 15. Juni 1889 veröffentlichte, sowie durch spätere Erörterung des Sachverhalts (in X) wahrscheinlich gemacht, daß diese Annahme falsch ist. Nach ihm kommt der Name von Pirrus, welche Bezeichnung der Rienzfluß getragen zu haben scheint und welcher zufolge die Bewohner des unteren (westlichen) Pusterthales Pyrusten genannt wurden[1]). Damit stimmt vollkommen überein, daß der mittelalterliche „Comitatus de pustrissa" den Landstrich zwischen dem Eisackthale und dem Gsießerbache bei Welsberg umfaßte, also ein Gebiet, auf dessen Benennung Slaven um so weniger Einfluß nehmen konnten, je gewisser es ist, daß deren Wohnsitze nicht bis dahin sich erstreckten. Denn die Einteilung der Gemeinden in „Rotten", welche für ehemaliges Slavenland charakteristisch ist, findet sich nirgends im vorerwähnten Gebiete. Die alten Gerichtsbezirke Toblach, Alt-Rasen, St. Michaelsburg und Schönegg zerfielen in „Malgreyen", ebenso zum Teile das Gericht Welsperg, während andre Fraktionen desselben „Oblayen" hießen, welcher Benennung wir auch in den älteren Steuerbüchern der „Anwartschaft" Gsieß begegnen. Das Oberamtsgericht Bruneck war in „Pinnwerke" geteilt.

[1]) Noch jetzt kommt der Name Pirisii als der einer im Pusterthale seßhaften Familie vor, nach welcher in Bruneck ein Haus benannt wurde.

Ein Ausflug nach Dublin.

Von Dr. Johannes Höfer.

I.

Das war eine stürmische Fahrt. Drei Stunden nur sind es von Holyhead bis Kingstown, aber wer die irische See kennt, weiß, daß man an diesen drei Stunden in der Regel gerade genug hat. Doch jetzt sind wir am Ziele, und das Panorama, das sich immer schöner und großartiger unsern staunenden Blicken enthüllt, belohnt uns reichlich für die ausgestandenen Leiden.

Vor uns liegt, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, die herrliche Bucht von Dublin und heiter lacht uns im Vordergrunde das reizende kleine Eiland an, welches „das Auge Irlands" genannt wird. Wohl haben die Irländer ein Recht, auf die Lage ihrer Hauptstadt stolz zu sein; und wenn auch der beliebte Vergleich ihrer Bai mit dem Golf von Neapel eine kleine lokalpatriotische Übertreibung ist: daß sie sich den schönsten ihrer Art ebenbürtig an die Seite stellt, muß jeder zugestehen. Freilich, so strahlend und heiter, wie heute, stellt sie sich dem Fremden nicht immer dar. Wenn die Gipfel der umkränzenden Berge in Nebel gehüllt sind und die bleigrauen Fluten das einförmige Bild eines trüben Regenhimmels wiederspiegeln, dann lagert eine düstere Schwermut über der ganzen Landschaft und ergreift auch das Gemüt des Ankömmlings. Aber selbst diese schwermutvolle Stimmung hat ihre Reize; findet sie doch ihren Wiederhall in den melancholischen Tönen der irischen Volkspoesie.

Inzwischen haben wir Kingstown erreicht. Noch einige Augenblicke, und wir stehen auf dem Boden der grünen Insel, im Lande von Oliver Goldsmith, Edmund Burke und Thomas Moore. Der erste Gegenstand, der bei der Landung unsere Blicke auf sich zieht, ist ein kurzer, dicker, ziemlich häßlicher Obelisk, der überragt wird von einem Kissen mit einer Krone darauf. König Georg IV. besuchte im Jahre 1821 Irland, und zum Andenken an diesen Besuch wurde ihm von seinen dankbaren irischen Unterthanen dieser Obelisk errichtet. Seit eben der Zeit führt auch der Hafen den Namen Kingstown, Königsstadt, während er früher Dunleary hieß.

Von Kingstown führt uns die Bahn in 20 Minuten nach Dublin. Bis wir unser Gepäck besorgt und ein Nachtquartier gefunden haben, ist es Abend geworden. Die Kaufläden sind bereits größtenteils geschlossen, aber in den breiten, geräumigen Straßen herrscht noch ein reger Verkehr; denn es ist Samstag Abend, wo alle Welt feiert und dem Vergnügen nachgeht. Auf den Fußwegen wimmelt es von Passanten: junge Bursche in leichtem Spielkostüm, vom football match heimkehrend; Arbeiter, die aus den Fabriken nach Hause strömen; Dienstmädchen, die noch die letzten Einkäufe besorgen, weil am Sonntag alles geschlossen ist; Straßenjungen mit zerlumpten Kleidern und bloßen Füßen, in den höchsten Falsettönen die neuesten Abendzeitungen anpreisend: alles drängt sich rastlos durcheinander.

Aber am lebhaftesten gehts heute in den „pubs", den Trinkhöllen, her. Hier feiern die Ritter der Arbeit ihre sabbathlichen Orgien und verjubeln in wenigen Stunden den Arbeitslohn der verflossenen Woche. Wie die Heringe aufeinander gepreßt, drängen sie sich vor den Schenktischen, Männer wie Weiber, Jung und Alt, oder kauern an den Wänden umher, in einer Atmosphäre, in der jedes gewöhnliche Menschenkind ersticken müßte. Noch ist es verhältnißmäßig ruhig; nur hie und da erheben sich bereits lautere Stimmen; aber nach und nach macht sich die Wirkung des Alkohols in den leicht erregbaren irischen Köpfen geltend: erst ein Wortwechsel, darauf Drohungen und endlich eine allgemeine Balgerei sind die Folgen, wenn sich nicht der Wirt rechtzeitig ins Mittel legt und mit Hülfe einiger nüchterner Elemente die tobsüchtigen Geister an die Luft befördert, wo sie dann mühsam ihre Gebeine aus dem Straßenschmutz auflesen, um in irgend einem Winkel von den Mühen des Abends auszuruhen.

Wir haben genug von diesem Anblick menschlicher Verrohung und sind froh, endlich unser Hotel wiederzufinden. Hier beeilt man sich, uns zu versichern, daß die Irländer das friedlichste und gesittetste Volk der Erde seien, daß mit Ausnahme der Agrarverbrechen die Gerichte nirgends so wenig zu thun haben als in Irland, und daß jener Hexensabbath in den public-houses weiter nichts sei, als die abendliche Lebensäußerung von Menschen, welche den Tag über redlich und nüchtern ihrer Arbeit nachgehen und jeden Sonntag die Messe besuchen. Mit diesem tröstlichen Bewußtsein begeben wir uns zur Ruhe.

Man braucht gerade kein Freund vom frühen Aufstehen zu sein, um in England als early riser bewundert zu wer-

den. Der englische Tag fängt sehr spät an, und ein großer Teil der Bevölkerung verschläft gerade die schönsten Stunden, im Sommer sowohl wie im Winter. Um acht Uhr morgens findet man in Dublin, selbst im Hochsommer, die Fenster



„Das Auge Irlands." Insel vor der Bai von Dublin.



Die Bai von Dublin.

noch geschlossen und die Straßen öde und leer. Gegen neun Uhr fängt man allmählich an sich zu erheben; die Dienstmädchen kehren die Trottoirs vor den Häusern, und die Kaufläden werden langsam geöffnet, aber erst gegen zehn



Sackville Street in Dublin. Nach einer Photographie.

Uhr kann man mit Sicherheit darauf rechnen, in denselben einen Gehilfen zu treffen, von dem man bedient wird.

Auch die Pferdebahnen sind in den Morgenstunden leer. Zahlreiche Linien durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen. Fast alle gehen von der Hauptpost aus, einem mächtigen Gebäude in griechischem Stil, dessen Front mit den Statuen der Hibernia, des Merkur und der Fidelitas geschmückt ist. Man erzählt, daß ein Fremder seinen Kutscher fragte, was diese drei Figuren darstellten. „Die zwölf Apostel“, erwiderte der Gefragte ohne Zögern. — „Aber wie kommt es denn, daß nur drei dastehen?“ — „Ja, das will ich Ihnen sagen“, meinte Pat, „es gehen nämlich immer nur drei zur Zeit aus.“ Da hat man ein treffendes Beispiel für den bekannten, von den Engländern oft verspotteten irischen Volkswitz.

Eine der Tramways bringt uns in weniger als einer halben Stunde nach dem Phönixpark. Schwerlich giebt es in der Welt eine zweite Stadt, die unmittelbar vor ihren Thoren einen öffentlichen Park von solcher Ausdehnung hat. Auf einem Areal von 850 ha umschließt derselbe stolze Ulmenwaldungen, prachtvolle Weiß- und Rotdornbüsche, deren knorrige Stämme eine ungewöhnliche Höhe erreichen, Wiesen mit saftigem Grün und lachenden Gänseblümchen, die von schönen braunen Kühen, fetten, grauen Hammeln und reizenden kleinen, bunt gesprenkelten Damhirschen abgeweidet werden; einen zoologischen Garten, ein Gelände für Truppenbesichtigungen, Spielplätze für football, cricket und lawn-tennis, die Sommerresidenz des Statthalters, Kriegsschule, Militärhospital, Artilleriekaserne und Polizeibüreau: alles findet man im Phönixpark, — nur keine Spaziergänger. Ist es seine weite Ausdehnung, die ihn so verlassen erscheinen macht, oder haben die Dubliner wirklich kein Gefühl für seine Schönheiten, — gleichviel, der Park gewinnt dadurch nur noch an Reiz.

Manchmal freilich drängt sich die Menge hier so dicht aufeinander, daß keine Stecknadel zu Boden fallen könnte. Das sind die Tage, an denen Männer wie O'Brien und Parnell ihre Brandreden halten und das irische Volk zur Befreiung vom britischen Joche auffordern. Dann tönen die grünen Hallen wieder von Verwünschungen und Flüchen, und der alte Wellington, unter dessen Denkmal diese Meetings gewöhnlich stattfinden, schaut kummervollen Blickes auf die gährende Menge, die von innen her den Bau des Reiches zu zerbröckeln droht, das er mächtig nach außen hinterlassen hat.

Und nun stehen wir auf dem Platze, wo jene Bluthat geschah, die den Namen des Phönixparkes in alle Lande trug und mit roten Lettern in die Annalen der Weltgeschichte eingrub. Gerade der vizeköniglichen Villa gegenüber, an dem Graben, der die große Hauptallee begrenzt, ist die Stelle, wo am 6. Mai 1882 Mr. Burke und Lord Cavendish, der Staats- beziehungsweise Unterstaatssekretär für Irland, den Messern der Fenier zum Opfer fielen. Es war gegen zehn Uhr morgens, als zwei Velocipedisten den Weg kreuzten, auf dem die beiden Männer spazieren gingen. Als sie einige Augenblicke später auf dem Rückwege zur Stadt dieselbe Stelle passierten, bemerkten sie in einer Seitenallee zwei Körper ausgestreckt liegen: es waren die noch warmen Leichname. Im selben Augenblicke langten verschiedene Konstabler und Schloßbeamte auf dem Schauplatz der That an. Lord Spencer, der Vizekönig, selbst hatte den ersten Alarm gegeben. Von einem Fenster des Schlosses aus hatte er mehrere Männer miteinander ringen sehen; er konnte sie aus der Ferne nicht erkennen; aber die schleunige Flucht einer in der Nähe wartenden Droschke ließ ihn sofort ein Verbrechen ahnen. Der Staatssekretär war es, dem der Anschlag gegolten hatte; Lord Cavendish wollte ihn verteidigen und mußte sein Los teilen. Der unglückliche junge Mann war erst den Morgen vorher aus England angekommen, um seinen Posten zu übernehmen.

Kein Stein, kein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo sie gefallen. Das ist charakteristisch genug. England ist sonst nicht undankbar gegen Mitbürger, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben gelassen haben. Man fürchtete offenbar, ein solches Denkmal möchte der Anlaß zu schmähenden Kundgebungen werden. Das mag uns eine Idee von der Festigkeit der englischen Herrschaft in Irland geben.

Eine der Hauptverkehrsadern Dublins ist die außerordentlich breite und wirklich schöne Sackville Street (s. Abbild. auf voriger Seite), die sich vom Quai des Liffay auf dem linken Ufer bis nach Rutland Square erstreckt. Der Brücke gegenüber, die gleichfalls seinen Namen trägt, zieht das imposante Denkmal O'Connells die Blicke auf sich. Es wurde 1882 errichtet und enthält außer der Statue des „Befreiers“ noch gegen fünfzig allegorische Figuren von kleineren Dimensionen, worunter die der Hibernia, ihre Fesseln zerbrechend, die bedeutendste ist.

Vor der Post erhebt sich eine übermäßig hohe dorische Säule, von deren Gipfel, sich fast in den Wolken verlierend, ein kleiner melancholischer Nelson auf das Menschengewimmel herunterblickt. Unten aber, auf den Stufen des Piedestals, sitzt ein Heer von Bummlern und Vagabunden; vom Morgen bis zum Abend lungern sie hier herum, rauchen ihre Pfeife, schwatzen über Politik, mustern mit gekreuzten Armen die Passanten, und wenn man sie fragt, warum sie nicht arbeiten, erhält man mit unfehlbarer Sicherheit den Bescheid, weil sie keine Arbeit hätten. Vor mehr als 150 Jahren hat Swift von diesen seinen Landsleuten dieselbe Antwort, dieselbe Entschuldigung für ihren gewohnheitsmäßigen Müßiggang zu hören bekommen. Vielleicht ist etwas Wahres daran; aber in dieser langen Zeit haben sie jedenfalls auch schon Geschmack am Bummeln gefunden; denn sie sehen nicht aus, als ob das Nichtsthun besonders schwer auf ihnen laste.

Die Geschichte dieser Straße ist merkwürdig. Offiziell heißt sie Sackville Street, und auf den Straßenschildern findet sich überall dieser Name. Aber seit der Errichtung des O'Connell-Denkmals hat das Volk geglaubt, die Brücke allein genüge nicht für das Andenken des großen Mannes, und hat deswegen seinen Namen auf die ganze Straße ausgedehnt. Es braucht sich niemand einfallen zu lassen, einem Kutscher die Straße anders als unter dem Namen O'Connell-Street zu bezeichnen: er wird einfach thun, als ob er ihn nicht verstehe. Allerdings ist es so ganz unberechtigt nicht, wenn das Volk meint, der Geist O'Connells schwebe über dieser Straße: hat doch im Hause Nr. 43 das Zentralkomité der Nationalliga seinen Sitz, was den Vorübergehenden in möglichst auffälliger Weise durch ein Schild mit goldenen Buchstaben angekündigt wird.

Aber die Dubliner Patrioten begnügen sich nicht damit, der Hauptstraße einen nationalen Namen zu geben. Sie denken es mit allen übrigen so zu machen, welche die Eroberer durch sächsische Namen geschändet haben. Zu diesem Zwecke suchen sie eifrig in den historischen Erinnerungen ihrer Stadt, die aber unglücklicherweise großenteils tragischer Natur sind, wie die meisten Erinnerungen dieses durch beständige innere und äußere Kämpfe zerfleischten Landes.

Die Milderung des menschlichen Charakters vom Standpunkte der Ethnologie.

Von H. Schurtz.

Der unaufhaltsame Fortschritt der Menschheit zum Guten, die beständige Zunahme und Ausbreitung humaner Gesinnung ist ein Schlagwort, das Volksrednern aller Art von jeher die besten Dienste gethan hat; aber dem Unbefangenen mag es oft scheinen, als ob wir wohl daran thäten, diese schwungvolle Phrase nicht ohne weitere Prüfung hinzunehmen und nachzusprechen. Unsre Kultur gleicht, wie schon oft bemerkt worden ist, einem Firnis, der die unzerstörbare tierische Natur, die „Bestie im Menschen" notdürftig verhüllt, der aber zu Zeiten abfällt und das wahre Wesen des Kulturmenschen sehen läßt. Man braucht, um Beweise für diese Behauptung zu finden, nicht weit zurückzugreifen und an das Mittelalter zu erinnern, das die grausamen Instinkte der Menschheit in voller Entwickelung zeigt, nachdem das klassische Altertum sie Schritt für Schritt zurückgedrängt hatte. In einer Zeit, die uns näher liegt, sahen wir viele der ersten Ansiedler Amerikas zu Barbaren verwildern, die ihren eingebornen Bedrängern an wilder Grausamkeit wenig nachgaben, sahen europäische und arabische Sklavenhändler an planmäßiger Mordlust und kalter Unbarmherzigkeit den rohesten Neger übertreffen; und was mitten in einem Kulturstaate möglich ist, lehren die Gräuel der großen französischen Revolution oder des Kommuneaufstandes zur Genüge, deren Wiederholung vollkommen im Bereich der Möglichkeit liegt.

Und doch, trotz allen Mißbrauchs, der mit dem schönklingenden Worte gerade von den Unwürdigsten getrieben wird, ist der Glaube an einen Fortschritt der Menschheit in moralischer Beziehung kein Selbstbetrug. Die Ethnologie lehrt uns, daß nicht nur die Moral der Kulturvölker langsam, unter zahllosen Rückfällen und Unterbrechungen sich hebt, sondern daß wir auch unter den Völkern, deren Stillestehen auf tiefen Stufen geistiger Bildung uns auch von ihrer moralischen Kraft keine vorteilhafte Meinung fassen läßt, dennoch, sobald die Umstände günstig sind, eine Milderung grausamer Sitten, ein Gefühl der Nächstenliebe sich Bahn brechen sehen. Dieses moralische Aufwärtsstreben an einzelnen Beispielen zu zeigen und seinen Ursachen nachzuforschen, ist eine der interessantesten Aufgaben der vergleichenden Völkerkunde.

Als äußerste Abirrung von aller menschlichen Moral pflegt man den Kannibalismus hinzustellen; ob mit vollstem Rechte, ist allerdings fraglich. Es giebt eine Immoralität der Schwäche, die fast hoffnungslos ist und von einem einzelnen fast nie, von dem großen Organismus eines Volkes nur in Generationen allmählich überwunden wird, und eine Immoralität der Kraft. Der furchtbarste Auswuchs der letzteren ist der Kannibalismus, den wir infolgedessen nicht vorwiegend bei den schwächlichen, sondern bei starken, kriegerischen und in ihrer Art kultivierten Völkern finden. Diese Kraft, die sich zerstörend nach außen wendet, führt aber auch unter günstigen Umständen zur Selbstzucht und zu rascher Hebung der Moral. Das Bewußtsein dieses engen Zusammenhanges zwischen Energie und echter Moral läßt uns auch auf der Bühne einen kraftvollen Bösewicht anziehender erscheinen als einen gutmütigen Schwächling. Fast allenthalben finden wir die Kannibalenstämme geschickter und tüchtiger als ihre Nachbarn, deshalb auch fähiger, die Kultur der Europäer zu verstehen und aufzunehmen, sobald nur die ersten Kämpfe überstanden und vergessen sind. Der Kannibalismus ist eine Kinderkrankheit der Menschheit, die oft gerade die kräftigsten Völker befällt. Um diesen Satz ganz zu verdeutlichen, müßten wir uns mit der Entstehung des Kannibalismus, einem der schwierigsten Probleme der Ethnologie, beschäftigen; an dieser Stelle soll nur der Versuch gemacht werden, in kurzen Worten sein Verschwinden zu zeigen und zu erklären.

Als Anfang eines Fortschritts zum Besseren ist schon das Ableugnen des Kannibalismus zu betrachten, wie es namentlich in Afrika bei jenen Stämmen beliebt ist, die nur in besonderen Fällen Menschenfleisch verzehren; mit um so größerem Eifer wird jedesmal das Nachbarvolk als Anhänger der scheußlichen Sitte geschildert. Auch auf Neubritannien ist das Verheimlichen der Anthropophagie vielleicht der Anfang ihres Endes: „Wenn man", sagt Romilly, „einen Eingeborenen fragt, ob er Menschenfleisch gegessen habe, wird er es für seine Person ableugnen, aber sagen, daß der oder jener es gethan habe." Ein Häuptling eines Bergstammes auf Fidschi erklärte dem Gouverneur Gordon, daß er von Menschenfresserei gehört habe, daß sie aber niemals an seinem Volke ausgeübt worden sei [1]), eine unbedingt falsche Angabe, die aber beweist, wie rasch und gründlich der einst als althergebrachte und berechtigte Sitte angesehene Kannibalismus vor der europäischen Kultur zusammengebrochen ist.

Oft scheint man für die eigene Person vom Kannibalismus zurückgekommen zu sein, ohne auf dessen abschreckende oder strafende Wirkung ganz verzichten zu wollen; man überläßt dann die Leichen von Verbrechern oder feindlichen Kriegern wilden Stämmen oder gewissen Volksklassen zum Mahle. Flegel schildert derartige Scenen aus Adamaua, ältere chinesische Quellen behaupten ähnliches von den Bewohnern Tibets. In Lunda verzehren nach Monteiro die Gangas zuweilen die Leichen der Hingerichteten, begnügen sich aber meist damit, die zerstückelten Körper in den Fluß zu werfen, — also eine abermalige Abmilderung der Sitte.

In der Regel verschwindet der Kannibalismus, sobald ihm seine Fundamente entzogen sind, äußerst rasch. In Fidschi trat 1854 ein Umschwung in den Ansichten des Volkes ein, der bald die Menschenfresserei völlig abkommen ließ [2]). Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Einfluß der Europäer; aber es ist zweifellos, daß auf den Inseln des Stillen Ozeans die Anthropophagie, die früher allgemein verbreitet gewesen sein muß [3]), an vielen Stellen von der Bevölkerung selbständig aufgegeben worden ist. Dieser Aufschwung der Moral scheint auf den entlegeneren, schwach bevölkerten Inselgruppen am frühesten stattgefunden zu haben: Bei den Bewohnern Hawais stießen die Begleiter Cooks auf den lebhaftesten Abscheu vor Menschenfleisch, in Fidschi dagegen ist der Kannibalismus erst vor kurzem, im Bismarck- und Salomons-Archipel überhaupt noch nicht erloschen. Auf Tahiti fanden sich nur noch unbedeutende,

[1]) Proceedings of the Roy. Geogr. Soc., London 1887, S. 13.

[2]) P. Eermann, Zeitschr. f. allgem. Erdkunde IX, S. 476.

[3]) „Durch ganz Polynesien lebten die Reste der einst weiteren Verbreitung der Menschenfresserei in Dingen und Sagen" (F. Ratzel, Völkerkunde II, S. 126).

mehr symbolische Reste der Sitte; auf Tonga beobachtete Mariner noch die Menschenfresserei, fügt aber hinzu, daß sie bereits allgemein verabscheut war. Auch auf den Samoa-Inseln kam sie noch bis in die neuere Zeit sporadisch vor. In Afrika hielt sich der Kannibalismus hier und da in der Nähe der Küste. Staudinger berichtet, daß in Braß an der Nigermündung noch vor wenigen Jahren 15 Sklaven unter die Häuptlinge verteilt und verzehrt wurden; ein Häuptling indessen ertränkte seinen Gefangenen, der dann nicht mehr verzehrt werden durfte. Es ist fraglich, ob diese Regung des Abscheus auf europäischen Einfluß zurückgeführt werden darf. Dasselbe gilt von der Thätigkeit des Häuptlings Moschesch in Süd-Afrika: bei einem Kannibalenstamme, der sich seinem Volke angeschlossen hatte, suchte er mit Erfolg die Unsitte zu unterdrücken[1]). Dem Islam scheint man die Milderung eines grausamen Gebrauchs in Dar For zuschreiben zu müssen, den Nachtigal ausführlich schildert. Bei der sogenannten großen Paukenfeier werden von den Prinzen und Prinzessinnen des Hofes die halb verwesten Eingeweide eines Hammels mit Pfeffer und ranziger, zwei Jahre alter Butter verspeist. An der Stelle dieses ekelhaften Leckerbissens verzehrte man in der heidnischen Zeit die Eingeweide einer halberwachsenen Jungfrau. Gerade während Nachtigals Anwesenheit brach sich eine neue Milderung der Sitte Bahn. Ursprünglich wurde jeder, der bei der widerlichen Mahlzeit Ekel zu erkennen gab oder hustete, sofort erschlagen, weil er durch diese Handlungen Übelwollen gegen den König verriet; aber diesmal wagte schon einer der Prinzen das Verbot ungestraft zu verletzen[2]).

Ein gutes Beispiel des Verschwindens kannibalischer Gebräuche hat uns Loureiro überliefert. In Kochinchina entrissen früher die Soldaten den getöteten Verbrechern kleine Stückchen Fleisch, die sie in unreife Melonen steckten und mit diesen verzehrten. Manche schnitten indes das Stückchen so klein, daß sie es zwischen den Fingern fallen lassen konnten, und verschluckten nur die Melone[3]). Jetzt ist der Gebrauch völlig abgekommen. Auch bei den Indianern Kanadas scheint zur Zeit, als die ersten Franzosen in die Urwälder am Lorenzstrom eindrangen, der Kannibalismus im Erlöschen gewesen zu sein; noch verzehrten die Huronen zuweilen einen Gefangenen, den sie unter scheußlichen Martern getötet hatten, aber viele nahmen nur mit Abscheu und Widerwillen an dem Mahle teil[4]). Bei den Miamis war der Kannibalismus bereits auf eine einzige Familie beschränkt, deren Vorrecht und Pflicht es war, die Leichen der getöteten Gefangenen zu verspeisen.

Kannibalismus und Menschenopfer finden sich oft zusammen und sind in ihren Ursachen eng verwandt; aber die Menschenopfer sind viel allgemeiner verbreitet, so allgemein sogar, daß es kaum ein Volk geben dürfte, das nicht in irgend einer Periode seiner Geschichte dem schrecklichen Brauche gehuldigt hätte. In vielen Sagen des klassischen Altertums klingen Berichte von Menschenopfern nach; erst in einer Zeit reinerer Moral, die durch den Sieg des olympischen Zeus symbolisiert wird, verfallen die grausamen Opfer dem verdienten Abscheu. Die Thaten des zeusentsprossenen Herakles deuten nicht nur auf Fortschritte materieller Kultur hin, sondern in ihnen erkennen wir auch die schweren und langwierigen Bemühungen der Besten des Volkes, barbarische Opfergebräuche abzustellen, so wenn Herakles die Gattin des erkrankten Admet, Alcestis, die für ihren Gemahl gestorben ist, aus der Unterwelt zurückholt, oder wenn er sich der menschenfressenden Rosse des Thrakiers Diomedes bemächtigt. Tantalus, der seinen Sohn den Göttern zur Speise schlachtet und einer furchtbaren Strafe verfällt, folgt in der Sage auf Herakles, und seine Unthat mag daran erinnern, daß häufige Rückfälle in die alte Gewohnheit stattfanden. Es fehlt auch andern Völkern nicht an Gestalten, die dem Kulturbringer Herakles gleichen; der germanische Siegfried, der slavische Gellon, dem man die Vernichtung der Anthropophagen zuschreibt, mögen hierher gehören. Auf Tahiti hat sich die Sage von den Riesen Fanura und Fatauhui erhalten, die das menschenfressende Schwein in Eivo bekämpften. Diesen Vorgängen, die in der Verhüllung der Sage nur halb verständlich bleiben, stehen ähnliche, genau beobachtete aus neuerer Zeit gegenüber. Zunächst tritt in der Regel eine Beschränkung in der Zahl der Opfer und in der Häufigkeit der blutigen Feste ein. Alle neun Jahre nur fanden nach dem Zeugnis Adams von Bremen zu Upsala Menschenopfer statt. Bei den alten Preußen hatte in Zeiten der höchsten Not nur der Oberpriester die Pflicht, sich für das ganze Volk zu opfern, und ebenso nahm noch 1814 bei einer verheerenden Seuche ein Häuptling der Tschuktschen, freilich erst nach langem Zureden, die Sünden seines Volkes auf sich und wurde von den Schamanen getötet (nach Matjuschkin). In Weidah an der Sklavenküste mag ein ähnlicher Brauch bestanden haben, aber schon vor längerer Zeit war er dahin abgeändert, daß nicht der Häuptling selbst, sondern nur ein Mann in der Tracht und mit den Abzeichen eines Häuptlings im Meere ertränkt wurde[1]). Dieses Unterschieben eines minderwertigen Opfers ist ein echt menschlicher Vorgang, der sich unzählige Male wiederholt. In Tahiti war man, als die ersten Europäer die Insel genauer erforschten, bereits von der Tötung Unschuldiger zurückgekommen und wählte als Schlachtopfer Gotteslästerer und Verbrecher aus, die man vielleicht ohnedies bestraft hätte; es zeigt sich hier besonders deutlich der enge Zusammenhang zwischen Menschenopfer und Todesstrafe, die uns auch sonst oft zu denken giebt. Die Karthager kauften oder raubten fremde Kinder und brachten sie an Stelle ihrer eigenen als Opfer dar, bis sie dann und wann ein großes Unglück zu ihrer vermeintlichen Pflicht zurückbrachte. Immerhin dienen hier noch Menschen als Ersatz; viel häufiger aber müssen Tiere aushelfen, wie nach dem vereitelten Opfer der Iphigenie oder Isaaks, oder rein symbolische Handlungen deuten das ehemalige Menschenopfer an.

Die Mongolen des Ordos-Gebietes opferten dem Tschingis-Bogdo Menschen, bis ein buddhistischer Heiliger tierische an Stelle der menschlichen Opfer einführte. Ein Häuptling in Onitscha am unteren Niger schlachtete nach Crowther, durch die Vorwürfe der Missionare bestimmt, seiner Gottheit statt eines Menschen einen Ochsen; bei den malaiischen Kopfjägern treten, wenn sie das Christentum annehmen, Maiskolben und Ochsenköpfe an die Stelle der Feindesschädel, die sonst als Trophäen ihre Hütten zierten, und rote Farbe an die Stelle des Blutes, mit dem sie ehemals die Tempelpfosten bestrichen. Bei den Irokesen beobachtete der Pater Jogues (1643), daß nach einem siegreichen Kriegszuge nur eine einzige Gefangene verbrannt und das unvollständige Opfer durch zwei Bären ergänzt wurde; wahrscheinlich hatte hier europäischer Einfluß bereits mildernd gewirkt. Hammelopfer scheinen in Dar-For vielfach die Menschenopfer ersetzt zu haben, wie Nachtigal berichtet.

Nicht minder häufig treten symbolische Handlungen an die Stelle des Opfers. Die Einwohner von Chalkis weihten den Göttern den zehnten Teil ihrer Leute, als Mißwachs und Seuchen sie bedrängten; aber sie töteten sie nicht, wie

[1]) Anthropological Review, April 1869.
[2]) Nachtigal, Sahara und Sudan III, S. 439.
[3]) H. Bos, Internat. Archiv f. Ethnogr. II, S. 71.
[4]) Brébeuf, Relation des Hurons 1636, S. 121.

[1]) Tylor, Anfänge d. Kultur II, S. 276.

es früher die Regel gewesen sein mochte, sondern sandten sie als Kolonisten aus; die Verbannten gründeten Rhegium in Unter-Italien. Einen ähnlichen Vorgang hat Uhland in seinem herrlichen Gedichte „Ver sacrum" in lebendiger Frische wieder erstehen lassen. — Ein symbolisches Opfer ist es, wenn am Grabe eines Häuptlings der Karenen ein Sklave und ein Pony angebunden werden; beide machen sich wieder von ihren Fesseln los, und der Sklave wird ein freier Mann. Ganz besonders deutlich sehen wir die symbolische Opferhandlung noch in einem Brauche der Nuk-Insulaner (bei Neu-Guinea) erhalten, den Paul Reina [1]) schildert: Zwei Männer, fratzenhaft vermummt, fordern die beschnittenen Knaben, die der Gott Marsaba bisher noch nicht verspeist habe. Die heulenden und bebenden Jungen müssen den Vermummten zwischen den Beinen durchkriechen. Hierauf wird verkündet, Marsaba habe die Knaben gefressen und werde sie nicht eher wieder von sich geben, bis ihm dafür Schweine, Taro und Ignamen geliefert worden seien. Alles steuert bei, und man verschmaust dann die Gaben im Namen Marsabas.

Die grausamen Totenopfer vieler Stämme sind zu bloßen Zeremonien geworden. P. Kane fand noch 1858 die Witwenverbrennung bei den Indianern Kolumbias als festeingewurzelte Sitte, während Hesse-Wartegg berichtet, daß gegenwärtig die Witwe nur so lange auf dem Scheiterhaufen verweilt, bis die Leiche des Gatten in Flammen gehüllt ist. An der Goldküste werden die Frauen der Häuptlinge nach dem Tode ihres Gemahls oft nicht mehr umgebracht, sondern nur eine Zeitlang eingekerkert. Auf Tonga, wo wir bereits das Verschwinden des Kannibalismus beobachten konnten, wurde das übliche Witwenopfer während Mariners Anwesenheit bereits einmal unterlassen.

Sterbende, die sich wieder zu erholen scheinen, werden von den Angehörigen mancher Stämme vollends getötet, so von den Bororó-Indianern der Provinz Matto-Grosso [2]) und selbst von christlichen Indianern der westlichen Staaten Süd-Amerikas; ob man den Sterbenden als ein Opfer der bösen Geister ansieht, das man den Gefürchteten nicht entziehen will, ob hier ein Nachklang der Sitte vorliegt, alte und unbrauchbare Mitglieder des Stammes bei Seite zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. In Indien müssen einst ähnliche Anschauungen geherrscht haben, gegenwärtig aber begnügt man sich damit, die Todeskandidaten, die bereits als letzte Weihe den Mund mit heiligem Gangesschlamm gefüllt haben, nach ihrem Wiederaufleben aus der Gesellschaft der Menschen in das „Dorf der Auferstandenen" zu verstoßen.

In Europa befolgen wir noch jetzt einen Gebrauch, der eine Abmilderung eines uralten Menschenopfers ist. Das Einmauern von Menschen, namentlich Kindern, in die Grundmauern wichtiger Gebäude ist keine bloße Sage, sondern einst thatsächlich auch in Europa geübt worden, wie in Hinterindien und Polynesien noch in neuerer Zeit. Später ersetzte man die Menschenopfer bei den germanischen Völkern durch Schweine, Hühner, Lämmer oder Pferde, die dann unter Umständen ebenso als Gespenster umgingen, wie die Seelen der gemordeten Kinder, die zu Schutzgeistern des Hauses wurden [3]). Die Südslaven mauern nach Hubads Angabe [4]) einen Hahn, einige Scheidemünzen und etwas Gerste in den Grundpfeiler, und so sehen wir, daß auch unsre Sitte, Münzen den Grundsteinen stolzer Gebäude zu vertrauen, nichts andres ist als der Nachklang eines blutigen Opfers an die leicht zu erzürnenden Götter der Vorzeit.

[1]) Zeitschr. f. allgem. Erdkunde 1858, S. 356.
[2]) K. v. d. Steinen in den Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, XV, S. 485.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 1095.
[4]) Globus 50, S. 299.

Viele andre unsrer Sagen und Bräuche mögen an Menschenopfer erinnern, so der Sprung durch das Johannisfeuer, die Reihe von Springersagen, deren bekannteste Körner unter dem Titel „Harras, der kühne Springer" bearbeitet hat [1]) u. s. w. Ferner hat man die unter zahlreichen Völkern verbreitete Sitte der Beschneidung als symbolisches Überbleibsel von Menschenopfern gedeutet. Man kann allerdings mit derartigen Vermutungen leicht zu weit gehen. Wenn Afzelius ein in Gotland übliches Spiel der Kinder schildert, bei welchem einer der Knaben von den andern anscheinend geopfert wird, so könnte man leicht das Spiel für die Nachahmung eines alten Menschenopfers halten; aber da der Knabe bei der Feierlichkeit in einen Pelz gehüllt wird und ein Büschel Halme wie Schweinsborsten im Munde trägt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er den Juleber, das Opfertier des germanischen Weihnachtsfestes, darstellen soll [2]). Gewiß sind auch viele der Ersatzmittel für Menschenopfer gleichzeitig mit diesen schon gebräuchlich gewesen. Menschen konnten in der Regel nur die Vornehmsten den Göttern darbringen, während sich Ärmere mit Nachbildungen behelfen mußten. So fanden in Mexiko die großen Menschenopfer in den Tempeln im Beisein der Priester und Fürsten statt, aber keiner aus dem Volke versäumte es, zu gleicher Zeit wenigstens einen Kuchen, der die Gestalt eines Menschen hatte, symbolisch zu opfern.

Daß allenthalben eine Milderung grausamer Gebräuche sich geltend macht, ist somit ausreichend festgestellt; weit schwieriger ist die Frage nach der Ursache der Erscheinung zu beantworten, selbst wenn wir nur nach den sekundären Ursachen forschen und uns jeder philosophischen Theorie über das Entstehen moralischer Gefühle enthalten. Es ist zunächst festzustellen, ob die moralische Hebung eines Volkes ganz aus eigner Kraft möglich ist, oder ob wir die Entwilderung barbarischer Stämme nur dem Einfluß der Kulturnationen, insbesondere dem der arischen und semitischen Rasse, anrechnen dürfen. Im letztern Falle müßten wir zwar den Kulturvölkern eine selbsterworbene Moral zuschreiben, könnten aber immerhin glauben, daß sie sich bei ihnen nur zufällig in der gegenwärtigen Form ausgebildet hat, mit andern Worten, daß die Grundbegriffe der Sittlichkeit nicht ein Allgemeinbesitz der Menschheit, sondern nur künstlich von einigen hervorragenden Völkern auf andre übertragen sind. Die wunderlichen Anschauungen mancher kulturarmen Stämme über Gut und Böse können uns in dieser Ansicht bestärken; aber vor einer näheren Betrachtung vermag sie nicht stand zu halten.

An der Einwirkung der Kulturvölker auf die Sitte tiefer stehender Stämme ist an und für sich allerdings nicht zu zweifeln. Man hat oft behauptet, daß die „Wilden" von den Angehörigen kultivierter Stämme zwar leicht Laster und Untugenden annehmen, aber selten einen Teil ihrer moralischen Kraft sich zu eigen machen, die ein Ergebnis langdauernder Selbsterziehung der Völker ist; indes fehlt es nicht an Beweisen vom Gegenteil, deren einige bereits angeführt werden konnten. Parkman behauptet mit Bestimmtheit, daß die Sitten der nordamerikanischen Indianer sich infolge des Einflusses der Europäer gemildert hätten. „Die Besserung", sagt er [3]), „war nicht groß, aber sie war unverkennbar und scheint überall dort erfolgt zu sein, wo indianische Stämme mit irgend einer achtbaren Gemeinde von Weißen in nähere Beziehung getreten sind." Wir können dieser Ansicht gewiß zustimmen, ohne indes behaupten zu dürfen, daß

[1]) Vergl. darüber: Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1890, Nr. 45 und 1891, Nr. 17.
[2]) Grimm, a. a. O., S. 1200.
[3]) Parkman, Die Jesuiten in Nordamerika, S. 284.

wir damit die eigentlichen Ursachen der Erscheinung begriffen hätten. Der Einfluß der Europäer konnte sich auf ganz verschiedene Weise geltend machen, — direkt durch Belehrung, Züchtigung und gutes Beispiel, indirekt durch Beseitigung der Ursachen, die zu grausamen Sitten geführt haben. Wir werden den direkten Einfluß, so wirksam er stellenweise sein mag, doch nur in zweiter Linie berücksichtigen dürfen. Die Erfolge der Missionare sind schon deshalb meist oberflächlich und geringfügig, weil der Abschaum der zivilisierten Menschheit, der sich in die Kolonieen zu ergießen pflegt, keine hohe Meinung von der Sittlichkeit des Europäers unter den Eingeborenen aufkommen läßt. In Afrika z. B. ist ihre Anteilnahme am Sklavenhandel den Europäern noch nicht vergessen, und wenn man auch nicht überall mehr glaubt, daß sie die Sklaven in ihr Land geführt haben, um sie zu verzehren, so ist man doch überzeugt, daß die Weißen aus den Knochen der Neger Pulver fertigen, Seife aus ihrem Gehirn machen und mit ihrem Blute Baumwollstoffe zu färben wissen [1]). Man kann dem gegenüber kaum mehr behaupten, daß Europäer — die Missionare nicht ausgenommen — dem Neger als Musterbilder idealer Sittlichkeit erscheinen, und es ist nicht zu verwundern, wenn während Staudingers Anwesenheit in Braß gerade eine fromme Gesellschaft eingeborner Christen bei einem Kannibalenschmause ertappt wurde [2]). So machte auch ein Maori, der längere Zeit auf einem englischen Schiffe gedient und dabei die Insulaner der Chatham-Inseln kennen gelernt hatte, nach seiner Heimkehr seine neuseeländischen Landsleute auf dieses unbeschützte Völkchen aufmerksam, worauf jener Kriegszug der Maoris erfolgte, bei welchem ein großer Teil der Chatham-Insulaner gefangen und von den Siegern verzehrt wurde; die Schlachtopfer mußten sogar selbst die Öfen bauen, in denen sie gekocht werden sollten, und das Holz herbeischaffen [3]). Von einer Milderung der Sitten durch die Europäer konnte also im Jahre 1835, in welchem das Ereignis stattfand, noch nicht die Rede sein.

Weit bedeutender sind die indirekten Wirkungen der Anwesenheit von Kulturvölkern. Die Kriege unter den Eingebornen werden unterdrückt, die Familien- und Stammesfehden, die Jahrhunderte lang ihre Hekatomben forderten, beigelegt; Sicherheit und Behaglichkeit der Existenz werden allgemein, und damit gewinnt das Leben des Einzelnen für ihn selbst wie für die Gesamtheit erhöhten Wert. Die wohlwollenden Gefühle, die sich nur in der Abgeschlossenheit des engsten Familienlebens zu regen vermocht hatten, wagen sich hervor und umfassen nach und nach die große Familie des Stammes, der Rasse, ja endlich der ganzen Menschheit; und je geringer die Zahl der Feinde wird, je ferner sie dem einzelnen stehen, je leichter er gegen Kränkungen Schutz findet, desto mehr schwinden die Ursachen der Grausamkeit, deren tiefste Wurzel die Rachsucht, das brennende Gefühl erlittenen Unrechts ist. Die Gesamtheit des Volkes übernimmt für den einzelnen die Rache und kann, da sie selbst nur mittelbar beteiligt ist, mit Ruhe und Milde richten.

Wenn es demnach vorwiegend der indirekte Einfluß der europäischen Gesittung ist, der die Sinnesart zurückgebliebener Volksstämme mildert, dann ist auch eine völlig selbständige, von Kulturvölkern nicht beeinflußte Besserung der Moral möglich. Wenn es einem Volke gelingt, sich Ruhe und Sicherheit zu schaffen, Zwistigkeiten im Innern thunlichst beizulegen, seinen Lebensunterhalt reichlich zu gewinnen, dann wird sich ganz von selbst seine Moral veredeln, dann werden sich auch die Religionsgebräuche entsprechend mildern. Wenn es noch eines Beweises bedarf, so bietet ihn die Thatsache, daß entgegengesetzte Ursachen — Unglücksfälle aller Art, Seuchen und Hungersnot — regelmäßig zu Rückfällen in die bereits überwundene Barbarei führen. An Beispielen, von denen einige wenige an dieser Stelle genügen mögen, fehlt es nicht.

Bei Gelegenheit einer schweren Hungersnot wurde König Donold von Schweden von seinem Volke dem Odin geopfert; Jarl Hakon von Norwegen opferte vor der Seeschlacht in der Hjörungerbucht (980 n. Chr.), die über das Schicksal seines Reiches entscheiden mußte, den Göttern seinen eigenen Sohn [1]), ähnlich wie jener moabitische König, von dem die Bibel erzählt (2. Kön., 3), und mit gleichem Erfolge. Noch weit später begrub man in Westergotland während einer verheerenden Pest zwei Bettelkinder lebendig, um die Seuche zu bannen [2]). Nach der Schlacht bei Cannä ließ der römische Senat, um dem Volke wieder Mut einzuflößen, auf einem öffentlichen Platze vier Gefangene lebendig begraben; die Unglücksfälle Karthagos im punischen Kriege ließen in der gefährdeten Seestadt die Menschenopfer, die man schon vielfach umgangen und verabsäumt hatte, in der alten Furchtbarkeit wieder aufleben. Man darf übrigens auch den Einfluß nicht unterschätzen, den barbarische Nachbarvölker oder einzelne Angehörige des eignen Volkes auszuüben vermochten. Während der kurzen Regierung des Kaisers Heliogabal, der den Sonnenkultus des Orients in Rom einführte, wurden zahlreiche Jünglinge geopfert, obwohl die Menschenopfer bereits 95 v. Chr. gesetzlich abgeschafft worden waren. Auf Tonga war, wie schon erwähnt, während Mariners Anwesenheit der Kannibalismus fast ganz erloschen, aber zuweilen gingen Scharen junger Leute nach den Fidschi-Inseln, um dort im Kriege ihr Glück zu machen, und brachten dann die scheußliche Unsitte, die sie für etwas besonders Männliches und Martialisches hielten, nach Tonga zurück. Derselbe vortreffliche Beobachter sucht die Grausamkeit der Tonga-Insulaner, die ihrem sonstigen Charakter wenig entspricht, dem Einfluß gewisser Häuptlinge zuzuschreiben, die ihre Wildheit dadurch auf Hunderte übertragen, daß das Volk gewohnt ist, blindlings ihren Befehlen zu gehorchen.

Wenn die Not leicht zur Unbarmherzigkeit führt, so thut es allerdings auch ihr Gegenpol, die Langeweile. Eine weichliche, träge Lebensführung erzeugt bei dem Einen übertriebene Sentimentalität, bei dem Andern Neigung zur Grausamkeit, die dann nur noch als angenehmer Nervenreiz empfunden wird, und nicht selten finden sich beide Regungen in einer Person vereinigt. Der pathologische Drang zur Grausamkeit, über den wir namentlich Krafft-Ebing wertvolle Mitteilungen verdanken, ist dabei noch nicht einmal in Betracht gezogen.

Alle diese Rückfälle der verschiedensten Art haben die Entwickelung einer höheren, umfassenderen Moral nicht hindern können. Diese Entwickelung vollzieht sich wie das Wachstum der Pflanzen eines Waldes; Ungewitter und Stürme können hochgewachsene Stämme niederbrechen, Wasserfluten den Boden zerwühlen, aber tausend Keime überdauern die Verheerung, geräuschlos wächst eine neue Saat heran und ersetzt die Zerstörungen eines wilden Tages durch jahrelanges unermüdetes Streben. Diese Kräftigung der Moral, die wir bei unkultivierten Rassen beobachtet haben, ist auch bei uns noch nicht zu ihrem Abschlusse gelangt.

Den Anfang des Bestrebens, die Kriege weniger furchtbar zu machen und gewisse Arten der Befehdung völkerrechtlich ganz zu verbieten, dessen vorläufiger Abschluß die

[1]) Nachtigal, Sahara u. Sudan II, S. 621. — Pogge, Muata Jamwo, S. 52.
[2]) Im Herzen der Haussaländer, S. 480.
[3]) H. Travers, Peterm. Mitt. 1866, S. 63.

[1]) Snorre, Heimskringla I, S. 56.
[2]) Grimm, a. a. O., S. 1140.

Genfer Konvention gewesen ist, finden wir schon bei Homer. Odysseus wendet sich an Ilos, um Pfeilgift zu erhalten:
„Doch jener weigert' es ihm, denn er scheute den Zorn der ewigen Götter."

Auch die Milderung unsres Strafrechts ist in diesem Sinne aufzufassen. Schon gewinnt eine kriminalistische Schule Einfluß, die im Verbrecher nur einen unglücklichen, geistig gestörten Menschen sieht und jede Regung der Rache, die im Grunde alle Strafen diktiert und den Hinrichtungen eine verzweifelte Ähnlichkeit mit gewissen Menschenopfern verleiht, zu vermeiden sucht. Verbrecher in Irrenhäusern — das ist eine Aussicht in die Zukunft, die uns zunächst ebenso wenig gefallen will, wie ein Rückblick in die Vergangenheit mit Tortur und Scheiterhaufen; jedes Zeitalter hat aber seinen eigenen moralischen Standpunkt, zu dem es sich emporgeschwungen hat und den es bis auf weiteres für den einzig wahren und berechtigten hält.

Manipur.

Der Kampf, den die Engländer gegenwärtig in diesem kleinen indischen Fürstentum führen, giebt uns Veranlassung, hier dessen geographische und ethnographische Verhältnisse zu erläutern. Es liegt nordöstlich von Kalkutta, zwischen Assam und Birma, ist seit einem Jahrtausend unabhängig und zählt gegenwärtig nicht ganz eine Viertel Million Einwohner. In der Mitte dieses 8000 engl. Quadratmeilen großen Landes liegt ein weites und flaches, fruchtbares Thal in 800 m Seehöhe. Die Hälfte der Bewohner des ganzen Reiches sitzt auf dieser Ebene, welche kaum ein Zwölftel des ganzen Flächenraums einnimmt. Das Hügelland, welches den weitaus größten Teil von Manipur bildet, erhebt sich stellenweise bis zu 1600 m über dem Meere.

In der genannten fruchtbaren Ebene liegt, in einer Breite von 25° N. und 95° O. von Gr. die gleichnamige Hauptstadt mit 60000 Einwohnern, welche einen Flächenraum von 15 engl. Quadratmeilen einnimmt.

Das Hügelland ist bewaldet. Im Flachlande aber stehen nur einzelne, aus religiösen Rücksichten erhaltene Bäume; hier werden Reis und andre Feldfrüchte gebaut. Die ärmlichen Hütten, aus denen die Hauptstadt besteht, stoßen nicht aneinander: jede ist von einem Garten umgeben, in welchem Bäume stehen, so daß die ganze Stadt von der Ferne wie ein Wald aussieht.

Die Bevölkerung scheint aus einer Mischung von Indo-Chinesen mit Ariern hervorgegangen zu sein. In den letzten Jahrhunderten hat sich der Hinduismus in Manipur immer mehr ausgebreitet. Die Leute werden von einer der besten Autoritäten, dem Oberst Johnstone, als kräftig und sehr energisch geschildert. Sie sind ausdauernd unter Mühseligkeiten, aber von Natur aus keineswegs mutig; gleichwohl sind sie, gut gedrillt und geführt, brauchbare Soldaten.

Manipur ist sehr unzugänglich und liegt von der britischen Interessensphäre so weit ab, daß an eine Annexion dieses Ländchens bisher nicht gedacht worden ist. Dennoch befindet sich seit 1825 ein britischer politischer Agent in Manipur, dem in neuerer Zeit auch Militärbedeckung zur Seite steht, und es ist natürlich, daß dieser einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Ländchens ausübt. In letzter Zeit hat sich der Rajah von Manipur der britischen Regierung sehr freundlich gezeigt und hat dafür Geschenke von einigen gezogenen Geschützen und mehreren Hundert guten Hinterladern erhalten. Dieser freundliche Rajah starb 1886. Darauf wurde sein Sohn — ebenfalls ein Britenfreund — Rajah. Im vorigen Jahre empörten sich zwei Brüder des verstorbenen Rajah gegen ihren Neffen, der den Thron inne hatte. Die Revolution gelang und der Herrscher floh nach Kalkutta, um britische Hilfe zu erlangen.

Der britische, politische Agent hatte eine Truppenmacht von 500 Mann gesammelt und es scheint — obwohl noch nichts über die Zwecke bekannt, die er verfolgte —, daß er die Herrscher de facto, die Oheime des entflohenen Rajahs, zwingen wollte, ihren entflohenen Neffen zurückzurufen. Wie dem auch sei, jedenfalls kam es zu einem Kampfe, bei welchem die Truppen des britischen Agenten unterlagen. Einige englische Offiziere, welche von den Manipuris gefangen genommen worden waren, wurden in brutaler Weise ermordet, zerstückt und den halbwilden Hunden zum Fraße vorgeworfen.

Es handelt sich jetzt natürlich darum, diese That zu bestrafen und es sind zu diesem Zwecke britische Truppenkörper nach Manipur aufgebrochen. Die drei Wege, welche diese Kolonnen zurückzulegen haben, sind außerordentlich schwierig, da der ganze Proviant und die Munition durch weite Strecken von Sumpf, Dschungl und Urwald auf schlechten Saumpfaden fortgeschafft werden müssen. Der Weg über Katschar erfordert einen Marsch von 210 km, von denen 80 im sumpfigen Tiefland liegen und zur Regenzeit überschwemmt sind. Von Tamu ist es bloß 120 km nach Manipur, meist auf guten Saumpfaden durch Hügelland. Der dritte Weg über Nigriting und Golaghat ist der längste. Er erfordert einen Marsch von mehr als 320 km. Während aber auf der kürzeren Route von Tamu keine Transportmittel vorhanden sind, finden sich solche mindestens in einem Theile der letztgenannten, allerdings viel weiteren Route. Elefanten, Ochsen und Maultiere haben den Transport zu besorgen, auf welchen schließlich alles ankommt, da der Sieg über die Mörder und ihre Anhänger sicherlich an dem Tage erfochten sein wird, an welchem die britischen Kolonnen, vor Manipur vereinigt, zum Sturm auf die Stadt vorgehen. v. L.

Die Erforschung der Purdy-Inseln.

Aus dem neulich veröffentlichten Geschäftsbericht der Neu-Guinea-Kompagnie für 1890 ist eine Stelle bemerkenswert, die sich auf die Insel Mole in der Purdy-Gruppe bezieht. Geographisch wird dieser kleine Schwarm noch zu den Admiralitäts-Inseln gerechnet, obschon er ziemlich weit südwestlich von dem Hauptgliede oder Tani abliegt und eine ziemlich vereinsamte Stellung einnimmt. Die Purdy-Inseln wurden 1817 von dem englischen Kapitän Abraham Bristow entdeckt und von ihm nach seinem Freunde, dem nautischen Schriftsteller Purdy, benannt. Der Deutschrusse Krusenstern lieferte die erste genauere Beschreibung, ohne jedoch die erheblichen Fehler zu berichtigen, welche die Positionsangaben der Inseln enthielten. Diese Mißstände beseitigte im November 1886 der Landeshauptmann von Schleinitz auf einer Rekognoszierungsfahrt des Dampfers „Ottilie" (Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land rc. 1887, Bd. 3, S. 56 bis 59). Laut Text und Karte sind die Inseln sämtlich korallinen Ursprungs und bestehen aus den drei Bat-Eilanden, dem Latent-Riff und den Schwester-Inseln Maus und Mole. Von Guano, der englischen Quellen zufolge auf der Gruppe sich finden sollte, war keine Spur zu entdecken, zumal der Boden überall ein dichtes Waldkleid trägt und das Klima außerordentlich feucht ist. Wesentliche Ergänzungen zu diesem Bericht erbrachte die Reise des Dr. Hollrung im November 1887 (Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land rc. 1888, Bd. 4, S. 32 bis 34); allein auch dieser Gelehrte konnte die Existenz von Vogeldünger nicht nachweisen. Jetzt entschloß sich die Neu-Guinea-Kompagnie, auf Phosphate bohren zu lassen (Nachrichten rc., Bd. 4, S. 237 ff.); die ordnungs-

mäßig gewonnenen und behandelten Proben wurden an Prof. Dr. Märcker, Vorsteher der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Halle, eingehändigt und von diesem Herrn genau geprüft. In seinem ausführlichen Gutachten (a. a. O., S. 238 bis 241) spricht sich Prof. Märcker dahin aus, daß mehrere der Proben, z. B. die von Nord-Bat, sowie von Maus und Mole durch ihren hohen Phosphorsäuregehalt sich den reichhaltigsten und wertvollsten Phosphaten ebenbürtig an die Seite stellen. Daraufhin beschloß die Neu-Guinea-Kompagnie, den Abbau der Lager auf den Purdy-Inseln ernstlich in Angriff zu nehmen. Ein Dampfer und ein großes Barkschiff gingen dahin ab, und nach Überwindung der Schwierigkeiten, welche Brandung und Riffe für das Einnehmen der Ladung boten, konnte die „Esmeralda" mit 1000 Tons inzwischen geförderter Phosphate beladen werden (Nachrichten ꝛc. vom 20. Dezember 1890). Der eingangs erwähnte Geschäftsbericht sagt nun, daß die „Esmeralda" bereits nach Europa unterwegs sei, wo sie hoffentlich wohlbehalten eintrifft, um ihre für den deutschen Ackerbau so bedeutsame Fracht glücklich zu landen.

Erweisen sich die Phosphate von den Purdy-Inseln hinlänglich mächtig und von gleichmäßiger Güte, so wäre damit eine neue, wichtige Gabe aus unsern Kolonieen entdeckt.

H. Seidel.

Aus allen Erdteilen.

— Die Schiffahrt im Suezkanal ist durch die Einführung des elektrischen Lichtes, welches den Schiffen auch die Fahrt bei Nacht gestattet, bedeutend abgekürzt worden. Die meisten Schiffe mieten sich in Port Said einen elektrischen Apparat, dessen Benutzung für die Fahrt 200 Mark kostet. Im Jahre 1887 benutzten nur 395 Schiffe einen solchen Apparat; 1890 war deren Zahl schon auf 2836 gestiegen (unter 3389 Schiffen, die überhaupt den Kanal benutzten). Die mittlere Zeit, welche im Jahre 1886 ein Schiff zum Passieren des Kanals gebrauchte, also vor der Einführung des elektrischen Lichtes, betrug 36 Stunden; sie ist jetzt auf 22 Stunden herabgesunken, so daß im Durchschnitt 14 Stunden bei der Durchfahrt gespart werden. Der schnellste Dampfer durchfuhr im verflossenen Jahre den Kanal in $14^1/_4$ Stunden.

— Reste des alten japanischen Christentums hat Pfarrer Spinner auf den Gotoinseln nachweisen können, die zwischen Japan und China gelegen sind. Schon früher war die Vermutung aufgetaucht, daß nach der Schimabara-Rebellion (1638) sich Christen dorthin geflüchtet hätten und solche Reste scheinen auch die Bauern und Jäger im Inneren der Insel Fukaëschima zu sein, die sich von der Fischerbevölkerung an der Küste ganz abgesondert halten. Unter ihnen lebt die Überlieferung, daß ihre Vorfahren von Amakusa herübergekommen seien. Sie tragen von altersher das Kreuz auf der Brust, halten den Sonntag heilig und leben streng sittlich. In die Einsamkeit haben sie sich früher zurückgezogen aus Furcht, entdeckt und bestraft zu werden. Diese ehemaligen Christen bewohnen 60 Häuser, führen ein musterhaftes Leben und heiraten nur unter sich. Allmonatlich schicken sie einen Vertreter mit einem Geschenk Reis an die katholische Mission in Nagasaki.

— Mit Rücksicht auf den S. 208 mitgeteilten flandrischen Aberglauben teile ich folgendes mit: Im nördlichen Ostpreußen, besonders in Littauen, ist zum Stillen des Nasenblutens folgendes Mittel gebräuchlich: Zwei Strohhalme werden auf der Erde in Kreuzesform übereinander gelegt und der Patient muß sich nun bemühen, daß die herabfallenden Blutstropfen die Halme an ihrem Kreuzungspunkte treffen. Gelingt ihm dieses, so hört die Blutung alsbald auf. Wichtig wäre es, zu erfahren, ob das Mittel auch in andern Gegenden Deutschlands bekannt ist.

Paul Schikowski-Breslau.

— Alaska. Das nordamerikanische Zensusamt veröffentlicht einen Bericht Iwan Petroffs über Alaskas Hilfsquellen und Produkte im Jahre 1890, dem folgende Angaben entnommen sind. Seit der Besitznahme Alaskas durch die Vereinigten Staaten sind von dort für 33 000 000 Doll. Robbenfelle und für 16 000 000 Doll. andere kostbare Pelze verschifft worden. Der Wert des Ertrages der Lachsfischerei war 7 500 000 Doll. Der Stockfischfang seit 1868 hatte einen Wert von 3 000 000 Doll. und auch der Heringsfang ist schon sehr bedeutend. Die Jagd auf Walfische und Walrosse an der Nordküste des Gebietes ergab im Jahre 1890 226 402 Pfund Fischbein im Werte von 2,50 bis 3,50 Doll., 3980 Pfund Elfenbein im Werte von 50 Cents das Pfund, und 14 567 Faß Thran. Ferner hat Alaska seit 1868 für 4 000 000 Doll. Edelmetalle geliefert, und der Ertrag des letzten Jahres an solchen belief sich auf 700 000 Doll. Ferner haben sich bedeutende Braunkohlenlager gefunden, von denen bis jetzt aber nur ein auf einer langen schmalen Halbinsel besonders günstig gelegenes in Angriff genommen ist. Es erweist sich als eine große Wohlthat für die Walfischfahrer und Zolldampfer, welche hier ihr Brennmaterial erneuern. Bauholz dagegen scheint nicht in dem Maße vorhanden zu sein, wie man anfänglich vermutete.

Alles in allem genommen dürfte Alaska bis jetzt seit dem Ankauf im Jahre 1868 Erzeugnisse im Werte von 100 000 000 Doll. geliefert haben.

Bei der Massenabschlachtung der Pelztiere, namentlich der Robben, dürfte diese Quelle des Reichtums in nicht ferner Zeit stark zurückgehen. Die Fischerei dagegen wird noch auf viele Jahre hinaus reiche Erträge liefern. Der Yukon-Fluß wimmelt bis 200 Miles von der Mündung hinauf von rothen und Königslachsen, die eine Länge von bis zwei Metern und ein Gewicht von 120 Pfund erreichen. In Karuk, welches sich der größten „Cannery" der Welt rühmt, die 1100 Fischer und Einmacher beschäftigt, wurden im verflossenen Jahre 200 000 Lachse eingemacht. Man glaubt auch, daß der Fischreichtum infolge der Ausrottung der gefräßigen Robben noch zunehmen wird. Gold enthält Alaska augenscheinlich ansehnliche Mengen, indessen ist das Gebiet zu wenig erforscht, um einigermaßen sichere Schlüsse zu ziehen.

— Große Silbererzlager sind im Süden von Rußland vor kurzem entdeckt worden. (Gouvernement Jekaterinoslaw im Kreise Slawänosserbsk.) Kürzlich nun wurden Probestücke aus jener Gegend im chemischen Laboratorium zu Charkow untersucht. Der Silbergehalt der Erze betrug 5 Proz. Wenn sich das als richtig bestätigt, so wäre die Alexander-Erzgrube eine der bemerkenswertesten in Europa, insofern als die Silbererze allseitig von andern weniger kostbaren Erzen umgeben sind.

(Nowoja Wrjemä nach der Charkowschen Zeitung.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 20.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.**

Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Römisches und Mittelalterliches über Kursumlje.

Von F. Kanitz.

Am 4. Oktober 1889 führten mich meine in den letzten Jahren am Balkan wieder aufgenommenen Forschungsreisen nach dem westlich von Niš liegenden serbischen Bezirksstädtchen Kuršumlje. Dieser auf dem rechten Ufer der Toplica angenistete, ehemals stark verrufene Arnautenhorst wirkt noch heute auf den Fremden gleich unheimlich wie vor 30 Jahren, als Konsul v. Hahn ihn zum erstenmal schilderte. Sein Gasthof zum populären altserbischen Vojvoden „Strahinicaban" milderte nicht den empfangenen schlimmen Eindruck. Die Qualität der Gäste stimmte mit seinem Schmutze und der neue Mehanabau war nicht vollendet. Dazu kam für mich die unangenehme Botschaft, der Bezirkskapitän, auf dessen Begleitung ich bei den geplanten Ausflügen rechnete, sei von Belgrad zur Grenzberichtigung nach Vranja entsendet worden. Der Kreischef sicherte mir jedoch sein weiteres Geleite zu, der Amtsschreiber hatte, während wir das kaum genießbare Mittagsessen an uns vorbeigehen ließen, ein verlassenes Türkenhaus aufgestöbert und notdürftig ausgestattet, das Firmament blaute wieder und als auch Ingenieur Valenta angesprengt kam, welcher einen ihn an Prokuplje nageln den Fieberanfall rasch überwunden hatte, verschwanden die dunkeln Punkte; mein Forschungseifer war neu belebt und ich schritt zur Arbeit.

Zwischen der Morava und dem linken Ufer der Toplica dehnt sich westlich von Niš, dem großen römischen Waffenplatze und Geburtsorte Kaiser Konstantins, das stark wellenförmige Dobrič-Hochplateau aus, über welches der Naissus (Niš) mit dem adriatischen Lissus (Alessio) verbindende Heer- und Handelsweg lief. Konsul v. Hahn, der einzige Forscher, der seine Stationen festlegen wollte, scheiterte bei dieser Arbeit, weil er ungenügende archäologische Studien auf dem Gebiete zwischen Niš und Pristina gemacht hatte. Meine Wiederaufnahme seines Versuches erwies die vollste Genauigkeit der von der Tabula Peutingeriana überlieferten Entfernungen zwischen den Hauptorten dieser bisher unbestimmt gebliebenen hochwichtigen antiken Verkehrsader der römischen Provinzen Moesia superior und Dardania mit dem Meere, die ich von Naissus bis zur serbisch-türkischen Grenze persönlich verfolgte.

Die erste Station an dieser römischen Querstraße von Naissus nach Lissus, das von der Peutingerschen Tafel verzeichnete „Ad Herkulem", ist mit den antiken Befestigungen, welche ich bei Žitoradje an der Toplica auffand, die zweite „Hammaum", mit Prokuplje identisch; die dritte, „Ad Fines", von der hier eingehender die Sprache sein soll, versetzte der serbische Oberst Dragašević auf den Mrdarberg bei dem nicht vorhandenen Dorfe Prepolac[1]). Meinen Vorstudien zufolge fiel aber dieses auf der Tafel mit 20 Millien von Hammaum verzeichnete Ad Fines auf Kuršumlje. Der Beweis dafür war allerdings noch auf dem Terrain zu erbringen, denn in keiner Schilderung des Städtchens fand ich eine Andeutung von dort bemerkten antiken Resten. Es mußte dort aber solche geben, dies verriet schon seine hervorragend strategisch wichtige Lage am Gabelpunkte zweier großer Thalgebiete.

Nach vergeblichem Ausfragen brachte mich eine Rekognoszierung auf dem Rechtsufer der Toplica bald zur richtigen Fährte. Der jenseitigen Kaserne gegenüber erblickte ich Ziegelfragmente von römischem Typus, die, nachdem in der Umgebung keine Mauerspuren vorhanden, sich nur von der Stadtterrasse herab verirrt haben konnten. Ich erstieg diese und war angenehm überrascht, oben nicht allein Stücke von antiken Deckplatten, sondern einen ansehnlichen, sorgfältig geschichteten Haufen 36 × 27 cm großer Ziegel zu erblicken, deren nach ihrem Fundorte befragter Eigner mich zum Hause seines Nachbars Vukoje Ristić führte. Neben diesem erschien der 12 m hohe Terrassenhang in etwa 30 m Ausdehnung

[1]) Belgrader „Glasnik", XLV, 62. — Es giebt einen Berg, aber keine Ortschaft dieses Namens.

zum Gewinne des prächtigen Baumaterials freigelegt und bald hatte ich die ganze nördliche Wallfronte von Ad Fines sicher gestellt. Sein fest ummauerter Burgus lag 130 Schritte vom heutigen, früher etwas näheren Toplicaraude auf der vom gegenwärtigen Kuršumlje eingenommenen Höhe, im westlichen Banja-Mündungswinkel etwa 250 Schritte OW. sich dehnend, die wahrscheinlich größere Länge der antiken Ansiedelung wird sich bei künftigen Fundamentaushebungen bestimmen lassen. Das Kastell oder vielleicht nur der Wachtturm von Ad Fines stand auf dem durch die Toplica von der Stadt getrennten, diese beherrschenden Sandsteinfelsen und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit auf demselben Punkte, wo die Kirchenruine Sveti Nikola herab ins Thal blickt.

Diese prächtige Baute bildet, trotz ihres Verfalles, durch ihre doppelte Turmanlage, den reich gegliederten oktogonalen, einst mit Blei gedeckten Kuppeltambour und ihre vorzügliche technische Ausführung eines der wirkungsvollsten Werke altserbischer Backstein-Architektur, dessen malerischen Eindruck der glücklicherweise tiefer stehende moderne, roh gezimmerte Glockenturm und stark vernachlässigte Zaun nur wenig beeinträchtigen. Der quadratische Südturm stürzte vor beiläufig 40 Jahren durch einen Blitzschlag ein. Auf seinen Resten steht heute ein Häuschen, in dem getauft und getraut wird. Im erhaltenen Nordturme wurde durch eine eingefügte Decke eine Kapelle geschaffen. Die Narthermauern fand ich bis auf geringe Teile zerstört, ebenso den an den Hauptraum gelehnten südlichen Vorbau. Im nördlichen sah ich eine roh profilierte Steinplatte, neben ihr ein unmittelbar nach der serbischen Besitznahme geöffnetes, zwei in schwarzen Seidenstoff gehüllte Skelette enthaltendes Grab; im Estrich des Hauptschiffes einige unvollständig lesbare Votivsteine aus dem 4. Jahrhundert. Am dreigeteilten Ostfenster des Kuppeltambours erkannte ich reich verschlungenes Alfresko-Ornament. Den einstigen figuralischen Bilderschmuck bedeckt ein dicker Kalküberzug, was die Überlieferung bestätigt, die Kirche sei durch längere Zeit als Moschee und ihr Südturm als Minareh benutzt worden. Die zierlich konstruierte Tribuna wurde erst kurz vor Kuršumljes Eroberung (1878) von den Arnauten zur Gewinnung ihres schönen Materials teilweise zerstört und ohne des Bischofs Einschreiten beim Nišer Gouverneur wäre, wie Augenzeugen mir versicherten, das ganze, eine Brutstätte zahlloser Schlangen bildende Denkmal dem gleichen Schicksale verfallen.

Stefan Nemanja, der Gründer des ersten altserbischen Dynastengeschlechtes, erbaute die Kirche vor 1160 für seinen Sohn Sava, welcher als erster nationaler Erzbischof sie zur Diözesankirche des von ihm gegründeten Toplicaer Bistums erhob. Schon diese historischen Momente sollten es dem Belgrader Bauministerium als einen nicht länger aufschiebbaren Pietätsakt erscheinen lassen, den Bauzustand der altehrwürdigen Nemanjakirche auf die Frage eingehend zu prüfen, ob derselbe nicht ihre Wiederherstellung in alter Pracht gestatte? und wenn es möglich, sie der Nation zur Ehre und Kuršumlje zur Zierde thunlichst rasch ins Werk zu setzen.

Rettungslos verloren für alle Zeit ist die zweite, von demselben Herrscher 1 km östlicher, gleichfalls auf dem linken Flußufer erbaute Kirche. Sie gehörte zum Kloster Sv. Bogorodica[1]) (heil. Jungfrau), in das, nachdem Stefan 1195 zu Studenica als Mönch eintrat, seine Gemahlin Ana unter dem Namen Anastasija Nonne wurde. Von den Gebäuden dieses Frauenstiftes blieb wenig erhalten; von seiner Kirche traf ich ihren westlichen Teil verschüttet, vor der Tribuna das einzige hoch aufragende, dreibogige Mauerstück, das mit den Grundmauern, so weit sie freiliegen, eine große Ähnlichkeit der Bauanlage mit der berühmten Marmorkirche zu Manasija zeigt. Rings um den höheren Mittelbogen sind auf dem Mörtelanwurfe figurenreiche Freskenreste sichtbar, unter dem Querbalken an den Pfeiler-Schmalseiten solche von Heiligen mit Nimben und Umschriften. Die Bautechnik darf ich als vorzüglich rühmen, ebenso die wechselnden Bruch- und Backsteinlagen mit oft 25 × 35 cm großen Prachtziegeln. Das Volk nennt die nur wenige Schritte südlich von der Prokuplјer Straße zwischen jungem Eichwald in schattigem Tiefgrunde liegende Ruine Sv. Petka. An Freitagen besonders erscheinen viele Gläubige, die hier ihre Leiden durch Gebete und Opfer heilen wollen. Als solche sah ich in der halbkreisförmigen Altarnische der Heiligen dargebracht Glasperlen, Messingringe, Medizinfläschchen, Knöpfe, eine römische Kupfermünze, Blumen, Weizenkörner u. s. w. Leicht wären die pittoresken Überbleibsel dieses einst prächtigen altserbischen Denkmals durch eine feste Umzäunung gegen ihre drohende gänzliche Verwüstung zu schützen. Wohl erzählt man, daß die von einem Arnauten aus entführtem Kirchenmaterial erbaute Mühle zur Strafe durch die Toplica weggerissen wurde; dies hindert jedoch die christlichen Anwohner auch heute oft nicht, Ziegel wegzutragen oder nach Schätzen dort zu graben, wozu nicht wenig die Sage beiträgt, vor 50 Jahren wäre in der Tribuna eine mit Silber und Gold gefüllte Truhe gefunden worden, welche die Zarin Ana vergraben hatte!

Kuršumlje teilte zu allen Zeiten die Schicksale von Niš und Priština, in deren Mitte es liegt. Die Serben nannten die Stadt anfänglich „Toplica", später, nach der weithin leuchtenden Nikolakirche, „Bela crkva" (weiße Kirche). Dieser den türkischen Eroberern wenig passende Name wurde, der nahen Bleiminen wegen, mit dem heutigen vertauscht. Seit sich das fanatische Albanesentum auch in dieser Stadt einnistete, während der österreichischen Kriege selbst das Bleidach von Sv. Nikola zu Kugeln umgoß und nach diesen das christliche Element noch härter bedrückte, sank dieses an Zahl stetig mehr herab. Hahn fand dort 1858 neben 50 mosliмischen Häusern nur 15 christliche, deren Insassen „sich kaum zu atmen getrauten". Den durchreisenden Konsul selbst bat der türkische Mudir (Bezirkshauptmann), das Haus nicht zu verlassen! Der Arnaute mutete unsern objektiven Landsmann hier wilder, selbstbewußter und unternehmender an, als in irgend einem Teile des eigentlichen Albaniens. So ist es nicht zu verwundern, daß 1877 beim Heranzuge der durch das Toplicathal vordringenden serbischen Streitmacht in Kuršumlje nur zwei Christen, ein Bäcker und ein Töpfer, wohnten. Am 24. Dezember jenes Jahres wurde die Stadt vorübergehend, am 19. Januar 1878 durch den Oberst Milojko Lešjanin dauernd genommen; im Berliner Frieden aber Serbiens Grenze auf die Wasserscheide zwischen der Toplica und dem Lab westlich vorgeschoben. Seitdem sind die Albanesen Kuršumljes und seines Gebietes zur großen Freude ihrer christlichen Bevölkerung auf türkischen Boden übergesiedelt und lassen nur durch periodische Raubeinfälle von sich hören.

[1]) Daničić, Rječnik I, 441.

Ein Ausflug nach Dublin.

Von Dr. Johannes Höfer.

II.

Der Name **Dublin** selbst ist keltisch, und es ist gut, daß kein Fremder seinen Sinn versteht; er möchte sonst leicht in dem ästhetischen Genusse der schönen Umgegend beeinträchtigt werden. Duibh-linne bedeutet „schwarzer Morast“, und der Zustand des Liffey zur Ebbezeit und die übelriechenden Dünste, die er dann aushaucht, rechtfertigen diese Benennung auch heute noch mehr als erwünscht. Man hätte es sich sparen können, den Lauf des Flusses bis weit in die Bai hinaus durch Baken zu bezeichnen: die kotige Beschaffenheit seiner Fluten hätte das Fahrwasser für die einfahrenden Schiffe schon ohnehin genügend gekennzeichnet.

Nicht weit von den düsteren, häßlichen Gebäuden der vizeköniglichen Residenz, dem Gegenstande des Hasses für alle patriotischen Dubliner, liegen zwei mächtige Bauwerke einander gegenüber, beide im griechischen Stil erbaut. Das eine ist das alte **irische Parlamentsgebäude**, das seit der Vereinigung der beiden Königreiche in eine Bank verwandelt ist. Jedesmal, wenn Daniel O'Connell an diesem Tempel der verlorenen Freiheit vorüberging, pflegte er zum Zeichen der Achtung und Trauer das Haupt zu entblößen; so erzählt man uns.

Das andre ist **Trinity College**, die Dubliner Universität, die „schweigsame Schwester“ von Oxford und Cambridge. Wenn es ihr nicht gelungen ist, dieselbe Berühmtheit zu erlangen, wie ihre beiden älteren Schwestern, so ist daran in erster Linie die mangelnde Unterstützung und Begünstigung von seiten der Regierung schuld, deren sich jene immer im höchsten Maße zu erfreuen hatten. Und dann war sie von ihrer Gründung durch Elisabeth an bis in die neueste Zeit ausschließlich in den Händen der wenigen Protestanten; erst 1792 wurden katholische Studenten bedingungsweise zugelassen, und 1873 sind dann endlich die letzten konfessionellen Schranken beseitigt worden. Freilich scheinen nur wenig Katholiken von diesen neuen liberaleren Bestimmungen Gebrauch zu machen; denn nach den statistischen Angaben betrug die Zahl der katholischen Studenten in den letzten Jahren kaum sechs Prozent der Gesamtzahl. Eine ausschließlich katholische Universität ist schon lange die Sehnsucht aller Katholiken Irlands gewesen. Aber als vor einiger Zeit das Ministerium Salisbury den Beschluß faßte, den Iren dieses Zugeständnis zu machen, da erhob sich in der ganzen englischen Presse, der liberalen sowohl wie der konservativen, ein solcher Sturm, daß Salisbury schleunigst seinen Plan fallen lassen mußte. Allerdings wollten auch die Irländer selbst von einem solchen Artaxerxesgeschenk nichts wissen.

Trinity College ist nach dem Muster der beiden großen englischen Universitäten organisiert, d. h. die Studenten wohnen in Internaten zusammen und stehen unter einer strammen, aber vernünftigen Zucht, die ihnen alle nötigen Freiheiten gewährt. Die innere Ausstattung der Gebäude ist vortrefflich; Vorlesungssäle, Laboratorien, geologische und zoologische Sammlungen, Wohnungen der Lehrer und Studenten, Refektorium und Kapelle: alles aufs beste eingerichtet. Die Bibliothek zählt mehr als 200000 Bände und viele nationale Altertümer, worunter besonders schön illustrierte Manuskripte. Und zwischen den einzelnen Gebäuden tragen wohlgepflegte Reihen von Bäumen und grünende Rasenanlagen zur Belebung und Verschönerung des Ganzen bei. Ein großer Park dient als Tummelplatz bei den Spielen und turnerischen Übungen, und in den Freistunden hallt alles wieder von dem Lärm jugendlicher Fröhlichkeit. Daß in dieser gymnastisch-körperlichen Ausbildung manchmal auf Kosten der geistigen etwas zu weit gegangen wird, ist bekannt. Eine glückliche Kombination der deutschen und englischen Erziehungsweise wäre ein großer Segen für die Zukunft beider Völker.

Undankbar gegen die Verdienste ihrer großen Landsleute sind die Iren nicht. Dublin ist voll von **Denkmälern**, welche das beweisen. Sir **John Gray**, der frühere Oberbürgermeister, war kaum gestorben, als ihm auch schon ein Bronzestandbild gesetzt wurde, welches sich, allerdings in bescheideneren Dimensionen, gegenüber demjenigen des großen O'Connell erhebt. Offiziell galt der Dank seiner Mitbürger dem einsichtigen Leiter der städtischen Verwaltung, welcher die Stadt mit gutem Quellwasser versehen hatte; in Wirklichkeit aber richtete er sich an den Eigentümer und Herausgeber von **Freeman's Journal**, dem allmächtigen Organ der Partei der Nationalisten und Katholiken.

Auf der andern Seite des Flusses sehen wir in weißem Marmor den Verschwörer **William Smith O'Brien**, auf dessen Kopf 1848 ein Preis von 10000 Mark gesetzt war. Nachdem er sich wochenlang auf dem Lande verborgen gehalten, wo Hunderte von Bauern, die seinen Versteck wohl kannten, eher Hungers gestorben wären, als ihn zu verraten, kehrte er endlich, der Unthätigkeit müde, nach Dublin zurück. Ein Eisenbahnbeamter erkannte ihn und überlieferte ihn der Polizei. Er wurde zum Tode verurteilt, sollte gehängt und gevierteilt werden, aber die Strafe wurde in lebenslängliche Verbannung umgewandelt. Nach einigen Jahren wurde er von der Königin begnadigt und beschloß seine Tage in seiner Vaterstadt. Wenn die Irländer seine Geschichte erzählen, pflegen sie hinzuzufügen, jener Verräter sei ein Engländer gewesen, und weil er von seinem Blutgelde keinen besseren Gebrauch zu machen wußte, als es zu vertrinken, sei er kurze Zeit nachher am Delirium tremens gestorben.

Vor dem Portal von Trinity College steht der große Redner **Edmund Burke** neben **Oliver Goldsmith**, dem unsterblichen Verfasser des Vicar of Wakefield; sie sind nicht gerade schlecht getroffen, aber ihre kurzen Hosen und karierten Röcke nehmen sich für Bronzestatuen doch recht seltsam aus. Ihnen gegenüber haben wir **Henry Grattan**, den bekannten Patrioten aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, und nicht weit davon **Thomas Moore**, Irlands großen Lyriker, in faltenreichen, phantastischen Zinkhosen und einem Mantel, dessen Metall einen schokoladefarbigen Schimmer angenommen hat; mit seinem hoch erhobenen Finger macht er den Eindruck, als ob er einen der in der Nähe stationierten Fiaker heranwinken wolle. Aber die Krone des Grotesken gebührt dem Reiterstandbilde **Wilhelms von Oranien**, welcher, ausstaffiert nach Art eines römischen Imperators, genau so aussieht, wie einer jener Kautschukmänner, welchen die Kinder durch Drücken mit der Hand die abenteuerlichsten Gestalten geben.

Ein Umstand wird jedem Fremden, der die Sehenswürdigkeiten Dublins besichtigt, sofort auffallen: daß in diesem durch und durch katholischen Lande alle einigermaßen altertümlichen, historisch und künstlerisch wertvollen **Kirchen** der protestantischen Episkopalkirche gehören, welche doch nur etwa zwölf Prozent der Bevölkerung repräsentiert. Die Er-

klärung dafür ist höchst einfach. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die freiheitlichen Ideen sich allmählich auch in der Verwaltung der eroberten Insel geltend machten, haben die Sieger beständig die Praxis befolgt, den Unterdrückten alles zu nehmen, was ihnen brauchbar schien, und es sich selbst anzueignen. Als der reformierte Glaube in England zur Staatsreligion erhoben war, nahm die Church of England überall die schönsten Kirchen für sich in Anspruch und ließ den Katholiken nur die häßlichsten. Nach Aufhebung der religiösen Schranken sind nun wohl neue und schöne katholische Kirchen entstanden, aber keine von diesen besitzt jenes historische Interesse, welches die Neugierde des Fremden am meisten erregt.

Dublin hat das seltene Vorrecht, zwei Metropolitankirchen zu besitzen, die jetzt beide in Händen der Kirche von England sind. Noch vor der Reformationszeit wurde das seltsame Abkommen getroffen, welches Saint Patrick und Christ Church den gleichen Rang zuerkannte, wobei die letztere den Namen einer Staatskathedrale erhielt.

Die Kirche von Saint Patrick (s. Abbildung) ist doppelt ehrwürdig: einmal wegen ihres hohen Alters und dann wegen des großen Apostels und Schutzpatrons der Iren, dessen Namen sie trägt. Patrick selbst hat hier im fünften Jahrhundert neben dem Brunnen, in dem er den größten Teil des Volkes getauft hatte, eine Kirche gegründet. Die jetzige ist freilich erst in der Zeit von 1110 bis 1370 entstanden. Ihre Fassade macht einen imponierenden Eindruck, und der 40 m hohe Turm wäre ein schönes Stück Architektur aus



Die Liffey mit dem Zollhaus in Dublin.

dem Ende des 14. Jahrhunderts, wenn er nicht durch eine Spitze im verdorbenen Geschmack des 18. Jahrhunderts entstellt würde.

Unter den zahlreichen Leichensteinen und historischen Erinnerungen, welche den Besucher im Innern fesseln, interessiert uns vor allem die berühmte, von ihm selbst verfaßte Grabschrift Jonathan Swifts, welcher Dekan dieser Kirche war und seit 1745 hier ruht, „ubi saeva indignatio ulterius cor lacerare nequit“. Er, der der beißendste Satiriker eines satirischen Jahrhunderts war, ist heute außerhalb seines Vaterlandes nur noch als Verfasser von „Gullivers Reisen“ bekannt, die man den Kindern als phantasieerregende Lektüre darreicht, ohne an ihre ursprüngliche, eminent satirische Bedeutung zu denken. In Irland selbst aber ehrt man noch heute in Swift den Mann, der durch seine „Lettres of M. B. Drapier“ (1723) zum ersten Male in seinen Landsleuten wieder das Nationalbewußtsein erweckte, das seit Jahrhunderten in Blut ertränkt war. Obwohl Protestant und von englischer Abkunft, hat er mit seiner giftigen Feder mehr für die Erschütterung der britischen Herrschaft in Irland gethan, als das siegreiche Schwert Wilhelms von Oranien für die Befestigung derselben. „Wandrer, gehe hin und ahme, wenn du kannst, diesen wachsamen Verteidiger der Freiheit nach“, fügt die Grabschrift bescheiden hinzu.

Neben dem Denkmal Swifts ist eine andre Marmortafel in die Wand eingelassen zum Andenken an jene Hester Johnson, die in Swifts Werken unter dem Namen Stella erscheint, und die in seinem Leben eine so geheimnisvolle Rolle spielte. —

Von der einen Kathedrale zur andern ist nur eine kurze Strecke. Wir gehen die Saint Patrickstraße zu Ende und befinden uns alsbald vor Christ Church. Sie hat nicht dasselbe historische Interesse, wie Saint Patrick, aber ihre Schicksale sind nicht minder wechselvoll gewesen. Die allerverschiedensten Konfessionen haben hier im Umschwung der Zeiten ihre Andacht verrichtet; Katholiken, Puritaner und Episkopalisten im bunten Wechsel durcheinander, bis sie endlich nach Besiegung der Jakobiten in den Händen der letzteren geblieben ist.

„Dear dirty Dublin! Du liebes, schmutziges Dublin!“ in diesen vertraulichen Ausdrücken redet Lady Morgan in einer ihrer Schriften ihre Vaterstadt an, und sie sind sprichwörtlich geworden. Ja, Schmutz und Lumpen sind das Wahrzeichen Dublins, und wenn man den Iren im allgemeinen schon keine übergroße Reinlichkeit nachsagt, so



Die Kirche Saint Patrick in Dublin. Nach einer Photographie.

scheinen gerade die unsaubersten Elemente in der Hauptstadt zusammenzuströmen. Dieselbe ist in der That aus lauter Armenvierteln zusammengesetzt, deren Elend bis an die Pforten der Wohlhabenden reicht.

Tagediebe, wie sie O'Connellstreet unsicher machen, trifft man überall auf den Brücken, an den Quais und auf den Plätzen. An eine Wand gelehnt oder mit dem Ellbogen auf eine Brüstung gestützt, schauen sie den vorübergehenden Passanten nach oder starren in die Strömung des Flusses hinunter, einen schmierigen Filz über den Ohren, die Hände in den Taschen ihrer zerlumpten Hosen, die unten zerrissen und an den Knieen zerplatzt, oben glücklicherweise von einer schmutzigen Jacke verdeckt werden, welche auch mehr aus Löchern als aus Lumpen besteht. Straßenjungen ohne Strümpfe und Schuhe laufen scharenweise umher und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Aber elender als alles andre sind die Frauen- und Mädchengestalten, welche beschäftigungslos durch die Straßen schleichen. Mit ihren zusammengebettelten Kleidern, die sämtlich einst bessere Tage gesehen, ihren bleichen Gesichtern und ihren vergrämten oder

vertierten Zügen sind sie himmelschreiende Bilder des tiefsten menschlichen Jammers. Mit ein paar alten Zeitungen oder vertrockneten Blumensträußen laufen sie umher, um unter dem Vorwande des Verkaufens der Mildthätigkeit der Passanten einige „coppers“ zu entlocken; denn das Betteln ist in Dublin verboten. Aber wenn man, dem Zuge des Mitleids folgend, ihnen ein paar Pence zuwirft, so kann man es erleben, daß sie mit dem kaum erhaltenen Gelde in der nächsten Kneipe verschwinden.

Will man aber das Elend Dublins in seiner ganzen Tiefe kennen lernen, so muß man sich in die Gegend der St. Patrickstraße begeben, welche die beiden Kathedealen verbindet. Zwei Reihen jammervoller, baufälliger Spelunken, die eher Viehställen als menschlichen Wohnungen gleichen, ziehen sich die Straße entlang; Grauen und Verzweiflung schaut aus den öden Fensterhöhlen, und Haufen von Kot und Unrat, welche die Unsauberkeit ganzer Generationen dort angehäuft hat, liegen vor den Thüren und verpesten die Luft mit ihren gesundheitsschädlichen Ausdünstungen. Alle drei Thüren eine Kneipe, die sich inmitten dieser Baracken wie ein Palast ausnimmt. Jeden Augenblick ein Trödlerladen, aus welchen ein großer Teil der Lumpen entnommen ist, welche uns vorhin entsetzten. Die einzigen lebensfrischen Gestalten in diesem Reiche des Jammers sind verschiedene Kinder Israels, welche selbst in dieser Atmosphäre zu gedeihen und ihre Geschäftchen zu machen wissen.

Glücklicherweise liegt dieses Viertel sehr hoch und ist deshalb von Natur das gesundeste und luftigste der ganzen Stadt. Einstmals war es das Zentrum der Aristokratie und der Klöster; aus irgend einem unerklärlichen Grunde ist dieses von hier nach und nach in die niedrigen, feuchten Bezirke des Black Pool an den Ufern des Liffey verlegt worden. Die Gärten sind verschwunden, die Paläste in Schutt gesunken, und die, welche noch stehen, sind in Mietkasernen verwandelt, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. Was wir in dem Innern derselben sehen, schnürt uns das Herz zusammen. Eines Tages fanden die Inspektoren der Sanitätsbehörde in einem großen, kahlen Raume 108 menschliche Wesen bunt durcheinander auf dem Fußboden liegen, der mit ihren Kleidungsstücken und einigen vermodernden Strohhalmen bedeckt war; im Raume nebenan waren zwölf weitere untergebracht, unter denen sieben Typhuskranke! — Diese Zustände werden wohl nur noch von denjenigen im Ostend von London übertroffen.

Da kann denn eine Einrichtung nicht rühmend genug gepriesen werden, welche bestimmt ist, unter all diesem Elend wenigstens einige Besserung anzubahnen. In einer der Patrickstreet benachbarten Straßen erheben sich verschiedene umfangreiche Gebäude von gefängnisartigem, düsterem Aussehen, welche unter dem Namen ragged school (Lumpenschule) allgemein bekannt sind. Es ist ein Institut der Gesellschaft für Verbreitung der protestantischen Konfession in Irland und letzten Endes dazu bestimmt, auf dem Wege der Wohlthätigkeit Proselyten für die evangelische Kirche zu gewinnen. Es werden deshalb grundsätzlich Schüler nur unter der Bedingung aufgenommen, daß sie im protestantischen Glauben erzogen werden. Ob dies Verfahren zu billigen ist, bleibe dahingestellt! jedenfalls hat diese Anstalt schon unendlichen Segen gestiftet, und mit Stolz erzählt uns die Frau des Oberlehrers, daß mehrere Schüler dieser ragged school es bis zur Aufnahme in Trinity College gebracht haben.

Noch eines Etablissements müssen wir flüchtig gedenken, ehe wir von diesem Viertel des Elends Abschied nehmen: es ist die gewaltige Brauerei Guineß, welche einen großen Teil des Stout oder Porters braut, der in Irland und England getrunken wird. Vor einigen Jahren ist sie für die enorme Summe von 6 Millionen Pfund Sterling, d. h. 120 Millionen Mark, in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen. Danach kann man sich eine Idee von der Größe dieser Brauerei machen. Auch sie trägt ihr Teil zur Verminderung des Elends bei: beschäftigt sie doch allein über 3000 Arbeiter in ihren Hallen.

Von den Geschäfts- und Verkehrsstraßen ist nicht viel zu sagen. Sie unterscheiden sich in keiner Weise von denen der andern englischen Großstädte. Im Süden der Stadt, auf dem rechten Ufer des Flusses, breitet sich das feine Stadtviertel aus. Saint-Stephens Green ist ein wahrer Park mit prachtvollen Gartenanlagen und umgeben von großartigen Gebäuden. Aber eine merkwürdige Eintönigkeit und Ruhe lagert über diesem ganzen Viertel.

Dublin ist in der That eine tote oder wenigstens eine eingeschlummerte Stadt. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts war sie auf dem Gipfelpunkte ihres Glanzes. Damals herrschte ein reges geistiges Leben in ihren Mauern; das nationale Parlament hielt damals noch den irischen Adel an Dublin gefesselt; die Theater standen in voller Blüte. Seit der Vereinigung mit England hat sich das alles geändert. Die Gesellschaft von Dublin besteht heute durchweg aus Vertretern des besseren Bürgerstandes, die meist wohlhabend, fein gebildet und sehr gastfrei sind, aber leider durch die vielen politischen und religiösen Parteiungen so zerrissen werden, daß ein wirkliches gesellschaftliches Verkehrsleben unmöglich ist. Die wenigen altirischen Adelsfamilien ziehen sich vollkommen von der Welt zurück und warten in stiller Trauer auf des Epimenides Erwachen. Wann wird endlich die Stunde der Erlösung und der Ruhe schlagen für dieses unglückliche Volk?

Übersicht der Slavenreste in Tirol.

Von Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann.

II.

III. Haus- und Familiennamen. Noch jetzt stößt man im Iselgebiete häufig auf derartige Namen, deren befremdender Klang die slavische Abkunft verrät. Aber die Träger derselben sind nur in den seltensten Fällen Angehörige alteinheimischer Familien, in deren Adern vielleicht, wenn schon sehr verdünnt, slavisches Blut fließt. In der Regel haben sie oder ihre Voreltern diesen Namen durch Erwerbung von Bauernhöfen, welchen dieselben ankleben, überkommen. Solche Namen sind (nach IX): Gladnig, Globočnik, Gomig, Gosnig, Ilinitschger, Jesacher, Kopernik, Libiseller, Nibitzer, Oblasser, Perloger, Pedritsch, Pepeler, Plasisler, Ploniger, Plünig, Pöllanter, Possenig, Pospodor (Gospodar), Prösnig, Pichinig, Rasnitzer, Toznik, Trutschnig, Tscharitsch, Tschelnig, Tschitscher, Wratschger, Zäbernig.

Vor Zeiten waren derlei Vorkommnisse im Iselgebiete noch weit allgemeiner. Ein Gözezer Urbar vom Jahre 1329 (a. a. O. benutzt) erwähnt einen Clavig (Clavik), einen Chudocruch, einen Lastigoj und einen Stoymir zu Lienz; einen Cobnich, einen Korisnich, einen Platsnik, einen Pöveck und einen Schugoy zu Virgen. Manche auf jenes Gebiet

zurückzubeziehende Personennamen slavischer Herkunft kommen jetzt außerhalb desselben her. So z. B. Grebitschitscher, Lasser, Ganner. Der österreichische Minister Joseph Freiherr von Lasser entstammte der Windisch-Matreier Familie dieses Namens. Zum Verschwinden derartiger Namen im ursprünglichen Bereiche ihrer Verbreitung trug die gewaltsame Gegenreformation bei, welche daselbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ins Werk gesetzt wurde. Denn dadurch wurden viele altansässige Bauernfamilien zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen. Dieselben zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, zogen indessen meist nach Schwaben und in die Schweiz. Die Auswanderung dauerte von 1684 bis 1691. Vornehmlich waren es protestantisch gesinnte Bewohner des Thales Defereggen, darunter mehrere Mitglieder der Familie Degischer, welche das Exil dem Glaubenswechsel vorzogen. Als im Oktober 1685 ein Agent der katholischen Priesterschaft des Erzstiftes Salzburg, unter dessen Landeshoheit das eben genannte Thal damals stand, nach Ulm kam, um die dort weilenden Defereggen zur Rückkehr zu bewegen, traf er dort ihrer achtzig an. Das giebt einen Maßstab für die Menge der Exulanten. Es liegt darin auch ein Fingerzeig, wo in Deutschland möglicherweise noch heute slavische Familiennamen, welche der tirolischen Iselregion entstammen, anzutreffen sind.

IV. Gebräuche und rechtsgeschichtliche Überlieferungen. Zweifellos slavisch ist der Benennung nach das „Turtschen“, ein Spiel, wobei Eier aneinander gestoßen werden; wahrscheinlich slavisch ist, wenn schon der Name aus dem Deutschen abzuleiten ist (VII, S. 5), das „Gröggeln“, nämlich der Brauch, daß am Abend vor Allerheiligen Bursche, welche „Gröggelr“ heißen und verstellt reden, mit einer Art hölzerner Zange von Haus zu Haus gehen, um Krapfen, die die Hausleute sodann in die Zange stecken, zu erhaschen (III, S. 85 u. 267). Gewissermaßen als eine rechtsgeschichtliche Überlieferung sind die Familiennamen Wratschger und Wurnig anzusehen. Ersterer weist auf adelige Abstammung, letzterer auf Hofdienste hin, welche der Stammvater zu leisten hatte. Auch der Hausname Tschelnig (von čelnik, der Vorgesetzte) und das im Isel-Gebiete, auf welches allein das hier gesagte Bezug hat, zur Bezeichnung von Gemeindefraktionen dienende Wort „Rott“ (IX, S. 29) erinnern an eine uralte Rechtsordnung, die der slavischen Vergangenheit dieser Gegend angehört. Wichtiger noch und bezeichnender sind die Nachwirkungen slavischer Kommun-Wirtschaft, welche im Windisch-Matreier Gerichtsbezirke stellenweise noch jetzt wahrnehmbar sind (IV, S. 14; XII, S. 85), im 16. Jahrhundert aber sehr verbreitet waren und des obrigkeitlichen Schutzes sich erfreuten. Da die im Gerichtsbuche vom Jahre 1557 bis 1559 eingetragenen Verhandlungen und Erkenntnisse darüber viel Licht verbreiten, will ich hier einiges daraus mitteilen, was ich beim Besuche des Windisch-Matreier Gerichts-Archivs mir notierte.

Als im November 1558 der Salzburger Dompropst Eberhard in eigener Person zu Windisch-Matrei zu Gericht saß, entschied er einen Streit zwischen Jörg Schneider und dessen Vettern „von wegen der Wirdt- und Hausmannschaft“ dahin, daß Jörg „die Wirdtschaft annemben und inen (ihnen) Allen treulichen haussen solle“; sein Vetter Asm solle ihm „als wirdt gefellig, gehorsam und nicht widerwärtig sein“. Würde sich nach Ablauf eines Jahres herausstellen, daß die Wirtschaft schlecht gehe, so solle mit den Beteiligten von neuem verhandelt werden. Tags darauf (am 8. November) erschienen vor Gericht Hanns Pätrer auf Racell (ansässig) und dessen Vetter Blasius, welchen ersterer beschuldigte, er habe „nit fürwertz“ (nicht vorwärts) gehaust, sondern vielmehr Schulden gemacht. Darauf hin übertrug der Dompropst die Wirtschaft dem Kläger für die Dauer eines Jahres und zwar dergestalt, „daß er inen Allen zum trewlichsten und ungeverlich haussen, auch den Blassy, sein Weib und Kind umb gesundt (d. h. in Krankheitsfällen) und in Allem wie sich gepürdt vnudterhalten sol und Blassy sol sein Arbait, was er mit Zimern oder sonnst erobert inn das Haushaben geben und sol mit des Hannsen als Wirdts wissen und willen zu zimern oder sonst zu arbeiten ausgeen“. Am 9. November bat die Witwe des Alban „auf dem Stain“, sie davor zu schützen, daß ihr Stiefsohn Rulf sie samt ihren Kindern zwinge, aus dem gemeinsamen Familienverbande zu scheiden. Rulf erklärte, ihr dies darum angedroht zu haben, weil er sie und ihre Kinder „zu Arbeit angeredet“ und weil darob Krieg und Hader entstand. Er erbot sich übrigens, die Witwe und deren Kinder bei sich zu behalten und aller Gebühr nach zu halten, dafern sie ihrerseits sich geziemend benehmen. Am 17. November brachte Christan, Sohn des Hanns zu Jesach in Defereggen wider seinen Oheim Stefan vor: er wolle an Stelle seines Vaters zur „Heimat“, die dieser mit dem Stefan zusammen gekauft habe und welche letzterer nun allein besitze, „zugelassen werden“. Doch der Schulden, welche dieser gemacht habe, während er (Christan) „nit anhaimbs gewest, auch das Heimat nit gerimbt nach genossen hab“, wolle er „unentgolten“ sein. Der Dompropst erkannte: weil Christan „nit bedacht (ist), sich von dem Heimat abfertigen zu lassen, auch Stefan begehrt, daß Inn gedachter Christan soll haussen und arbaitten helffen, so sollen sie sich in Ansehung der grossen Schulden, so verhanden, damit dieselbe dest leichter aus ungeteiltem Gut bezahlt werden mugen, zusammenziehen und Christan soll dem Stefan als wirdt gefällig sein, auch treulichen hausen und arbaitten helffen“. Dem Stefan wird eingeschärft, seine Kinder von aller Unbill wider Christan abzuhalten. Zeigt sich nach zwei Jahren, daß sie im Vereine zu leben sich nicht eignen, so mögen sie vor Gericht „umb Thailung“ anhalten; aber diese wird nur deshalb zugestanden werden können, weil „dasselb Guet vorhin auch gethailt gewest“. Die Kosten der Gerichtsverhandlung hat Stefan allein „als wirdt aus dem Haushaben und ungethailten Guet“ zu bestreiten. Am 1. März 1559 trug Jörg Stainer auf Racell dem Urbargerichte den Wunsch vor, es möge Einer seiner Brüder „zu der Wirtschaft gesetzt werden“. Er begründete sein Anliegen damit, daß er schon in die 20 Jahre Wirt gewesen; nun aber wollen sich die Hausfrauen seiner beiden Brüder „in dem so sich Haushabens Nottnrft gepürt“ nicht mehr fügsam erzeigen, und sie werden darin durch die Ehemänner bestärkt. Die Brüder des Klägers widersprechen dem und gelobten, dafür sorgen zu wollen, daß ihre Frauen mit dem Eheweibe des Jörg fürderhin gut auskommen. Sie willigten auch ein, daß nachdem dermalen die Hausfrau des Lucas „Mairin“ sei, von jetzt an die „Mairschaft“ (d. h. die Leitung der weiblichen Verrichtungen in der Haus-Kommunion) der Hausfrau des Jörg „gelassen werde“. Hierauf ging jedoch Jörg nicht ein, sondern er bestand darauf, daß die Frau des Lucas in dieser Stellung verbleibe, weil sie „die meisten Kinder habe“; hinwider möge die Hausfrau des Christan, die nur ein Kind habe, seiner (des Jörgen) Frau, welche kinderlos sei, „arbaitten helffen“. Das Gericht beschied die streitenden Parteien wie folgt: Jörg bleibt Wirt; die Hausfrauen seiner Brüder haben in Ansehung der Haushaltung ihm zu gehorchen; vertragen sich die Weiber untereinander nicht und wehren ihre Männer nicht dem Streite, so sollen sie allesamt mit Gefängnis oder sonst „nach Gelegenheit“ bestraft werden. Aber auch Jörg möge sich gegen die übrigen „wirdtlich und gepürlich halten und nit zu hardt sein“. — Also zwangsweise sogar wurden damals die Haus-Kommunionen zusammengehalten. Das Gegenteil hiervon mußte freilich Platz greifen, als der Gerichtsbezirk Windisch-Matrei im

Jahre 1810 ein Bestandteil des französischen Königreichs Illyrien wurde und demzufolge der die Zerstückelung der Bauerngüter begünstigende Code Napoleon dort zur Geltung gelangte. In einem amtlichen Berichte, welchen der Administrator des salzburgischen Pfleggerichts Lengberg unterm 21. Januar 1807 erstattete, heißt es rücksichtlich des Bezirks Windisch-Matrei u. a.: „Mithäuserey (Kommunhausung) kommt in diesem Bezirke allein vor. Sämtliche Geschwister leben im väterlichen Hause, heiraten und helfen einem sogenannten Vorhauser das Gut bearbeiten. Es ist daher ein gemeinschaftlicher Besitz, zu welchem durch Todfall des vorigen Besitzers oder durch Übergabe gelangt wird. Bei Lehen und bei der Freystift ist die Mithäuserey gewöhnlich. Der Vorhauser wird guter Eigenschaften willen gewählt und er leitet die Wirtschaft. Die übrigen helfen ihm wie Knechte und Mägde, haben ihre volle Verpflegung, aber keinen Lohn und keinen Anteil an der jährlichen Ersparnis, worüber (wenn sie zu verteilen wäre) ein eigener Vertrag bestehen müßte. Beim Todfall kann nur das Inventar, das dem gemeinschaftlichen Besitze zu Grunde liegt, bei den Mithäusern zur Sprache kommen. Jedoch ist der Mithauser berechtigt, den Fortgang des Hauswesens zu beurteilen und, wenn er es für zuträglicher hält, aus der Gemeinschaft zu treten und seinen Anteil von den übrigen herauszufordern oder eine bestimmte Herausgabe anzusprechen, dafern die Abteilung von der Obrigkeit nicht gestattet wird. Dieses findet gleichfalls statt, wenn ein Mitgehäuse einer andern Mithausung einverleibt wird oder einheiratet (vulgo: angewunschen wird)." — Man ersieht hieraus, wie sehr schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Strenge, mit welcher in früherer Zeit die Kommun-Wirtschaft im Windisch-Matreier Bezirke war gehandhabt worden, einer milden Praxis gewichen war. Damit aber die Übereinstimmung der in Rede stehenden Bewirtschaftungsart mit dem, was die Südslaven unter Haus-Kommunion verstehen, ersichtlich werde, setze ich ein paar die letztere kennzeichnende Sätze aus dem von ihr handelnden Werke des kroat. Obergespans Utiešenović (die Hauskommunionen der Südslaven, Wien 1859) hier her: „In einem solchen mit dem Taufnamen des Hausvaters und mit einem einzigen Familiennamen benannten Hause findet man gewöhnlich 1. einen rüstigen Hausvater (gospodar, starešina) von 40 bis 50 Jahren mit seinem Eheweibe und 2 bis 3 Kindern; der erstere ist mit dem Amte des Verwalters dieses ganzen Hauses betraut, wogegen ihn sein Weib in bezug auf das innere Hauswesen unterstützt; 2. seine alten 60- bis 70jährigen Eltern (der Vater war früher Hausvater, hat aber diese Bürde Alters wegen zurückgelegt); 3. seines Vaters Bruder mit seinem Eheweibe mit oder ohne solche Kinder; 4. einen jüngeren Bruder des Hausvaters mit seinem Eheweibe. . ." (S. 19). „Diese Hausgenossen wirtschaften mit vereinten Kräften auf diesem gemeinschaftlichen Besitze. Der Hausvater hat die Oberleitung und die Exekution, während alle erwachsenen männlichen Hausgenossen, in wichtigeren Fällen beratend und beschließend, sonst aber im allgemeinen die Anordnungen des Hausvaters exequierend, mitzuwirken berufen sind. Die Hausvaterstelle wird nicht immer vom ältesten Manne versehen. Wenn selbst in einem solchen Hause nur ein Vater mit seinen Söhnen ist, so legt der erstere die Hausvaterstelle freiwillig nieder, sobald er fühlt, daß seine Kräfte abnehmen. . . Er übergiebt dieses Amt auch nicht immer dem ältesten, sondern dem gescheidtesten wackersten Sohne und wenn sein eigener Bruder oder ein andrer Verwandter im Hause ist, selbst diesem, wenn er älter als die Söhne ist. Auch tritt öfters die Wahl ein." (S. 21.) „Das Erträgnis der Wirtschaft übernimmt der Hausvater und die Hausmutter in Verwahrung und es wird davon der jeweilige Bedarf für das ganze Haus und die öffentlichen Abgaben bestritten." (S. 22). — Oben wurde erwähnt, daß der Ausdruck „gospodar" (Hauswirt) sich in der entstellten Form "Pospodor" erhalten hat. Er ist ein zu Stribach, einer Gemeinde am Fuße des Iselberges (eine Wegstunde östlich von Lienz), vorkommender Familienname (IX, S. 21).

V. **Merkmale am Typus der Bevölkerung.** Nachdem ich selber längst (1) auf Schriftsteller hingewiesen hatte, welche auf Grund näherer Vertrautheit mit der Bevölkerung des Iselthales dieser slavische Gesichtszüge und Temperaments-Eigenheiten zugeschrieben haben, kam Mitterrutzner (IV) auf derlei Slavenreste zurück, indem er den Seelsorger des Kalser Thaler, Anton Auer, als Gewährsmann zitiert, welcher bereits in Amthors „Alpenfreund" (V. Bd., 1. Heft, 1872) solche hervorgehoben hat. Insbesondere werden da die „slavischen Gesichter" (vorstehende Backenknochen, blinzelnde, etwas, doch kaum merklich, schief geschnittene Augen, teilweise blasser, bleifarbiger Teint und ein undefinierbarer, glänzender Blick, sowie die, allerdings nicht durchschnittlich, glatten Haare) betont, ferner gewisse Eigenschaften des Gemütes (in sich gekehrtes, zu mystischer Richtung geneigtes Seelenleben, rascher Wechsel entgegengesetzter Affekte, melancholische Grundstimmung, die sich im Mollton der von ihnen gesungenen Melodieen offenbart). Von den Bewohnern der Isel-Region sagt bereits Beda Weber, ein Lienzer von Geburt, in seinem Werke „Das Land Tirol" (III, 158): „So sehr sie durch Art, Tracht und Sitte voneinander geschieden sind, haben doch alle die gemeinsamen Merkmale der wendischen Abkunft und als solche sind sie den Kärntnern weit ähnlicher als den Tirolern."

Am Schlusse dessen, was von den Bewohnern dieser Gebirgsgegend hier berichtet wird, ist auch noch der Wahrnehmung zu gedenken, daß denselben slavisches Rindvieh, allerdings mit bojoarischem fast zu gleichen Teilen gemischt, zur Seite steht. Regierungsrat Ferd. Kaltenegger in Brixen, ein Forscher ersten Ranges auf dem Gebiete der Tierrassenkunde, hat dieses Vorkommnis durch eine dem Direktor Mitterrutzner gemachte und von diesem (IV, S. XIV) veröffentlichte Mitteilung verbürgt.

Mit der Frage, wie lange die Slaven in Tirol ihr Dasein fristeten? haben sich Patigler (XIII, S. 15) und Unterforcher (X, S. 12 ff.) beschäftigt. Beide stimmen darin überein, daß vom Jahre 1329 bis zur Bestattung des letzten Slaven im Isel- und Möllthale nur eine ganz kurze Spanne Zeit liegen kann. Dagegen sind sie verschiedener Ansicht in bezug auf die Fortschritte, welche die Germanisierung unter den tirolischen Slaven machte. Ersterer nimmt an, daß schon gegen das Ende des 10. Jahrhunderts „die wendische Sprache" in der Isel-Region nicht mehr vorherrschte, sondern mit der Christianisierung bereits die Germanisierung dort um sich griff. Letzterer folgert aus dem Lautbestande der slavischen Namen, die in einem Görzer Urbar von 1329 vorkommen, daß bis dahin in den abgelegenen Thälern nicht nur, sondern auch in der Lienzer Ebene sich Slaven erhielten. Er hätte sich zur Begründung dieser Annahme auch auf die von ihm selbst (IX, S. 25) beigebrachte Stelle jenes Urbars berufen können, wo eines „Mansus, in quo residet suppan", als im Thale Virgen gelegen, Erwähnung geschieht. Es stand also im Jahre 1329 noch ein Zupan an der Spitze der Virgener Thal-Gemeinde, was wohl kaum möglich gewesen wäre, wenn das Slaventum damals dort schon aufgehört hätte, sich zu regen. Ich bin geneigt, was die entlegenen Thäler betrifft, das Aussterben der Slaven in denselben in eine noch spätere Zeit zu verlegen. Aber es ist nur eine Vermutung, welche ich hier äußere, und ich verkenne nicht, daß sie auf schwacher Grundlage ruht. Die zu Anfang des 16. Jahrhunderts niedergeschriebene Kirchmayrsche Chronik des Pusterthales, die sich

nur in transskribierter Gestalt erhalten hat, meldet nämlich, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts Hussiten ihre Irrlehren in der Lienzer Gegend zu verbreiten suchten, worauf sie kaum verfallen wären, wenn sie dort nicht Slaven anzutreffen erwartet hätten. Und damit hängt vielleicht ein Erlebnis meines verstorbenen Freundes Hermann Ritter von Delama zusammen, welcher, wie er mir zu Anfang der 60er Jahre erzählte, etwa sechs Jahr zuvor als Adjunkt des Bezirksamts Taufers bei einer Dienstesverrichtung in einem der Thäler, durch die man über hohe Gebirge nach Deffereggen gelangt, durch Lawinengefahr festgehalten in dem Bauernhofe, wo er verweilte, eine ihm unverständliche Handschrift vom Besitzer des Hofes mit der Bemerkung vorgewiesen erhielt: sie erbe sich in seiner Familie als eine Erinnerung an die Hussitenzeit fort. Den Bauernhof mir zu bezeichnen, weigerte sich der Genannte, weil er dem Bauer hatte geloben müssen, das bis dahin sorgfältig gehütete Geheimnis nicht zu verraten. Daß es in jenen Thälern noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Krypto-Protestanten gab, ist durch Erhebungen der kirchlichen Behörden sicher gestellt. Und welche Abneigung gegen den Katholizismus unter den Defereggern einst herrschte, wurde bereits erwähnt. — So viel über die Slaven im Pusterthale oder vielmehr in dessen nördlichen Verzweigungen.

Was die sonst noch in Tirol vorhandenen Slavenreste anbelangt, so halte ich heute noch beinahe alles aufrecht, was ich diesbezüglich in meiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand (I) hinsichtlich des Wohngebietes der Ladiner gesagt habe.

Ich bin heute mehr als je davon überzeugt, daß die Voreltern der meisten tirolischen Ladiner, wozu ich auch die Bewohner des Tessin- und Fassa-Thales und die Primörioten rechne, aus Friaul zugewandert sind und daß mit ihnen, wenn schon nur in geringer Menge, Slaven aus diesem Lande in jenes Wohngebiet kamen. Auf solche Zuzügler führe ich zurück die an die Slavinen des Görzer Gebiets erinnernde Tracht der Weiber des Val Tessin und deren Überbürdung mit Feldarbeit, die anderswo Männer verrichten; ferner Ortsnamen wie: (Castell) Iwano, Strigeo; Ausdrücke wie: Colmello, Canale; endlich die auffallenden Hochzeitsgebräuche zu Predazzo und im hinteren Fassa-Thale. Die Klageweiber bei Leichenbegängnissen im Valsugan und den kolo-ähnlichen Gobbi-Tanz zu Trient mache ich hier nicht mehr als einschlägige Gebräuche geltend, zumal auch Wesselofsky (V) Zweifel über deren Beweiskraft geäußert hat.

Möge endlich ein slavischer Ethnograph es der Mühe wert finden, das Wohngebiet der Ladiner in Tirol zu bereisen und daselbst mit der nötigen Unbefangenheit nach Slavenresten forschen. Er wird sich für seine Bemühung reichlich belohnt sehen.

Karsikot, die entästeten Bäume in Finnland[1].

Die Karsikot (Sing. Karsikko) sind bei den Finnen eigentümliche Bäume, welche noch in Savolaks und Karelien, wie auch hier und da im nördlichsten Ostrobotnien vorkommen.

Gewöhnlich macht man ein Karsikko aus Fichten und Tannen durch Ausästung so, daß nur der Gipfel oder auch der untere Teil ihre Äste behalten. In der Mitte des Baumes läßt man als Arme zwei Äste stehen, wenn die Person, für welche das Karsikko bestimmt wurde, verheiratet ist und nur einen Ast, wenn sie unverheiratet ist.

Man macht die Karsikot nicht nur für Lebendige, sondern auch für Gestorbene. Kommt jemand zum erstenmal auf Besuch in einen fremden Hof, so wird ihm zu Ehren ein Karsikko gemacht, auf dem ein Ast nach der Richtung hin zeigt, wo jener zu Hause ist. Der Reisende ist da „Härkämies“, d. h. Ochsenmann, und es ist Sitte, ihm zu Ehren eine Bewirtung, Härkäkannut, d. h. Ochsenkannen, herzustellen. Auch Reisegefährten machen für einander Karsikot, wenn sie zum Beispiel auf einer Reise in fremden Orten ankommen.

Auch für Verstorbene macht man ein Karsikko, wenn die Leiche in die Kirche gebracht wird. War der Entschlafene verheiratet, so läßt man zwei Äste als Arme gegen den Wald hin, war er unverheiratet, nur einen Ast gegen den Weg hin stehen. Hier und da erkennt man das Karsikko eines Gestorbenen daran, daß der Ast gegen die Kirche gerichtet ist. In späteren Zeiten aber begnügte man sich einfach mit dem Glätten der Seite der Tanne, worauf die Jahreszahl des Todes eingeschnitten wurde oder man nagelte auf der Fichte ein kleines schwarzes Brettchen mit den Initialen und dem Todesjahr des Gestorbenen fest. In dem Kirchspiel Iisalmi (Savolaks) werden sogar Jahreszahlen, die man zur Erinnerung an Gestorbene in die Wände eingeschnitten hat, Karsikot genannt.

Scheinbar erinnert die eben beschriebene Form der Karsikot mit ihren „Armen“ an die menschliche Figur und M. A. Castrén erwähnt in seinen Bemerkungen von Sodankylä (Kirchspiel in dem nördlichsten Ostrobotnien) die Sitte, daß ein Reisender, der zum erstenmal in eine Gegend kommt, sich entweder ein Karsikko oder ein Bild aushauen läßt, das der menschlichen Figur ähnelt. Das Bild wird Hurrikainen genannt und ist nach der Vermutung Castréns von derselben Art wie die ehemaligen hölzernen Seidabilder der Lappen. Solche Bilder hat Hjalmar Appelgren an den Ufern des Kemiflusses abgezeichnet, wo man sie häufig unter dem Namen Patsaat, d. h. Säulen oder Denkmäler, findet. Es sind dieses Denkzeichen der Fischer und Jäger, errichtet da, wo sie sich wegen des Fischfanges aufgehalten haben, oder um Renntiere zu fangen oder Perlen zu fischen.

„Ursprünglich“, erzählt Appelgren, „sind es lappische Götzenbilder oder Seidas gewesen, an deren Nachahmung das jetzige Volk noch sein Vergnügen findet. Man weis nämlich, daß die Lappen vormals die Sitte hatten, an der Stelle, wo sie fischen wollten, „zur Ehre des Wassers“ ein Denkmal zu geloben, für den Fall, daß sie gute Beute machten. Dasselbe geschah bei gutem Fang an den Gruben, wo die Renntiere gefangen wurden. Man findet nicht nur hölzerne, sondern auch steinerne Säulen. Die ersteren wurden aus einem wachsenden Baume, den man eine oder zwei Ellen über der Erde abhieb, gemacht und dessen oberes Ende trichterähnlich geformt wurde, so daß er gewissermaßen einer menschlichen Figur ähnelte. Oben wurde die Säule eben gemacht und eine steinerne Scheibe darauf gelegt, um die Vermoderung zu verhindern.“

[1]) Der Globus beginnt hiermit eine Reihe von Mitteilungen volkskundlicher Art aus Finnland, die ihm von einem der berühmtesten finnischen Gelehrten zugingen, dessen Name aber leider aus Rücksichten verschwiegen werden muß, für die wir in Deutschland kein Verständnis besitzen. Die obige Mitteilung stammt aus dem Album der Studenten Finnlands in finnischer Sprache, welches Elias Lönnrot bei seinem 81. Geburtstage (9. April 1882) verehrt wurde. A.

Die steinernen Denkmäler sind klein, aus Steinscheiben, die aufeinander gelegt sind, gemacht und also ähnlich den Jatulin patsaat (Säulen der Jatunen, ein traditionelles Volk) in Kemi, die in Suomen Kuvalehti (Illustrierte Zeitung Finnlands) abgebildet sind.

Die Karsikot, Hurrikaiset und Patsaat scheinen doch, nach dem Vorgesagten zu schließen, fast denselben Zweck zu haben, da sie alle Denkzeichen an einen Besuch fremder Orte sind. Wenn dieses aber so ist, so bezeugt die Häufigkeit der Karsikot in Savolaks und Karelien, daß die Errichtung solcher Denkzeichen nicht als eine Nachahmung einer lappischen Sitte gelten kann, sondern wahrscheinlich in irgend einer Form auch bei den Finnen eine uralte Sitte ist, vielleicht entsprechend dem Versetzen der Penaten in dem klassischen Altertum. Darauf deutet auch eine uns erhaltene geschichtliche Erinnerung. Als die Russen im Jahre 1559 bei der schwedischen Regierung über die Kolonisation der Umgegenden des Oulujärvi-Sees (im nördlichen Finnland) sich beklagten, die sie als russisches Gebiet betrachteten, erzählten sie u. a., daß die Kolonisten bei ihrer Ankunft in dem Dorfe Kuritkin ausgeschnittene Bildsäulen — thores utskärne beleter — auf den Plätzen errichteten, wo sie ihre Höfe gründen wollten.

Es ist natürlich, daß die künstlichen Götzenbilder der Finnen, insofern sie überhaupt existierten, schon frühzeitig zerstört wurden durch die Verbreitung des Christentums; dagegen war es nicht so leicht, diese gelegentlich vorkommende Sitte zu vernichten, von welcher oben geredet ist. Doch haben sich einige Überlieferungen auch von häuslichen Götzenbildern erhalten. In der Zeitung Viipurin Sanan Saattajat (Botschafter Wiburgs), 1834, steht ein Aufsatz über die Bekehrung der Karelier, wo einige seltsame Nachrichten über das Heidentum dieses Volkes ohne Quellenangaben erzählt werden, u. a., daß sie zu Hause aus Holz geschnittene Götzenbilder hatten, in den Wäldern aber geräumige Opferstätten mit einem großen Stein in der Mitte, zu welchen sie kriechend ihre Opfer brachten, und dann mit dem Blut der Opfer die Bilder ihrer Abgötter beschmierten. In Töysä (Kirchspiel im südlichen Ostrobotnien) spricht man noch von dem Abgott Tohnis. Dieser stand bei dem Hof Tohni auf einem steinernen Hügel, Kreuzhügel genannt, wurde aber vor mehr als hundert Jahren von dem Voigt des Distriktes Lapua zerstört. Als der Hügel später weggeräumt wurde, fand man noch den hinteren Teil des Bildes und darin eine silberne Münze, wie auch auf dem Boden des Hügels kleine Kreuze und Fingerringe.

Es ist schwer zu bestimmen, welche von den beschriebenen Volkssitten älter ist, die Errichtung von Karsikot oder die von Bildsäulen. Die erste ist einfacher und die Karsikot, welche die Aufmerksamkeit der Priester weniger erweckten, konnten sich deswegen in der Sitte des Volkes bis auf unsre Zeit erhalten, ebenso auch die Opferbäume, die man noch an vielen Orten im mittleren und östlichen Finnland trifft. In Wiitasaari (Kirchspiel im mittleren Finnland) soll sich sogar ein Opferbaum befinden mit ausgeschnittenen Götzenbildern an der Seite, — vielleicht solche der menschlichen Figur ähnliche Bilder, die man nach M. A. Castrén in sehr alten Bäumen in den nördlichen Teilen Finnlands gefunden hat.

Einen andern Zweck mag das Karsikko haben, das man für den Gestorbenen macht, wenn man die Leiche in die Kirche bringt. In der Zeitung Sanomia Turusta (Nachrichten von Abo), 1861, erzählt ein Reisender, daß er auf dem Wege von Wiburg nach Friedrichshamn eine große Birke mit zahlreichen Kreuzen, mit Namen und mit Todesjahren beschriebenen Brettchen gesehen habe. Sie wurde Kreuzbirke genannt und man gab an, sie verhindere den Gestorbenen, das Haus wieder zu besuchen. Man erklärt nämlich, der Tote bleibe stehen, um seinen Namen auf dem Brette zu betrachten, dabei sieht er aber das Kreuz und muß deswegen um zurückkehren. Zu demselben Zwecke soll man auch anderswo in der Provinz Wiburg Kreuze an den Bäumen und Steinen halbwegs zwischen dem Haus und der Kirche anbringen. Daraus ergiebt sich wahrscheinlich als Zweck des Karsikko des Gestorbenen, diesem das Spuken im Hause zu verwehren.

Amerikanische und sibirische Nephritgeräte.

Gesammelt und erläutert von Adrian Jacobsen.

Wiewohl schon so viel über Nephrit und die Nephritfrage geschrieben wurde, glaube ich doch, daß die Mitteilung meiner Erfahrungen in dieser Beziehung nicht unwillkommen sein wird, da ich Nephrit sowohl in bearbeitetem, wie in rohem Zustande in manchen Gegenden gefunden, in denen er, soweit mir bekannt, vorher von keinem andern Reisenden beobachtet wurde. Nach meinem Erachten ist es auch ganz sicher, daß die meisten von mir gesehenen und gesammelten Stücke auch aus der Gegend, in der ich sie antraf, stammen. Denn die bei weitem größte Zahl der aus Nephrit gefertigten Schmuckgegenstände und Gerätschaften zeigte genau denselben Charakter, wie die andern in der betreffenden Gegend gebrauchten Steingeräte.

Auf meiner in den Jahren 1881 bis 1883 für das Völkerkunde-Museum in Berlin unternommenen Sammelreise in Alaska erwarb ich auf der Cap Prince of Wales-Halbinsel, sowie am Kotzebuesunde gegen 80 Gegenstände aus Nephrit, deren Farbe zwischen Weiß und Dunkelgrün wechselt. Auch ein eigentümliches, braun und grün gestreiftes Stück habe ich dort gesehen, aber leider nicht in meinen Besitz bringen können. Die braunen Streifen in diesem Stücke schienen mir aus einem andern eingesprengten Mineral zu sein.

Die dort erworbenen Gegenstände bestehen aus Äxten, Meißeln, halbmondförmigen Messern (von den Eskimofrauen zum Abziehen der Felle, sowie zum Zerlegen der Fische gebraucht), kleinen scharfen, scheerenförmig geschliffenen Messern (zur Anfertigung von allerlei Holz- und Knochengeräten verwendet) und schließlich einem großen, breiten Dolche mit tiefer Blutrinne an der einen Seite. Ferner befinden sich darunter noch eine Reihe von Bohrern und Hämmern, zu welchen letzteren man in der Regel Steine von heller, weißer oder grauer Farbe wählt; Perlen, zwei bis drei Zoll lange, ovale Knöpfe (unsern Manschettenknöpfen ähnlich), welche den Eskimos als Lippenschmuck dienen, indem sie dieselben in die durchbohrten Mundwinkel einknöpfen, und endlich stabförmige Amulette, die an einer Schnur um den Hals getragen oder am Gurte befestigt werden.

Auf wiederholtes Befragen, woher die Eingeborenen den Nephrit hätten, erklärten die Eskimos einstimmig, daß er von einem hohen Berge herstamme, welcher an dem in den Kotzebuesund mündenden Kowak-Fluß liege. Ein Führer, der bereits längere Zeit bei mir war, erbot sich sogar, mich dorthin zu geleiten; doch, da wir uns mitten im Winter befanden und unter den dortigen Bewohnern Hungersnot

ausgebrochen war, standen wir von dieser beschwerlichen und weiten Reise ab, bei der der Erfolg doch immer sehr zweifelhaft gewesen wäre.

Die Eskimos erzählten ferner, daß im Kotzebuesunde zwei berühmte Schamanen lebten, welche das Gewinnen des Minerals aus obigem Berge besorgten und dann dasselbe gegen hohe Bezahlung an das Volk verkauften. Die Schamanen träfen große, in Wahrsagen, Opfern, Gebeten u. dergl. bestehende Vorbereitungen, ehe sie in die Berge hinaufgingen. So binden sie sich beispielsweise an jede Seite des Gesichtes ein Brett und umwinden dann den ganzen Kopf mit Lederriemen. Dies thun sie deshalb, weil angeblich die Stelle, an der sich der Nephrit befindet, von einem Dämonen bewacht wird, der es bewirkt, daß einem gewöhnlichen Sterblichen der Kopf zerspringt, nur der Medizinmann hat es in seiner Gewalt, sich durch Zaubermittel davor zu schützen. Deshalb wagt sich auch kein andrer in jene Gegend. Nun waren aber die beiden berühmten Medizinmänner gestorben und von den übrigen Eskimos vermochte keiner den Fundort genau anzugeben.

An der Mündung des Jukon konnte ich nur sechs Stück dieses Gesteins erwerben, die augenscheinlich durch Handel dort hingekommen waren, und auf der Alaskahalbinsel kannte man wohl den Namen des Minerals, aber es kam mir dort kein Stück zu Gesicht. Alle Waffen und Gerätschaften, wie Beile, Messer rc., die ich dort sah, waren aus andern Gesteinsarten verfertigt; denn die nordwestlichen Eskimos leben bekanntlich noch heute vollständig im sogenannten „Steinzeitalter", was insofern eigentlich sehr befremden muß, als diese Leute seit längerer Zeit mit Europäern mehr oder weniger im Verkehr stehen und Eisen hinreichend kennen. Das Vorkommen von Steingeräten hängt hier mit dem Aberglauben der Eskimos eng zusammen, die sich noch nicht entschließen konnten, die von ihren Vätern ererbten Gewohnheiten und die durch so altergebrachten Gebrauch gewissermaßen geheiligten Geräte einfach über Bord zu werfen. So darf z. B. kein Weib die Lachse mit einem eisernen Messer zerlegen, da sonst die Fische auf Nimmerwiedersehen die Küste verlassen würden. Auch dürfen bei Krankheiten keine eisernen Geräte im Dorfe gebraucht werden, vielmehr werden dieselben sogar in solchen Fällen den Einheimischen wie den europäischen Reisenden abgenommen. So stellen die Leute noch heutigen Tages ihre Lanzenspitzen aus Stein her, und bei Festlichkeiten wird das Holz mit Beilen aus Walroßzahn gespalten.

Nephritärte sind vereinzelt auch wohl noch bei den Tschuktschen von Reisenden gefunden worden; doch dürften diese infolge des lebhaften Handels zwischen Cap Prince of Wales und Sibirien von den Eskimos herübergebracht sein.

In Britisch-Columbia fand ich die erste Nephritart im Norden der Provinz auf der Königin-Charlotte-Insel. Sie war aus hübschem, dunkelgrün gefärbtem Material. Auch bei den Tlinkiten sind Nephritbeile gefunden worden. Dieser Stamm handelt bekanntlich viel nach dem Jukon und es ist somit leicht möglich, daß sie das Mineral von dorther bezogen haben. Auch auf dem Festlande, gegenüber von Vancouver, sowie in der Nähe von Viktoria erwarb ich einige Nephrite.

Man darf wohl die Vermutung aussprechen, daß Nephrit vom Kotzebuesund aus nach Süden durch viele Jahrhunderte exportiert worden ist. Die Mallemuten, die Bewohner des Kotzebuesundes, bereisen heute noch die Küste bis zur Cooksinlet hinab, und ich habe selbst beispielsweise dort eine Familie getroffen, die vom Kotzebuesunde gekommen war und sich dort angesiedelt hatte. Ferner treiben die Bewohner des Nortonsundes einen regen Handel zu Lande mit den Bewohnern des oberen Jukon. Diese Gegenden besuchen, wie oben erwähnt, die Tlinkiten. Andrerseits kommen die Haida von Vancouver noch jetzt, wie früher nach Norden hin zu den Tlinkiten, nach Süden hin in das Washington-Territorium. Alle diese Völker haben eine mehr oder weniger ständige Kultur, dieselben Waffen und Gerätschaften sind noch heute bei ihnen in Gebrauch, wie sie ihre Vorfahren vor Hunderten von Jahren besaßen. Und bei meiner Ankunft in Alaska bemerkte ich sogar zu meinem Erstaunen, daß die Eskimos so noch heutzutage genau dieselben Lippenpflöcke tragen, wie ehemals die alten Mexikaner, ja teilweise sogar aus demselben Material. Diese Lippenpflöcke werden in einer Entfernung von je einem Zoll rechts und links von den Mundwinkeln in den durchbohrten Backen getragen. Sie haben die Form eines Miniaturcylinderhutes und werden aus Lignit, Serpentin, Marmor, Walroß- und Mammutszähnen gefertigt. Die Ähnlichkeit ist eine so auffallende, daß man die prähistorischen und die modernen Stücke nicht zu unterscheiden vermag; mit wenigen Unterbrechungen werden sie noch heute von Vancouver bis zur Barrow-Spitze, der nordwestlichsten Spitze Amerikas, getragen.

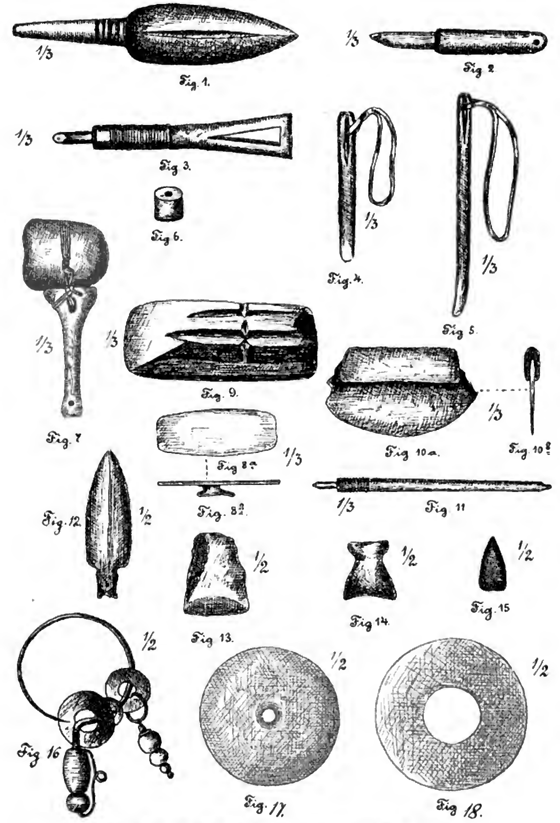
Auf meiner Reise in Sibirien (1884 bis 1885) besuchte ich auch das Irkutsker Museum, dessen Sammlungen leider bei einem Brande zum großen Teil zerstört worden waren; doch wurden gerade damals von neuem in der Umgegend Ausgrabungen veranstaltet und dabei viele Nephritstücke gefunden. Besonders fiel mir ein Schneideinstrument auf, dessen Form ich sonst nirgends wieder gesehen habe, dasselbe war auf der einen Seite wie unsre Taschenmesser geschliffen, auf der andern Seite dagegen wie eine Schere. Auch bewahrte man im Museum drei mächtige Nephritblöcke, die als Geröll im Irkutskflusse gefunden worden waren. Auf meine Bitte, mir eine Probe von denselben zu überlassen, wurde nach einem Schmied gesandt, der uns einige Stücke von dem in Hülle und Fülle vorhandenen Materiale losschlug [1].

Am Amur, wo ich viele Steingeräte erwarb, erhielt ich anfänglich kein einziges Nephritexemplar, und meine Nachfrage in betreff dieses Minerals war erfolglos; später jedoch kaufte ich auch hier Nephrite in Gestalt von breiten, runden, dünn geschliffenen Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren, und die von den dortigen Völkerschaften als Amulette benutzt werden, welche man der Braut als Geschenk in die Ehe mitgiebt. Hin und wieder sah ich reiche Goldenfrauen, die solche Platten, wenn auch von kleinerem Umfange, an ihren silbernen Ohrringen aufgereiht trugen. Auch auf Sachalin sah ich ähnliche Amulette. Ich bin jedoch der Ansicht, daß diese Nephritringe am Amur von mongolischen und mandschurischen Händlern herrühren.

Im Jahre 1884 oder 1885 sandte die amerikanische Regierung, durch meine Forschungen angeregt, eine Expedition nach dem Kotzebuesund, die neben geographischen Zwecken auch die Nephritfrage näher untersuchen sollte. Diese Expedition wurde von Leutnant Stoney geleitet, welcher einen der größten in den Kotzebuesund mündenden Flüsse, von den Eskimos Kowak genannt, aufwärts fuhr. Die Forschungen nach dem Nephrit waren jedoch ohne Erfolg, während die geographische Seite der Expedition das überraschende Resultat ergab, daß die dortigen Flüsse viel größer, jene Gegenden weit bevölkerter sind, als man bis dahin annahm.

Bei allen Völkern, bei denen überhaupt Nephritsachen vorkommen, steht dieses eigentümliche Gestein wegen seiner

[1] Anmerkung des Verfassers. Dieses wurde später unter die Mitglieder der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin verteilt; mehrere der Herren tragen jetzt daraus verfertigte Anhängsel in Form von geschliffenen Beilen u. dergl. an der Uhrkette.



Amerikanische und sibirische Nephritgeräte. Gesammelt von Adrian Jacobsen.

schönen Farbe und wegen seiner außerordentlichen Härte und Dauerhaftigkeit in gleich hohem Ansehen. Auch im Altertum ist das bereits der Fall gewesen, und daher ist es auch kaum wunderbar, wenn man in vielen Gegenden dem Nephrit eine übernatürliche, zauberische Kraft zuschrieb, die den Besitzer eines aus solchem Material hergestellten Amuletts vor Unglück schützen und aus Gefahren erretten kann. So erzählte mir einst ein gebildeter Chinese, mit dem ich die Fahrt von Alaska nach San Franzisko zusammen machte, daß sein aus weißem und grünem Nephrit bestehender Armring ihn vor Unglücksfällen und Lebensgefahren beschütze, und daß außerdem derartige Stücke die zauberische Kraft hätten, die Schwerkraft des Trägers aufzuheben; in seiner Heimat wären bereits zwei Fälle vorgekommen, wo einmal ein Kind und dann ein Mann von einer größeren Höhe heruntergefallen, aber durch das Nephritamulett, das sie trugen, so geschützt wurden, daß sie vollständig unverletzt geblieben seien.

Eine ähnliche Sage wurde mir bei den Eskimos von einem Riesen erzählt, der am Kotzebuesund wohnte und wegen seiner gewaltigen Körperkraft weit und breit gefürchtet war. Durch einen Mord, den einer seiner Verwandten begangen, hatte sich derselbe die Blutrache eines Mannes zugezogen, der ihm den Tod geschworen hatte, weil er des Schuldigen nicht habhaft werden konnte. In hinterlistiger Weise wurde er von diesem an einem schönen Sommertage aufgefordert, mit auf einen einsam im Meere liegenden Felsen zu steigen, um dort Vogeleier zu suchen. Nur mit langen Balken konnten sie dorthin gelangen, und kaum war der vorangehende Riese auf dem Felsen angekommen, als sein heimtückischer Feind eiligst die Balken zurückzog und ihm hohnlachend zurief, daß er nun hilflos und einsam bleiben und elend zu Grunde gehen müsse, weil der Tod des Erschlagenen auch seinen Tod als Rache fordere. Darauf verschwand er schnell in der Ferne und ließ den Riesen hilflos zurück, der vergeblich nach Rettung ausschaute und endlich, nachdem er einen ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze von Hunger und Durst geplagt ausgeharrt hatte, freiwillig zu sterben beschloß, um den Qualen eines langsamen Hungertodes zu entgehen. Er fesselte sich selbst seine Hände und stürzte sich so von oben ins Meer hinab, um so schnell wie möglich seine Qualen zu beendigen. Kaum war er aber untergetaucht, als er eine gewaltige Kraft in seinen Gliedern fühlte, die Mattigkeit, die er eben noch gefühlt, war verschwunden, seine Augen wurden hell, die Fesseln zerrissen und er wurde langsam von den Wellen an das sichere Ufer getragen; das Nephritamulett, das er auf der Brust trug, hatte ihn vom Tode gerettet. Er rächte sich nun an seinem hinterlistigen Feinde und floh dann in ein andres Land, wo er der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes wurde.

Ähnliche Sagen sind auch noch bei andern Völkern vorhanden, überall finden wir die zauberische Kraft des Nephrits wieder und überall die gleiche Unsicherheit über die Herkunft desselben. Daß die Nephritgegenstände in der nördlichen Hemisphäre ziemlich häufig vorkommen, ist sicher, aber damit ist die eigentliche Heimat desselben noch nicht sicher bestimmt, und es wird wohl erst einem künftigen Geschlechte beschieden sein, wirkliche Beweise dafür liefern zu können, daß Nephrit in Nordasien wie in Nordamerika in rohem Zustande gefunden wird. Wenn man bedenkt, daß es in Alaska ungeheure Länderstrecken giebt, auf die noch nie ein Weißer den Fuß gesetzt hat, so dürfte es immerhin sehr gewagt sein, wenn man, wie manche es gethan haben, behaupten will, daß Nephrit nicht dort vorkomme, sondern erst von Sibirien eingeführt sei. Ich glaube vielmehr, daß im Gegenteil die bei den Tschuktschen erworbenen Gegenstände aus diesem Mineral von Alaska nach dorthin importiert worden sind.

Erklärung der Abbildungen.

Amerikanische Nephrite (Fig. 1 bis 15). 1. Dolchmesser aus hellgrünem Nephrit mit eingeschliffener Blutrinne und Griff aus Mammutzahn. Kotzebuesund. — 2. Messer aus hellgrünem Nephrit, Griff aus Renntierhorn. Kotzebuesund. — 3. Stemmeisen aus hellgrünem Nephrit mit Holzgriff. Aus der Tundra zwischen Jukon und Koskoquin. — 4. und 5. Amulette aus hellgrünem Nephrit, mit Lederriemen, um sie am Halse zu tragen. Cap Prince of Wales. — 6. Perle aus hellgrünem Nephrit, Lippenschmuck. Cap Prince of Wales. — 7. Steinhammer; grauweißer Nephrit mit Lederriemen am Griff aus Renntierhorn befestigt. Kotzebuesund. — 8 a. und b. Lippenschmuck für Männer aus hellgrünem Nephrit. Mündung des Selawik. Kotzebuesund. — 9. Axt aus dunkelgrünem Nephrit mit Längs- und Querschliffen. Golowinbai, Norton-Sund. — 10 a. und b. Fisch- und Fellmesser aus fast schwarzem Nephrit; Griff aus Renntierhorn. Kotzebuesund. — 11. Bohrer aus dunklem Nephrit. Port Clarence. — 12. Lanzenspitze aus hellgrünem Nephrit. Kotzebuesund. — 13. Stemmeisen aus hellgrünem Nephrit. Port Clarence. — 14. Männerlippenschmuck in Fischschwanzform aus hellgrünem Nephrit. Port Clarence. — 15. Harpunenspitze aus hellgrünem Nephrit. Norton-Sund.

Sibirische Nephrite (Fig. 16 bis 18). 16. Frauenohrring mit kleinen grünen und weiß und grün gefleckten Nephritscheiben. Von Golden zwischen Troitzkoje und Chabarowka. Amur. — 17. Brustgehäng aus weißem Nephrit. Brautgeschenk, Sofiisk am Amur. — 18. Brustgehäng (Amulett?) aus weißlichgrünem Nephrit. Von Golden an der Mündung des Ussuri in den Amur.

Altslavische Feuergewinnung.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Zur Ergänzung meiner Notiz über den slavischen Feuerbohrer auf S. 140 dieses Bandes sind mehrere beachtenswerte Nachträge zu verzeichnen.

In den dreißiger Jahren, als mein verewigter Vater nach Slavonien kam, war beim dortigen serbischen Bauernvolke die Feuerbereitung durch Feuerbohrer oder Holzreibung ein Überlebsel, welches sich nur bei der Kulthandlung der Pestbannung behauptet hatte, im übrigen hatte jeder Bauer in seinem Schultersack einen Feuerstahl, einen Feuerstein (kremečak, kremenčić) und Feuerschwamm (trud). Feuerstahl und Feuerstein waren Handelsgegenstände, die man aus Ungarn und Steiermark einführte. Sie hatten im Tauschhandel, der infolge des allgemeinen Geldmangels vorherrschte, ihren ständigen Tauschwert. Für einen halben Feuerstahl gab der Bauer eine halbe Metze Hafer und für einen Feuerstein entweder zwei Maß Weizenfrucht oder ein Halfter Heu, d. h. soviel Heu, als man mit einem Halfter umspannen konnte.

Die Pflicht der jeweiligen Schaffnerin in der zadruga (Hausgemeinschaft) war es, darauf zu achten, daß das Feuer auf dem Herde in der Küche nicht ausgehe. Vor dem Schlafengehen mußte sie das Feuer im Herdloch sorgfältig verdecken, um in der Frühe mit geringer Mühe an den noch glimmenden Kohlen frisches Feuer anzufachen. So machten es auch die in Slavonien angesiedelten Schwaben. Als Überlebsel ist in der Sprache noch das Sprichwort erhalten: „Wenn mans Feuer braucht, muß mans in der Aschen suchen.“

Analog dem ersteren deutschen Sprichworte ist das serbische, gleichfalls ein Überlebsel: „Ko se dima no nadimi, taj se vatre ne ugrije“ (Wer nicht genug Rauch hinunterwürgt, der hat auch keine Gelegenheit, am Feuer sich genug zu erwärmen).

In Slavonien wurde das durch Reibung gewonnene Feuer samorodna, in Serbien živa (lebendiges Feuer) vatra genannt.

In des Bulgaren P. Ljiebenov Büchlein Baba Ega (Mütterchen Ega oder Sammlung verschiedener Glaubenssachen, volksmedizinischer Vorschriften, Magien, Zaubersprüche und Gebräuche im Gebiete von Küstendil), Trnovo 1887, findet sich auf S. 44 die Bemerkung: In der Umgebung von Küstendil wird das Kultfeuer (Festfeuer), mit welchem die Feuerstöße in Brand gesteckt werden, zwischen denen man das Vieh durchtreibt, durch Reibung zweier Stücke Eichenholz erzeugt. In einigen Dörfern der Umgebung des Ortes Provadija pflegt man das Vieh auszuräuchern. Man treibt es zwischen Reihen von Feuerbränden durch, während Popen slavische und Hodžen türkische Gebete dabei hersagen. Am selben Tage machen die Bauern daheim kein Feuer an, sondern bereiten ihre Mahlzeiten bei den Festfeuern, und nehmen davon zuletzt Brandstücke mit, um daheim damit Feuer anzufachen. (Vergl. K. Jireček: Die Straßen in Bulgarien, S. 634.)



Auf diese Stellen weist schon Herr Stanislaus Ciszewski, ein tüchtiger polnischer Folklorist hin, welcher in der polnischen ethnographischen Zeitschrift Wisla (Bd. III u. Bd. IV, 1889 f. Redakteur Jan Karlowicz in Warschau) eine Nachforschung über diesen Gegenstand mit viel Geschick eingeleitet hat. Im dritten Bande, S. 668 berichtet er wie folgt: „Die Feuererzeugung durch Reibung hat sich bei unserm Volke unmittelbar bis auf den heutigen Tag erhalten, und das Merkwürdige dabei ist, ausschließlich zu praktischen Zwecken“. Wir sagen ausdrücklich „bis auf den heutigen Tag“, denn sie ist noch gut in Erinnerung des älteren Geschlechtes, zum mindesten der Gegend von Slawkow, trotzdem sie nicht mehr gehandhabt wird, da Zündhölzchen allgemein im Gebrauche sind. Unsre Zeichnung zeigt einen solchen Apparat für Feuererzeugung, welchen Nikolaus Szlezak, ein 55jähriger Bauer aus dem Dorfe Bukowna im Bezirke Olkusch, angefertigt und mit dessen Hilfe er in unsrer Gegenwart Feuer gewonnen hat. Im Prinzipe unterscheidet er sich nicht von jenem hübscheren Feuerbohrer, welchen Tylor in seiner „Anthropologie“ abgebildet; nur ist er doch in einem Punkte vollkommener. Der Apparat besteht aus zwei ganz gewöhnlichen Kiefernholzstangen, die in die Erde eingerammt werden, die mit zwei kleinen, aber doch so großen Lücken versehen sind, daß sich dazwischen eine gleichfalls aus Kiefernholz angefertigte und an beiden Enden zugespitzte Walze bewegen kann. Die Walzenspitzen bedeckt man vor der Einsetzung in die Stützlücken mit kleinen Stücken zerfaserter Leinwand, die mit ein wenig Harz oder Pech bestrichen ist; das Pech muß rein, d. h. dick, ohne Ölzusatz sein. Sobald die Walze eingesetzt ist, dreht man um sie einigemal eine Schnur (Hirten pflegten vor einigen Jahren bei solcher Feuergewinnung eine Peitsche anzuwenden) und bringt sie durch Hin- und Herziehen der Schnur in Bewegung. Bei dieser Arbeit drückt einer von den Helfern leicht die Steckpfähle zusammen, damit die Walze bei der Drehung nicht herausspringe und um die Reibung zu vermehren, indes der zweite die Schnur anzieht. Nach Verlauf von höchstens einer Minute erzeugt sich infolge der Reibung innerhalb der Stützenlücken eine solche Wärme, daß Rauch hervorkommt und ein widriger Geruch von den glimmenden Lappen zu verspüren ist. Im selben Augenblick läßt der eine die Stützen los, der andre aber reißt flugs die Lappen womöglich aus beiden Lücken heraus und legt sie auf trockene Kienspähne, die nun bald Flammen fangen.

Wie bemerkt, ist gegenwärtig wegen der allgemeinen Verbreitung der Zündhölzchen dieser Apparat außer Gebrauch gekommen; wie mir aber der gedachte Bauer versicherte und es auch andre Bauern bestätigten, war er vor einigen vierzig Jahren allgemein bekannt. Der hier abgebildete Apparat befindet sich gegenwärtig im ethnographischen Museum auf Bagatela.

Der polnische Folklorist H. Rafael Lubicz teilt im vierten Bande, S. 457 der Wisla folgende eigene Ermittelungen mit: 1. „In Frampol im Zamoscer Bezirke stieß vor einigen Jahren der neuangekommene Probst auf den Brauch der Feuererzeugung durch Reibung am Osterheiligenabend. (In unsrer Kirche herrscht zu Osterheiligenabend der Brauch, Feuer mittels Feuerstein zu erzeugen. Dieses Feuer unterhält man das ganze Jahr.) Ein Mitglied der (kirchlichen) Bruderschaft (ein bracki) wollte durch Reibung zweier früher schon eigens dazu vorbereiteter Hölzer Feuer zur Einweihung anmachen. Indessen ist diese lange Manipulation aufgegeben worden und man machte mit Zündhölzchen Feuer (statt mittels Feuerstein nach den liturgischen Vorschriften). 2. In gleicher Weise wird im Kloster von Czenstochau am Osterheiligenabend durch Holzreibung Feuer gewonnen. Ebenso teilt Lubicz noch Fälle von Feuererzeugung durch Reiben aus dem Dorfe Biala in Podlachien, aus Lisznо bei Chelm, von den Bauern am Flusse Wieprz mit.

Lubicz verweist ferner auf Töppen: Aberglauben der Masuren, Danzig 1867, S. 71 und auf Oskar Kolberg: Mazowsze, obraz etnograficzny, Bd. 1, Krakau 1885, S. 206 f. Martin aus Urzedow, ein polnischer Geistlicher aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ein Feind der Volksbräuche, erzählt (nach dem Citat bei Kolberg): Am heiligen Johannisabend haben die Frauenzimmer Feuer angemacht, sie tanzten, sangen dem Teufel zu Ehren und beteten ihn an; von diesem heidnischen Brauche wollen sie bis auf den heutigen Tag in Polen nicht lassen, indem sie Wermutkraut opfern; sie machen Sobótki (Johannisfeuer), das Feuer erzeugen sie durch Holzreibung, damit es eine echte Teufelsfeier sei. Im vierten Bande der Mazowsze, S. 138 berichtet Kolberg: „Am St. Rochustage zündet man Feuer auf der Straße des Dorfes an und treibt je dreimal das Vieh hin und zurück durch, um es vor der Seuche zu bewahren. Dieses Feuer wird durch Reibung von Pappelstangen an Pappelholzbohlen oder an Kiefernbohlen gewonnen; sowie das Pappelholz Funken sprüht, drückt man daran Hanfwerg, mit welchem man darauf Pappelspäne entzündet. Die Kohlen trägt man hin auf die Straße, zündet damit Stroh an und streut es aus. Nachdem man das Vieh darüber hinweggetrieben, liest man die Kohlenstückchen auf und bewahrt sie daheim auf, bis sie verglimmen, um an ihnen ein Heilmittel in Krankheiten zu haben. (Kosino, Blichowo, Miszewo 1864“.)

Im Augusthefte der Kievskaja starina von 1889 liefert der russische Gelehrte Sumcov einen Aufsatz, Kulturelle Überlebsel, worin er auch von der Feuererzeugung handelt. Einen Bericht über diese Studie bringt die Wisla, Bd. IV, S. 1, 244 ff. Daselbst heißt es: „Żywy (lebendiges) oder boży ogień (Gottesfeuer) wird das zum erstenmal in der Sennhütte der Goralen in den Karpaten entzündete Feuer genannt, welches man nach Ablauf des Winters und dem Aufstieg zu den Alpenweiden anmacht. Die Feueranmachung geschieht auf einem morschen Holz. Man schlägt eine Spalte, keilt ein Holz hinein und zwei Männer erzeugen durch Reibung das Feuer. Sobald sich das Feuer zeigt, sinken alle auf die Kniee, bekreuzigen sich dreimal und der Vorstand betet laut ein Vaterunser. In Rußland heißt man das durch Reibung zweier Holzstücke gewonnene Feuer: Holzfeuer, Waldfeuer, neues, lebendiges Feuer oder Kaiserfeuer. In manchen Gegenden Rußlands entzündet man mit lebendigem Feuer die Holzstöße am Johannisfesttage, treibt das Vieh hindurch und springt selber darüber hinweg in der Überzeugung dadurch Gesundheit zu erlangen. In Zeiten einer pestilenzartigen Krankheit erzeugt man lebendiges Feuer durch Reibung zweier Stücke Eichenholz; damit steckt man die Lichter vor den Heiligenbildern und die Weihrauchpfannen an."

B. M. Kulka beschreibt in seinem Werke: Mährische Sagen, Märchen, Gebräuche und Glaubenssachen (Moravské národní pohádky, II, 315) die Feuerzeugung der mährischen Hirten durch Holzreibung mittels einer Walze und zwei Stützen ganz so wie oben Ciszewski. Das Feuer nennen sie Holzfeuer. Die gleiche Weise der Feuergewinnung war auch bei den Tschechen gebräuchlich.

Neue magnetische Aufnahme Österreichs.

Österreich war das erste Land, in welchem die erdmagnetischen Elemente an vielen Punkten nach einem bestimmten Plane gemessen worden sind. Diese Messungen wurden in den Jahren 1843 bis 1845 von Karl Kreil in Böhmen begonnen und hierauf in den übrigen Kronländern der Monarchie fortgesetzt und auch auf Südosteuropa und einige Küstenpunkte Kleinasiens ausgedehnt. Inzwischen sind nahezu 45 Jahre verstrichen; es erschien eine Wiederholung der Messungen der erdmagnetischen Elemente in Österreich um so wünschenswerter, als in den letzten Jahren magnetische Aufnahmen in Italien und Frankreich stattgefunden haben und auch in Deutschland eine neue magnetische Aufnahme zu erwarten steht. Auf Anregung des Direktors der k. k. Zentralanstalten für Meteorologie und Erdmagnetismus, Herrn Prof. Hann, wurde durch Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien eine neue magnetische Aufnahme Österreichs mit Ausnahme der magnetischen Stationen Kreils an den Küsten der Adria, wo das k. und k. hydrographische Amt in Pola die Ausführung der Messungen übernommen hat, beschlossen und mit der Ausführung dieser Messungen ist der best bewährte Fachmann H. J. Liznar, Adjunkt der k. k. Zentralanstalt, betraut worden. Die von demselben herausgegebenen zwei vorläufigen Berichte enthalten die näheren Angaben über den Fortschritt der Arbeit, die in etwa fünf Jahren vollendet sein soll. Im Sommer 1889 (2. Juli bis 1. Oktober) wurden magnetische Messungen an 21 Stationen Böhmens, im Sommer 1890 (16. Juni bis 21. September) Messungen der erdmagnetischen Elemente an 5 Stationen in Böhmen, an 6 Stationen in Mähren, an 2 Stationen in Schlesien, in Krakau, an 2 Stationen in Niederösterreich, an 3 Stationen in Oberösterreich und an 3 Stationen in Salzburg ausgeführt. Die definitiven Werte der einzelnen Messungen sollen erst später veröffentlicht werden, die vorläufigen Ergebnisse zeigen eine Abnahme der Deklination im Mittel um $4^1/_2$ Grade in 40 Jahren, eine Zunahme der horizontalen Intensität um 0,08 (im Mittel) Gaußsche Einheiten, und eine Abnahme der Inklination um 1 Grad in demselben Zeitraume. Dr. G. Gruß.

Aus allen Erdteilen.

— Die englisch-italienische Einflußlinie in Ostafrika von der Mündung des Juba bis zur Kreuzung des 35. Grades östl. L. mit dem Blauen Nil (vergl. S. 255) ist nach Norden hin durch Übereinkunft vom 15. April 1891 folgendermaßen ergänzt worden. Die Italien vorbehaltene Einflußsphäre wird im Norden und Westen durch eine von Ras Kasar am Roten Meere bis zum Kreuzungspunkte des 17. Parallelkreises nördlich mit dem 37. Grade östl. Gr. gezogene Linie begrenzt. Die Linie verfolgt den Meridian bis 16° 30′ n. Br. und läuft dann von diesem Punkte aus in gerader Richtung bis Sabderat, dieses Dorf östlich lassend. Von diesem Dorfe geht die Linie nach dem Süden bis zu einem Punkte am Gasch 20 engl. M. von Kassala aufwärts und erreicht wieder den Atbara bei 14° 52′ n. Br. Die Linie bewegt sich sodann vom Atbara aufwärts bis zum Zusammenflusse des Chor Kakamat (Hahamat), von wo sie in westlicher Richtung bis zum Chor Lemsen geht, auf welchem sie sich bis zu seiner Vereinigung mit dem Rabad abwärts bewegt. Schließlich wird die Linie, indem sie zunächst dem Rabad für die kurze Strecke zwischen dem Zusammenflusse des Chor Lemsen und der Kreuzung des 35. Grades östlicher folgt, in südlicher Richtung mit diesem Meridian bis zum Blauen Nil zusammenfallen. Das Gebiet des von Teleki und Höhnel erforschten Rudolf- und Stephaniesees, sowie der vollständige Lauf des Nil fallen damit in die englische Interessensphäre. Da England thatsächlicher Besitzer Ägyptens ist, herrscht dasselbe nun von Alexandria am Mittelmeere bis zu seinem ostafrikanischen Schutzgebiete am Indischen Ozean — allerdings gegenwärtig noch unterbrochen durch das Gebiet des Mahdi, der durch Englands Schuld emporkam und den es, um Zusammenhang in seinen Besitz zu bringen, nun wohl oder übel beseitigen muß.

— Über Lord Howe-Insel, zwischen Australien und Neuseeland gelegen, verlautet selten etwas. An der Hand eines älteren, erst jetzt bekannt gewordenen amtlichen Berichtes von 1882 bringt Botting Hemsley jetzt in „Nature" einige Nachrichten. Sie liegt 480 km von der Ostküste Australiens, ist 11 km lang, 1,6 km breit und erhebt sich mit basaltischen Bergen bis fast 1000 m. Der Boden ist fruchtbar, das Klima herrlich. Die Flora nähert sich jener Neuseelands; Palmen, unter denen drei oder vier der Insel eigentümlich, herrschen vor; ebenso giebt es dort vier oder fünf endemische Farne, die aber schon geschützt werden müssen, damit sie nicht ganz verschwinden. Unter den Bäumen sind die auch in Australien vorkommenden Hibiscus Patersonii, Myoporum acuminatum und Ochrosia elliptica am häufigsten. Die Banyanfeige kommt in gewaltigen Exemplaren vor. Ähnlich wie in Neuseeland und verschieden von Australien sind Leguminosen auf der Insel selten. Eine von den fünf Arten, Sophora chrysophylla, ist bisher nur von Hawaii bekannt geworden.

— Zwei altperuanische Schädelmasken schildert Professor H. Giglioli im Internationalen Archiv für Ethnographie (IV, S. 83, mit Tafel). Sie stammen aus Gräbern (huacas) in der Gegend von Lima und werden vom Verf. dem Chimu zugeschrieben. Sie sind die ersten ihrer Art, die bekannt wurden und bestehen aus dem vorderen Teile eines menschlichen Schädels samt dem Unterkiefer, auf welchem durch Stuck Nase und Lippen ersetzt sind. Eine Holzscheibe mit runder eingeschnittener Öffnung bildet das Auge und zeigt, neben den angebrachten Löchern für Schnüre, daß diese Schädelhälfte als wirkliche Maske benutzt wurde. Teile der Haut sind erhalten. Nach der Fundart glaubt Giglioli nicht, daß diese Masken (wie es anderweitig oft vorkommt) als Leichenmasken, Bedeckung des Gesichtes einer Leiche, dienten.

Mit Recht zieht Giglioli die auf Neubritannien vorkommenden, sehr bekannten Schädelmasken zum Vergleiche heran. Er ist der Meinung, daß nur in Peru und in der Südsee solche Schädelmasken vorkommen. Dabei ist ihm aber ein weit näher liegender Vergleich entgangen, nämlich die mexikanischen Schädelmasken, die uns in zwei kostbaren Exemplaren, in Berlin und London, erhalten sind. Vergl. Andree, Ethnogr. Parallelen, N. F., S. 130, und Uhle, in den Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin I, 20 (mit Abbild.). A.

— Die vorgeschichtliche Anlage Roms war das Thema eines Vortrages, welchen Luigi Pigorini in der Festsitzung des deutschen archäologischen Instituts zu Rom am 17. April hielt. Der bekannte Prähistoriker zeigte an der Hand der ältesten Gründungen der Italiker im Norden des Apennin, daß manche Stadtanlage im Süden des Apennin noch die Grundzüge jener nördlichen Terramaren der ersten Eisenzeit bewahren. Vor allem findet das älteste Rom, die Roma quadrata, mit seinem trapezförmigen Grundriß, der Orientation, dem eisenlosen pons Sublicius, ja in Wall und Graben der Servianischen Befestigung eine lehrreiche Parallele in einer neuerdings von Pigorini untersuchten Anlage des venetischen Gebietes.

— An dem den Geologen wohlbekannten Mont Dol in der Bretagne sind auf dem engen Raume von 1900 qm die Überreste von ungefähr 100 fossilen Elefanten gefunden worden. Die Knochen sind sämtlich zerschlagen, so daß man annimmt, die vorgeschichtlichen Bewohner jener Gegend hätten dieses gethan, um zum Marke zu gelangen.

— Der wirtschaftliche Fortschritt Japans seit dem Jahre 1868, in welchem die große Staatsumwälzung stattfand, ist ein ganz gewaltiger gewesen, wie sich aus den nachfolgenden Zahlen ergiebt, die einem in Japan erscheinenden Blatte entnommen sind. Die Ausfuhr betrug in jenem Jahre 15 550 000 Dollars, die Einfuhr 10 690 000 Dollars. Die korrespondierenden Zahlen hierfür sind im Jahre 1889 auf 70 060 000 und 66 100 000 Dollars gestiegen; sie haben sich also in 20 Jahren ungefähr verfechsfacht. Es giebt jetzt 2038 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von fast 68 Mill. Dollars und 1061 Bankgeschäfte mit einem Kapital von $92\frac{1}{2}$ Mill. Dollars. Alle diese Gesellschaften und Banken sind seit der neuen Ära gestiftet worden und beschäftigen sich hauptsächlich mit Bergbau, Weberei und Spinnerei, namentlich aber mit Seidenmanufaktur. Der Ackerbau macht gewaltige Fortschritte bei Anwendung europäischer Methoden und die Ernte der Hauptfrucht, des Reises, stieg von $25\frac{1}{4}$ Mill. Koku im Jahre 1878 auf $38\frac{1}{2}$ Mill. Koku 1888. Weizen, Gerste, Thee, Seide nahmen in ähnlichen Verhältnissen zu, d. h. haben sich in den letzten zehn Jahren verdreifacht. Im Jahre 1888 besaß Japan schon 1420 nach europäischer Art erbaute Seefahrzeuge; die Post blüht mächtig auf; sie beförderte 1888 schon $158\frac{1}{4}$ Mill. Briefe, Zeitungen u. s. w. Die Zahl der Unterrichtsanstalten im Jahre 1888 war 27 923 mit 69 023 Lehrern und 3 050 538 Schülern. Im Jahre 1873 zählte man (nach dem ersten damals stattfindenden Zensus) 1 326 190 Schüler, so daß deren Zahl gewaltig angewachsen ist.

— Die Beobachtung der Naturvölker bei Erfassung der menschlichen oder tierischen Figur ist eine schärfere als jene unsrer Künstler. Wenigstens tritt dafür der Amerikaner Muybridge ein, welcher durch seine Momentphotographieen die hervorragende Beachtung aller Künstler in Deutschland erregte. In einem zu München gehaltenen Vortrage verglich er die Darstellung von Tieren bei Naturvölkern oder bei solchen, deren künstlerische Kultur noch von der Fessel konventioneller Darstellung frei ist, und zeigte hier an schlagenden Beispielen, daß die richtige Beobachtung — von der Wiedergabe der Einzelheiten abgesehen — den Urvölkern meist mehr innewohne als der Kunst, die sich im Atelier ausbildet. Parallelen zwischen Photographieen nach dem Leben und solchen nach altägyptischen, assyrischen, indianischen und andern Malereien bewiesen dies deutlich. An manchen modernen Arbeiten aber wurde nachgewiesen, daß sie entweder unmittelbare Fehler oder aber Unwahrscheinlichkeiten an sich tragen.

— Die Eisenerzeugung in den Vereinigten Staaten war schon in jedem der letztverflossenen Jahre eine sehr bedeutende, sie hat aber im Jahre 1890 bisher noch nicht dagewesenen Umfang erreicht. Nach den vollständigen Nachweisen, welche der American Iron and Steel Association seitens der Erzeuger im Lande eingereicht wurden, hat die Gesamterzeugung 9 202 703 t gegen 7 604 525 t im Jahre 1889 betragen, so daß eine Zunahme um 21 Proz. festzustellen ist, und es ist diese Zunahme um so bemerkenswerter, als schon für das Jahr 1889 ein Mehr um 17 Proz. gegen 1888 aufzuweisen war. England ist mit seiner Erzeugung dadurch in die zweite Stelle zurück gedrängt, da dort im Jahre 1890 nur etwa 8 Millionen Tonnen Roheisen erblasen sind.

— Für die Übertragung von Ornamenten von Volk zu Volk bringt die Schilderung der Schätze des Gewerbemuseums in Lemberg von L. v. Wierzbicki reiche Belege. Das Werk ist in polnischer, ruthenischer, deutscher und französischer Sprache erschienen und führt den Titel „Ornamente der Hausindustrie“. Auf dem Boden Galiziens, der von Mongolen, Tataren und Türken überflutet war, haben sich in der Teppichweberei der Ruthenen Namen und Muster aus dem Morgenlande auf das deutlichste erhalten. Aus Gelim, dem ungeschorenen, gobelinartig gewebten Teppich wurde Kilimek, als Bezeichnung der Decken über Sitzmöbel; aus Gebbeh, dem schmalen Fußbodenteppich: Kobierz; aus Matka, Wandteppich: Makata. Geometrische Ornamentmotive von turkmenischen Teppichen kehren genau auf ruthenischen wieder, deren Entstehungszeit sich nicht feststellen läßt, die aber jedenfalls älter als die Stilbewegung der Gegenwart sind. Der Überlieferung zufolge waren polnische Soldaten, die in türkischer Kriegsgefangenschaft in Webereien hatten arbeiten müssen, die Vermittler zwischen dem Morgenlande und ihrer Heimat.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. Globus. Nr. 21.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Genesis der alteuropäischen Bronzekultur.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Unsre sonst so trefflichen Urgeschichtsforscher bedienen sich, wie mir scheint, zu wenig der geographischen Hilfsmittel, um den rätselhaften Hergang großer kulturhistorischer Prozesse der fernsten Vergangenheit aufzuklären. Sie betrachten die Sachlagen, welche durch Ausgrabungen und Zufallsfunde geschaffen werden, zu sehr als etwas Gegebenes, das von innen heraus, durch den Fortschritt der typologischen Untersuchungen, erhellt werden müsse, als daß sie dem Werden der Erscheinungen in dem Kreise ihrer nächsten Grundlagen nachspüren. Diese Grundlagen sind für unsre Erkenntnis nicht die Völker, von deren Anlagen, Kultur- und Verwandtschaftsverhältnissen die Linguistik und die somatische Anthropologie uns nur schwankende und unsichere Daten übermitteln, sondern der Boden und die Lebensbedingungen, welche er der Zivilisation darbietet: Die Weltlage, die Konfiguration und die natürliche Ausstattung der einzelnen Länder.

Nur zaghaft ist man an die Wahrnehmung herangetreten, daß diese Faktoren schon in der Diluvialzeit eine beträchtliche Rolle spielen. Vergleicht man beispielsweise die Fundserien aus den klassischen Alluvionen des Sommethales bei Amiens und Abbeville mit denjenigen aus dem Löß bei Willendorf an der Donau, wie sie jetzt im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien einander gegenüber ausgestellt sind, so wird man es nicht mehr auf Rechnung nationaler Eitelkeit setzen, wenn die Franzosen für ihre paläolithischen Vorfahren einen gewissen Vorrang in Anspruch nehmen. Zu demselben Ergebnis führt eine Vergleichung der diluvialen Höhlenfunde des Périgord mit denjenigen aus Franken, Niederösterreich oder Mähren. Man mag über die fabelhaft zahlreichen und merkwürdigen Knochenschnitzereien aus französischen Höhlen denken was man will, ein Teil davon wird sich immer als echt und alt erweisen, und dieser Bruchteil, zusammen mit der mannigfachen und guten Ausprägung der Werkzeugformen in Feuerstein, Horn und Knochen, genügt, um hier eine vorübergehende Superiorität des Geistes und der Gesittung zu konstatieren, deren natürliche Bedingungen sich erforschen lassen, die wir aber zunächst als einfache Thatsache anerkennen müssen.

Diese Verschiedenheit steigert sich, wenn wir in das Zeitalter der geschliffenen Steingeräte, in die neolithische Periode, hinübertreten. Hier wird unsre Aufmerksamkeit durch zwei andre Länderräume gefesselt, die sich auch späterhin, in der Bronzezeit, durch eine hohe und lange dauernde Kulturentwickelung auszeichnen. Die Schweiz und Skandinavien sind diese beiden Gebiete. In der kalten und rauhen Diluvialzeit völlig mit Gletschereis bedeckt, boten sie erst nach dem Anbruch der gegenwärtigen erdgeschichtlichen Epoche dem Menschen ein Asyl und mögen ihm zunächst annähernd ähnliche Existenzbedingungen gewährt haben, wie sie der quartäre Mensch in Frankreich gefunden hatte. Deshalb ließ man nicht nur die Fauna, sondern, auf den Fährten seiner Jagdtiere, auch den Menschen in höhere Breiten auswandern. Thatsächlich offenbaren die neolithischen Pfahlbauten der Schweiz, die neolithischen Gräber Skandinaviens einen relativ hohen Kulturstand innerhalb der gesamteuropäischen Verhältnisse der letzten vormetallischen Periode. Wieviel auch von den auszeichnenden Zügen dieser Lokalbilder auf Rechnung äußerer oder sekundärer, der Erhaltung günstiger Umstände zu setzen sein mag, jedenfalls haben wir es hier wie dort mit außergewöhnlich dichten und in friedlicher Entwickelung nach Verbesserung des Daseins strebenden Bevölkerungen zu thun. Allerlei klimatische, sanitäre und ökonomische Vorzüge mögen dabei im Spiele gewesen sein. Wir sehen nur deutlich, daß es gut abgeschlossene Gebiete waren, in welchen man die Wohnsitze mit vieler Sorgfalt auswählte, und wo man auf das Vorhandensein des zur Werkzeugfabrikation erforderlichen Materiales großes Gewicht legte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor dem Stil der Bronzezeit und dem bekannten klassischen Rezept der Bronzemischung das Kupfer oder eine sehr zinnarme Bronze (denn auf letztere wird die Analyse vieler vermeintlich reiner Kupfersachen hinauslaufen) in weiten Länderstrichen Europas

Aufnahme und Verbreitung fand. Ja, bei dem Umstande, daß das Kupfer von Ungarn bis nach Irland in gleichartigen Formen und also ziemlich gleichzeitig der jüngeren Bronze, man kann sagen den Weg bereitete, läßt sich von einer raschen und gierigen Aufnahme sprechen, wie sie namentlich hochentwickelten neolithischen Völkerschaften wohl zuzutrauen ist. Aber das Kupfer erwies sich als unfähig, der neolithischen Kultur ein Ziel zu setzen. Wir stellen uns vor, daß man mit dem neuen Material überall eifrig Versuche anstellte, aber es dabei bewenden ließ, als man sah, daß nicht viel damit gewonnen sei. Den Durst nach einem neuen materiellen Faktor höherer Kultur konnte dieses Metall nicht löschen; das gelang erst der Bronze. Aber schon in der Statistik der Kupferfunde kommt neben der Volksdichtigkeit die Weltlage und die natürliche Ausstattung der einzelnen Länder zur Geltung. Ungarn, die Schweiz und neuerdings Spanien haben sich besonders reich an alten Kupfersachen erwiesen. Auch die Formen lehren, daß man es mit einer Verbreitung von Süden her zu thun habe. Kyprische Kupferdolche sind nicht nur in Hissarlik und Ungarn, sondern auch in der Schweiz gefunden worden. Der Reichtum Spaniens an primitiven Kupferartefakten liefert uns ein weiteres Argument, diese Kulturphase vom phönikischen Handel getragen zu denken. Gewiß hat der Import an vielen geeigneten Plätzen lokalen Bergbau und einheimische Metalltechnik ins Leben gerufen. Was wie von der uralten Bekanntschaft der ungetrennten Indogermanen mit einem Metalle nach linguistischen Zeugnissen zu halten haben, lassen wir dahingestellt. Wir verwahren uns nur dagegen, daß uns jedes beim Anschneiden rötlich glänzende Metallobjekt als reines Kupfer gegeben wird, und daß man alle prähistorischen Kupfersachen, auch die bekannten großen Äxte mit Stielloch, an welchen Ungarn so reich ist, für spätneolithisch erklärt. Gebraucht man in diesen beiden Punkten die nötige Vorsicht, so wird die Statistik der europäischen Kupferfunde bald ein anderes Bild gewähren als bisher.

Es erscheint die „klassische“ Bronze, und was dem Kupfer allein und dem Kupfer mit einem schwachen Zinnbeisatz (von 1 bis 5 Proz.) nicht gelungen, wird der richtigen Legierung aus Kupfer und Zinn (9 : 1) ziemlich leicht. Ein nahezu gleichzeitiges erstes Auftreten der Bronze in den verschiedenen Ländern Europas wird durch die Gleichartigkeit der Formen, die wir überall als die ältesten antreffen, bewiesen. Woher sie gekommen sein mag, darüber dürfen wir uns heute nur mit großer Vorsicht äußern. Aber wenn sich Mesopotamien als das Mutterland der Erfindung bestätigt, so liegt es sehr nahe, von dorther namentlich zwei Wege für Europa ins Auge zu fassen. Diese Wege sind der mediterrane für das südliche und der pontische für das mittlere Europa. Der mediterrane Weg ist geographisch und geschichtlich durch die alte Blüte der asiatischen und afrikanischen Küstenländer am südöstlichen Mittelmeer vorgezeichnet. Ägypten und Phönikien mußten hier für Italien, Griechenland und seine Inselwelt die natürlichen Vermittler werden. Nach Mitteleuropa sind von dorther nur einzelne Formen und Objekte gedrungen, die teils als Muster gewirkt, teils als bloße Importstücke sich in das autochthone Kulturbild eingefügt haben. Nordische Archäologen, namentlich Sophus Müller und Ingvald Undset, sind der Frage dieses mediterranen Einflusses nachgegangen und haben übereinstimmend gefunden, daß man die alteuropäische Bronzekultur in ihrer Gänze nicht von den Ländern am Mittelmeer herleiten dürfe. Dazu fehlt uns doch die notwendige breite Zwischenlage in Südeuropa.

Deshalb erscheint die Annahme eines zweiten, des pontischen Weges unabweislich. Als eigentliche Mittelstation zwischen Babylon und den Donaumündungen liegt am östlichen Ende des Schwarzen Meeres das erzberühmte Berggebiet der Moscher und Tibarener, die nach alttestamentarischen Zeugnissen mit ihren Bronzewaren bis Palästina hinab Handel getrieben haben. Von einem ganz überflüssigen Verlassen der geraden Linie, wie es der weite Umweg im Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres mit sich bringen würde, möchten wir absehen. Die stärkste Stütze für den vorderasiatischen Ursprung der Bronze bildet heute wohl das Vorkommen der westsibirischen Bronzen, welche — so alt oder jung sie sonst sein mögen — eine tiefgehende Ähnlichkeit mit den europäischen Bronzen besitzen, die nicht anders erklärt werden kann, als wenn wir die europäische und die westsibirische Bronzezeitgruppe als zwei divergente Ausstrahlungen von einem und demselben alten Kulturzentrum ansehen.

Das Auftreten der Bronze in Europa gleicht dem eines mächtigen orientalischen Herrschers, der im Flug ungeheure Landstrecken erobernd durchzieht. Aber ganz auf die Art und Weise jener vorzeitlichen Monarchieen, deren Größe wir bewundern, zeigt auch das prähistorische Bronzereich ein lockeres föderalistisches Gefüge. Es entsteht rasch und es zerbröckelt langsam, indem die einzelnen Provinzen zu selbständiger Entwickelung gelangen und in ungleicher Dauer bei der gemeinsamen Fahne ausharren. Und hier treten die geographischen Faktoren mit Macht ins Spiel.

Wir unterscheiden heute (wenn der Ausdruck auch neu ist, die Thatsache wird doch von jedem Prähistoriker zugestanden werden) in Europa entwickelungsarme und entwickelungsreiche Bronzezeitprovinzen. Von den letzteren liegen zwei in Mitteleuropa, zwei in Nordeuropa. Das eine Paar ist die Schweiz und Ungarn, das andre Großbritannien und Skandinavien (mit einem Teile Norddeutschlands). Die entwickelungsarmen Bronzezeitgebiete liegen in Mittel- und Südeuropa. In Mitteleuropa sind es Frankreich und Südösterreich, in Südeuropa Spanien, Italien und die Balkanhalbinsel.

Wir müssen die Thatsache der ungleichen Entwickelung der Bronzekultur in diesen Ländern als bekannt voraussetzen und fassen nur die Gründe der Erscheinung ins Auge. Um diese richtig zu würdigen, haben wir uns gegenwärtig zu halten, daß die erste Eisenzeit, welche nicht nur den Gebrauch des zweiten großen Kulturvolkes, sondern auch die Herrschaft eines neuen Stiles in Europa einführte, zweifellos vom Süden ausgegangen ist. Länder wie Italien und die Balkanhalbinsel haben, wie heute allgemein anerkannt wird, in dieser Zeit den größten Einfluß auf Mitteleuropa ausgeübt. Wenn dies als erwiesen angenommen werden darf, so erscheint die hohe Entwickelung der Bronzekultur in den vier erwähnten Ländergebieten aus geographischen Gründen sehr wohl erklärbar. Für England-Irland einerseits und Skandinavien mit Norddeutschland andrerseits wird zuerst die größere Entfernung vom eisenverbreitenden Süden maßgebend sein. Es sind geschlossene, relativ gut bevölkerte Gebiete, gleichsam Endpunkte, wohin das Eisen und der neue Stil naturgemäß am spätesten gelangen mußte. Zugleich sind es metallreiche Länder, wo man sich der Bronze in viel intensiverer Weise bemächtigen konnte, als in metallarmen, bloßen Durchzugsgebieten. Schließlich sind es die Ausgangspunkte der beiden großen nordischen Handelsrimessen, des Zinnes und des Bernsteines, deren starker Export nach Süden eine Quelle des Wohlstandes bildete und zugleich durch die Notwendigkeit eines friedlichen Verkehrs mit den Nachbarstämmen sittigend wirken mußte.

Etwas anders steht es mit den entwickelungsreichen Bronzezeitprovinzen Mitteleuropas, mit Ungarn und der Schweiz. Diese beiden Länderräume sind geographisch

in ihrem Verhältnis zum Süden dadurch charakterisiert, daß sie vom Mittelmeer durch die vorgelagerten Halbinseln — Ungarn durch die Balkanhalbinsel, die Schweiz durch Italien — von diesen Halbinseln selbst aber durch hohe Gebirge getrennt sind. Dadurch unterscheiden sie sich aufs merkbarste von den Neben- und Zwischengebieten, namentlich von Frankreich und Südösterreich. Für Ungarn und die Schweiz ist also ein gewisses zähes Beharren auf erreichten Kulturstufen und eine innere, fremdländische Einflüsse abweisende Ausbildung derselben durch die Natur bedingt, namentlich wenn es sich um einen Abschluß gegen Süden handelt. Gegen Einflüsse, die von Westen oder von Südosten ausgehen, wird sich Ungarn naturgemäß anders verhalten. In diesem Sinne ist es ein offenes Gebiet und hat sich in der Geschichte wiederholt als ein solches bewährt. Auch die heutigen Zustände dieser Länder zeigen, daß wir es mit aparten Existenzbedingungen zu thun haben. Die Schweiz ist der einzige europäische Staatskörper, welcher Glieder mehrerer großer Kulturnationen in einem republikanischen Gebilde vereinigt. Ungarn ist der einzige Staat Europas, wo sich Angehörige mehrerer großer Völker unter der Hegemonie eines nicht arischen Rassenelementes zusammengefunden haben.

Die andern europäischen Länder, welche wir im Hinblick auf die reine Bronzezeit entwickelungsarm genannt haben, müssen wir alsbald entwickelungsreiche nennen, sowie die sogenannte „Hallstattperiode" oder erste Eisenzeit in Frage kommt. In Griechenland und Italien hat diese Kultur auf europäischem Boden zuerst festen Fuß gefaßt; von dort aus ist sie weiter nach Norden gedrungen. Vor der ersten Eisenzeit oder, wenn ein Jahr genannt werden soll, vor 1000 v. Chr., also an Stelle der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit, finden wir hier ein Präludium der späteren glorreichen Entwickelung in Gestalt der „mykenischen" Kultur, welche ziemlich unfruchtbar geblieben ist. Diese Kulturphase zeigt den Wert des Bodens, aber auch die Unreife des Volkes, auf und unter welchem sie erblühte. Ihrer ganzen Art nach war sie nicht geeignet, den Weg nach Norden zu finden. Auch war sie auf europäischem Boden lokal sehr eingeschränkt und hat selbst in Griechenland nur auf der Ostseite und auf den Inseln eine Stätte gefunden.

Die Länder, welche in der Entwickelung des Bronzestils keine weiteren Fortschritte gemacht haben, die Provinzen, welche von dem orientalischen Bronzereich am frühesten abgefallen sind, waren — von dem zwischenliegenden Oberitalien abgesehen — Südösterreich und Frankreich, d. h. die klassischen Länder der mitteleuropäischen Hallstattkultur. Für Südösterreich hat F. v. Hochstetter, für Frankreich Al. Bertrand die Existenz einer reineren Bronzezeit überhaupt geläugnet. Sie ist seither für beide Länder erwiesen, aber allerdings sind ihre Spuren viel dürftiger, als in der Schweiz, in Ungarn, Norddeutschland und Skandinavien.

Betrachten wir nun dieses Länderpaar in seinem Verhältnis zum Süden, so zeigt es sich vor allem auf Seewegen gut zugänglich, Südösterreich vermittelst der Adria, Frankreich durch den Golfe du Lion. Lange vor der Gründung der griechischen Pflanzstädte Hatria und Massalia waren an diesen nördlichen Endpunkten des Mittelmeeres zugleich die südlichen Endpunkte der Überlandwege, auf welchen die großen nordischen Exportartikel zur See gebracht wurden. An der Rhonemündung kam das britannische Zinn, an der Pomündung der baltische Bernstein zur Aufstapelung und zur weiteren Verfrachtung nach Süden. Die unmittelbaren Hinterländer waren eminente Durchzugsgebiete, welche dem Import und Verkehr vom Süden viel offener standen, als die Schweiz und Ungarn.

Unter den Fundmassen der „schönen Bronzezeit" in den beiden letztgenannten entwickelungsreichen Ländern trifft man Fremdlinge, die sich auf den ersten Blick als Angehörige andrer Kulturkreise zu erkennen geben. So haben die Skandinavier in den Schweizer Pfahlbausachen aus dem Bieler und dem Neuenburger See vereinzelte typische Stücke ihrer nordischen Bronzezeit, ein Hängegefäß, ein Scheibenfibel-Fragment, entdeckt. Das darf uns nicht in Erstaunen setzen, die Grenzen beider Provinzen liegen nicht so entfernt voneinander, daß nicht einzelne Stücke den Weg von der einen zur andern hätten finden können. Aber die Schweizer Pfahlbauten des bel-age du bronze lieferten, wie die Publikation von Victor Groß zeigt, auch einzelne Fundstücke (Fibeln), die der Hallstattperiode Oberitaliens, also der ersten Eisenzeit, angehören. Und ebenso sind, in dem Funde vor Hajdu-Böszörmeny, charakteristische Bronzegefäße der Hallstattperiode neben Typen der vorgeschrittenen ungarischen Bronzezeit ans Licht getreten. Das sind die schwachen Wirkungen, welche der Beginn der neuen Zeit und ihres Stiles auf die abgeschlossenen, von innen heraus zu höherer Entwickelung gelangten Bronzegebiete Mitteleuropas auszuüben vermochte. Auf die skandinavisch-norddeutsche Bronzeprovinz hat der Stil der Hallstattperiode bekanntlich in der zweiten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Chr. einen entscheidenden Einfluß gewonnen, ohne jedoch dem Eisen dadurch zu einer weiteren Ausbreitung seiner Herrschaft zu verhelfen. Das gelang erst der La Tène-Kultur um den Beginn unserer Zeitrechnung.

Den umgekehrten Fall, daß das Eisen vordrang, ohne den Stil der Bronzezeit — sofern nicht gewisse Elemente desselben, gleichsam primäre metalltechnische Formen überhaupt ihr Fortleben finden müssen — außer Kurs zu setzen, habe ich jüngst in Bosnien beobachtet, wo mir in den letzten Jahren die Leitung der höchst erfolgreichen Ausgrabungen in dem Grabhügelgebiete von Glasinac anvertraut war. Es ist hier nicht der Ort, auf typologische Einzelheiten einzugehen, ich werde dies an andrer Stelle thun; hier sei nur bemerkt, daß in Bosnien, wie sonst nirgends in dem ausgedehnten Länderkreise, welchen man der Hallstattkultur im weitesten Sinne zurechnen darf, Formen der reinen Bronzezeit neben dem Eisen ihre Existenz behaupten. In tausend und abertausend Grabhügeln der ersten Eisenzeit finden wir da keramische und metalltechnische Typen, wie sie uns in der Regel nur aus den Pfahlbauten der Schweiz, den Terramaren Oberitaliens und aus ungarischen Bronzezeitfunden bekannt sind.

Diese Erscheinung wurde nicht gleich erkannt, weil im Anfang zu wenig Material vorlag, und weil man von vornherein, nach dem ersten Bekanntwerden eisenzeitlicher Grabhügelfunde aus Bosnien, von dem Fortgang dieser Untersuchungen ganz anderes erwartete. Ich selbst bekannte mich in meiner ersten Publikation über die Altertümer von Glasinac (Mitteil. d. Wiener Anthrop. Gesellsch. 1889, S. 134) enttäuscht; denn ich hatte gehofft, dieser Fundort würde uns, wie die italischen Gräberfelder der „prima epoca del ferro", neue Belege für die Ableitung der mitteleuropäischen Hallstattkultur vom Süden darbieten. Auch war ich einmal (in den Sitzungsber. der Wiener Anthrop. Gesellsch. 1888, S. 57) gegen Virchow, der bei jener Herleitung zunächst ausschließlich Italien ins Auge fassen will, dafür eingetreten, die Einflüsse, welche uns von der Balkanhalbinsel her vermittelt worden sein möchten, nicht unberücksichtigt zu lassen. Thatsächlich sind in den bosnischen Grabhügeln auch echt griechische Importstücke (ein Helm, eine Kanne aus Bronze u. a.) und hellenisirende Fibeltypen (mit großer drei- oder viereckiger Fußplatte) gefunden worden, welche eine gewisse Übereinstimmung des

Kulturbesitzes zeigen; aber eine vermittelnde Stellung zwischen Süd und Nord hat für die bosnischen Funde, bisher wenigstens, nicht nachgewiesen werden können. Dagegen erscheint das oben angedeutete Verhalten der bosnischen Funde in einem andern genetischen Sinne viel richtiger.

Auf diesem neu erschlossenen Fundgebiete begegnen sich meine vergleichenden Betrachtungen mit den Studien, welche die skandinavischen Archäologen seit geraumer Zeit der Ursprungsfrage der in ihrer Heimat so glänzend entwickelten Bronzekultur gewidmet haben. Das Problem, welches sich die nordischen Altertumsforscher gestellt haben, ist leichter zu lösen, als die Aufgabe, welche uns in Mitteleuropa gestellt ist. Jene brauchen zur Erläuterung ihrer heimischen Bronzen nicht nach Kleinasien und Mesopotamien hinüber zu greifen, wo uns verschleierte Bilder auf die Zukunft vertrösten; sie finden den näheren Ausgangspunkt in den besser durchforschten Gebieten Mittel- und Südeuropas. In dieser Frage haben Sophus Müller in Kopenhagen, Montelius in Stockholm, Undset in Kristiania teilweise übereinstimmende, teilweise differierende Ansichten geäußert. Die Untersuchung hat sich in den letzten Jahren auf gewisse hervorragende Typen von Fundgegenständen konzentriert, namentlich auf die Schwerter und die Fibeln. Darin stimmen heute Sophus Müller und Undset miteinander überein, daß sie die Schwerttypen der europäischen Bronzezeit von einer ägypto-phönikischen Grundform ableiten. Dieser Grundtypus zeigt eine schilfblattförmige Klinge und eine breite Griffzunge, an welcher die Griffschalen mittels Nägeln oder Bändern befestigt waren. Wir kennen ihn jetzt aus Ägypten, Kypern, Griechenland (Mykenä, Rhodos) und Italien, sowie aus Ungarn, der Schweiz und Nordeuropa in einer genügenden Zahl von Exemplaren und können ihn getrost an die Spitze der europäischen Schwertformen der Bronzezeit setzen, welche fast alle noch Reminiscenzen an diese Urform (in der Verzierung der vollen Handgriffe) bewahren.

Merkwürdigerweise erscheint aber diese Form wieder in der Hallstattperiode, die, wie wir sahen, in ihrer Gänze von Süden herzuleiten ist. Die vollgriffigen Bronzeschwerter treten hier zurück vor den bronzenen oder eisernen Schwertern mit belegten breiten Griffzungen. Die Anfänge der ersten Eisenzeit in den entwickelungsarmen Bronzezeitländern Mitteleuropas müssen also gar nicht solange nach dem Beginne der reinen Bronzezeit gesucht werden; sonst hätte derselbe südländische Typus nicht zweimal hintereinander vorbildlich werden können.

Etwas anders steht es mit der Urform der Fibel, deren Entwickelung in Ungarn und Skandinavien so üppige Blüten entfaltet hat, während die Schweizer Bronzezeit in diesem Punkte steril geblieben ist. Die Stammform hat Montelius in Italien gesucht. Von ihr sei die schnörkelreiche Fibel der ungarischen Bronzezeit abgeleitet, welche in vereinfachter Form als Brillenfibel (Doppelspiralfibel, Hallstätterfibel) in Griechenland Eingang gefunden habe und von dort in der ersten Eisenzeit wieder nach Westen und Norden verbreitet worden sei. Andrerseits sei die ungarische Fibel die Mutter der skandinavischen geworden. Auch Undset hat die Stammformen der nordischen Bronzezeit früher in Ungarn gesucht. Heute sieht er sich durch den Fortschritt der Lokalforschungen in früher vernachlässigten Fundgebieten genötigt, weiter nach Süden hinabzugehen. Daß die ungarische Fibel nicht die Mutter der nordischen sein kann, hat in einem Vortrage auf dem Wiener Anthropologen-Kongreß 1889 J. Szombathy gezeigt, indem er nachwies, daß Fibeln vom nordischen Typus in Niederösterreich schon während der älteren Bronzezeit auftreten, während vereinfachte ungarische Formen in demselben Gebiete erst am Beginne der Eisenzeit auftreten. Überhaupt tritt Szombathy dafür ein, daß die spezifischen Formen der ungarischen Bronzezeit als relativ späte, mit der ostalpinen Hallstattkultur kontemporäre Erscheinungen anzusehen seien, worin wir ihm nur beistimmen können.

Undset hat die einfache, unsrer modernen Sicherheitsnadel ähnliche Grundform der Fibel mit Eifer verfolgt. Er hat sie in den Terramaren Oberitaliens, sowie in Ungarn nachgewiesen. In letzterem Gebiete geht sie nicht neben den üppig verzierten Formen der jüngeren Bronzezeit her, sondern stammt sicher aus älteren Schichten. Undset will die Form nicht von Italien herleiten, wozu kein Anlaß vorliegt. Er denkt vielmehr an den nördlichen Teil der Balkanhalbinsel, wo die klassischen Archäologen aus trachtgeschichtlichen Gründen den Ursprung der Fibula suchen. Im mykenischen Kulturkreise ist die Fibula unbekannt, und sie muß daher den orientalischen Völkern ursprünglich durchaus fremd gewesen sein. Studniczka, gegenwärtig einer der besten Kenner des altgriechischen Kostüms, meint, daß der Ursprung der Fibel in jene Zeit hinaufreicht, als die Griechenstämme in den unwirtlichen Bergländern inmitten der Balkanhalbinsel saßen. „Von dort aus werden in dem Landverkehre mit dem Westen die ersten Heftnadeln zu den Italikern in der Poebene gekommen sein, deren einfachste Formen derjenigen unsrer Sicherheitsnadel am nächsten stehen.“

Diese Ableitung hat heute alle Wahrscheinlichkeit für sich, und ich freue mich, in einer wichtigen Frage, worüber so bewährte Forscher, wie Undset und Studniczka eines Sinnes sind, einen kleinen thatsächlichen Beleg beibringen zu können. Dieser Beleg besteht in dem Nachweise der Fibelstammform in den Grabhügeln Bosniens, wo, wie wir gesehen haben, der Stil der Bronzezeit sich mit erstaunlicher Zähigkeit neben dem eindringenden Eisen behauptet hat. Die Museen in Wien und Sarajevo besitzen jetzt solche einfache Fibeln aus Tumulis von Glasinac, und das Museum in Agram bietet ferner ein ähnliches Exemplar (aus Topličica), das mit dem ersten achterförmigen Schnörkelansatz die Entwickelung zur typischen ungarischen Bronzezeitfibula andeutet.

Das hochwichtige Fundgebiet im Norden der Balkanhalbinsel ist noch so gut wie jungfräulich. Und doch haben wir von dort Aufklärungen zu fordern über das erste Kulturstadium, welches die griechischen Stämme auf europäischem Boden durchgemacht haben, sowie andrerseits Aufklärungen über die Genesis der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit. Und wenn uns typologische Untersuchungen einzelner leitender Formen hierher in die Nähe des Pontus und Kleinasiens führen, so scheint mir das ein gutes Zeichen, daß es einmal licht werden wird in der dunkeln Frage nach der Herkunft unsrer ältesten Metallkultur und der Art ihres Überganges von Asien nach Europa.

Wißmanns zweite Durchquerung Afrikas[1]).

Nach den glänzenden Erfolgen der ersten und zweiten[2]) Wißmannschen Reise lag es nahe, daß der gewiegte Forscher bald zu neuen ehrenvollen Arbeiten im dunklen Weltteil berufen wurde. Da er nach der Kassai-Expedition noch ein drittes Jahr dem Könige der Belgier verpflichtet blieb, so stellte ihm dieser die Wahl, ob er die Verwaltung des ganzen innern Kongostaates vom Stanley-Pool aufwärts übernehmen oder im Süden des Kongo das auf der Kassai-Fahrt begonnene neue Werk weiter ausführen wolle. Wißmann entschied sich für das Letztere und empfing nun die Weisung, im Baluba Lande unter Benutzung der günstigen politischen Lage einen Stützpunkt zu allen ferneren Unternehmungen im südlichen Kongostaate zu schaffen und die eingeborenen Stämme möglichst bis zu den Grenzen mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen. Außerdem sollte er dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachspüren, diesen Greueln kräftig entgegen arbeiten und dabei zugleich auf den kulturellen Wert der südwestlichen Länder sein Augenmerk richten.

Demgemäß reiste Wißmann am 8. Januar 1886 von Madeira nach der Kongomündung ab und begab sich über Boma und Vivi nach dem Stanley-Pool. Gleich in den ersten Marschtagen traf er mit den deutschen Offizieren Kund und Tappenbeck zusammen, die eben von ihrer gefährlichen



Der Wißmannfall des Kassai. Etwa 100 m breit, 8 m hoch. Entdeckt am 18. Mai 1886 von Wißmann.

Expedition am Lukenje oder Lukatta heimkehrten. Nach kurzem Aufenthalt bei den Kameraden langte Wißmann in ziemlich leidendem Zustande am 23. Februar in Leopoldsville an, wo er sofort mit dem Missionar Grenfell ein Abkommen zur Benutzung des Missionsdampfers „Peace" für die Bergfahrt auf dem Kassai schloß. In Quamouth, an der Mündung des Kassai, erwartete er die „Peace", mit welcher er nebst einigen Europäern am 22. März die Reise stromauf antrat. Der anfänglich schmale Kassai erweiterte sich bald in ein fast unentwirrbares Netz von Kanälen, die, durch langgestreckte Grasinseln und Bänke getrennt, in ihrer stillen Einsamkeit einen begehrten Standort für Scharen von Elefanten und Flußpferden bildeten. An der Mündung des Kuango vorbei, der hier Sali-Mbi genannt wurde, steuerte die „Peace" in die schon von der Thalfahrt her bekannte seeartige Verbreiterung des Kassai, den Wißmann-Pool, und wieder entzückte die Fremden der überraschende Vegetationsschmuck und die Fruchtbarkeit des Uferstriches wie der Inseln. Bald darauf kam der Poggeberg in Sicht; man kreuzte den Austritt mehrerer kleiner Nebenflüsse, passierte die Übergangsstelle von Kund und Tappenbeck und fuhr nun in das Gebiet der berüchtigten Bassongo-Mino oder Zahnmenschen ein, die sich jedoch bei Annäherung des Dampfers schleunigst ins Innere flüchteten. Sonst benahmen sich die Uferstämme gegen die Expedition durchaus freundlich und bekundeten lebhafte Neigung zum Handelsverkehr.

Am 6. April wurde das Gemünde des von Süden kommenden Sali-Temboa — d. i. der mit dem Luschiko vereinigte Loange — untersucht, und zwei Tage später erschien das Delta des Sankurru, welchen kurz zuvor Dr. Wolf mit dem Dampfer „En Avant" befahren hatte. Messungen ergaben,

[1]) H. von Wißmann, Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas vom Kongo zum Zambesi. Frankfurt a. Oder, Trowitzsch & Sohn, 1891.

[2]) Vgl. unsern ausführlichen Bericht im Globus, Bd. LV, Nr. 7 und 8.

daß der Kassai reichlich ein dreimal so großes Volumen besitzt, als sein Tributär, so daß es um deswillen schon unangebracht ist, wenn einzelne Kartographen in allzu strenger Befolgung der Berichte Kunds und Tappenbecks[1]) den Namen Sankurru auch für die Hauptader anwenden.

Gegen Mittag des 12. April öffnete sich auf dem rechten Ufer der Lulua, an dem sich gerade mehrere in Weiß gekleidete Personen geschäftig tummelten, bis gleich nachher die „En Avant“ selbst hinter einem Landvorsprunge sichtbar wurde. In wenigen Minuten fand sich Wißmann mit Dr. Wolf und andern Teilnehmern der früheren Expedition vereinigt und erfuhr die schönen Resultate, die Ludwig Wolf bei seiner eben vollendeten Tour auf dem Sankurru und seinen Tributären für die Hydrographie des südlichen Kongobeckens erbracht hatte[2]). — Am folgenden Morgen dampfte die „Peace“ mit Dr. Wolf an Bord in den Lulua hinein und ankerte nach 48 Stunden vor der neu gegründeten Luëbo-Station am Austritt des gleichnamigen Nebenflusses. Von hier leitete ein sicherer Überlandweg zur Feste Luluaburg, die der Afrika-Veteran Bugslag seither in musterhafter Ordnung gehalten, so daß Wißmann mit freudigem Erstaunen den Fortschritt deutscher Kulturarbeit auf diesem entlegenen Posten feststellen konnte.

Unterdes rannten Eilboten nach Mukenge, um dem Fürsten Kalamba und seiner Schwester Sangula die Wiederkehr ihres weißen Freundes zu melden, der jetzt zum dritten Male seinen Fuß in ihr Reich setzte. Ganz Lubuku brach in Jubel aus, und zu Tausenden strömte das Volk herbei, um mit schallendem Gruße unsern Forscher willkommen zu heißen. — Wißmanns Aufenthalt in Lubuku mußte abgekürzt werden zu gunsten einer geplanten Untersuchung des Kassai, oberhalb der Lulua-Mündung.

Von der Luëbo-Station ruderte der Führer der Expedition in Dr. Wolfs Begleitung auf dem Stahlboot „Paul Pogge“ flußabwärts in die Hauptader hinein, die hier in 1000 m Breite ihre trüben Fluten zu Thale wälzt. Die Ufer waren hoch und von Urwald strotzend, indes fast genau in der Mitte des Stromes eine merkwürdige Reihe langer Sandbänke das Wasser teilte. Bald änderte sich jedoch die Scenerie; Felsgerölle erfüllten die Biegungen, und schließlich zog sich ein niedriges Felsriff quer von Ufer zu Ufer, das durch einzelne Lücken und Kanäle zwar noch immer eine Passage freigab, bis gleich darauf ein lautes, brüllendes Rauschen die Nähe der Fälle und damit die Grenze der Schiffbarkeit ankündigte. Noch eine letzte Wendung und ein herrlich-großartiges Bild entrollte sich vor den Augen der Fremden. In gewaltigem Sprunge stürzte sich der Strom 8 m tief in ein seeartiges Becken hinab; vier üppig mit Palmen und Pandanus begrünte Inseln schieden ihn in fünf Arme. Das war der Wißmannfall, dessen Abbildung umstehend mitgeteilt ist.

In achtstündiger schneller Fahrt lief das Boot zum Lulua zurück, dann diesen hinauf zur Station, wo gerade der Dampfer „Stanley“ mit zahlreichen Europäern verschiedenster Nationalität angekommen war. Wißmann marschierte jetzt mit Kapitän de Macar und 150 Schwarzen nach Osten, in der Absicht, den Balungo-Häuptling Kassongo-Tschiniama für den Kongostaat zu gewinnen. An die in Dörfern hausenden Baluba reihten sich die zerstreut wohnenden Kalosch, ein starkes schwerleibiges Volk, bei dem Gestalten von 6 Fuß und darüber sehr häufig sind. Von Tag zu Tag nahmen die Eingeborenen an Menge zu; ihre Haltung wurde drohender und ging endlich zum offenen Angriffe über, der zwar abgeschlagen wurde, trotzdem aber Wißmann bei der Schwäche seiner Truppe zum Rückzug bestimmte, ohne daß er seinen Zweck erreicht hätte.

In den nächsten Monaten ließ Wißmann, um das Ansehen des Kongostaates in Lubuku und in weiterem Sinne unter den Baschilange-Völkern überhaupt fest zu begründen, seinen alten Gefährten Kalamba feierlich zum Oberhäuptling ausrufen und ihm von den Nachbarn huldigen. Dann erst glaubte er, die „große Reise“ nach Osten in Ruhe antreten zu dürfen. Am 16. November verließ er mit Leutnant Le Marinel, Bugslag und gegen 900 Schwarzen mit 500 Gewehren die freundliche Station Luluaburg. Der Zug bewegte sich mehr nordöstlich, als die 1882 von Pogge und Wißmann begangene Route und führte die Expedition über den Lubi, den Moansangomma und Lubudi an den Sankurru und von diesem, der bald verlassen wurde, zum Lubéfu hinüber, welcher später unter der von Dr. Wolf ihm irrtümlich (?) zugeschriebenen Bezeichnung Lomami in den Sankurru mündet. In dieser Urwaldregion, die uns lebhaft an den von Stanley durchquerten großen Wald am Aruwimi erinnert, hatte Wißmann das Glück, mit Zwergen aus dem Batua-Volke zusammenzutreffen. Die Leute waren klein, von lichtbrauner, gelblicher Farbe mit dunklerer Schattierung, langgliedrig und mager, aber doch nicht eckig, ohne jede Verzierung, Bemalung oder Haarfrisur. Ihre Bewaffnung bestand in Bogen und zierlichen Pfeilen, die sie vor dem Gebrauch in eine mit Gift gefüllte Kalabasse tauchten, die am Gürtel befestigt war.

Um Neujahr 1887 zeigten sich bereits die ersten Spuren der arabischen Menschenräuber, zunächst im Lande der Benecki, wo die Karawane bei Kasungoi die alte Poggesche Straße wieder einschlug. Aber welche entsetzlichen Veränderungen hatten sich hier vollzogen! Statt des volkreichen, schönen Ortes, wo früher Tausende der Benecki die Weißen freundlich begrüßt und sie in Frieden von Dorf zu Dorf geleitet, gähnte jetzt eine durch Mord und Brand verwüstete Einöde. Noch standen, wie damals, die mächtigen Palmenhaine und nahmen die Müden in ihrem Schatten auf; aber Häuser und Bewohner fehlten; auf den Wegen wucherte mannshohes Gras, aus dem hier und da ein verkohlter Pfahl, ein gebleichter Schädel, ein zerbrochenes Gerät an den unglücklichen Stamm gemahnte. Die Bandenführer Tippu Tips hatten das Land durchstreift, um ihrem Herrn die Ausbeute dieser zur Zeit noch unberührten Gebiete vor dem Eintreffen mißgünstiger Handelsgenossen zu retten. Deshalb ward alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet, daß dem später Kommenden nicht einmal die Nachlese blieb.

Fortan traf Wißmann unausgesetzt mit arabischen Sklavenjägern zusammen. Er passierte das Lager des blutigen Said, der sich an gefangenen Schwarzen im Pistolenschießen übte und über dessen Lagerpforte 50 abgehauene Hände faulten. Je näher dem Kongo, desto größer wurde der Übermut dieser Scheusale, die ihre sonstige Höflichkeit ganz außer acht ließen und offen die Weißen verhöhnten. Nach Überschreitung des zum Kongo gehörigen Lomami kreuzte Wißmann in der Mitte des Februar 1887 den Lualaba und nahm in Nyangwe Quartier, wo gerade ein Bastard Tippu Tips, der schwarze Jesu, residierte, den unser Forscher bei der ersten Durchquerung aus Mirambos Händen vor dem sicheren Tode gerettet hatte. Jetzt brannte der Undankbare darauf, Wißmann und seine Karawane gefangen zurückzuhalten und nur mit Mühe machte sich der Chef aus der Räuberhöhle los. Seine Getreuen aus Lubuku gingen unter Leutnant Le Marinel nach der Heimat zurück, während der Führer zum Tanganjika wanderte und dann nach

[1]) Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Bd. V, S. 118.

[2]) Vergl. Dr. L. Wolf, Reisen in Centralafrika. Vortrag, gehalten in d. Berliner Gesellsch. f. Erdkunde a. 7. Januar 1887 — und Petermann, Geogr. Mitteil. 1888, S. 193 ff. mit Tafel 12.

Udschidschi fuhr, wo er die ersten Nachrichten von den Unruhen im Osten empfing, die ihn bestimmten, sich südwärts nach Quilimane durchzuschlagen. Von Niumkalo, am Ausgange des Sees, stieg Wißmann zu dem hohen Plateau hinauf, das hier auf kurze Entfernung seine Gesließe ohne merkliche Wasserscheide[1]) nach drei Becken, dem Tanganjika, Bangweolo und Rikwa, entsendet. Die drei letzten Tagemärsche führten auf einem schmalen Negersteige, von den Briten emphatisch „Stevensons Road" tituliert, an den Nyassa, d. h. zur Station Karonga, von welcher das alte Missionsschiff „Ilala" die Reisenden an den bekannten Niederlassungen der Kaufleute und Missionare vorbei glücklich in den Schire brachte. Der Rest der Fahrt um die Murchison-Fälle und den mittleren Schire und Zambesi hinab bis Quilimane vollzog sich ohne Hemmnis, so daß Wißmann und Bugslag um die Mitte des August nach Sansibar abreisen konnten, da auch den letzten treuen Westafrikanern durch das Entgegenkommen der Portugiesen die Rückbeförderung nach Angola zugesichert war.

Zwei wichtige Erkenntnisse drängten sich Wißmann in den langen Wochen und Monden vom Lubilasch bis zum Sambesi auf, nämlich erstens, daß der Einfluß des Arabertums in Afrika nur durch eine starke europäische Machtentfaltung zu brechen sei und zweitens, daß sich englischerseits ein ernster Schlag gegen das morsche portugiesische Kolonialreich vorbereite, dem die Portugiesen wahrscheinlich erliegen würden.

Die Folgezeit hat diese Voraussagen schnell in ihrem ganzen Umfange bestätigt.

H. Seidel.

[1]) Vergl. hierzu die Karte auf S. 35 in Nr. 3 des laufenden (59.) Bandes.

Einige Bemerkungen über die Fidschi-Inseln.

Die Fidschi- (Fidji- oder besser Viti-) Inseln liefern jetzt ganz ausgezeichneten Ertrag; sie sind eine gewinnbringende Kolonie und waren vor zwanzig Jahren noch „zu haben". England hatte es sogar ganz bestimmt abgelehnt die Oberhoheit dort auszuüben und später, nicht zu seinem Schaden, doch zugegriffen.

Die politischen Verhältnisse haben sich dort folgendermaßen entwickelt. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zerfiel der inselreiche Archipel in eine Anzahl von einander unabhängiger selbständiger Distrikte, von denen einige umfangreichere und durch Macht hervorragende über die andern kleinern sich ein Übergewicht zu verschaffen wußten. Mit Hülfe einiger Europäer, welche 1808 — 165 Jahre nach der schon 1643 durch Tasman erfolgten Entdeckung des Archipels — an der klippenreichen Küste Schiffbruch erlitten hatten und des von ihnen erlernten Gebrauches der Feuerwaffe gelang es dem Häuptlinge Naulivu von Mbau, den damals mächtigsten Staat der Inselgruppe, Verata, im östlichen Viti-Levu, zu unterdrücken und seinem Nachfolger, ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen, so daß sie sich unter dem 1852 zur Regierung gelangten „Könige" Thakombau (oder Kakobau), einem alten Menschenfresser, über den ganzen Archipel erstreckte. Den ersten Europäern folgten bald andre, und nachdem durch die thatkräftige und von außerordentlichem Erfolge begleitete Thätigkeit der Missionare größere Ruhe und Sicherheit, wenigstens in den Küstenländern, erzielt war, erfolgten Einwanderungen im größeren Maßstabe und mit ihnen zunehmender Verkehr und Handel. Durch eine hohe an ihn gestellte Geldforderung in Verlegenheit gesetzt, trug König Thakombau 1858 der britischen Regierung unter gewissen Bedingungen die Oberhoheit über die Insel an; die Regierung lehnte jedoch damals den Antrag ab. Diesen Antrag wiederholte der zum Christentum bekehrte Thakombau im Jahre 1874 als neuerdings politische Wirren auf den Fidschi eintraten, diesmal eine Folge der Einführung einer Konstitution mit Ministern und Parlament nach europäischem Zuschnitt, natürlich auch mit zahlreichen Gesetzen und hohen Steuern, denen die europäischen Ansiedler sich widersetzten. Die Verwirrung nahm einen hohen Grad an und die Engländer beschlossen nun zuzugreifen. Am 10. Oktober 1874 wurde der Archipel an Großbritannien abgetreten und am 1. September 1875 übernahm der erste Gouverneur, Sir A. Gordon, die Regierung in aller Form.

Die Fidschi-Inseln mit dem in bezug auf Verwaltung dazugehörigen aber entfernt liegenden Rotumah haben 20843 km mit 126000 Bewohnern, mithin 6 auf den Quadratkilometer. Danach ist dieser (aus 200 Inseln bestehende Archipel) etwas größer als das Königreich Württemberg.

Die meisten Inseln, darunter die beiden Hauptinseln, Viti-Levu und Vanua-Levu, sind gebirgig, mit Erhebungen bis über 1200 m. Vulkanische Gesteine, Laven, Basalte, Konglomerate setzen hauptsächlich den Boden zusammen, der noch größtenteils dicht bewaldet ist und wertvolle Nutzhölzer trägt. Die Bewässerung ist eine vorzügliche und zahlreiche Flüsse und Bäche suchen ihren Weg nach dem korallenumsäumten Gestade. Der Fluß Rewa auf Viti-Levu ist 80 km weit schiffbar; der jährliche Regenfall beträgt im Durchschnitt 500 ccm. Die Häfen und Reeden der Inseln sind zahlreich und wohl geschützt, aber wegen der alle Inseln umgebenden gefährlichen Korallenriffe schwer zugängig.

Die Inseln sind so oft und vorzüglich geschildert worden, daß ich nicht näher auf deren geographische Verhältnisse eingehen will. Aber einige kurze Bemerkungen über die Einwohner will ich hier mitteilen, wie dieselben sich mir während meines Aufenthaltes aufdrängten. Reine Melanesier sind die Fidschianer keineswegs, sie sind vielmehr stark mit polynesischem Blute vermischt, wenn auch die Rasse der dunkelfarbigen Südseeindianer vorherrscht; schon die geographische Lage, inmitten der melanesischen und polynesischen Inseln, weist darauf hin und die bei beiden Rassen vorzüglich ausgebildete Schiffahrt mußte die Mischung befördern. Hat man reine Melanesier und reine Polynesier gesehen, dann kann man die Vereinigung beider Elemente auf den Fidschiinseln finden, aber keineswegs so, daß eine gleichzeitige Körpermischung aus beiden Elementen hervorgegangen wäre, in welcher die beiden bildenden Faktoren, der melanesische und der polynesische, zu einem einheitlichen Typus verschmolzen wären. Vielmehr macht jeder für sich sich geltend, so, daß innerhalb einer Familie, bei den Kindern desselben Elternpaares, das eine mehr melanesischen, das andre mehr polynesischen Typus zeigt, dunkler oder heller, krauser oder lockenhaariger ist. Alle sind wohlgebaut und die Farbenabstufungen wachsen vom dunklen kupferbraun bis schwärzlich; eigentlich „negerartige" sieht man nicht und in jeder Beziehung stehen sie über dem, was wir gewöhnlich als Neger uns vorstellen. Ich erwähne dieses deshalb, weil



Fahrzeuge der Fidschi-Insulaner.

oft ein anthropologischer Zusammenhang zwischen Negern und Melanesiern von Anthropologen angenommen wurde, eine Hypothese, die auf kraniologische Merkmale begründet wurde.

Die Sprache klingt sehr harmonisch; Mundarten derselben sollen, wie mir Missionare versicherten, in ziemlicher Abweichung auf den verschiedenen Inseln bestehen. Die hellsten Insulaner leben auf der kleinen Insel Vanua Mbalavu, südöstlich von Vanua Levu, zu den sogenannten Windward Islands gehörig. Man nimmt an, daß hier starke Beimischung von Tonganern stattfand.

Die Natur hat ihre Gaben so reichlich über Fidschi ausgestreut, daß das Volk dort ohne viel Arbeit leben kann. Ackerbau, Fischfang, Schiffahrt bilden die Hauptbeschäftigung. Indessen ist der Fidschianer so kräftig und widerstandsfähig, daß er recht gut soviel arbeiten kann, wie ein europäischer Arbeiter und sie haben dieses auch, wenn ihr Interesse in Frage kommt, und sie angeleitet werden, gethan, so daß sie als Arbeiter in den Pflanzungen recht gute Dienste thun.

Die Kultur, die nun seit der britischen Besitzergreifung mit Macht über sie hineinströmt und in immer verstärktem Maße sich geltend macht, je mehr Weiße auf dem Archipel sich ansiedeln, hat ihre gesellschaftlichen Verhältnisse und Bräuche bis jetzt noch wenig verändert. Freilich, der Kannibalismus, wegen dessen sie übel berüchtigt waren, hat aufgehört und man munkelt nur zuweilen von einigen Rückfällen bei den Bergstämmen, die steinerne Axt ist durch die eiserne ersetzt worden und Baumwollstoffe dienen zur Bekleidung. Aber im ganzen leben die 110000 Eingeborenen — sie waren früher zahlreicher, bis die Masern zahllose Opfer forderten — in ihren 1200 Dörfern noch



Fidschi-Dorf bei Suva. Nach einer Photographie.

nach der Väter Sitten. Keinenfalls sind sie in körperlicher Beziehung zurückgegangen, wozu auch die Verhinderung des Branntweinhandels durch die Regierung das ihrige mit beigetragen haben mag.

In geistiger Beziehung sind die Fidschianer tüchtig veranlagt und man darf hoffen, daß sie sich noch weiter entwickeln werden. Als ich die von den Engländern begründete „Industrial School" für Eingeborene besichtigte, fand ich dort gegen hundert Knaben von den verschiedenen Inseln beschäftigt. Die europäischen Lehrer bestätigten mir, daß sie in der Tischlerei, dem Zimmermannshandwerk, dem Bootbauen und andren Gewerben ganz vorzügliche Fortschritte machten. Namentlich im Bootbauen, denn dieses liegt ihnen, wie den meisten Südseeinsulanern, sozusagen im Blute. Ihre heimischen Boote, klein wie groß, sind schon Muster tüchtiger Schiffsbaukunst. Wie bei den übrigen Südseeinsulanern haben auch die Fahrzeuge der Fidschiinsulaner Ausleger, auch bauen sie sehr schöne Doppelkanus, Fahrzeuge, mit denen sie weite Reisen unternehmen, und die durch fortwährendes Ausschöpfen über Wasser gehalten werden. Sie bestehen aus dem eigentlichen, gewöhnlich 30 m (!) langen, aber nur 3 m breiten Schiffe mit 5 m tiefem Schiffsraum, sowie dem nur halb so langen, als Ausleger dienenden Nebenschiff. Letzteres wird selten bemannt oder zur Unterbringung von Lasten benutzt, dient vielmehr meist nur als Gegengewicht und Ausleger für das große und schwere Hauptschiff. Bei diesen großen Fahrzeugen liegt auf den dieselben verbindenden Querbalken eine Plattform mit Hütte, von der aus auch das Segel bedient und das Schiff gesteuert wird. Ein solches vollständig ausgerüstetes Doppelkanu kann 200 Mann nebst Vorräten für 8 oder 10 Tage aufnehmen. In früherer Zeit, als die einzelnen Inseln einander noch bekriegten, segelten ganze Flotten solcher Fahrzeuge aus.

Von wesentlichem Einflusse auf die Insulaner sind die Missionare, die dort seit langem ein sehr ergiebiges Feld ihrer Thätigkeit gefunden haben. Wesleyaner, Katholiken

und die englische Hochkirche sind dort an der Arbeit. Das System der eingeborenen Lehrer (native teachers) hat sich bereits auf die meisten Dörfer erstreckt, in denen man jetzt ein Kirchlein und eine Schule findet. Mehr und mehr breitet sich die Kenntnis der englischen Sprache über die Inseln aus. Im Gefolge der Missionsthätigkeit und der Belehrung zum Christentum machen sich aber neben manchen Fortschritten auch Übelstände geltend. So werden viele Eingeborene geradezu religiös überspannt, andre dünken sich als Christen zu gut, um bei Weißen zu dienen und zu arbeiten, wie denn die meisten Ansiedler in den Städten Suva und Levuka vielfach darüber klagen, daß die Dienstboten lieber mit der Bibel in der Hand dasäßen, als im Hause und der Küche zu arbeiten.



Fidschi-Insulanerin. Nach einer Photographie.

Die Hauptstadt Suva liegt auf Viti-Levu und ist der Sitz des Gouverneurs, gegenwärtig Sir John Thistle, der seit der britischen Besitzergreifung hier wohnt, sich von unten aufgeschwungen hat und die Sprache der Eingeborenen vollkommen spricht. Suva besitzt, außer den Regierungsgebäuden, Kirchen und Schulen, jetzt schon drei Hotels, welche mäßigen Ansprüchen genügen. Dicht dabei kann man die Hütten der Eingeborenen noch studieren. Sie bilden ein längliches Viereck, welches meist auf einer klein künstlich hergestellten und an der Seite mit Steinen eingefaßten Erhöhung errichtet ist. Um die Schweine von der Hütte fern zu halten, wird diese oft mit Pallisaden aus Farnbaumstämmen umgeben. Das Sparrenwerk ruht auf starken Pfosten; alles ist mit geflochtenen Kokosfasern zusammengebunden. Das Dach ist mit Gras oder Schilfblättern gedeckt und die aus Rohrgeflecht gebildeten Seitenwände ebenso mit Gras oder Blättern dicht verkleidet. Fenster giebt es nicht, nur Thüren. In der Mitte der Hütte ist der Kochplatz, auf dem die irdenen runden Töpfe auf Steinen ruhen. Unter allen Südseevölkern haben die Fidschianer es am weitesten in der Töpferei gebracht, sie verstehen es sogar, Glasur herzustellen. Über dem Kochplatz sind Geflechte angebracht, um Holz und die Kawawurzel zu trocknen, aus der das beliebte berauschende Kawagetränk bereitet wird. Der Fußboden ist mit Matten gedeckt. Die Schlafplätze werden zum Schutze gegen die Stechmücken mit dem einheimischen Stoffe aus dem Papiermaulbeerbaum, der Tapa, umhangen; als Kopfkissen dient ein kleiner hölzerner geschnitzter Schemel. Bei den eingeborenen Lehrern fand ich eine besondere Küche angebaut, die als Beispiel dienen soll, wie viel reinlicher und gesunder eine solche Einrichtung ist. Indessen findet sie bei den Fidschianern, die in bezug auf ihr Hauswesen sehr konservativ sind, nur wenig Nachahmung. Bedeutender als Suva, namentlich für den Handel, ist die Stadt Levuka auf der kleinen Insel Ovalau. Dort hat auch unser deutscher Konsul, Hennings, seinen Sitz, der einer der ältesten lebenden Ansiedler auf den Fidschi und einer der bedeutendsten Kaufleute daselbst ist. Seine Erinnerungen reichen noch in die alte Menschenfresserzeit zurück und er weiß davon manches zu erzählen. Als seine Frau einst niedergekommen war, sandte ihm ein benachbarter Häuptling aus Aufmerksamkeit ein Geschenk für diesen Fall. Es bestand in einem Frauenarm — gewiß eine seltsame „Wochensuppe“. Welchen Wechsel hat Herr Hennings hier nicht schon erlebt! Statt der einheimischen gelten jetzt englische Gesetze, die allerdings auch da streng geblieben sind, wo die Fidschi-Insulaner ehemals strenge Gesetze besaßen, schon darum, damit sie nicht glauben sollten, die Weißen straften geringer wie sie. Ehebruch und Prostitution werden z. B. mit Gefängnis bestraft. Es giebt ordentliche Gerichtsverhandlungen, die in einheimischer Sprache geführt werden und bei denen Richter und Anwalt trotz der Hitze nach englischer Art in Perücke und Talar erscheinen müssen! Auch Gefängnisse besitzt man schon in Suva.

Wie schon angedeutet, nimmt die Zahl der Eingeborenen ab, wozu viele europäische Einrichtungen beitragen und vor allem die Masern, die schreckliche Verwüstungen anrichteten. Die Krankheit war 1875 von Australien eingeschleppt worden, bis dahin unbekannt und erregte einen fürchterlichen Schrecken unter den Eingeborenen. Die Folge war eine Reaktion gegen die Weißen und Missionare, welche man als die Ursache der Seuche betrachtete; letztere wurden zum Teil verjagt und das alte Heidentum wieder angenommen. Über 10000 Eingeborene sind damals von der Seuche hingerafft worden, das Elend war unbeschreiblich und die Leichen wurden von den Schweinen gefressen. Es konnte

fürwahr nicht wunder nehmen, daß die unwissenden Eingeborenen der inneren Distrikte den Glauben faßten, die Weißen hätten es auf ihre gänzliche Vernichtung abgesehen und zu diesem Zwecke die ihnen bis dahin ganz unbekannte Masernkrankheit eingeführt. Die Zahl der Frauen ist auch geringer als diejenige der Männer. Das Geschlecht der Mischlinge von europäischen Vätern und Fidschimüttern ist im Zunehmen und heute vielleicht schon ebenso groß wie die rein weiße Bevölkerung, die etwa 3000 beträgt. Die Mädchen, aus gemischtem Blute, die ich sah, waren recht hübsch.

Eine Merkwürdigkeit, die ich nicht unberührt lassen will, ist, daß die Hunde auf den Fidschiinseln nicht fortkommen. Nicht etwa, weil das Klima ihnen nicht zusagt, sondern wegen einer eigenen Art von Parasiten. Eine Art Eingeweidewurm dringt nach dem Herzen vor und vermehrt sich dort so stark, daß schließlich das Herz wie mit einem Pelz umgeben ist. Dann stirbt der Hund und alljährlich müssen zum Ersatze neue von Australien eingeführt werden.

Kein Zweifel, daß die Fidschiinseln in nicht zu langer Zeit zu den wertvolleren Kolonieen Englands gehören werden. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Zucker wird in großer Menge gebaut; die Kopra (getrocknete Kokosnuß) bildet den Hauptartikel und Versuche mit dem Anbau des Thees haben sehr günstige Resultate ergeben.

Der Kanal von Nikaragua.

Von Heinrich Becker.

(Nachdruck untersagt.)

Die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ihrer Freundin, der Republik Frankreich, einen Dienst erwiesen, von dem man heute noch nicht sagen kann, wer den Vorteil davon trägt. In dem Augenblick, in dem das Unternehmen des Herrn von Lesseps — der Bau des Panama-Kanal — zum Stillstehen genötigt war, begannen die Amerikaner den Bau des Kanals von Nikaragua. In freundschaftlicher Übereinkunft hat die neue Gesellschaft bereits die Bagger-Maschinen dem Herrn von Lesseps abgekauft; andre Geräte werden nachfolgen — es ist ihrem Zwecke dienlicher, sie werden benutzt, als daß sie unter endlosen Regengüssen verrosten.

Herr Warner Miller, der Präsident der Nikaragua-Gesellschaft, hat über den Beginn des Unternehmens berichtet. Bevor wir davon reden, sei eine Schilderung der neuen Situation gestattet. Zentral-Amerika, der lange schmale Landstrich zwischen Nord- und Süd-Amerika, besteht in seinem Grundstocke aus einer langen Reihe von Vulkanen. Man zählt deren 30, von denen heute noch 16 bis 18 thätig sind. Sie laufen alle an der Westseite her; sie steigen bis zu 3000 und 3700 m empor (einer bis zu 4400 m) und fallen jäh zu dem Westmeere hinab. Auf der Ostseite ist bis zum 10. Grade nördl. Br. gleichfalls jäher Absturz zum Karibischen Meere. Nördlich davon dachen sie aber in langem Verlaufe allmählich sich hinab.

Der Grund liegt in den beiden Meerströmen, die im W und O verschieden sind. Im W zieht von dem Nordpol der kalte Pacifische Strom südwärts zum Äquator; im O der warme Atlantische Strom nordwärts zum Pole. Jener wird mit der nach O rennenden Erde hart wider die Ufer geschleudert, er höhlt die Felsen aus und läßt kein Geröll sich ansammeln. Die Küste ist deshalb felsig und steil; sehr wenig Buchten, die ein Schiff bergen könnten. Der Atlantische Strom wird von Afrika zurückgeworfen; er läuft dann gegen die Drehung der Erde und fällt nur mit halber Stärke wider Süd- und Nord-Amerika. Das Antillen-Meer ist deshalb nicht als eine Aushöhlung eines zerstörten Kontinentes zu betrachten. Die Antillen sind vielmehr werdende Inseln; sie haben einen vulkanischen Kern, der von angeschwemmtem Grus und Sand sowie von Korallen-Bauten umgeben wurde.

So ist auch die Ostküste von Zentral-Amerika ein breites angeschwemmtes Land, was aus der verwitterten Lava der Vulkane und dem von den südamerikanischen Flüssen hergespülten Sand, Thon und Kalk von dem Golfstrome gebildet wurde. Es dacht sich in der Ausbauchung von Nikaragua bis zu 100, in der Halbinsel Yukatan bis zu 200 Stunden vom Gipfel der Vulkane bis zum äußersten Vorgebirge im Antillen-Meere ab. Unter dem Meere laufen von Nikaragua nach Jamaika, wie von Yukatan nach Kuba zu eine Menge Korallenriffe und schon ausgefüllte Sandbänke hin, die bereits den Weg andeuten, auf dem diese großen Antillen einst mit Zentral-Amerika verwachsen werden.

Zwischen den Ausbauchungen laufen auf der Antillenseite große Buchten in die Küste des Festlandes hinein: der Golf von Darien, der Golf von Mosquito, der von Honduras und der von Campeche. Sie sind teils durch den Rückstoß des Golfstromes, den er an den Antillen erleidet, teils durch das Ausströmen der Flüsse gebildet. In größerem Maße ist dies bei den Flüssen von Yukatan zu sehen, an denen große Lagunen mit Sandbarren sich bildeten. In kleinerer Gestalt gewahrt man dies an der Bucht von Aspinwall, von welcher der Panama-Kanal ausgehen soll — und der Bucht von San Juan del Norte — von welcher der Kanal von Nikaragua anfängt. In jene fließt der Rio Chagres, in diesen der Rio San Juan.

Der Rio San Juan kommt aus dem See Nikaragua. Der See liegt inmitten des Landes, sechs bis sieben Stunden von der Westküste, 20 bis 25 Stunden von dem Antillen-Meer. Er läuft in der Axe von Zentral-Amerika, von NW nach SO, in einer Länge von 36 und Breite von 15 Stunden[1]. Am NW-Ende strömt der Rio Tanaloya herein, der aus dem oberliegenden See Managua kommt. Rings um den Managua, wie den Nikaragua erheben sich ganze Reihen von Vulkanen. Im NW des Managua stehen allein deren sechs heute noch thätige, riesige Gipfel, die bis zu 3500 und 3700 m sich erheben. Von ihnen flößt der Regen die kleinen Basaltkörnchen herab, die dem Nikaragua seinen Namen gaben, d. i. „Schwarz-Wasser“[2].

Die großen Vulkane liegen alle an der NW- und SW-Seite der beiden Seen; an der W-Seite liegen kleinere, erloschene, dazwischen. Auf der ganzen O-Seite ist nur ein minder hohes Gneis-Plateau, das im SO zur Mündung des San Juan-Flusses sich verläuft. Damit ist eine Gasse gebildet von 10 bis 15 Stunden Breite, die von dem Managua, Nikaragua und San Juan durchströmt wird. Sie zieht mit der Axe von Zentral-Amerika von NW nach SO und öffnet sich im Kariben Meer.

[1] Das ist etwa die halbe Länge des alten Rhein-See, der von Basel bis Frankfurt reichte.

[2] Der „Blaue Nil“ führt ebenso den Namen von den Basaltkörnchen, die von dem Abessinischen Gebirge ihm zugeflößt werden.

Der Regen, der die Seen füllt, kommt nicht vom Stillen Meere. Der kalte Strom bringt nur wenig Dämpfe; die hohen Gipfel, die in Guatemala zuweilen Schnee erhalten, lassen keinen Dampf herüber; wohl aber kommt er vom Antillen-Meer. Der Golfstrom, der vom Äquator kommt und die Gasse zwischen den Vulkanen bildete, jagt auch den Regen aus dieser Richtung hinein. Er spült die Berge in der Gasse ab, färbt die Seen mit den schwarzblauen Körnchen und führt den feinen Sand bis zur Mündung des San Juan hinab ans Meer.

Der San Juan bildet eine Lagune und daraus eine Bucht mit vorstehender Sand-Barre. Sie führt den bezeichnenden Namen „Punta Arenas", d. i. „Sand-Spitze". Für den Geologen ist sie ein Warnungszeichen; der Ingenieur kümmert sich nicht viel darum. Nach dem Bericht des Herrn Präsidenten *Warner Miller* haben die Ingenieure die Sandbarre durchbrochen und — „wo vor drei Monden noch trockenes Land war" — führt jetzt ein Kanal nach dem Flusse, der den Schiffen von sieben Fuß Tiefgang bereits den Eingang gestattet. Dann haben sie eine Reihe von *Wellenbrechern* vor der Mündung aufgebaut, die dem Golfstrom einen andern Weg weisen sollen.

Die Geschichte erzählt, daß im Jahre 1850 eine *Dampfschiffahrt* auf dem Nikaragua, wie dem San Juan-Flusse errichtet wurde. Im Jahre 1855, als die Kalifornier durch ihre Goldfunde ganz Amerika und Europa aufregten, wurden die Dampfer viel benutzt. Als aber bald darauf eine Eisenbahn über die Landenge von Panama gebaut, ward die Schiffahrt auf dem San Juan ihrer besten Fracht, des Transportes über den Isthmus, beraubt. Im Jahre 1863 war dann die Mündung des San Juan derart *versandet*, daß der geringe Verkehr die Ausbaggerung nicht lohnte. Heute wird die Bagger-Maschinerie des Herrn von Lesseps zunächst an der Mündung des Flusses dem Unternehmen guten Vorschub leisten. Immerhin ist jener Vorgang bedenklich, daß von 1850 bis 1863 der Fluß bis zur Unschiffbarkeit versandete.

Die kleinen Dampfer, welche früher den San Juan herabfuhren, mußten in der Mitte ausladen, weil *Stromschnellen* die Fahrt hemmten. Diese Sperren werden jetzt durch einen Kanal umgangen, der den Ober- und Unterlauf des San Juan verändert. Hier werden auch Schleusen angelegt, durch welche die Schiffe zu dem See hinauf gehoben werden. Der See liegt 40 m über dem Atlantischen Meere. Der San Juan durchläuft eine Strecke von 32 Wegstunden. Es sind demnach von der Mitte des Flusses an 10 bis 15 Schleusen mit je 2 m Stauung erforderlich, um ein Schiff bis in den See zu bringen.

Zwischen dem See und dem Stillen Ozean erhebt sich ein sechs bis sieben Stunden breites Felsen-Plateau. Es erhebt sich bis zu 1000 m; einzelne erloschene Vulkane stehen als Kegel in einer flacheren Ebene. Zwischen diesen soll der Kanal hindurchgehen. Wie hoch hier der niederste Paß über das Meer sich erhebt, ist uns nicht bekannt. Wenn er auch nur 60 m über dem See, d. h. 100 m über dem Stillen Ozean steht[1]), dann ist die Arbeit schon bedeutend, weil der Kanal auf die Höhe des Sees (40 m über dem Meere) eingeschnitten, dann eine ebenso große Schleusen-Reihe, wie auf der Ostseite angelegt werden müßte, damit die Schiffe von dem Nikaragua in den Golf von Papagayo im W-Meere gelangen könnten.

Es sind bis jetzt auf der O-Seite ungefähr 1000 Personen beschäftigt. Die Maschinisten und Handwerker sind Weiße aus der Union, die Arbeiter Neger aus Jamaika. Es soll bis jetzt noch keiner gestorben sein, obgleich sie auf sumpfigem Boden arbeiteten. Man rühmt dies, im Gegensatz zu Panama, ob aber mit Recht?

Aspinwall oder Colon, die O-Station des Panama-Kanales, liegt unter dem 9. Grad nördl. Br.; *San Juan del Norte*, die O-Station von Nikaragua, unter dem 11. Grad nördl. Br. Beide liegen innerhalb der Wendekreise. Zweimal im Jahre steht hier die Sonne senkrecht; man kann sagen von anfangs Mai bis anfangs September ohne Unterbrechung fast senkrecht. Während dieser Zeit saugt die Sonne fortwährend die Dampfmassen aus dem Antillenmeer und der Cyclon, der sich dabei entwickelt, jagt sie mit ungeheurer Gewalt längs der Küsten und des schmalen Festlandes. Der Rio Chagres (Panama) stürzt die Wassermassen nach Colon; der San Juan nach der Hafenstadt, die nach ihm benannt ist (von den Engländern vorübergehend Greytown geheißen). Die Wassermassen fallen rasch nach dem Meere; die Sandmassen, die mit ihnen fließen, häufen sich aber zu Barren, die das Wasser wieder aufstauen, Lagunen und Sümpfe bilden.

Diese sind bei San Juan bedeutender, als bei Colon. Unmittelbar im N der Stadt beginnt die Küste der *Mosquitos*. Hier sind die ebenso genannten Indianer weniger gefährlich, als die kleine Fliegenart, welche man zum erstenmal dort kennen lernte. Sie sind ein Produkt der Sümpfe und der dichten Urwälder, die aus diesem Treibhause emporschießen. Sumpf und Urwald bringen aber auch den schlimmeren Feind, das *gelbe Fieber*, das hier, wie auf Jamaika, Kuba und Florida, alljährlich mit der Regenzeit seinen Einzug hält.

Herr *Warner Miller* ist trotzdem kein „Warner". Er ist vielmehr ebenso opfermutig wie Herr *de Lesseps*. Er hofft bis zum Jahre 1897 den Kanal zu vollenden. Die Kosten berechnet er auf *120 Millionen Dollars*. Das lautet allerdings weniger, wie 600 Millionen Franks, mit denen Herr de Lesseps begann. Die Amerikaner sagen deshalb: Wenn der Kanal das Doppelte kostet und *fertig* wird, dann ist er billiger, wie der des Herrn von Lesseps, der mit 120 Millionen Franks nicht vollendet wurde. Man rechnet auf 7 Millionen Tonnen, die den Kanal jährlich passierten; für jede Tonne 3 Dollars, ertrüge das Werk 21 Millionen Dollars oder 100 Millionen Franks. Das wäre bei 1200 Millionen Anlagekosten immer noch ein reicher Gewinn, der geeignet ist, vielen mutigen Leuten noch mehr Hoffnung zu erwecken. So kann mit Energie und Geduld das Werk gelingen und damit ein *Schleusen-Kanal* zustandekommen, welcher dem Welthandel so lange aushilft, bis ein zweiter Lesseps die halb fertige *Meerstraße* vollendet.

[1]) Der höchste Punkt von der Wasserscheide des *Panama-Kanals* beträgt nur 100 m.

Die Falkenjagd in Bosnien.

Von Dr. Friedr. S. Krauß.

In meiner vor drei Jahren veröffentlichten Studie „über den Einfluß des Orients auf die Südslaven" setzte ich, entgegen den landläufigen Ansichten, auseinander, daß die Türken im wahren Sinne des Wortes Kulturträger für die Südslaven gewesen. Sie vermittelten ihnen persische, arabische und ägyptische Kultur, abgesehen von der türkischen, deren relative Höhe der Ethnograph nicht unterschätzen wird. Nicht bloß die Sprache, sondern auch das ganze Leben der Südslaven weisen vielfach auf türkischen Einfluß hin.

Die Zähmung der Falken zur Jagd und auch zur Briefpost gehörte zur Türkenzeit bei den bosnisch-herzögischen Edelleuten zu den gewöhnlichen Beschäftigungen. Den Gebrauch der Jagdfalken finden wir öfter in Guslarenliedern besprochen, aber meines Wissens nur dreimal den Falken als Brief-

boten. Brieftauben scheint man nicht benutzt zu haben, zum mindesten nicht bei Mohammedanern. In einem noch ungedruckten Guslarenliede meiner Sammlung wird erzählt, wie Muškić Stjepan (Stefan der Moskauer) seinen Brief nach Udbina bestellt:

er rief darauf herbei den grauen Falken
und band ihm um den Hals das Briefchen fest,
und gab auf griechisch ihm sodann die Weisung:
— „Verweil mir nirgends und an keinem Orte
eh' du zur Burg des Burgherrn hingekommen,
dann laß dich ihm aufs Fenstergitter nieder!"
Der Falke flog zum Himmel unter Wolken
und ließ im türk'schen Udbina sich nieder
auf Osmanagas weißgetünchter Warte
und von der Warte schoß er hin ans Fenster.
Als ihn ersah der Burgherr Osmanaga,
da sprach er wohl auf griechisch an den Falken:
— „Komm her zu mir graugrüner Vogel Falke!"
Der Falke fiel ihm auf den weißen Schoß,
da löst' er ihm den Brief vom Halse los
und legte sich den Brief auf seine Kniee
und brach das Siegel von dem Schreiben auf.

Bei den Türken stand die Falkenbeize seit jeher in größtem Ansehen. („Falknerklee", drei ungedruckte türkische Werke über die Falknerei, eines der ältesten Denkmäler der türkischen Literatur, übersetzte Josef von Hammer. Pesth 1840.) Die türkischen Sultane waren fast ausnahmslos Freunde der Falkenjagd. Am meisten widmeten sich ihr Bajesid, der Wetterstrahl, und Mohammed IV. Nach der Schlacht bei Nikopolis (28. September 1396) gab S. Bajesid den ausgelösten deutschen, ungarischen und französischen Kriegern eine Falkenjagd zum besten und setzte sie durch die Pracht seines Jagdstaates, der aus 7000 Falkenjägern und 6000 Hundewärtern bestand, in Erstaunen. Die Falkeniere bildeten die Masse der sultanischen Jägerei, welche aus den vier Klassen der Falkenjäger, der Weihejäger, der Geierjäger und der Sperberjäger besteht, während die Hundewärter, in der Folge den Janitscharen einverleibt, 33 Regimenter derselben bildeten. Ihre höheren Offiziere wurden durch Benennungen der Jagd nach den ältesten Begriffen des Morgenlandes geadelt, weil die Lebensmittel der Nerv des Krieges und die Jagd das edelste Vorspiel desselben ist [1]).

In dieser Schule lernten auch die bosnisch-herzögischen Spahis und Zaimbege die Falknerei kennen und verpflanzten sie von dort in ihre Heimat, wo sie sich bis auf den heutigen Tag noch behauptet hat. Der verdienstvolle und sehr strebsame Herausgeber des „Glasnik" in Sarajevo, Herr K. Hörmann, ließ durch den Maler Ewald Arndt aus Deutschland, darüber in Bosnien Ermittelungen anstellen und veröffentlichte kürzlich in seinem Organe die mit Hülfe des Bezirksvorstandes Jordan und des Oberförsters Eller gewonnenen Nachrichten [1]), aus welchen wir nachstehende Mitteilungen entnehmen.

Noch vor 15 bis 20 Jahren jagten allgemein die Begen in Nordbosnien (Krajina) und im Savelande mit Falken, gegenwärtig aber ist die Falkenjagd nur mehr üblich in den Edelsippen Uzeirbegović in Maglaj und den Sirbegović und Smailbegović in Tešanj. Die Begen erklären bestimmt, die Falknerei sei nach der Unterwerfung des Landes durch die Osmanen eingeführt worden. Einen Jagdfalken zu überwintern, verstehen die Begen nicht mehr, wahrscheinlich, weil sie die zweckmäßige Fütterung des Vogels verlernt haben, früher richtete man den Wanderfalken (falco peregrinus) ab, in unsrer Zeit dagegen so gut wie ausnahmslos nur jene Art, die man „atmadža" nennt (atmadža oder akmadža bedeutet aber türkisch einen Sperber!). Zuweilen nimmt man auch einen gewöhnlichen Sperber, doch hat man von ihm nur geringen Vorteil.

Den Falken fängt man mit Netzen. Zwei beiläufig zwei Meter hohe und ebenso breite Netze werden sehr schwach in einem spitzen Winkel an Stangen befestigt. Von der Außenseite verdeckt man die Netze mit dünnem Gezweige und grünen Dornen. In der Mitte zwischen den Netzflügeln bindet man eine lebendige Dohle an, worauf sich der Jäger in einem Gebüsche in der Nähe verbirgt. Um sich zu befreien, fängt die Dohle zu flattern und zu krächzen an, worauf sich leicht ein einjähriger noch unerfahrener Falke auf die Beute stürzt. Es entspinnt sich ein heftiger Kampf, bei dem das Netz über den Kämpfern zusammenfällt. Zur Abrichtung wählt man lieber ein Weibchen als das schwächere und kleiner gebaute Männchen. Die Freunde der Falkenjagd wissen genau, aus welchen Nestern sie die tauglichsten Falken erhalten können; alle Falken sind nämlich nicht gleich gelehrig. Im Ozren-Walde zählt man 20 Falkenhorste, doch nur an drei Stellen findet man die verwendbaren Falken.

Die Falkenbeize erheischt viele Mühen. Vorerst muß man den Falken daran gewöhnen, geduldig den Riemen am Bein zu tragen. Der Sitz des Falken muß stets in schaukelnder Bewegung erhalten bleiben und von Zeit zu Zeit hat man den Falken mit Wasser zu bespritzen, damit er nicht einschlafe. Auch muß er lernen, ruhig auf des Jägers Hand zu sitzen, die mit dicken aus Schaffell angefertigten Handschuhen bekleidet ist. Diese Abrichtung währt 15 bis 20 Tage. Mit dem gefügigen Falken auf der Hand begiebt sich der Jäger in Begleitung seines Jagdhundes aufs Feld. Sobald der Hund eine Wachtel aufgestöbert, wirft der Jäger den Falken in der Flugrichtung der Wachtel auf, und der Falke schießt auf seine Beute mit Blitzschnelle los. Ein gut geschulter Falke in Händen eines tüchtigen Jägers kann des tags 10 bis 15 Wachteln fangen. Im Herbste, wenn die Wachteln nach dem Süden wandern, kann ein flinker Falke 60 bis 80, ja sogar 100 Wachteln einfangen oder erbeuten. Der Gebrauch eines Federspiels oder Luders bei der Falkenbeize scheint den bosnischen Waidmännern unbekannt zu sein.

[1]) J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches. Zweite Ausgabe, Bd. I. Pesth 1834, S. 201.

[1]) Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini, 1890, Heft 2, S. 228 bis 233.

Bücherschau.

Die Forschungsreise S. M. S. „Gazelle" in den Jahren 1874 bis 1876 unter Kommando des Kapitäns zur See Freiherrn v. Schleinitz. Herausgegeben vom hydrographischen Amt des Reichsmarineamts. Fünf Teile. Berlin 1889 bis 1890. Ernst Siegfried Mittler.

I. Teil. Der Reisebericht. Mit 58 Tafeln. Neben den in die Geschichte der Forschungsreisen eingeschriebenen Namen der österreichischen Fregatte „Novara" und des britischen Schiffes „Challenger" wird gleichwertig und mit hoher Achtung in unsern Tagen der Name der „Gazelle" genannt, welche unter dem Kommando des Freiherrn von Schleinitz Hervorragendes für die Erforschung der Ozeane leistete. Die deutsche Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges im Dezember 1874 auf der im südlichen Ozean gelegenen Kerguelensinsel war zu einer allgemeinen Weltreise erweitert worden, deren Ergebnisse nun in fünf stattlichen Bänden vor uns liegen, ein

herrliches Zeugnis für die Tüchtigkeit der Offiziere der „Gazelle“ und für die Gelehrten, welche die Bearbeitung des heimgebrachten Stoffes übernahmen. Die „Gazelle“ hatte neben den wissenschaftlichen Aufgaben auch militärische und politische zu lösen, es befand sich (abgesehen von Dr. Studer) kein Stab von Gelehrten an Bord, wie bei dem Challenger, und die verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten fielen den Offizieren zu. Daß dieselben in so ausgezeichneter Weise gelöst wurden, spricht für die Tüchtigkeit der deutschen Flottenoffiziere.

Die allgemeinen Ergebnisse der Reise sind längst bekannt und manches ist auch eingehend in wissenschaftlichen Zeitschriften besprochen worden. Die Reise ging von Kiel über Madeira nach San Jago und Liberia und über die Insel Ascension nach der Kongomündung. Alsdann nach der Kergueleninsel, deren Geographie und Naturgeschichte sehr wesentlich bereichert und aufgehellt wurden, durch den Indischen Ozean, über die einsamen Inseln St. Paul und Amsterdam, Mauritius nach Amboina. Weiterhin wurde das wichtigste Forschungsgebiet der „Gazelle“ aufgesucht, nämlich Neu-Guinea und vor allem der Bismarck-Archipel, der in geographischer und ethnographischer Beziehung reiche Ausbeute lieferte. Brisbane in Australien, Auckland auf Neuseeland, die Fidschi-, Tonga- und Samoainseln waren das nächste Ziel. Durch die Magellanstraße, und über Montevideo und die Azoren erfolgte die Heimreise.

Was auf dieser zweijährigen Fahrt für die Hydrographie der Ozeane geleistet wurde, das beweisen die Karten des Werkes mit ihren zahlreichen Lotungen, die ein gegen früher uns völlig verändertes Bild des Meeresbodens zeigen. Der erste Teil, um den es sich hier handelt, ist, bei Verhinderung des Kapitäns (nunmehrigen Admirals) von Schleinitz, der zum Landeshauptmann in Kaiser-Wilhelms-Land ernannt wurde, vom Admiralitätsrat Rottok bearbeitet, dem die Herren Dr. Grünwedel und Prof. Hartmann (für den ethnographisch-anthropologischen Teil), der Direktor der Seewarte, Prof. Neumayer (bezüglich der hydrographischen Ausrüstung), Prof. Gümbel (bezüglich der gesammelten Meeresgrundproben) und Prof. Weinel zur Seite standen. Von letzterem rühren die schönsten, charakteristischen Zeichnungen des Werkes her. Außer den Abbildungen (die ethnographischen teilweise in Umzeichnungen von Prof. Hartmann nach den beschädigten Photographieen) sind Karten, Pläne und Küstenansichten beigegeben, die den ungemeinen auf die Aufnahmen verwendeten Fleiß erkennen lassen. Schon der Raum verbietet uns, weiter auf diesen über 300 Seiten umfassenden ersten Teil einzugehen, zumal die allgemeinen Ergebnisse bekannt sind. Aber es steckt trotzdem so viel Neues und Wertvolles darin, daß derselbe beim Studium der betreffenden Länder und Ozeane nicht übergangen werden kann.

R. Andree.

II. Teil. Physik und Chemie, mit 85 Tafeln, enthält die während der Reise ausgeführten Tiefseelotungen. Mit denselben wurden in der Regel Temperaturbeobachtungen und Strommessungen verbunden und Wasserproben für Bestimmung des spezifischen Gewichtes und der chemischen Zusammensetzung des Meerwassers entnommen; im ganzen wurden an 165 Stationen derartige Beobachtungen, und zwar an 132 Stellen Lotungen ausgeführt, an 133 Temperaturreihen, an 116 Strömungen, an 107 die Farbe, an 99 die Durchsichtigkeit des Meerwassers festgestellt. Meeresgrundproben wurden aus Tiefen bis zu 5000 m von 82 Stellen heraufgebracht. Charakteristisch für den Tiefseeschlamm ist der durchweg beträchtliche Mangangehalt; überdies fanden sich darin auch winzige Bimssteinfäserchen und sonstige Fragmente vulkanischer Gesteine; in dem Globigerinenschlamm häufige Kalkkügelchen; einen Hauptbestandteil aber machen die thonigen oder mergeligen Sedimente aus. In der Nähe des Festlandes ist der Boden des Meeres mit schiefergrau gefärbten Schlammablagerungen bedeckt, in der eigentlichen Tiefsee treten an deren Stelle, soweit es sich um die kalkfreien Sedimente handelt, die roten Tiefseeschlamme. In diesen fehlen Foraminiferenschalen vollständig, doch finden sich alle Übergänge zu dem eigentlichen Globigerinen- bezw. Radiolarienschlamme. Wie nun zwischen dem Globigerinenschlamme und gewissen erdigen Kreidebildungen der kretaceischen Zeit so große Ähnlichkeit besteht, daß man die Bildung des ersteren geradezu als Fortsetzung der letzteren betrachten könnte, so lassen sich auch unverkennbare Analogieen auffinden zwischen den stark manganhaltigen, rot gefärbten, an Radiolarien reichen Schlammablagerungen und den roten, kieseligen, manganhaltigen Juraschiefern (Aptychen- und Wetzsteinschiefern) des alpinen Gebietes, welche meist mit Radiolarien erfüllt sind. Ständige Begleiter der Foraminiferen sind die Coccolithe, das sind radialfaserige Kalkkügelchen; Oolithe wurden dagegen merkwürdigerweise in keiner der Proben nachgewiesen.

Pendelbeobachtungen wurden auf der Kerguelen- und Aucklandinsel ausgeführt; für erstere ergab sich die Länge des Sekundenpendels zu 993945, für letztere zu 994026. — Magnetische Beobachtungen über Deklination, Inklination und Totalintensität sind in ununterbrochener Reihenfolge während der ganzen Fahrt angestellt worden, Gezeitenbeobachtungen auf den Aucklandinseln. Der Band enthält 69 Temperaturkurventafeln, 14 Isothermentafeln und 1 Übersichtskarte der Reiseroute und Beobachtungsstationen; die Bearbeiter sind: Rottok, Karsten, Jacobsen, Gümbel, Börgen, Peters.

III. Teil. Zoologie und Geologie. Da die Aufzählung der während der Expedition gesammelten Arten und die Beschreibung neuer Formen in besonderen Veröffentlichungen bereits erfolgte, so handelte es sich in diesem Bande vorwiegend darum, auf die natürlichen Daseinsbedingungen, unter welchen die früher beschriebenen Organismen leben, näher einzugehen. Und so wurden von diesem Gesichtspunkte aus von Studer, dem Zoologen der Expedition, die zoologischen Erscheinungen von Kerguelenland, von Kerguelen bis Neu-Guinea, von Neu-Guinea, den Anachoreteninseln, dem Bismarck-Archipel, der Magellanstraße, die Schleppresultate von der Magellanstraße und der Ostküste Patagoniens, endlich die pelagische Fauna behandelt. — Daß der Band nur wenig Geologisches enthält, darf nicht überraschen, da geologische Beobachtungen während der Expedition nur gelegentlich, und dann auch nur von Nichtfachgelehrten angestellt werden konnten. Wesentliche Dienste leistete die Expedition der geologischen Wissenschaft dagegen durch Beschaffung der zahlreichen Meeresgrundproben, welche von Gümbel untersucht, und wie oben erwähnt, beschrieben wurden.

Dr. A. Sauer.

IV. Teil. Botanik. Mit 38 Tafeln. Der stattliche Band bringt die Bearbeitung der Artenausbeute, welche Marine-Stabsarzt Dr. Naumann sammelte, und welche interessante Funde aus fast allen Abteilungen des Pflanzenreiches enthält. Die Algen sind von Prof. Dr. Askenasy in Heidelberg mit Unterstützung von E. Bornet, A. Grunow, P. Hariot, M. Möbius, O. Nordstedt, die Pilze von Baron F. v. Thümen, die Flechten von Prof. Dr. J. Müller Arg. in Genf, die Lebermoose von Dr. Gottsche in Altona und Dr. Schiffner in Prag, die Laubmoose von Dr. K. Müller in Halle, die Farne und Lykopodien von Dr. M. Kuhn, die Phanerogamen von Prof. Dr. Engler in Berlin mit Unterstützung von O. Böckler, Cas. de Candolle, A. Cogniaux, E. Hackel, E. Köhne, F. Kränzlin, E. Marchal, L. Radlkofer und H. Graf zu Solms-Laubach bestimmt worden.

Eine Übersicht von Engler stellt die botanischen Ergebnisse nach den Florengebieten, nämlich dem westafrikanischen Waldgebiete, dem malaiischen Gebiete, dem antarktischen Waldgebiete Süd-Amerikas, dem australischen Gebiete, Kerguelen, St. Paul im Indischen Ozean und Ascension zusammen. Den Algen sind 12, den Lebermoosen 8, den Farnen 3 und den Phanerogamen 15 Tafeln beigegeben.

1) Aus Westafrika (Liberia) enthält die Sammlung eine Anzahl Süßwasseralgen, welche für dieses Gebiet zum erstenmal nachgewiesen sind, sowie zwei neue Arten; ferner eine neue Flechte, vier neue Laubmoose und vier neue Phanerogamen (Cyperaceen) von Monrovia. Auf den Inseln gegenüber Ponta da Lenha sammelte Dr. Naumann die beiden neuen Arten Cyperus flexifolius Bcklr. und C. Naumannianus Bcklr.

2) Aus dem malaiischen Gebiete sind neu: Sargassum heterocystum Mont. var. timoriensis Grunow, Ocellularia defossa Müll. Arg. Hypodematium phegopterideum Kuhn und vier Phanerogamen: Chamaerophis gracilis Hack, Pimelea brevituba Fawcet, Lagerströmia Engleiana Köhne und Blumea balsamifera DC. var. Floccosa Engl., sämtlich von der Insel Timor. Durch andere Pflanzen der Sammlung wurden die botanischen Beziehungen der Insel zur australischen Flora aufs neue bestätigt.

Amboina hat zwei neue Pilze ergeben, sowie zehn neue Lebermoose; ferner vier neue Laubmoose. Die Luccpacainseln lieferten eine neue Orchidacee: Tropidia Reichenbachiana Kränzl.

Unter der Ausbeute des westlichen Neu-Guinea befinden sich zwei neue Meeresalgen, ein Pilz, vier Flechten, 11 neue Lebermoose, 16 neue Laubmoose, zwei neue Lykopodien und 11 neue Phanerogamen.

Von den Inseln des Bismarck-Archipels sind viele Neuheiten mitgebracht worden, aus der Küstenregion zwei Pilze, eine Flechte, sechs Lebermoose, ein Farn: Heteroneuron Naumanni Kuhn und fünf Phanerogamen. Die Region des Urwaldes ergab zwei Lebermoose, sowie sieben Phanerogamen. Aus der Region des Bergwaldes sind neu: drei Lebermoose, sieben Laubmoose, sechs Farne, drei Lykopodiaceen, sowie 10

Phanerogamen, und endlich aus der Region der Bergsavane ein Farn: Alsophila Naumanni Kuhn.

Die Fidji-Inseln lieferten vier neue Algen, drei neue Flechten, ein neues Lebermoos, ein neues Laubmoos, einen neuen Farn und eine neue Lykopodiacee. An der Moreton-Bai im tropischen Ostaustralien wurden noch zwei neue Laubmoose aufgefunden.

3) Das altozeanische Florenreich ergab in Neuseeland zwei neue Laubmoose, im nordwestlichen Australien (Dampier-Archipel) drei neue Phanerogamen, auf der Dick Hartog-Insel drei neue Algen.

4) Vom antarktischen Südamerika sind neu: eine Alge, zwei Flechten, 14 Lebermoose, vier Laubmoose, sowie ein Gras.

Sehr ergiebig war die Ausbeute von Kerguelen. Unter den dort gesammelten Pflanzen befinden sich 20 neue Meeresalgen, ein neuer Pilz: Phoma festucina Thüm.; sieben neue Flechten, sechs neue Lebermoose und 30 neue Laubmoose.

Die Insel St. Paul im Indischen Ozean ergab fünf neue Meeresalgen, einen neuen Pilz und einen neuen Phanerogamen.

Von Ascension sind vier neue Flechten und 10 neue Laubmoose bekannt geworden. Letztere sind nach C. Müller denen des tropischen Afrika und Südamerika nahe verwandt.

Endlich wurden von Dr. Naumann noch zwei neue Algen an den Inseln des Grünen Vorgebirges gesammelt.

Die vorzüglich an Kryptogamen reiche Ausbeute zeigt, daß es bei botanischen Forschungsreisen sehr zweckmäßig ist, die Kryptogamen nicht zu vernachlässigen, da sie gerade ein verhältnismäßig reiches Beobachtungs- und Sammlungsmaterial bieten. Dr. J. Rösl.

V. Teil. Meteorologie. Das Klima der Kerguelen-insel und der Aucklandinseln gehört zu den merkwürdigsten der Erdoberfläche. Im Weihnachtshafen der Kerguelenin sel überwinterte 1840 Sir James Roß und stellte daselbst während seines 69tägigen Aufenthaltes meteorologische Beobachtungen an. Über die Witterungsverhältnisse des Winters der Aucklandinseln stammen andrerseits allgemeine Schilderungen von Kapitän Musgrave her, welcher durch Schiffbruch genötigt war, 20 Monate auf diesen unwirtlichen Inseln zu verbringen. Dagegen war über das Sommerklima der bemerkten Inseln bis 1874 fast nichts bekannt. Wir verdanken nun der auf beiden Inseln in Verbindung mit der deutschen astronomischen Station zur Beobachtung des Venusvorüberganges vor der Sonnenscheibe am 8. und 9. Dezember 1874 errichteten meteorologischen Beobachtungsstation zahlreiche Aufzeichnungen im Sommer der südlichen Hemisphäre, wodurch die angeführten älteren Beobachtungen eine wesentliche Ergänzung erfahren. Die meteorologischen Beobachtungen der Kerguelenin sel (Betsy Cove) im Zeitraume vom 6. November 1874 bis 29. Januar 1875 sind mit größter Sorgfalt ausgeführt und bilden einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des Klimas dieser buchtenreichen, zumeist vom sumpfigen Moos bedeckten, trostlosen Felseninsel. Die mittlere Temperatur (+ 6,4° C.) ist für deren südliche Breite von 49° 10′ auffallend niedrig, die Wintertemperatur hingegen milde (+ 2,0° C.). Es herrscht dort fast beständig Sturm, hauptsächlich zwischen NW. und SW. mit Schnee, Hagel, Regenböen, welcher oft auch bei klarem Himmel und kühlem Wetter auftritt. Diese interessanten Aufzeichnungen bilden den 4. Abschnitt des genannten V. Teiles. — Der 5. Abschnitt umfaßt die meteorologischen Beobachtungen auf den Aucklandinseln (Terror Cove) vom 6. November 1874 bis 28. Februar 1875; dieselben zeigen, daß diese Inseln einen wärmeren Sommer als die nördlicher gelegene Kerguelenin sel haben. Das Wetter ist auch auf diesen Inseln sehr unwirtlich. Stürme und Regen sind vorherrschend; doch stellt sich auch zuweilen für längere Zeit schönes Wetter ein.

Die meteorologischen Beobachtungen an Bord S. M. S. „Gazelle“ während der Reise von Juni 1874 bis April 1876 (1. Abschnitt des V. Teiles), welche in zweckentsprechenden Auszügen aus dem meteorologischen Tagebuche in der Weise mitgeteilt werden, daß alle bezeichnenden Züge des Witterungscharakters erhalten blieben, sowie die anemometrischen Messungen am Bord (2. Abschnitt) und die Beobachtungen über das spezifische Gewicht und die Temperatur des Wassers an der Meeresoberfläche (3. Abschnitt) bilden ebenso erwünschte als wichtige Beiträge zur maritimen Meteorologie. Die Temperatur des Meeres der Kerguelenin sel und der Aucklandinseln ist der Temperatur der Luft daselbst nahe gleich, nur weist sie geringere Schwankungen auf und sinkt niemals bis zum Gefrierpunkte.

Prag. Dr. G. Gruß.

Aus allen Erdteilen.

— Prof. Dr. G. H. Handelmann, der Direktor des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel, geboren am 9. August 1827 zu Altona, starb am 26. April 1881 zu Kiel. Er hat sich um die Geschichte und Erforschung der vorgeschichtlichen Altertümer seines Heimatlandes Schleswig-Holstein hochverdient gemacht, wofür seine zahlreichen Abhandlungen zeugen. Im Jahre 1860 veröffentlichte er (Berlin, bei J. Springer) eine fast 1000 Seiten starke „Geschichte von Brasilien“, ein noch heute sehr brauchbares, dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmetes Werk, das für die Kolonialgeschichte der Neuen Welt von Bedeutung ist. Unter seinen Arbeiten über Urgeschichte erwähnen wir die Ausgrabungen auf Sylt (1870 bis 1880), die in zwei Heften mit Abbildungen veröffentlicht wurden und (mit Ad. Pansch zusammen) die Moorleichenfunde in Schleswig-Holstein (Kiel 1873). Beiträge von ihm brachten auch vielfach die Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.

Herr Inazo Nitobe, ein Japaner, hat in Baltimore (The John Hopkins Press 1891) ein Werk erscheinen lassen, das den Titel trägt: The Intercourse between the United States and Japan. Es ist nicht nur von Wichtigkeit für den Gegenstand, den es behandelt, sondern ein schönes Zeugnis für die Tüchtigkeit und den Eifer seines Verfassers, dem dabei seine Frau, eine geborene Amerikanerin, hilfreich zur Seite stand. Herr Nitobe ist in einer der südwestlichen Provinzen geboren, aber auf Jeso im Norden erzogen worden. Schon in der Heimat trat er zum Christentum über, studierte in Amerika und in Halle, wo er bereits Schriften in deutscher Sprache herausgab. Sein Stil ist ein ganz vortrefflicher und man merkt es dem Verfasser kaum an, daß er ein Asiate ist, so sehr hat er sich in unsern Kulturkreis eingearbeitet. Die auswärtigen Beziehungen Japans vor der Eröffnung des Landes durch die Amerikaner zu Korea, China, Spanien, Portugal, Holland, Rußland werden in dem Buche ausführlich erörtert, um dann auf die besonderen amerikanisch-japanischen Beziehungen einzugehen. Es ist von hohem Interesse, hier einen Japaner vom Standpunkte seines Volkes aus Kritik an den Abendländern, ihren Kaufleuten, Missionaren und Diplomaten üben zu sehen. Es ist die japanische Brille, durch die wir hier schauen dürfen und das hat auch seinen Wert, wenn es darauf ankommt, die Gegenstände und Verhältnisse rein sachlich zu beurteilen. Es ist nicht der Fall, daß unsre europäische Anschauung immer die richtige ist.

— Die deutschen Gemeinden in Piemont ist der Titel einer kleinen Schrift, die Prof. L. Neumann (Freiburg, Mohr, 1891) veröffentlicht hat. Er besuchte dieselben teilweise persönlich und die Ergebnisse, die er über das dortige Deutschtum mitteilt, stimmen im allgemeinen mit jenen überein, welche J. Kaibler vor kurzem im Globus (oben S. 38) uns vermittelte. In Pommat (Formazza) am Griesgletscher fand er das Deutschtum dieser nördlichsten italienischen Gemeinde noch völlig lebenskräftig und mühelos konnte er mit den Leuten plaudern. Auch in dem östlich davon gelegenen Bosco im Kanton Tessin, wo der Gottesdienst deutsch, die Schule aber italienisch ist. In Rima und Rimella ist nach Neumanns Erkundigungen das Deutsche abgestorben. Dagegen

ist es noch kräftig in **Mucungaga**, wo aber Schule und Kirche italienisch sind. Auch in **Alagna** herrscht sie noch, doch hat sich hier, durch kirchliche Einflüsse und die Wanderung der Alagnesen nach Frankreich, neben dem Italienischen das Französische Geltung verschafft. Die Männer sind dreisprachig und eine Mischung von Französisch und Italienisch wird nicht selten geredet. Die beiden **Gressoney**, gerade die südlichsten Gemeinden am Monte Rosa, haben ihr Deutschtum trotz der französischen Kirche (!) am besten bewahrt. Neumanns Schriftchen enthält manche neue belangreiche Mitteilungen über jene deutschen Vorposten, bringt Sprachproben und deutsche Grabinschriften. In Pommat und Gressoney wird das Deutsche noch länger fortleben.

— **Der Bau der Eisenbahn von Tanga nach Usambara** in Deutsch-Ostafrika ist durch die Bildung einer Eisenbahngesellschaft in Berlin mit einem Kapital von 4000000 Mark sichergestellt. Die Herstellungskosten von 1 km Geleise, Spurweite 1 m, einschließlich Brücken und Beschaffung von Betriebsmaterial, ist auf 70000 Mark veranschlagt. Usambara ist, wie wir durch Baumann, H. Meyer u. a. wissen, eines der fruchtbarsten und gesundesten Länder Deutsch-Ostafrikas und die Bahn darf bald darauf rechnen, Gewinn abzuwerfen. Sie wird von Tanga ausgehen, welches heute schon als Ausfuhrhafen eine Rolle spielt und vorläufig bis Korogwe am Panganiflusse geführt werden, wobei sie durch verhältnismäßig gut bevölkertes Land ohne Bodenschwierigkeiten läuft. Das Getreide von Nguru und Useguha sowie der Kautschuk von Usambara sollen nach Korogwe gezogen und mit der Bahn nach der Küste verfrachtet werden. Das Heranziehen der Karawanenrouten von Korogwe nach dem Kilimandscharo und durch die Massai-Länder, sowie jener, die über Nord-Nguru nach Ugogo führen, wird ebenfalls durch diese Bahn zu ermöglichen sein. Wie von Korogwe weiter gebaut werden soll, ob nach Tabora oder nach dem Kilimandscharo, läßt sich noch nicht sagen; es wird dies zum Teil von den Bestrebungen der Engländer abhängen, welche bekanntlich von Mombas aus nach dem Kilimandscharo vorgehen wollen. Ob man nun die Bahn als Plantagenbahn betrachtet oder von vornherein ihre Fortsetzung nach dem Viktoria-Nyanza oder nach Tabora im Auge hat, es ist sympathisch zu begrüßen, daß das deutsche Kapital sich diesen Unternehmungen zuwendet.

— **Der Handel der Samoainseln** ist im Jahre 1890 auf 1280000 Mk. herabgesunken gegen 2900000 Mk., welche derselbe noch 1887 betrug. Kopra und Baumwolle wurden viel weniger aus- und Holz, Eisenblech, Baumwollwaren u. s. w. viel weniger eingeführt. Dieser Rückgang ist den gestörten politischen Verhältnissen zuzuschreiben, die jetzt, nach der Übereinkunft Deutschlands, Amerikas und Englands, wieder geordnet sind, denn die Pflanzungen (Kokos, Baumwolle, Kaffee) gedeihen prachtvoll, die Rindviehzucht nimmt einen gewaltigen Aufschwung. Mit San Francisco besteht regelmäßige Dampferverbindung, ebenso (deutsche Linie) über Tonga mit Australien, beides in 28 Tagen. Briefe von der Hauptstadt Apia gehen über San Francisco in 33 Tagen nach Hamburg.

— **Reaktion in Japan.** Es liegt uns ein Bericht vor, aus welchem hervorgeht, daß in Japan mehr und mehr ein Rückschlag gegen die überstürzte Einführung der europäischen Kultur sich geltend macht. Noch freilich aber steht die Regierung nicht auf Seiten der nationalen Reaktion und wie weit dieselbe gelangen wird, ist auch fraglich. Auch tönt nicht mehr, wie in den sechziger Jahren, der Ruf Jo-i, d. h. jagt die Fremdlinge fort, aber das Parlament selbst steht unter dem Zeichen der Reaktion und diese macht sich zunächst auf dem Gebiete des Unterrichts bemerkbar. Die Schulen mit europäischem Unterricht gehen stark zurück. Zwei Schulen, deren eine bisher 300, die andre 150 Zöglinge besaß, mußten vereinigt werden und zählen heute zusammen 150 Schüler. Die fremden Lehrer an der Universität in Tokio sind minder zahlreich als früher und dieses bezieht sich selbst auf unsre deutschen Landsleute, die am angesehensten auf wissenschaftlichem Gebiete sind. Man zieht junge einheimische, europäisch gebildete Lehrer heran und diese werden doch schließlich endgültig die fremden ersetzen. Nach den Verhandlungen im Parlament über die in Europa und Amerika auf Staatskosten studierenden Japaner läßt sich sicher voraussehen, daß deren Zahl in Zukunft beschränkt werden wird. Bezeichnend ist auch, daß die Verhandlungen über das Handelsgesetz (nach Art des deutschen) vom Parlament auf das Jahr 1893 verschoben wurden. An kleinen Zeichen der Reaktion fehlt es auch nicht. Die Münze zu Osaka entschied sich z. B. für den Ankauf heimischer Schmelztiegel, wiewohl dieselben viel schlechter als die fremden sind, „weil den heimischen Erzeugnissen stets der Vorzug gegeben werden müsse“.

— **Der Tanganjikasee** scheint mehr und mehr zurückzutreten und seinen Spiegel, von dem man Schwankungen annimmt, zu erniedrigen. Nach Berichten des Missionars Bridoux, welcher zu Karema am Ostufer ansässig ist, steht der Hügel, auf welchem vor 12 Jahren die Station von dem Belgier Cambier dicht am Ufer errichtet wurde, gegenwärtig 1500 m von demselben entfernt. Auf dem trocken gewordenen Boden liegen fünf neue Dörfer.

— **Die Deutschen in Mexiko.** Über unsre dortigen Landsleute enthält die in der Hauptstadt Mexiko erscheinende deutsche Zeitung „Germania“ einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen. Es ist ein großer Unterschied zwischen den deutschen Kolonieen in den Vereinigten Staaten und denen in Mexiko. In unserm Vaterlande hat man bis jetzt die Niederlassung von deutschen Kolonisten als ein Mittel in Betracht gezogen, nicht um unbewohnte oder wenig bewohnte Gegenden zu bevölkern, sondern um eine vorgeschrittene Kultur zu verbreiten. Jede auswandernde Nation hat in das Land, wohin sich ihre Söhne wendeten, etwas von ihren charakteristischen Eigenheiten gebracht. Deutschland hat sich begnügt, im ganzen lateinischen Amerika große Handelshäuser, gleich militärischen Kolonieen neuer Art zu gründen. Vom Riobravo bis zum Kap Horn beherrschen die Deutschen wie die Engländer den Handel und die Banken. Sie betrachten den Kaufmannsstand als ein Priestertum und weihen sich demselben mit Leib und Seele.

Die Deutschen haben sich des spanisch-amerikanischen Handels vermittelst ihres kaufmännischen Genies, des legitimen Rechts ihrer natürlichen Neigung zum Handel bemächtigt, sie machen von diesem Talent und dieser Neigung mit Geschicklichkeit und Erfolg Gebrauch, so daß sie sich den Vorrang in fast allen Orten des lateinischen Amerikas erobert haben.

Unsern Haupthandelsplatz, Vera Cruz, kann man füglich als einen ganz deutschen betrachten, denn obgleich dort angesehene mexikanische Handlungshäuser bestehen, so ist doch das deutsche Element vorherrschend, ebenso in Colima, Mazatlan, Tampico und an vielen andern Häfen beider Ozeane.

Dabei haben die Deutschen in Mexiko, wie der Bericht sagt, ihr Deutschtum bewahrt, und „wer einem Ball oder einer Abendunterhaltung im „Deutschen Hause“ zu Mexiko beiwohnt, glaubt sich an das Rheinufer versetzt“.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Bd. LIX. **Globus.** Nr. 22.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.** Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Erinnerungen an Dr. Karl Hermann Berendt.

Von Hermann Strebel.

Unter den Nekrologen, welche nach dem im Jahre 1878 erfolgten Tode Berendts erschienen sind, ist wohl der in den Proceedings of the American Antiquarian Society, April 1874 veröffentlichte und von Dr. Daniel G. Brinton verfaßte derjenige, welcher trotz mancher verzeihlicher Ungenauigkeiten in den biographischen Angaben am besten und überzeugendsten Berendts wissenschaftliche Bedeutung und Thätigkeit schildert. Freilich war Brinton durch den Erwerb des größeren Teiles von Berendts wissenschaftlichem Nachlasse besser als mancher andere in der Lage, jene Bedeutung zu beurteilen. Eine Übersicht über die von Berendt veröffentlichten, sowie Andeutungen über den Hauptinhalt der nachgelassenen Arbeiten, welche inzwischen ja zum Teil schon von Brinton veröffentlicht sind, bilden die Grundlage jener Beurteilung.



Dr. Hermann Berendt.
Geb. am 12. November 1817 in Danzig. Gest. am 12. Mai 1878 in Guatemala.

Wenn ich nun trotzdem zu gunsten des verstorbenen Freundes, dem ich so reiche Anregung und Belehrung verdanke, die Feder ergreife, so geschieht es nicht nur aus dem Bedürfnis persönlicher Dankbarkeit heraus, sondern weil es mir in unsrer raschlebigen und allzu oft nur die unmittelbaren und aufdringlichen Erfolge anerkennenden Zeit gerecht erscheint, die Erinnerung an einen Mann aufzufrischen, der die reichsten Jahre seines Lebens der Wissenschaft geweiht hat. Ihm war es nicht vergönnt, unter äußeren günstigen Lebensbedingungen Sammlung und Muße für die Verwertung seines umfassenden Wissens und seiner reichen Erfahrungen zu finden. Die Macht der Verhältnisse mehr noch als eigene Neigung trieben ihn von Ort zu Ort, um in rastloser Arbeit den sich immer mehr konzentrierenden Aufgaben seines wissenschaftlichen Strebens gerecht zu werden, und als er endlich die Zeit gekommen glaubte, wo er ein dauerndes Heim zu gründen und unter den Segnungen eines so lange entbehrten Familienlebens die Ergebnisse seiner Arbeit verwerten zu können hoffte, da ereilte ihn der Tod. Andre, denen es ungleich schwerer fallen dürfte als ihm selbst, haben nunmehr die reiche wissenschaftliche Hinterlassenschaft nutzbar zu machen, und man kann nur erfreut sein, wenn dies immer unter der rückhaltslosen Anerkennung der Verdienste Berendts geschieht, wie es von seiten Brintons der Fall ist.

Ich will nun versuchen, in dem Nachfolgenden das Wesen Berendts, seine Thätigkeit und seine Erlebnisse in den Hauptzügen zusammenzufassen, wofür der Stoff teils seinen eigenen Aufzeichnungen, teils eigener Anschauung entnommen ist.

Berendts Teilnahme an der Bewegung 1848 in Deutschland zog ihn bei der eintretenden Reaktion allerlei Verfügungen der Militärbehörde zu, wodurch die Ausübung seiner ärztlichen Praxis sehr erschwert wurde, so daß er, der leicht ungeduldig werdende, besonders wo die Beschränkung persönlicher Freiheit ins Spiel kam, sich im Jahre 1851 zur Auswanderung mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Kindern (er hatte im Jahre 1848 geheiratet) entschloß. Das Ziel der Reise war vorläufig New York. Eine lange, gefahrvolle und durch schlechte Beköstigung noch besonders erschwerte Seereise hatte

die Gesundheit von Frau und Kindern stark angegriffen, was in Verbindung mit dem Klimawechsel einen durch seine Dauer so bedrohlichen Zustand herbeiführte, daß nach kaum einem Jahre die Rückreise der Frau und der Kinder nach Deutschland beschlossen und ausgeführt werden mußte. Von diesem Zeitpunkte an beginnt Berendts Wanderleben und trotz des immer lebendig bleibenden Wunsches, irgendwo als Arzt eine Stellung zu gewinnen, die ihm die Möglichkeit der Wiedervereinigung mit der Familie geboten hätte, war ihm dies nicht beschieden. Seine umfangreiche Korrespondenz durch Briefe und Tagebücher, die er mit seiner Frau pflog, erhielten die Familienbeziehungen stets lebendig und ließen seine Frau an seinen vielfach so interessanten Erlebnissen Teil nehmen. Ich selbst habe jahrelang die liebevolle und außergewöhnliche Gewissenhaftigkeit bewundern können, mit der er das Fortleben mit der Familie pflegte, und so versteht man die Liebe und Achtung, welche ihm seitens der Frau und des einzig überlebenden Sohnes Max Berendt noch heute gezollt wird. Die an Geistes- und Herzensbildung hoch begnadete Frau hat ihr schweres Los mit seltener Ergebung und Würde getragen, und ihr ist es wohl zu gönnen, daß sie recht häufige Beweise der Anerkennung der Wirksamkeit desjenigen erhalte, der einen so bedeutsamen Inhalt ihres Lebens gebildet hat und noch bildet.

Es ist wohl begreiflich, daß jene politischen Anschauungen, welche Berendt die Heimat verleidet hatten, durch die damit verknüpften mittelbaren und schwer wiegenden Folgen eine Verschärfung erlitten, die auch nicht durch die alles mildernde Zeit aufgehoben werden konnte, wenigstens war ich selbst häufig genug Zeuge, daß er jenem Abschnitte seines Lebens mit großer Erbitterung gedachte. Berendts im Grunde aristokratische Natur paßte freilich schlecht zu dem politischen Standpunkte, den er einnahm, und sein scharfer Verstand konnte sich daher um so weniger mit dem befreunden, was in der Praxis die amerikanischen Verhältnisse seinen freisinnigen politischen Anschauungen zu bieten vermochte; muß doch eine derartige Freiheit dem wahrhaft Gebildeten nur zu oft als Zerrbild erscheinen.

Berendts Wanderungen gingen von New York zuerst nach Nicaragua, wo er in Masaya, Granada und Leon bis zum Jahre 1853 als Arzt thätig war. Politische Unruhen und Indianeraufstände zwangen ihn, einen weniger gefährdeten und sicheren Wirkungskreis aufzusuchen, und er wandte sich nach Mexiko, wo er nach dem Besuche der Hauptstadt sich zuerst in Orizaba niederließ, um dann 1855 nach dem für seine Berufsthätigkeit verheißungsvollen Hafenplatz Veracruz überzusiedeln. Hier war es mir vergönnt, ihm näher zu treten und durch das Bewohnen desselben Hauses einen täglichen und innigen Verkehr anzubahnen, an den ich noch heute als eine stets frische Quelle geistiger Anregung und Förderung mit Vergnügen zurückdenke.

Berendts ärztliche Thätigkeit in Veracruz war anfangs auf die dort ansässigen Deutschen beschränkt, doch auch bei einigen von diesen mußte vorerst manches Vorurteil beseitigt werden; galt es doch in erster Reihe die Behandlung des gelben Fiebers, für die man die dort ansässigen spanischen und einheimischen Ärzte, ja oft die mit Vorliebe kurpfuschenden Krankenwärterinnen für erfahrener und daher geeigneter hielt. Es trat dies um so mehr zu Tage, als Berendt von der landläufigen Behandlung, bei der Ricinus und besonders die Aderlässe die Hauptrolle spielten, abwich und bei im allgemeinen rationeller Behandlung von vornherein Chinin anwandte. Ich kann in dieser Frage kein maßgebendes Urteil haben, soviel ist aber gewiß, daß Berendts Erfolge zum mindesten keine schlechtere waren, als die der andern Behandlungsmethode, und daß er sogar manchen schweren Fall zur sonst angezweifelten Genesung führte. Das durch Unverstand und zum Teil auch Brotneid genährte Vorurteil, welches in der verbreiteten Redensart „el medico aleman mata con quinina“ (der deutsche Arzt tötet mit Chinin) Ausdruck fand, schwand doch allmählich vor der Überzeugung, daß nicht nur auf diesem Spezialgebiete, sondern überhaupt Berendts Wissen zu schätzen sei, und so wurde er bald auch von den Einheimischen bei ernsteren Krankheiten zu Rate gezogen. Berendts vielseitige Kenntnisse, sein praktischer Sinn und sein, wo er wollte, liebenswürdiges Benehmen gaben ihm bei seinen Freunden ein gerne zugestandenes und vielfach ausgenutztes Übergewicht. Mancher freilich kann ein derartiges geistiges Übergewicht nicht vertragen, zumal wenn es sich mit Ungeduld und scharfer Beurteilung dem Unverstande gegenüber verbindet. So hatte Berendt denn auch mit manchem stillen und lauten Übelwollen zu rechnen. Seine Mußezeit widmete er ausschließlich seinen Studien, denn der gesellschaftliche Verkehr reizte ihn nicht und nur selten brachte er demselben die notwendigen Opfer. Seine Häuslichkeit, so weit es die Klimaverhältnisse zuließen, wußte er gemütlich einzurichten und die Abende in seiner Wohnung, wo er bei seinem Lieblingsgetränk, dem Thee, und der unvermeidlichen Zigarre die Tagesereignisse oder allgemeinere Themata zum Inhalt seiner Plaudereien machte, gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Jede freie Stunde am Tage und oft bis spät in die Nacht hinein, denn er litt häufig an Schlaflosigkeit, waren der Arbeit gewidmet. Entweder beschäftigte ihn die Karte des Staates Veracruz, deren Entwurf nach vorhandenen Karten er nach eigenen, auf seinen Ausflügen gemachten Beobachtungen oder nach eingezogenen Erkundigungen zu berichtigen und zu ergänzen bestrebt war. Oder auch Auszüge aus der ihm damals noch spärlich zugänglichen Litteratur über die Vorgeschichte Mexikos sowohl mit Berücksichtigung ethnischer wie geographischer und sprachlicher Gesichtspunkte brachten ihm die Vorstudien auf dem Gebiete, dem er sich später fast ausschließlich widmen sollte. Bis dahin hatte er auf seinen Reisen nur die Anregungen zu diesen Studien erhalten, wie auch zu naturgeschichtlichen, die er später nur nebensächlich behandeln konnte.

Wenn das Abgeschiedensein von einem durch persönlichen Verkehr und durch die litterarische Produktion auffrischenden und erweiternden Einflusse auf sein medizinisches Wissen ihn mehr und mehr erkennen ließ, daß er auf diesem Gebiete nicht im stande war, sich auf der, seinen strengen Anforderungen entsprechenden Höhe zu erhalten, womit ein Nachlassen des Interesses Hand in Hand gehen mußte, so ist es erklärlich, daß seinem Bedürfnis nach geistiger Arbeit das damals noch weit weniger als jetzt beachtete Gebiet amerikanistischer Forschung sehr verlockend erscheinen mußte. Sehr wesentliche Bekräftigung erhielt diese Neigung durch die Ausflüge nach der Zuckerplantage Mirador, wo er im Gedankenaustausch mit Sartorius, dem bekannten Verfasser von „Mexiko und die Mexikaner“, und unter dessen Führung die Überreste altmexikanischer Kultur, welche die dortige Gegend noch an Bauwerken und Erzeugnissen der Kleinkunst aufweist, sowie Land und Leute studieren konnte. Durch Sartorius wurde er auch in die Beziehungen zu den damals hervorragendsten Leitern der Smithsonian Institution in Washington eingeführt, denen er später persönlich näher treten sollte. Weit anregender und entscheidender aber wurde sein im Jahre 1858 unternommener Ausflug nach Yucatan, wo er an der Hand von Stephens Werk die Ruinen von Chichen Itzá besuchte und durch die in Sisal und Merida angeknüpften persönlichen Beziehungen manche wichtige Auskunft und litterarisches Material erwarb. Die Beschäftigung in seinen Mußestunden wurde durch derartige Bereicherung seiner Erfahrungen und Anschauungen und

die damit verknüpfte Anregung zu wissenschaftlicher Verwertung zu einer sehr vielseitigen. Damit war aber auch für ihn die Entscheidung nahe gelegt, die Ziele seiner Thätigkeit zu beschränken, um sie vertiefen zu können. Seine Ansprüche an Gründlichkeit waren zu groß, um auf die Dauer Oberflächlichkeit und Zersplitterung zu gestatten, andrerseits freilich gingen diese Ansprüche so weit, daß sie, wie Brinton es schon ausgesprochen hat, oftmals ein Hemmschuh für sein litterarisches Schaffen wurden. Einen Abschluß der Forschung, wie er ihn wollte, giebt es nur selten und besonders nicht oder wenigstens noch nicht auf dem Gebiete amerikanistischer Forschung, wo es sogar erwünscht und notwendig ist, den Austausch von Erfahrungen und Anschauungen stets lebendig zu erhalten. Dieser Fehler Berendts lag übrigens zum großen Teil in der vorwiegenden Abgeschiedenheit von wissenschaftlichen Arbeits- und Produktionsmittelpunkten.

Mit dem Jahre 1859 begann eine Reihe von politischen Vorgängen, welche besonders die Bewohner von Veracruz stark in Mitleidenschaft zogen, und den Aufenthalt daselbst zeitweilig zu einem höchst ungemütlichen machten. Der Anfang war allerdings insofern ein interessanter, als der Präsident Juarez damals mit den zum Teil sehr bedeutenden Männern seines Ministeriums, wie Lerdo de Tejada und Ocampo, in Veracruz weilte, von wo aus die berühmten Reformgesetze, darunter das über die Einziehung der Kirchengüter, ihren Ausgang nahmen. Durch persönliche Beziehungen zu dem Minister Guillermo Prieto, der, eine Dichternatur durch und durch, nur ein sehr schlechter Finanzminister gewesen ist, wurde ein persönlicher Verkehr mit den politischen Koryphäen angeknüpft, da Berendt sich natürlich sehr für die damals wirklich idealen Bestrebungen jener Führer interessierte und die persönlichen Eigenschaften eines Ocampo und Prieto wohl einen näheren Verkehr rechtfertigten. Im Frühjahr dieses Jahres traf auch das preußische Kriegsschiff „Gefion“ ein, und von der Besatzung war es besonders der Arzt Dr. Friedel, mit dem wir viel verkehrten, und dessen vorzügliches Klavierspiel uns manche genußreiche Stunde bereitete. Das Jahr 1860 brachte die Belagerung und Beschießung von Veracruz durch den reaktionären General Miramon, welche durch das allerdings nicht ganz zu rechtfertigende Eingreifen des Befehlshabers der dort stationierten amerikanischen Kriegsschiffe ein frühes Ende erreichte, da derselbe Schiffe, welche den Belagerern Munition brachten, mit Beschlag belegte, wonach Miramon unverrichteter Sache abziehen mußte. Berendt war rechtzeitig nach dem Mirador gereist und kehrte nach Wiedereröffnung der Thore zurück, wo er unser Haus durch zwei Bomben stark demoliert vorfand, wenngleich seine im Zwischenstock belegene Wohnung kaum gelitten hatte. Wir hatten diese Bevorzugung seitens der reaktionären Bomben dem Umstande zu verdanken, daß der in unsrer Nachbarschaft wohnende amerikanische Konsul, wie alle übrigen Konsuln, seine Flagge aufgezogen hatte, die aber, wie leicht verständlich, zur besondern Zielscheibe diente. Der gute Konsul, ein allzu eifriger Freund geistiger Getränke, war während dieser Tage nicht aus seinem tiefen Schlafe zu erwecken, so daß am zweiten Tage, nachdem mehr und mehr Bomben in unser Quartier fielen, der Eigner des Hauses, ein französischer Kaufmann, eigenhändig die Flagge entfernte, worauf dann auch dem Übel abgeholfen war.

Die durch die sich entwickelnde Dazwischenkunft der fremden Mächte immer bedrohlicher werdenden politischen Verhältnisse ließen es Berendt geraten erscheinen, sich und seiner Familie den Schutz einer fremden Macht zu sichern, den er ja durch seine Auswanderung verloren hatte, es lag daher nahe, zu solchem Zwecke die damals in jenen Gegenden weitaus einflußreichste und thatkräftigste Macht, die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu wählen. Mit einer Reise nach Mobile erlangte er dort das Bürgerrecht und Pässe für sich und seine Familie. Zu den unerquicklichen und für den Erwerb sehr ungünstigen Verhältnissen in Veracruz gesellte sich für Berendt eine mehr und mehr hervortretende ungünstige Veränderung seines Gesundheitszustandes, so daß er sich endlich auf dringenden ärztlichen Rat 1862 entschloß, Veracruz zu verlassen. Von hier ab wird mein Verkehr mit ihm nur durch seltene Briefe aufrecht erhalten, und so will ich denn zur Vervollständigung lieber die Notizen anfügen, welche seine Frau aus seinen Briefen an sie zusammengestellt und mir zur Verfügung überlassen hat.

Im Mai 1862 kommt Berendt in Laguna de Terminos an. Aber auch hier soll seines Bleibens nicht sein, denn die Ankunft französischer Kriegsschiffe trägt auch in diese abgelegenen Gegenden den Krieg. Er reist nach San Juan Bautista de Tabasco, wo ein verhältnismäßig ruhiges und einförmiges Leben ihm zusagt, da es die Förderung seiner Studien gestattet. Der Handel freilich liegt auch hier darnieder und als in 1863 eine zweitägige Beschießung der Stadt durch die Franzosen erfolgt, sah sich Berendt genötigt, seine Einrichtung aufzugeben und 1864 San Juan mit einem dort mit Blauholz beladenen Schiffe, welches nach New York bestimmt war, samt seinen Sammlungen und Manuskripten zu verlassen. Ein Teil der Manuskripte, welche für Europa bestimmt von hier aus abgesandt wurden, ist verloren gegangen. Seine naturhistorischen Sammlungen, insbesondere Schildkröten und Pflanzen, führen ihn in das Smithsonian Institution, wo er mit den Professoren Baird und Henry in nähere Beziehungen tritt. Es taucht der Plan eines amerikanischen Konsulates an einem geeigneten Platze Mittelamerikas auf, wo ihm Gelegenheit zu umfangreicheren Sammlungen geboten werden soll, aber der Krieg in den Vereinigten Staaten selbst vereitelte die Ausführung. Das Manuskript eines Maya-Wörterbuches aus dem sechszehnten Jahrhundert veranlaßt ihn, nach Providence zu gehen, wo er in Bartlett Verständnis und Förderung seiner Pläne findet. Berendt kopierte jenes Manuskript, das über 2000 Seiten umfaßt, daneben entsteht eine Arbeit über Mexiko mit Karten und eine andre über Bernstein. Nach New York zurückgekehrt, lernt er hier den Abbé Brasseur kennen, dessen Schriften ihn veranlassen, die eigenen über ähnliche Gegenstände noch zurückzuhalten und neues Material zu gewinnen. Hier befestigt sich erst die Absicht, sich ausschließlich der Erforschung der Mayasprache und der ihr verwandten zu widmen, um vermittelst ihrer dem Verständnis der Hieroglyphenschrift näher zu kommen. Boston wird besucht, wo Agassiz und Gray die von ihm gesammelten Schildkröten und Pflanzen bearbeiten und die persönliche Bekanntschaft mit noch andern Männern der Wissenschaft anbahnen. Berendt verfaßt seine Arbeit über „An Analytical Alphabet“. Das Jahr 1865 bringt neue Pläne für seine Zukunft. Ein Konsulat in Afrika kommt in Vorschlag, doch zerschlägt sich die Sache, so daß Berendt es vorzieht, die Vorschläge der Smithsonian Institution anzunehmen, die ihn mit der Erforschung von Peten, Dolores und Izabal beauftragen. Er reist in Begleitung eines Jägers und eines Ausstopfers über Belize ab. Doch schon an diesem Orte, wo durch Nachlässigkeit des Begleiters eine Kiste mit Geld und Ausrüstungsgegenständen gestohlen und nicht wiedererlangt wird, beginnen die Schwierigkeiten dieses Unternehmens. Berendt entläßt den betreffenden Gehilfen und erreicht 1866 Flores Peten, wo er sich einrichtet und so gut es geht, seinen Aufgaben gerecht zu werden sucht, wobei ihm, unterstützt durch seine Sprachkenntnis, ein ausgedehnter Verkehr mit den Indianern jener Gegenden möglich wird und

weiteres Material für seine sprachlichen Aufgaben zufällt. Indianeraufstände zwingen ihn auch hier, den Aufenthalt abzubrechen, wobei ein Teil der Sammlungen im Stiche gelassen werden mußte. In 1867 nach New York zurückgekehrt, hält er daselbst einen Vortrag über die Ergebnisse der Reise. Ein Besuch in Cambridge, Mass., erweitert seine wissenschaftlichen Beziehungen und er arbeitet dann weiter an den verschiedenen in Aussicht genommenen Veröffentlichungen. Das Jahr 1868 bringt die Möglichkeit, daß sein linguistisches Werk in Leipzig gedruckt werde, des weiteren Verhandlungen mit dem Peabody-Museum, aber nichts kommt in der gewünschten Form zum Abschluß. Viele Zuschriften aus Yukatan veranlassen Berendt wiederum dahin abzureisen, wo er dann auch für das oben genannte Museum Ankäufe von Altertümern machen soll. In Merida findet er wieder wichtige Manuskripte, schreibt einen Artikel über die Bücher von Chilam Balam, studiert eingehender die Kultur des Henequen (des Sisalhanfes). Von San Juan de Tabasco aus macht er Vermessungen an der Küste, Nachgrabungen und besichtigt eingehend die Mahagoniholzschläge der dortigen Gegend. Aus dieser Zeit, wo er für seine Freunde verschollen war, und sie ihn tot glaubten, stammt der Nekrolog über ihn vom Padre Carillo. Trotz eines neuen Aufstandes, der in jenen Gegenden ausbricht, besucht er Palenque, Chiapas, Ocosingo, Comitan und San Cristoval, wo er manches lohnende Material sammelt. Er läßt sich dann für einige Zeit in Tuxtla nieder, von wo aus er Ausflüge auch nach Chiapas hinein macht, aber sein Gesundheitszustand ist angegriffen, er selbst liegt schwer krank am Fieber darnieder, während sechs seiner Begleiter starben, so daß er sich entschließen muß, gesundere Gegenden aufzusuchen. Das Hauptergebnis dieser Reisen war ein sehr umfangreiches Manuskript der Zoquesprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Er reist vorerst nach Merida, wo er Brasseur de Bourbourg antrifft, der auch krank, sich wieder um eine Pfarrstelle in Guatemala bemühen will. Mächtig zieht es Berendt in die Heimat, aber die Fertigstellung seines Mayawörterbuches hält ihn gefangen. So geht er über New Orleans nach Providence, wo er den größeren Teil der Jahre 1871 und 1872 in schriftstellerischer Thätigkeit verbringt.

Seine angegriffene Gesundheit hält ihn meist an das Zimmer gebannt und eine Pleuritis verschlimmert zeitweilig seine Leiden. Das Jahr 1873 bringt ihm die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, wodurch er der deutschen Gelehrtenwelt näher gebracht wird. Sein Vetter und Freund, Dr. von Frantzius, vermittelt zum Teil diese Beziehungen. Da erneute Anfälle von Leberbeschwerden und Asthma einen Klimawechsel erheischen, reist er im Januar 1874 zuerst nach Nicaragua, wo er die ihm schon bekannten und liebgewordenen Städte wieder aufsucht, die Verhältnisse daselbst aber nichts weniger als günstig für einen längeren Aufenthalt findet. Der Tod seiner Mutter giebt ihm die Mittel 1875 nach Guatemala zu gehen. Auf der Reise dahin findet er eine schon verloren geglaubte Kiste mit Altertümern, besonders von der Insel Ometepec wieder, welche nebst andern inzwischen erworbenen Stücken durch die Vermittelung von Dr. von Frantzius an das Berliner Ethnographische Museum verkauft worden. Der amerikanische Gesandte Williamson, den Berendt schon in New York kennen gelernt hatte, wünscht seine Begleitung auf der Reise nach Coban, wo sie im März zusammen anlangen und bei dem dortigen amerikanischen Konsul Sarg gastliche Aufnahme finden. Das schöne Klima, der Umgang mit gebildeten Menschen, reifen in Berendt die Absicht einer dauernden Niederlassung und den Erwerb einer Kaffeeplantage. Inzwischen hat Dr. von Frantzius nähere Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten Berlins vermittelt, welche die Hoffnung erwecken, Berendt zum Abschluß und zur Förderung seiner wissenschaftlichen Arbeiten die nötige Geldunterstützung zu gewähren, worüber der inzwischen nach Südamerika abgereiste Prof. Bastian bestimmte Zusagen mitbringen soll. Im Jahre 1876 erwirbt Berendt in Coban eine kleine Kaffeeplantage, die er Oliva nennt; die Freude an diesem Besitz, das Arbeiten auf demselben in freier Luft heben seinen Gesundheitszustand. Von Prof. Bastian trifft ein Brief ein, der Berendt in Guatemala zu sehen wünscht, die Angaben sind aber so ungenau, daß es Berendt nicht gelingt, ihn zu treffen. Kurz entschlossen, reist er ihm nach New York nach, wo er ihn denn auch trifft, und mehrere Tage in seiner Gesellschaft in Washington und Philadelphia zubringt. Hier werden Pläne für die Zukunft besprochen. Die von ihm gewünschte und in einem ausführlichen nach Berlin gesandten Programm entwickelte Form seiner Thätigkeit ist freilich nicht genehmigt, sondern es wird nur die Übernahme der Ausgrabungen in den Ruinenstätten von Santa Lucia de Cozumalhuapa für Rechnung des Berliner Museums abgemacht. Die Anwesenheit des Kaisers von Brasilien veranlaßt die Geographical Society zu einer Festsitzung, wo auch Berendt einen Vortrag über die Centres of Ancient Civilisation in Zentralamerika hält.

In diese Zeit fällt die erste und einzige Herzensfreude, welche Berendt in seinem schon so lange verödeten Leben gehabt hat: das Wiedersehen mit dem inzwischen zum Manne gereiften Sohne, der eine ihm zur weitern Ausbildung in seinem Berufe als Ingenieur zur Verfügung gestellte Summe nicht besser anzuwenden glaubte, als den Vater kennen zu lernen und daneben die Ausstellung in Philadelphia zu besuchen. Schöne Wochen verlebten beide abwechselnd in New York und Philadelphia und wohl war jene Zeit angethan, einen Glanzpunkt in dem Leben Berendts zu bilden. Anerkannt in der Wissenschaft, aufgesucht von angesehenen Vertretern derselben, die Familienbeziehungen durch den Sohn zu beider Freude und Genugthuung lebendig gemacht, ein anscheinend gebesserter Gesundheitsstand — so verließ der Sohn den Vater, um ihn nie wiederzusehen. Leider sollte diese glückliche Zeit nicht lange anhalten; ein gastrisch biliöser Zustand hält Berendt bis in den Januar 1877 in New York fest, und er reist dann über Aspinwall und dem Isthmus nach San José am Stillen Ozean, von wo aus er telegraphisch die nötigen Erfordernisse zur Reise beordert und dann nach Santa Lucia aufbricht. Das Auffinden und Vorbereiten der skulpierten Steine zum Transporte erfordert viele Mühe. Es gelingt ihm, Techniker und Steinhauer zu finden, welche die Hebung der versunkenen Steine und das Absägen ihrer skulpierten Flächen ermöglichen. Inzwischen wird die freie Zeit zu Vermessungen, Zeichnungen, Aufspüren und Ankaufen von Altertümern benutzt, worüber eingehende Berichte an Professor Bastian abgesandt werden. Erst im April kann Berendt nach Coban zurückkehren, nachdem alle nötigen Arbeiten eingeleitet und in Ausführung begriffen sind. Einige nähere Angaben über diese seine Thätigkeit sind von Professor Bastian seiner Arbeit über die Steinskulpturen von Santa Lucia angefügt worden. Freudig begrüßt er die Freunde und sein kleines Gut, wo er noch einen heitern Lebensabend zu verleben träumt. Mit einer zweiten Reise nach Santa Lucia hofft er für immer dem Wanderleben zu entsagen und sich ganz der Bearbeitung seines Gutes und der Fertigstellung seiner umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können. Die überstandenen Anstrengungen der Reise haben ihm Verschlimmerung seiner Leiden gebracht, so daß er erst im Dezember die Reise nach Santa Lucia antreten kann. Im Januar 1878 schickt er

von Guatemala aus noch eine in heiterer Stimmung abgefaßte ausführliche Reisebeschreibung. Die Sociedad Economica daselbst fordert ihn zu einem Bericht über die Indianerstämme Guatemalas auf, was ihn zurückhält. Er übernimmt diese Arbeit mit großer Lust und vielem Eifer, da aber seine Zeit dazu nicht ausreicht, fordert er Dr. Rockstroh zur Mithilfe auf. Er sieht noch den ersten Bogen von dieser Arbeit gedruckt, von der er schreibt, daß sie das Beste sei, was aus seiner Feder geflossen. Dann muß er seine Reise nach Santa Lucia antreten, gelangt aber nur bis Antigua, wo ihn eine schwere Erkrankung zur Umkehr nach Guatemala zwingt. Nach achttägigem qualvollen Leiden ist er dann hier am 12. April aus seinem mühevollen, bewegten Leben zur ewigen Ruhe hinübergeschlummert!

Es beschleicht mich stets aufs neue ein Gefühl tiefer Trauer, daß eine so reiche geistige Veranlagung, ein so ernstes Streben und eine so außergewöhnliche Arbeitskraft weder die Ausnutzung noch die Befriedigung finden konnte, welche unter günstigeren Verhältnissen dem Menschen wie der Wissenschaft gesichert gewesen wären. Unter dem Zwange der Daseinssicherung ist Berendts Leistungsfähigkeit und seine Arbeitskraft vielfach zersplittert und schließlich für Gebiete in Anspruch genommen worden, die weder seinem Alter noch seiner angegriffenen Gesundheit entsprachen. Das, was er selbst ersehnte und wofür sein späterer Entwickelungsgang und seine Fähigkeiten am meisten geeignet waren, nämlich die Ergebnisse des nach jahrelangem Bemühen angehäuften reichen Materials selbst auszuarbeiten, wozu er der Ruhe und einigermaßen gesicherten Daseinsbedingungen bedurfte, das ist ihm leider nicht vergönnt gewesen. Sein Tod hinterläßt in jeder Beziehung unausfüllbare Lücken, aber denjenigen, die Ursache haben, seiner in Liebe und Verehrung zu gedenken, kann die Überzeugung tröstend und erhebend sein, daß die Anerkennung seines Schaffens, wenn sie ihm auch im Leben nicht voll und ganz zu Teil wurde, mehr und mehr durchdringen und ihm in den Annalen amerikanistischer Forschung gern die bevorzugte Stellung einräumen wird, die ihm gebührt.

Von den Schriften, die Berendt veröffentlichte, sind folgende zu erwähnen: 1862 bis 1863. Viele Aufsätze in Petermanns Geographischen Mitteilungen. — 1869. An Analytical Alphabet for Mexican and Central American Languages. Americ. Ethnolog. Soc. — 1871. Los trabajos linguisticos de D. Pio de Perez. Mexico. — 1871. Cartilla en lengua Maya. Merida. — 1873. On an grammar and dictionary of the Karif or Carib-Language. Smiths Rep. — 1873. Die Indianer des Isthmus von Tehuantepec. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin. — 1874. The Darien Language. Americ. Hist. Record. — 1874. El Ramié. Tratado del Cultivo. Merida. — 1876. Remarks on the Centres of ancient Civilisation in Central-America. Bull. Americ. Geogr. Soc. — 1878. Zusammen mit G. Rockstroh: Los Indigenas de la America Central y sus Idiomas. Guatemala.

Über den Nachlaß Berendts äußert sich Dr. Brinton folgendermaßen: „Die Berendtsche Sammlung ist besonders reich an Wörterbüchern, Grammatiken und indianisch geschriebenen Werken und ist bedeutend reicher als die von Brasseur de Bourbourg. Die drei unveröffentlichten Mayawörterbücher, die Grammatik von Buenaventura und Beltran und die Libros de Chilan Balam bilden allein ein Material zur Beurteilung der Mayasprache, wie es kaum für eine andre amerikanische Sprache vorhanden ist. Außerdem sind die sämtlichen Werke des Padre Ruz vorhanden, wie ich glaube, ein Unikum. Außer der Mayagruppe sind alle Sprachen der Eingeborenen zwischen dem Isthmus von Tehuantepec und Panama vorzüglich vertreten. Die Anzahl der Titel sind 175, zum Teil in Originalhandschriften, andre in vorzüglichen Abschriften.“

Aberglaube in Mittelitalien.

Hexen. Religiöse Tättowierungen. Teufel. Allerlei Geister.

Die Società antropologica italiana hat den guten Gedanken gehabt, ihre Mitglieder zu Berichten über die in den verschiedenen Teilen Italiens noch herrschenden abergläubischen Meinungen und Gebräuche aufzufordern, und bringt die eingelaufenen Mitteilungen in der von Paolo Mantegazza redigierten Gesellschaftszeitschrift (Archivio per l'Antropologia e la Etnologia) zum Abdruck. Das vorliegende erste Heft des XX. Bandes bringt zwei interessante derartige Arbeiten, die eine über die Marche Appennine von Caterina Pigorini Beri, die sich unter den Folkloristen durch mehrere in der Nuova antologia erschienene Arbeiten über Volkslieder und Sprichwörter in den Marken einen bekannten Namen gemacht hat, die andre über die Gegend von Modena von Dr. Paolo Riccardi. Beide Gebiete haben noch gar manchen von der modernen Kultur unbedeckten Winkel aufzuweisen, und demgemäß bieten beide Arbeiten manches Interessante und Wichtige. Besonders die Verfasserin des ersten Berichtes, für welche allerdings die Verhältnisse auch günstiger lagen, hat keine Mühe gespart und hat als Gläubige die meisten Zeremonien mitgemacht, über die sie berichtet, thatsächlich die einzige Art und Weise, durch welche es möglich ist, wirklich die Wahrheit zu erfahren.

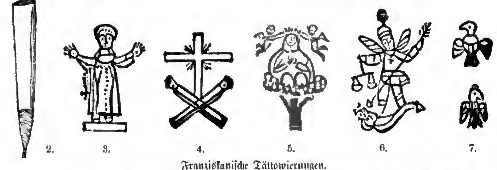
Die Hauptrolle im ländlichen Aberglauben der Markenbewohner spielen natürlich die Hexen. Die italienischen Streghe unterscheiden sich von den deutschen Hexen in einem sehr wichtigen Punkte, sie saugen nämlich den Menschen und ganz besonders den Säuglingen das Blut aus; die Spuren ihres Bisses sind die gefürchteten Totenflecken (in der Mark more genannt). Hier fließen also Vampyr und Hexe zusammen. Die Thätigkeit der Streghe ist auf zwei Nächte in der Woche beschränkt, Mittwoch und Samstag; von einem Avemaria zum andern können oder richtiger müssen sie durch die Lüfte fahren und ihrem unheimlichen Werk nachgehen; in diesen Nächten hört man sie besonders an den Waschplätzen ihr Wesen treiben, die Wäsche mit dem Schlegel bearbeiten, und keine Mutter läßt Wäsche und besonders Kinderwäsche bis zur Dunkelheit draußen liegen, da die Hexen sonst Macht darüber gewinnen. Sollte aber durch einen Zufall einmal das Hereinholen vergessen worden sein, so muß die Wäsche auch liegen bleiben, bis die Sonne sie am andern Tage wieder beschienen hat, denn das löst den Zauber; Diebstahl ist nicht zu fürchten, der Dieb würde glauben, mit der Wäsche auch den schädlichen Zauber in sein Haus zu tragen. Auch dürfen Kinder, solange sie nicht ein Jahr und drei Tage alt geworden sind, unter keinen Umständen über das Avemarialäuten hinaus im Freien bleiben, ja wenn sie nur bis zum ersten Glockenton draußen geblieben sind, empfiehlt es sich schon, sie sofort der Wärterin wegzunehmen und einem Manne zu geben, der sie schleunigst ins Haus trägt; vorsichtige Mütter lassen auch dann das Kind sofort segnen oder wenigstens von einer Hexenbannerin, einer „donna chi ha la virtù“, besprechen.

Im übrigen gleichen die Streghe den Hexen, sie behexen Mensch und Vieh, ihre Wirksamkeit fällt vielfach mit dem „occhio cattivo“ zusammen. Allerdings ist dieses nicht ein Privilegium der Hexen, auch zahlreiche andre Leute sind

damit behaftet und selbst das jeweilige Oberhaupt der Kirche, der Papst in Rom, gilt eo ipso für einen jettatore. Ein Hauptvergnügen der Hexen ist, sich eine Stute aus dem Stall zu holen und auf dieser zum Tanzplatz zu reiten; ein Besen quer über die Stallthür gelegt, sperrt ihr zwar den Weg durch die Thür, aber nicht den durch das Fenster oder durch einen beliebigen Ritz. Im Stalle bleibt dann nur ein Schemen (moriggia) zurück, er sieht ganz wie ein Pferd aus, aber wenn man ihm den Sattel auflegen will, fällt derselbe zur Erde. Über Hengste und Maultiere haben Hexen keine Macht, namentlich über letztere nicht, denn ein Maultier hat einst die Madonna über ein Gewässer getragen, während die Stute sich weigerte. Darum ist das Maultier vor Hexen sicher und braucht auch keine Jungen zur Welt zu bringen, während die Stute sich niemals satt fressen kann und den bösen Mächten preisgegeben ist. Eine in guter Hoffnung befindliche Frau wird deshalb niemals eine Stute reiten. Auch dem lieben Rindvieh kann keine Hexe etwas anhaben, denn es hat das Christkindchen in der Krippe gewärmt. Der Ziegenbock scheint merkwürdigerweise von den italienischen Hexen nicht als Reittier benutzt zu werden, obwohl seine satanische Majestät auch in den Marken mitunter diese Gestalt annimmt.



Die Vorschriften über den Verkehr mit Hexen und über die Art und Weise, wie man sich, die Seinen und sein Eigentum vor ihnen schützen kann, sind von den in Deutschland bekannten nicht wesentlich verschieden. Auch der Zusammen-



Franziskanische Tättowierungen.

1. Madonna von Loreto und Kruzifix von Sirolo. 2. Tättowierungsnadel. 3. Der heil. Franz mit den Stigmata. 4. Kreuz mit den Armen des heil. Franz. 5. Madonna mit Engeln. 6. Erzengel Michael als Drachentöter. 7. Der heilige Geist.

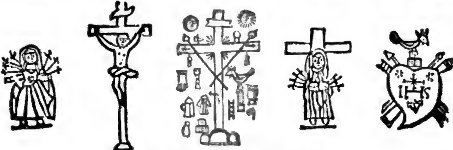
hang zwischen Hexen und Katzen ist derselbe; müssen die Hexen eine körperliche Gestalt annehmen, so ist es die der Katze, besonders wenn sie durch irgend etwas verhindert werden, vor Avemaria wieder in ihrer Wohnung zu sein. Eine Katze, der man den Schwanz abhaut, wird zur Hexe. Fremde Katzen, welche die Wohnung umschleichen, sind gewöhnlich



Erotische und religiös-erotische Tättowierungen.

Hexen. Der Hund ist als Katzenfeind auch der natürliche Feind der Hexen; sein Bellen vertreibt sie, sein Haar oder ein Stück Fell als Amulett getragen, schützt vor Behexung.

Am meisten gefährdet sind die Säuglinge, nach deren Blut die Hexen besonders lüstern sind. Selbst in gebildeten Familien unterläßt man nicht, ihnen die schützende Koralle



Tättowierungen mit Attributen der Jesuiten.

umzuhängen. In den Marken hält man sie nur selten für ausreichend, fast allen Kindern bindet man alsbald nach der Taufe, die seltsamerweise keinen Schutz bietet, ein rotes Säckchen um. Dasselbe enthält ein Heiligenbildchen, gewöhnlich das des San Pacifico di Severino oder noch besser ein Stück von dem Schleier, mit welchem das Bild dieses Heiligen überdeckt ist, dann ein Bild der Madonna von Loreto, einen Zweig der „erba della Madonna“ (die Bacca oder Bac-

charis der Alten, Gant de Notre Dame der Franzosen, ob Digitalis oder Campanula, die beide unter diesem Namen gehen?), ein Stückchen von der in der Kirche gebrannten Osterkerze, ein Körnchen Salz und ein Stückchen Brot oder Maccaroni. Ein andres selten vergessenes Schutzmittel ist das rote Kreuzchen, das mit Kreuzstichen jedem Stückchen Kinderwäsche aufgenäht ist.

Dieses christliche Zeichen führt hinüber zu einem eigentümlichen, in den Marken weit verbreiteten, aber bis jetzt kaum beachteten Gebrauch, den Tättowierungen, welche in Loreto mit den Pilgern vorgenommen werden. Die Verfasserin hat diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit gewidmet und hat das Glück gehabt, aus dem seinerzeit mit Beschlag belegten Nachlaß eines „beccamorto" (Totengräber) den ganzen zum Tättowieren nötigen Apparat, die dreispitzigen „pennini" und gegen 100 uralte, in Holz geschnittene Muster zu erwerben. Die ganze Sammlung befindet sich jetzt in der psychologischen Abteilung des Florentiner Museums; einer ausführlichen Mitteilung über dieselbe, welche die Verfasserin in der „Illustrazione italiana" vom 9. Dezember 1888 veröffentlicht, entnehmen wir die beigedruckten Proben. Natürlich spielen die beiden Hauptheiligtümer der Marken, die Madonna von Loreto und das uralte bekleidete Kruzifix von Sirolo, die Hauptrolle, daneben die Stigmata des heiligen Franziskus, dessen Heiligtum in Assisi ja auch nicht weit entfernt ist, der längs der ganzen italienischen Ostküste hochverehrte Erzengel Michael und verschiedene andre Symbole. Konkurrenz machen die Symbole der Jesuiten, das Herz Jesu und dergl., aber nebenher gehen auch zahlreiche, ganz oder halb erotische Embleme, vereinigte und durchbohrte Herzen, Anker, ja Amor selbst, denn die Hauptmasse der Pilger sind immer junge Leute, denen dergleichen noch über die Furcht vor den Hexen geht. Die Bilder werden auf der Innenseite des Vorderarms angebracht. Das Verfahren ist äußerst einfach. Der Operateur ätzt ganz oberflächlich das gewünschte Bild in die Haut, was mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit geschieht, ohne daß Blut fließt; dann ergreift er den „pennino", einen Griffel, an dem vorn drei feine Nadelspitzen befestigt sind, macht den Schnitten entlang feine Einstiche, so tief, daß etwas Blut hervordringt, und reibt in diese eine bläuliche Tinte. Damit ist die Tättowierung vollendet, eine Reaktion tritt kaum ein, und nach 24 Stunden empfindet man nicht das geringste mehr.

Die Verfasserin mag recht haben, wenn sie die heute gebräuchlichen Tättowierungen auf die Stigmata des heiligen Franziskus zurückführt; der Gebrauch ist aber weit über die Grenzen der Marken und Italiens hinaus verbreitet und findet sich auch in nichtchristlichen Gebieten.

Neben den Hexen spielt der Teufel eine recht untergeordnete und traurige Rolle; er schließt keinen Pakt mehr, um arme Seelen zu gewinnen, und begnügt sich, als Ziegenbock, als Hund u. dergl. späte Wanderer zu erschrecken; das Zeichen des Kreuzes genügt, um ihn zu verscheuchen. Legenden, die von mehr zu berichten wissen, sind freie Erfindungen dichterischer Gemüter, nicht aus dem Volksglauben hervorgegangen. Wohl aber leben noch die alten Hausgeister, die monacheddu Süditaliens, hier mazzamurelli genannt, weil sie an die Mauern klopfen. Sie ängstigen besonders die allein im Hause befindlichen Frauen und rufen das Alpdrücken hervor, sind aber leicht zu verscheuchen, sobald man den Mut hat, laut zu fragen: Che vuoi dalle parte di Dio? Sie hüten auch verborgene Schätze, die mit Hilfe der Wünschelrute (palla simpatica) gehoben werden können, aber nur, wenn sie noch nicht länger als hundert Jahre liegen. Nach einem Jahrhundert gehören sie der Erde, und nur durch umständliche und schwer zu erfüllende Prozeduren können sie gehoben und die Geister erlöst werden. Quellensucher gebrauchen die Rute von Holunder, der auf dem Grabe eines Ermordeten gewachsen ist. Solche Bäume sind nicht selten, denn Holunder wird häufig auf solche Gräber gepflanzt, um der armen Seele Ruhe zu verschaffen.

Wenn Totenhemd und Totenkleider angefertigt werden, muß man dieselben sorgsam abschneiden, und die Nähte dürfen nur „am Filze" mit einfachem Stich und ohne Hinterstich genäht werden, damit die arme Seele den Faden leicht herausziehen kann; andernfalls findet sie keine Ruhe, bis der letzte Rest von Körper und Kleidern zu Staub zerfallen ist.

In der verkehrsreicheren Umgebung von Modena hat nach Riccardi der Hexenglaube sehr abgenommen; was noch übrig ist, fällt wesentlich mit der Furcht vor der Jettatura zusammen. Allerdings giebt es auf den Dörfern noch Hexen genug, und mitunter kommt es zu Thätlichkeiten gegen sie. Dann nimmt aber der Gläubige einen Stock vom Holz eines weißen Traubenstocks, denn sonst empfindet die Hexe die Schläge nicht. Vom Bluttrinken scheint man in Modena nichts mehr zu wissen. Dagegen sind noch viele Mittel zur Entlarvung der Hexen bekannt, wesentlich dieselben, wie sie auch in vielen Teilen Deutschlands noch hier und da angewendet werden. Am sichersten ist es, sich in der Weihnachtsnacht mit einer ganz neuen Mistgabel auf einen Kreuzweg nahe bei einer Kirche zu stellen und das Kinn auf den Mittelzacken zu stützen; dann müssen alle Hexen des Dorfes erscheinen. Auch kann man einen Faden, der in der Weihnachtsnacht gesponnen, gekocht, gewaschen und getrocknet worden ist, um die Kirche herumspannen; dann müssen alle Hexen in die Kirche und können nicht wieder heraus, solange der Faden liegt. Hexenmeister, die aber sehr selten sind, können die Kirche nicht verlassen, wenn man eine Nadel in das Weihwasserbecken wirft. Eine Hexe, der man das Zeichen des Horns hinter dem Rücken macht, muß sich alsbald umdrehen; legt man ihr ein Körnchen Salz unter den Stuhl, so kann sie nicht aufstehen, ohne es zuvor aufzuheben.

Übrigens sind die Seelen der Hexen dem Teufel recht leicht zu entreißen. Wenn eine Hexe im Todeskampf liegt, braucht der Geistliche nur den Besen ins Kamin zu stecken, dann fährt der böse Geist alsbald in denselben und ruft ängstlich: Che mi fai? che mi fai? und auf den Befehl: Fuori spiriti maligni, fuori fliegt der Besen zum Kamin hinaus oder verbrennt doch wenigstens, und die Seele ist der Hölle entrissen.

Die Seelen im Fegefeuer können zeitweise zur Erde zurückkehren; Mäuse, Eidechsen und Schlangen auf Friedhöfen sind ihre Verkörperungen und werden darum gehegt, besonders die Eidechsen, die ihrer Erlösung nahe sind, denn die Eidechse ist ein Schützling der Madonna und hat ihr einmal einen Dorn aus dem Fuße gezogen. Der Gecko (romarno) dagegen hat ihr diesen Liebesdienst verweigert; er ist darum verflucht, nur verdammte Seelen erscheinen in seiner Gestalt, und man verfolgt ihn geradezu mit Wut.

Von den zahlreichen sonstigen interessanten Mitteilungen, welche besonders die Arbeit der Frau Pigorini-Beri enthält, heben wir nur noch die über das Wochenbett hervor. Hier spielt eine Hauptrolle als Zaubermittel die „pietra aquilina", der Stein von Aquila. Es ist dies ein sogenannter Klapperstein, ein runder, hohler Stein, welcher im Innern einen kleineren enthält; man findet ihn in den Abruzzen in der Nähe von Aquila, hier und da auch in Deutschland. Schon Plinius kennt sie und ihre Kraft. In den Marken gehört ein solcher Stein zum nötigsten Handwerkszeug der Hebamme, er verhindert Blutungen und Frühgeburten und hält im Notfalle die Geburt zurück, bis Hilfe da ist. Wird die Amme zu zwei Wöchnerinnen gleichzeitig gerufen, so schickt sie der einen ihren Stein; dann kann diese warten, bis die andre besorgt ist. Der Stein wird übrigens nicht einfach in seiner

natürlichen Form angewandt; man sprengt die äußere Schale und bindet sie wieder übers Kreuz mit Draht, dann umgiebt man ihn mit einem dreifachen Lederſäckchen, den drei Eihäuten entsprechend, und so wird er der Wöchnerin umgebunden. Diese darf sich während der Entbindung nicht ins Bett legen, sondern muß, auf einen Stock gestützt, stehen, wie die Madonna auch, der Mann dagegen legt sich ins Bett, bis die Sache vorüber ist. Ein Anklang an die Couvade der Indianer dürfte das freilich kaum sein.

Das „Ausschütten" der Kinder gilt allgemein als Folge von Beherung; ein probates Mittel dagegen ist das Eingeben gepulverter Korallen, das allerdings durch das Binden der überschüssigen Magensäure manchmal wirksam sein kann.

Eigentümlich ist der Glaube, daß Schlangen nicht nur den stillenden Frauen die Milch aus den Brüsten saugen, sondern auch in ihren Körper hineinkriechen können. Hält man einer solchen Frau eine Schüssel voll Milch vor den Mund, so wird die Schlange herauskommen. Bleibt sie im Körper, so kommt sie bei der nächsten Niederkunft zum Vorschein, um den Hals des Kindes gewickelt; beide sterben noch an demselben Tage und müssen zusammen begraben werden.

Der Raum gestattet uns nicht, weiter auf die zahlreichen interessanten Mitteilungen einzugehen. Nur einen Aberglauben bezüglich der Bienen wollen wir noch erwähnen; Bienenstöcke dürfen nicht verkauft, sondern nur verschenkt werden, sonst verlassen alle Bienen den Stock. Die Bezahlung darf nur in Form eines Gegengeschenks geschehen. Auch prozessiert darf um einen Bienenstock nicht werden.

Die Veränderungen in der Eishöhle am Beilstein.

Beobachtet von Franz Kraus.

Trotzdem die Eishöhle am Beilstein zu jenen gehört, die verhältnismäßig leicht zu erreichen sind, so wird sie doch nur wenig besucht. Die Ursache ist nur dadurch zu erklären, daß man selbst in den Kreisen der Männer der Wissenschaft den Höhlen im allgemeinen wenig Beachtung schenkt. Vom großen Touristenschwarme ist ein Interesse für das Eishöhlenphänomen noch weniger zu verlangen, welches weit entfernt ist von einer Erklärung, die als unanfechtbar gelten und allgemein acceptiert werden könnte. Mehrere Theorieen stehen sich entgegen, allein sie vermögen nur die Erscheinungen in bestimmten Höhlen zu erklären, während sie bei andern Höhlen nicht mehr ausreichen. Das Beobachtungsmaterial ist ein viel zu dürftiges, und der wissenschaftliche Streit wird noch lange auf der Tagesordnung bleiben, wenn es nicht gelingt, aus mehreren Lokalitäten Beobachtungsreihen zu erhalten, welche mindestens ein ganzes Jahr umfassen. Aber auch diese würden nicht genügen, wenn die Beobachter selbst nicht unbefangen genug sind, um auch jenen Nebenumständen Rechnung zu tragen, welche gegen die eine oder die andre Lieblingstheorie sprechen würden. Es ist nicht unnötig, dies zu betonen, denn derlei Fälle sind oft genug vorgekommen und haben mehr verwirrt als genützt.



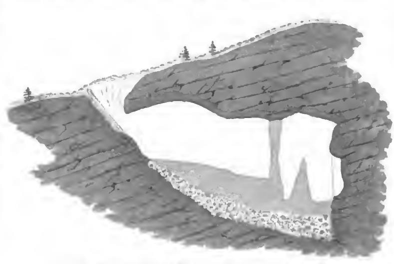
Die Eishöhle am Beilstein 1889. Originalzeichnung von Franz Kraus.

Ohne auf die von Professor Dr. Bruno Schwalbe in Berlin gesammelten und in verschiedenen Zeitschriften publizierten diversen Eishöhlentheorieen näher einzugehen, mögen hier an der Hand von eigenen Beobachtungen die Lokalverhältnisse der Eishöhle am Beilstein beschrieben werden, aus denen nur ein Umstand hervorgehoben werden soll, und zwar: die großartigen Veränderungen in den Eisgebilden, die sich binnen kurzer Zeit vollziehen, was beweist, daß die Eisbildung nicht so unabhängig von den meteorologischen Verhältnissen der Außenwelt ist, als einige Physiker behaupten.

Schon Ruthner bemerkt, daß die Eisgebilde bei seinem ersten Besuche der Höhle (1837) viel mächtiger waren als bei seinem zweiten (1874)[1]. Er schreibt dies der mittlerweile erfolgten Holzschlägerung zu, die eigentlich eine Devastation war. Noch heute ist das Terrain um die Höhle herum vollständig kahl, und die Aufforstung muß von Jahr zu Jahr wiederholt werden, weil das arg verkarstete Plateau des Beilstein fast von jeder Humusbedeckung entblößt ist. Nur mit der äußersten Mühe und Sorgfalt gelingt es hier und da, ein Fichtenpflänzlein fortzubringen. In dem klüftigen Kalkboden hält sich keine Feuchtigkeit. Bevor nicht eine neue Vegetationsdecke emporwächst, ist an eine Besserung der Verhältnisse nicht zu denken, und früher dürfte auch die ehemalige Pracht der Beilstein-Eishöhle nicht wiederkehren. Wer sie in den früheren Jahren nicht gesehen hat, der wird aber jetzt noch über die schönen Eissäulen und über den mächtigen Gletscher, welcher den Boden bedeckt, erstaunt sein. Die Hauptstellen, an denen sich die Eissäulen zu bilden pflegen, bleiben stets die gleichen, was auch natürlich ist, weil das aus den Klüften sickernde

[1]) Siehe „Ausland" 1875.

Wasser die Ursache der Eissäulenbildung ist. Nur in den Dimensionen wechseln sie, nicht nur von Jahr zu Jahr, sondern auch von Saison zu Saison. Der Gletscher, welcher mit sanftem Falle von der Mündung bis zum sogenannten Eisschlunde an der Rückwand den größten Teil des Bodens bildet, entsteht unzweifelhaft vom überschüssigen Wasser, welches im rückwärtigen Teile und längs der linken Seitenwand durch Löcher und Spalten abfließt, nachdem es den Gletscher überrieselt hat. Diese Spalten sind aber keine Gletscherspalten, sondern Randklüfte, und die Löcher im Eiskuchen selbst ändern nie ihre Stelle, was darauf schließen läßt, daß dieselben durch Temperaturverhältnisse auf diesen Platz gebannt sind. Auffallend ist auch der Umstand, daß es auf der rechten Seite (vom Eingange gerechnet) keine Randklüfte giebt, während jene der linken Seite fußbreit klaffen.



Idealer Durchschnitt vom Eingange bis zum großen Schlund.

Die Eishöhle bildet einen einzigen großen und weiten Raum, dessen Ende im rechten Winkel abbiegt[1]). Wie die meisten Eishöhlen bildet auch die Beilsteinhöhle einen Sack ohne jede sichtbare Fortsetzung. Seitengänge giebt es wohl, aber sie sind kurz und enden im rückwärtigen Teile der Höhle mit Eisgebilden, welche sie total verschließen. Nur im vorderen, noch vom Tageslichte erhellten Teile scheint ein Spalt sich in die Tiefe fortzusetzen, allein er ist zu enge, um passierbar zu sein, weshalb sich darüber nichts weiter sagen läßt. Nur soviel kann darüber berichtet werden, daß sich Eisgebilde nur im vordersten Teile dieses Spaltes befinden, während der rückwärtige Teil eisfrei ist. An der linken Höhlenwand befindet sich eine geräumige Nische, deren Mitte eine frei stehende schlanke Eispyramide einnimmt, welche der Form nach einem gotischen Altare gleicht. Gegenüber an der Ecke der Höhle sind die Eisgebilde niedriger, aber massiger, und am Rande des Eisschlundes bauen sie sich oft zu schlanken Säulen auf, die bis an die Decke reichen. Die Mitte des Eisschlundes nimmt ein eigentümliches Gebilde ein, dessen Höhe wohl auch veränderlich ist, welches sich aber in der Form ziemlich gleich zu bleiben scheint. Der Schlund selbst hat eine Tiefe von 4 bis 5 m, und sein Grund ist mit Blöcken von geborstenen Eissäulen angefüllt, welche über den geneigten Gletscher in die Tiefe geglitten sind.

Plan der Eishöhle am Beilstein. Aufgenommen von Franz Kraus.

a. Große Öffnung in der Decke, früherer Einstieg, jetzt unzugängig. — b. Deckenteil, der die Eisfläche erreicht. — c. Eisfrei. — d. Randkluft. — e. Kleiner Eisschlund. — f. Großer Eisschlund. — g. Im Jahre 1882 zugängige Höhlung im Gletscher, 1889 verwachsen. — h. Nische mit aufsteigender Fortsetzung, 1889 eisfrei. — i. Gefrorener Wasserfall, 1889 verschwunden. — k. Steil abfallender Einstieg mit Steigbaum.

Geradezu wunderbar sind die zarten, korallenförmigen Ansätze an den Eiszapfen, welche über den Eishang hinabhängen. Diese Eiszapfen können nur vom Wasser entstanden sein, welches den Gletscher überrieselt hat, hier in abgekühltem Zustande angelangt ist und in Eis verwandelt wurde. Auch dürften die dünnen Eisblättchen erwähnenswert sein, die sich am Grunde des Schlundes im tiefsten Teile befinden. Diese rühren jedenfalls von stagnierendem Wasser her, welches oberflächlich gefroren ist, ehe es vollends versickern konnte.

[1]) Wie aus dem à la vue aufgenommenen Plane ersichtlich ist.

Man tritt oft vier bis fünf solcher dünnen Lagen durch, welche knirschend brechen, weil sie durch Zwischenräume getrennt sind und daher keinerlei Tragfähigkeit besitzen.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß eines der wichtigsten Eisgebilde, und zwar jenes im Eisschlunde, im Jahre 1881 von Schreiber dieses skizziert worden ist. Nach dieser Skizze hat Meister Hlavaczek eine Illustration für die österreichische Touristen-Zeitung angefertigt, welche es heute gestattet, die Veränderungen anschaulich zu machen, welche seit damals und dem Jahre 1889 dieses Eisgebilde erfahren hat.

Vor allem ist dasselbe in dem regenreichen Sommer von 1889 ungemein in die Höhe und in die Breite gewachsen, während die Eissäulen am Rande des Schlundes eingestürzt waren, und einen bequemen Abstieg in den Schlund gebildet hatten. Früher war es ohne Seil oder Leiter nicht möglich, hinab zu gelangen; 1889 aber konnte man über die fest zusammengefrorenen Trümmer mit Hilfe von Steigeisen ohne Seil auf- und absteigen. Die Rückwand, von der aus das Bild aufgenommen ist, war in beiden Jahren eisfrei, das großartige Eisgebilde auf der linken Seite, welches 1881 sich an die Felswand anlehnte, war total verschwunden, und auch weiterhin gab es längs der Wand kein Eis mehr. Durch das Abschmelzen einer so bedeutenden Menge von Tropfeis wurde sogar eine Nische frei, welche man früher nicht bemerken konnte, und in dieser Nische befand sich auch nicht die Spur von Eis. Dagegen zeigte sich eine Kluft am Boden, welche aber mit Gesteinsschutt ganz verlegt war. Eine Luftströmung konnte in dieser Kluft nicht konstatiert werden, wie überhaupt die Luft in der ganzen Höhle am betreffenden Tage auffallend ruhig war. Selbst am Eingange, den man sonst mit offenem Lichte kaum passieren konnte, flackerten die Kerzen nicht. Es war ein zwar regenloser, aber trüber Tag, an dem die Sonne nicht viel Kraft hatte. Bedeutend erweitert war 1889 die Randkluft an der linken Wand in der Nähe der Nische mit dem gotischen Altare. Sie klaffte über meterbreit, und man konnte bemerken, daß die Unterlage des Gletschers aus grobem Steinblockmateriale bestehe, welches jedenfalls hoch aufgeschüttet liegt. Diese Stelle, sowie die Nische am Ende des Eisschlundes waren übrigens die einzigen Stellen, an welchen man die Unterlage des Eiskuchens deutlich sehen konnte. Ob diesem Schutte nicht vielleicht eine hervorragende Rolle beim Eisbildungsprozesse zuzuschreiben ist, mag vorläufig unerörtert bleiben.

Im Jahre 1881 konnte man vom großen Eisschlunde unter den Gletscher einige Schritte weit in einer kleinen Eishöhle vordringen. 1889 aber war die Öffnung durch Eiszapfen verschlossen. Der Eisschlund selbst hatte 1882 eine Länge von 13 m und eine Breite von $7\frac{1}{2}$ m. 1889 war derselbe bedeutend länger, weil er bis an die östliche Felswand reichte, welche 1881 durch mächtige Eisgebilde (gefrorene Wasserfälle und Eissäulen) verdeckt war. Die Gesamtlänge der Höhle überschreitet nicht 70 m, was erwähnt werden muß, weil einige ältere Berichte die Größe arg übertrieben angeben. Auch über die Tiefe des Eisschlundes wird darin gesagt, daß sie sehr bedeutend sei, was nicht richtig ist.

Es ließe sich noch viel über diese sehenswerte Höhle sagen, allein das Vorstehende mag genügen, um das allgemeine Interesse auf dieselbe zu lenken, und es dürfte nur praktisch sein, etwas über den Weg zu sagen, auf welchem man zur Höhle gelangen kann. Für die mit der Rudolfsbahn Ankommenden ist die Station Landl (zwischen Groß-Reifling und Hieflau) die bequemste. Von dort aus erreicht man in einer Stunde bequem den Ort Gams, wo man gute Unterkunft (Fallmanns Gasthaus) und Führer erhalten kann. Von Gams geht man am besten dem Gamsbache entlang, an der Villa Grottenheim, dem Mineralbade und dem Kronprinz Rudolf-Denkmale vorüber, durch den Felspaß „die Not“ in den Krautgraben. Dort verläßt man den Bach und steigt im linken Gehänge zur Stutzbauernalpe und von dieser zur Langriedleralpe empor, in deren Nähe sich noch eine zweite unerforschte Eishöhle befindet. Die Langriedleralpe liegt bereits am Hochplateau, welches man von ihr aus nicht mehr verläßt. Ohne Führer ist aber der Weg nicht leicht zu finden, weil er verschiedene Hindernisse umgeht, und überhaupt nicht sehr deutlich ist. Auch verwirren die zahlreichen Steige, welche durch das Weidevieh ausgetreten sind, und die Wildwechsel, die oft eher einem Wege ähnlich sehen, als der eigentliche Steig. Nächst der Höhle liegt die Ammelbauernalpe, die auch in direktem Anstiege über den Heidbauernhof (spr. Hoad) vom Krautgraben aus erreicht werden kann. Allerdings verliert man dabei die interessante Plateauwanderung.

Wer von Mariazell aus über Wildalpen kommt, kann auch von letzterem Pfarrorte aus durch den Beilsteingraben ansteigen und in der Schifteralpe sich erfrischen. Den Weg ohne Führer zu machen, ist auch von dieser Seite nicht rätlich, weil die Nomenklaturen in der Generalstabskarte nicht richtig sind, und weil man am Plateau in ein Gewirr von Dolinen gelangt, in welchem selbst Einheimischen die Orientierung bei einfallendem Nebel schwierig wird. Gefährlich ist keiner der Aufstiege, und auch die relative Höhe, welche zu überwinden ist, überschreitet nicht 1000 m, weder von der einen noch von der andern Seite.

Wünschenswert wäre es nur, daß etwaige Besucher sich mit Thermometer versehen möchten, um Temperaturmessungen anstellen zu können. Für Beleuchtung genügt offenes Kerzenlicht. Das Mitnehmen von Steigeisen ist anzuraten, aber unbedingt nötig sind dieselben nicht. Im letzteren Falle ist Vorsicht an den geneigten Stellen des Gletschers allerdings geboten.

Howitt über die „Gruppenehe“ der Australier.

Unter den Dieri und verwandten Stämmen am Eyre-See in Inneraustralien giebt es zwei Arten von Heiraten. Zuerst Ehen zwischen einem Mann, welcher einer gewissen Klasse, und einer Frau, welche einer andern Klasse angehört. Man könnte diese „Sonder Ehen“ oder der Bequemlichkeit wegen „Noa-Ehen“ nennen, wenn man den Ausdruck der Dieri gebraucht, welcher unserm Worte „Ehelente“ entspricht. Ferner giebt es Eheverhältnisse, welche zwischen einem Mann und einer Anzahl Frauen, oder zwischen einer Frau und einer Anzahl Männern vorkommen, indem dieselbe Regel in bezug auf die Klassen befolgt wird. Dieses letztere Verhältnis könnte man als „Gruppenehen“ oder der Bequemlichkeit wegen mit dem Namen „Pirauru-Ehen“ bezeichnen, wie es bei den Dieri geschieht. Das richtige Verständnis dieser beiden Arten von Ehen, deren Beziehungen zu einander, und deren gesellschaftlichen Folgen, ist so wichtig, daß es keiner Entschuldigung bedarf, wenn wir genaue Einzelheiten über das Noa- und Pirauru-System anführen.

Keine von diesen beiden Heiratsformen ist zwischen Personen von demselben Totem (Murdu) erlaubt, weil diese als aus demselben Blute stammend betrachtet werden, also z. B. Mutter und Kind oder Bruder und Schwester. Ebenso sind beide Formen zwischen Personen verboten, welche zu einander als Vater, Mutter, Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Enkel oder Enkelin in Verwandtschaft stehen. Unter diesen sind auch die Gruppen-Verwandtschaften eingeschlossen, d. h. nicht nur jeder Frau ist es verboten, das Weib eines Mannes zu werden, welche die Tochter seiner Mutter war, sondern auch jeder Frau, welche in der „Gruppenverwandtschaft“ als Tochter zu ihr stand. Ein Mann oder eine Frau wird „Noa“ zu einander, indem die Frau während ihrer Kindheit von ihrem Vater ihm versprochen, oder von dem Haupte und dem großen Rate des Stammes ihm speziell als Noa zuerkannt wird. Wenn ein Vater seine Tochter als Noa verspricht, so hält er treulich sein Versprechen. Ein Mann kann nur eine Noa erwerben, wenn er die Zeremonien des Wilyam und Mindari bestanden hat, d. h. er kann sein versprochenes Weib nicht nehmen, noch würde ihm eine andre gegeben werden, bis er als vollständig mannbar erklärt worden ist. Ein Dieriweib wird keine Noa, bis nach der Wilpadrinazeremonie, und sie kann nicht mehr als einem Manne zu gleicher Zeit als Noa dienen. Diese Beschränkung hat aber nichts mit dem Manne zu thun, welcher zu gleicher Zeit mehr als eine Noa haben kann. Jeder Mann erhält mit der Zeit eine Noa, aber sie mag vielleicht das alte Weib eines noch älteren Mannes sein, welches ihm überwiesen wurde. Es giebt kein Gewohnheitsrecht im Dieri Stamm, welches einer Person verbietet, eine andre aus derselben Horde zu heiraten. Die einzigen Beschränkungen hängen von den Klassenverwandtschaften ab.

Außer den Noa Ehen giebt es noch eine Art von Gruppenehen, welche von den Dieri „Piraurn“, und von den weißen Ansiedlern „Liebhaberehen“ genannt werden. Während meinen Forschungen in diesem Teile von Zentral-Australien wurde meine Aufmerksamkeit von der außergewöhnlichen Ungezwungenheit, welche ich in den geschlechtlichen Beziehungen bemerkte, erregt, sowie der Freiheit, mit welcher die Yantruwunta, Dieri und andre Stämme ihre Weiber befreundeten Fremden anboten. Mr. Gason gab in seiner bekannten und wichtigen Schrift über „The Dieyerie Tribe“ (Adelaide 1871) einige Aufklärung darüber, welche ich hiermit vervollständige, indem ich genauere Nachrichten darüber hauptsächlich ihm verdanke.

Ehe die erste Abteilung von Einweihungsfeierlichkeiten stattfindet, wo der ganze Stamm der Kuraweli wonkana gegenwärtig ist, halten die Häupter der Totems und die älteren Männer einen Rat, in welchem beschlossen wird, welche Leute als Piraurn einander zuerkannt werden sollen. Bloß solche Männer, welche die Mindarizeremonie, und Mädchen, welche die Wilpadrinazeremonie durchgemacht haben, können Piraurn werden. Die verschiedenen Paare, welche für einander bestimmt sind, werden nicht befragt, auch kommt es nicht in Betracht, ob sie sich einander lieben. Der Rat der Älteren bestimmt, ob sie zu einander passen. Jedoch darf kein Hindernis vorhanden sein in bezug auf Klasse oder Verwandtschaft. Kurz, diejenigen, welche sich als Piraurn gegenüber stehen, sind solche, welche Noa werden können. Einige Abende vor der Zeremonie der Kuraweli wonkana verkündet der Häuptling in langsamen und gemessenen Sätzen, wobei er zwischen jedem eine Pause macht, die Namen jedes Piraurnpaares, und seine Worte werden von einem oder mehreren der Älteren wiederholt. Bei jedem Namen ertönt ein allgemeines Freudengeschrei im Lager. Es ist dies eine Zeit von Festlichkeiten, Gelagen und Vergnügen, wozu reichliche Nahrungsmittel angeschafft werden. Man tanzt, und außerdem herrscht während vier Stunden eine allgemeine Zügellosigkeit im Lager unter den Piraurns. Übrigens stehen die Piraurn, wenn sie einander zugewiesen sind, zukünftig stets in dieser Verwandtschaft, und da bei jeder Beschneidungsfeierlichkeit eine neue Verteilung stattfindet, so kann es geschehen, daß ein Mann oder ein Weib nach einer gewissen Zeit mehrere Piraurns haben kann.

Mr. Gason hat mir in unverkennbaren Worten mitgeteilt, was er bei diesen Gelegenheiten gesehen hat, und welche darauf hinausgehen, daß alle anwesenden Frauen und Männer, welche die Mindarizeremonie durchgemacht hatten, Piraurnsgruppen bildeten, unter welchen, für gewisse Zeit, vollständige Vermischung herrschte.

Ein Mann kann stets sein Eherecht gegen seine Piraurn ausüben, wenn sie zusammenkommen und ihr Noa abwesend ist, aber er kann sie ihm nur mit seiner Einwilligung wegführen, mit Ausnahme bei gewissen Festlichkeiten, wo eine allgemeine Zügellosigkeit unter den Klassen herrscht, in denen Zwischenheiraten vorkommen. Die festlichen Veranlassungen sind z. B. die Einweihungsfeierlichkeiten oder die Hochzeiten zwischen einem Mann und einer Frau, welche zwei verschiedenen Stämmen angehören. Die Einwilligung des Noa-Ehemannes wird dem männlichen Piraurn selten verweigert. Für gewöhnlich genießt ein Noa-Ehemann stets den Vorrang über einen Piraurn, während seiner Abwesenheit jedoch nimmt der anwesende ältere Piraurn das Weib des ersteren und beschützt sie während dieser Zeit. Das Noa-Eheweib genießt ebenfalls ein Vorrecht über das weibliche Piraurn, im Fall, daß beide zusammenwohnen.

Im Fall, daß ein Mann irgendwo mit seiner Noa und Piraurn lagerte, so würde er nächst dem Feuer schlafen, seine Noa neben ihm und dann erst neben dieser die Piraurn.

Ältere, männliche Piraurns haben den Vorrang über jüngere männliche Piraurns. Diese Einrichtungen sind sorgfältig getroffen, um Eifersucht zu verhindern, aber trotz allen diesen Anordnungen entstehen die meisten Streitigkeiten unter den Dieri wegen dieser Piraurn Sitte, weil bei deren Ausübung kein Ehemann seine Frau ausschließlich für sich behalten kann. Ebenso genießen die älteren Männer keine Alleinherrschaft über die Frauen, weil im Laufe der Zeit die Frauen mehreren Männern zugeteilt werden, und in Wirklichkeit es keine Männer giebt, welche nicht eine oder mehrere Piraurns besitzen, selbst wenn sie keine Noa haben.

Einige Beispiele werden beweisen, wie sich dieses System unter den männlichen Piraurns bewährt. Angenommen, man hätte dieselbe Frau einem älteren und einem jüngeren Manne als Piraurn zugesprochen. Im Fall nun, daß der jüngere Mann sich in irgend einem Lager mit seiner Noa und seiner Piraurn befindet, und daß der ältere Mann bloß allein dort ist, so würde der letztere ein Recht haben, des ersteren Piraurn zu sich zu nehmen. Sollten aber beide Männer sich in demselben Lager ohne ihre Noas befinden, so würde der ältere Mann das Vorrecht haben, die Gesellschaft irgend einer Piraurn zu beanspruchen, welche gerade dort anwesend ist und beiden Männern bewilligt und zur Verfügung gestellt worden war. Beide Männer könnten auch dieselbe Hütte mit ihr teilen, sowie von den Lebensmitteln zehren, welche sie gebracht hatte.

Wie schon erwähnt, besitzen die älteren Männer kein alleiniges Recht über die Frauen, aber obgleich sie dasselbe nicht ausschließlich ausüben können, besitzen sie doch sicherlich sehr ausgedehnte Vorrechte. Die Wilpadrina ist z. B. die Ausübung eines ausschließlichen Vorrechts für eine gewisse Zeit. Gewöhnlich haben die Häuptlinge mehr Noas und Piraurns als andre. Der Häuptling Jalina Piramurana hatte mehr als ein Dutzend ihm zuerkannte Piraurns, sowie außerdem mehrere Weiber, welche ihm von den benachbarten Stämmen als ein

Zeichen der Hochachtung, gewissermaßen als Ehrenpiraurus anvertraut waren. Irgend ein alter oder junger Mann, dem eine Noa dieses Häuptlings als Piraurn bewilligt wurde, ward dadurch als sehr geehrt angesehen. Solche auf diese Weise ausgezeichnete Männer waren gewöhnlich Häupter der Totems oder sonstige Leute von Rang. Die Kinder der weiblichen Piraurn werden von ihrem männlichen Piraurn „Sohn" und „Tochter" genannt. Sie nennen ihn „Vater" und die Kinder einer Frau nennen das Noa Weib ihres Piraurn „Mutter". Würde jedoch ein Mann über seine Angaben näher befragt werden, so würde er sagen, daß der Noa seiner Mutter sein „Apiri murla" — „Apiri muthu" oder sein „wirklicher Vater" oder „leibhaftiger Vater", und daß der Piraurn seiner Mutter sein „Apiri waka" oder „kleiner Vater" sei. Seines Vaters Piraurn würde genauer genommen seine „Andri waka" oder „kleine Mutter" sein. Sehr oft sagen die Frauen, daß sie nicht wissen, welcher Mann, der Noa oder der Piraurn, der Vater eines gewissen Kindes ist, oder geben gar nicht zu, daß es bloß einen Vater hat. Daher ist das Kind wirklich das Kind eines „Gruppenvaters", und nicht eines Einzelnen, welches die natürliche Folge der „Gruppenehe" ist. Im Fall eine Noa stirbt, nimmt eine weibliche Piraurn sich deren Kinder an, behandelt sie mit Liebe und durchaus nicht nach der Art einer „Stiefmutter". Die Kinder der weiblichen Noa und der weiblichen Piraurn behandeln sich gegenseitig liebreich und zeigen keineswegs die geringste Eifersucht gegen einander. Sie leben wie Geschwister. Es ist ein Vorteil für einen Mann, so viele Piraurus als möglich zu haben. Er braucht alsdann weniger zu jagen, da seine Piraurus, wenn sie bei ihm sind, ihm einen Teil ihrer Speisen überlassen, wenn ihre eigenen Noas abwesend sind. Er gewinnt auch großen Einfluß bei dem Stamme, indem er ihm seine Piraurus gelegentlich überläßt, und empfängt Geschenke von den jungen Männern, denen noch keine Piraurus zugeteilt worden sind, oder welche keine Piraurus mit sich überhaupt oder im Lager haben dürfen. Ähnliche Dinge kommen sehr häufig vor, und auf diese Weise kann ein Mann große Schätze, Waffen aller Art, Schmucksachen ꝛc. erwerben, welche er wiederum an hervorragende Männer, Häuptlinge von Totems und ähnlichen Leuten, verschenkt und dadurch sein eigenes Ansehen erhöht. Diese Handlungsweise wird bei den Dieri nur als recht und billig betrachtet. (A. W. Howitt im Journal of the Anthropological Institute XX, 53, 1890.)

Die Skulpturen der Eskimos.

Die Kunstfertigkeit der Naturvölker im Zeichnen und der Skulptur, die häufig unterschätzt wurde, ist durch zahlreiche, in den letzten Jahren veröffentlichte Arbeiten in das richtige Licht gestellt worden. Fehlt auch die künstlerische Ausbildung, so sind doch die Anlagen bei sehr vielen Naturvölkern vorhanden, und was Charakterisierung der darzustellenden Gegenstände betrifft, so erreichen sie darin einen Grad, um den viele europäische Künstler sie beneiden dürften. Es kommt ihnen hierbei ihr fortdauernder Umgang mit der Natur zu statten.

Wir wollen heute nur mit einigen Worten auf die Fertigkeit der arktischen Völker in der Bildhauerei hinweisen, gelegentlich der beiden hier mitgeteilten Holzskulpturen, welche Nansen in seinem Werke „Auf Schneeschuhen durch Grönland" abbildet. Er erhielt sie von grönländischen Eskimos, deren Formsinn er lobt. „Man kann keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Verfertiger hier seine eigene Rasse hat nachbilden wollen." Es sind Porträtköpfe, lachend dargestellt, die, verglichen mit Photographieen von Eskimos, große Naturwahrheit bekunden.



Von grönländischen Eskimos geschnitzte Köpfe.

Diese Köpfe sind auch noch darum von Belang, weil die Eskimos weit seltener menschliche Figuren schnitzen als Tiere. Die Walfische, Robben, Narwale, Walrosse, Eisbären, die Boas (Sixth Annual Report of the Bureau Ethnology) uns von den Zentraleskimos mitteilt, sind bewunderungswürdig. The Eskimo are excellent draftsmen and carvers, sagt Boas. Diese Schnitzereien gleichen ganz jenen der Tschuktschen und sind wie diese aus Walroßzahn oder Holz hergestellt, sie weisen die gleiche Charakteristik auf, wie die von Nordenskiöld mitgebrachten Exemplare deutlich erkennen lassen (Hans Hildebrand, De lägre Naturfolkens Konst, Stockholm 1884.) Die Eskimos im Osten der Beringstraße in Alaska zeigen auch dieselbe Kunstfertigkeit, wie die Tschuktschen, die Zentraleskimos und Grönländer, wofür die Freudigkeit spricht, mit der sie viele ihrer Geräte mit Skulpturen schmücken (Jakobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas, Leipzig 1884). Bessel (Amerikanische Nordpolexpedition, Leipzig 1879) erzählt, daß die Eskimos am Smithsunde in seiner Gegenwart Tierfiguren und Menschengestalten schnitzten, die „überaus charakteristisch waren". Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Eskimophysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. — Was die Zeichnungen der Eskimos betrifft, so sind dieselben nicht minder tüchtig wie ihre Skulpturen, worüber Rink, Boas, Hofman, Petitot u. a. zahlreiche Beispiele beigebracht haben. R. Andree.

Ein Besuch der Euphratquellen.

Von A. J. Sepp.

Die genaue Kenntnis der Lage der Euphratquellen ist bis Mitte des laufenden Jahrhunderts dunkel und ungenau geblieben. Von all den Berichten älterer Geographen ist nicht einer aus unmittelbarer Forschung hervorgegangen und deshalb mehr oder minder unrichtig. Den Griechen und Römern war die Lage der westlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben des Strabo und Plinius ersehen. Nach Plinius entspringt der Euphrat in der Provinz Karanitis Großarmeniens am Berge Aba, welchen Strabo Abos nennt. Diese Angabe entnimmt Plinius den Aussagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiser Nero im Jahre 63 n. Chr. mit einem Heere gegen die Parther bis zum armenischen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher sechs Jahre später als Statthalter Vespasians nach Syrien gesandt worden, den Berg, an dessen Fuß der Euphrat entstehe, Capotes und die nächste Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos scheint heute im armenischen Hochlande verschollen, aber in der alten armenischen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte, bevor sie den Namen Theodosiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landschaftsnamen Karanitis wieder erkennen, sowie in der Benennung Capotes das armenische Wort Gaboid, d. i. blau, mit welchem mehr als ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitengrade der beiden Quellarme, ohne den Ort ihres Ursprungs zu beschreiben. Ganz falsche Nachrichten giebt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demselben Berge entspringen läßt. Auch in den Schriften der arabischen, türkischen und armenischen Geographen, bei Masudi, Edrisi, Kiatib, Tshelebi, Jedshidshean finden sich nur oberflächliche Mitteilungen über das euphratische Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jesaias klar und schön gezeichnet, indem er mit dessen Gewalt das um sich greifende assyrische Reich verglich: „Siehe, darum wird der Herr über sie die wilden und großen Wasser des Euphrats stürzen lassen, den König von Assyrien und seine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über seine Dämme steigen und allenthalben über seine Ufer treten. Er richtet dann auch seinen Lauf gegen Juda, er überschwemmt und durchströmt es. Bis an die Kehle wird sein Wasser reichen und wird mit ausgespannten Armen dein ganzes weites Vaterland umschließen, o Immanuel!“

Die erste genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet sich in der Statistik, welche der russische Generalstab nach Beendigung des vorletzten türkischen Feldzuges veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entspringen, bei dem wahren Namen, den sie im Lande führen: Giaur-Dägh und Domlu-Dägh. Doch giebt sie keine topographische Skizze der Gegend. Unter den neueren Reisenden ist der Engländer Abbot anzuführen, welcher die Hauptquelle selbst besucht hat, ohne etwas Näheres darüber veröffentlicht zu haben.

Nach Beendigung meiner vor vier Jahren stattgehabten persischen Reise unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und sonniger Spätherbst hatte die Herden noch auf den Alpenweiden zurückgehalten. Die Herbstvegetation war noch ziemlich schön, und dieselben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycäen, welche zum Teil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigentümlich sind, umflattern im Sonnenschein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechsel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieser Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Oktobertage von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Hashkavan, welches größtenteils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt ist. Die armenische Kirche dieses Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den Armeniern weit und breit besucht. Zur Einquartierung der frommen Gäste befindet sich eine Reihe von Zimmern im unteren Hofe der Kirche.

Gleich hinter Hashkavan geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher östlich vom Sichtshik sich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide der Gewässer bildet, welche einerseits durch Läsistän nach dem Schwarzen Meere, andererseits durch Armenien und Mesopotamien nach dem Persischen Meerbusen fließen und zunächst den Tortum su nach Norden und den Kara-su gegen Süden senden, führt den Namen Giaur-Dägh und besteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater, noch Lavaströme, wie sein Nachbar, der Sichtshik. Nach viertehalbstündigem Steigen über den Trachyt erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die Euphratquellen entspringen. Dasselbe hat eine sanfte Senkung, mag vier Kilometer im Umfang haben und war in dieser Jahreszeit beinahe schneefrei. Von den höchsten Abhängen dieses Gipfelthales aus, einem mit Alpenblumen und Gras bedeckten Humusboden, der sich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entspringen 21 Quellen, welche hier das erste und fernste Euphratwasser liefern. Diese Gipfelsenkung führt den Namen Domlu-Dägh und erhebt sich mittels des Siedepunktes 995 m über der Hochebene und 2828,60 m über dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Beiläufig 65 m unterhalb der höchsten Quelle sprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Wasser liefert, als alle übrigen Quellen zusammengenommen. Sie ist die schönste, reinste und frischeste Bergquelle, die ich je gesehen, und hat eine Temperatur von nur 2,8° C. Kristallklar in prächtigem Sprudel strömt der Springquell aus einem von Trachytsteinen künstlich übereinander gehäuften Becken. Diese Einfassung verdankt sie den Besuchern, welche an schönen Tagen von nah und fern herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur sich zu freuen und das köstlich frische Wasser zu genießen. Ganz nahe dieser Quelle tritt nackter Felsen zu Tage, ein Trachytporphyr mit glasigen Feldspatkristallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Wassermenge, fließt sogleich als Bächlein weiter, vereinigt sich bald darauf mit andern zuströmenden Wassern, strömt anfangs in östlicher Richtung unter dem Namen Domlu-su durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dägh flüchtig, schäumend und tosend, bald zwischen nacktem Felsgestein, bald über grüne Matten, und wendet sich dann im südlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andre Quellströme von allen Seiten zufließen. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Wasser, sieht fast mehr wie ein Kanal als wie ein Fluß aus und heißt Kara-su. Auf den Höhen des Giaur-Dägh leben in dem reinen Euphratwasser Forellen, im Kara-su kommen andre Fischarten vor, die einen widerlichen Sumpfgeschmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen

Fieber erzeugen soll. Fünf Stunden nordwestlich von der Stadt Erzerum vereinigt sich der Sertshämäh-su mit dem Kara-su. Ersterer entspringt von den schneeweißen Gipfeln des Berges Sertshämäh, welcher in der Form einer abgestutzten Pyramide sich zwischen dem Sichtshik und dem Kop-Dāgh erhebt und nach seiner Form zu schließen wahrscheinlich gleich jenen ein erloschener Vulkan ist. Aus einer Schlucht, nahe dem Fuße des Hosha-Bunār, tritt der Sertshämäh-su in die Hochebene ein. Er liefert eine fast ebenso große Wassermenge, als der Kara-su, und unterscheidet sich von demselben durch einen viel rascheren Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Kara-su nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Tomlu-Dāgh bis zu dem Fuße des Hosha-Bunār oder Kop-Dāgh rechnen. Bemerkenswert ist, daß alle die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene umsäumen und die ersten Euphratwasser bilden, aus trachytischem Gestein, gewöhnlich aus Trachytporphyr gehen, der sonst den Geognosten nicht eben seines Quellenreichtums wegen bekannt ist. Der Quellenreichtum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größeren Feuchtigkeit der Atmosphäre und der reichhaltigen Niederschläge müssen auch hier Felder und Wiesen, wie in der Ebene von Erivān, durch künstliche Abzugskanäle bewässert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

Heilige Haine und Bäume der Finnen[1].

Haine und Bäume haben bekanntlich auch die Finnen in ihrer heidnischen Zeit heilig gehalten, und in Hainen feierten sie wahrscheinlich, wie noch in späteren Zeiten ihre Stammverwandten an der Wolga, ihre heidnischen Feste. Solche Heiligtümer werden in der Geschichte Finnlands bereits in der Zeit erwähnt, als nur das südwestliche Finnland und ein Teil Tawastlands zum Christentum bekehrt waren. So z. B. befestigte der Papst Gregorius IX. im Jahre 1229 die Besitzungsrechte der Kirche Finnlands auf die Haine und heiligen Orte, die, früher zu abgöttischen Zeremonien der Heiden benutzt, von den aufs neue zum Christentum Bekehrten freiwillig der Kirche abgetreten worden waren. Ein Hain dieser Art war vielleicht auch ein zu heidnischen Festen benutzter Landstrich in dem Kirchspiel Masku, den Bischof Thomas fünf Jahre später, 1234, seinem Kaplan Wilhelm schenkte.

Heilig gehalten waren wahrscheinlich auch die Bäume, um welche die Tawasten die Christen sich zu Tode laufen ließen, wie in dem Schreiben erzählt wird, in welchem der oben erwähnte Papst 1237 den Kreuzzug gegen die Tawasten predigte. Daß man laut der Erzählung Erwachsene den Abgöttern opferte, andre aber in erwähnter Weise sich zu Tode laufen ließ, läßt vermuten, daß dieses Laufen als eine Versöhnung der „heiligen Bäume" betrachtet wurde.

Aus religiösen Gründen wurden natürlich solche Heiligtümer von der christlichen Priesterschaft allmählich mit Feuer und Axt zerstört. Dessungeachtet erhielten sich manche bis in unsre Tage. Besonders bekannt ist ein Hain alter bemooster Föhren und Tannen in der Nähe der Stadt Kuopio, Ristinkanta (Kreuzgrund) genannt, wo die Bevölkerung noch um 1650 opferte und abergläubische Bräuche trieb, bis der Küster Paavo Lyytikäinen, ein kühner Veteran aus dem 30jährigen Kriege, es wagte, auf Befehl des Pfarrers den Hain niederzuhauen. Noch gegen Ende desselben Jahrhunderts war unweit der Kirche Oriwesi ein Hain, Ristinkangas (Kreuzhöhe), wo die Bevölkerung die heidnische Sitte bewahrt hatte, beim Vorübergehen einen grünen Zweig unter einer großen Fichte zu opfern. Diese Fichte und das beim Opfern angesammelte Reisig wurden zuletzt von dem Pfarrer in Oriwesi, Joseph Lauräus (1686 bis 1694), verbrannt. Die Kreuzbenennung dieser Orte bezeugt, wie es scheint, daß die Priester schon in älteren Zeiten ein Kreuz in den heidnischen Hainen errichteten, um so allmählich das Heidentum zu verdrängen. Es ist wenigstens von den heidnischen Festen bei den finnischen Völkerschaften in Rußland bekannt, daß orthodoxe Priester nicht selten dabei anwesend sind und daß die Namen der heidnischen Götter in den Gebeten nur allmählich durch die Namen der orthodoxen Heiligen ersetzt werden.

Vielleicht wurden diese Haine ehemals als Grabfelder benutzt. Noch in späteren Zeiten haben die orthodoxen Dörfer in Karelien jedes seinen Tannenhain gehabt, wo die Bewohner ihre Leichen begruben, um den mühsamen Weg zu der entfernten Kirche zu sparen, und man erzählt, daß der orthodoxe Priester, um seinerseits die Mühe zu sparen, bei der Meldung des Todesfalles auf die Treppe seines Hauses heraustrat und in der Richtung des Haines die Asche des Toten segnete. Kaum 20 Jahre vorher sollen die orthodoxen Bewohner Kareliens beim Hofgericht Wiburg einen Prozeß mit ihrer Priesterschaft über diesen Hain gehabt haben.

Heilige Haine giebt es gegenwärtig kaum noch in Finnland. Heilige Bäume, Opferbäume, sind aber nicht besonders selten. Unlängst stand in der Nähe des Hofes Metteli im Kirchspiel Kristina (Savolaks) ein großer Wachholderbaum, Mettelinkataja genannt, 13 Ellen hoch, die Krone mehr als 50 Ellen und der Stamm, der sich bald verteilte, $5^1/_2$ Ellen im Umfange. Unter diesem weit bekannten Baume wurden in alten Zeiten abergläubische Zeremonien in der Johanniszeit betrieben. Der Baum wurde als Schutzgeist des Hofes betrachtet und behütet und die Wirtinnen brachten demselben Opfer. Im Sommer 1874 aber wurde der alte Baum durch einen Blitz zersplittert und seitdem ist davon nur der Stubben übrig geblieben.

In dem Kirchspiel Wiitasaari, nicht weit von Jyväskylä, stand auf der Landzunge Soskonniemi in dem Keitele-See eine alte Tanne, Soskonkuusi genannt. Laut der Volksüberlieferung war die Tanne von den ersten Kolonisten der Gegend gepflanzt, um als Glücksbaum zu dienen. Der Ruf des Baumes vermehrt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Von jeder Art der Ernte des Jahres brachte man, ehe noch jemand davon gekostet hatte, dem Baum zum Opfer; unter dem Baume sammelte sich dann die ganze Bevölkerung des Dorfes, um die Opferspeisen zu verzehren. Die Tanne ist so groß, daß zwei Männer, die den Stamm umspannten, kaum einander berühren konnten. Die Tanne wurde als ein sicherer Wahrsager betrachtet. Brach ein Ast in dem Gipfel und fiel zur Erde, so erwartete man mit Sicherheit das Sterben jemands; war der gebrochene Ast groß, so war auch der Sterbende ebenso gewachsen oder alt. Mehr und mehr starb die Krone des Baumes ab, und in demselben Maße starb das Geschlecht, dessen Voreltern die Tanne gepflanzt hatten, aus. Endlich war davon nur ein altes Weib übrig. Eines Tages stürzte die Tanne und kurz nachher schloß auch das Weib seine Augen.

Bekannt als Opferbaum war auch an dem Ufer desselben Sees eine Birke, Kajaman koivu genannt. Der erste finnische Mann, der in die Kajama-Gegend kam, soll einen Lappen gefragt haben, wo er den glücklichsten Platz für die

[1] Vergl. Globus, Bd. LIX, S. 313, zusammengestellt nach Mitteilungen in der finnischen Zeitung Uusi Suometar, 1880 und 1881.

Anlage seines Hofes finden könnte. Der Lappe antwortete: „Gehe längs dem Ufer des Sees, bis du ein Haselhuhn siehst, das auf dem Ast einer Birke sitzt, die sich gegen den See krümmt; dort ist der beste Platz für deinen Hof. Thue aber weder dem Baum noch dem Haselhuhn Schaden!“ So fand der Finne die Birke, die seitdem heilig gehalten wurde. An den Wurzeln derselben wurden Opfer gebracht, unter denen sich mehrere Vögel, wenigstens ein Haselhuhn befinden mußte.

Einer Opferbirke in dem Kirchspiel Kangasniemi in Savolaks wurde jeden Michaelstag ein Hammelkopf dargebracht. Einmal wollte sich eine Dienerin die Mühe ersparen und warf den Kopf nur aufs Feld und sagte: „Holst du dir, guter Herr, den Kopf nicht, so hast du ihn nicht nötig.“ Der Götze in der Birke soll wirklich den Hammelkopf geholt haben, ärgerte sich dabei aber so, daß er auch die Hälfte des Daches eines Kornbodens mit sich nahm.

In der 46. Rune von Kalewala wird beschrieben, wie der ewige Sänger Wäinämöinen den Kopf des getöteten Bären in den Wald brachte und das Schätzchen dort ließ.

„Auf des goldenen Hügels Gipfel,
Auf dem erzdurchwachsenen Berg,
Hoch an einer herrlichen Fichte,
Einem hundertästigen Baum;
Hängt ihn auf am breitesten Zweige,
An dem stärksten, zähesten Ast,
Allen Leuten im Dorf zur Freude,
Jedem Wandersmanne zur Lust.“

„Hängt ihn mit den Zähnen nach Osten,
Mit den Augen gegen Nordwest,
Doch nicht grade im höchsten Wipfel;
Hätte ich dort ihn aufgehängt,
Könnt' das Wetter ihn leicht verderben,
Und der Sturmwind Schaden ihm thun.
Auch nicht unten hing er am Baume —
Hätte ich dort ihn aufgehängt,
Könnten die Ferkel ihn benagen,
Könnten ihm die Borstigen nahn [1].“

Dieselbe Sitte läßt sich fast bis auf unsre Tage verfolgen. In den Opferbäumen findet man nicht selten hölzerne Nägel eingetrieben. In dem Kirchspiel Kangasniemi auf einer kleinen Insel in dem See Puulawesi, Karhusaari (Bäreninsel) genannt, steht eine trockene Fichte, 5 Faden hoch und $7^1/_2$ Zoll im Durchmesser. Von der nördlichen Seite des Stammes sind Späne abgehauen zum abergläubischen Gebrauch. An diesem Baume waren noch vor zwanzig Jahren vier Bärenschädel mit Nägeln aus harzigem Fichtenholz befestigt; gegen das Ende des letzten Jahrhunderts aber hingen dort sieben Schädel, der unterste vier Ellen hoch von der Erde, die übrigen höher. Unter dem Baume lag eine große steinerne Platte und eine Menge kleinere in einem Kreise herum. Auch beim Graben in der Erde fand man Bärenschädel und Kieferknochen, zum Teil ziemlich tief.

Auf einer sehr kleinen Insel im Kieluwasee in dem Nachbarkirchspiel Hirvensalmi steht eine ebenfalls seit mehreren Jahrzehnten trockene Fichte, deren Stamm sechs mit der Axt eingehauene Kerbschnitte zeigt. Die Erde unter dem Baume war erfüllt mit Kieferknochen und Zähnen von Bären. Dabei lag eine lange Stange. Solche Stangen wurden benutzt, um die Bärenköpfe an dem Baume zu befestigen, so daß die Stange in der Spalte des Baumes angebracht war, und der Kopf hing am äußeren Ende derselben. Das Volk erinnert sich noch der vier Männer, die zum letztenmal diese Fichte benutzt hatten. Sie hatten zusammen die „Honigtätzchen“ verfolgt und getötet, dann ein Fest auf einem Berge gefeiert und die Köpfe nach der Insel gebracht. Dorthin brachten sie auch die Knochen vom Luchse und andern wilden Tieren, wie auch die Eingeweide der Bären.

Auch in Karelien, auf einem Berge im Kirchspiel Tohmajärvi, kannte man eine große Fichte, an deren Stamme sechs oder sieben Bärenschädel festgenagelt waren. In einer Hütte auf dem Berge wohnte ein weitgepriesener Bärenschütz und man erzählt, daß er immer singend den Kopf nach dem Baume brachte. Endlich, sagt man, wagte es ein Mann, namens Tunniainen, den Baum umzuhauen.

Die letzterwähnten Opferbäume scheinen besonders zur Erlangung des Jagdglücks errichtet worden zu sein. Andern Bäumen an den Seeufern opferte man, um guten Fischfang zu erzielen. Unter diesen wurde das Fischergerät verfertigt, dorthin brachte man die Schuppen und Eingeweide der Fische, an ihnen nagelte man die Aalraupe fest, die beim Fischzug einen schlechten Fischfang bedeutete. Zur Beförderung der Landwirtschaft dienten Opferbäume auf den Feldern in der Nähe des Hauses.

[1] Kalewala, das Volksepos der Finnen. Übersetzt von Hermann Paul. Helsingfors 1886, II, S. 307 bis 308.

Bücherschau.

Daniel G. Brinton, The American Race: A linguistic classification and ethnographic Description of the Native Tribes of North and South America. New York. Hodges 1891.

Klar, nüchtern und bündig, wie alle Schriften des vielseitigen und überaus fleißigen Gelehrten in Philadelphia, ist auch diese Arbeit, in welcher derselbe zum erstenmale die gesamte amerikanische Menschheit vom Eismeere bis zum Feuerland systematisch gegliedert uns vorführt. Es ist die geographische Provinz der Amerikaner, in welche hier auch die sonst getrennten Eskimos eingeschlossen sind. Nimmt man, wozu volle Berechtigung vorliegt, die Amerikaner als Ganzes, so ist die sprachliche Einteilung derselben, so weit heute unser Wissen reicht, die sicherste, während anderwärts eine solche Einteilung zu inneren Widersprüchen führt und Inkongruenzen zwischen Sprache und Körpermerkmalen ergiebt. Dabei übersieht und unterschätzt aber Brinton keineswegs die Kultur- und physischen Verhältnisse. Wo der vorhandene Stoff es erlaubt, stellt er selbstverständlich die grammatische Struktur der Sprachen über die lexikalischen Elemente bei seiner Gliederung. Von großem Werte ist die Sichtung und Rechtschreibung der Stammesnamen, die hier kritisch durchgeführt wird. Wie sehr schwanken dieselben, zumal im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten, wo ein und derselbe Stamm oft unter drei, vier Namen erscheint!

Brinton, der vollständig beherrscht, was in Amerika und Europa über die Amerikaner geschrieben wurde, geht zuerst auf die Abstammung ein und kritisiert Fusang, die Atlantis und ähnliche mit mehr Phantasie als Grund herbeigezogene Hilfsmittel, um die Amerikaner aus der Alten Welt zu holen. Daß jetzt noch Dschunken aus Ostasien an die Nordwestküste verschlagen werden, weiß er sehr wohl. Aber für eine Angliederung der Amerikaner an die Mongolen sind sie ohne Beweiskraft. Dschunken sind eine verhältnismäßig spät entstandene Schiffsart der Chinesen und Japaner und konnten daher bei einer ursprünglichen Besiedelung nicht in Betracht kommen. Der Verkehr an der Beringstraße zwischen beiden Kontinenten war stets vorhanden. Hierbei ist aber zu bedenken, daß Sibirien erst sehr spät, in neolithischer Zeit bevölkert wurde, und daß der gegenüberliegende Teil Nordamerikas, Alaska, bis in die neueste geologische Epoche hinein so vergletschert war, daß über diese Landstriche eine Verbindung der Menschen der Alten und Neuen Welt nicht erfolgen konnte. Hält man aber an der Einheit des Menschengeschlechtes fest, dann muß man in eine weite geologische Vergangenheit zurückgreifen, um den Zusammenhang festzustellen.

Wir wissen jetzt durch unzweifelhafte Funde, daß der Mensch in Amerika sehr alt ist, daß er dort früher lebte als in Sibirien oder in Polynesien, die erst zur neolithischen Zeit

bevölkert wurden. Auf dem amerikanischen Festlande ist aber auch die Urheimat des Menschen nicht zu suchen, sondern nach Darwin in der Alten Welt (als Verwandter der katarrhinen Anthropoiden). Wie und wann war diese mit der Neuen verbunden? Nach Geikie bis zur postglacialen Zeit durch eine Brücke, die 1000 m über dem heutigen nordatlantischen Ozeane lag. Vom heutigen Europa aus wanderte der Mensch auf dieser Brücke nach Amerika hinüber. So liegen heute die Anschauungen, die durch geologische, botanische und zoologische Thatsachen gestützt werden. Was man in 100 Jahren darüber denkt, ist eine andre Frage.

Die Amerikaner, die sich in der neuen Welt bildeten, stehen jetzt als eine ethnische Einheit, trotz vieler körperlicher Verschiedenheiten, vor uns da. „Nirgends finden wir eine Spur fremden Einflusses oder fremder Belehrung, nirgends Künste und gesellschaftliche Systeme, die wir auf die Einwirkung der östlichen Halbkugel zurückführen müssen.“ Der Unterschied zwischen den höchst kultivierten (wie Mexikanern) und den Durchschnittsamerikanern (z. B. Algonkin) war, von Architektur und einigen Erfindungen abgesehen, nicht so groß, wie man oft annimmt. Es liegt mehr Übereinstimmendes als Scheidendes vor, wie dieses das in kurzen Zügen entwickelte allgemeine Kulturbild Brintons bestätigt. Und die psychische Einheit der Amerikaner wird namentlich auch durch ihre Sprachen vollauf bestätigt; letztere sind, wie W. v. Humboldt erkannte, in ihrer „inneren Form“ überraschend gleichartig. Brinton teilt sie konventionell nach fünf geographischen Provinzen ein und zerlegt diese wieder in Unterabteilungen. Die den Hauptumfang des Buches einnehmenden Einzelschilderungen der verschiedenen Sprachen und Völker mit den reichen Literaturangaben sind Meisterstücke knapper inhaltreicher Arbeit.

R. Andree.

Dr. Fridtjof Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland. Deutsche Übersetzung. Mit 160 Abbildungen und 4 Karten. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt 1891.

Später als die englischen und französischen Übersetzungen liegt die deutsche uns vor und wenn auch durch vorherige Mitteilungen des Verfassers die Hauptergebnisse seiner Durchquerung Grönlands bekannt waren, so ist das vollständige Werk darum nicht weniger von Belang und fesselnd. Nansen hat etwas ausgeführt, was vor ihm keiner vermochte. Seine mühevolle Schlittenfahrt selbst füllt nur den kleinsten Teil des Werkes aus, ist auch nicht gerade der interessanteste und bestätigt uns, was wir schon allgemein annahmen, daß das Innere Grönlands mit Eis und Schnee bedeckt ist. Alle Schwierigkeiten, die ungeheure Kälte, die äußerst sparsame Ernährung, die große körperliche Anstrengung beim Schlittenziehen, bergauf bis zum höchsten Punkte (2718 m), wurden glänzend bewältigt. Die Durchquerung ist noch dadurch ausgezeichnet, daß sie von Ost nach West durchgeführt wurde, nicht wie die bisherigen unvollendeten Versuche (Nordenskiöld u. a.) von West nach Ost gehend. Durch Nansen wissen wir, daß Grönlands Eisdecke sich regelmäßig von einer zur andern Küste wölbt, was er auf Druck zurückführt. Die Dicke derselben nimmt Nansen bis zu 2000 m an; die Oberfläche zeigt dünne Eiskrusten und trocknen Schnee. Was die Temperatur im September betrifft, so war dieselbe im Mittel — 30° bis 34° C., eine ungewöhnlich niedrige. Während man am Tage — 15° C. beobachtete, folgten Nächte mit — 45° C.; also sehr große Schwankungen. — Das Buch ist ein fesselndes, denn außer dem wissenschaftlichen Inhalte bringt es viel persönliche Abenteuer, Jagdgeschichten, Schilderungen des Schneeschuhlaufens u. s. w. Dem kühnen Reisenden und seinen Gefährten folgt unsre ungeteilte Sympathie.

C. H.

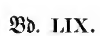
Aus allen Erdteilen.

— **Die Baumwollenkulturen in den deutschen Kolonieen.** Hiermit ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden und es steht zu hoffen, daß Deutschland einen Teil der 980000 Ballen, die es jetzt jährlich aus dem Auslande bezieht, durch seine eigene Kolonialthätigkeit erhalten wird. Die Vereinigten Staaten beziehen über Bremen, den Hauptbaumwollenmarkt des Kontinentes, jährlich allein 135 Mill. Mark. Diese einzige Ziffer beweist, wie wichtig es für Deutschland ist, sich hier möglichst unabhängig zu machen und dazu sind unsre, für den Baumwollenbau geeigneten Kolonieen ausersehen. Schon vor zwei Jahren konnte sich Baumwolle, gezogen in Kaiser-Wilhelmsland (Neu-Guinea), auf dem Bremer Markte mit Ehren sehen lassen. Die dortigen Anpflanzungen von Gossypium barbadense, der nordamerikanischen Sea-Island-Baumwolle, bei Stephansort, stehen unter Leitung des bekannten Südseeforschers Kubary.

Über die Baumwolle in Togo berichtet Herr von François, über Bismarckburg Wolf und Kling. Dr. Zintgraff hat schon Ende 1888 Baumwolle eingesandt, die auf der Barombi-Station in Kamerun gezogen war, und das Resultat der Prüfung war ungemein günstig. In Ostafrika hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft sich mit der Frage der Baumwollenkultur beschäftigt, für die dann namentlich die süddeutschen Fachkreise lebhaftes Interesse zeigten, so daß die Gesellschaft heute im Begriffe ist, Versuche in größerem Maßstabe anzustellen. Alle Anzeichen weisen aber dahin, daß wir in Zukunft den Schwerpunkt der Arbeit in Baumwolle nach Togo und Kamerun zu verlegen haben werden. In Togo wird von jeher im ganzen Gebiet die Baumwolle in guter Qualität gepflegt, und da auch Kamerun einheimische Baumwollbäume und Stauden hat, liegt keinerlei Grund vor, an der Möglichkeit zu zweifeln, auch dort in Zukunft Baumwollplantagen in großem Maßstabe anzulegen. Ob man dabei zur amerikanischen Pflanze greifen oder die einheimischen Arten bearbeiten wird, ist eine Frage, über welche nur die praktische Erfahrung wird entscheiden können. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es besser sein, sich an das afrikanische Material zu halten, da Gossypium barbadense den starken Regenfällen Afrikas nicht genügenden Widerstand entgegensetzt. Neuerdings ist von der deutschen Regierung der Gärtner Goldberg, welcher lange auf Samoa sich mit Baumwollenpflanzung beschäftigte, angeworben worden, um den Baumwollenbau in Togo und Kamerun in die Höhe zu bringen.

— **Raimondis Nachlaß.** In Antonio Raimondi, der am 25. Oktober 1890 zu San Pedro bei Pacasmayo in Peru nach langen Leiden starb, hat dieses Land seinen besten Kenner und größten Naturforscher verloren. Geboren 15. September 1826 zu Mailand, kam er 1851 nach Peru, dessen Erforschung nun seine Lebensaufgabe wurde. Von seinem Hauptwerke El Peru sind drei Bände erschienen, von denen zwei historisch-geographischer Art sind. Gegen Ende 1889 gab er in Paris bei Erhard die ersten fünf Bände seiner großen Generalkarte von Peru in 1 : 500000 heraus, der Rest von fünf Blättern soll bald erscheinen. Außerdem erschienen Monographieen über die Departements Loreto (am Amazonas) und Ancash, sowie viele bergmännische Arbeiten in den Annales de Minas. Raimondi, der in bedrängten Umständen lebte, verkaufte seine Sammlungen und Manuskripte, die Frucht 19 jährigen Sammelns und Studiums im Innern Perus, für 50000 Dollars an den Staat, und um diesen Preis werden sie jetzt wieder von der Regierung, die ursprünglich ein Museum dafür bauen wollte, ausgeboten. Der Krieg mit Chile und die sich daraus ergebende Geldverlegenheit Perus vereitelten diesen Plan. Es befindet sich darunter das großartige Herbarium, die fast vollständige Sammlung der peruanischen Mineralien, die von Gabb bestimmten Versteinerungen, sowie die zoologische Sammlung. Außerdem das ganze handschriftliche Material. In den Vereinigten Staaten interessiert man sich für den Ankauf.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Globus.

Nr. 23.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von Richard Andree.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. 1891.

Die Wälder Virginiens unter dem Einfluß der Kultur.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause. Kiel.

Selten wird der europäische Naturforscher und Naturfreund sich bewußt, wieviel Kunst in der ihn umgebenden Natur steckt. Die Wälder, Heiden, Brüche und Wiesen der Heimat erscheinen uns als unverfälschte deutsche Landschaften. Freilich ist manchmal urkundlich nachweisbar, daß, wo heute hundertjährige Kiefern den Boden beschatten, vor einigen Jahrhunderten Heide war und noch einige Jahrhunderte früher Eichenwald, mit Eschen, Espen, Ulmen, Ahorn und Weiden gemischt; aber wenn jemand behauptet, daß es solche Wälder, solche Heiden und Wiesen, wie wir sie heute um uns sehen, vor dem Eindringen der menschlichen Kultur gar nicht gegeben habe, findet er selten Glauben.

Victor Hehn hat versucht, aus geschichtlichen und aus sagenhaften Überlieferungen, sowie durch Vergleichung der Sprachen und Sitten der alten Kulturvölker nachzuweisen, daß die Pflanzendecke der Mittelmeerländer in der Vorzeit einen ganz andern Charakter hatte als jetzt. Sein Buch hat mehrere Auflagen erlebt, aber die maßgebenden Pflanzengeographen haben seine Schlußfolgerungen bis jetzt nicht anerkannt. Die Entwickelung mehrerer einförmiger Landschaftsbilder aus einem einzigen bunten kann man in Europa jetzt kaum noch beobachten; man hat keine Beispiele mehr vor Augen für solche Umwälzungen, wie sie Victor Hehn für Südeuropa und mehrere andre Schriftsteller für einzelne mitteleuropäische Landstriche annehmen.

Verständlicher werden uns solche Vorgänge bei Betrachtung der Neuen Welt. Die folgende kurze Schilderung der Pflanzenwelt Virginiens wird zeigen, wie aus gemischtem Walde nicht nur Bauplätze, Gärten und Äcker gewonnen werden, sondern wie aus demselben Urwalde auch verschiedene sogenannte natürliche Vegetationsformationen hervorgehen: Nadelwald, Laubwald, immergrünes Gebüsch, heideartige Moor- und steppenartige Dünenlandschaft.

Meine Beobachtungen beziehen sich auf die Gegenden um Norfolk und Hampton, auf die Zeit des Mai und Juni 1890.

Urwüchsigen Wald erreicht man in Virginien am leichtesten in der Nähe neuangelegter Seebäder. Die deutschen Badeorte entwickeln sich meist aus Fischerdörfern und werden erst dann dem Eisenbahnnetz angeschlossen, wenn sie eine gewisse Bedeutung erlangt haben; in Amerika kauft der Unternehmer ein Stück Wüstenland, verbindet es durch eine Eisenbahn mit der nächsten Stadt und baut aus dem Holz des Waldes das Kurhaus. Solche, verhältnismäßig junge, von Wald umgebene Anlagen sind bei Norfolk Oceanview und Virginia beach.

Der Urwald besteht aus zwei Nadelbäumen und vielen Laubhölzern. Die ersteren sind eine Kiefer (Pinus australis) und die Sumpfcypresse (Taxodium distichum). Die Kiefer ist ihren europäischen Verwandten im Wuchs sehr ähnlich, sie erreicht eine ansehnliche Höhe. Die Sumpfcypresse gehört zu denjenigen Nadelbäumen, welche im Winter kahl stehen, ihre Blätter sind zweireihig angeordnet wie bei der Eibe und der Edeltanne. Dieser Baum erreicht mindestens dieselbe Höhe wie die Kiefer, ist aber so viel seltener, daß er das Gesamtbild des Hochwaldes nicht wesentlich beeinflußt. Unter den Laubhölzern sind bei weitem am häufigsten mehrere Eichenarten, dann folgen Ahorn und Platanen, seltener sind Nußbäume und andre Hölzer. Die Kiefer wird höher als irgend ein Laubholz, aber ihre Bestände sind nicht so dicht, daß nicht überall Laubbäume darunter hochkämen. Manchmal trifft man im Umkreise von einigen hundert Metern nur Kieferbäume, manchmal größere Laubholzgruppen ohne Kiefern, aber niemals reine Nadel- oder Laubholzbestände von nennenswerter Ausdehnung. Die Laubhölzer erreichen keine so auffallende Dicke wie die europäischen Eichen. Das Unterholz ist reich an immergrünen Formen: da ist sehr häufig ein Hülsebusch (Ilex), sehr ähnlich dem europäischen, er erreicht 15 m Höhe und 2 m Umfang; da ist ferner eine Eiche, die in der Blattform dem Ölbaum gleicht. Mehr fremdartig erscheinen dem Europäer der Sassafras, Magnolien und Aralien. Von Nadelhölzern

wächst zwischen diesen ein Wachholder, der nicht selten 2 m Stammumfang erreicht. Auf feuchtem Boden sind Weiden häufig. Schlingpflanzen giebt es viel in diesen Wäldern, einige sind dem heimischen Jelängerjelieber nahe verwandt, die meisten gehören mehr südlichen Typen an. Am häufigsten sind unter ihnen die rankenden Reben (Vitis), häufig ist auch der sogenannte wilde Wein (Ampelopsis), dessen Rankenenden durch Bildung luftleerer Hohlflächen fest an der Baumrinde haften. Auch Schlinggewächse, die nach Art des Ephen wurzeln, giebt es, und zwar laubwechselnde Formen. Nach mehr erinnern an südliche Klimate die Lianen mit gelbroten Gloxinienblumen (Bignoniaceen) und die immergrünen, stachligen Smilaceen. Viele dieser Schlinggewächse erreichen einen beträchtlichen Stammumfang, alle klettern bis in die Kronen der Laubbäume. Von Schlinggewächsen durchzogene Kiefernkronen habe ich nur vereinzelt gesehen, obwohl die Stämme dieser Bäume oft von Reben umrankt sind. Je lichter der Wald, desto dichter ist das Unterholz und desto größer das Gewirr der Reben und Lianen. Am Waldrande ist das Buschwerk oft so dicht, daß man trotz Messer und Schere nicht durchkommen kann. Wo die hohen Bäume dichter stehen, ranken die Schlinggewächse meist an den Stämmen dem Lichte zu, der Wald ist leidlich gangbar.

Hier und da finden sich Misteln auf den Bäumen.

Den Boden des Waldes bedecken kleine Sträucher und Kräuter verschiedenster Art. Sehr verbreitet ist ein Bickbeerenstrauch, höher als der europäische, häufig sind Brombeerbüsche, Erdbeeren, Veilchen, Gräser und Seggen. Die Farnkräuter sind den mitteleuropäischen sehr ähnlich. Auf nassem Grunde bedeckt ein Rohrgras mit verzweigten Halmen oft große Strecken des Waldbodens. Wo auf trocknem Boden das Laubholz spärlicher ist, und die Kiefern dichter stehen, wächst Fichtenspargel, Wintergrün (Pirola) und Frauenschuh.

Gegen den Ozean und gegen die brackigen Buchten der Chesapeakbai erstreckt der Wald sich bis an den Rand der Uferterrasse. Das Gezeitenland (Tidewater-Virginia) ist vollkommen eben und fällt gegen die See mit einem Steilufer von 1 bis 2 m Höhe ab. Das vor dieser Uferkante liegende, zeitweise überflutete Land trägt kein Holz; hier tritt als zweite natürliche Vegetationsformation die Wiese auf. Am Meeresstrande ist der Ufersand streckenweise zu Dünen aufgetürmt. Der Wind treibt den Flugsand manchmal weit in den Wald hinein. Die verwehten Bäume gewähren dann einen eigentümlichen Anblick. Ich sah eine Magnolie, deren Hauptstamm nur 1 m hoch aus dem Sande hervorragte, in der Umgebung sahen überall Zweigspitzen hervor, und die Blüten saßen unmittelbar auf dem Boden. Die Kiefern, welche auf diesem Dünensande aufwachsen, bleiben niedrig und verästeln sich stark, sie ähneln sehr dem Krummholz. Früchte tragen sie trotz ihrer Krüppelgestalt reichlich. Die immergrüne Eiche gedeiht gut auf dem Sande, ebenso die meisten laubwechselnden Sträucher. Die Eichbäume sind in unmittelbarer Nähe der See etwas seltener als sonst, an den Platanen bemerkte ich Spuren von Frost. Mehrere hohe, starrhalmige Gräser (Elymus u. a.), einige kleine Sträucher (Onagraceen), ein Kaktus und ein einjähriges Kraut (Linaria) habe ich nur auf solchem Dünensand gesehen, aber eine besondere Dünenvegetation bilden sie nicht.

Zahlreiche Süßwassertümpel liegen hinter und zwischen den Dünen. Sie haben im Gegensatz zu den Brack- und Salzwasserbuchten kein Wiesenufer, sondern dichtes Unterholz von Wachholder, Weiden, Magnolien, Hülsen, Sassafras und Araliaceen bedeckt die Ufer. Zwischen diesen ist sehr häufig die Sumpfcypresse, aber nicht als hoher Baum, sondern in niedrigen, kümmerlichen Exemplaren. Oft steht sie auf Bülten mitten im Wasser. Die meisten Wasserpflanzen sind europäischen Arten nahe verwandt (Batrachium, Nuphar, Utricularia, Hippuris, Potamogeton u. s. w.). Entstanden sind diese Süßwassertümpel aus Buchten, welche durch Dünenbildung von der See abgeschnitten wurden; manchmal bricht die Flut wieder in sie ein, sei es durch die Düne, sei es durch den schmalen Streifen festen Bodens, welcher wie eine Nehrung die ehemalige Bucht vom Meere trennt. In einem solchen Durchbruch südlich vom Kap Henry stehen Bülten von Walderde mit Kiefernresten nahe am Strande; abgestorbene, verwehte und verkümmerte Bäume umgeben den Wald. Die Taxodiumbülten sind teilweise umgeworfen, andre sind stehen geblieben, aber so abgewaschen, daß die knollige Anschwellung des sonst im Boden steckenden unteren Stammendes sichtbar ist. Die Süßwasserpflanzen wachsen zum Teil nach Rücktritt der Flut im Triebsand weiter.

Den Beweis für die Entstehung dieser Ufer- und Süßwasservegetation an und in abgeschnittenen, ursprünglich brackigen Buchten liefert ein Arm des Elisabethstromes bei Ropersville. Dort schneidet der Kanal vom Drummondsee einen unbedeutenden Seitenarm des genannten Gewässers ab. Da der Wasserspiegel des Kanals bedeutend höher liegt, ist dieser an der Kreuzungsstelle zwischen Schleusen eingeschlossen. Unterhalb der Schleusen findet sich am Elisabethstrom die Ufervegetation des Brackwassers, oberhalb hat sich an und in dem abgeschnittenen Wasser dieselbe Pflanzengemeinschaft angesiedelt, wie sie von den Dünentümpeln eben geschildert wurde.

Ich habe es für angebracht gehalten, die Küstenvegetation genauer zu schildern, um die Entstehung der hochmoorartigen Bildung des großen Schreckmoores (dismal swamp) verständlicher zu machen. Dieses Schreckmoor, welches an der Grenze Virginiens gegen Nord-Karolina liegt, ist keine Niederung, sondern ein der Küste paralleler Höhenzug, welcher gleich südlich von der Station Tuckers der „Norfolk and Western" Eisenbahn beginnt und bis nahe an den Albemarle Sund sich südwärts erstreckt. Der Nordabhang dieses Höhenzuges bei Ropersville besteht aus Dünensand und ist, soweit er nicht in Kultur liegt, mit gemischten Wäldern bestanden, die schon arg verhauen sind. Auf der Höhe — nach amerikanischen Angaben 27 Fuß über der Flutmarke von Norfolk — liegt der Drummondsee. Hier ist der Boden moorig, das Wasser des Sees sowohl wie des aus ihm zum Elisabethstrom führenden Kanals ist von brauner Farbe („wie starker Thee"). Sumpfcypressen und Wachholder sind hier häufiger als anderswo in Virginien, aber der Gesamtcharakter der Vegetation ist nicht verschieden von dem der oben beschriebenen Wälder. Der dismal swamp ist zweifellos eine alte Düne, der Drummondsee ein alter Ufersee. Außer diesen Uferseen giebt es kein stehendes Süßwasser im virginischen Küstenland.

Es giebt also im virginischen Küstenland nur zwei natürliche Vegetationsformationen: die Salzwiese und den gemischten Wald. Je nach der Bodenbeschaffenheit sind in letzterem die einzelnen Bestandteile in verschiedenem Verhältnis häufiger oder seltener. Es sei nebenbei erwähnt, daß auch die Salzwiese keine wesentlichen Verschiedenheiten zeigt, je nachdem sie auf Schlick oder Sand wächst, sie besteht in der Hauptsache immer aus denselben Binsen und Seggen. Ganz frei von europäischen Einwanderern sind diese Formationen nirgend geblieben, wo je einmal Menschen oder Haustiere eingedrungen sind. An ganz frischen und wenig benutzten Waldpfaden findet man schon Klee (Trifolium pratense), Knaulgras und Wegerich, sowie einzelne andre Unkräuter (Sonchus, Anagallis, Prunella, Rumex).

Ehe ich dazu übergehe, die Entstehung der verschiedenen Kulturlandschaften aus dem Urwalde zu erläutern, sei be-

richtet, wie der gerodete Wald auf verlassenem Lande sich erneuert. Es sind in Virginien viele Hufen verlassen, weil nach Aufhebung der Sklaverei die Landwirtschaft nicht so gewinnbringend erschien wie Fisch- und Austernfang. In manchen Wäldern sind die alten Ackerfurchen noch deutlich erkennbar zwischen Kiefern, die 15 bis 30 m Höhe und mehr als 1 m im Umfang erreicht haben. Die Schlachtfelder des Bürgerkrieges sind so bewaldet, daß sie kaum mehr zu finden sind; die vor noch nicht 30 Jahren auf offenem Lande angelegten Wälle und Brustwehren liegen jetzt in dichtem Hochwald [1]). Verlassene Äcker bewachsen zuerst mit Gras und Kraut und Reben, dann finden sich Sträucher an; bald erheben sich hier und da kleine Gruppen von Kiefern über das Gebüsch, und der gemischte Wald entsteht von Neuem. Daß bei dieser Auferstehung des Waldes dem Auftreten der Kiefer eine Periode vorhergeht, in welcher strauchiges Laubholz vorherrscht, ist bemerkenswert. An Kiefersamen fehlt es offenbar nicht, aber die junge Kiefernpflanze geht leicht ein. Kleine, fingerlange Sämlinge findet man sowohl im hohen Walde als auf offenem Sande überall in Menge, desto seltener aber Gruppen von Stangenholz, diese vielmehr ausschließlich auf lichten Waldplätzen und in lichten Gebüschen. Es ist augenscheinlich, daß die Kiefer auf offenem Lande nicht hochkommen kann; — ob die Dürre des Hochsommers die Ursache ist, oder was sonst, bleibt zweifelhaft. Unter dichtem Laubdach kann die Kiefer auch nicht aufwachsen; die Folge davon ist, daß sie nirgend geschlossene Bestände bildet, sondern stets dem niedrigeren Laubholz einen beträchtlichen Raum lassen muß. Würden die verlassenen Äcker von vornherein überall gleichmäßig dicht mit Busch bewachsen, so könnte die Kiefer das Feld nicht behaupten; aber im Gebüsch bleiben und entstehen stets Lücken, diese besetzt die Kiefer, die Dickichte verbleiben dem Laubholz. Diese Wälder „zweiter Auflage" sind schöner und regelmäßiger gewachsen als die ursprünglichen, weil der Altersunterschied ihrer Bäume nur ein geringer ist. Hohe Sumpfcypressen habe ich in nachgewachsenen Wäldern nicht gesehen. Diese Baumart gehört einer im Aussterben begriffenen Gruppe an, die durch ihre Organisation an frühere geologische Perioden erinnert. Anderseits sind europäische Unkräuter und verwilderte Kulturpflanzen, wie Wegerich, Ampfer, Klee und Möhre nicht selten in solchen Wäldern.

Wird der Wald nicht gerodet, sondern nur ausgenutzt, oder läßt man ihn nach dem Abtrieb unter dem Einfluß der Kultur wieder aufwachsen, so nimmt er ein je nach der Behandlung verändertes Aussehen an. Da die Kiefern wegen größerer Höhe und Dicke ihrer Stämme wertvoller sind als das Laubholz, so werden meist nur jene gehauen, während dieses stehen bleibt. (Norfolk exportierte 1887 500 000 Fuß kienene Bretter.) Die hohen Laubbäume, welche zwischen Kiefern aufgewachsen sind, haben eine sehr zusammengezogene Krone, sie gleichen den Eichen, welche in den ostholsteinischen Buchenwäldern wachsen. Die jungen Laubhölzer aber, welche noch im Unterholz steckten, wachsen nach dem Abtrieb der Kiefern schnell auf und breiten ihre Krone nach allen Seiten weit aus. So entsteht reiner Laubwald. Die Abstände zwischen den hohen Bäumen sind verhältnismäßig groß, das Unterholz ist sehr reichlich; Wege und Lichtungen sind mit Gräsern, Seggen, Binsen, Erdbeeren und andern teils amerikanischen, teils europäischen Stauden und Kräutern bewachsen. Einzelne Laubholzarten werden aus diesen Wäldern ihres Wertes wegen bald ausgehauen, besonders die Nußbäume. An Plätzen und Wegen trifft man oft Kiefernsämlinge und manchmal Gruppen von Stangenholz; sie liefern den Beweis, daß der reine Laubwald ein Kunstprodukt ist.

Nasse Wälder hat man durch Gräben entwässert; in solchen findet man das Rohrgras noch auf jetzt trockenem Boden.

An einer Stelle südlich von Norfolk sah ich einen Wald, aus welchem außer den Kiefern auch das Unterholz ausgehauen war, also vollständigen Laubhochwald.

Während der eben beschriebene Laubwald einem Raubsystem seine Entstehung verdankt, erwächst unter verständiger Forstwirtschaft der reine Kiefernhochwald. Geschlossene Kiefernbestände bilden sich, wenn das Laubholz und Buschwerk aus dem Urwalde entfernt wird. Es muß der Abtrieb des Unterholzes so oft wiederholt werden, bis die nachgewachsenen Kiefern einen hinreichend dichten Stand erreicht haben. Einzelne kleine Eichen trifft man stets noch in diesen Wäldern, im übrigen bedeckt sich der Boden mit Brombeerbüschen, Bickbeersträuchern u. dergl., zwischen denen Reben und Smilaceen ranken, und Adlerfarn und zahlreiche Stauden und Gräser gedeihen. Weißer Klee und andre europäische Pflanzen (Ranunculus repens, Cerastium triviale, Veronica triphyllos, Anthoxanthum odoratum u. s. w.) wachsen zwischen den amerikanischen Arten, und unter den letzteren sind mehrere, die auch in Europa schon als Unkräuter bekannt sind (Oxalis, Sisyrynchium). Dem europäischen Laien würden in solchem Walde nur die Reben als fremdartig erscheinen.

An einzelnen Stellen trifft man bei Norfolk junge Kiefernbestände, so dicht, daß keine andre Pflanze dazwischen aufkommen kann. Die regelmäßige Form dieser Bestände macht es zweifellos, daß sie angesät sind.

Ziemlich reine Bestände der Sumpfcypressen — den mitteleuropäischen Ellernbrüchen vergleichbar — sind stellenweise an den Süßwasserseen entstanden, wo das hohe Holz geschlagen ist, besonders am Drummondsee.

Während die drei bisher geschilderten sekundären Waldformationen den mitteleuropäischen entsprechen, erinnert die nun zu beschreibende an die Mittelmeerländer. Ich meine das immergrüne Gebüsch. Solches findet sich auf der Landzunge, auf deren Südspitze die Festung Monroe liegt. In der Mitte genannter Landzunge liegt der Friedhof der Festung in hohem Kiefernwald. In unmittelbarer Nachbarschaft des Friedhofs ist der Kiefernbestand schon sehr gelichtet, Gestände der laubwechselnden und kleine Bäume der immergrünen Eichenart bilden mit Hülsen u. a. das Unterholz. Daran schließt sich südwärts kahle Düne, der Schießplatz der Festung, nordwärts ein dichtes Gebüsch von Hülsen und immergrünen Eichen, durchrankt von Smilax und Reben. Der dichte Bestand, der Seewind und der Flugsand erschweren den Nachwuchs der Waldbäume, unmöglich gemacht wird er durch das Vieh, welches hier weidet und das zarte Laub der aufschlagenden Bäume den starren Blättern der immergrünen Sträucher vorzieht. Es ist derselbe Vorgang, wie in vielen Küstenländern des Mittelmeeres, wo der Biß der Ziegen das Wiederwachsen des Waldes verhindert und nur Gestrüpp aufkommen läßt.

Am abweichendsten von der urwüchsigen gestaltet sich das Landschaftsbild der entwaldeten Düne. Die erste Folge des Abholzens ist eine größere Ausbreitung des Flugsandes nach der Landseite — eine Abflachung und Verbreitung der Düne. Der Wald würde zu seiner Erneuerung eine lange Zeit gebrauchen und er kann sich gar nicht erneuern, wo das Dünengelände als Viehweide, als Exerzierplatz oder zum Ausbreiten von Netzen gebraucht wird. Solche Strecken bewachsen mit starrblätterigen, blaugrünen Gräsern, Binsen und mit ganz niedrigem Strauchwerk, stellenweise auch mit Kaktus (Opuntia). Dazwischen ranken und kriechen häufig Reben und Smilax. Sehr häufig ist ein einjähriges Lein-

[1]) Nach der landwirtschaftlichen Zeitung „The Cornucopia" 1889.

kraut (Linaria) mit blauen Blumen. Von größeren Sträuchern ist die immergrüne Eiche mit am häufigsten. Die Dünen sind verhältnismäßig arm an eigentümlichen Pflanzen, und ich habe am Meere keine Art gesehen, die nicht auf dem Flugsand des Binnenlandes auch vorkäme. Allmählich wird auch diese Pflanzengemeinschaft durch europäische Einwanderer vergrößert werden. Der Spargel ist um Norfolk schon an vielen Stellen verwildert und gedeiht besonders auf sandigem Boden am Ufer, ebenso sind die Kalipflanze und die Melde (Salsola kali und Atriplex hastata) an einigen Stellen der Küste bei Norfolk und Old Point schon vorhanden. Brachliegende Sandschollen des Binnenlandes sind manchmal ausschließlich mit zwei europäischen Arten bestanden, dem Mauseklee und dem kleinen Sauerampfer (Trifolium arvense und Rumex Acetosella). Im Anschluß an die Düne entwickelt sich meist eine weitere Vegetationsformation: die Wiese, und zwar in einer von der urwüchsigen Salzwiese gänzlich verschiedenen Zusammensetzung. In den Dünenthälern gedeihen auf feuchtem Boden Gräser und Binsen, sowie allerlei Blumen, deren ursprüngliche Standorte feuchte Waldplätze sind. Dazwischen haben sich Knaul- und Timotheegras (Dactylis glomerata und Phleum pratense), Wegerich (Plantago major), Klee (Trifolium pratense) und andre Einwanderer (Anagallis, Prunella, Sonchus, Ranunculus sceleratus) angesiedelt. Streckenweise zieht sich ein zusammenhängender Wiesenstreifen an der Landseite der Dünen hin.

Seit durch Aufhebung der Sklaverei eine intensive Bearbeitung des Bodens erschwert ist, hat in Südostvirginien die Viehzucht auf Kosten des Fruchtbaues sehr zugenommen. Der Bedarf dieser Landschaft an Heu soll sich jetzt jährlich auf fast eine halbe Million Doppelzentner belaufen, wovon der weitaus größte Teil im Lande selbst gewonnen wird. Aber dieses Heu stammt von keiner der beiden bis jetzt geschilderten Wiesenformen, sondern von Feldern, die mit Klee und Gras (Trif. arvense, pratense und selten hybridum, Dactylis glomerata und Phleum pratense) bestellt sind.

Am Dismalswamp hat der Ackerboden streckenweise das Aussehen kultivierten Heidelandes, ist anmooriger, geschwärzter Sand, stellenweise ist der Boden sehr moorig und naß. Ortstein findet sich nicht. Der Pflanzenwuchs dieses Bodens an den Wegen, am Kanalufer und auf verlassenem Land erinnert durch Königs- und Adlerfarn, Heidecker (Tormentilla), Brombeeren, Wachholder u. a. an Heidevegetation, aber es fehlt ein Analogon des Heidekrauts, so daß ein bestimmter Vegetationscharakter nicht ausgeprägt ist. An nassen Stellen ist die Sumpfcypresse stellenweise ziemlich häufig.

Die Feldfrüchte sind von ihren kosmopolitischen Unkräutern begleitet. Man baut hauptsächlich Mais, Hafer, Kartoffeln und Erdbeeren. Von diesen stammt eigentlich nur der Hafer aus der alten Welt, aber die Kartoffel ist in dieses Land auch erst auf dem Umwege über Europa gekommen, sie wird allgemein als „Irish potatoe" bezeichnet, und eins der häufigsten Unkräuter der Kartoffeläcker ist der gemeine Erdrauch (Fumaria officinalis). Die Gras- und Kleefelder erwähnte ich schon. Weniger ausgebreitet ist der Anbau von Roggen, Tomaten, Erbsen, Kohl, Spinat, Möhren, Lauch, Sellerie, Spargel u. s. w. Die Flora der Weg- und Ackerränder stammt vorwiegend aus der alten Welt, da sind Klee und Gräser, Möhren und Spargel verwildert, da wachsen Kamillen, Beifuß, Schafgarbe, Trespe (Bromus arvensis) und viele andre Einwanderer. Von amerikanischen Gattungen haben nur die widerstandsfähigsten einen hervorragenden Platz behauptet, solche nämlich, welche auch in Europa Eingang gefunden haben (Aster, Erigeron, Oenothera, Sisyrynchium).

Stellenweise finden sich im Kulturland bedeutendere Reste der ursprünglichen Flora. Manchmal ragen noch verkohlte Baumstämme aus Mais- und Haferfeldern auf, und daneben hat sich allerlei Buschwerk lebend erhalten. Die heideähnliche Vegetation auf Moorboden ist schon erwähnt. In andern Gegenden hat man zwischen den Hufen Streifen Waldes stehen lassen, deren Vegetation mit Unkräutern durchsetzt in mancher Hinsicht an die Knicks der cimbrischen Halbinsel erinnert. Häufig sind einzelne alte Bäume oder Baumgruppen bei den Häusern der Ansiedler stehen gelassen; besonders den Wachholder trifft man dort nicht selten.

Virginien wird noch nicht drei Jahrhunderte von seßhaften Menschen bewohnt, und schon ist die Vegetation so bedeutend beeinflußt, daß der Botaniker viele Pflanzen nach der Art ihres Standortes dort für inländische halten müßte, wenn es nicht bekannt wäre, daß sie aus der Alten Welt dorthin verpflanzt oder verschleppt sind. Schon in der Neuen Welt muß der Pflanzengeograph die Kulturgeschichte im weitesten Sinne als Hülfswissenschaft heranziehen — wie viel mehr also in den alten Kulturländern!

Das Südneuseeländische Tafelland.

Von R. v. Lendenfeld.

I.

Der mittlere Teil der Südinsel von Neuseeland wird von einem hohen Gebirgskamme durchzogen, welcher nahe der Nordwestküste, dieser parallel von Südwest nach Nordost streicht. Nördlich wird dieses Gebirge niedriger und teilt sich in eine Anzahl von Parallelketten, welche den ganzen Norden der Südinsel Neuseelands einnehmen. Im Süden geht der erwähnte, mächtige Gebirgskamm in ein Plateau über, welches den südwestlichen Teil der Insel bildet.

Dieses Plateau reicht im Westen bis an die Küste heran und setzt hier steil gegen die Strandlinie ab. Im Osten ist die Abdachung eine sanftere. Vom offenen Meer im Westen her sind dreizehn schöne Fjorde in dieses Plateau eingeschnitten. An der Ostabdachung liegen mehrere — den Fjorden im Westen entsprechende — lange, schmale und tiefe Binnenseen.

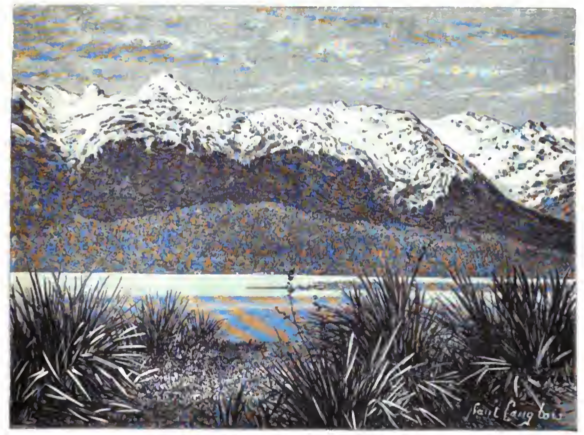
Das Plateau hat eine durchschnittliche Höhe von etwa 1400 m. Einige Gipfel erheben sich über 2000 m.

Der südwestliche Teil dieses Plateaus besteht aus Granit und kristallinischem Schiefer und wir finden auch weiter nördlich, in der Mitte der Insel, eine breite und lange Zone von Granit an der Westabdachung des hier schmalen Gebirges. Ein breites Band alter Phyllite durchzieht das Südende der Insel quer von Nordost nach Südwest in Gestalt eines nach Südwest konvexen Bogens. Dieser Phyllit begleitet auch das Granitband im Norden an dessen Südostseite, wird in der Gegend des Mount Cook sehr schmal und verbreitert sich im Norden wieder beträchtlich.

Nicht der Granit, sondern dieser Phyllit erscheint als die Axe des Gebirges. Denn zu beiden Seiten demselben angelagert finden sich paläozoische und weiter auch mesozoische Gesteine.



Remarkable Mountains (Neuseeland). Nach Photographie.



Der Humboldt-Berg (Neuseeland). Nach Photographie.

Das ganze neuseeländische Gebirge erscheint als kleiner Rest eines einstens weit ausgedehnten Alpengebirges und interessant ist die Thatsache, daß sich gerade in diesem kleinen Reste eine winklige Krümmung der Gebirgsaxe um fast 90° bemerkbar macht. Der Scheitel des Winkels liegt in der Gegend des Mount Aspiring. Der eine, den Zentralstock der neuseeländischen Alpen mit dem 3768 m hohen Mount Cook bildende Schenkel streicht nordöstlich; der andre, den nordöstlichsten Teil des Plateaus im Süden bildende Teil streicht südöstlich.

Vergleichen wir diese Verhältnisse mit jenen, welche in den Westalpen Europas vorliegen, so haben wir den Granit und kristallinischen Schiefer an der Südwestspitze Neuseelands (außerhalb des Winkels) mit dem Granit und Gneis der Gegend zwischen Toulon und Cannes zu homologisieren, und den Granitstreif an der Westabdachung des Mount Cook, dem Granitstreif zwischen Grenoble und dem Mont Blanc. Bei den Westalpen liegen überall, bei den neuseeländischen Alpen stellenweise (im Süden) versteinerungsführende Schichten zwischen diesen vorgelagerten azoischen Massen und den azoischen Gesteinen der Axe des Gebirges. Es hat mit einem Worte die konvexe Seite des neuseeländischen Bogens einen ähnlichen Bau wie die Seite des Bogens der Westalpen. Ganz anders verhält es sich aber an der Konkavseite. Bei den Westalpen folgt im Winkel des Bogens, das ist in der Gegend von Turin, auf die ältesten Gesteine (Glimmerschiefer, Serpentin ꝛc.) direkt Diluvium und Alluvium; bei den neuseeländischen Alpen jedoch sind im Winkel, an der konkaven Seite des Bogens, paläozoische, mesozoische und tertiäre Gesteine zwischen den azoischen Phylliten des Plateaus und den recenten Geröllablagerungen der Canterbury plains, welche der Poebene homolog sind, eingeschoben.

Der Wakatip-See, von dessen Gestaden aus die beigegebenen Ansichten aufgenommen wurden, liegt an der konvexen Seite des Bogens der neuseeländischen Alpen, gerade an der Grenze zwischen dem azoischen Phyllit der Gebirgsaxe (im Nordosten) und der paläozoischen Zone, welche der Außenseite des Phyllitbogens aufgelagert ist (im Süden).

Über ein angebliches Mittel gegen Schlangengift aus Surinam.

Von Prof. Dr. Wilhelm Joest.

In jedem Lande der Erde, in welchem giftige Schlangen in größerer Menge vorkommen, giebt es einzelne Leute, die im Besitz von Geheimmitteln gegen den Biß von Giftschlangen zu sein behaupten, und viele Leute, die den ersteren dieses Arkanum für theures Geld abkaufen. Wagt ein Reisender beim Besuch dieser Länder seinen Zweifel an der Wirksamkeit dieser Mittel auszusprechen, an welche die dort lebenden Europäer mindestens ebenso fest glauben, wie die Eingeborenen, so wird er ob seiner „ewigen Nörgelei" mit angenehmen Redensarten, wie: „Natürlich, wenn man aus Berlin kommt! u. s. w." so lange geärgert, bis er den gegen Schlangenbiß gesicherten oder den im Besitz der betreffenden Geheimmittel sich befindenden Leuten vorschlägt, sich doch einmal unter seiner Aufsicht von einer giftigen Schlange, die er (der skeptische Reisende) mitbringen würde, beißen zu lassen. Mir selbst ist es trotz hoher Wetten nie gelungen, einen Weißen oder Farbigen zu einem solchen Versuch zu bewegen.

Glücklicher war Prof. Martin Leyden im Jahre 1885 während seines Aufenthaltes in Surinam; der Wunderdoktor erklärte sich zu dem Versuch bereit — er wurde von einer giftigen Schlange gebissen — und starb nicht.

Da ich im vorigen Jahre denselben Mann in Surinam kennen lernte, so möchte ich mir erlauben, über denselben und über die Erfolge meiner Versuche mit seinem Geheimmittel in Folgendem kurz zu berichten.

Als allgemein bekannt darf ich wohl voraussetzen, daß sämtliche Giftschlangen mit nur ganz vereinzelten Ausnahmen, dem Menschen nie etwas zuleide thun, so lange derselbe sie nicht bewußt oder unbewußt dazu reizt. Das beste Mittel gegen Schlangenbiß sind also Vorsicht und starke Stiefel oder Gamaschen oder Schellen, die man sich um die Fußgelenke bindet, wie das z. B. die nackten Briefträger im südlichen Vorderindien thun. In Britisch Indien sterben jährlich mehrere Tausend [1]) nackter also unbeschuhter Menschen infolge von Schlangenbissen, weil sie nachts außerhalb oder innerhalb ihrer dunklen Hütten unversehens auf Giftschlangen treten, die nur im Gefühl der Angst oder des Schmerzes von ihren Waffen Gebrauch machen. Der indische Briefträger aber wandert nächtelang furchtlos und ungestraft durch das finsterste Jungle, weil er ganz genau weiß, daß die Schlangen sich beim Nähern seiner Schellen schleunigst in das Dickicht zurückziehen. Als ebenso bekannt darf man voraussetzen, daß die Cobras de capello und sonstigen Giftschlangen, deren sich die berühmten „Schlangenbändiger" in Kairo und in Vorderindien zum Entsetzen oder Ergötzen der Cook'schen beziehungsweise Stangen'schen Reisegesellschaften bei ihren Schaustellungen bedienen, ganz harmlose Tiere sind, denen der Künstler dadurch, daß er sie in einen mit Lappen umwickelten Stock beißen läßt, um sie dann mit aller Wucht zu Boden zu schleudern, die gifthaltenden Zähne längst ausgebrochen hat.

Nicht mehr Wert haben die Kämpfe zwischen giftigen Schlangen und den für diesen Sport dressirten Mongoose, Ichneumon (Herpestes), da die Schlangen, wie gesagt, überhaupt nicht mehr gefährlich sind und da die viel verbreitete und geglaubte Fabel, daß das Mongoose, sobald es von einer Giftschlange gebissen werde, in das Jungle oder den Urwald liefe, um hier, nach allen Regeln der Pharmakopoë, eine gewisse Pflanze oder deren Wurzel anzuknabbern, deren Saft ein sicheres Gegengift gegen den Schlangenbiß bilde, eben nichts andres ist wie eine Fabel.

In Indien sowohl wie in Birma glaubt man an die Wirksamkeit kleiner Amulette, die um den Hals getragen werden und die man nach dem Biß sofort auf die Wunde zu legen hat. Diese bestehen aus Stücken von Rhinozeroshorn, die infolge ihrer Porösität das Blut, vielleicht auch zuweilen hiermit das Gift aus der Wunde saugen. Ist das Amulett mit Blut gesättigt, so fällt es ab und der Patient ist gerettet — zweifellos stets dann, wenn er von einer nicht giftigen Schlange oder von einer Giftschlange gebissen wurde, deren Giftvorrat erschöpft war.

In Brasilien, zumal in den von den Deutschen kolonisirten nördlichen Provinzen S. Paulo, S. Catarina, Riogrande do Sul u. s. w. giebt es mehrere, durchaus wissenschaftlich gebildete Leute, Ärzte und Apotheker, welche Mittel gegen den Biß von Giftschlangen gefunden zu haben be-

[1]) Im Jahre 1888 deren 20571! Globus 1891, S. 128.

haupten. So schreibt mir Herr R. Gershard, der über sechs Jahre in Joinville Sta. Catarina gelebt hat, daß ein Apotheker Schmidt dort ein Mittel entdeckt habe, durch welches über 400 Menschen vom Tode gerettet worden seien. Ich möchte die bona fides dieser Herren und auch die Wirksamkeit der betreffenden Mittel nicht im geringsten bezweifeln, bin aber nicht im stande, ein Urteil über letztere abzugeben, da ich persönlich nie Zeuge eines solchen Heilungsvorganges war.

Ich habe während meiner mehr wie zehnjährigen Reisen in den Tropen niemals jemand an den Folgen eines Schlangenbisses sterben gesehen. Mir ist überhaupt nur ein Fall bekannt, daß ein Europäer durch eine Schlange (in Südafrika) getötet wurde, und erlaube ich mir die Worte von Im Thurn — abgesehen von Wallace und andern, die professionelle Schlangensucher und Jäger waren, und die sich in ganz demselben Sinne äußern — zu wiederholen: „Snakes are rarely ever annoying to man ... they are shy and retire silently before the approach of man“ [1]).

Die einzige rationelle Behandlungsweise von Menschen, die tötlich durch Schlangenbiß verletzt sind, an deren Wirksamkeit zu zweifeln ich keine Veranlassung habe, obgleich ich auch nie Augenzeuge einer solchen war, die mir aber in drei Weltteilen von Farbigen, hauptsächlich Negern, und Europäern vielfach nach eigener Erfahrung bestätigt wurde, besteht darin, daß der Patient die Wunde sofort aussaugt oder sich aussaugen läßt; daß man dieselbe darauf operativ vergrößert, mit Ammoniak oder übermangansaurem Kali einreibt (subkutane Einspritzungen nicht ausgeschlossen) und den Verletzten dann mit Alkohol, meist in Form von Schnaps, von welchem Neger oft enorme Quantitäten zu sich nehmen können, geradezu vollpumpt, ohne Rücksicht auf Erbrechen und dergleichen. Verrät der Patient, teils infolge seines Rausches teils durch die nach jedem giftigen Schlangenbiß sich einstellenden allgemeine Lähmung die Lust einzuschlafen, so wird er durch alle möglichen Mittel, Prügel durchaus nicht ausgeschlossen, gezwungen zu laufen, herumzutaumeln, überhaupt in Bewegung zu bleiben. Nach Verlauf einer Stunde soll sich dann heftiger Schweiß einstellen, ein Beweis, daß die Krisis glücklich überwunden ist. Partielle Lähmung bleibt dann oft noch übrig, verschwindet aber mit der Zeit. Schläft der Patient aber vor der Krisis ein, so ist er verloren.

Bei dem oben Angeführten handelt es sich aber stets nur um die Behandlung von Leuten nachdem sie gebissen sind; in Surinam aber wollen zwei Männer, ein Neger Rigot in Phädra am oberen Surinamfluß und ein Mischling Jacob van Tol, der jetzt am oberen Saramacca beim Boeger Kreek (früher in Karolina am oberen Surinam) lebt, ein Mittel gefunden haben, das prophylaktisch angewendet wird, das den Menschen, nachdem er mit demselben geimpft worden, nicht nur gegen die Folgen des Bisses immun machen, sondern ihn überhaupt von der Gefahr befreien soll, jemals gebissen zu werden.

Als ich im vorigen Jahre von Paramaribo aus einen kleinen Ausflug nach dem oberen Saramacca unternahm, um dort die Goldfelder und die am Flusse angesiedelten Indianer und Buschneger zu besuchen, zeigten mir unsre Neger eine kleine Hütte am linken Ufer des Stromes, in welcher der berühmte „Schlangendoktor“ lebe. Ich beschloß, denselben auf der Rückfahrt zu besuchen. Unsre sämtlichen farbigen Diener und Bootsleute — ich benutzte mit einigen Freunden einen ganz kleinen, flach gehenden Dampfer — schworen auf van Tol. Sie waren sämtlich von demselben geimpft worden und keiner von ihnen war jemals von einer Schlange gebissen. Auf unsre Bemerkung, daß auch wir, die wir alle lange in den Tropen gelebt, ohne von Herrn van Tol behandelt zu sein, uns desselben Vorzuges erfreuten, lautete die Antwort stets: „Gehen sie erst einmal hier in den Bosch (Urwald), dann werden sie schon sehen, wie es ihnen ergehen wird. Vor uns läuft jede Schlange weg, sie wird uns überhaupt nie beißen u. s. w.“ Dann begannen, während unsre Nußschale langsam gegen die Strömung vorpuffte, lange Gespräche, denen sich die Neger, sobald sie sahen, daß man es gut mit ihnen meint, und in dem stolzen Gefühl, dem Masera (Master) etwas demselben neues, unbekanntes mitteilen zu können, so gern in behaglicher Breite hingeben. Da wurden die wunderbarsten Geschichten über van Tol und sein Geheimmittel erzählt, die in dem Ausspruch gipfelten: Wenn van Tol unter einem Baume hergeht, auf dem sich eine giftige Schlange befindet, so braucht er nur in die Luft zu blasen, und das Reptil fällt steif und starr zu seinen Füßen!

Denselben Glauben an den Wunderdoktor fanden wir auf den Placers (Goldgruben) bei den dort beschäftigten hellen Mischlingen und Europäern. Ein Schwede z. B. zeigte mir ein kleines Packetchen mit dem van Tol'schen Geheimmittel, das er wie ein Amulett um den Hals trug und dessen Inhalt er, sobald er von einer Schlange gebissen würde, verschlucken werde. Bis jetzt aber sei er, trotzdem er seit so und so viel Jahren im Urwald lebe, noch nicht gebissen worden. Von der Wirksamkeit des Mittels war er felsenfest überzeugt.

Mir fiel hierbei eine Stelle aus Stedman's [1]) Werk ein, in welcher derselbe schildert, wie ein Soldat „door een zoort van bygelovigheid, dat de beest hem geen kwaad konde veroorzaaken“ eine sechs Fuß lange Schlange — die jedenfalls nicht giftig war — am Schwanz ergriff, dieselbe durch Faustschläge betäubte und dann durch seinen Säbel „in tween kloofte“ — alles mit größter Ruhe und Sicherheit, weil er überzeugt war, daß das Tier gegen sein Geheimmittel machtlos sei.

Auf der Rückkehr von den Goldfeldern, am 1. März vorigen Jahres, näherten wir uns wieder dem Boeger Kreek und ließen vor der Palmhütte van Tols unsern Miniaturdampfer halten, um in kleinem Kahn an Land zu rudern.

Der Besitzer war glücklicherweise zu Hause.

Ich kann nicht behaupten, daß der erste Eindruck, den ich von ihm empfing ein gerade günstiger gewesen sei. Van Tol, ein Mann von vielleicht 40 Jahren, ist ein heller Mischling, sein Gesichtsausdruck ist unsympathisch, sein Blick unstät und lauernd. Er empfing uns in halb höflicher halb unhöflicher Weise, da er anscheinend nicht wußte, wie er den überraschenden und ungewohnten Besuch von vier unbekannten Weißen auffassen sollte.

Wir setzten ihm bald den Zweck des letzteren auseinander.

Die Hütte war ärmlich genug, sie machte sogar einen recht verkommenen Eindruck. Jedermann aber weiß, daß van Tol durch den Vertrieb seines Geheimmittels viel, für Surinamsche Verhältnisse sogar sehr viel Geld verdient.

In dem vom letzten Regen noch nicht getrockneten Schlamme vor dem Hause nach dem Ufer hin lagen in sanfter Ruhe ein paar Schweine, denen lebhafte, kleine Äffchen, die gegen unser Eindringen durch lautes Geschrei protestierten, Parasiten aus den Borsten ablasen; mehrere erbärmlich magere Köter krochen halb zitternd, halb schwanzwedelnd mit lautem Gewinsel um uns herum, ungewiß ob sie gestreichelt oder geprügelt werden würden; zahlreiche Hühner, aus ihrer Ruhe gestört, flatterten mit lautem Gekrächze um unsre Häupter; große und kleine Papageien, die teils frei in Ge-

[1]) Everard im Thurn: Among the Indians of Guyana. London 1883, p. 129.

[1]) John Gabriel Stedman: Reize naar Suriname en Guiane. Amsterdam 1799, II, p. 7.

sellschaft der ewig lärmenden und lachenden Banana-bekʼs in den nahen Palmenbäumen ihr Wesen trieben, teils an den Sparren des vorspringenden Daches angekettet waren, begannen ihr unausstehliches Geschrei, während zwei kleine Giftschlangen, in einem aus Drahtgitter gebildeten Käfig aus ihrer Schläfrigkeit nicht zu erwachen schienen.

Nach einigen allgemeinen Redensarten ergriff van Tol das Wort. Ohne scheinbar irgendwie zu renommieren oder aufzuschneiden [1]), erzählte er kurz die Geschichte seines Lebens und seiner epochemachenden Entdeckung. Tausende verdankten der letzteren ihr Leben, tausende seien nie von Schlangen gebissen worden, weil er sie geimpft habe. Sein Mittel bestände nicht etwa wie das von Rigot aus zerstampften Köpfen, Zähnen und Drüsen giftiger Schlangen, sondern er benutze dazu nur ihm allein bekannte heilkräftige Kräuter, die er zu Kohle verbrenne und alsdann mische. Auf unsern Wunsch holte er in einer Arzneiflasche sein Arkanum heran, das am besten mit unserm Schießpulver verglichen werden kann.

Van Tol fuhr fort zu erzählen: Ihm würde eine Schlange nie etwas zuleide thun. Daß im Jahre 1885 die von Prof. Martin aus Aruba mitgebrachte Klapperschlange ihn wohl gebissen und schwer krank gemacht habe, sei dem Umstande zuzuschreiben, daß er sich damals lange nicht mehr mit seinem Mittel behandelt habe, dabei durch Fieber und Einnehmen von Calomel geschwächt gewesen sei und darum keine Widerstandsfähigkeit besessen habe. Außerdem sei eine Schlange, die von einer Insel komme, stets giftiger wie eine solche vom Festlande; letztere könne überall herumbummeln (pisowaijen), während der Insulanerin ein bestimmt begrenztes Terrain vorgezeichnet sei. Auch bei den Menschen sei der solide Mann immer kräftiger wie der Bummler. Diese wissenschaftliche Erklärung interessirte mich ungemein.

Van Tol hatte inzwischen irgend ein grünes Gras oder Kraut gekaut, er ergriff den Käfig mit den beiden Giftschlangen, rüttelte denselben ein wenig, ohne daß die Schlangen hierauf reagierten, blies und spuckte sein Spinat gegen diese aus und sagte dann stolz: „Sie sehen, daß diese Tiere mir gar nichts thun." Ich nahm den Käfig, rüttelte ihn, blies und spie die Schlangen an (aber ohne Spinat), setzte den Käfig wieder hin und sagte: „Mir thun sie auch nichts."

Dies Experiment war mißlungen.

Van Tol warf mir einen bösen Blick zu und bemerkte kurz: „Ja, Sie sind ja auch jetzt bei mir." Er verschwand in seine dunkle Hütte, um bald darauf mit vergilbten surinamschen Zeitungsblättern wieder aufzutauchen, in denen sein mehrmals angeführter Versuch von Prof. Martin und dem damaligen Gouverneur beschrieben war.

Die Sache verlief folgendermaßen [2]):

Am 28. März 1885 wurde van Tol von und vor durchaus unparteiischen Zeugen ersucht, seine Zauberkraft an der oben erwähnten Aruba-Klapperschlange zu beweisen. Er faßte bon gré mal gré das Reptil an, und dasselbe biß ihn sofort in die Hand.

Diese Thatsache allein genügt, die Richtigkeit der van Tolschen Theorie und Praxis und die mangelnde Wirkung seines Geheimmittels zu beweisen, da er und mit ihm die von ihm Geimpften stets behauptet hatten, eine giftige Schlange würde sie überhaupt nicht beißen, sondern sich vor ihnen verkriechen u. s. w. Die faulen Ausreden des Wunderdoktors habe ich schon oben angeführt.

Der gewagte Versuch bekam dem Patienten schlecht.

Zehn Minuten nach dem Biß begann die Hand, später der Arm und die Schulter zu schwellen, die Zunge wurde dick und der Mann brach dunkles Blut aus.

Diese Erscheinungen sollen nach einer gütigen Mitteilung von Dr. Benda vom physiologischen Institut hier, durchaus denen entsprechen, welche man im allgemeinen bei akuter Vergiftung bei Tieren und Menschen wahrnimmt.

Am 29. März nahm die Schwellung etwas ab, das Blutbrechen stellte sich aber mehrfach wieder ein.

Am 30. März klagte Patient hauptsächlich über Leibschmerzen und heute — lebt er noch. —

Hier stehen wir vor drei Fragen:

1. Verdankt van Tol seine Rettung wirklich seinem Geheimmittel, das er, sobald er gebissen war, sowohl innerlich wie äußerlich anwendete.
2. Wäre nicht jeder andre Mensch, ohne vorher oder nachher mit dem van Tolschen Mittel behandelt zu sein, ebenso gut oder schlecht davongekommen?
3. War der Biß der Schlange überhaupt tötlich oder hatte dieselbe ihr Gift schon vorher durch Beißen in die Stangen ihres Käfigs u. s. w. abgegeben?

Letztere Frage können wir heute nicht mehr beantworten; eine Entscheidung über die beiden ersten konnten nur Versuche mit dem Geheimmittel an lebenden Tieren liefern.

Van Tol, der mit einem gewissen Talent die Rolle eines verkannten Wohlthäters der Menschheit spielt, will sein Geheimnis, durch welches er jährlich Tausende vor sicherm Tode rette, der holländischen Regierung für 30000 Gulden unter Zusicherung einer freien Fahrt nach Europa und zurück verraten. Weit höhere Anerbieten, die er aus Nordamerika erhalten, habe er aus Patriotismus zurückgewiesen.

Die Anwendung seines Pulvers ist folgende:

Tol ritzt den Leuten die Haut an beiden Händen oben oberhalb des Gelenkes durch links drei, rechts zwei leichte Einschnitte, in welche er sein Pulver einreibt; er tättowiert sie also ganz einfach mit seinem Kohlenarkanum. Gegen meine Bemerkung, daß es wohl gleichgültig sei, ob man links drei und rechts zwei zirka 1 cm lange Einschnitte mache oder umgekehrt, protestierte er lebhaft; auch sei das Mittel vollkommen ohne Wirkung, wenn man beide Hände gleichmäßig behandle, die Schnitte müßten immer „unpaar" sein.

Auf meine Frage, warum er denn gerade den Punkt oben im Handgelenk für seine unfehlbare Impfung wähle, gab er die außerordentlich charakteristische Antwort: „Omdat (weil) hier das Nervenzentrum sitzt, wie denn auch der Doktor, wenn er den Puls fühlt, gerade auf diese Stelle immer seinen Daumen legt."

Diese Erklärung genügte mir vollkommen; ich beschloß aber doch, diesem Mann, der am Ende kein größerer Schwindler ist, wie mancher Knet- oder Entfettungsdoktor mit oder ohne Professortitel in Europa eine Probe seines Mittels abzukaufen um damit später in Europa Versuche anzustellen.

Van Tol verkauft sein Pulver messerspitzenweise. Jede Portion kostet 1,32 Gulden; im Dutzend nicht billiger. Dabei muß sich jeder Patient jährlich einmal zu demselben Preise aufs neue impfen lassen, wofür er allerdings den Rest der Messerspitze zum innerlichen Gebrauche mitnehmen darf. Nach dem „Schneiden" muß nämlich der Betreffende eine kleine Menge des Pulvers mit Branntwein gemengt zu sich nehmen.

Tol behauptet auch jeden nicht von ihm geimpften Menschen nach einem Schlangenbiß retten zu können, wenn er den Betreffenden innerlich und dessen Wunde durch Einreiben zeitig behandeln würde.

---

[1]) Denselben Eindruck erhielt Prof. Martin Leyden im Jahre 1885. „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch". Globus XLIX, S. 208.

[2]) Bijdragen tot de T. L. S. K. v. Ned. Indien. Haag 1886. Th. 35. p. 72: K. Martin, „Bericht über eine Reise ins Gebiet des oberen Surinam". Referat hierüber im Globus XLIX, S. 208.

Ich wiederhole hierbei, daß van Tol durchaus nicht den Eindruck eines Schwindlers machte, sondern eher den eines Fanatikers, der wirklich das glaubt, was er sagt.

Ich kaufte ihm zwei Portionen seines Pulvers zu je 1 Gulden 32 Cents, nie mehr und nie weniger, ab, wir schüttelten ihm die biedere Rechte und setzten unsre Fahrt den herrlichen Saramaccafluß hinab fort.

Nach Europa zurückgekehrt, bat ich Herrn Prof. Sulkowski in Berlin, das Pulver chemisch untersuchen zu wollen. Das Ergebnis lautete:

„Die zur Untersuchung übergebene Substanz stellt ein mittelgrobes schwarzes Pulver mit sehr unregelmäßigen Körnern dar. Die mikroskopische Untersuchung läßt eine bestimmte Struktur nicht erkennen. Die einzelnen Partikelchen sind von sehr unregelmäßiger Form, scharfkantig, vielfach zugespitzt ... Eine Probe der Substanz auf dem Platinblech erhitzt, verbrannte unter Hinterlassung einer weißen, stark alkalisch reagierenden Asche. An angesäuertes Wasser gab das Pulver beim Kochen damit nur Spuren von organischer Substanz, sowie Kalisalze und Phosphorsäure ab.

Die Untersuchung auf Mineralsubstanzen ergab als in dem Pulver enthalten: Eisen, Kalk, Magnesia, Kali, Spuren von Natron, Kohlensäure, Phosphorsäure, außerdem mechanisch beigemischt etwas Sand. Giftige Metallverbindungen fehlen. Nach diesem Befund ist es sehr wahrscheinlich, daß das Mittel gegen Schlangengift nichts andres ist, als eine beliebige, durch Sand verunreinigte vegetabilische Kohle."

Dieser Bescheid klang nicht ermutigend.

Ich beschloß aber dennoch Versuche an und mit lebenden Tieren zu machen.

Unser bekannter Physiologe, Prof. Dr. Gustav Fritsch, hatte die große Güte, die Impfung der Tiere im physiologischen Institut hier genau den van Tolschen Anordnungen gemäß vorzunehmen. Ich hatte hierzu ein kleines, gelbes Meerschweinchen und ein großes schwarzes Kaninchen gekauft. Bei den Tieren wurden in die Hinterbeine eine Reihe von Einschnitten gemacht, die, um die Impfung zu einer sichern zu machen, bis in das Muskelfleisch eindrangen. In die Wunden rieben wir das van Tolsche Pulver sorgfältig ein und wurde beiden Tieren dann eine entsprechende Portion Branntwein mit dem Pulver gemischt eingegeben. Das Kaninchen verhielt sich ganz apathisch; dem Meerschweinchen schien der Alkohol gar nicht zu munden.

Das war am 9. Januar d. J.

Die Tiere blieben vollkommen gesund und die verletzten Stellen, die vorher abgeschoren waren, heilten in wenigen Tagen. Die kleinen Narben erschienen blau wie jede gewöhnliche Tättowierung, genau so wie die van Tolschen Einritzungen am Handgelenk.

Am 14. Januar, einem Mittwoch, dem Tage, an welchem einmal wöchentlich im Berliner Aquarium die Schlangen gefüttert werden, wurde mit gütiger Erlaubnis des Direktors, Dr. Hermes, der entscheidende Versuch vorgenommen [1]).

[1]) Ich verwende im folgenden wesentlich den Bericht der hiesigen „National-Zeitung" vom selben Tage, weil derselbe von einem vollkommen unbeteiligten und unparteiischen Zuschauer stammt. Ich konnte dem Versuche selbst nicht beiwohnen, da ich als Offizier zu einem Ehrengericht befohlen war.

Zuerst wurden in einen Glaskäfig, in welchem sich zwei Klapperschlangen (*Crotalus*), eine kleine, und eine vielleicht 5 Fuß lange, befanden, das geimpfte Kaninchen und ein ziemlich großes u n g e i m p f t e s Meerschweinchen herabgelassen. Das letztere sollte dazu dienen, zu konstatieren, ob die Schlangen, gemäß der van Tolschen Theorie, etwa irgend eine Abneigung gegen das „imprägnirte" Kaninchen verraten, und demselben das ungeimpfte Tier vorziehen würden.

Eine Zeitlang verhielten sich alle beteiligten Tiere vollständig ruhig; keines schien Notiz von dem andern zu nehmen.

Dann fing das Kaninchen an die ruhig daliegende Schlange zu beschnuppern, auf ihr herumzulaufen, das Meerschweinchen trieb seine Unbefangenheit sogar so weit, durch die Ringe der zusammengerollten Schlange hindurchzukriechen, bis der letzteren die Sache doch wohl zu bunt wurde, und sie sich erinnerte, daß sie seit einer Woche nichts gegessen. Nun begann jenes unheimliche Spiel des Feindes mit seinem Opfer, das Spähen und Züngeln der Schlange, die sich mit wenig erhobenem Vorderleib, den Kopf nach vorn gesenkt und beinahe flach am Halse anliegend, plötzlich losschnellte und mit einer blitzartigen Bewegung vorstoßend z u e r s t d a s K a n i n c h e n, dann im selben Augenblick das Meerschweinchen biß. Wie sich bei der späteren Untersuchung herausstellte, war das Kaninchen nur leicht am Ohr geritzt, das Meerschweinchen am Bauch verletzt; letztere Wunde begann auch zu bluten.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit wurden nun die weiteren Vorgänge beobachtet. Die Schlange zog sich in einen Winkel zurück und die Tiere hüpften munter weiter, als sei nichts vorgefallen. Nach einer Minute begannen sich ihre Bewegungen zu verlangsamen; d a s V e r h a l t e n b e i d e r T i e r e w a r d u r c h a u s d a s s e l b e. Zuerst trat eine deutlich wahrnehmbare Lähmung der hinteren Extremitäten ein; die Tiere vermochten sich nur noch mühsam auf den Vorderbeinen fortzuschleppen, dann waren auch diese gelähmt. Unter starkem, krampfartigem Zittern, bei vergeblichen Versuchen, die Beine zu gebrauchen, waren beide Tiere in der Zeit von 5 Minuten verendet.

Gerade so verlief der Versuch mit dem nach der van Tolschen Methode behandelten Meerschweinchen, das in den von zwei Puffottern (*Echidna arietans*) bewohnten Käfig getrieben wurde. Beide Schlangen bissen das Tier, das genau unter denselben Erscheinungen, wie eben angegeben, 6 Minuten nach dem Biß einging.

N a c h d i e s e n V e r s u c h e n s c h e i n t e s z w e i f e l l o s, d a ß d a s v a n T o l s c h e G e h e i m n i s a u f e i t e l S c h w i n d e l b e r u h t. Daß die etwaige Veröffentlichung vorstehender Mitteilung in holländischen oder surinamschen Blättern den Aberglauben der Surinamer an das van Tolsche Mittel und dessen Wirksamkeit gegen den Biß giftiger Schlangen irgendwie erschüttern werde — das bezweifelt niemand mehr wie der Schreiber dieser Zeilen.

Er hielt es aber dennoch für seine Pflicht, diesem Wunderdoktor — der ja durchaus nicht etwa hinten im fernen Surinam vereinzelt in der Welt dasteht, sondern der genug Kollegen in uns näher gelegenen Erdteilen und Ländern zählen kann — mit wissenschaftlicher Kritik entgegenzutreten.

Die Vererbung von Taubheit.

Alexander Graham Bell, der selbst der Sohn einer Taubstummen ist und eine Taubstumme geheiratet hat, machte neulich vor einer Versammlung von Taubstummen in Washington einige höchst interessante Mitteilungen über die Vererbung der Taubheit, denen wir (nach Science) folgendes entnehmen.

Jedermann weiß, daß von den Taubstummen, welche sich verheiraten, *einige* taubstumme Kinder haben. In den weitaus meisten Fällen gehen aus Ehen Taubstummer gar keine taubstummen Nachkommen hervor; aber in den übrigbleibenden Fällen ist das Verhältnis der taubgeborenen Kinder zu den gesunden ein sehr ungünstiges, — so ungünstig, daß es denkende Geister wirklich beunruhigen muß, und daß verschiedene Forscher in der That die Besorgnis ausgesprochen haben, es könne sich in absehbarer Zeit eine taubstumme Varietät des Menschengeschlechtes heranbilden. Die Frage: weshalb gehen aus gewissen Taubstummen-Ehen so unverhältnismäßig viele, aus den meisten andern dagegen gar keine taubstummen Kinder hervor? ist deshalb von allergrößtem Belang.

Der Amerikaner Turner war der erste, welcher darauf aufmerksam machte, daß diejenigen, bei denen die Taubheit *angeboren* ist, größere Aussicht haben, taube Nachkommen zu erhalten, als die, bei denen dies nicht der Fall ist. Er wies nach, daß, *wenn zwei Taubgeborene sich heiraten, etwa ein Drittel der Kinder taub ist*. Diese Behauptung ist neuerdings auf das glänzendste bestätigt worden durch die Untersuchungen von Connor und Williams, welche fast genau zu demselben Ergebnis führten.

Wenn man nun unterschiedslos sämtliche Heiraten taubgeborener Personen in betracht zieht, einerlei, ob sie taube oder hörende Personen geheiratet haben, so zeigen sich in den statistischen Angaben über den Prozentsatz der taubstummen Kinder die allergrößten Verschiedenheiten: sie schwanken zwischen 15 und 95 Prozent!

Wie sind solche Schwankungen möglich? — Es kommt noch *ein andrer Faktor* in Betracht, antwortet Bell, ein Faktor, den man bisher gar nicht berücksichtigt hat, der aber vom größten Einfluß auf die Vererbung der Taubheit ist und dessen Vernachlässigung eben jene Schwankungen verursachte. Man muß nicht nur zwischen Taubgeborenen und Nichttaubgeborenen, sondern auch zwischen *sporadischer und Familientaubheit* unterscheiden.

Es giebt Familien, in denen nur ein Kind taubstumm ist, während alle andern, wie auch die Eltern, Vorfahren und Verwandten völlig gesund sind. In einem solchen Falle von *sporadischer Taubheit* wird das Übel meist zufällig erworben sein, und wir haben gar keinen Grund, anzunehmen, daß es unter diesen Umständen der Vererbung ausgesetzt ist, es sei denn, daß die Taubheit angeboren war. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von angeborener Taubheit ist allerdings die Tendenz zur Vererbung unbezweifelbar; aber wo die Taubheit durch Gehirnentzündung, Masern, Scharlachfieber u. dergl. veranlaßt ist, und wo kein andrer Fall von Taubheit in der Familie vorliegt, da darf man ruhig annehmen, daß wenig oder gar keine Neigung zur Vererbung vorhanden ist.

Wenn dagegen „*Familientaubheit*" vorliegt, d. h. wenn zwei, drei, vier oder fünf Glieder einer Familie an Taubheit leiden, dann ist es klar, daß in der Familie eine Neigung zur Taubheit besteht, und hier wird man daher das Übel von vornherein als erblich bezeichnen können. Es pflanzt sich hier von den Eltern auf die Kinder irgend eine Eigenschaft fort, welche Taubheit erzeugt oder die Entstehung derselben begünstigt. Das Übel tritt dabei vielfach erst in späterer Zeit hervor. So erzählt Bell einen Fall, wo in einer Familie vier Kinder an Taubheit litten, und keins derselben war taub auf die Welt gekommen. Sie hatten das Übel infolge von Masern, Scharlachfieber und andern Krankheiten erhalten, aber alle zu verschiedener Zeit und aus scheinbar zufälligen Anlässen. Trotzdem kann es unmöglich auf Zufall beruhen, daß in einer Familie vier taubstumme Kinder sind; es muß vielmehr eine erbliche Anlage zur Taubheit vorhanden gewesen sein.

Die Größe der hereditären Belastung einer Familie für Taubheit wird nach Bell etwa durch das Verhältnis der taubstummen Mitglieder derselben ausgedrückt. Wenn man einen Bruch bildet und die Zahl der taubstummen Kinder über den Bruchstrich als Zähler und die Gesamtzahl der Kinder unter den Strich als Nenner setzt, z. B. $\frac{1}{6}$, so wird dieser Bruch einen ungefähren Begriff von der Anlage zur Taubheit in der betreffenden Familie geben; unter sechs Kindern ist eins taub. Und wenn man einen Fall nimmt, wo von sechs Kindern drei taub sind ($\frac{3}{6}$), so wird offenbar die Gefahr der Vererbung in dieser Familie dreimal so groß sein wie in jener, und zwar ist jedes Mitglied der Familie, mag es nun taub sein oder nicht, in gesteigertem Maße dieser Gefahr ausgesetzt. Es gilt mithin im allgemeinen das Gesetz: die Tendenz zur Vererbung von Taubheit ist am größten in den Familien, welche verhältnismäßig die meisten taubstummen Mitglieder haben und am kleinsten in denen, welche die wenigsten haben. Wenn deshalb ein Taubstummer eine hörende Person heiratet, welche drei oder vier taubstumme Geschwister hat, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er taube Kinder bekommt, größer, als wenn er eine Taubstumme heiratet, die keine taubstummen Verwandten hat.

Bell teilt die 776 Fälle, welche er seinen statistischen Untersuchungen zu Grunde legt, in vier Kategorieen ein, je nachdem die taubstummen Eltern (beide oder einer von ihnen) sind:

1. Nichttaubgeborene, die keine tauben Verwandten haben.
2. Nichttaubgeborene, die taube Verwandten haben.
3. Taubgeborene, welche keine tauben Verwandten haben.
4. Taubgeborene, welche taube Verwandten haben.

Wie viel taube Kinder in jeder dieser Gruppen auf je 100 Familien kommen, ergiebt sich aus folgender Tabelle:

Lebensperiode, in welcher die Taubheit der Eltern eintrat	Charakter der Taubheit	
	sporadische Taubheit	Familientaubheit
Nach der Geburt	4,7	9,4
Vor der Geburt	11,5	17,8

Die *große Bedeutung jener Scheidung* zwischen sporadischer und Familientaubheit, welche das Verdienst Bells ist, geht aus dieser Tabelle deutlich genug hervor. Familientaubheit steigert den Prozentsatz tauber Kinder bei Nichttaubgeborenen von 4,7 auf 9,4, also um das Doppelte, bei Taubgeborenen von 11,5 auf 17,8, also um mehr als die Hälfte. Freilich ist der Einfluß des andern Faktors, ob die Taubheit der Eltern angeboren war oder erst später erworben wurde, noch größer; denn angeborene Taubheit steigert den Prozent-

satz bei sporadischer Taubheit von 4,7 auf 11,5, also um das $2\frac{1}{2}$ fache, bei Familientaubheit von 9,4 auf 17,8, also fast um das Doppelte.

Die praktischen Folgerungen jener Zusammenstellung sind ebenfalls klar. Am besten ist es natürlich, wenn ein Taubstummer eine gesunde Person heiratet. Aber das wird ja leider nur in beschränktem Maße möglich sein: einmal, weil hörende Menschen sich selten zu Heiraten mit Taubstummen entschließen und dann wegen des sehr verbreiteten Vorurteils der Taubstummen, daß sie mit gesunden Personen nicht glücklich leben könnten. Wenn aber ein Taubstummer eine taubstumme Person heiratet, so sollte er, um keine taubstummen Nachkommen zu bekommen, möglichst eine solche wählen, deren Taubheit nach der Geburt zufällig erworben ist, und welche keine tauben Verwandten hat. In zweiter Linie könnte er sich eine solche aussuchen, welche zwar taubstumme Verwandten hat, bei welcher sich aber die Taubheit erst nach der Geburt einstellte. Schon weniger zu empfehlen sind Fälle, wo die betreffende Person zwar keine taubstummen Verwandten hat, aber selbst bereits taub auf die Welt gekommen ist. Unter keinen Umständen aber sollte er eine Person heiraten, die selbst taub geboren ist und auch taubstumme Verwandten hat.

Zum Schluß tröstet Bell die Taubstummen durch den Hinweis auf ein wichtiges Vererbungsgesetz: das Gesetz des Rückfalls in die normale Form. Alle Varietäten haben eine ausgesprochene Neigung, zum normalen Typus der Rasse zurückzukehren. Es bedürfte schon einer konstanten, durch Generationen fortgesetzten Zuchtwahl auf beiden Seiten, um ein abnormes Gebilde zu befestigen. Daher kommt es, daß selbst, wenn beide Eltern taubgeboren sind, doch zwei Drittel ihrer Kinder hören können (s. oben), und daher wird ein Taubstummer bei vernünftiger Wahl seiner Gattin begründete Aussicht haben, lauter gesunde Kinder zu erzeugen.

Eiszeit vor der Eiszeit.

Obgleich bereits Seite 59 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift über das von Prof. Hans Reusch nachgewiesene Vorkommen vordiluvialer Glacialablagerungen an der Hand einer kurzen Notiz Mitteilung gemacht wurde, glauben wir nochmals auf diese für allgemeine Geologie und physische Erdkunde gleich bedeutsame Entdeckung zurückkommen zu müssen, da wir nunmehr in der Lage sind, die früheren Mitteilungen nach der inzwischen erschienenen ausführlichen Abhandlung (Norg. geol. undersog. 1891) und besonders durch die uns vom Autor aus dieser freundlichst zur Verfügung gestellten Abbildungen zu ergänzen.

Fig. 1.

Fjelde von Moränenkonglomerat im Osten von Bergeby. Nordseite des Varangerfjords.

Die niedrigen Berge der Nordseite des inneren, der russischen Grenze schon nahe gelegenen Varangerfjords in Finmarken bestehen an ihrer Basis untergeordnet aus Schiefern (bei *B* und *X* in Fig. 1), in der Hauptsache aber aus mindestens 50 m mächtigen Konglomeraten. Diese sind vollkommen schichtungslos und aus einem rötlichen thonigen Sandstein als Grundmasse und zahlreich eingestreuten, bis kopfgroßen Geschieben zusammengesetzt. Die letzteren sind vorwiegend archäische Granite und Gneise, ferner Diorite, selten Quarzite und Dolomite. Der Gesamthabitus des Konglomerates ist durchaus jener des diluvialen, glacialen Blocklehmes. Die Geschiebe sind nicht wie Flußgeschiebe gerundet, meist nur kantenbestoßen, oft deutlich geglättet und selbst mit kreuz und quer verlaufenden Kritzen und Schrammen bedeckt. Es ist bekannt, daß man in den diluvialen und rezenten Glacialablagerungen Glacialstreifung vorwiegend nur an mittelhartem Material findet, so auch hier. Die beste Streifung zeigen die Dolomitfragmente, obwohl den andern Geschieben Andeutungen nicht fehlen. Nicht weniger interessant als der Habitus dieser Geschiebe ist die Beschaffenheit des Untergrundes der Konglomerate, welcher an einer gleich zusammengesetzten, aber weniger mächtig aussehenden Konglomeratablagerung aus der Nachbarschaft des Hauptprofiles schön zu untersuchen war.

Fig. 2.

Moränenkonglomerat über Sandstein mit eisgeschrammter Oberfläche. Bigganjargga.

Fig. 2 liefert eine Ansicht dieses Aufschlusses. Die Basis des Konglomerates ist deutlich geschrammt und gefurcht. Man unterscheidet leicht zwei Systeme, ein nahezu W-O und ein NW-SO gerichtetes.

Die Furchen jedes Systemes sind nicht streng untereinander parallel, sondern können um einige Grade voneinander abweichen. Fig. 2 zeigt solche in $\frac{1}{2}$ n. Gr. und dazu, daß wir dieselben von den üblichen Glacialfurchen jedenfalls nicht zu unterscheiden vermögen. Die Konglomerate werden von Dahll für permisch, vom Verf. für cambrisch-silurisch erklärt. — (Für Hinweise auf ähnliche, schon anderwärts beobachtete Vorkommnisse vergleiche man unsre erste Mitteilung hierüber Globus LIX, S. 58.) Sauer.

Bronzenes Wildschaf aus einem Minusinsker Kurgane.

Von Vasilij Priklonski.

Den Sommer 1890 verbrachte ich auf Bereisungen des Gebietes von Minusinsk im Gouvernement Jenisej, welches wegen der überreichen Fundstücke aus dem Bronzezeitalter, die man in Kurganen gemacht, genug bekannt ist. Mir ist es geglückt, an 30 Stück ganz merkwürdiger Gegenstände zu entdecken, worunter einige Äxte und vollkommen zerfressene Dolche, alles mit Malachitgrün überzogen. Unter andern wurde in der Gegend von Irkutsk bei der Aufpflügung des Erdbodens unterm Gestrüpp das bronzene, mit einer dunkelmatten Patina belegte Böcklein gefunden, in dessen Innern ein helles, gleichfalls bronzenes Kügelchen umkollert. Es ist klar, daß dies ein Glöcklein war, und nach den Ausführungen unsrer Archäologen wurde dieser Gegenstand auf einen Stab gesteckt und diente als Abzeichen der Schamanenwürde dieses verschwundenen Geschlechts, welches in den tiefen Höhlen der steilabfallenden Felsen an den Ufern des Jenisej und seiner oberen Zuflüsse hauste. Ihre Verstorbenen bestatteten sie in Gehäusen aus Balken von der Dicke bis zu anderthalb Ellen im Durchmesser und verschütteten sie mit hohen Kurganen. Die letzteren umgaben sie mit steinernen Fliesen, die über der Erde mehrere Ellen hoch und in der Erde zwei Ellen tief waren. Beachtenswert ist der Umstand, daß man sich fragen muß, wie denn bei den Kurganen in der Steppe, die doch so weit von jedem Wald und Berg entfernt sind, diese schweren Steinblöcke und mit welchen Mitteln sie zur Stelle gebracht worden sein mögen? Obgleich es mich sehr gefreut haben würde, mich mit der Verfolgung der Spuren dieser Altertümer zu beschäftigen, mußte ich doch aus Mangel an Zeit darauf Verzicht leisten. Ich bin in der gleichen Lage, wie der Vertreter eines hiesigen Handlungshauses, der in Paris gewesen, doch Paris nicht gesehen. Als ihn die Leute nach seiner Rückkunft befragten, wie es ihm in Paris gefallen, erwiderte er: „Bitte um Entschuldigung, ich bin nur in Geschäftsangelegenheiten meines Prinzipals gereist.“ So ergeht es auch mir; mir liegt es ob, so viele rein amtliche und sehr wichtige Arbeiten zu erledigen, daß mir die Möglichkeit fehlt, mit Ethnographie oder Archäologie eingehender mich zu beschäftigen. Soviel mir aber bekannt ist, findet sich in keinem einzigen archäologische Kabinette Rußlands etwas meinem Böcklein Ähnliches vor, obgleich Bockdarstellungen sonst häufig, sogar auf Ankern vorkommen.



Bronzeböcklein. Natürliche Größe. Gefunden 1890 bei Irkutsk.

Bemerkung des Herausgebers. Das bronzene „Böcklein“ stellt offenbar ein zentralasiatisches Wildschaf oder Aegali (Ovis aegali) vor, welches in verschiedenen Spielarten in den mittelasiatischen Gebirgen vorkommt, aber auch in den niedrigen Steppenbergen lebt. Die Kirgisen nennen es Archar. Indem diese Bronze ein heimisches Tier darstellt und zwar sehr charakteristisch, darf auch daraus wohl geschlossen werden, daß sie nicht eingeführt, sondern mittelasiatischen Ursprungs ist. Derartige bronzene Wildschafe hat schon Pallas (Reise III, Tafel 7) abgebildet und neuerdings auch Radloff (Aus Sibirien II, Tafel 5). Bei letzterem ausgezeichneten Forscher findet man die ausführlichsten Nachrichten über die sibirische Bronzezeit, welcher das hier abgebildete „Böcklein“ angehört. Die Übersetzung des russischen Briefes des Herrn Vasilij Priklonski verdankt der „Globus“ Herrn Dr. Fr. S. Krauß in Wien.

Das indische Mundschloß.

Über ein eigentümliches, bei den Hindus gebräuchliches Gerät, das mit religiösen Gebräuchen und Ansichten im Zusammenhange steht, sind wir bisher kaum unterrichtet gewesen. Es ist daher ein Verdienst von F. Fawcett, dasselbe im Journal of the Anthropol. Soc. of Bombay (II, 97, 1890) beschrieben und abgebildet zu haben. Das Mundschloß oder die Mundsperre besteht aus einer großen silbernen Sicherheitsnadel, die durch beide Backen gestochen und zwischen den Zähnen hindurchgeführt wird; dieses geschieht als Gelübde an irgend ein Heiligtum für eine empfangene Wohltat. Tausende von solchen silbernen Mundspangen, die namentlich aus Maisur und Heiderabad stammen, werden als Opfergaben in Tirapati geopfert, da, wo auch so viele Hindus ihr Haar darbringen. Ursprünglich diente es dazu, das Gelübde des Schweigens und des Hungerns zu erleichtern und zu erzwingen; mit der Zeit nahm es aber einen milderen Charakter an, verlor die ursprüngliche Bedeutung und ist jetzt nur noch ein Zeichen der Selbstverstümmelung. Dieses Mundschloß heißt in Telugu noti begam und auf Kanaresisch bazze bega; es wird von beiden Geschlechtern angelegt, wenn sie nach Tirapati wallfahrten, um Krankheiten los zu werden oder sonst einen Wunsch erfüllt zu erhalten. Gewöhnlich legt ein Goldschmied das Mundschloß an, doch thun dieses die Frauen auch selbst. Ganz Rechtgläubige

tragen es auf der ganzen Wallfahrt, andre legen es der Bequemlichkeit halber nur erst vor Tirapati an. Dort angelangt, nimmt man es ab und legt es in einen Kasten als Opfer; von hieraus verkaufen die Priester die Spangen zum Silberwert. Tirapati ist ein Heiligtum Wischnus, und keinerlei Tiere dürfen hier geopfert werden. Dasselbe Gelöbnis in Verbindung mit einem Opfer wird aber in Bangalor dargebracht, wo ein Tempel mit den Steinbildnissen der sechs Gottheiten: Krupama, Mariama, Madurama, Mutialama, Saviarama und Kalama steht. Der Priester ist ein Paria, und Hindus aller Kasten aus der Nachbarschaft kommen hierher, um Gelübde zu leisten. Namentlich bringt man kranke Kinder dorthin und gelobt, daß sie nach der Genesung das Mundschloß tragen sollen. Ist das Kind aber noch zu jung, um die Operation gut vertragen zu können, so hilft man sich dadurch, daß man statt der Backen eine Banane mit der Spange durchbohrt, die dann von dem Kinde getragen wird. Zuweilen schicken auch Leute aus niederen Kasten ihre Frauen und Kinder statt ihrer zum Heiligtum und lassen diese das Mundschloß tragen.

Die gewöhnlichen Mundschlösser sind aus Silber; es giebt aber auch solche aus Gold, Kupfer und Bronze. Ein silbernes kostet 3 Annas. Im Jahre 1889 wurden im Tempel von Bangalor nur 10 Mundschlösser geopfert, doch in manchen Jahren steigt deren Zahl auf 50. Von den Schafen, Ziegen und Hühnern, welche bei dieser Gelegenheit vor dem Tempel geopfert werden, erhält der Priester nur die Köpfe; den Rest des Fleisches müssen die Frommen und ihre Freunde verzehren, verkaufen dürfen sie denselben nicht. Auch opfert man gelbes Zeug und Kokosnüsse. Am letzten Tage des Festes erscheint jeder Wallfahrer mit einem Lichte, das er samt einer Pastete dem Priester darbringt.

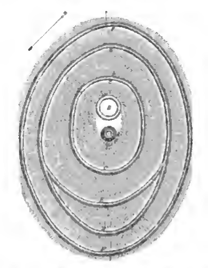


Wie bei dem Mundschlosse sich schon eine Milderung der ursprünglichen Sitte zeigt, so ist es auch mit einem andern religiösen Gebrauche, der bei den Tempelfestlichkeiten in Bangalor stattfindet. Früher befestigte man sich scharfe Haken in das Fleisch, die an Seile angebracht waren, an denen man sich um einen feststehenden Pfahl herumschwang. Jetzt macht man das einfacher und schmerzloser in einer Art Schaukel, in die man sich setzt, und die um den Pfahl herumgeschwungen wird. Der Priester leitet die Sache und erhält dafür 4 Annas vom Erwachsenen, 2 von jedem Kinde (1 Annas = 12 Pfennige). Wer auch diese geringe Summe nicht aufzubringen vermag, behilft sich damit, daß er dreimal um den Pfosten herumgeht. Dabei zerbricht man Kokosnüsse am Grunde des Pfostens. Das Fest dauert fünf bis sechs Tage, und dabei ist alles aus den niederen Kasten, eingeschlossen der Priester, betrunken. Am letzten Festtage opfert der Priester einen selbstgekauften Büffel der Krupama und ihren Schwestern; thäte er dieses nicht, so würde die Göttin erzürnen und eines seiner Familienglieder im Laufe des Jahres töten. Hauptsache des Festes ist, die Göttin Krupama bei guter Laune zu erhalten.

Der Burgwall von Gornij Poplat.

Der Bergwerkshauptmann, Herr V. Radimsky, ein zuverlässiger Beobachter der bosnisch-herzögischen Altertümer, beschreibt im Serajevoer Glasnik zem. muzeja, Bd. II, Heft 3, S. 292 bis 295 einen der merkwürdigsten uralten Burgwälle des Okkupationsgebietes. In der Gemeinde Gornij Poplat des Bezirkes von Stolac erhebt sich östlich von der Straße Stolac-Ljubinje das Vrsnik-Gebirge (Meereshöhe 514 m). Schon beim Aufstieg von der Straße gewahrt man die auf der Berghöhe gelegene gewaltige Gomila (oder Gromila = Erdhaufen). Blickt man auf der Straße von der Höhe der Zegulja Karaula nach rückwärts, so erkennt man leicht, daß drei konzentrische Wälle die Gomila umgeben, daß daher die auf dem Vrsnik befindliche große Anhäufung das Terrain beherrscht.

Wie der Grundriß zeigt, hat dieser Burgwall eine elliptische Form, die der Linie des Bergabhanges folgt und von Nordwest zu Südost sich erstreckt. Er besteht aus folgenden Teilen: 1. einer Gomila *A*; 2. einem kreisrunden aufgeschütteten inneren Walle *B*; 3. einem inneren Walle *C*;



4. einem mittleren Walle *D*; 5. einem zu letzterem parallelen Walle *E*, und 6. aus dem äußeren Walle *F*. Die Gomila (*A*) ist aus herbeigeschafften größeren Steinen errichtet, 7 m hoch, hat im runden Fundament 25 m Durchmesser und auf der Spitze 7 m. Am Rande der Höhe läuft eine Brustwehr von 1 m Höhe, die einen Raum von 5 m im Durchmesser umschließt. Offenbar diente diese Gomila als eine Späherwarte. Der runde, innere zerbröckelte Wall (*B*) liegt ebenso wie die Gomila in der zweiten Achse des Baues und ist vom Fundament der Gomila 8 m entfernt. Er besteht aus einer runden Aufschüttung, hat 42 m im äußeren Durchmesser und umfängt einen Raum von 28 m im Durchmesser. Die Fundamentbreite dieses Walles beträgt 7 m, die Breite an der Spitze 3 m und die Höhe 3 m. Ein Eingang ist nicht mehr erkennbar und es ist unentschieden, ob dieser Raum als etwaige letzte Zufluchtsstätte der Verteidiger oder als Heiligtum gedient haben mag. Die große Achse des inneren Walles (*C*) beträgt 158 m, die kleine 116 m, der Umfang 431 m; die große Achse des mittleren Walles (*D*) 312 m, die kleine 212 m, der Umfang 822 m. Der Querwall (*E*) hat die Länge von 250 m. Zweifellos hatte dieser Wall die Stärke der Befestigung auf der minder steilen Seite des Berges zu erhöhen. Der äußere Wall (*F*) hat eine Längenachse von 371 m und eine kleine Achse von 269 m, der Um-

fang macht 1007 m aus. Die horizontale Entfernung der einzelnen Wälle untereinander wechselt zwischen 31 und 53 m, und vertikal überragt einer den andern zwischen 7 bis 17 m. — Die Gesamtlänge der Wälle mit dem innern Verbau ergiebt 2510 m. Die Gesamtfläche beträgt 7,8 ha.

Die Verhältnisse des Brsnik-Walles sind geradezu riesig und es bedurfte vieler Hände Arbeit, bis man die Steine aus weiter Umgebung auf die Höhe hinaufgebracht und aufgeschichtet hatte. Nachgrabungen haben nichts andres zu Tage gefördert, als eine dunkle, wahrscheinlich mit Asche gemengte Erde.

F. S. K.

Zensus der Neger in den Vereinigten Staaten.

Im Zensusbulletin Nr. 48, welches vor kurzem in Washington ausgegeben wurde, sind die Neger oder vielmehr die Farbigen behandelt. Nach demselben haben die Farbigen sich in dem Jahrzehnt 1880—90 nicht so vermehrt wie 1870—80. In den Staaten des Black Belt, des schwarzen Gürtels, lagen die Verhältnisse zwischen Weißen und Farbigen in den beiden Jahrzehnten wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist.

	1880		1890	
	Weiße	Farbige	Weiße	Farbige
North Carolina .	867 242	531 277	1 049 191	567 170
Virginia	880 858	631 616	1 014 680	640 867
Georgia	816 906	725 133	973 462	883 716
Florida	142 605	126 690	224 461	166 678
Alabama	662 185	600 103	830 796	681 431
Louisiana . . .	454 954	483 655	554 712	562 893
Mississippi . . .	479 398	650 291	539 703	747 720
South Carolina .	391 105	604 332	458 454	692 503
	4 695 253	4 353 097	5 645 459	4 922 978

Die Zunahme zwischen Weißen und Farbigen in den beiden Jahrzehnten ist eine sehr verschiedene. Sie betrug bei den Weißen 1870—80 und 1880—90 resp. in North Carolina 27,8 und 20,9, in Virginia 23,7 und 15,1, in Georgia 27,8 und 19,1, in Florida 48,4 und 57,4, in Alabama 27,0 und 25,4, in Louisiana 25,6 und 21,9, in Mississippi 25,2 und 12,5, in South Carolina 35,0 und 17,2.

Bei den Farbigen ergeben sich für die beiden Jahrzehnte folgende Zahlen: In North Carolina 35,6 und 6,7, in Virginia 2,31 und 1,4, in Georgia 33,0 und 19,1, in Florida 38,1 und 31,5, in Alabama 26,2 und 13,5, in Louisiana 32,8 und 16,3, in Mississippi 46,4 und 14,9, in South Carolina 45,3 und 14,5.

Diese Zahlen zeigen in ihren gewaltigen Abweichungen, daß der eine oder andre Zensus, oder beide, sehr unregelmäßig durchgeführt sein muß und nur mit großer Reserve ist es möglich, dieselben zu vergleichenden Schlüssen zu benutzen.

In Louisiana, Mississippi und South Carolina überwogen die Schwarzen. Geht man aber auf einzelne Counties zurück, so tritt das Überwiegen der einen oder andern Rasse noch mehr hervor. Nach dem Zensus für 1890 sind die „schwärzesten“ Counties folgende, in welchen gegen zehn Farbige auf einen Weißen kommen:

	Weiße	Farbige
Louisiana: Concordia	1 546	13 324
East Carroll	967	11 390
Madison	900	13 235
Tensas	1 111	15 533
Mississippi: Issaquena	692	11 623
Tunica	1 218	10 936
South Carolina. Beaufort	2 563	31 553
Berkeley	7 661	47 666

Je weiter die Bevölkerungstabellen gedeihen, desto deutlicher wird es, daß die Neger sich aus den früheren Negerstaaten über den Mississippi nach Westen und über den Ohio nach Norden verziehen. Wir bemerken, daß in Tennessee die weiße Bevölkerung seit 1880 um 17 Prozent, die farbige nur um 7 Prozent, in West Virginien die weiße Bevölkerung um 23, die farbige noch nicht einmal um 3 Prozent zugenommen hat. Da keine besondere Epidemie unter den Farbigen vorgekommen ist, ihre Ebenbürtigkeit in der Fähigkeit zur Fortpflanzung nicht bezweifelt werden kann und sie die Bedingungen der Erhaltung ihrer Nachkommenschaft wohl durchschnittlich kaum weniger besitzen als die Weißen, so ist ihre verhältnismäßige Abnahme im Süden nur durch Wanderung nach dem Westen und Norden zu erklären.

Für den Norden und Westen mag dies keine besondere Errungenschaft sein. Andernteils dürften diese Landesteile die Neger verhältnismäßig leicht aufsaugen, da sie doch nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung bilden; wo sie aber lästig fallen, mögen sie wesentlich dazu beitragen, die Stimmung von Leuten, die früher in der Negerfrage besonders fanatisch waren, zu klären. Ein derartiges Übel mag dadurch erträglicher werden, daß man es auf ein größeres Gebiet ausbreitet, was eine gleichzeitige Verdünnung bedingt. Der Süden scheint durch die Wanderung der Neger um so weniger zu leiden, als er sie in nicht geringem Maße durch weiße Einwanderung ersetzen kann. Ob anderseits die Neger ihren Wandertrieb nicht teuer zu bezahlen haben, indem sie im Westen und Norden nicht dieselben günstigen klimatischen Verhältnisse vorfinden, ist eine andre Frage.

Bücherschau.

Die königlichen Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. Aus amtlichem Anlaß herausgegeben von den beteiligten Direktoren. Berlin, Mayer und Müller, 1890. 161 S. 10 Tafeln. Preis ℳ 6 (resp. in Einzelabteilungen ℳ 2,50; 2,50; 2).

Nachdem die Organisation der Anstalten, welche die preußische Regierung für das Studium der Physik des Himmels und der Erde ins Leben rief, ihren einstweiligen Abschluß gefunden hat, war es sehr dankenswert vom Unterrichtsministerium, die Vorstände der betreffenden Institute — Prof. Vogel, Prof. v. Bezold, Prof. Helmert — zur Erstattung der Berichte zu veranlassen, welche nunmehr in hübscher Ausstattung der Öffentlichkeit vorliegen. Die Herren begnügten sich nicht damit, die Entwickelung des nunmehr ihrer Leitung unterstellten Forschungszweiges in seinen neuesten Phasen zu schildern, sondern sie holten sämtlich weiter aus und verbreiteten sich auch über die unscheinbaren Anfangsstadien, so daß der Leser ein abgerundetes geschichtliches Bild vorgeführt erhält. Dem entspricht es auch, daß jeder Abteilung das Medaillonbild des Mannes vorgesetzt wurde, mit dessen Namen die bezügliche Disziplin untrennbar verbunden ist: G. Kirchhoffs, von dem die Chemie der Himmelskörper begründet wurde, A. v. Humboldts, des Vaters der wissenschaftlichen Klimatologie, und J. J. Baeyers, der die europäische Gradmessung und eine neue Auffassung des Fundamentalproblems der Geodäsie geschaffen hat.

An dieser Stelle kann auf den reichen Inhalt der Schrift natürlich nicht im einzelnen eingegangen werden, vielmehr müssen wir uns mit einzelnen Andeutungen begnügen. Überaus interessant ist die Übersicht über die mancherlei astronomischen Untersuchungen, welche auf der Potsdamer „Sonnenwarte“ bereits ausgeführt worden sind oder noch in Vorbereitung sich befinden; diese Anstalt besteht bereits längere Zeit, und infolgedessen ist die Arbeit an ihr auch schon am meisten in den stationären Zustand übergegangen. Die Sonne selbst, zu deren unausgesetzter Beobachtung der mit ihren Besonderheiten wohl am besten bekannte Prof. Spörer von Anklam betraut wurde, bietet freilich nicht das einzige, ja zur Zeit kaum mehr das besonders im Vordergrunde stehende Forschungsobjekt dar, doch hat gerade die Sonnenphysik bereits eine sehr wichtige Bereicherung durch die hier zustande gekommenen Beobachtungsreihen erfahren, indem festgestellt ward, daß Fackeln und Flecke in der Nähe des Sonnenäquators gleiche Rotationsgeschwindigkeit besitzen, daß dagegen diese Beziehung in höheren heliographischen Breiten eine ganz andre wird. Auch photometrische Messungen wurden mehrfach gemacht, und für die Dichte des Erdkörpers ist von dem Observator Dr. Wilsing der sehr viel Vertrauen verdienende Wert 5,579 (±0,012) ermittelt worden. Dagegen scheint das Zöllnersche Horizontalpendel, welches der Berichterstatter vor neun Jahren in einem tiefen Brunnenschachte angebracht sah, noch nicht in regelmäßigen Dienst gestellt worden zu sein.

Das meteorologische Institut ist, wie wir erfahren, zur Zeit noch geteilt, indem die Räumlichkeiten für die Meteorologie im eigentlichen Sinne noch in Berlin verblieben, wogegen das unter Leitung des Dr. Eschenhagen gestellte erdmagnetische Observatorium nach Potsdam verlegt wurde. Das erstgenannte besteht aus drei Abteilungen: für allgemeine Fragen der atmosphärischen Physik (Dr. Hellmann), für Gewitter und außergewöhnliche Vorkommnisse (Dr. Aßmann), endlich für Instrumente (Dr. Sprung). Über die Anlage des preußischen Stationsnetzes werden wir gründlich unterrichtet, und es wird jedermann den Eindruck gewinnen, daß der Betrieb der Klima- und Witterungskunde, seitdem sie von ihrer nicht geeigneten Verbindung mit dem statistischen Amte losgelöst ist, einen sehr bedeutenden Aufschwung in Preußen genommen hat. Bei der Beschreibung des Neubaues auf dem Telegraphenberge verdient besonderes Interesse die hohe Sorgfalt, welche einmal auf die Verwendung absolut unmagnetischer Baumaterialien und sodann auf die Hintanhaltung der den Variationsbeobachtungen durch Temperaturschwankungen drohenden Gefahren gerichtet werden mußte.

Die Thätigkeit des geodätischen Instituts ist, wie man kurz sagen kann, hauptsächlich der Ermittelung der Abweichungen gewidmet, welche die durch einen vollständig ruhigen Wasserspiegel dargestellte Erdgestalt einer ihr sich möglichst genau anschmiegenden geometrischen (Referenz-) Fläche gegenüber aufweist. Schwerkraftsbestimmungen und Studien über lokale Lotabweichungen bilden daher zur Zeit die Hauptbeschäftigung dieser Anstalt. Bekanntlich hat sich letztere in jüngster Gegenwart auch dadurch ein großes Verdienst um die wissenschaftliche Erdkunde erworben, daß ihr Vorstand die vielumstrittene Frage, ob die Polhöhen der einzelnen Erdorte periodischen Veränderungen ausgesetzt seien, einer endgültigen Lösung entgegenzuführen begonnen hat.

München. S. Günther.

Μηλιαράκης Ἀντών. Νεοελληνικὴ γεωγραφικὴ φιλολογία κτλ. Ἐν Ἀθήναις (Barth und von Hirst) 1889. δ' und 128 SS. 4 M.

Mit Vergnügen sei auf dieses verdienstliche Verzeichnis der neugriechischen geographischen Litteratur hingewiesen. Herr M., der infolge zahlreicher geographischer Arbeiten größeren und kleineren Umfangs rühmlich bekannt ist, hat die von Griechen und nationalisierten Ausländern verfaßten Schriften aus dem Zeitraume von 1800 bis 1889, insoweit sie geographische Dinge (auch das Ausland) behandeln, systematisch zusammengestellt. Die Pariser Gesellschaft zur Förderung der griechischen Studien hat diesen Katalog, der in der That eine Lücke ausfüllt, mit einem Preise ausgezeichnet. Als erster dieser Art ist er natürlich nicht absolut vollständig. Aber das mögliche ist, namentlich durch Ausbeutung der so zahlreichen griechischen Tagesblätter, erreicht. Hier nur einige wichtigere Zusätze: Nikiphoros-Gasis *Στοιχεῖα γεωγραφίας*: Wien 1884. — Siliwergos *Ἐπιτομή*: Nauplia 1831. — Anastasios *Ἀναλογία ἱστοριογεωγραφική*: Triest 1814. — Über Kythnos: Landerer Ath. 1835. Kypros: Konstantinidis G. M. Ath. 1886. Paisias: Warascha (auf Cypern) 1887. — Samos: Die Staatskalender des Fürstentums Samos sind von dem verdienten samischen Staatssekretär Epam. Stamatialis regelmäßig fortgesetzt worden (bis 1890). — Daß der Herausgeber brieflich einen Nachtrag in Aussicht stellt, ist sehr dankenswert. Bei der Aufzählung der Staaten ist befremdlicher Weise die Türkei nicht genannt. Vielleicht wäre in ähnlicher Weise eine Zusammenstellung aller kartographischen Arbeiten über griechisches Kulturgebiet zu ermöglichen. L. Bürchner.

Aus allen Erdteilen.

— Kamerun. Unsern Bericht (S. 272) über die Expedition Morgen können wir jetzt durch einige genauere Daten, die Reise des deutschen Forschers nach Adamaua betreffend, vervollständigen. Nach Rückgeleitung der Handelskarawane zur Jaunde-Station brach Premierleutnant Morgen mit 100 Leuten nach Ngila, dem Mittelpunkte des Elfenbeinhandels, auf. Um den auf uneinnehmbarer Höhe gelegenen Ort zählt man in dem reichen Kulturlande an 50 Dörfer von je 10 bis 20 Häusern, deren eine Hälfte zur Wohnung, die andre als Scheune zur Aufbewahrung von Korn und Mais benutzt wird. Mehrere Tagemärsche nördlich von Ngila liegt der Platz Ngaundere II, der jedoch nicht mit Ngaundere I in Adamaua verwechselt werden darf. Im vergangenen September mußte Leutnant Morgen um der eigenen Sicherheit willen mit dem Häuptling Ngila und dessen Bruder Ngute einen Kriegszug wider das erstgenannte Ngaundere unternehmen. Darauf begann der Weitermarsch gen Nordosten auf das Land der Tibati zu, deren erstes Dorf, Joko, nach einer mühseligen Wochentour erreicht wurde. Einen vollen Monat mußte Leutnant Morgen hier auf freiem Felde bei stetig fließendem Regen liegen bleiben, ehe ihm der Eintritt in das Land gestattet ward, und so traf er nicht früher als am 1. Dezember in dem etwa vier Tagereisen südwestlich von der Stadt Tibati (bereits von Flegel und später von Zappenbeck erkundet) befindlichen Kriegslager Sanserni ein. Der Empfang durch Fürst und Volk war durchaus freundlich, doch blieben dem deutschen Offizier keineswegs die Schrecken eines überaus lebhaften Sklavenhandels verborgen, durch den, wenn nicht schleunigst Einhalt geschieht, dieser Teil des Hinterlandes unsrer Kolonie in kurzer Zeit entvölkert werden muß. Ein einziger unterworfener Stamm „hatte 500 Männer, Weiber und Kinder als Tribut“ zu entrichten, von denen die Mehrzahl für Jola und Sokoto bestimmt war.

Von Sanserni zog sich Morgen zuerst in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung zum Mbam hinüber und fand, daß der Fluß an der Furt trotz des herrschenden Tiefstandes zwischen 3 und 4 Fuß Wasser hatte. Nach Aussage der Eingeborenen soll der Mbam noch weiter hinauf für Boote und Kanus fahrbar sein, so daß sich damit eine brauchbare Verkehrsstraße bis in das Herz dieser wichtigen Handelszone öffnet. Nun wandte sich Morgen in einem großen, schließlich nach Westen gerichteten Bogen auf Banjo zu, diesem wichtigen und stark befestigten Platz Adamauas, womit der Anschluß an Flegels südlichsten Punkt, den er im April und Mai 1884 besucht, glücklich bewerkstelligt wurde.

Von Banjo gelangte Morgen über Gaschka, das auch Dr. Zintgraff auf seiner ersten Adamaua-Reise passiert hat, nach Ibi am Benuë, von wo aus er die Rückfahrt in der von uns schon gemeldeten Weise antrat.

Während Zintgraff und Morgen die Unterstützung rühmen, die ihnen durch Mr. Mac Intosh, dem Chef der

Royal Niger-Company am Benuë zu Teil ward, widerhallt es in Frankreich von Klagen über die Unbilden, welche dieselbe Niger-Company der Expedition Mizon zugefügt haben soll. Wir sind weit entfernt, die englische Gesellschaft irgendwie in Schutz zu nehmen; ihr vielgenanntes Opfer, der deutsche Kaufmann Hönigsberg, ist jetzt ganz kürzlich in Berlin aus dem Leben geschieden, während seine Sache noch dem Schiedsspruche des belgischen Staatsministers Jakobs unterlag. Der Verstorbene, aus Bayern gebürtig, hat mit nie rastendem Fleiß sein Glück fast in allen Erdteilen versucht. Er ist lange in Südamerika gewesen; er hat u. a. die Bahn von Sabanilla am Magdalenenstrome gebaut, wurde aber durch die kolumbianische Regierung um die Früchte seiner Arbeit gebracht. Er ging dann 1885 nach Lagos in Westafrika und später nach Eggan am Niger und gründete hier, dank seiner kaufmännischen Geschicklichkeit, ein blühendes Geschäft. Wie dieses und damit seine Eigentümer durch die Ränke der Royal Niger-Company ruiniert wurden, ist bei den ewig erneuten und noch immer schwebenden Verhandlungen wohl in aller Erinnerung. Jener letzte schwere Schlag hatte die Thatkraft des sonst so rührigen Mannes auffällig gelähmt; grau und gebückt ging er daher, aber würdig, daß auch an dieser Stelle seiner mit einem teilnehmenden Worte gedacht werde. H. S.

— Französische Expeditionen in Zentralafrika. Am 1. Dezember 1890 wurde zu Paris ein Comité de l'Afrique française begründet zu dem Zwecke, Expeditionen auszusenden, welche den französischen Besitz am Kongo (Congo français) mit den französischen Besitzungen am Mittelmeere verknüpfen sollten, indem sie im Hinterlande des deutschen Kamerungebietes, namentlich am Tsadsee, Verträge abschließen sollten, welche die dortigen Länder und Völker unter den Schutz Frankreichs brächten. Ein riesiges Unternehmen, das zum Teil durch noch ganz unbekannte Gegenden Afrikas führt. Bereits ist der berühmte französische Reisende Paul Crampel vom Ubanghi (nördlicher Zufluß des Kongo) unterwegs, und ihm folgt jetzt eine zweite Expedition zur Unterstützung, die im März schon in Loango war, wo die Träger gemietet wurden. Sie besteht aus dem Führer J. Dybowski, Brunache aus Algerien als erstem Offizier, dem Kaufmann Bigrel und dem Naturforscher Chalot. Dazu 42 mit Repetiergewehren bewaffnete Senegalneger. Hauptsache ist die Ausdehnung des französischen Besitzes vom Kongo bis zum Tsadsee. „Die Verbindung unsrer algerischen Besitzungen — heißt es im Bulletin des genannten Komitées — und von Tunis und dem Süden mit denen am Kongo, mit dem Tsadsee als Mittelpunkt, wäre dann bald eine vollendete Thatsache. Wir brauchen wohl nicht weiter auszuführen, welchen unermeßlichen Wert dieses Gebiet in französischen Händen haben würde."

— Montenegro, welches nach dem letzten russisch-türkischen Kriege einen schmalen Küstenstreifen am Adriatischen Meere erhielt und damit aufhörte, ein Binnenstaat zu sein, hat in seinen beiden Küstenstädten Antivari und Dulcigno seine Flotte allmählich entwickelt. Nach Veröffentlichungen aus Cettinje besitzt das Fürstentum jetzt fünf Dampfer und 150 Segelfahrzeuge verschiedener Art, die unter montenegrinischer Flagge fahren.

— Julius Erasmus Hilgard, früher Vorstand der Küstenvermessung in den Vereinigten Staaten, starb am 8. Mai 1891 zu New York. Er war am 7. Januar 1825 in Zweibrücken geboren und kam im Jahre 1835 mit seinem Vater nach den Vereinigten Staaten. Die Familie siedelte sich bei Belleville, Illinois, an, und der Vater erwarb sich ein unsterbliches Verdienst, indem er die Kultur der Weinrebe in Amerika einführte und außerdem entdeckte, daß sich die Catawba-Traube am besten für das Klima von Illinois, Ohio rc., wo sie jetzt in ausgedehntem Maße gepflegt wird, eigne. Der junge Hilgard wurde Civilingenieur und trat unter Superintendent Bache in den Küstenvermessungsdienst ein, an dessen Arbeiten er, namentlich auch während der anstrengenden Zeiten des Bürgerkrieges, hervorragenden Anteil nahm; die Kartierung der früher fast unerforschten Küste des Stillen Ozeans ist zum guten Teil sein Werk. Nach dem Ableben des Superintendenten Pierce wurde er dessen Nachfolger und stand dem Küstenvermessungsdienst bis zum Jahre 1884 vor.

— Der Begleiter von Dr. K. Peters, Herr Oskar Borchert, wird den ersten kleinen Dampfer, beschafft aus Mitteln der Petersstiftung, auf den Viktoriasee bringen, an welchem zugleich eine Schiffswerfte angelegt wird. Der Kahnbau wird dort schon lange von den Negern betrieben und dieselben werden schnell auch den Bau von Segelschiffen nach europäischer Art erlernen. Der Dampfer soll geringen Tiefgang, 0,8 m in unbeladenem, 1,5 m in beladenem Zustande haben; 20 m Länge und 3,6 m Breite sind die Dimensionen, welche man bei Bestellung des Dampfers ins Auge fassen würde. Der Dampfer sollte 60 Pferdekräfte betragen und — abgesehen von seiner Schleppkraft — 40 Tonnen Ladung und 120 Personen aufnehmen können, ferner würde er auf Holzheizung eingerichtet und mit Segelvorrichtung versehen sein, um die regelmäßigen Winde zu benutzen.

— Die Fremden im Kongostaate. Die im Jahre 1890 vorgenommene Zählung hat ergeben, daß über den weiten Raum des Kongostaates 744 Nichteingeborene zerstreut leben. Unter ihnen 677 Europäer, 15 Amerikaner, 50 Afrikaner (Ägypter, Araber) und 2 Indianer. Unter den Europäern sind die Belgier mit 338, die Engländer mit 72, die Italiener mit 63, die Portugiesen mit 56, die Holländer mit 47, die Schweden und Dänen mit 67, die Franzosen mit 18, die Deutschen nur mit 6 vertreten. Diese eingewanderte Bevölkerung ist stark in der Zunahme begriffen, denn 1886 belief sich dieselbe erst auf 254 Köpfe. Der Beschäftigung nach stehen 271 im Dienste des Kongostaates, 157 sind Handwerker und 175 in kaufmännischen Geschäften angestellt. In Matadi, das mehr und mehr europäischen Anstrich gewinnt, leben 169, in Boma 159, in Léopoldville am Stanleypool 82, in Banana am mittleren Kongo 73. Von da nach dem Innern und an den Nebenflüssen des Kongo nimmt die Zahl mehr und mehr ab. Doch sind an den Stanley-Falls noch 10 Weiße angesessen. Diese Zahlen beweisen abermals einen großen Fortschritt des Kongostaates.

— Der kürzeste Weg von Europa nach Ostasien ist jetzt über Kanada. Am 13. Mai 1891 traf in London die erste Post auf der neuen Route an; dieselbe war von Yokohama in Japan nur 25 Tage unterwegs, hatte aber in Amerika drei Tage gelegen, da gerade kein Dampfer zur Weiterbeförderung vorhanden war. Die Briefe aus Shanghai waren 32 Tage unterwegs. Ohne jenen unnötigen Aufenthalt wäre die Post in 22 bezw. 29 Tagen in London abgeliefert worden. Der Dampfer „Empreß of India" durchfuhr den Stillen Ozean in $10^1/_2$ Tagen und die „Canadian Pacific Railway" brachte die Post in 91 Stunden vom Stillen Weltmeer zum Atlantischen Ozean.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Bd. LIX. **Globus.** Nr. 24.

Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Begründet 1862 von **Karl Andree.** Herausgegeben von **Richard Andree.**

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände in 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark für den Band zu beziehen. **1891.**

Der Kultus der Niasser.

Von Missionar H. Sundermann[1]).

Wenn ich von einem Kultus der Niasser rede, so muß ich zuerst und vor allem bemerken, daß dieser ganze Kultus am allerwenigsten aus eigentlich religiösem Gefühle entspringt. Wir müssen von einem eigentlich religiösen Bedürfnisse mit überirdischem Wesen in Verbindung zu treten, beziehungsweise in Verbindung zu bleiben, so gut wie ganz absehen. Alles tiefere Gefühl für eine überirdische Welt und auch für ein Leben nach dem Tode ist ihnen abhanden gekommen, wie mir dies die jungen Christen, bei denen wir Missionare es jetzt natürlich nach Kräften zu wecken suchen, oft gestanden haben. Sie sagen selbst: Für etwas weiteres als was wir hier auf Erden haben, haben wir keinen Sinn; wenn wir hier nur fertig sind und nur unsere irdischen Bedürfnisse befriedigt haben, dann sind wir zufrieden und etwas weiteres brauchen wir nicht. Was wir nun hier Kultus nennen, das entspringt nur aus Zweckmäßigkeitsgründen. Zuerst und vor allen Dingen sucht man dadurch Hilfe und Genesung in Krankheit, sodann Fernhaltung von solchen, Vertreibung böser Geister und sonstiger schädlicher Einflüsse, Segen für Haus und Acker und Viehstand und was dergleichen Gründe mehr sind.

Allerdings haben die Niasser auch noch eine gewisse Gotteserkenntnis, aber dieser Gott bleibt draußen, sie treten in so gut wie keine Beziehung zu ihm. Der Name für „Gott" ist „Lowalangi", dessen Ursprung uns aber dunkel bleibt. Ich möchte am ersten noch vermuten, daß der Name ein Kompositum sei aus den drei Wörtern Lô = „nicht" und ba = „in" und langi (malaiisch langit) = „der sichtbare Himmel", „das Firmament", und somit würde er möglicherweise aussagen, daß dieses Wesen nicht im sichtbaren Himmel ist und also der Hohe und Erhabene, indessen wage ich keineswegs diese Erklärung als gesichert hinzustellen.

Den Namen dieses Gottes hört man nun sehr häufig und meistens, wenigstens nach unsern Begriffen, geradezu mißbrauchen. Immer wieder heißt es: „Balzi Lowalangi", d. h. „es steht bei Gott"; „iila Lowalangi" = „Gott siehet es"; „irongo ligoe Lowalangi" = „Gott hört meine Worte", „Gott ist mein Zeuge" u. s. w. u. s. w. Lowalangi ist es auch, der im letzten Grunde die Seele etoeö, d. h. der dieselbe abreißt wie einen Faden und also Herr ist über Leben und Sterben.

Auch bei Flüchen wird der Name Gottes häufig genannt, z. B. „Jamoefatörö horönia Lowalangi" = „möge Gott ein Verbrechen auf ihn bringen"; „Jamoehöndrögöö Lowalangi" = „möge dich Gott niederdrücken, oder erdrücken"! „Jamoefamatö höwundraoegö Lowalangi" = „möge dich Gott wie Spinat abbrechen" u. dergl. m.

Um Hilfe wird Gott, wenn überhaupt im Ernste, dann doch nur sehr selten angerufen; leere Worte, wie: „Jamoetolo Lowalangi" = „Gott möge helfen" u. dergl. hört man freilich öfter, auch soll bei dem einen oder andern Götzenopfer Lowalangi nebenbei um Erhaltung des Lebens angerufen werden. Eher ruft man ihn vielleicht noch um Rache an: „Halö mbalögoe Lowalangi" = „räche mich mein Gott"!

Im übrigen heißt es auch hier: „Ihr Herz ist ferne von mir". Das Verhältnis, in dem der Niasser zu Gott steht, könnte man vielleicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, als einen praktischen Deismus bezeichnen, woneben dann eben der Ahnen- und Geisterdienst besteht, auf den sich der ganze Kultus bezieht.

Wenn wir nun auf den letztern unser Augenmerk etwas näher richten wollen, so werden wir zu reden haben:

1. Von den Wesen, die verehrt und angerufen werden. 2. von den Götzen, 3. von den Priestern und 4. von den Opfern und deren Darbringung.

[1]) Herr Missionar Sundermann, der 14 Jahre auf der Insel Nias an der Westküste Sumatras lebte, ist zweifellos einer der gründlichsten Kenner der Niasser, was bereits aus mehreren von ihm in Warnecks Allgem. Missions-Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen hervorging. Er hat außer den Sitten die Sprache von Nias gründlich studirt und das Neue Testament in dieselbe übersetzt. Vergl. auch Fr. Kramer „Der Götzendienst der Niasser" in Tijdschr. voor Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde, XXXIII, Batavia 1890. A.

I. Von den Wesen, die verehrt und angerufen werden. Daß Lowalangi = Gott, so ziemlich draußen bleibt, wurde eben ausgeführt. Ihm zunächst steht ein gewisser Halbgott, den man Latoere nennt. Nach einer Ausführung meines Kollegen, des Missionar Kramer, soll er in der Sonne wohnen. Latoere sowohl als auch Lowalangi, mitsamt noch einigen andern bösen Wesen und auch dem ersten Menschen, sind hervorgegangen aus den Früchten zweier Bäume, die am Anfange aller Dinge auf dem Rücken der Winde wuchsen. Latoere sollte eigentlich den Menschen zum Menschen machen und da er dies nicht vermochte und Lowalangi es somit doch thun mußte, so erhielt der erstere den Menschen nur als sein Schwein zum Geschenke zurück. Darum heißt er jetzt: Latoere sobawi si hönö = Latoere, der die tausende als Schweine besitzt, oder Latoere sobawi sato = der die Menge als Schweine besitzt. Von Zeit zu Zeit ißt er nun einen auf, oder vielmehr nur den Schatten desselben, was aber den Tod zur Folge hat und sich durch eine Krankheit des betreffenden anzeigt. Dann muß geopfert werden, um Latoere zu bewegen, einen andern jettern zu nehmen, aus einem andern Teile der Insel.

Außer Latoere sind es die afôcha und nadaoja, die auch den Schatten des Menschen essen und denselben krank machen. Sie stammen von zwei Stammvätern gleichen Namens ab, die, wie eben schon erwähnt, auch aus den Früchten eines jener Bäume entsprossen sind. Hier wird indessen der Kranke unfehlbar durch ein Opfer gesund, wenn nicht zugleich Lowalangi sein Ende beschlossen hat, daher wohl die Redensart: „Lô saetoe ba Lowalangi“ = „seine Seele ist noch nicht von Gott abgerissen worden“.

Die afôcha und nadaoja sind sehr groß, mit sehr langen Beinen und streifen gewissermaßen als Jäger durchs Land, um Menschen zu jagen. Der Regenbogen ist das Fangnetz der nadaoja für den Schatten der Menschen und darum fürchtet man sich vor dem Regenbogen. Auch Hunde haben sie, asoe mbanoea = Lufthunde, deren Kopf verdreht nach hinten steht, und die man bisweilen bellen hört. Ist der Schatten eines Menschen im Netz, so wird er aufgespießt. Dieser Schatten soll aber noch ein besonderer Schatten sein und nicht der, den der Mensch in der Sonne auf die Erde wirft.

Ferner giebt es noch eine ganze Anzahl bechoe narô danô = unterirdische böse Geister, die in Löchern und Höhlen leben und hervorkommen, um die Menschen zu plagen, resp. deren Schatten zu fressen. Da hat man sigelo danô (eigentlich Erdsau), lainii, lamoeti, lamoeha, soembala u. s. w., über deren Gestalt man nicht recht zur Klarheit kommt. Auch der harimo (Tiger) wird als Bechoe betrachtet, da man von Sumatra gehört hat, daß derselbe Menschen fresse. Dann hat man noch matiana, die Geister von Frauen, die im Wochenbette sterben. Diese ergreifen Männer und ziehen ihnen wohl die Arme aus, um sie verkehrt wieder einzusetzen, mit den Handflächen nach außen. Aber auch vor den Geistern der Verstorbenen im allgemeinen fürchtet man sich und muß somit durch Furcht des Todes im ganzen Leben ein Knecht sein, und immer wieder durch endlose Opfer alle diese Wesen zufrieden zu stellen, oder auch abzuhalten suchen.

Außer diesen eigentlich göttlichen, beziehungsweise teuflischen Wesen, werden dann noch gefürchtet und bei gewissen Anlässen verehrt die drei Ahnen Bäoewa danô, Baloegoe Loeo mewôna und Toeha zangarôfa, die ähnlich wie einst Romulus gewissermaßen Götter oder Halbgötter geworden sind. Bäoewa danô ist unter der Erde und trägt als Atlas die Erde, darum sagen sie bei Erdbeben: „Ilaoe Toeada“ = „unser Großvater ist wieder beschäftigt“. Baloegoe Loeo mewôna ist droben und ist Mittler bei Opfern an Latoere, und Toeha zangarôfa wohnt auf dem Grunde des Meeres als Neptun der Niasser. Hier und da erhalten auch diese Opfer, wenigstens der erstere und der letztere. Und dann dürfen wir auch vor allen Dingen die eigentlichen Vorfahren nicht vergessen, von denen adoe zatoea (Elterngötzen) hergestellt werden, die bei allen möglichen Gelegenheiten Opfer erhalten und besonders um Segen für alle möglichen Fälle und Verhältnisse angerufen werden.

So ist des Opferns kein Ende, und die Sache kann bei vielen Krankheiten, oder sonstigen Unglücksfällen in einer Familie, eine solche finanziell gänzlich ruiniren, wie ich davon noch in neuerer Zeit ein Beispiel hatte auf meiner Station Dahana.

II. Von den Götzen. Der Götzen giebt es, man möchte sagen Legion, man spricht aber von einer Zeit, in der es nur sieben Arten gab. Augenscheinlich haben die Priester im Laufe der Zeit immer neue erfunden, da sie ja den meisten Vorteil von der Sache haben. Bleibenden Wert haben indessen nur wenige von diesen vielen Götzen. Unbedingt bleibend sind die Adoe zatoea = die eigentlichen Ahnenbilder und dann etwa noch die Siraha = Hausgötzen, die Bawaoeloe = Fest- resp. Häuptlingsgötzen, die Bihara = Priestergötzen und die Adoe horô, auf die wir gleich noch zurückkommen, letztere aber schon weniger. Die allermeisten Götzen werden nur für die bestimmten Fälle von Krankheiten u. s. w. gemacht und haben dann ihren eigentlichen Wert damit verloren. Weitaus die wichtigsten Götzen sind die Adoe zatoea, wenn ich auch die Verehrung der Ahnen vorhin an letzter Stelle genannt habe, weil diese doch eben nur menschlichen Wesen gilt. Zugleich sind diese Adoe zatoea aber auch mit von den kleinsten Götzen. Es sind hölzeene Figuren von etwa 15 bis 25 cm Länge, meistens recht nett geschnitzt, in ordentlicher menschlicher Gestalt, nur mit sehr kurzen Beinchen und in etwas hockender Stellung; manche unter ihnen sind aber auch sehr primitiver Art.

Wodurch erhalten nun aber diese Figürchen ihren hohen Wert? Wenn jemand, sei es nun ein Mann oder eine Frau, gestorben ist, der männliche Nachkommen hat, so wird an seiner Statt ein solcher Götze angeschafft und im Hause aufgestellt. Dann muß der Priester dem Geiste des Verstorbenen winken und ihn an das Bildchen überweisen. Das ist aber noch nicht hinreichend. Es giebt auch noch ein Überbleibsel des Herzens des Verstorbenen (ein alôlôa dôdôm), welches aus dem Grabe aufsteigt. Nach einiger Zeit, oft auch erst Jahre nachher, wenn man vielleicht durch Krankheit oder sonstige Unglücksfälle in der Familie daran erinnert wird, wird eine Feier veranstaltet, die man das fanao = das Holen, Hervorholen nennt. Dann wird das Grab gereinigt vom Grase, man breitet Kleider, Schmucksachen u. s. w. darauf aus, streut einige Körnchen Reis darauf und dann setzt sich die Familie darum herum und lädt jenes Überbleibsel des Herzens, welches man mökômökô nennt und welches in Gestalt eines kleinen Spinnchens aus dem Grabe aufgestiegen sein soll, ein, sich zu zeigen. Findet man dann ein Spinnchen, von dem man denkt, daß es das richtige sei, so thut man es in ein Röhrchen und bringt es noch nach einem besondern Platze im Gebüsch, wo ein besonderer Versammlungsort der Geister der Verstorbenen sein soll, läßt es hier wieder laufen, schlachtet ein Schweinchen und tanzt und singt, und endlich fängt man das Tierchen wieder ein und bringt es ins Haus, in die Nähe des betreffenden Götzenbildes. In dem Götzen nimmt es nun seine Wohnung. Es wird dann noch geopfert und getanzt und die Geschlechter werden aufgezählt u. s. w., und nun ist dieser Götze ein sangehowoe = ein Segensspender ge-

worden, von dem man alles Heil erwartet und den man zugleich fürchtet.

Bekommt aber das Bild vielleicht einen Riß, so denkt man das mökömökö sei entflohen und dann muß die ganze Handlung mit einem neuen Götzenbilde wiederholt werden und ebenso, wenn ein solches Bild etwa durch Brand zu Grunde geht.

Nach und nach wird nun der eine Verstorbene an den andern gereiht; alle werden an eine Stange gebunden und jemehr sich die Familie erweitert, desto mehr Besitzer oder Mitantheilhaber dieser Götzenreihe, bis man dann allmählich in den einzelnen Familien neue Reihen beginnt. Wer nun gerade die Götzen bei besonderen Veranlassungen nöthig hat, der holt sie in sein Haus, bis daß ein anderer sie wieder braucht. Den Götzen des ältesten Stammvaters muß immer der Nachkomme des ältesten Sohnes desselben aufbewahren. Nun ist aber interessant bei der Sache, daß man glaubt, eine solche Familie habe kein Glück und sterbe bald aus.

Im allgemeinen hängt man sehr fest an diesen Ahnenbildern und sind dieselben ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Christentums, hier und da kommen aber auch Fälle von Abfall und Liberalismus, ja von Blasphemie gegen dieselben vor. So erzählte einer meiner Getauften folgenden Fall: Ein Mann, der Schulden halber von seinen Gläubigern gedrängt wurde, geriet plötzlich in Wut gegen den Götzen, der seinen Vater vorstellte. Er nahm ihn von seinem Platze herunter und mit den Worten: „Weil du mir nicht zu Würde und Reichtum verholfen hast, Götze meines Vaters, so darfst du dich heute Nacht hier unter dem Brüthuhn erlaben“ steckte er denselben unter die brütende Henne. Am andern Morgen zog er ihn wieder hervor und sagte in blasphemischer Weise: „So, hat es dir geschmeckt unter dem Huhn, heute Nacht, Götze meines Vaters?“ und dann schleuderte er ihn zum Dachfenster hinaus in die Büsche. „Und doch,“ setzte der Erzähler hinzu, „lebt der Mann heute noch und der Götze hat sich nicht gerächt;“ was die Heiden sonst glauben würden.

Die Götzen, die zur Heilung von Krankheiten dienen, sind ein Geschenk von oben zum Trost und zur Hilfe in den vielen Nöthen und Krankheiten auf dieser Erde.

Was die Herstellung, resp. die mehr oder weniger schöne Figur betrifft, so wird außer den genannten Ahnengötzen eigentlich nur noch auf die siraha = Hausgötzen Werth gelegt; man findet darunter welche, die einem angehenden Bildhauer alle Ehre machen würden. Sie werden in dem größten Raume des Hauses in einiger Höhe an einem freistehenden Pfeiler plaziert und bleiben dort dauernd. In jedem Hause giebt es nur einen dieser Götzen. Die Priestergötzen = bihara werden aus 50 verschiedenen Holzsorten hergestellt und zwar von jeder Holzsorte zwei, sodaß man 100 einzelne Stäbchen hat, etwa von der Dicke eines Fingers und etwa eine Spanne lang. Sie sind nur notdürftig mit einigen Kerben versehen, die das Gesicht vorstellen sollen und werden, ähnlich wie die Ahnengötzen, alle nebeneinander an eine lange Stange gebunden und dann oben im Dachstuhl aufgehängt und mit Palmblättern verziert. Beigegeben wird ihnen noch eine ganz kleine Stange mit etwa zehn ganz kleinen Bildchen, die ihre Kinder darstellen sollen und noch ein Bündelchen von Modellen einiger Hausgeräthe.

Die größten und schwersten Götzen sind die adoe horö und die fangoeroe, die aus dicken Baumstämmen, zum Teil Kokospalmen hergestellt werden; die Bearbeitung ist indessen eine sehr primitive und nachlässige.

Der erstgenannte (adoe horö) wird gebraucht von jemand, der an der richterlichen Entscheidung über irgend ein Verbrechen oder Vergehen (horö) teilgenommen hat, und nun vielleicht bald nachher krank wird, resp. befürchtet oder auch weiß, daß er sich eines Fehlers bei der Sache schuldig gemacht habe, der ihm nachteilig werden könnte. Ich bemerke dabei, daß es mit der Gerechtigkeit der Richter nicht allzu glänzend aussieht. Einer dieser Götzen hat die Gestalt eines Krokodils und ein andrer hat z. B. an beiden Enden einen Kopf. Diesen soll man machen, wenn man von beiden Parteien Geschenke genommen hat.

Die fangoeroe werden gemacht um Krankheiten, besonders Packen- und Cholera-Epidemieen, von deren Auftreten man hört, vom Dorfe abzuhalten. Etwa drei große rohbearbeitete Stämme, denen man Porzellanscherben an Stelle der Augen einsetzt, werden mit noch einigen kleinern in der Mitte des Dorfes auf der Straße aufgestellt und ähnliche an den Ausgängen des Dorfes. Ferner werden die einzelnen Häuser mit allerlei Blätterwerk umzogen, um die Krankheitsgeister abzuhalten. Während einer Anzahl von Tagen darf dann kein Fremder das Dorf betreten und man bahnt wohl einen Weg darum herum durch das Gebüsch.

Die bawaoeloe = Fest- oder Häuptlingsgötzen werden nur von Häuptlingen, oder sonstigen vornehmen Personen gemacht. Sie sind verschieden, teilweise recht abenteuerlicher Gestalt und werden alle mit den Füßen in ein langes Brett eingelassen, welches auch selbst an einem Ende wieder mit einem Götzenkopfe versehen ist.

Auch die osaosa, der Thron, auf dem der Häuptling bei großen Festen umhergetragen wird (Fig. 1), ist zu gleicher Zeit Götze in phantastischer Gestalt, etwa der eines Büffels, und dasselbe gilt etwa auch von den großen Steinen, die die Häuptlinge und mehr oder weniger auch andre Leute, als Zeichen ihrer Größe und ihres Reichtums vor ihren Häusern aufstellen, resp. hinlegen. Diese haben, soweit sie überhaupt bearbeitet werden, die Gestalt eines Menschen.

Außer den hier namhaft gemachten, giebt es nun noch eine große Menge von Götzen, für alle möglichen Fälle und in allen möglichen Gestaltungen; es giebt darunter auch kleine Figürchen aus Lehm. Manche bilden ganze Systeme. So der kostspieligste unter allen, was die Opfer anbetrifft, der adoe ba mboemboe = „der Götze auf der Firste“, den man in Etappen aufstellt, vom Hofe an bis auf die Firste des Hausdaches. Diese vielen Götzen alle einzeln zu beschreiben, würde zu weit führen, und ich komme deshalb jetzt auf die Priester.

III. Von den Priestern. Die Priester bilden bei den Niassern keine besondere Kaste, aber immerhin doch immer einen besonderen Stand, abgesehen davon, daß manche Leute, besonders Häuptlinge und Häuptlingsfrauen, noch nebenbei Priester sind, die man also vielleicht in gewissem Sinne Laienpriester nennen könnte. Wie schon hiermit angedeutet, können auch Frauen die Priesterwürde erlangen. Eine besondere Abgabe an die Priester ist mir nicht bekannt und sie haben also nur dann Vorteil von ihrem Amte, wenn sie auch wirklich priesterliche Geschäfte zu verrichten haben.

Die Berufung zum Priestertum, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf, kündigt sich gewöhnlich damit an, daß die betreffende Person einen Anfall von Irrsinn bekommt und dann wegläuft und sich eine zeitlang im Dickicht verborgen hält. Man glaubt dann, sie sei von den bösen Geistern entführt worden und man will solche Leute schon auf Bäumen wieder entdeckt haben. Sie wollen dann auch allerlei Erscheinungen gehabt und womöglich weder Hunger noch Durst verspürt haben. Die Geister müssen dann durch Opfer bewogen werden, den Entführten wieder frei zu geben. Gewöhnlich kehrt er nach einiger Zeit wieder zurück. Bleibt einer länger aus, so behauptet man, die Geister haben ihn nach der anoenoea, einem Platze auf einem der nörd-

lichen Vorsprünge von Nias, Tojo lawa genannt, gebracht, wo eben der Hauptaufenthaltsort der Geister sein soll. Eine anoenoea befindet sich im übrigen auch in der Nähe eines jeden Dorfes, und das Wort besagt wohl eigentlich „Röststätte" (von dem Worte „toenoe" = „anstecken", „rösten") und es werden dort die auf der gemeinsamen Jagd erlegten Wildschweine zerlegt und verteilt. So sollen denn auch dort auf dem Tojo lawa in früheren Zeiten viele Leute von den bösen Geistern verzehrt worden sein; möglich, daß man dies erfunden hat, um das Verschwinden derjenigen Leute zu beschönigen, die früher oft heimlich an die Atchinesen als Sklaven verkauft wurden. Ist nun eine Person dorthin entführt worden und die Geister haben doch die Absicht sie wieder zurückzugeben, so wird sie vorher von dem Obersten der Geister im Götzendienste unterrichtet. Bei der Rückkehr ist sie dann mit Schlangen bekleidet, welche Kleidung aber nur von solchen, die bereits Priester sind, gesehen werden kann. Solche, die dort gewesen sind, werden nachher recht wirksame Priester, Hauptpriester.

Zur Heilung eines solchen Irrsinnigen und um demselben die Kunst zu verleihen Priester zu werden, müssen nun nach der Rückkehr desselben die oben beschriebenen Priestergötzen (bihara) gemacht und diesen geopfert werden. Daß diese Götzen aus 50 verschiedenen Holzsorten bestehen, wurde oben bereits erwähnt. Der Niasser glaubt, daß die Geister sich je eine Holzart ausgesucht haben, auf denen sie hausen, und wenn nun diese Holzart als Götze ins Haus gebracht wird, so wird dadurch der betreffende Geist abgehalten resp. verscheucht. Auch den Ahnen muß der angehende Priester Opfer bringen und endlich muß er dann bei andern Priestern und Priesterinnen einen Kursus durchmachen, um in alle Schliche und Kunstgriffe des Priestertums eingeweiht zu werden und auch das Trommeln und das Hersagen der Formeln zu lernen. Es werden ihm auch von den verschiedenen Orten, z. B. auf den Gräbern und auf den Bergen die Geister gezeigt.



Fig. 1. Häuptlingsthron (Osa'osa) von Nias. Originalphotographie von H. Sundermann.

Wenn nun die ganze Sache beendet ist, so wagt der Priester indessen noch nicht, ohne weiteres in sein Haus zurückzukehren, da ihn noch zu viele Geister umgeben, die ihm dann folgen würden, um in seinem Hause allerlei Unglück anzurichten. Er macht deshalb noch in andern Dörfern Besuche auf einige Tage, damit diese Geister allmählich dort zurückbleiben mögen. Kehrt er nun endlich wirklich zurück, so braucht er doch noch die Vorsicht, daß er auf dem Wege ein dünnes Holz spaltet und durch diesen Spalt hindurchkriecht, um so den letzten Geist, der ihm noch etwa gefolgt sein möchte, von sich abzustreifen. Nun ist er ein ere, ein Priester und kann zum Opferdienste gerufen werden, und auf die Opfer und ihre Darbringung haben wir nun noch unsre Blicke zu richten.

IV. Von den Opfern und deren Darbringung. Die meiste Veranlassung zur Darbringung von Opfern an die Götzen geben wohl immerhin bereits ausgebrochene Krankheiten, sodann opfert man aber auch viel um befürchtete Krankheiten und sonstiges Unglück abzuwenden, wozu dann noch die Verehrung der Ahnenbilder kommt, die meistens den Zweck hat, von diesen Segen zu erbitten für alle möglichen Verhältnisse und Vorkommnisse.

Wird jemand ernstlich oder andauernd krank, so wird erst wohl nur eine Segnung mit ihm vorgenommen, die auch die oben erwähnten Laienpriester vornehmen können. Hilft dies aber nicht, dann muß ein eigentlicher Priester gerufen werden und dieser hat nun zuvörderst durch allerlei Zaubermittel herauszubringen, welcher von den vielen Götzen diese Krankheit heilen werde. Es giebt verschiedene Methoden, um dies zu erkunden. Z. B. der Priester nimmt eine Flasche, bestreicht dieselbe mit Öl und sucht dann darauf ein Ei zum Stehen zu bringen, während er verschiedene Götzen nennt. Bei welchem Namen dann das Ei stehen bleibt, das ist der rechte Götze für den vorliegenden Fall. Oder: Er nimmt eine Lanze und mißt die Länge derselben; dann streicht er über dieselbe, damit sie sich ausdehne, wobei er wieder die Namen der Götzen nennt, und bei welchem Namen die Lanze länger wird, das ist der rechte; und dergleichen Hokuspokus mehr.

Nun wird Holz geholt aus dem Busche und der Götze oder das Götzensystem wird hergestellt; wie schon erwähnt ist die Bearbeitung meistens nur eine sehr primitive; geschmückt werden die Götzen mit Palmblättern. Dann muß ein Opfertier herbeigeschafft werden, wenn der Götze nicht etwa nur ein Ei als Opfer erhält. Die Größe der Opfertiere ist sehr verschieden, vom kleinsten Hühnchen bis zu einem großen Schweine, ja bis zu einer ganzen Anzahl von Schweinen. Hat die Familie weder Schwein noch Huhn im Stalle oder auf dem Hofe, so muß eben auf 100 oder mehr Prozent geliehen werden und so kann man durch vieles Opfern in die drückendste Armut geraten. Das Tier wird geschlachtet und der Götze erhält nur ein klein wenig davon, einige Borsten resp. Federn und etwas vom Eingeweide, vom Herzen und von der Leber, wozu freilich, wenigstens bei einigen Opferungen, noch Weltopfer kommen, die dann aber von den älteren und vornehmeren Leuten verspeist werden; das meiste ist für den Priester und was er nicht aufißt, das nimmt er mit nach Hause; auch die Angehörigen des Kranken bekommen vielfach nicht allzuviel davon mit. So kann man sich leicht denken, daß die Priester das größte Interesse daran haben, immer neue Götzen zu erfinden und so die Sache immer mehr auszudehnen.

Der Kranke muß den Götzen berühren und dann sitzt der Priester da, schlägt die Trommel und leiert seine „Gebete" her (Fig. 2) zunächst an den Götzen. Die Götzen sind, abgesehen etwa von den Ahnenbildern, nur die Vermittler der Sache und man kann danach also nicht sagen, daß die Heiden hölzerne Götter haben. Hinter dem Götzen steht ihnen die höhere Macht und zwischen diesen und ihnen hat der erstere zu vermitteln.

Hat z. B. der Priester festgestellt, daß es Latoere ist,

der den Menschen krank gemacht hat und ihn aufessen will, so giebt es zwischen diesem und dem Priester, der das Opfer darbringt, noch drei Instanzen. Die erste bildet eben der Götze und die zweite ein Wesen, das man **Saho** nennt, über welches man aber nicht recht zur Klarheit kommt, nicht einmal darüber, ob es ein Mann oder ein Weib ist. Es soll früher Mensch gewesen und dann in die Luft entrückt sein. Von ihm sagt man auch, daß es weine, wenn irgendwo ein Fall von Ehebruch oder Hurerei vorliegt, worauf es dann besonders viel regnet. Die dritte Instanz bildet Baloegoe Loeo mewöna, ein Bruder der von oben herniederlassenen Stammväter der Niasser, der aber droben geblieben ist, weil er besonders nach dem Herzen seines Vaters war.

Indessen sind diese Instanzen doch nicht so zu denken, daß die eine die Sache immer wieder an die andre zu übermitteln hätte, sondern der Götze ist der, der direkten Zugang zu Latoere hat und man bittet ihn, er möge doch hinaufgehen und Latoere bitten, daß er dieses sein Schwein (den Kranken) nicht schlachte und ihn nicht den Gästen vorsetze, darum bringe man ihm (dem Götzen) das Opfer, um dadurch das Heil und das Leben zu erbitten und darum müsse ja die Genesung eintreten.



Fig. 2. Opfernder Priester von Nias. Originalphotographie von H. Sundermann.

An Saho richtet man dann die Bitte, er möge, als in der Mitte stehend, doch das soemange, was eigentlich „Ehrbeweis" bedeutet, hier aber wohl soviel als „Heil", „Genesung" heißen soll, vermitteln und dasselbe herniederlassen, wie man ein Gefäß mit Palmwein von der Kokospalme herniederbringe.

An Baloegoe Loeo mewöna richtet man **eigentlich keine Bitte**, sondern man sagt ihm, er habe ja bereits einen Tritt gegen die Thür des Schweinestalles gethan und schon die Pfähle ausgezogen und somit werde der Kranke ja freikommen und genesen.

Latoere selbst aber wird ersucht, er möge doch als Schlachtschwein einen Kargen und Geizigen nehmen (wohl einen solchen, der kein Opfer, oder doch ein geringeres bringt) aus einem anderen Teile der Insel, von der Westküste, vom Ojó oder vom Lahómi und diesen Kranken also noch wieder freilassen.

Finden diese Gebete eine Erhörung, dann vermittelt Saho das soemange, das „Heil" oder „Heilmittel". Dies wälzt sich dann, wie eine große Welle oder Wolke, von oben her heran und kann nur bei Sonnenlicht empfangen werden. Vielleicht wäre es möglich, daß hier eine Selbsttäuschung des Priesters vorläge und daß derselbe so lange in die Sonne schaut, bis es ihm wie eine Wolke vor den Augen erscheint und alles flickert und flimmert. Er fängt dann diese Wolke mit einem Tuche auf, worauf sie auseinander springt, daß es ihm dann wie lauter kleine Glühwürmchen erscheint, wovon er dem Kranken an die Stirn setzt und die die Genesung bewirken.

Alle die Zeremonien und Handlungen bei den einzelnen Opfern nun zu beschreiben, würde uns hier viel zu weit führen. Der **umständlichste** und zugleich **kostspieligste** Götze ist, wie schon erwähnt, der adoe ba mboemboe = der Götze auf der Firste. Er bildet gewissermaßen die letzte Zuflucht, wenn alles andere nicht helfen will. Die Unkosten sollen je nachdem zwischen 25 und 80 holländischen Gulden schwanken. Zwei bis sechs Priester sind mit der Opferung mehrere Tage lang beschäftigt. Von **allen Holzsorten**, die in der Nähe zu finden sind, werden 50 bis 100 **neue Götzen** gemacht und auch die alten im Hause mit Blättern bekränzt. Auf dem Hofe, im Hause und bis auf die Firste des Daches hinauf, stellt man Götzen auf. Zum Beginn der Opferung wird ein kleines Schwein mit zusammengebundenen Füßen vom Dache heruntergerollt, daß es auf dem Hofe zurecht kommt. Dann wird es geschlachtet und die Götzen im Hause mit dem Blute bestrichen. Der Dienst der Priester wird den ganzen Tag kaum unterbrochen.

Im ganzen werden etwa 12 bis 24 **Schweine** geopfert. Einer der Priester macht dann oben von der Firste eine Öffnung ins Dach, um dort das eben erwähnte soemange zu empfangen. Die Götzen, die oben stehen, sind mit einem Seil von Kokosblättern mit den untenstehenden in Verbindung gebracht. Am dritten Tage geleiten die Priester die bösen Geister aus dem Hause in die Götzen, die auf dem Hofe stehen.

Alle Dorfbewohner werden zu dieser Opferung eingeladen und bewirtet und Verwandte haben auch noch die Verpflichtung, dazu beizusteuern.

Schließlich werden von den Priestern noch zwei neue Götzen gemacht und den einen davon hebt der eine Priester im Hause in die Höhe mit den Worten: „Darum habt ihr Kranke, weil ihr diesem Götzen noch keine Ehre erwiesen habt"; also gewissermaßen dem unbekannten Gott. Dann fragen die Angehörigen des Kranken: „Was ist unsre Schuldigkeit? wir wollen bezahlen;" und die Priester erhalten Geschenke. Hilft auch dieser Götze dem Kranken nicht, dann hat man kaum noch Hoffnung. Die Priester schieben dann die Sache auf die Angehörigen; vielleicht waren die Schweine zu klein und zu mager, oder man hat es sonst verfehlt.

Ähnlich ist auch die Darbringung der Opfer in den übrigen Fällen. Indessen soll bei den Krankheiten, die man von einem bösen Geiste herleitet, ein Bela nächst dem Götzen der Vermittler sein, der die Sache an den betreffenden bösen Geist überbringt. Diese Bela sind in gewissem Sinne die Kobolde bei den Niassern. Ihr Stammvater ist, als er von oben herniedergelassen wurde, auf einem Baum hängen geblieben, weil die Kette zu kurz war, und dort halten sich seine Nachkommen noch heute.

Auch sie bewerfen die Menschen wohl mit Asche, wodurch dann Ausschlag entsteht, aber andrerseits sind sie also den letzteren auch wieder dienstbar.

Außer bei schon vorhandener Krankheit, wird wie auch bereits erwähnt, auch viel geopfert, **um Krankheiten und andere Übel zu verhüten**. Die Opfer an die **Ahnenbilder werden** meistens gebracht, um Segen zu erbitten und Unsegen ferne zu halten, seltener bei Krankheiten. Bei Geburten von Kindern erhalten die Ahnen Darstellungsopfer. Aber auch bei Heiraten,

bei Bestellung des Ackers u. s. w. u. s. w. wird ihnen geopfert.

Die Hauptabsicht bei den Opfern im allgemeinen scheint mir die zu sein, den Götzen zur Vermittelung willig zu machen, darum nennt man dieselben auch vielfach „ö nadoe" = „Götzenspeise". In etwas sind sie aber auch wohl Lösungsopfer, wenigstens da, wo man es mit einem bösen Geiste als Veranstalter des Übels zu thun hat und zwar so, daß man ihm den Schatten eines Opfertieres anstatt des Schattens des Menschen zur Speise gibt. Weniger wohl hat man dabei die Idee des Sühneopfers, außer vielleicht in einigen Fällen, z. B. bei starkem Erdbeben, wo dem Bäoewa danö, dem Atlas, geopfert wird. Auch der Sündenbock ist bekannt, den man (in Gestalt eines Huhnes oder eines Schweinchens) laufen läßt, um ihn dann aber wieder einzufangen. Bei der Ahnenverehrung hat man nur den Götzen als alleinige Instanz, da man sich denselben ja wie oben ausgeführt, in gewissem Sinne als beseelt denkt und darum wird auch nur dieser angeredet. Gebe der Herr, daß bald auch das niassische Volk in Schaaren die Opfer darbringe, die Gott gefallen, nämlich einen geängstigten Geist und ein geängstigtes und zerschlagenes Herz, die Gott auch bei ihnen nicht verachten wird.

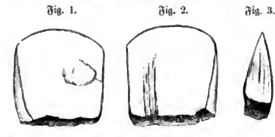
Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen.

Von Prof. Dr. J. H. Kloos.

Im Monat Mai 1888 fand ein Waldarbeiter an dem Höhenzuge der Asse im Herzogtum Braunschweig einen bearbeiteten Stein von grüner Farbe. Derselbe lag unter der Wurzel einer großen Buche und zog durch seine Farbe und Politur sofort die Aufmerksamkeit auf sich. Dies war um so mehr der Fall, als der bewaldete Abhang des Berges, an welchem der Baum gewachsen war, aus Muschelkalk besteht und die Leute gewohnt waren, dort nichts weiter zu finden, als die flachen, scharfkantigen, scherbenartigen Bruchstücke des Wellenkalkes.

Der Stein hat die gewöhnliche Form der bekannten Nephrit- und Jadeitbeilchen. Er ist bikonvex, glatt und poliert, mit gerundeten Kanten und ausgezeichnet scharf erhaltener Schneide. Dieselbe bringt eine bogenförmig verlaufende, hellgrün durchscheinende Kante hervor. Länge und Breite betragen 5 cm; die größte Dicke ist 17 mm. An der dicksten Stelle ist das Beilchen offenbar abgebrochen. In den nebenstehenden Skizzen habe ich den Gegenstand in der Hälfte natürlicher Größe abgebildet. Fig. 1 und 2 stellen denselben von der breiten Seite dar, Fig. 3 giebt die Seitenansicht.

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.



Die Farbe ist schmutziggrün, aber weißlich geädert und gefleckt, außerdem sind vereinzelt scharf begrenzte, schwärzlichgrüne, dunkle Stellen ersichtlich. In der Nähe des in Fig. 1 sichtbaren Sprunges ist die Farbe rostbraun. In Fig. 2 und 3 sind durch feine Striche eine Anzahl streng parallel verlaufende schmale, aber verschiedentlich tiefe Furchen angedeutet, welche möglicherweise als Sägeschnitte aufzufassen wären.

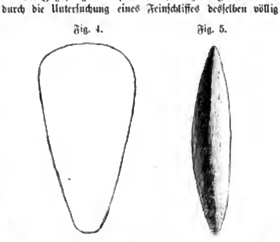
Die Härte ist sehr bedeutend. Sie liegt nur wenig unter derjenigen des Quarzes, von welchem Mineral das Beilchen eben noch geritzt wird, während es selbst den Feldspat in viel höherem Grade ritzt. In der Härtenskala würde die Härte daher sehr nahe bei 7 liegen. Das Material ist leicht schmelzbar; dünne Splitter, welche mit hellgrüner Farbe durchsichtig werden, schmelzen vor dem Lötrohre sofort zu einer Kugel und runden sich auch bereits im Bunsenschen Brenner ohne Zuhilfenahme des Lötrohres am Rande ab, während sie die Flamme lebhaft gelb färben.

Dieses Verhalten deutet auf Jadeit, und da die Farbe des Beilchens für das als solches gewöhnlich bezeichnete Gestein zu dunkel ist und im allgemeinen mehr an Nephrit erinnert, so dürfte hier die von Damour als Chloromelanit bezeichnete Varietät vorliegen, welche nichts weiter als ein eisenreicher Jadeit ist.

Werden Splitter auf Kohle mit Kobaltsolution befeuchtet und geglüht, so erhält man eine schmutziggraublau gefärbte Schmelze, offenbar weil der Natrongehalt die für die Thonerde charakteristische blaue Färbung nicht zustandekommen läßt.

Die Zugehörigkeit unsres Beilchens zum Jadeit wird durch die Untersuchung eines Feinschliffes desselben völlig bestätigt. Zur Anfertigung desselben wurde an einer Ecke eine dünne Platte ausgeschnitten und dieselbe dünn geschliffen. Der Schliff erwies sich als ein Aggregat von Augitindividuen in regelloser Lage, daher sehr viele Querschnitte vorlagen, die mit Sicherheit die augitische Spaltbarkeit erkennen ließen. Auch die große Auslöschungsschiefe (bis zu 42°) bestätigte die Natur des Pyroxens. Im übrigen besitzen die Individuen, welche das äußerst feinkörnige Aggregat zusammensetzen, insoweit eine recht verschiedene Ausbildungsweise, als sie einmal in kompakten, glatten, kaum gefärbten Säulchen, das andre Mal in faserigen Kristalloiden vorliegen, die in ihrem ganzen Verhalten, namentlich durch ihre bunte Polarisation bei großer Auslöschungsschiefe, an Diallag erinnern. Das Innere der Individuen ist nicht immer klar, sondern wird häufig durch ein wenig durchsichtiges Aggregat kleinster Körnchen getrübt, deren Natur sich nicht weiter ermitteln ließ.

Fig. 4. Fig. 5.



Auffälligerweise enthält der Schliff auch einen Querschnitt, der sich durch seine Spaltbarkeit als zum Amphibol gehörig

herausstellt. Derselbe bildet jedoch eine vereinzelte Erscheinung; er ist ganz unregelmäßig begrenzt und wird von allen Seiten von Augitsäulchen umgeben, die in ihn hineinragen und zu dessen zackigen Umrissen Veranlassung geben.

Dann liegen inmitten des Pyroxens mehrere scharf begrenzte, keilförmige, völlig farblose Durchschnitte eines lebhaft polarisierenden Minerals. Es weist grobe, unregelmäßige Spalttracen auf, etwa nach Art des Titanits oder des Epidots, und hat eine rauhe Schliffläche. Die Natur dieses Gemengtheiles muß vorläufig unentschieden bleiben. Die dunkeln, schwärzlichgrünen Flecken unsres Beilchens werden offenbar durch ein Zersetzungsprodukt hervorgebracht, welches auch der Dünnschliff vereinzelt aufweist. Es ist dort fast opak, von körniger Beschaffenheit und an den etwas durchsichtigeren Stellen von einer orangelben Farbe. Es könnten diese Flecken von umgewandeltem Titaneisen herrühren.

Ich habe das mikroskopische Verhalten dieses Jadeits möglichst genau beschrieben, in der Hoffnung, daß diejenigen Forscher, welche sich mit der Untersuchung von Schliffen des nämlichen Gesteins beschäftigt haben, daraus werden entnehmen können, mit welchen andern Vorkommnissen des rohen oder bearbeiteten Materials das unsrige übereinstimmt.

Die Fundstelle an der Asse wird als Ebersberg in der Wittmarschen Interessentenforst bezeichnet. Der bewaldete Höhenzug, welcher den nordöstlichen Flügel des Asselnsattels bildet und wozu der Ebersberg gehört, ist als Festberg bekannt. Der Punkt liegt in der Nähe des Fußweges, der aus dem Innern der Asse über die steile Muschelkalkhöhe nach Mönche-Vahlberg führt.

Trotzdem ich kurz nach dem Auffinden des Beilchens den Abhang von mehreren Arbeitern unter meiner steten Aufsicht abgraben und untersuchen ließ, wurde kein zweites Stück und überhaupt kein fremdes Gestein, weder in bearbeitetem noch rohem Zustande gefunden. Es stimmt dieses isolirte Auftreten überein mit dem Vorkommen ganz analoger prähistorischer Nephrit- oder Jadeitgegenstände in der Provinz Hannover, wie mir Herr Amtsrat Dr. Struckmann in Hannover vor kurzem mitteilte.

Außer dem oben beschriebenen Beilchen liegt aus dem Herzogtum Braunschweig, soviel mir aus Litteratur und Sammlungen bekannt, nur noch ein einziger aus Jadeit oder Nephrit bestehender prähistorischer Gegenstand vor. Derselbe ist im Jahre 1869 dicht vor der Stadt Braunschweig in der als Hagenbruch bekannten sumpfigen Niederung hinter dem früheren Kurgarten gefunden worden. Das in den Fig. 4 und 5 in vorderer und seitlicher Ansicht zur Hälfte natürlicher Größe dargestellte Beilchen ist 10 cm lang und etwas über 5 cm breit, stimmt daher in den Abmessungen sowohl wie in der Form mit dem an der Asse gefundenen überein. Es ist jedoch letzteres nur ein größeres Bruchstück, während das ältere Beilchen vollständig vorliegt. Dieses wurde von H. Fischer in Freiburg in einer „Übersicht über die in öffentlichen und Privatmuseen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Oberitaliens vorfindlichen größeren Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit“ [1]) bereits im Jahre 1880 als Jadeitbeilchen kurz erwähnt und ist auf diesen im städtischen Museum zu Braunschweig liegenden Gegenstand neuerdings in den Braunschweigischen Anzeigen Nr. 72 wieder hingewiesen worden [2]). Nach einer oberflächlichen Prüfung, welche ich vornehmen konnte, liegt auch hier in der That Jadeit vor, wie es von Fischer bestimmt wurde, nur rührt das Rohmaterial allem Anschein nach nicht von der nämlichen Fundstelle her. Dasselbe ist bedeutend heller und grobspatiger als der Jadeit von der Asse.

Von sonstigen, aus Jadeit oder Nephrit bestehenden, auf braunschweigischem Territorium gefundenen prähistorischen Gegenständen ist mir nichts bekannt geworden.

Braunschweig, den 5. April 1891.

[1]) H. Fischer, Mineralogisch-archäologische Beobachtungen I. Im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte für 1880, S. 19.

[2]) Das Material dieses Beilchens wurde ursprünglich für Grünstein gehalten, und so ist dasselbe z. B. von A. Nehring in seinen „Vorgeschichtlichen Steininstrumenten Norddeutschlands“, herausgegeben von dem Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Altertumskunde, 1874, S. 25, als Keil oder Axt von hellem, rötlich geflecktem Grünstein aufgeführt worden.

Das Südneuseeländische Tafelland.

Von R. v. Lendenfeld.

II.

Das Klima ist im Süden der Südinsel von Neuseeland ein kühl gemäßigtes. Der Winter ist milde und Schnee bleibt in den Küstenstrichen nur ausnahmsweise liegen. Der Sommer ist kühl: Mais und Wein gedeihen hier nicht mehr, die gewöhnliche Feldfrucht ist der Weizen und der weitaus überwiegende Teil der südöstlichen Ebenen ist Weideland.

Da das neuseeländische Alpengebirge mauergleich dem Meere entragt und senkrecht zur Richtung des regenbringenden Antipassatwindes verläuft, so ist der schmale Nordwestabhang des Gebirges viel regen- und schneereicher wie der Südostabhang. Während der erstere mit dichtem, immer grünem Urwald bekleidet ist, erscheint der letztere völlig baumlos. Die Regenmenge ist an der Nordwestküste dreimal so groß wie an der Südostküste.

Trotzdem, daß der Nordwestabhang des Gebirges der Sonnenbestrahlung viel mehr ausgesetzt ist als der Südostabhang, so reicht doch die Grenze des ewigen Schnees dort bis zu 1700 m über dem Meere herab, während die Schneegrenze am Südostabhang durchschnittlich 2000 m über dem Meere liegt. Dies ist darauf zurückzuführen, daß der Schneefall am Nordwestabhang viel bedeutender ist als am Südostabhang.

Die Mitteltemperatur Neuseelands in der Breite des Mount Cook beträgt an den Küsten ungefähr + 10°. Wegen der Isoliertheit und Schmalheit des Gebirges ist die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe eine besonders rasche. Einen noch größern Einfluß wie dieses übt die Gleichmäßigkeit des Klimas auf die Gletscherentwicklung in Neuseeland aus. Diese Gleichmäßigkeit wird durch die völlig ozeanische Lage Neuseelands bedingt. Sie ist die Ursache, daß, obwohl die jährliche Mitteltemperatur in den Alpen Europas und Neuseelands ziemlich die gleiche ist, die Minima und die Maxima in den ersteren viel weiter voneinander entfernt sind als in den letzteren. Demnach ist trotz der annähernden Gleichheit der Mitteltemperatur die Gesamtsumme der Temperatur über Null in den europäischen Alpen viel größer als in den neuseeländischen. Diese allein ist es aber, welche die Gletscher beeinflußt. Ist die Temperatur nur unter Null, so ist es für die Gletscherentwicklung fast gleichgültig, wie niedrig sie ist. Ist die Winterkälte groß, so muß, falls



Franz-Joseph-Gletscher (Neuseeland). Nach Photographie.

die Mitteltemperatur gleich bleiben soll, die Sonnenwärme entsprechend groß sein, und diese wirkt lebhaft auf die Gletscher ein. Bei gleichbleibender, jährlicher Mitteltemperatur werden also die Schneegrenze und die Gletscherenden um so tiefer zu liegen kommen, je gleichmäßiger das Klima ist, und wir werden leicht verstehen, wieso in dem gleichmäßigen ozeanischen Klima Neuseelands die Schneegrenze am Westabhang bei 1700 m und am Ostabhang bei 2000 m angetroffen wird, während sie in den europäischen, in höherer Breite liegenden Alpen, in einer Seehöhe von 2700 bis 2800 m liegt, und wieso die Gletscher an der Westseite der Neuseeländischen Alpenkette bis zu 215 m, und an der Ostseite bis zu 730 m über dem Meere herabgehen, während die europäischen Gletscher größtenteils zwischen 1300 und 1500 m über dem Meere enden.

Vergleicht man die neuseeländischen mit den europäischen Gletschern, so findet man, daß sie nicht nur viel tiefer herabsteigen als diese, sondern sich auch dadurch vor ihnen auszeichnen, daß ihre Eisstromfläche relativ viel größer, ihre Firnfläche aber relativ viel kleiner ist. Während z. B. beim Aletschgletscher die Eisstromfläche zur Firnfläche sich wie 30 : 100 verhält, ist das Verhältnis zwischen Eisstrom- und Firnfläche bei dem größten neuseeländischen Eisstrom, dem 28 km langen Tasmangletscher, 116 : 100. Auch dieser höchst auffallende Unterschied beruht auf dem Unterschied zwischen dem ozeanischen Klima Neuseelands und dem viel trockneren und ungleichmäßigern Klima der Alpen Europas. Der hier abgebildete Franz-Josephs-Gletscher ist einer von den Gletschern der Westabdachung der Neuseeländischen Alpenkette, welcher fast bis 200 m über dem Meere herabreicht.

Einstens war Neuseeland viel stärker vergletschert als gegenwärtig. Zu jener Zeit — der Neuseeländischen Eiszeit — bedeckte, wie dies heute noch in Grönland zu beobachten ist, eine kontinuierliche Eisdecke das ganze südliche Tafelland. Die westlichen Eisströme erreichten allenthalben das Meer und höhlten jene Fjorde aus, welche jetzt die Westküste zieren. Vom Zentralstock der neuseeländischen Alpen reichten mächtige Eisströme weit hinab nach Osten und bedeckten die östlichen Ebenen. Diese östlichen Gletscher scheinen das Meer jedoch nicht erreicht zu haben.

Auf die Skulptur des Terrains übte diese gewaltige Vergletscherung einen sehr bedeutenden Einfluß aus und noch heute findet man allenthalben auf dem südneuseeländischen Tafellande die Spuren jener einstigen, großartigen Vergletscherung.

Obgleich sich nun Neuseeland heute — wenn wir es mit den europäischen Alpen vergleichen — in einer beträchtlichen „Eiszeit“ befindet, so war es doch einstens noch viel stärker vergletschert, ebenso stark, oder stärker vielleicht wie Europa zur Eiszeit, oder wie es Grönland heute ist.

Volksglauben, Sitten und Gebräuche in Lothringen.

Von Bruno Stehle in Colmar.

Wodan. Wilder Jäger. Mittwoch. Feuerräder. Die Zwölften. Weihnacht. Frau Holle. Donnar. Donnerstag. Helle. Johannisfest. Bohnenkönig. Fastnacht. Zwerge. Kobolde. Hexen. — Verlobung, Hochzeit, Krankheit, Beerdigung.

So lange unsre Reichslande unter französischer Herrschaft standen, war das Studium des Volkstümlichen, der uralten Sitten und Gebräuche der Bevölkerung nicht sonderlich geachtet. Es ist dies auch ganz natürlich. Wie sollte ein fremdes Volk Sinn und Verstand für diese haben! Das Fremdartige an sich stieß schon ab, und wagten sich doch einzelne auf dieses Gebiet, so war ihre Arbeit nur von kurzer Dauer. Mit jedem Spatenstich, den sie machten, stießen sie gegen Willen und Erwarten auf so urdeutsches Wesen, so urdeutsche Eigenart, daß sie bald von dieser Arbeit abstanden. Nur Stöber in Mülhausen hat mit seinen Freunden in seiner Alsatia dieses Feld bebaut. Doch das waren eben deutsche Männer. Jetzt ist es anders geworden. Das Volkstum im Elsaß wurde nach mancher Seite hin Gegenstand gelehrter Forschung. Hinsichtlich Lothringens ist weniger geschehen, obgleich mir die Quellen noch reichlicher zu fließen scheinen, als es im Elsaß der Fall ist. So versuchen wir hier ein zusammenhängendes Bild von Volksglauben, Sitten und Gebräuchen — freilich nur in großen Zügen — zu geben und nehmen dabei auch Rücksicht auf unsre germanische Götterlehre, inwieweit ihr Einfluß sich noch im Volksglauben und Volksleben des lothringischen Landes nachweisen läßt.

An der Spitze der deutschen Götterwelt steht der Wolken- und Luftgott Wodan. Mit den in den Schlachten gefallenen Helden und Schlachtenjungfrauen durchbraust er als Herr des Sturmes die ächzenden Wälder und jagt in den fürchterlichen Sturmesnächten am Himmel einher. Dadurch wurde er überhaupt zum Himmelsgott, der über Sonne und Sterne waltet. Und auch in dieser Bedeutung wurde seine Macht erweitert, er wurde zur alles durchdringenden, belebenden, Fruchtbarkeit und Segen verleihenden Kraft.

Von allen diesen Attributen finden sich noch Reste im Volksglauben Lothringens. Der wichtigste Überrest der Wodansmythe ist der durch ganz Deutschland und auch durch Lothringen gehende Glaube an den wilden Jäger, der in dem Toben der Stürme wohl ohne Zweifel seinen Ursprung hat. Da Sturm und Ungewitter Unglück bringen, so ist der Tag des Wodan oder Wodanstag oder Mittwoch, der im Englischen noch heute Wednesday heißt, ein Unglückstag, wie mir dieses aus vielen Orten Lothringens gemeldet wurde. In Obergailbach bei Saargemünd läßt man, um nur ein Beispiel anzuführen, bis auf den heutigen Tag niemals neugekaufte Ferkel mit den andern an einem Mittwoch zum erstenmal auf die Weide gehen.

Die alten Deutschen sahen die Sonne als ein Feuerrad an und das Rad ist deshalb das Symbol des Wodan, des Gottes der Sonne. Daher auch die wichtige Bedeutung des Rades im Aberglauben. Wir nannten Wodan den Gott des Segens und der Fruchtbarkeit. Auch als solcher wird er noch heute mit seinem Rade in Lothringen verehrt. In Nieder-Kontz läßt man an Johanni ein brennendes oder feuriges Rad den Berg hinunterrollen; kommt dasselbe bis an die Mosel, die am Berg vorbeifließt, so folgt Segen, es giebt ein gutes Weinjahr, Wodan ist gnädig; bleibt es aber auf halbem Wege stecken, so hat man wenig Hoffnung auf einen guten Herbst.

Unsre Vorfahren hatten drei große Opferfeste oder Opferzeiten: im Winter, im Frühling und im Hochsommer. An diesen Tagen trieb man vor allem Zauberei, man suchte das ferne Schicksal, die Zukunft zu erraten. Zur Zeit der Wintersonnenwende, die dem Wodan geheiligt war, Julfest genannt, wurden große Opferfeste gefeiert und dabei vor allem in das Dunkel der Zukunft einzudringen versucht.

Auch davon ist ein gutes Stück geblieben. Die Zeit der Zwölfnächte von Weihnachten bis Dreikönig ist eine Hauptzeit des Aberglaubens, in der ja überall Zauberei getrieben wird. Durch ganz Lothringen sucht man mittelst zwölf Zwiebelschalen die Witterung der kommenden zwölf Monate zu erraten. Man füllt die zwölf Zwiebelschalen mit Salz an; diejenigen, in denen das Salz trocken bleibt, lassen auf trockene Monate, diejenigen, in welchen das Salz feucht wird, auf nasse Monate schließen.

In Givrycourt schneidet man in der Weihnacht zwischen 11 und 12 Uhr eine Haselnußgerte, mit der man jeden durchprügeln kann, ohne daß man erkannt wird. Diese Rute muß ein Jahr alt sein und in drei Schnitten abgeschnitten werden.

Wer in dieser Zauberzeit nach einem Glauben von Pfalzburg in der Weihnachtsmette in oder durch ein Osterei schaut, kann die Hexen sehen, freilich muß man sich vor deren Rache hüten.

Mit den alten, zu Ehren des Wodan gefeierten Opferfesten waren feierliche Opferschmäuse verbunden, deren bestimmte Speisen sich bis auf den heutigen Tag überall erhalten haben. In Lascemborn, Kreis Saarburg, versammeln sich an Sylvester die jungen Leute und schmücken einen Tannenbaum mit Papier und Blumen, der nachher den Dorfbrunnen ziert. Dabei wird getanzt bis Mitternacht. Zu dem Tanze gehört auch ein Schmaus — das ist der alte Opferschmaus — es sind die Kuchen, welche die Hausmütter zur Verherrlichung des Festes backen müssen.

In dieser wunderbaren Wodanszeit kann das Vieh im Stalle der Mittelbronner (bei Pfalzburg) sprechen. Ein Mann aus Mittelbronn wollte einstens das Gespräch belauschen und legte sich deshalb unter die Krippe, wurde aber am andern Morgen tot hervorgezogen. Wenn man dem Vieh während der Weihnachtsmette zu fressen giebt, oder wenn in derselben Zeit die Kinder in Baumbiedersdorf mit Äpfeln, Nüssen, Zuckerwerk beschenkt werden, so ist gewiß auch darin eine Verchristlichung uraltgermanischer Sitte zu erkennen. Dasselbe sehe ich in einem alten Liede aus Lascemborn, das die Dienstmädchen, die an Sylvester ehedem ihr Bündel schnürten, sangen und dabei nach Hause zogen:

Dans le bon vieux temps un jupon durait cent ans
Dans le bon vieux temps les gens remplis d'adresse
Étonnaient par leur sagesse
Les pâtés et les brioches croissaient dans les champs.

Die gute, alte Zeit, in der Pasteten und Butterstollen an Sylvester auf dem Felde wuchsen, liegt weit hinter uns, es ist die Julzeit, die Opferzeit des Wodan.

Sogar die Form der Opferbrote, die Bretzeln, gehen auf Wodan zurück, es sind seine Räder.

Die Gebräuche des Weihnachtsfestes sind auch deshalb interessant, weil sich der alte Wodanskult mit dem der Frau Holle oder Holda begegnet. So erscheint beispielshalber in Baumbiedersdorf das Christkind folgendermaßen:

Vor der Mitternachtsmette kommen die Bekannten in den Häusern zusammen und unterhalten sich mit mancherlei Spielen. Das Christkind kommt nur zu den Kindern unter 10 Jahren. Macht sich dasselbe durch Schellen oder dadurch, daß es Äpfel, Nüsse, Zuckerwerk in das Zimmer wirft, bemerkbar, so knieen die Kinder nieder und beten. Die Mutter verläßt das Zimmer allein, um dem Esel des Christkinds Futter zu bringen. Sie warnt aber die Kinder ernstlich, ja nicht zur Thüre hinauszuschauen, weil sie das Christkind sonst mit feuriger Hand ins Gesicht schlüge. Darauf erscheint das Christkind selbst im Zimmer in Gestalt eines weißgekleideten Mädchens. Von den braven Kindern erhält jedes ein kleines Christbäumchen von 20 bis 40 cm Höhe, das mit Zuckersachen und Nüssen geziert ist.

In dem angeführten Falle deutet der Esel, auf welchem das Christkind reitet, auf das Pferd, den Schimmel Wodans, zumal in andern deutschen Landen das Christkind auf einem Schimmel reitend gedacht wird. Das weißgekleidete Mädchen aber ist Frau Hulda oder Bertha, wie es noch heute in Tirol, wo der Vorgang sich ähnlich abspielt, genannt wird.

Wenn vorher gesagt wurde, daß in Lascemborn der Brunnen in der Neujahrsnacht geschmückt wurde, so führt das auf die alte Sitte der Germanen zurück, an den Ufern der Flüsse, an Quellen und Brunnen ihre Gottheiten zu verehren. Wasser, das in diesen heiligen Opferzeiten geschöpft wurde, hatte eine ganz besondere Kraft. In Baumbiedersdorf, Kreis Bolchen, erhält derjenige, welcher Neujahr nach Mitternacht das erste Wasser holt, heilkräftiges Wasser, das beste für das ganze Jahr.

In nächster Beziehung zu Wodan, aber viel derber und ungeschlachter steht Donnar, der Donnergott, der über Wolken und Regen, Berge und Felsen gebietet, der durch Donner und Blitz im Gewitter den schwachen Sterblichen seine Macht zeigt. Sein Tag ist der Donnerstag, ein Glück bringender Tag. Läßt man Eier, die am grünen Donnerstag gelegt sind, ausbrüten, so giebt es buntfarbige Hühner, die jedes Jahr ihr Federkleid in den Farben wechseln. Das glaubt man durch ganz Lothringen. Unter den Pflanzen gehört die Erbse dem Donnar und deutet unzweifelhaft auf den Hagel, den der Donnergott vom Himmel sendet. Ausdrücklich wird demjenigen, welcher in Obergailbach bei Saargemünd eine gute Ernte an Erbsen machen will, geraten, daß er sie am grünen Donnerstag säe. Durch ganz Lothringen geht auch die Sitte, an diesem Tage das Mittagessen aus neunerlei grünen Gemüsen zusammenzusetzen.

Die Todesgöttin der alten Deutschen ist Helle oder Hel, ihre Wohnung ist die schwarze Unterwelt und sie selbst wird ganz schwarz gedacht. Ein Hund ist ihr Begleiter, der infolge reichlicher Nahrung bei Seuchen besonders fett wird. Auch von diesem Glauben hat sich ein Rest erhalten. Heult ein Hund auf der Straße, so stirbt bald jemand in der Nachbarschaft nach Ansicht der Bewohner von Mittelbronn; bellt ein Hund in der Gemeinde Lascemborn und hebt er dabei den Kopf in die Höhe, so entsteht ein weiteres Unglück: eine Feuersbrunst sucht die Gemeinde heim.

Unser heutiges Johannisfest am 24. Juni ist das uralte Fest der Sommersonnenwende, deren hohe Bedeutung bei den alten Germanen wir aus den zahlreichen Predigten sehen, in welchen die Bekehrer Deutschlands dagegen eifern. Da das Sonnensolstitium nach damaliger Annahme auf den 24. Juni fiel, so wurde dieser Tag von der Kirche zur Feier der Geburt des heiligen Johannes bestimmt, welche nach dem Evangelium der Geburt des Herrn um sechs Monate voranging. Wie die Gebräuche des heidnischen Julfestes vielfach auf das christliche Weihnachtsfest übergingen, so fand auch das Sonnenwendfest in den christlichen Vorstellungen passende Anhaltspunkte, und auch dieser heidnischen Feier wurde christliche Deutung untergelegt.

Johannes der Täufer gilt ja als „Leuchte der Menschheit", und so werden später zu seinen Ehren die altheidnischen Feuer abgebrannt. In der Nähe von Diedenhofen, bei Ober-Jeutz, wird das Johannisfest folgendermaßen gefeiert: Oberhalb des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, wird Stroh, alte Körbe, Holz auf einen Haufen zusammengetragen. Sobald es anfängt dunkel zu werden, versammelt sich die männliche Dorfjugend daselbst. Unter Jauchzen und Singen wird der Haufen angezündet, und sobald er ganz im Brennen ist, wird jedem Burschen ein „Freiesch" oder Schatz zugesprochen. Ist das Feuer aus, so ziehen die jungen Burschen

ins Dorf, um die eben erhaltenen Freiesch zu begrüßen. In Nellingen bei Saaralben sammeln an diesem Tage die Wunderdoktoren zwischen 11 und 12 Uhr Mittags ihren Bedarf an Heilkräutern. Auch wird an diesem Feste das Nußwasser angesetzt. Die Nüsse müssen Schlag 12 Uhr Mittags gepflückt werden. Dann ist das Wasser ein Universalmittel gegen alle Krankheiten, also auch bei dieser Festzeit, wie beim Julfest, scheint Zauberei getrieben worden zu sein.

Andre Sitten und Gebräuche schließen sich an die kirchlichen Feste an. Am Dreikönigstag wirft man z. B. in Augny, Kreis Metz, das Loos, um zu entscheiden, wer für das kommende Jahr in der Familie König sei. So viele Nüsse, Bohnen oder Erbsen, von denen eine weiß oder auch schwarz ist, werden in einen Sack geworfen, als die Familie Mitglieder zählt. In Baumbiedersdorf wird außerdem eine für Maria und eine für St. Joseph hineingelegt. Derjenige, welcher die besonders gefärbte Bohne zieht, ist König für das Jahr, und man trinkt auf die Gesundheit des Königs unter dem Ausruf: Vive le roi! In den meisten Gegenden Lothringens wird an diesem Tage eine Bohne in einen Kuchen gebacken; wer das Stück mit der Bohne erhält, ist König für das kommende Jahr.

Unter den Fastnachtsgebräuchen erwähne ich vor allem das „Küche machen“ oder „Küche stellen“. In Herrchweiler, Baumbiedersdorf schleichen sich die jungen Burschen am „fetten“ Donnerstag, d. i. am Donnerstag vor Fastnacht, in die Küche der Geliebten und suchen durch Verstecken, Verbergen, Umstellen der Gerätschaften die größte Unordnung hervorzubringen.

In Bibisch, Kreis Bolchen, werden an demselben Donnerstag die ledigen Burschen und Mädchen von zwei gegenüberliegenden Hügeln aus paarweise ausgerufen und so miteinander verlobt. In Tentlingen holen die Junggesellen in den einzelnen Häusern Geschenke an Eiern, Speck, Schinken, Butter und Kartoffeln. Ist die Runde gemacht, so geht es zur Wirtschaft, um daraus einen Schmaus bereiten zu lassen. In Ober-Jeutz gehen die jungen Burschen verkleidet an diesem Tage im Dorf umher und holen bei ihren Liebsten ein Backwerk, „Grebelcher“ genannt, wofür der Bursche seinem Freiesch am Brezelnsonntag Bretzeln kauft.

Ist die Fastnacht vorüber, so wird sie begraben. In Lascemborn trugen ehedem die jungen Leute Dünger auf einer Tragbahre im Dorfe herum.

Bei diesen Fastnachtsgebräuchen spielen Essen und Trinken eine Hauptrolle. Diese Schmausereien sind wohl auch ein Überbleibsel, eine Erinnerung an ein altheidnisches Fest, an welchem eine Vorfeier des Frühlings stattfand. Die genannten Grebelcher, anderswo „Kräppel“ genannt, vertreten heute wohl die Stelle alter Opferkuchen.

Wie überall, ist auch in Lothringen die Fastenzeit und die Charwoche reich an alten Gebräuchen. Wer in Mittelbronn in der Fastenzeit viel fastet, findet im Frühjahr viele Vogelnester oder — was jedenfalls viel einträglicher ist — eine reiche Frau. In Lascemborn giebt man am Charfreitag den Hühnern Fleisch zu fressen und wirft dasselbe dabei an die Mauer des Hauses. Fressen die Hühner das Fleisch, sind sie für immer vor dem Habicht gesichert. Lauge auszuschütten, ist am Charfreitag in Obergailbach bei Saargemünd streng verboten, sonst ist das Haus verflucht. Regen am Charfreitag bedeutet in Buschdorf, Kreis Forbach, Segen für das ganze Jahr. Regnet es dagegen an diesem Tage in Mittelbronn, so regnet es das ganze Jahr hindurch. Kocht man in Alberschweiler am Charfreitag neunerlei Gemüse und ißt davon, so bekommt man in dem Jahre das „Frieren“ nicht.

Eine große Rolle spielen im Glauben des lothringischen Volkes jene niedrigstehenden, aber immerhin noch übermenschlichen Wesen, wie Zwerge, Kobolde und Hexen. Das „Erdmännchen“ ist ein solches kleines Wesen, das von den Wöchnerinnen in Heinrichsdorf bei Pfalzburg ganz besonders gefürchtet wird. Daselbst muß in dem Zimmer, in welchem ein neugeborenes Kind schläft, nachts immer eine Lampe brennen, bis das Kind getauft ist. Wird es nämlich in dem Zimmer dunkel, so kommt das Erdmännlein und saugt dem Kinde an den Brustwarzen das Blut aus; davon werden die Brustwarzen sehr dick. Um das Erdmännlein abzuhalten, wird an die Stubenthür ein Vierschild, die bekannten ineinander liegenden Dreiecke, gezeichnet. Gewöhnlich weiß nur die Hebamme, an welcher Stelle man beim Zeichnen dieses Vierschildes anfangen muß, und thut es deshalb meistens selbst.

Auch in Dannelburg glauben die Leute an das Erdmännchen oder „Doggele“, das zum Schlüsselloch hereinkommt, den Kindern die Brüste aussaugt und sich auch an große Leute wagt. Man glaubt auch, daß das Doggele während der Nacht den Pferden Zöpfe flicht.

In Alstingen, Kreis Forbach, nennt man die Erdmännchen auch „Drückermännchen“. Diese sind böse Personen, welche den schlafenden Leuten, denen sie feindlich gesinnt sind, des Nachts in die Häuser dringen, durch die Schlüssellöcher kriechen, sich auf die Brust der Schlafenden stürzen, diese festhalten, so daß sie sich nicht rühren, ihnen die Kehle zudrücken, daß sie nicht schreien können. Dies geschieht des Nachts von 12 Uhr an; vor dieser Zeit haben sie keine Gewalt. Sobald aber die Morgenglocke tönt, müssen sie so schnell als möglich heim auf demselben Weg, auf dem sie gekommen sind, einen andern Weg können sie nicht einschlagen. Um sich der Gewalt der Erdmännchen zu entziehen, muß man ein Stückchen Wachs der Osterkerze sich anhängen lassen, oder man stelle des Abends, wenn man schlafen geht, die Schuhe so, daß der Schuh, den man links am Tage trug, rechts und umgekehrt unter dem Bette steht, oder man lege die Arme kreuzweis auf die Brust; nie darf man aber auf dem Rücken liegen.

Dieses Erdmännchen wagt sich auch an die Tiere, besonders die Pferde; manchmal wurden des Nachts mehrere mit einem Halsband zusammengebunden, daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Schneidet man das Lederhalsband entzwei, so schneidet man auch jedesmal das Pferd in den Hals; ist das Band eine Kette, geht meistens ein Pferd dabei verloren. Ja, manchmal stecken die Erdmännchen sogar den Fuß des Pferdes in das Halsband.

Es giebt aber auch gute „Erdmännchen“, wie zu Möhringen, Kreis Bolchen. Dasselbe hält sich hier im Stalle auf, ist nur so groß wie eine Hand und hat ein rotes Mützchen auf dem Kopfe. Es soll die Mähne des Pferdes zusammenknüpfen und sich darauf schaukeln. Sein Aufenthalt im Stalle soll den Pferden zu statten kommen. Tritt man in den Stall, so klettert es behende an den Leitern in den Heuschober hinauf. Manche Bauern lassen aus Ehrfurcht vor dem Erdmännchen die Flechten in der Pferdemähne nicht auflösen.

Die große Angst vor Hexen erinnert an jene altgermanischen Zeiten, in welchen einzelne Frauen mit besonderer Kraft und Zauberei ausgerüstet waren. Der Hexenglaube ist in Lothringen noch ganz allgemein. Daher die stete Sorge und die daraus entspringende Vorsicht, nicht verhext zu werden. Dagegen hilft stets das Kreuzzeichen, oder ein bischen Salz, das man auf die Milch streut, ehe man sie genießt. Vermutet man eine Hexe im Hause, so braucht man nur einen Besen umgekehrt hinter die Hausthüre zu stellen — und die Betreffende kann nicht hinaus, ehe der Besen weggenommen ist. In Armsdorf, Kreis Bolchen,

sind Hexen leicht zu erkennen, wenn man sich mit einem Abwischtuch in der Christmette hinter die Kirchenthür stellt. Hat die Wandlung begonnen, so dreht nämlich alles, was nur Hexe ist, den Kopf nach der Thür, um den zu sehen, der sie erkennen will. Der Neugierige muß sich aber dann eiligst aus dem Staube machen, wenn er seinen Vorwitz nicht strenge büßen will. In Geblingen, Kreis Forbach, nimmt man in der Christnacht ein Ei in die Kirche, stellt sich während der Wandlung auf einen Schemel und hält das Ei in die Höhe. Dann erkennt man die Hexen, denn alle haben rote Käppchen auf.

Die Macht der Hexen ist groß. Man glaubt beispielshalber in Ober-Jeutz bei Diedenhofen, daß sie durch Berühren oder durch Verfluchen der Kühe bewirken können, daß diese rote Milch geben oder gar krepieren. Verflucht ein solcher Mensch beim Betreten der Schwelle seines Feindes das Haus, dann ist es mit dem Glück vorbei, dem Eigentümer gelingt kein Unternehmen mehr, sein ganzer Wohlstand muß schwinden. Aber auch außerhalb des Hauses haben die Hexen große Macht. Nach dem Läuten der Nachtglocke darf keine Milch über die Straße aus dem Hause gegeben werden, sonst wird die Kuh verhext. In Baumbiedersdorf werden von abergläubischen Leuten die Wachsknöpfe an der Osterkerze gestohlen, um sich damit vor Geistern und Hexen zu schützen. Niemals soll man während der Nacht nach Katzen werfen, denn es gibt Hexen, die sich in diese Tiere verwandeln. In Dannelburg wird man schon verhext, wenn man nur Wasser nach dem Läuten der Nachtglocke holt.

Ein solch allgemein herrschender Aberglaube kann natürlich die bedenklichsten Folgen für den einzelnen, für Familien, für ganze Gemeinden haben. Stellen wir nur das eine uns vor Augen: der Rückgang des materiellen Wohles wird bei so tief eingewurzeltem Hexenglauben stets in den geisterhaften, übermächtigen Wesen, nicht aber in der eigentlichen Mißwirtschaft, Faulheit und Dummheit gesucht.

Doch lassen wir diese Schattenseiten im Volksleben! Fröhlich und freudig, manchmal ausgelassen erscheint alles, was sich auf Verlobung und Hochzeit bezieht.

In vielen Orten Lothringens wird die junge Braut recht sinnig mit einer aus dem Garten entwendeten Blume verglichen, die der Dieb oder Bräutigam nachträglich erkaufen muß. Befindet sich der Bräutigam z. B. in Ober-Jeutz im elterlichen Hause der Braut, so kommen seine Bekannten auch dahin und sprechen zu dem, welcher die Thüre öffnet, folgendermaßen: „Aus unserm Garten ist uns eine Blume entwendet worden, beinahe die schönste von allen, wir glauben dieselbe in diesem Hause zu finden." (Aus eisem Gart ass eis eng Blum geholl gin, beinoh de scheunscht vun en all; mär werden se gewess an disem Haus fannen.) Darauf läßt man die jungen Leute mit dem Bescheid in das Haus ein, selbst nachzusehen, ob die entwendete Blume sich finde oder nicht. Sobald jene die verlorene Blume in der Braut wiedergefunden haben, muß der Bräutigam den Junggesellen die Blume abkaufen, wenn er sie behalten will. Diese ziehen dann ins nächste Wirtshaus und trinken für das erhaltene Geld auf das Wohl des Brautpaares.

Am Hochzeitstage versammeln sich sämtliche Gäste in dem Hause der Braut. Hier erteilt der Vater derselben dem vor ihm knieenden Brautpaare den Segen, taucht einen Buchsbaumzweig in Weihwasser und besprengt damit die Brautleute. Dann erheben sie sich, und der Vater führt die Tochter zur Kirche. Nach der Trauung geht der Hochzeitszug — Braut und Bräutigam an der Spitze — nach dem Hause der Braut, wo der Schmaus gehalten wird. So in Armsdorf, Kreis Bolchen.

Treten die Brautleute nach der Trauung aus der Kirche, so ist es in Bibisch, Kreis Bolchen, Sitte, daß sie zum Gedächtnis an ihre Verstorbenen weinen.

Der Hochzeitstag wird nach allen Seiten scharf beobachtet, und aus manchen Vorkommnissen Glück oder Unglück prophezeit. Findet in Lascemborn eine Hochzeit und ein Begräbnis an demselben Tage statt, so werden die Eheleute unglücklich. Dasselbe ist der Fall, wenn die Eheleute beim Weggehen vom Altare ihre Gesichter nicht gegen einander wenden. Die Hochzeitsschuhe werden von der Braut sorgfältig aufbewahrt; denn so lange die Frau diese besitzt, wird sie vom Manne nicht geschlagen. In diesem Dorfe fanden wir auch die eigenthümliche Sitte, daß die älteren Brüder einem jüngeren, wenn er sich vor diesen verheiratet, eine Ziege bezahlen müssen.

Während des ganzen Hochzeitstages muß der Bräutigam in Obergailbach, Kreis Saargemünd, auf seine Braut wohl acht haben, daß sie ihm nicht genommen und in ein andres Wirtshaus geführt wird. Ist dies trotz aller Vorsicht geschehen, so muß der Bräutigam sie durch Bezahlung der ganzen Zeche loskaufen. Auch sucht man der Braut die Schuhe zu nehmen, welche die Brautführer ersteigern müssen. Das Geld erhält der Koch.

Die Hochzeit ist vorüber, sie hat zwei, vielleicht drei Tage gedauert; man glaubt das Glück kaum ermessen zu können. Doch das Unglück schreitet schnell. Es stellen sich Krankheiten in der jungen Familie ein, man greift zunächst zur Sympathie. Die Krankheiten sind nicht Störungen im Körper, sondern werden fast als persönliche Wesen betrachtet, so behandelt und in Sprüchen geradezu angeredet. Auch geheimnisvolle Zahlen spielen dabei eine Rolle. So giebt es 77 Arten von Fiebern. Gegen diese kann man sich in Lascemborn schon im voraus schützen, indem man die ersten Hälmchen des hervorsprießenden Getreides ißt. Viele Krankheiten mit einem bohrenden Schmerz werden auf Würmer zurückgeführt, die in dem betreffenden Gliede wühlen. In Pfalzburg können solche Personen den Wurm heilen, denen man vor der Taufe einen Regenwurm in die Hand gab. Dieser Regenwurm mußte in der geschlossenen Hand des Kindes faulen. Nun hat es die Kraft, den Wurm durch Berührung zu heilen. In Lascemborn kann ein Kind den Wurm heilen, das im siebenten Jahre einen Maulwurf erdrückt hat. Auch hier haben wir wieder die heilige Zahl sieben.

Allein die genannten Mittel gegen Fieber und Wurm nützen nicht immer, der langsam bohrende Schmerz konnte nicht geheilt, besprochen werden, — die Krankheit führt zum Tode.

Dann bellt der schon früher genannte Hund in Mittelbronn in der Nachbarschaft des Unglückshauses; oder es klopft an Thüren und Fenstern; oder es klirrt das Küchengeschirr in der Küche. So in Lascemborn. In Geblingen sind die Meisen die Totenvögel, die stets rufen: „Komm mit, komm mit!" Wenn in Buschdorf am Sonntag während des Hochamts eine Kerze auf dem Altare erlischt, so stirbt jemand in der nächsten Woche. Zeigt sich in Zittersdorf ein Rabe am Fenster eines Hauses, so stirbt die älteste Person darin; oder schlägt die Glocke während der Wandlung, so stirbt ebenfalls jemand im Dorfe. In Willerwald betrachtet man vor allem den Körper eines Verstorbenen; ist derselbe nicht steif, sondern schlaff, wenn er in die „Totenlade" gelegt wird, so stirbt ebenfalls bald jemand. In Givrycourt wird der Leichnam in die Kirche gebracht, und zu beiden Seiten des Sarges werden Kerzen angezündet. Geht eine der Kerzen zufällig auf der Männerseite aus, so ist der zunächst Sterbende ein Mann, geschieht dies auf der Frauenseite, so ist es eine Frau.

Hat sich eines dieser Anzeichen erfüllt und ist der Kranke seinen Leiden erlegen, haben Besprechung und Sympathie nichts genützt, so versammeln sich z. B. in Herrchweiler, Kreis Forbach, die Nachbarn im Sterbehause, um die Totenwache zu halten. Die Angehörigen des Verstorbenen reichen Brot, Butter, Käse und geben tüchtig zu trinken. Ist der Verstorbene ledig, so flechten die Mädchen bunte Kränze zur Zierde des Sarges und des Grabes; ist es ein Kind, so wird die Nacht hindurch gespielt.

Soweit es möglich ist, sorgen die Angehörigen dafür, daß die Beerdigung nicht an einem Freitag stattfindet, weil dann nach dem Glauben der Bewohner von Niederstinzel bei Saarburg noch ein Glied der Familie stirbt.

Ist der Verstorbene der Herr des Hauses, so muß man den Tod der Uhr ansagen, sonst bleibt sie stehen. Ebenso muß das Unglück dem Essig angekündigt werden, und dies geschieht, indem man ans Essigfaß klopft und sagt: „Dein Herr ist gestorben!“ Sonst wird der Essig unbrauchbar. So in Geblingen, Kreis Forbach.

Die interessantesten Gebräuche bei der Beerdigung fand ich in Armsdorf bei Bolchen. Der Tote wird mit seinen besten Kleidern angezogen, auch mit Schuhen und Strümpfen versehen, damit er vollständig gekleidet sei, wenn er wieder erscheine. Auch legt man einen Stock in den Sarg, als ob der Tote sich zur Reise rüste. Die Hände werden gefaltet und ein Rosenkranz und ein Kreuz aus Wachs in dieselben gelegt. Der Tote darf nicht über die Schwelle, sondern muß stets durch das Fenster aus dem Hause gebracht werden. Nach der Beerdigung wird ein großer Schmaus gehalten, bei dem aber zum Zeichen der Trauer mit den Gläsern nie angestoßen wird. Beim Nachtisch erheben sich alle und beten das de profundis; dieses Totenmahl heißt bald Jus, bald Schlamp.

Es gibt sogar Anzeichen, wie es dem Toten im jenseitigen Leben ergeht — und damit schließen wir unsere Darstellung. Wenn es in Buschdorf während eines Begräbnisses oder unmittelbar nachher regnet, so haben die Leute alle Hoffnung, daß dem Verstorbenen die Krone der ewigen Glückseligkeit zu teil wurde.

Neue Forschungen über die Dauerbarkeit der Menschenrassen.

Die Herkunft der Völker beschäftigt die Anthropologie seit mehreren Jahren wieder lebhafter als je, dabei hat die Rassenanatomie in erster Reihe ein Anrecht, gehört zu werden, denn will man die charakteristischen körperlichen Merkmale einzelner Völker herausfinden, so wird wohl nur die Anatomie durch ihre besondere Untersuchungs-Methode, wie z. B. durch die Schädelmessung, Körpermessung, Feststellung der Farbe der Augen, der Haare und der Haut u. dergl. m. eine sichere Grundlage schaffen können. Linguistik, Mythologie, die Geschichte des Rechts, der Sitten und Gebräuche, der Waffen herab bis zu den einfachsten Hausgeräten, sie alle können die wertvollsten Aufschlüsse geben über geistige Verwandtschaft, über uralte Beziehungen weit entlegener Länder, über Wanderungen der Völker, wie der Gedanken, aber Aufschlüsse für oder gegen Blutverwandtschaft kann nur die Rassenanatomie liefern. Hier fallen nun besonders jene Beobachtungen in die Wagschale, die an isolierten Völkertrümmern angestellt werden, welche weit ab vom Strome der Wanderung seit langer Zeit ein stilles Leben geführt haben. In dieser Beziehung sind die Angaben über einen griechischen Volksstamm in Lykien, über die Tachtadschy, bemerkenswert. Luschan hat in seinem Werke: Reise in Lykien, Wien 1889, darüber berichtet. Dieser griechische Stamm besteht nicht aus einem einheitlichen Typus, sondern aus zwei, die nebeneinander leben und trotz tausendjähriger, ehelicher Mischung dennoch mit ihren charakteristischen körperlichen Eigenschaften unterscheidbar bleiben. Die Angabe widerspricht der zumeist herrschenden Ansicht, daß jedes Volk einen besonderen einheitlichen Typus besitze. Allein die eifrigste Nachforschung mit genauen Methoden konnte bisher nichts derart auffinden. Alle Völker bestehen wie dieser griechische Stamm aus Trümmern verschiedener Typen, die sich im Laufe der Jahrtausende zusammengefunden haben. Einen unumstößlichen Beweis hat hierfür die große Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder geliefert. Sie hat gezeigt, daß zwei Typen über ganz Europa von Norden bis zum Süden verbreitet sind: der blonde und der brünette Typus. Die Deutschen, die Schweizer, die Franzosen, die Engländer, die Österreicher 2c. 2c. sind auf diese Weise zusammengesetzt. Diese beiden Typen sind so ineinander gewandert, daß in jedem Dorfe, ja meist in jeder Familie beide neben einander vorkommen, wie dies aus den von Virchow veröffentlichten Karten und Zahlentabellen hervorgeht. Dieses Resultat hatte niemand erwartet. Man hoffte mindestens kleine Stämme oder Völkersplitter noch irgendwo zu finden, die unvermischt aus einem einzigen Typus bestehen. Aber nirgends ist dies der Fall. Das beweist deutlich, daß die Völkerrassen anatomisch zusammengesetzte Massen sind, wenn sie auch in der Geschichte unter dem Bilde einer politischen und sprachlichen Einheit auftreten. Dieser an Millionen geführte Nachweis hat noch immer nicht genügende Beachtung gefunden. Es ist deshalb sehr wertvoll, daß aus der Ferne das nämliche Resultat zum Vorschein kommt, wie z. B. bei dem eben erwähnten griechischen Volksstamme. Von einem andern entlegenen Gebiete der Erde kommt eine weitere übereinstimmende Beobachtung. Franz Boas teilt (Science, April 1891) mit, seine Messungen an Indianerstämmen Amerikas zeigten die gleiche Erscheinung wie die Griechen Kleinasiens. Die Bella Coola (Bilqula) von Britisch Columbien haben sich seit langer Zeit ehelich mit Athapasken und Haeltzuken vermischt. Die Schädelmessungen zeigen unter ihnen zwei verschiedene Kopflängen, wobei die Körperhöhen und die Gesichtsformen mit den Verschiedenheiten des Schädels übereinstimmen. Die mitgeteilten Zahlen sind so schlagend, daß jeder Zufall ausgeschlossen ist. Daraus geht also hervor, daß auch die Indianerstämme Columbias nicht einer einzigen Rasse angehören, sondern aus zwei verschiedenen Rassen zusammengesetzt sind, die im Laufe der Zeit sich begegneten. Diese haben sich dann vermischt, aber dennoch ist keine Mischrasse entstanden, sondern die einzelnen Typen bleiben stets deutlich erkennbar. Boas weist darauf hin, daß diese übereinstimmenden Beobachtungen aus weit entfernten Gebieten die Ansichten Kollmanns von der Unzerstörbarkeit der Typen bestätigen. Langgesichter und Breitgesichter, Langschädel und Kurzschädel von gleicher Beschaffenheit, wie sie heute unter uns vorkommen, finden sich schon in den ältesten Niederlassungen nebeneinander. Sie existieren schon manches Jahrtausend in Europa. Die Schädel aus den Pfahlbauten, aus den Hünen- und Reihengräbern stimmen mit denen der heutigen Bevölkerung Europas so vollkommen überein, daß die genaue Vergleichung mehr und mehr zu der Erkenntnis führt, Völker, Staatenbildung

und Kulturentwickelung seien allein veränderlich, entwickelungsfähig, die rassenanatomischen Eigenschaften der Typen dagegen dauernd, fast ewig zu nennen. Sie verhalten sich hierin wie die meisten Pflanzen- und Tierformen, die nur in unendlichen Zeiträumen und höchst allmählich eine Umänderung erfahren. Es ist physisch immer dasselbe Menschenmaterial, das entweder geistig stationär bleibt oder aber politisch und kulturell hohe Stufen erringt, ohne doch dabei die Farbe seiner Augen, seiner Haare oder seine Schädelform irgendwie zu ändern. — o —

Die Wärmeverhältnisse des Mittelländischen Meeres.

Durch die neueren Tiefseeforschungen ist festgestellt worden, daß im Atlantischen Ozean die Temperatur von 20° an der Oberfläche bis 2,7° in 2600 m Tiefe sinkt; im Mittelmeere hingegen nimmt die Temperatur von der Oberfläche (25° C.) nur bis etwa zu 200 m Tiefe ab und bleibt sich von da bis zur größten Tiefe gleich (13° C.). Dagegen verhält sich das Mittelmeer bezüglich der Temperaturabnahme ähnlich wie bestimmte Süßwasserseen, z. B. der Genfersee. In beiden trifft man eine obere Wasserschicht, in welcher die Wärme regelmäßig mit der Tiefe abnimmt und darunter eine Tiefenschicht von ganz gleichmäßiger Temperatur. Aus dieser Ähnlichkeit schloß Forel, daß das Mittelmeer und die Süßwasserseen gleichen Gesetzen unterliegen, welche von Forel erforscht wurden. Inbetreff der Süßwasserseen hat er drei verschiedene Typen aufgestellt, von denen für den Vergleich mit dem Mittelmeer nur der tropische Typus in Frage kommt, bei welchem die Temperatur niemals unter die des Dichtigkeitsmaximums sinkt, so daß die Schichtung des Wassers eine nur durch die Wärme bedingte ist, wie sich dieses u. a. beim Genfersee zeigt.

Beim Mittelmeer findet man das ganze Jahr hindurch unter 500 m eine gleichmäßige Temperatur von 13°; das Oberflächenwasser kühlt sich im Winter nicht unter 13° ab und erwärmt sich im Sommer auf 25°. Da das Mittelmeer durch eine hohe Barre vom Atlantischen Ozean getrennt ein abgeschlossenes Becken bildet und seine Temperatur niemals unter die des Dichtigkeitsmaximums sinkt, so finden die für die Süßwasserseen mit tropischem Typus gültigen Betrachtungen auch hier im allgemeinen ihre Anwendung. Indessen bildet der Salzgehalt des Mittelmeeres einen wichtigen Unterschied. Sein Einfluß auf die Schwere des Wassers ist nach den vorliegenden Messungen an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Tiefen von derselben Größenordnung wie die Schwereänderungen, welche durch die in diesem Meere vorkommenden Temperaturverschiedenheiten veranlaßt werden, so daß sie sich neutralisieren können, wenn sie einander entgegenwirken. Der Einfluß dieses Momentes ist leicht ersichtlich und veranlaßt in der That ein verschiedenes Verhalten von jenem der Süßwasserseen. Letztere schichten sich thermisch, sowie die Oberfläche erwärmt wird; das warme Wasser bleibt, weil leichter, oben. Wenn aber das Wasser salzhaltig ist, so wird es beim Erwärmen nicht leichter, sondern infolge der Verdunstung konzentrierter, schwerer und sinkt zu Boden. Ebenso steigert der Salzgehalt bei der Abkühlung durch die Verdunstung die Zunahme des spezifischen Gewichtes und das abgekühlte Wasser sinkt früher und tiefer nieder.

Wie in den Seen des Süßwassers ist es auch im Mittelmeere vorzugsweise die Oberfläche, von der aus die Wärme während des Sommers die obersten Schichten thermisch lagert und von der sich im Herbste die Wärme verliert. Hierdurch wird eine Gleichförmigkeit der Temperaturen herbeigeführt, indem die obersten Schichten auf die Temperatur der Tiefenschichten sich abkühlen. Durch die langsame und lange Fortpflanzung der Oberflächenwärme wird die Temperatur der Tiefenschichten allmählich auf etwa 17° über der Temperatur des Dichtemaximums des Salzwassers (— 4°) erhöht; aber wegen der schnellen Abkühlung in den kalten Wintern entweicht die Wärme der Tiefenschichten leicht in die Atmosphäre und so wird verhindert, daß die Temperatur der Tiefenwasser unbeschränkt sich weiter erhöht. Kompliziert werden die Verhältnisse durch die große Ausdehnung des Mittelmeeres, das sich von der warmgemäßigten bis zur subtropischen Zone erstreckt. (Archives des sciences physiques et naturelles 1891, Ser. 3, XXV, 145.)

Das kalte Auftriebwasser an der Ostseite des Nordatlantischen und der Westseite des Nordindischen Ozeans.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. A. Puff in dem letzten Jahresberichte des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik 1888 bis 1890 eine Studie, welche einen interessanten Beitrag zur Frage nach der weiteren Verbreitung des eigentümlichen Phänomens der ozeanischen kalten Auftriebwasser liefert. Neuerdings hat sich herausgestellt, daß die von Humboldt zuerst beobachteten kalten Küstenströmungen in gewissen tropischen und subtropischen Gebieten nicht durchweg als polare Oberflächenströmungen gedeutet werden können, sondern durch lokalen Auftrieb kalten Wassers erzeugt werden. An der Hand des im Archiv der deutschen Seewarte niedergelegten, überaus reichlichen Beobachtungsmaterials hat nun der Verf. gewisse als abnorm bekannte Temperaturerscheinungen an der Ostseite des Nordatlantischen und der Westseite des Nordindischen Ozeans im Lichte dieser neueren, besonders von Krümmel und Buchanan vertretenen Auffassung einer kritischen Betrachtung unterzogen. Für den Atlantischen Ozean gelangt der Verf. zu folgenden Ergebnissen. Das kalte Wasser in unmittelbarer Nähe der Ostküste des Nordatlantischen Ozeans zwischen 40 und 10 Grad n. Br. ist nicht, wie man bis vor kurzem annahm, die Folge eines aus höhern nach niedern Breiten eilenden Oberflächenstromes, sondern es stammt aus der Tiefe und wird von hier aus dicht unter Land an die Oberfläche gebracht. Ursache ist der ablandige Wind (Nord bis Nordost), welcher die Wassermassen von der Küste abtreibt und nach dem offnen Ozean anstaut, infolgedessen in der Tiefe eine Compensationsströmung erzeugt. Zwischen 40 und 35 Grad n. Br. und 20 bis 10 Grad n. Br. giebt es ablandige Winde, und darum kaltes Küstenwasser nur für einen Teil des Jahres, im ersten Gebiete im Sommer und Herbst, im letzteren im Winter und Frühling, während im mittleren Teile zwischen Kap Spartel und der Arguin Bank infolge der beständigen Nordostpassate das ganze Jahr hindurch dies vorherrscht. In der Straße von Gibraltar kombinirt sich die Strömung aus dem Atlantischen Ozean mit den Winden an der afrikanischen Seite, so daß die spanische Küste warm, die afrikanische bei Tanger kühl ist. Für Algier erzeugen ablandige Winde gleichfalls Abkühlung der Küstenwässer. Bemerkenswerte Begleiterscheinungen dieser kalten Auftriebwässer sind Erniederung der Lufttemperatur und häufige Nebelbildung, vor allem aber der Fischreichtum der betreffenden Gebiete, der sich dadurch erklärt, daß das kalte Wasser mit zahllosen Organismen beladen und daher oft ganz trübe aus der Tiefe aufsteigt. So hängt hiermit der Fischreichtum der portugiesischen, der marokkanischen, der algerischen Küste zusammen.

Im Indischen Ozean ergaben sich als Gebiete kalten Auftriebwassers zur Zeit des SW.-Monsuns: die Ostküste Afrikas von Kap Warscheik bis Kap Guardafui; die Nord-

und Ostküste der Insel Sokotra; die Südostküste Arabiens östlich von Ras Fartak; die Südwestküste Arabiens westlich von der Bucht von Aden. Während die durch das kalte Wasser erzeugten Nebel in Verbindung mit den Stürmen die Schiffahrt beim Kap Guardafui so überaus gefährlich gestalten, gereichen dieselben Nebelbildungen der arabischen Küste zum Segen, wo sie in der Provinz Yemen überhaupt die Kultur des Kaffeebaumes ermöglichen; auch hier ist das Auftriebwasser mit Fischreichtum verknüpft.

Dr. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Ethnographisches von den Negern zwischen Niassa- und Tanganjikasee erfahren wir in Wißmanns „Zweiter Durchquerung Äquatorial Afrikas“, S. 215 ff. Die dort wohnenden Wakonde verfahren mit ihren Toten genau so, wie die moderne Leichenverbrennung es verlangt. Drei Tage nach dem Tode wird der Leichnam verbrannt und die Asche desselben in kleinen Töpfen von der Familie gesammelt und aufbewahrt. Auch sezieren diese Stämme häufig ihre Toten, wenn der Grund des Todes nicht ganz klar ist. Man öffnet mit einem scharfen Stück Palmrinde den Magen und untersucht dessen Inhalt und Wände. — Unsre Spiritisten bedienen sich bei ihren Gaukeleien des sogenannten Psychographen, der durch seine Schrift Verborgenes enthüllt. Jene Neger machen es gerade so. Soll ein Schuldiger entlarvt werden, so müssen die Angeschuldigten sich im Kreise versammeln, der Häuptling ergreift eine Holzscheere, genau so gearbeitet wie unser bekanntes sich verlängerndes und zusammenziehendes Kinderspielzeug, und läßt dieselbe arbeiten, bis sie plötzlich, lang ausgestreckt, die Brust des durch sie entlarvten Thäters trifft. Eine dritte Sitte, die bei uns ihre Parallele findet oder früher fand, ist das Fest des neuen Feuers. Im ganzen Lande werden alle Feuer am Abend vor dem Feste gelöscht. Es beginnt ein Gelage, und wenn der Mond eine bestimmte Höhe erreicht hat, macht der Häuptling durch Reiben von Hölzern ein neues Feuer, das durch Zunder aufgenommen und überall hin verteilt wird. Dieses Feuer hat nun für die nächsten zwölf Monate auszuhalten.

— Feuerland. Die Herren Rousson und Willems, von der französischen Regierung mit einer Forschungsreise nach Feuerland beauftragt, haben einen Bericht eingesandt, welcher am 20. März 1891 in der Pariser Geographischen Gesellschaft vorgelegt wurde. Der von ihnen bereiste Teil Feuerlands ist der nordwestliche, gegenüber Punta Arenas an der Magellanstraße. Er ist von einer Gebirgskette durchzogen, die am Kap Boqueron jäh 500 m hoch sich aus dem Meere erhebt und bis Kap Espiritu Santo reicht. Zahlreiche, teils im Sommer versiegende, teils ausdauernde Flüsse gehen von dieser ins Meer, unter denen der Rio del Oso der bedeutendste. Das veränderliche Klima ist nicht so schlimm, wie man gewöhnlich annimmt; die Winde sind aber sehr heftig. Gold kommt vor und wird auch gewaschen, liefert aber wenig Ausbeute. Die Bewohner dieses Teils von Feuerland sind die Onas, bis 2 m hohe Indianer, die noch zu den Patagoniern gehören. Weiße sind im Sommer schon viele vorhanden, doch ziehen die meisten sich im Winter nach Punta Arenas zurück. So wie das Land im Norden der Magellanstraße bereits eine ergiebige Viehzucht besitzt, so wird auch bald Feuerland mit seinen reichen Triften von Schafen und Rindern schwärmen. Eine dort ansässige englische Gesellschaft hat damit große Erfolge erzielt.

— Lieben die Amerikaner Blumen? Diese Frage wirft The Illustrated American auf und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sie dieses allerdings, wo es sich um Sträuße, Zimmerschmuck und Schmückung der Tafel handelt, thun, mit einem Worte, wo es auf Schau und Schmuck ankommt. Dabei aber stellt sich die Thatsache heraus, daß trotz mehrhundertjährigen Besitzes des Landes die Nordamerikaner den einheimischen Pflanzen keine neuen Namen gegeben haben, sondern dieselben bei ihren wissenschaftlichen botanischen Namen benennen; höchstens übertrugen sie europäische Bezeichnungen auf dieselben. Sie sprechen von Viola Nuttallii, Anemone patens, Calochortus venustus. Die Sprache scheint in dieser Beziehung erlahmt zu sein und Benennungen wie unser Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, Frauenschuh, Männertreu, Maßliebchen, Ehrenpreis, Löwenzahn u. s. w. fehlen ganz.

— Die Steinzeit Afrikas, deren ehemaliges Dasein hier und da noch angezweifelt wird, gewinnt immer mehr Stützen, je weiter man forscht. Jetzt bringt Dr. G. Bellucci (Arch. per l'Antropologia XX, 367) Beweise für das Vorhandensein derselben in Abessinien, wobei er erwähnt, daß in verschiedenen afrikanischen Sprachen (wie gleichfalls in indoeuropäischen) die Wörter für Axt und Stein gleichlautend seien. Die abessinischen vorgeschichtlichen Artefakte fand Cecchi im Moserthale (10° nördl. Br., 39° 40′ östl. L.). Es sind Nuclei, Schaber, Messer u. s. w. von paläolithischem Charakter, den entsprechenden europäischen Formen gleichend. Material ist Chalcedon, Quarzit, Obsidian u. s. w. Ein zweiter Fundort ist am Haddosen im Lande der Ada-Galla, ein dritter in Godscham.

— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken ist der Titel einer belangreichen Abhandlung, die Dr. W. Hein in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft (Band 21) veröffentlicht hat. Die Menschenfigur muß da natürlich als stilisiertes, symmetrisches Ornament dienen, da der Stoff, welcher zu Matten, Gefäßen u. s. w. geflochten wird, eine naturgetreue Nachbildung der Formen nicht gestattet. Hein, der hier ein neues Gebiet betritt, bildet solche Flechtwerke von den Arawaken Guyanas, aus San Paulo de Loanda (Westafrika) und von Borneo ab. Mehr war ihm bisher nicht zugängig. Ich erlaube mir, noch auf die Flechtwerke der kalifornischen Indianer mit Menschenfiguren, ganz gleich denen der Arawaken, und auf die altperuanischen Flechtwerke hinzuweisen, die Holmes im Sixth Ann. Rep. Bureau of Ethnology abbildet und beschreibt.

A.

Kleinasien. Im laufenden Sommer begiebt sich Prof. Ramsay, begleitet von den Herren Hogarth und Munro, nach Kleinasien, um die archaischen Denkmäler vorhellenischen Charakters im Antitaurus und Commagene zu erforschen. Die Kosten werden vom Asia Minor Exploration Fund getragen. Prof. Ramsay hat bereits viel zur topographischen Kenntnis und historischen Geographie Kleinasiens beigetragen, namentlich hat er viele alte Ortslagen in Pisidien und Isaurien bestimmt. Auch ist ihm die Entdeckung der ältesten noch erhaltenen christlichen Kirche zu verdanken.

— Die Schlangenverehrung in Indien. In der Asiatic Society zu London hielt am 20. April 1891 Dr. Oldham einen sehr wichtigen Vortrag über die Schlangenverehrung in Indien, der zum erstenmal uns Aufklärung über dieselbe giebt. Die Nagas sind die in ganz Indien bekannten Kobraschlangen, aber dieses ist auch die Benennung eines Volksstammes, der schon in Kaschmir ansässig gewesen sein soll, als dieses Land sich aus den Wassern erhob. In den Puranas werden die Nagas als übernatürliche Wesen oder als wirkliche Schlangen geschildert, die unterirdisch hausen. In älteren Schriften werden sie als ein im Industhale wohnendes Volk erwähnt, dessen Hauptstadt Patala war. Nach Oldham sind die Nagas und Takhas dasselbe Volk, ein Radschputenstamm im bergigen Osten Kaschmirs, das dort unter eigenen Häuptlingen bis vor kurzem unabhängig hauste. Vor den mohammedanischen Zerstörern wußten sie ihre Tempel zu bewahren, ebenso wie vor den Brahmanen ihre Religion. Noch verehren sie in alter Weise ihre Schlangengötter, nicht etwa die Reptilien oder Symbole derselben, sondern ihre zu Götter erhobenen alten Herrscher. Die Schlangengötter Sescha, Vasuhi, Kakschaka u. a. sind in menschlicher Form dargestellt, doch mit einem Kopfschmuck von 5, 7 oder 9 Nagas oder Kobraschlangen versehen. Diese Nagahäuptlinge waren nach der Überlieferung einst Beherrscher eines großen Teiles des Industhales. Noch alljährlich ziehen zahlreiche Pilger nach dem Bergsee Kailas Kand, welcher als heilig gilt, da dorthin sich Vasuhi vor seinem Feinde Garuda rettete.

Die Takhas sind ein Überrest eines mächtigen Radschputenstammes, der fast das ganze Pandschab beherrschte und von dem aus Kolonieen nach den Küsten Indiens, Ceylons und selbst Hinterindien ausgingen. Sie waren, wie Oldham nachwies, Arier. Von Wichtigkeit ist ferner der Nachweis Oldhams, daß die Buddhistische wie die Jainareligion unter diesen Nagas ihren Ursprung nahmen, ja Buddha selbst gehörte höchst wahrscheinlich dieser Rasse an. Daher stammt auch der enge Zusammenhang zwischen der Schlange und dem Buddhismus, worüber so viele Mutmaßungen angestellt wurden.

Die Nagas waren also ein sonnenverehrendes sanskritsprechendes Volk, dessen Totem die Nag oder Kobraschlange war. Sie waren bekannt nach diesem Stammessymbol, mit dem sie allmählich identifiziert wurden. Man kann sie bis in die früheste Zeit indischer Geschichte zurückverfolgen und bis heute haben sie ihre alte Religion, die Verehrung ihrer Häuptlinge in Form von Halbgöttern bewahrt. Durch diese Erkenntnis wird der Zusammenhang des Buddhismus und der Jainareligion mit der Schlange erklärt.

— Zu den aussterbenden Sprachen Europas gehört das Rhätoromanische oder Ladinische im Kanton Graubünden. Im Jahre 1850 sprachen von überhaupt 2 390 116 Schweizern 48 064 (die größere Hälfte der Bevölkerung Graubündens) ladinisch; zwanzig Jahre später redeten von überhaupt 2 669 147 Schweizern nur noch 42 180 und 1881 von 2 846 102 nur noch 38 705 oder kaum noch $^{2}/_{5}$ der graubündischen Bevölkerung ladinisch. Bei der letzten Volkszählung im Jahre 1888 ermittelte man in der ganzen Schweiz 38 375 Ladiner, von welchen 30 077 in Graubünden lebten. Die Zahl der ganz oder überwiegend ladinischen Ortschaften beläuft sich auf 120; außerdem giebt es noch eine Anzahl Orte, in denen die Ladiner die Minderheit der Bevölkerung bilden. In letzteren Ortschaften ist der Rückgang des Ladinischen zu gunsten der deutschen Sprache am bemerkenswertesten. Fast ganz deutsch sind in Graubünden die Bezirke Ober-Landquart (9054 Deutsche, 471 Italiener und 355 Ladiner), Unter-Landquart (11 426 Deutsche, 607 Italiener und 119 Ladiner) und Plessur (10 634 Deutsche, 279 Italiener und 1288 Ladiner). Im Bezirke Hinterrhein halten die 1404 Deutschen den 1366 Ladinern die Wage, im Bezirke Heinzenberg stehen 3756 Deutsche 2689 Ladinern gegenüber. Ganz oder überwiegend ladinisch sind die Bezirke Vorderrhein (93 Deutsche, 5691 Ladiner), Münsterthal (298 Deutsche, 1180 Ladiner), Maloja (1310 Deutsche, 2558 Ladiner), Inn (939 Deutsche, 5167 Ladiner), Im Boden (1568 Deutsche, 3595 Ladiner), Glenner (2722 Deutsche, 7780 Ladiner) und Albula (919 Deutsche, 5160 Ladiner). Daß der kleine rhätoromanische oder ladinische Stamm auch in Zukunft immer mehr zurückgehen werde, ist wohl nicht zweifelhaft; zwischen zwei großen Kulturvölkern lebend, werden die Nachkommen der gegenwärtigen Generationen zum größten Teil den Deutschen, zu einem kleineren Teile den Italienern sich anschließen. Durch den Bau einer Eisenbahn von Landeck in Tirol nach dem Ober-Engadin würde die Ausbreitung der deutschen Sprache im ladinischen Sprachgebiete Graubündens wesentlich begünstigt werden. Gb.

— Bastardland wird der schmale, dünn bevölkerte Landstreifen im Norden des Oranjeflusses genannt, der im Westen von dem deutschen Südwestafrika, im Osten vom Nosobflusse begrenzt wird. Dasselbe ist im Mai durch den Gouverneur der Kapkolonie der englischen Kronkolonie Betschuanaland einverleibt worden. Im Süden des Bastardlandes wohnen Korana, im Norden bei Mier die Bastards. Beide Völker sind Hottentotten, die Bastards gehören zu den Griqua.

— Das Denkmal für den ausgezeichneten Entdeckungsreisenden und Orientalisten, Sir Richard Burton, ist am 26. Mai 1891 auf seinem Grabe in London, wohin seine sterblichen Überreste von Triest aus gebracht wurden, enthüllt worden. Es stellt ein 5 m hohes arabisches Zelt dar, über dem sich ein goldener Stern erhebt. — Der Nachlaß des hochverdienten Mannes und britischen Generalkonsuls betrug, wie seine Witwe eidlich aussagte, nur die Summe von 200 Pfund.

— Vorgeschichtliches aus Maisur (Mysore). In diesem südindischen Staate hat Dr. Bain einen Cromlech mit drei Steinzirkeln geöffnet. Die Grabkammer in der Mitte desselben, 1,3 m unter der Oberfläche, sprengte er mit Dynamit. In derselben fand er zunächst Tschatties, Urnen, ähnlich den jetzt noch gebrauchten Gefäßen mit verschiedenen Getreidearten gefüllt. Dieselben standen in drei Reihen um den Begrabenen herum. Weiterhin kamen zwei eiserne Schwerter zum Vorschein, die stark verrostet waren und gekreuzt über der Brust des Skelettes lagen. Letzteres ruht auf einer großen, den Boden des Grabes bildenden Steinplatte. Vom Schädel hatten sich einzelne Teile, der Unterkiefer und viele Zähne erhalten, welche um die vollständig erhaltene Abformung des Gehirns (cast of the brain, wohl in Thon?) herumlagen. In der Gegend der Nase lag ein kleiner dünner Goldring von sehr einfacher Arbeit, wie Bain meint, der erste Goldgegenstand, der in einem vorgeschichtlichen indischen Grabe gefunden wurde. An der einen Seite, bei den Handknochen, fand man ein gekrümmtes, 8 Zoll langes und $^{1}/_{4}$ Zoll starkes Kupferstäbchen, an der Stelle der Füße aber eine Anzahl eiserner Pfeil- und Speerspitzen, an denen noch Überreste der Holzschäfte saßen. Die in den Gefäßen befindlichen Getreidearten sind verloren worden, daher leider nicht bestimmt. Nach diesem Berichte kann es sich keineswegs um ein sehr altes Grab handeln; die Cromlechs wurden danach noch in verhältnismäßig später Zeit errichtet (Journ. Anthropol. Soc. Bombay II, 229. 1890).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Heidelberg, Leopoldstraße 27. Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Druckfehler im LIX. Bande.

Seite 2, Spalte 1, Zeile 5 lies Beechey statt Bocchey.
„ 2, „ 1, „ 11 „ Commander statt Commandor.
„ 3, „ 1, „ 4 „ Dickie statt Tickin.
„ 28 in der Unterschrift des Profils lies zweimal Eluviale statt Fluviale.
„ 150, Spalte 2, Zeile 20 lies Grevelingen statt Gravelingen.
„ 150, „ 2, „ 40 „ 's Gravenbrakel statt s' Gravenbeackel.
„ 179, „ 1, „ 18 „ 17. August statt 1. August.
„ 179, „ 2, „ 8 „ vlamisch-holländischen statt vlamisch-belgischen.
„ 195, „ 2, „ 9 von unten lies Wasserreichtum statt Massenreichtum.
„ 214, „ 2, „ 12 lies aus Röevcken statt und Röroiten.

Seite 289, Spalte 2, Zeile 28 lies 1890 statt 1891.
„ 219, „ 2, „ 28 „ psychologischen statt physiologischen.
„ 289, „ 2, „ 30 „ eines statt seines.
„ 290, „ 1, „ 6 „ als statt abee.
„ 291, „ 1, „ 17 u. 18 lies besser statt bisher.
„ 291, „ 2, „ 7 von unten lies Existenz statt Intelligenz.
„ 292, „ 1, „ 6 lies Solidarität und statt der.
„ 292, „ 1, „ 15 „ richtiger statt wichtigee.
„ 292, „ 1, „ 46 „ Kollektiveigentum statt Kollektionseigentum.
„ 292, „ 2, „ 35 „ bethätigen statt bestätigen.
„ 367, „ 2, „ 31 „ 1804 statt 1884.
„ 367, „ 2, „ 31 „ γεωγραφίας statt γεωγρίας.




535546
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY


GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000908353

